Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag

Digitized by Google

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
97011
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1928 L

Digitized by Google

Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Neunzehnter Band.

Der neuen Folge dritter Band.

October 1865 — März 1866.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1866.

Digitized by Google

Digitized by Google

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

neunzehnten (der neuen Folge dritten) Bande

der

Illuſtrirten Deutſchen Monatshefte.

Althaus, Friedrich, in London, 415. — Aſſmann, W., in Braunſchweig, 133. — Bamberger, J., in Mainz, 640. — Birnbaum, K., in Karlsruhe, 659. — Bodenſtedt, Friedrich, in München, 77. — Carriere, Moriz, in München, 491. — Czerwinsky, Albert, in Danzig, 535. — Förſter, Ernſt, in München, 90. — Gentilli, Amadeo, in Verona, 101. — Henrich, Hedwig, in Stuttgart, 593. — Hoefer, Edmund, in Stuttgart, 337, 449, 561. — Hoffner, Wilhelm, in Berlin, 245, 363, 484. — Hollaender, Ludwig, in Berlin, 620. — Knothe, Hermann, in Dresden, 143. — Kupffer, Th., 287. — Lichterfeld, Friedrich, in Berlin, 371. — Mädler, J. H., in Bonn, 376. — Müller, Joh., in Freiburg, 213, 518. — Nohl, Ludwig, in München, 306. — Riegel, E. H., in Berlin, 152. — Rommel, Ernſt, in Karlsruhe, 544. — Ruß, Karl, in Berlin, 176, 299. — Schleiden, M. J., in Dresden, 41. — Schramm, Hugo, in Dresden, 502, 604. — Schröder, Ew., in Elberfeld, 636. — Schröder, Karl, in Schwerin, 262, 385. — Schücking, Levin, in Münſter, 1, 113, 225. — Stahl, Arthur, in Magdeburg, 95, 277. — Stahl, W., in Gießen, 323, 434. — Thierſch, H. W. J., in München, 26. — Venedey, Jakob, in Ulm, 197. — Vogel, Auguſt, in München, 211, 548. — Wagner, Moriz, in München, 53.

Harv. 23 Z Jh. 1923 (Vol. 19, 92, 127=5)

Digitized by Google

Inhalt

des neunzehnten (der neuen Folge dritten) Bandes.

Conſtanze. Eine römiſche Studie. Von Levin Schücking, 1, 113, 225.
König Karl I. von England. Von H. W. J. Thierſch, 26.
Ueber die Täuſchungen der Sinne. Von M. J. Schleiden, 41.
Die Vulcane und Kegelberge der weſtlichen Cordillere von Quito in Südamerika. Von Moriz Wagner, 53.
Die Ufer des Amazonenſtromes, 70.
Limburg, 76.
Hamlet. Von Friedrich Bodenſtedt, 77.
Hippolyte Flandrin. Von Ernſt Förſter, 90.
Der Alcazar in Sevilla. Von Arthur Stahl, 95.
Ueber die Meßbarkeit photographiſcher Bilder. Von Amadeo Gentilli, 101.
Columbus als Schriftſteller. Von W. Aſſmann, 133.
Der Unverbeſſerliche. Humoreske, 136.
Don Juan d'Auſtria. Von Hermann Knothe, 143.
Die Grabſtätten der Philoſophen zu Berlin. Von E. H. Riegel, 152.
Die Temperamente. Von Jürgen Bona Meyer, 166.
Der Wiedehopf. Ein Bild aus dem Walde. Von Karl Ruß, 176.
Der Nil, 181, 399, 527.
Die geographiſche Geſellſchaft in London, 194.
Die Nienſei, 196.
Der Ulmer Dom. Von Jakob Venedey, 197.
Moriz Carriere, 203.
In Torfmooren aufgefundene Ueberreſte aus dem Thier- und Pflanzenreiche. Von Aug. Vogel, 211.
Rutherfurd's aſtronomiſche Photographien. Von J. Müller, 213.
Petroleum für Dampfkeſſel, 217.
Rußland's Flachshandel, 217.
Holſteins Handelsflotte und Schifffahrt, 218.
Die engliſchen Yachtclubs, 219.
Verkehr auf der Panama-Eiſenbahn, 220.
Deutſche Geſchichtſchreiber. Von Wilhelm Hoffner, 245, 363, 484.
Weſt und Oſt der Pyrenäen. Von Karl Schröder, 262, 385.
Bilder aus Spanien. Von Arthur Stahl. Sevilla, 277.
Mineralquellen auf Formoſa, 286.
Das Thermometer und die Erdtemperatur. Von Th. Kupffer, 287.
Die Getreideverwüſter. Von Karl Ruß, 299.
Ungedruckte Briefe Beethoven's. Mitgetheilt von Ludwig Nohl, 306.
Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote, 313.
Zur Geſchichte des deutſchen Handwerks. Von W. Stahl, 323, 434.
Der Telegraph von Hughes, 329.
Frankreichs Depeſchenverkehr, 331.
Dornröschen. Eine Erzählung. Von Edmund Hoefer, 337, 449, 561.
Buch. Von F. Lichterfeld, 371.
Einige Bemerkungen über Himmelskunde. Von J. H. von Mädler, 376.
Der Königs-Pinguin, 383.
Livingſtone's neue Miſſionsreiſen, 411.
Lord Palmerſton. Eine biographiſche Charakteriſtik. Von Friedrich Althaus, 415.
Platon's Gaſtmahl. Von Moriz Carriere, 491.
Adolf Theodor von Kupffer. Von Hugo Schramm, 502, 604.
Die wahre Bahn des Donati'ſchen Kometen. Von J. Müller, 518.
Der Jagdfalke, 520.
Die Araucarien, 524.
Die Orkneys, 532.
Ueber ſpaniſche Nationaltänze. Von Albert Czerwinski, 535.
Don Pedro von Aragonien und Ephraim ben Sancho. Von Ernſt Rommel, 544.
Torfverkohlung in England. Von A. Vogel, 548.
Experimente mit den amerikaniſchen Torpedos in England, 549.
Rußlands Fabrikthätigkeit, 554.
Eine Nacht in einer Venta. Erinnerungen eines ſpaniſchen Flüchtlings aus dem Jahre 1814. Von Hedwig Henrich, 593.
Aus dem Baſſutolande. Eine ſüdafrikaniſche Skizze. Von Ludwig Hollaender, 620.
Die Turkmanen von Merw, 634.
Kleine Naturbeobachtungen. Von Ew. Schröder. Die Spinne und der Spinnenfaden, 636.
Frauenlob. Von J. Bamberger, 640.
Die chemiſchen Proceſſe in der Photographie. Von K. Birnbaum, 401.
Neueſtes aus der Ferne: Neuer Weg für einen Canal durch den Iſthmus von Panama. — Die blauen Seen in Nordamerika. — Karte vom Montblanc. — Die Biſcharis. — Der neue Staat Nevada. — Der Bund des britiſchen Nordamerika's. — Eine Reiſe durch Arabien. — Obok. — Die Ruinen des Tabor. — Chineſiſche Eiſenbahnen, 106.
Schwere und Wärme des Seewaſſers. — Ein türkiſcher Alterthumsforſcher. — Das offene Polarmeer. — Die Baumwollencultur Italiens, 221.
Eine neue Religion in Neuſeeland. — Die Sclaverei in Braſilien. — von der Decken in Afrika. — Triſtram's Forſchungen in Paläſtina. — Das Gebirge Bayan Aul, 332.
Entdeckung einer alten Stadt der Indianer in Mexiko. — Verſchwinden des Neuſiedler Sees. Bhutan. — Das Sargaſſo-Meer, 445.
Britiſch-Columbia. — Die ruſſiſch-amerikaniſche Telegraphenſtation. — Gerhard Rohlfs in Afrika. — Du Chaillu's Reiſe. — Näheres über Baker. — Reiſen im nördlichen Auſtralien. — Die elektriſche Telegraphie in Marokko. — Racenwirrwarr in Peru. — Die weſtindiſchen Neger, 555.
Pinang und Malakka. — Das Klima Auſtraliens.

— Die Maron-Neger. — Reisen auf Madagaskar. — New-Brunswick. — Der Sclavenhandel im Orient, 667.
Literarisches: Tagebuch Dietrich Sigismund von Buch's aus den Jahren 1674 bis 1683. Herausgegeben von Gustav von Kessel, 39.
Von 1815 bis 1865. Blicke in das Culturleben. Von Johannes Fritz, 62.
Wilhelm Lübke's Geschichte der Architektur. — Iffland und Dalberg, Geschichte der classischen Theaterzeit Mannheims. Von Dr. W. Koffka. — Mit dem Zopf. Von Karl Neumann-Strela, 100.
Geschichte des französischen Revolutionskrieges im J. 1792. Von C. Renouard, 165.
Die Thiere des Waldes. Von Brehm und Roßmäßler, 180.
Dante Alighieri's Leben und Werke. Von Dr. F. X. Wegele. — Neue Gedichte von J. G. Fischer, 210.
Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. Dritter Band, 255.
Auf heimischer Erde. Neue Novellen von K. Frenzel. Zwei Bände, 261.
Palästina, beschrieben von C. Hergt. — Wanderungen durch Palästina, von Conrad Furrer. — Hübner's statistische Tafel aller Länder der Erde, 286.
Naturwissenschaftliche Blicke in's tägliche Leben. Von Karl Ruß, 305.
Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution von 1789 bis 1804. Von Dr. Karl Richter. Erster Band. — Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts. Von Franz Winter, 374.
Entdeckungsreisen in der Heimath. Von Hermann Wagner. — Der große König und sein Recrut. — Illustrirter Kalender. Herausgegeben von J. J. Weber, 375.
In der freien Natur. Von Karl Ruß, 414.
Die Geschichte der Welt vor und nach Christus. Von Dr. H. Dittmar, 432.
Hausandacht in frommen Liedern. Von Jul. Sturm. — Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Herausgegeben von R. Gottschall. — Album für Deutschlands Töchter, 444.
Geschichtsbilder aus dem deutschen Vaterlande. Herausgegeben von Ferd. Schmidt, 500.
Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. — Nach der Natur. Novellen von Moriz Hartmann, 501.
Populäre Aesthetik von Karl Lemcke. 3. Lfg., 546.
Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke in 12 Bänden. — Gedichte von Bernhard von Lepel, 547.
Die neue Sündfluth. Roman von Julius Rodenberg, 603.
Die Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Fürsprecher Heimann, 603.
Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel, von Karl und Adolf Müller, 639.
Bibliothek ausländischer Classiker, 658.
Zeitschrift über Künstler und Kunstwerke. Herausgegeben von Hermann Grimm, 658.
William Shakspeare's Sonette, übersetzt von Friedr. Bodenstedt, 658.
Kunstnotizen: Goethe-Galerie. Goethe's Frauengestalten nach Handzeichnungen von W. Kaulbach. Zweite, dritte und vierte Lieferung, 321.
Photographien der vorzüglichsten Meisterwerke der Dresdener Gemäldegalerie. — Kupferstiche nach Kaulbach's Wandgemälden im Berliner Museum. — Blumen der Heimath in Bild und Lied. Von Joh. Nep. Vogl. — Lose Blätter aus Heine's Buch der Lieder. Aquarellen von Rosa Bussy, 433.
Neues vom Büchertisch: 40, 62, 165, 180, 196, 210, 220, 261, 305, 331, 375, 414, 444, 501, 547 603, 639, 658.

Namen- und Sachregister

zum neunzehnten (der neuen Folge dritten) Bande.

Alcazar, Der, in Sevilla. Von Arthur Stahl, 95.
Alterthumsforscher, Ein türkischer, 221.
Amazonenstromes, Die Ufer des, 70
Arabien, Eine Reise durch, 108.
Araucarien, Die, 524.
Australien, Reisen in, 558.
Australiens Klima, 668.

Bahn, Die, des Donati'schen Kometen. Von J. Müller, 518.
Baker, Näheres über, 557.
Barcelona. Von Karl Schröder, 385.
Bassutolande, Aus dem. Von Ludw. Hollaender, 620.
Baumwollencultur Italiens, 223.
Bayan-Aul, Das Gebirge, 335.
Bayonne. Von K. Schröder, 262.
Bhutan, 447.
Biarritz. Von K. Schröder, 262.
Bilder aus Spanien. Von Arthur Stahl, 277.
Bischarié, Die, 108.
Blaue Seen in Nordamerika, 107.
Briefe Beethoven's. Von K. Nohl, 306.
Britisch-Columbia, 554.
Buch. Von Friedr. Lichterfeld, 371.
Bund, Der, des britischen Nordamerika, 108.

Carriere, Moriz, 208.
Chinesische Eisenbahnen, 109.
Claudius, Mathias, 313.
Columbus als Schriftsteller. Von W. Aßmann, 133.
Constanze. Eine römische Studie. Von Levin Schücking, 1, 113, 225.

Decken, von der, in Afrika, 333.
Don Juan d'Austria. Von H. Knothe, 143.
Don Pedro von Aragonien. Von C. Rommel, 544.
Dornröschen. Eine Erzählung. Von Edmund Hoefer, 337, 449, 561.
Du Chaillu's Reise, 557.

Flandrin, H. Von Ernst Förster.
Frankreichs Depeschenverkehr, 331.
Frauenlob. Von J. Bamberger, 640.

Geographische Gesellschaft in London, 194.
Geschichtschreiber, Deutsche. Von W. Hoffner, 245, 363, 484.
Getreideverwüster. Von Karl Ruß, 299.
Grabstätten, Die, der Philosophen in Berlin. Von E. H. Riegel, 152.

Hamlet. Von Friedrich Bodenstedt, 77.

Handwerks, Zur Geschichte des deutschen. Von W. Stahl, 323, 434.
Himmelskunde, Einige Bemerkungen über. Von J. H. Mädler, 376.
Holsteins Handelsflotte und Schifffahrt, 218.

Jagdfalke, Der, 520.
Isthmus von Panama, Canal durch den, 106.

Karl von England. Von H. W. J. Thiersch, 26.
Königs-Pinguin, Der, 383.
Kupffer, A. Th. von. Von H. Schramm, 502, 604.

Kunstnotizen: Bussy, Rosa: Lose Blätter aus Heine's Buch der Lieder, 443.
Kaulbach's Goethe-Galerie, 321.
Kupferstiche nach Kaulbach's Wandgemälden, 433.
Photographien nach Meisterwerken der Dresdener Galerie, 433.
Vogl, Joh. Nep.: Blumen der Heimath in Bild und Lied, 443.

Limburg, 76.
Livingstone's neue Missionsreisen, 411.
Lourdes. Von K. Schröder, 262.

Literarisches: Album für Deutschlands Töchter, 444.
Bibliothek ausländischer Classiker, 400.
Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland, 501.
Bodenstedt: Shakspeare's Sonette, 658.
Brehm und Roßmäßler: Thiere des Waldes, 180
Dittmar, H.: Geschichte der Welt, 444.
Fischer, J. G.: Gedichte, 210.
Frenzel, Karl: Novellen, 261.
Fritz, Joh.: Von 1815 bis 1865, 62.
Furrer, Conrad: Palästina, 286.
Gottschall: Gedankenharmonie, 444.
Grimm, Hermann: Zeitschrift über Künstler und Kunstwerke, 658.
Hartmann, Moriz: Nach der Natur, 501.
Häusser: Deutsche Geschichte, 255.
Hebbel, Friedrich: Werke, 547.
Heimann: Die Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft, 603.
Hergt: Palästina, 286.
Hübner: Statistische Tafel, 286.
Kessel, Gustav von: S. von Buch's Tagebuch, 39.
Koffka: Iffland und Dalberg, 100.
König, Der große, und sein Recrut, 375.
Lemcke, Karl: Aesthetik, 546.
Lepel, Bernh. von: Gedichte, 547.
Lübke: Geschichte der Architektur, 100.
Müller, Karl und Adolf: Charakterzeichnungen deutscher Singvögel, 639.
Neumann-Strela: Mit dem Zopf, 100.
Renouard: Geschichte des französischen Revolutionskrieges, 165.
Richter, Karl: Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution, 374.
Rodenberg, Julius: Die neue Sündfluth, 603.
Ruß, Karl: In der freien Natur, 414.
Ruß, Karl: Naturwissenschaftliche Blicke, 305.
Schmidt, Ferd.: Geschichtsbilder, 500.
Sturm, Jul.: Hausandacht, 444.
Wagner, Herm.: Entdeckungsreisen, 375.
Weber: Illustrirter Kalender, 375.
Wegele, F. X.: Dante's Leben und Werke, 210.

Madagaskar, Reisen auf, 670.
Malakka, 667.
Marokko, Telegraphenwesen in, 558.
Maron-Neger, 669.
Meßbarkeit, Die, photographischer Bilder. Von A. Gentilli, 101.
Mexiko, Entdeckung einer alten Indianerstadt in, 445.
Mineralquellen auf Formosa, 286.
Montblanc-Karte, 107.
Müller, Johannes von. Von W. Hoffner, 245.

Nacht, Eine, in einer Venta, 593.
Naturbeobachtungen, Kleine. Von E. Schröder, 636.
Neuseeland, Eine neue Religion in, 332.
Neusiedler-See, Verschwinden des, 446.
Nevada, 109.
New-Brunswick, 671.
Niebuhr, B. G. Von W. Hoffner, 363.
Rienzi, Die, 196.
Nil, Der, 181, 399, 527.

Obok, 109.
Orkneys, Die, 532.

Palmerston, Lord. Von Friedrich Althaus, 415.
Panama-Eisenbahn-Verkehr, 220.
Pau. Von K. Schröder, 262.
Petroleum für Dampfkessel, 217.
Photographie, Die chemischen Processe in der, 401.
Pinang, 667.
Platon's Gastmahl. Von M. Carriere, 491.
Polarmeer, Das offene, 222.

Racenwirrwarr in Peru, 558.
Rohlfs, Gerhard, in Afrika, 556.
Russisch-amerikanische Telegraphenexpedition, 556.
Rußlands Fabrikthätigkeit, 554.
Rußlands Flachshandel, 217.
Rutherfurd's astronomische Photographien. Von J. Müller, 213.

Sargasso-Meer, Das, 448.
Schlosser, F. Chr. Von W. Hoffner, 484.
Sclavenhandel im Orient, 672.
Sclaverei in Brasilien, 332.
Seewassers, Schwere und Wärme des, 221.
Sevilla. Von Arthur Stahl, 277.
Sinnestäuschungen, Ueber. Von M. J. Schleiden, 41.
Spanische Nationaltänze. Von Czerwinski, 535.
Spinne, Die, und der Spinnenfaden, 636.

Tabor, Die Ruinen des, 109.
Telegraph, Der, von Hughes, 329.
Temperamente, Die. Von Jürgen Bona Meyer, 166.
Thermometer und Erdtemperatur. Von A. Th. von Kupffer, 287.
Torfverkohlung in England. Von A. Vogel, 548.
Torpedos, Amerikanische, in England, 549.
Tristram's Forschungen in Palästina, 334.
Turkmanen, Die, von Merw, 634.

Ueberreste in Torfmooren. Von A. Vogel, 211.
Ulmer Dom, Der. Von J. Venedey, 197.
Unverbesserliche, Der, 136.

Vulcane von Quito. Von M. Wagner, 53.

Westindische Neger, 558.
West und Ost der Pyrenäen. Von K. Schröder, 262, 385.
Wiedehopf, Der. Von Karl Ruß, 176.

Yachtclubbs, Englische, 219.

Nro. 13 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 109.**

Weſtermann's

Illuſtrirte Deutſche Monatshefte.

October 1865.

Conſtanze.

Eine römiſche Studie.

Von

Iebin Schücking.

I.

„Nun, ſo kommen Sie doch ... ich hätte gar nicht geglaubt, daß Sie ſich für ein weibliches Weſen ſo intereſſiren könnten, um ſo lange ſtehen zu bleiben und ihm nachzuſchauen!“

Ein kleiner, ſchmächtiger und blonder junger Mann ſprach dies zu einem größeren, kräftiger gebauten Manne, deſſen ausdrucksvolle, ein wenig vom Wetter gebräunten Züge ein reiferes Alter verriethen und von einem ſtarken dunkeln Vollbart umrahmt waren.

Beide waren Deutſche — nicht die Sprache allein zeigte es, ſondern die ganze Haltung und der Schnitt der Züge, der Typus des Geſichts, das bei dem ältern, größern, in auffallender Weiſe geiſtig durcharbeitet war.

„Nun weshalb nicht,“ verſetzte dieſer ... „ich könnte mich ganz außerordentlich, ganz leidenſchaftlich für ein weibliches Weſen intereſſiren, wenn es mir nur intereſſant wäre!“

„Und iſt Ihnen dieſe große blonde deutſche Thusnelda intereſſant?“

„Für den Moment, ja!“

„Sie finden ſie hübſch?“

„Hübſch? Welches Wort! Wie kann man ſich in Rom um etwas kümmern, was hübſch iſt! Sie ſind und bleiben doch der eingefleiſchte Berliner!“

„Alſo mehr ... ſchön, majeſtätiſch, grandios ...“

„Sie hat einen anziehenden Kopf, der ſich in Marmor gehauen gut ausnähme, glaub' ich, wie die ganze imponirende Geſtalt ... aber nicht deshalb hab' ich ihr

nachgeschaut, sondern weil ich eben sie im Vorübergehen das Wort Plato aussprechen hörte. Wie kommt ein Weib, das hier auf dem Monte Pincio spazieren geht, um ihre Toilette zu zeigen, Toiletten zu sehen und moderne Opernmusik anzuhören, dazu, von Plato zu reden?"

„Von Plato? Das ist freilich seltsam, wenn nicht vielleicht ihr Schooßhund Plato heißt, was allerdings nicht grade ein häufig vorkommender Taufname für Hunde ist; oder das Wort „Platow" war und einen russischen Grafen bedeutet, der ihr die Cour macht ..."

Der Andere schüttelte den Kopf.

„Ich glaube nicht," sagte er; „ich beobachtete sie neulich in der Villa Ludovisi; sie hatte sich dem Junokopf gegenübergesetzt und schien Zeit und Welt zu vergessen über den Anblick ... auch daß es sehr kalt in der Gallerie des Casino war ... sie trippelte mit den Füßen vor Frost, ihre Nasenspitze wurde ganz roth vor Kälte ... aber sie fühlte nichts davon, so versunken war sie in das marmorne Antlitz der Göttin. Kann ein Frauenzimmer die namenlose Hoheit dieses Kopfes, das ganze Götterthum, die ganze hohe Griechenwelt, den durch Schmerz gemilderten Macht- und Schönheitsstolz dieses Steingesichts fassen?"

„Eh—chi lo sa! Aber vielleicht ist es eine Künstlerin! Vielleicht knetet sie in schmutzigem Thon herum und macht selbst Götterbilder nach ... tüchtigen Modellen!"

„Ach pfui, verderben sie mir die Phantasie nicht. Sie sind abscheulich, Berliner. Einem Manne wie mir, der auf der Welt nichts weiter hat wie seine Phantasie, muß man sie nicht verderben, — es kommt mir immer wie eine persönliche Beleidigung vor, wenn man mir von unschönen, unsittlichen Dingen, von widrigen Vorstellungen redet; mir wird immer übel zu Muthe — mag ich nun Aerzte von scheußlichen Leiblichkeiten sprechen hören, oder gezwungen sein, hinter die Coulissen des Lebens zu blicken. Welches Bild ..., dies Mädchen mit dem edlen Kopf und der stolzen königlichen Haltung im saloppen Negligée nassen Thon durchwühlend und irgend einen halbnackten Bauer aus dem Ciocciarenlande als Modell ihr gegenüber zu denken!"

„Wie reizbare und empfindliche Nerven Sie haben!" lachte der Blonde. „Sie sind dann sicherlich auch schon aus ästhetischen Gründen kein Anhänger der Darwin'schen Theorie, sondern lassen die Welt aus dem reinsten aller Dinge, aus dem bloßen Nichts blank und funkelnd hervorgehen."

„Gewiß nicht, als ein Ur-Immundezzaio, aus dem Schlamm! Schon der Gedanke ist abscheulich. Aber kommen Sie, dies Gewühl hier ist lästig und die Verdi'sche Opernmusik, welche diese französische Regimentsbande abdudelt, daß sich Gott erbarm, ist unerträglich."

„Aber Plato!" warf der Andere ein ... „wenn wir unsern Rundgang fortsetzen, werden wir ihr sogleich wieder begegnen."

„Lassen wir es, Sie haben mich aus der Stimmung gebracht — wandeln wir lieber in die Villa Medici und sehen von dem Belvedere aus die Sonne niedergehen."

„Es ist merkwürdig, wie leicht Sie aus der Stimmung gebracht werden können — ich bin mit meinem Geplauder wohl oft so unglücklich, Ihrer Stimmung, namentlich Ihrer Schwärmerei für Rom solch einen kleinen Stoß zu geben — gestehen Sie es nur, ohne zu fürchten, daß Sie mich dadurch sehr unglücklich machen — ich werde mich mit dem Gedanken trösten, daß es Ihnen durchaus nicht schadet, wenn ein guter Bekannter Ihnen zuweilen die Illusionen ein wenig stört und die Rückseite der römischen Dinge zeigt, die mitunter recht miserabel und widrig sind: ohne mich hätten Sie fortwährend eine Brille auf, die Ihnen Alles rosenroth zeigte ... erst wenn Sie einmal auf dem Heimwege aus unserer Trattoria Abends überfallen, mißhandelt und ausgeplündert sind, kann ich Sie gewissenberuhigt verlassen und annehmen, daß Sie das richtige Gleichgewicht wieder gefunden haben ... das Pro und das Contra abzuwägen wissen!"

„Sie sind sehr gütig, lieber Wagner, und gar zu bescheiden, sich so als bloßes Bleigewicht für den zu großen Schwung meiner Begeisterung für Rom zu betrachten," lautete die lachend gegebene Antwort; „und warum reden Sie von verlassen? Ich denke, wir halten den Winter hindurch zusammen aus! Rom ist ernst, sehr ernst ... da ist mir ein so heitrer Geist wie Sie ein Gegensatz ..."

„Eine Erholung, ein Spielzeug, ein lustiger Rath, der die melancholischen Gedanken ein wenig zerstreut und ablenkt ... wahrhaftig, Sie sehen mit Ihrem Faust-

geſicht eben drein als ſagten Sie ſich innerlich:

Von allen Geiſtern, die verneinen,
Iſt mir der Schalk am wenigſten verhaßt!

Nein, nein, leugnen Sie es nur nicht — ich bin Ihnen nicht böſe darum, wenn Sie nur nie, ſobald ich zu Ihnen komme, ſprechen:

Daß dieſe Fülle der Geſichte
Der trockne Schleicher ſtören muß!

Aber analyſiren wir jetzt unſere Freundſchaft nicht länger. Das Analyſiren iſt eine deutſche philoſophiſche Unſitte und hier in Rom, wo ſchon das Denken ein Laſter iſt, unverzeihlich, und hier ſind wir am Einlaßpförtchen in die Villa Medici — in der dunkelſchattigen ſtillen grünen Gartenwelt... Lorbeerhecken und Marmorſtatuen und immergrüne Berceaus — wundervoll, ſchön wie ein Traum, ein echtes Stück Heſperien, werden Sie ſagen. Aber merkwürdig, blicken Sie einmal durch ein Loch dieſer immergrünen Hecken, ſo ſehen Sie große Gartenbeete, auf denen abſolut nichts, gar nichts wächſt als Gras und Neſſeln. Der Garten iſt bloß der Hecken wegen da — Sie müſſen mir einräumen, daß das die höchſt unpraktiſche Rückſeite der Sache iſt."

„Wäre Ihnen lieber, wenn auf dieſen Beeten Teltower Rüben gezogen würden?"

„Gewiß!" — Es kommt Alles auf eine richtige Würdigung der Dinge an. Wenn Sie glauben, der Lorbeer vertrüge ſich mit der Rübe aus Teltow nicht, ſo ſchieben Sie ihm einen höchſt ungerechtfertigten Geburtsſtolz unter. Die Abſtammung beſagten Strauchs von einer illegitimen Verbindung zwiſchen luſtigem Göttervolk wie Apollo und Daphne, berechtigt ihn keineswegs, auf ein wohlſchmeckendes Gewächs niederzuſehen, für welches ich immer eine ausgezeichnete Hochachtung gehabt habe. Was thu' ich mit der Poeſie, wenn ſie mir die Diners verdirbt! Können Sie mich widerlegen, Gebhard Hans Richard von Schönburg, edler Ritter, tiefſinniger Fauſt, dem der Mephiſtopheles abhanden gekommen iſt und der nun verwaiſt und rathlos nach Rom gewandert, um ihn da zu ſuchen?"

„Was ſich Alles in Ihrem Kopfe durcheinanderwälzt," rief Schönburg aus, ein wenig betroffen ſeinen Begleiter anſchauend — „Apollo, Teltower Rüben und Mephiſtopheles! Uebrigens mögen Sie da ausnahmsweiſe vielleicht etwas geſagt haben, worin ein Korn Wahrheit iſt. Ein Fauſt ohne Mephiſtopheles, ohne das Dämoniſche, was zum Fauſt gehört — alſo eine grübelnde deutſche Gelehrtenſeele, ein Bücherwurm am Ende wie andere auch ..."

„Nur mit einem Wagner an der Seite ..."

„Es iſt etwas, was ich mir ſchon öfter geſagt habe. Aber laſſen wir es jetzt, ſeien Sie ein wenig ſtill, wenn Sie können; wenn ich dieſen Hain betrete, iſt mir immer, als käm' ich in einen heiligen Tempelbering, in ein ahnungsvolles Götterheiligthum; von jener hohen Treppe, die aus dem Dickicht der Wipfel niederführt, müßte mir eine Geſtalt des Olymps entgegenſchreiten ..."

Sie hatten den hochliegenden Hain an der Südoſtſeite der Villa erſtiegen und betraten die von dichten Wipfelkronen überwölbte Allee, in deren Mitte ein Springquell ſich in ſeine Schale ergießt, während am Ende eine ſteile Steintreppe ſich im grünen Laube verliert.

Das Ganze konnte den Eindruck eines Doré'ſchen Märchenbildes machen; man konnte ſich in der dunkeln undurchſichtigen Wipfelregion hoch oben über der Treppe irgend ein verzaubertes Feenſchloß, Dornröschens Zauberpalaſt träumen. Wagner ſagte:

„Es wird Einem wahrhaftig ſo zu Muthe, als geriethe man hier in eine Gegend, in der man als Kind ſchon geweſen, um bei irgend einer verwunſchenen Prinzeſſin ſeine Karte abzugeben ... das reinſte Grimm'ſche Märchen, wie meine Großmutter ſie uns Kindern erzählte, wenn wir hinter dem Kachelofen ... Sie wiſſen, nur Berlin kennt den zweckmäßigen Kachelofen ..."

„Aber halten Sie doch ein, mit Ihren Berliner Kachelöfen!" rief Schönburg aus... „mit Ihrer Großmutter, mit Ihrer unreinen Phantaſie, die Alles durcheinander ſchmutzt ... wie können Sie hier, grade hier davon beginnen!"

„Beſchmutzt meine Großmutter Ihnen die Phantaſie?" lachte Wagner auf.

„Zum Henker ja ... wie Alles, was Sie da von Grimm'ſchen Märchen, verwunſchenen Prinzeſſinnen und ſo weiter wälſchen. Ein reinlicher Geiſt ſcheidet die Dinge, welche nicht zuſammengehören, und bringt nicht unſern nordiſchen Spuk, unſere

aus herbstlichen Wiesennebeln geborenen Phantasmen, unsere im dürren Laub eines entblätterten Waldes raschelnden Gespenster in diese Welt des Südens, in diesen Hain,

Qui ingenti ramorum protegit umbra,

und in dessen dunkles Immergrün nur die weißleuchtenden Gestalten der reinen griechischen Göttersage gehören."

„Ach, Sie sind ein schrecklicher classischer Schulmeister, Schönburg," antwortete Wagner lachend — „ich dachte, ich hätte eben etwas recht Schönes und Geistreiches gesagt, was so recht Ihr eigenes Gefühl ausgesprochen, und nun beschmutzt es Ihre weißleuchtende Phantasie!"

Sie stiegen die Treppe hinan; als sie die Hälfte derselben erreicht hatten, rief Wagner, der voraus war, aus:

„Wir werden nicht die Einzigen da oben sein ... Damen ... und, wahrhaftig, Sie kommen eben recht, Schönburg, ich sehe ein blaues Kleid ... das ist Fräulein Plato — auf Ehre!"

Schönburg blickte empor — er sah, daß auf dem kleinen Belvedere da oben in der That die Dame stand, der er vorhin nachgeschaut hatte. Sie stand an die Brüstung gelehnt, welche den engen, um eine kleine gewölbte Halle umherlaufenden Altan umgibt, und blickte in die Campagna hinaus. Ihre Begleiterin stand an der andern Seite und sah von dort aus auf die ewige Stadt hinab.

Als sie oben angekommen waren, und die Damen grüßten, sah Fräulein Plato, wie der Berliner sie nannte, Schönburg mit einem prüfenden kalten Blicke an — es lag etwas Kaltes, Hartes in ihren Augensternen, jene Schärfe, die blaue Augen haben, wenn sie die Trockenheit zeigen, die ihnen eigen sein kann; ihre Züge waren regelmäßig und mußten, als sie in frischer Jugendblüthe strahlten, sehr schön gewesen sein — die Stirn hoch und auffallend stark ausgebildet, umgeben von einfach gescheiteltem hochblonden Haar; das Kinn war kräftig und breit, es redete von einem energischen Charakter, aber um den feinen Mund lag ein Zug von Leiden und davon sprach auch die zarte, nur leise mit Roth überhauchte Farbe des Gesichts. So machte das Ganze mehr den Eindruck eines geistig vornehmen und intelligenten Wesens als der Schönheit.

Ihre Gestalt war groß und schlank; die von einem schwarzen Tuch umhüllten Schultern zeigten die schön abfallenden Linien eines plastischen Gebildes.

Auf dem engen Raume mußte man so dicht zusammentreten, daß ein Gespräch unvermeidlich war ... Wagner hatte es sehr bald eröffnet, indem er der zweiten Dame, einer kleinen, zarten, in schwarze Seide gekleideten Gestalt, sagte:

„Das ist schön wie ein Traum, was da unter uns und rings umher sich ausbreitet, dieser Blick auf Rom!"

Die kleine Dame sah zu ihm auf und antwortete dann in einem süddeutsch tönenden Dialekt:

„Es ist in der That eine prächtige Aussicht ... man glaubt immer, sobald man eine Höhe erstiegen hat, die einen Blick auf die ewige Stadt gewährt, diese sei die schönste von Allen ..."

„Um gleich am andern Tage eine schönere zu finden!" fiel Wagner ein. „Ich meine, die aus den Farnesischen Gärten ist doch die Krone von allen ... waren Sie dort?"

„Doch ja, wir gehen von Zeit zu Zeit hin ..."

„Sie sind schon längere Zeit hier?"

Das Fräulein schien nicht für gut zu finden, auf so directe Fragen zu antworten; sie wandte sich an ihre Gefährtin mit den Worten:

„Wollen wir gehen, Constanze ...? der Luftzug möchte zu kühl werden für Dich hier oben!"

Das Fräulein im blauen Kleide sagte lakonisch: „O nein!" und fuhr fort, nach dem von der Abendbeleuchtung in ganz unbeschreiblich schöne violette Tinten und rosige Töne gekleideten Sabinergebirge auszuschauen. Schönburg wagte nicht, sie anzureden.

„So laß mich Dir wenigstens den Ueberwurf umgeben," sagte die in Schwarz, und warf ihrer Freundin ein leichtes Mäntelchen über die Schultern, das sie bisher über dem Arm getragen. Dabei stieß sie an den schwarz eingebundenen Reiseführer, den die andere neben sich auf die Mauerbrüstung gelegt — das Buch fiel hinunter.

„Ach, der unglückliche Förster ... nun ist es doch gut, daß er schwarz eingebunden, man wird die Flecken nicht so sehen!" rief Wagner lächelnd aus, während Schönburg rasch die Treppe hinuntergesprungen

war, um das Buch da unten in der Tiefe zu ſuchen.

„Machen Sie ihm denn das ſonſt zum Vorwurf?“ ſagte Conſtanze jetzt.

„Freilich — ein ordentliches Reiſebuch muß roth ſein und nicht durch eine andere Farbe zu einer Art Nationalitätscocarde werden — jeder Deutſche, der dieſen ſchwarzen Profeſſor unter meinem Arm ſieht, glaubt, Anſprüche auf meine Landsmannſchaft machen zu können!“

Schönburg hatte das Buch wenige Schuh tief unter dem Altan, auf dem Hügel, auf dem das kleine Belvedere ſteht, gefunden — er kam jetzt damit zurück und überreichte es der Dame in Blau.

„Ich danke Ihnen — Sie ſind ſehr gütig,“ ſagte dieſe jetzt freundlich zu Schönburg. „Aber komm jetzt, Beatrix — wir wollen gehen.“

Sie winkte Schönburg einen kurzen Gruß zu und ſchritt die Treppe hinab, während ihre Begleiterin ihr folgte, ohne ſich anders zu verabſchieden, als durch einen Wagner ſtreifenden lächelnden Blick.

Schönburg ſtarrte ihnen nach, wie ſie unter dem Dickicht der Zweige verſchwanden.

„Nun — folgen wir!“ ſagte Wagner ... „die Sonne iſt ja hier oben doch untergegangen, für Sie wenigſtens.“

Schönburg antwortete nicht — er blickte noch eine Weile auf die Stadt hinaus und dann wandte er ſich, um zu gehen — Wagner nach, der bereits begonnen hatte, die Stufen niederzuſchreiten.

Die Allee des kleinen Hains war bald zurückgelegt; am Ende derſelben führte eine zweite Treppe an ein Thor hinab, durch das man aus den eigentlichen Gartenanlagen der Villa in den hochgelegenen kleinen Wald gelangt, und das unſere beiden Freunde offen gefunden hatten, als ſie gekommen waren.

Jetzt ſahen ſie am Fuße der Treppe wartend die beiden Damen ſtehen. Das Thor war geſchloſſen worden.

„Ach, wir ſind eingeſchloſſen!“ ſagte Wagner niederſteigend und auf das Thor zugehend, um zu klopfen.

„Wir haben ſchon einige Male geklopft, aber es hilft nicht — Niemand kommt!“ bemerkte die Dame in ſchwarzer Seide.

„So heißt es auch hier, wie ſo oft in Rom, Geduld haben!“ verſetzte Wagner ... „in ſo guter Geſellſchaft iſt die Aufgabe nicht ſchwer!“

Conſtanze blickte ruhig zu einem Stück Basrelief auf, welches in die Mauer neben dem Thor eingelaſſen war. Schönburg folgte ihren Augen und nachdem er die alte Arbeit eine Weile überblickt, ſagte er:

„In guter Geſellſchaft iſt man immer in Rom; es iſt immer ein Stück, wenn auch gebrochener, Schönheit da!“

„Das iſt wahr,“ verſetzte Conſtanze lebhaft ... „wohin man blickt, iſt irgend etwas, das zu feſſeln weiß. Das iſt eine treffliche, ich möchte behaupten, griechiſche Arbeit, dies zertrümmerte Basrelief da!“

„Wie viel anmuthigen Ausdruck und Schönheit hat das Geſicht des Jünglings, der ein Ruder oder was es ſein ſoll, in der Rechten hält!“

„Sehen Sie bei plaſtiſchen Werken auf die Schönheit des Geſichts und den Ausdruck der Züge?“ fragte Conſtanze lächelnd.

„Darf man das nicht?“

„O weshalb nicht!“

„Und doch fragen Sie ein wenig ironiſch.“

„Ich meine, es darf nicht das Erſte ſein, was man dabei in's Auge faßt. Auch wird jeder Bildhauer, in deſſen Atelier Sie kommen, es mit einem ſüßſauern Lächeln aufnehmen, wenn Sie an ſeiner Statue Anmuth und Ausdruck der Geſichtszüge loben, wie es die Laien zu thun pflegen ... als ob ſie irgend ein Madonnenbild vor ſich hätten.“

„Aber was will der Künſtler anders als zunächſt den Kopf in's Auge gefaßt haben,“ fragte Schönburg, „der an ſeiner Geſtalt das Erſte und Wichtigſte iſt, der den Spiegel des Gemüths bildet, auf dem ſich die ganze Innerlichkeit reflectirt und der tiefſte Seelenaffect ausprägt, ohne den deshalb die Bedeutung der dargeſtellten Situation nicht zu verſtehen iſt ...“

Der große Eifer, womit er ſprach, ſchien Conſtanze zu feſſeln. Sie blickte zum erſten Male aufmerkſamer in ſeine Züge und ſagte dann langſamer und gehaltener:

„Bei den Werken der Sculptur ſpricht die ganze Geſtalt ihren Sinn durch Haltung, Bewegung, durch jedes Glied, durch die Stellung der Füße und die Hebung der Arme, der Hände aus. Die innere Bedeutung wird durch das Ganze abgeſpiegelt. Zum Ganzen gehört denn freilich

auch der Kopf; er ist die krönende Spitze, die Vollendung des Ganzen, aber er ist nur ein wesentlicher Theil, nicht die Hauptsache!"

„Ich kann das nicht ganz einräumen ..."

„So lange Sie das nicht können, ist Ihnen der Sinn für Plastik auch nicht erschlossen," fiel Constanze lebhafter ein. „Wir Deutsche haben nun einmal eine geistige Richtung, die uns romantische Gemüthsaffecte und tiefsinnige Seelen- und Herzensinnerlichkeit auch da suchen heißt, wo wir sie nicht suchen dürfen; in den Werken einer classischen Kunst, welche nur durch schöne Formen und edle Linien den einfachen Gottheitsstrahl der Schönheit aus ihrem Marmor leuchten lassen will; mehr nicht!"

„So gibt es zwei Arten, die Antiken zu bewundern," entgegnete Schönburg.

„O gewiß," versetzte Constanze — „eine, welche vor die Pudicitia oder den Junokopf wie vor ein Portrait von Vandyck tritt und die Herzensgeschichte des dargestellten Wesens aus den Zügen lesen möchte; eine andere, welche nur einen Abglanz schönen reinen Menschenthums oder großen leuchtenden Götterdaseins in sich aufnehmen will ... aber so klopfe doch, Beatrix ... ich höre draußen gehen!"

„Ich hätte das längst gethan," versetzte Beatrix lächelnd, „hätte ich Deinen geistreichen Vortrag zu unterbrechen gewagt."

Sie klopfte, während Wagner einfiel: „Und es ist sehr grausam, daß Sie es jetzt thun ... ich sehe meinem Freunde an, daß er noch lange nicht überzeugt ist und noch sehr gern etwas antworten würde, worin jedenfalls von dem „Unendlichen" in der Kunst die Rede gewesen wäre."

„Sie irren," sagte Schönburg — „ich habe, ehe ich antworten will, vor, über dies Gespräch nachzudenken!"

Er machte der Dame eine Verbeugung, in welche er eine gewisse Bedeutsamkeit zu legen gewußt haben mußte, denn sie erröthete leis, als sie sie erwiederte, um sich zu verabschieden. Denn einer jener Franzosen, ein Diener der Académie Impériale, die in der Villa Medici ihren Sitz hat, war herbeigekommen und hatte von außen das Thor erschlossen. Die beiden Paare trennten sich.

„Sollen wir ihnen folgen, um zu sehen, wo sie bleiben?" fragte Wagner.

Schönburg schüttelte den Kopf.

„Um ihnen lästig zu erscheinen?" sagte er.

II.

Schönburg war seit mehreren Monaten in Rom. Er hatte den ersten Schaudurst, der die Fremdlinge rastlos umhertreibt, gestillt. Um nicht ganz sich selbst abhanden zu kommen, hatte er eine Arbeit begonnen. Er arbeitete in den Morgenstunden ... was, darüber hatte sein Reisefreund Wagner keine genaue Vorstellung; er gab ihm Schuld, daß er an einer classischen Tragödie in Versen und fünf Acten schreibe ... oder an einer Abhandlung über die Katakomben, oder an einer ähnlichen ersprießlichen und der Welt wohlthätigen Arbeit. Den Nachmittag machten Beide zusammen Ausflüge. Am nächsten Tage wanderten sie zum Thore von San Giovanni hinaus; sie besahen die Ausgrabungen der Via Latina und wandten sich dann Tavolata zu, einer Campagna-Osterie mit einem stillen Schankzimmer, dessen Wände lustige Maler aus dem Norden mit allerlei heiteren Bildwerken verziert haben. Auf dem Wege fiel ihnen eine Gruppe von vier Männern auf, welche auf einem der als Weideplätze umhegten Landstücke bei einander standen und mit der vollen italienischen Lebhaftigkeit debattirten. Ein anständig gekleideter Mann bildete den Mittelpunkt. Drei Campagnolen, die mit Ackergeräthschaften versehen waren, standen um ihn her und tobten und schrien auf ihn ein.

„Gehen wir zu ihnen," sagte Wagner, „um zu sehen, was sie haben, vielleicht verhüten wir Mord und Todtschlag oder die Ausplünderung eines Landsmannes ..."

„Es wird nicht so schlimm sein; dies ganze Geschrei und diese erhobenen Fäuste sind wohl nur die ganz harmlosen Begleiter einer freundschaftlichen Unterhaltung über die Verpachtung eines Stückes Land oder die Benutzungsweise desselben!"

So freundschaftlich mußte aber die Unterhaltung doch nicht sein; denn sowie die Beiden sich der Gruppe näherten und von ihr wahrgenommen wurden, riefen die Campagnolen sie an und winkten sie lebhaft herbei; der als Städter gekleidete Herr sah ihnen dabei mit einem mißvergnügten Gesicht schweigend entgegen.

„Sie sind Fremde!" riefen die Arbeiter

ihnen zu, ... „kommen Sie hierher ... Sie sollen sagen, wer Recht hat ... kommen Sie hierher, Signori!“

Schönburg und Wagner sahen, als sie herantraten, daß die Gruppe sich auf einem Bodenstück befand, welches man begonnen hatte umzugraben, um irgend eine Cultur darauf auszuführen, und daß vor den Füßen des Mannes aus der Stadt ein mit Erde beschmutztes Steinbild lag.

„Da sehen Sie hier,“ riefen die Campagnolen — „wir haben es beim Graben aufgefunden — es lag nicht zwei Fuß unter der Erde — es ist ein kostbares Pezzo, ein wunderbares Ding, es ist unbezahlbar, es ist ein Schatz, der sein Gewicht an Gold werth ist ... und nun sagt der Padrone, es sei nicht zehn Scudi werth und will uns nicht mehr als fünf Scudi für unser Theil geben!“

„Eh, diese Menschen sind Narren, sie sind Kinder,“ rief der Mann aus der Stadt dagegen — „sie haben das alte Bild in meinem Boden gefunden und bilden sich nun ein, für die werthlose schlechte Arbeit müsse ich ihnen ein Vermögen an den Hals werfen — sie glauben, sie könnten mich bei dieser Gelegenheit ausplündern, wie Schufte, die sie sind, alle zusammen!“

„Nun, Demonio,“ rief einer der Arbeiter dazwischen, „die Herren, welche Forestieri sind und denen wir trauen, sollen sagen, ob wir Recht haben oder nicht, sie sollen sagen, ob das Bild zehn Scudi werth ist oder mehr, viel mehr!“

Wagner zog ein Messer hervor und begann die Erde von der Statue abzukratzen; ein Campagnole lief, ein Büschel Gras und Kräuter auf dem nächsten Weidestück zusammenzuraffen, um damit den alten Marmor abzuwischen ... man sah bald, daß man es mit einer guten Arbeit zu thun hatte — ein junger Bacchus mit einem Leopardenfell über der Schulter; nur der rechte Unterarm und ein Fuß fehlte, und die rechte Schulter war ein wenig verletzt, so eben beim Ausgraben; der frische Bruch zeigte das eigenthümliche Flimmern des parischen Marmors.

„Ihr habt Recht, Leute,“ sagte Schönburg — „der Fund ist mehr werth als zehn Scudi, weit mehr!“

„Eh, da haben wir's ... der Signor Forestiere versteht die Sache ... da hören Sie's, Signor Stratelli!“

Sie sahen dabei triumphirend ihren Gegenpart an.

„Weit mehr!“ sagte dieser verächtlich und durch die Dazwischenkunft der Fremden sehr gereizt ... „Sie werden viel davon verstehen — Sie werden wohl selbst einen Haufen Scudi für ein altes Ding, deren man jeden Tag findet, geben!“

„Ich selbst!“ entgegnete Schönburg, durch das Wesen und die Weise des Mannes, der offenbar die armen Finder des Bildes hatte benachtheiligen wollen, verletzt, „ich selbst werde zwar in Verlegenheit kommen, wenn ich solch einen Stein in meinen Koffer verpackt mit heimnehmen muß ... aber weil Sie mich beim Worte nehmen, so gebe ich vierzig Scudi für den Fund. Aber weshalb nicht die Sache von geschworenen Kunstverständigen in Rom abschätzen lassen — das würde ja allem Streit ein Ende machen?“

Der Städter zuckte die Achseln und die Campagnolen murmelten etwas von Governo, Behörden. Sie schienen alle diesen Weg gleich unpraktisch zu finden; Jener aber sagte:

„Nun gut denn, Herr, wenn Sie vierzig Scudi zahlen wollen, so kommen Sie in meine Wohnung in Rom — hier ist meine Karte, geben Sie mir die Ihrige — wir wollen dann über den Handel reden mit mehr Bequemlichkeit und Ruhe, als es hier möglich ist. Euch Leuten will ich die Hälfte mit zwanzig Scudi zahlen — hier sind sie — und nun, denk' ich, werdet ihr zufrieden sein und über die ganze Sache keine unnützen Worte mehr machen, weder hier noch irgendwo anders!“

Er zog aus dem Taschenbuch, aus dem er seine Karte genommen hatte, ein grünes Bankbillet hervor und reichte es den Leuten. Ihre Mienen drückten immer noch Unzufriedenheit aus, aber sie schwiegen und gaben durch Kopfnicken zu verstehen, daß sie allerdings das Unterlassen unnützer Worte über die Sache von nun an im beiderseitigen Interesse fänden.

Schönburg wandte sich zum Gehen.

„Auf Wiedersehen,“ sagte er zu dem Herrn.

„Auf Wiedersehen,“ versetzte dieser ... „ich erwarte, daß die Herren zu mir kommen und mich nicht durch Ausbleiben in Schaden bringen!“

„Sie haben meine Adresse!“ entgegnete

Schönburg und verabschiedete sich mit einem Gruß an die Campagnolen.

„Um was sind Sie nun reicher?“ sagte Wagner, als sie aus dem Gehörkreise der Leute waren ... „um einen schönen antiken Bacchus, oder um eine Erfahrung, wie man in Rom Forestieri beschwindelt, indem man an ihrem Wege mitten in der Campagna einen solchen Streit in Scene setzt?“

„Weder um das Eine noch um das Andere,“ entgegnete Schönburg, „denn jedenfalls wird der Bacchus, wenn ich zu diesem Menschen komme, einen fabelhaften Werth bekommen haben; und daß die Scene geflissentlich eingeleitet sei, um uns zu täuschen, ist eine rechte Forestieri-Idee; — Ihr Berliner glaubt, Ihr seid auf Schritt und Tritt hier von Schwindlern umringt!“

„So ungefähr,“ antwortete Wagner — „und dabei ist es freilich tröstlich zu sehen, wie diese Menschenrace nicht allein uns Fremde, sondern auch sich unter einander zu überlisten sucht.“

„Es ist nicht so schlimm — sie locken uns gern das Geld ab, das ist wahr, aber übrigens sind sie eine ehrliche Race; man muß nur mit ihnen umzugehen verstehen!“

In der Tavolata war der Wein schlecht, und die Aussicht auf die ferne Peterskuppel an der einen, auf die nahen, epheuumrankten Aquaductruinen an der andern Seite schienen Schönburg nicht dafür zu entschädigen; er hörte nicht auf Wagner's Späße über die komische Malerfigur, die an der Wand abgebildet war, wie sie unter einem mächtigen Sonnenschirm dasitzt und emsig Farben kleckst, während der Teufel an die Spitze des Schirmes einen Faden gebunden hat und ihn damit umreißt. Schönburg schien von einer inneren Unruhe geplagt und drängte zum Aufbruch.

„Sie sind ein ungemüthlicher Mensch, Schönburg,“ sagte Wagner; „alle ungemüthlichen Menschen haben keine Ruhe, wenn sie im Wirthshaus hinter der Flasche sitzen. Ich fühle mich dann ganz als — wie Rabelais sagt — grand prêtre de la dive bouteille, und beneide den Papst in seinem Vatican nicht. Apropos — werden sie morgen in den Vatican gehen — es ist Vaticanstag morgen.“

„Gewiß!“

„Ich dacht' es mir — nachdem Ihnen so gründliche Belehrung geworden, auf welcher untergeordneten Stufe in der Kunst des Betrachtens und Sehens Sie stehen, werden Sie eifrige Studien machen, sich darin zu vervollkommnen ... vielleicht finden Sie dort Ihren Professor wieder, und ist das Glück Ihnen ganz hold, so setzt sie wohl gar ihren Unterricht ein wenig fort.“

„Wir können das ja hoffen!“ entgegnete Schönburg lakonisch.

„Sagen Sie mir, aus welchem Lande ist Ihr Fräulein Plato, welchem Stande gehört sie an und in welchen Kreisen hat sie sich bewegt?“

„Und woher soll ich das wissen?“

„Das hätten Sie nicht Alles längst ergrübelt? Beaumarchais fand einen weißen Atlasschuh im Garten des Luxembourg und ließ am andern Tag in's Anzeigeblatt setzen: Gefunden ein Schuh einer Dame von 25 bis 26 Jahren, mit blondem Haar, blauen Augen, etwas über mittler Größe, mehr stark als mager und von selbstbewußter fester Haltung u. s. w. Und Sie sollten von einer Dame, mit der Sie zweimal geredet, und die Sie interessirt, nicht wissen, woher, aus welcher Sphäre sie stammt, wie ...“

„Wer sagt Ihnen, daß sie mich interessirt, mehr wie die Weiber alle?“

„Sie selber sagten es neulich ... weil sie Plato genannt, habe sie Sie angezogen ... Sie müssen auch gestehen, daß, wenn der Name Plato's ein Schlüssel zu Ihrem Herzen geworden ist, Sie an einer platonischen Liebe leiden, das ist klar ...“

Wagner lachte herzlich über seinen Spaß und dann fuhr er fort:

„Hören Sie meine Conjecturen an, meine Beobachtungen. Der Gegenstand Ihres platonischen Interesses ist achtundzwanzig Jahre alt — ich will Ihre Gefühle nicht verletzen, indem ich neunundzwanzig sage, was zu dicht an das bedeutungsvolle Uebergangsstadium von gereifter zu welker Schönheit grenzte. Sie ist leidend — man sah es an der Sorge ihrer Begleiterin für sie; — als Leidende verwöhnt, als Phönix von Bildung noch viel mehr. Aber sie gehört nicht den vornehmen Ständen an, sie hat nicht den sich wiegenden saccadirten Gang einer Dame, die gewöhnt ist, lange Seidenroben über Parquetböden und Teppichgemächer nachzuschleppen. Sie hat nichts von der Coketterie, der weichen Nonchalance eines privilegirten Wesens, das in der parfümirten und grenzenlos

langweiligen Poeſie des Salons lilienſtengelig aufwuchs. Ihr Schritt, ihr Weſen hat etwas Strammes, ich möchte ſagen Lebenskämpferhaftes; ihre Stimme etwas Trockenes, Hartes, wie ihr Blick. In Summa: ich glaube, ſie iſt die Tochter eines deutſchen Profeſſors, das einzige Kind deſſelben, und deshalb ſchon bei der Geburt in ein Meer von Gelehrſamkeit getaucht, wie Achilles von ſeiner Mutter Thetis; ſie verachtet deshalb weibliches Wirken und weiblicher Hände kleinliches Schaffen; ſie fühlt ſich als geiſtige Potenz und will nur heirathen, wenn ein ganz berühmter Mann um ſie anhält, einerlei, wie er dann ausſieht und wenn er auch einen Höcker hat. Da Sie mit einem ſolchen nun nicht aufwarten können, und es auch ſehr fraglich iſt, ob Ihr famoſes Trauerſpiel in fünf Acten Sie berühmt macht, lieber Schönburg, ſo ſehen Sie, ſtehen Ihre Ausſichten ſchlecht — aber ich würde mich an Ihrer Stelle tröſten, lieber Freund — ich denke mir, Sie verlangen zur Frau kein Profeſſorenkind, das Sie immer ein wenig wie einen der Unterricht bedürftigen Zuhörer ihres Papas behandeln würde, ſondern ein Weib mit der vollen Wärme und dem vollen Hingebungsbedürfniſſe einer echten weiblichen Natur. Starke, energiſche Männernaturen lieben wie der alte Goethe die Clärchen, die Gretchen — nicht die Conſtanzen!“

Schönburg lächelte.

„Meinen Sie?“ ſagte er „. . . glauben Sie, daß eine volle und kräftige Mannesnatur, worunter Sie ſo gütig ſind mich zu zählen, als ſeine andere Hälfte eines jener weichen, ſeelenguten Geſchöpfe ſuche, deren ſchönſter Reiz die holdſelige Unbewußtheit iſt, und die in dieſer verführeriſchen Unbewußtheit ſo viel kleiner Tücken, Launen, Verſtellungskünſte und Perfidien nähren, ſo daß ſie auch nicht ahnen, welche kleine Schlangen ſie ſind!“

„Oho — Sie werden ja ganz bitter . . . ſpricht ein dépit amoureux aus Ihnen? Haben Sie unangenehme Erfahrungen gemacht?“

„Unangenehme Erfahrungen? Nun ja! Dieſe ſtille von der Gluth der niedergehenden Sonne beleuchtete Campagna, über der dort ſo herrlich der Monte Gennaro aufglüht, iſt ganz der Ort dazu, ſich auszuſprechen, wenn man auch nur einen Berliner neben ſich wandeln hat . . . Ich habe eine ſehr unangenehme Erfahrung gemacht. Das Leben meines Gemüths hat ſich ſeit Jahren, wo ich einſam bin, in der Sehnſucht nach dem hohen und edlen Eros, von dem Plato ſpricht, concentrirt. Ich habe nach einem Weibe geſucht, von gleichem Metall gegoſſen, wie ich ſelber bin, von gleichem Wuchs, von gleicher Scheitelhöhe mit mir — mit einem Wort, im Weibe einen Freund! Ich habe es nicht gefunden; ich fand kleine Weſen mit großem Egoismus und großer Coketterie, oder — kluge, tüchtige, aller Ehren werthe Frauen; die aber waren häßlich oder alt! Ich mußte an Michel Angelo denken, der kein Weib von ſeinem geiſtigen Wuchs auf Erden fand — und als er endlich eins fand, da trat ſein Schönheitsſinn zwiſchen ihn und ſie. Sie war häßlich! An ſeinem Schönheitsſinn ſcheiterte ſein Glück. Ich weiß nicht, ob dies hiſtoriſch iſt — aber ein Dichter hat es ſo dargeſtellt und ſein Gedicht hat einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.

„Stolzer Römer,“ ſagte der Berliner.

„Es mag ſehr ſtolz lauten, allerdings!“ verſetzte Schönburg; „das Gefühl der Stärke iſt eben meine Schwäche; ſo oft ich mir auch ſage, daß ich bis zu dieſer Stunde mit all meiner Stärke nichts geſchafft oder vollbracht oder geleiſtet habe. Was wollen Sie . . .

Man fühlt den Saft in ſeinen Adern rinnen,
Den Schmerzesdrang, ein Großes zu beginnen,
Und von dem Werk, das man im Traum bemeiſtert,
Vom ungepflückten Lorbeer ſich begeiſtert!“

„Und um es dann im Leben wirklich zu bemeiſtern, dazu fehlt uns dann der Mephiſto!“ ſagte Wagner lachend. „Und wiſſen Sie, womit Leute, die ſo unermeßlich hohe Anſprüche machen, enden?“

„Nun? . . .“

„Damit, daß ſie irgend ein Geſchöpf der untergeordnetſten Art, wohl gar ein Malermodell oder ſo etwas heimführen!“

„Sie haben Recht, meiner zu ſpotten,“ verſetzte Schönburg. „Sie werden es ſchon aus Höflichkeit niemals ſo ſtark thun, wie ich ſelbſt es thue, wenn ich mir ſage, Du biſt ein Thor, Dich nicht als beſcheidenes dunkles Glied in die Kette des Allgemeinen einſchmieden laſſen zu wollen, um da wie alle anderen Deine Dienſte zu thun, nicht mehr und nicht weniger. Es liegt in meinem

Schicksale, das kein glückliches war. Ich war früh einsam, unabhängig, mein eigener Herr und reich."

„Welch' bitteres Lebensloos," fiel Wagner ironisch ein.

„Das ist es in der That ... es ist besser, wenn Noth und Zwang ein zu großes Selbstgefühl zwingen, in der Arbeit Gleichgewicht und Maß zu finden. Das, was die Arbeit producirt, ist der beste Stoff, unsern Charakter zu bilden. Wie Statuen geschliffen werden mit dem Marmorstaub, den sie selbst abgeworfen unter den Raspeln der Bildhauer. Ich habe mich nicht zu durcharbeiten brauchen; das ist mein Unglück. Nun hab' ich den Fehler, mich zu viel zu durchdenken. Aber genug. Vergessen Sie es — hätt' ich Ihnen diese Selbstbespiegelungen in der schönen Form geben können, wie ein Childe Harold die seinen, so dürften Sie es behalten — so aber schließe ich wie ein Frauenbrief: Verbrennen Sie diese Zeilen! Sehen Sie, wie magisch dort die Peterskuppel sich abzeichnet am dunkelroth glühenden Horizont. O Rom!"

„O Rom!" versetzte Wagner; „es ist die Stadt der Welt, wo man die wunderbarsten Charaktere bei einander findet, auf die seltsamsten Menschen stößt!"

„Und schein' ich Ihnen solch ein seltsamer Kauz?"

„Wenn Sie's nicht übel nehmen, ja. Sie sind ein unabhängiger, reicher, gesunder, schöner Mann, so etwas wie ein Halbbruder von dem verwogenen Gesellen in San Pietro in Vincoli, an den Sie mich immer erinnern, wenn ich Sie mit Ihrem kecken blitzenden Auge in's Weite schauen sehe ... und Sie gehen hier umher und denken! Wollen Sie denken, so denken Sie an des Horaz Carpe diem, und jetzt lassen Sie uns in die Palombella gehen, wo wir gute Freunde hinter den strohumflochtenen Foglietten des Est est finden."

„Sie haben Recht — lenken wir unsere Schritte dahin!" —

III.

Am andern Tage wanderte Schönburg in die Via della Margutta, die auf der Karte des Herrn, den er gestern in der Campagna gefunden, bemerkt war. Signor Stratelli, Mercante di Campagna, hatte er darauf gelesen. Der Mann gehörte also zu den meist sehr wohlhabenden Geschäftsleuten, welche Stücke Landes aus den Latifundien der Campagna anpachten, um sie zu verunterpachten, Producte aufkaufen und wieder verhandeln, Viehheerden dort fett werden lassen u. s. w. Das Haus, welches Schönburg in Via Margutta betrat, machte einen angenehmen Eindruck durch saubere Reinlichkeit und frische Tünche des Treppenhauses; im ersten Stock erschien, nachdem die Schelle erklungen, ein sehr hübsches Mädchen in der Tracht der Albanerinnen, dem rothen Mieder und mit dem durch das dunkelschwarze Haar gezogenen großen Silberpfeil. Auf Schönburg's Frage nach dem Herrn gab sie die Auskunft, daß Signor Stratelli ausgegangen, daß er jedoch sehr bald heimkehren müsse, und daß der Herr gebeten würde, sich einen Stock höher hinaufzubegeben, wo er die Frau des Signor Stratelli finden werde.

Da die Frau eines römischen Mercante so viel von den Geschäften zu wissen und zu verstehen pflegt, wie der Signor Padrone selber, so schritt, um mit jener zu verhandeln, Schönburg die zweite Treppe hinauf, und las hier an der Thüre des höheren Stockwerkes den Namen: Korn, Maler.

Als die Thüre auf sein Klingeln sich geöffnet hatte, trat er in einen kleinen Corridor, der mit Gipsbüsten auf Consolen rechts und links geziert und in den Ecken mit Oleander- und Gummibäumen besetzt war — aus einer Thüre rechts, die in eine kleine Küche führte, trat eine Person in einer Haustracht, die nicht leicht erkennen ließ, ob sie die Hausfrau oder die Dienerin hier sei. Auf Schönburg's in italienischer Sprache gegebene Erklärung, weshalb er komme, sagte sie in deutscher Sprache:

„Sie sind ein Fremder, ein Deutscher wohl?"

„Sie haben Recht ..."

„Und Sie wollen zur Signora Stratelli, weil Sie den Signor Padrone nicht gefunden? ... wie kann man Sie da heraufschicken, die Signora weiß nichts von den Geschäften des Padrone und will nichts davon wissen; die Teresa da unten ist eine Gans ... aber treten Sie ein, Sie werden, bis der Padrone zurückkommt, die

Arbeiten des Herrn Korn betrachten; treten Sie näher ..."

Schönburg glaubte zu bemerken, daß die Donna mit einem gewissen Verdruß sein Begehren, mit der Signora zu verhandeln, aufnahm, und daß sie des Padrone nur mit einer gewissen sarkastischen Betonung des Wortes erwähnte. Sie war jetzt an's Ende des Corridors gegangen und hatte hier eine Thür geöffnet, durch welche Schönburg in ein geräumiges Maleratelier blickte — als er ihr nach über die Schwelle trat, sah er links am ersten Fenster einen Herrn vor einer Staffelei sitzen, und dann dahinter an einem Tisch unter dem zweiten Fenster eine Dame, welche ihm den Rücken zuwandte. Während die Frau, welche ihn einführte, sagte:

„Ein Herr, den man aus Signor Stratelli's Wohnung heraufsendet" — und dann verschwand, stand die Dame auf und trat ihm entgegen; zu seiner Ueberraschung sah er sich Constanzen, „Fräulein Plato," wie Freund Wagner sie nannte, gegenüber.

Sie erröthete leicht, als sie ihn erkannte.

„Ich brauche mich wohl nur noch vorzustellen, indem ich meinen Namen nenne, der Schönburg lautet," sagte er verlegen.

„Sie kommen, um meines Vaters Atelier zu sehen?" fiel sie ein.

„Ein günstiger Zufall führt mich hierher — eigentlich und in der That kam ich, um mit Signor Stratelli wegen einer Bacchusstatue zu reden, die seine Arbeiter draußen fanden."

„Einer Bacchusstatue?" unterbrach hier der Maler, ein mittelgroßer hagerer Mann mit ergrauendem Haar und tief eingefurchten, sehr beweglichen Zügen — „davon wissen wir nichts!"

„Man wies mich aber, weil der Herr nicht zu Hause, hier hinauf, und so müssen Sie die Störung entschuldigen!"

„Entschuldigen Sie sich nicht, man macht meinem Vater ein Vergnügen, wenn man kommt, seine Arbeiten zu sehen," versetzte Constanze, während der Maler einen Stuhl herbeiholte.

Schönburg blickte sich in dem Raum um. Die Begegnung mit der Dame, die seine Gedanken in den letzten Tagen so viel beschäftigt hatte, bewegte ihn so, daß er die Bilder in Goldrahmen, die unfertigen Arbeiten, die ohne Rahmen an der Wand aufgehangen waren, die Statuetten, alterthümlichen Krüge, Bücher und das bunte Allerlei, welches auf Möbeln und Borden ein Maler-Atelier zu füllen pflegt, ziemlich traumhaft und unbestimmt vor seinen Blicken schwimmen sah. Doch fesselte er seine Aufmerksamkeit an das Bild, welches der Künstler eben auf der Staffelei hatte, und bald nahm er wahr, daß es ein ungewöhnliches, aber ganz eigenthümliches Talent verrathe. Es war eine Landschaft; das Motiv hatte die eine der berühmten Galerien bei Albano gebildet. Man sah links die uralten Stämme der wunderbaren Allee, in der drei weißgekleidete Mönche unter den dunklen Zweigen dahinschritten; rechts sah man ein Stück des Sees; auf dem blauen Spiegel desselben braunte ein tief purpurner Wiederschein der untergehenden Sonne, und über die dahinter liegenden Berge, über den Himmel oben war eine Fülle von glänzenden prachtvollen Farbentinten geworfen; es war da ein glorioses Stück Sonnenuntergangsbeleuchtung geschildert. Aber dabei trat nur zu deutlich das Streben hervor, Dinge darzustellen, Nüancen und Töne wiederzugeben, die sich vom Pinsel nicht wiedergeben lassen, welche die Musik der Natur sind, die kein Sterblicher nachspielt, der Duft der Erscheinung, den man nicht auf grundirte Leinwand festlegen kann. So war das Bild eine Schilderei geworden, welche der Ungebildete als etwas Blendendes für ein Wunder der Kunst hält, der große Haufe der „Kenner" achselzuckend belächelt, der Künstler aber wieder bewundert, wegen eines tiefen Verständnisses für Licht- und Farbenwirkung, für die Effecte von Luft und Wasser und Sonnenschein und Wolken, wenn er auch tadelt, daß dies tiefe Verständniß sich nicht bis zu der Einsicht erhebt, wo die Grenzen der Kunst und des Darstellbaren liegen. Als Schönburg seine Augen nun auch über die anderen an der Wand hängenden Bilder mit festerem Blick schweifen ließ, sagte er:

„Sie haben wohl nie Arbeiten von dem Engländer Turner gesehen?"

„Woraus schließen Sie das?" fragte der Maler, der sich wieder niedergelassen und auf's Neue seine Palette ergriffen hatte. „Ich halte Turner für den größten Landschafter unserer Zeit, vielleicht aller Zeiten!"

„Das ist das Urtheil vieler Briten über ihn," versetzte Schönburg, „und es ist

nicht zu leugnen, daß man seiner guten Periode glänzende Leistungen verdankt; in seiner späteren Zeit aber verirrte er sich durch die Sucht, das Unmalbare zu malen, in eine Farbentrunkenheit, die ihn über die Grenze zwischen dem Erhabenen und Lächerlichen, wie mir scheint, sehr weit hinausführte."

„Und Sie werden an ihn erinnert, indem Sie meine Bilder sehen?" fragte Herr Korn ein wenig kaustisch.

„Ich werde an alle genialen und kühnen Geistesflüge erinnert, welche an der Unzulänglichkeit der materiellen Mittel scheiterten ..."

„An Ikarusflüge also!" fiel Korn ein; ... „nun, ich danke Ihnen, ich sehe, Sie sprechen wie ein ehrlicher Deutscher Ihre Meinung aus und wissen ihr eine Form zu geben, daß sie nicht verletzt. Ob Sie Recht haben, ist eine andere Frage. Wir suchen alle die Natur und die Dinge wiederzugeben, wie wir sie sehen; der Laie urtheilt nach der Art, wie er sieht. Wer kann sagen, daß er das Richtige sehe?"

Und dabei strich Signor Korn mit hellstem Gelbroth eine grelle Vergoldung an eine lichtviolette Wolke.

Dagegen hätte Schönburg Manches zu sagen gehabt, aber es war nicht seine Absicht, gleich beim ersten Schritt in dies Haus mit einem Streit zu debütiren — er begann sich den einzelnen Bildern zuzuwenden und die Dame nahm nun das Wort und erklärte ihm die dargestellten Gegenden. Manche davon hatte Schönburg gesehen, andere waren ihm fremd; so geriethen Beide in eine höchst lebhafte und anregende Unterhaltung, wie zwei Menschen, die an denselben entzückenden Punkten Aehnliches empfunden und gedacht haben. Schönburg setzte sich endlich auf Constanzen's Wink ihr an der andern Seite des Tisches gegenüber, an dem er sie sitzend getroffen, und auf dem eine weibliche Arbeit lag, an der sie fortwährend beschäftigt war. Indem er nun in ihre Züge blickte, hatte er das eigenthümliche, nicht abzuweisende Gefühl, daß er sich einer Person gegenüberbefinde, die ihm längst im Leben begegnet sei, wie einer alten befreundeten Erscheinung, und so sprach er sich mit einem Sichgehenlassen und einer warmen Offenherzigkeit aus, die sonst Fremden gegenüber durchaus nicht seine Weise war. Auch Constanze sprach in gleicher Art mit großer Lebhaftigkeit, ihre Wangen hatten sich höher dabei geröthet.

„Es wundert mich eigentlich," bemerkte Schönburg endlich, indem er auf ihre unabläßig fleißigen Finger blickte, „Sie so beschäftigt zu finden — ich hätte schon nach dem kurzen Gespräch von neulich eher erwartet, Sie ganz geistigen Beschäftigungen hingegeben zu finden — wohl von Büchern oder Künstlergeräth umgeben ..."

Sie sah ihn forschend an, wie um zu sehen, ob dies ernst oder neckend gemeint sei.

„Wenn ein Mann das sagt, so ist es meist Spott," sagte sie; „aber wenn Sie es auch so gemeint haben, so will ich Ihnen doch gern dabei gestehen, daß ich die Frauenbeschäftigung keineswegs aus Leidenschaft dafür wähle; ich meine aber, wir Frauen haben den Vortheil, während wir denken, unsere Hände mit nützlicher Arbeit beschäftigen zu können, während die Männer währenddessen höchstens blauen Dampf machen. Deshalb," fuhr sie lächelnd fort, „halten wir unsere Gedanken auch fester; wir stricken oder sticken sie fest, während die Männer sie im blauen Rauch sich auflösen lassen!"

„Darin mögen Sie sehr Recht haben," versetzte Schönburg — „was ich aber eben sagte, bin ich weit entfernt, spöttisch gemeint zu haben. Ich hoffe nicht, daß Sie mich zu den pedantischen Männern zählen, welche das Weib als etwas betrachten, das in die Naturgeschichte gehört. Es ist so frei, so vielfach verschieden nach Anlagen und Charakter wie der Mann. Gibt es Männer, die berufen, ihr Leben lang Schuhflicker zu sein, und andere, die berufen, geistig zu wirken und zu schaffen, so gibt es auch Frauen, die für den Waschzuber, und andere, die für die Bethätigung glänzender Geisteskräfte berufen sind. Freilich nicht so viele ..."

„Was sehr natürlich ist," fiel Constanze ein, „denn unsere Schulanstalten thun sehr wenig, das Weib an strenge Uebung der Geisteskräfte zu gewöhnen. Wenn ein Kind das schulpflichtige Alter hat, so nimmt man das eine und spricht zu ihm: Du bist ein Knabe, also komm, Du sollst von nun an viele Jahre lang, ein ganzes Drittheil eines Menschenlebens hindurch, unabläßig geschult, an strengste Folgerichtig-

keit Deines Denkens gewöhnt, mit strenger Zucht gezwungen werden, eine unermeßliche Fülle von Thatsachen in Dich aufzunehmen. Zum andern Kinde aber spricht man: Du bist ein Mädchen, Dich nimmt man für einige Jahre in eine Anstalt auf, worin Du einige höchst nothwendige Dinge, die Du aber vergessen kannst, sobald Du die Schule verlassen hast, lernst, ohne rechten Ernst, ohne je zu erfahren, was höchste Anstrengung der Geisteskräfte und was ausdauernde Arbeit ist ... und dann geh hin in Frieden und stelle ein Muster echter Weiblichkeit, das heißt ein gutmüthiges, anschmiegsames Hausgänschen oder ein sorgliches, emsig schaffendes Mütterchen dar, denn dazu bist Du geboren ... ach, wie unendlich viel ließe sich darüber sagen!"

„Wir sind darin in der That ganz einer Meinung!" erwiederte Schönburg, lächelnd über den Eifer, womit Constanze dies gesprochen. „Es zeugt überhaupt nicht von humaner Bildung, den Unterschied der Geschlechter so stark zu betonen und stets vor Augen zu haben, wie wir thun. Man soll den Menschen als Menschen, jeden nach seinem Wesen und nach seinen Anlagen, nehmen, und seine freie ihm eigene Individualität nicht in die Kategorien schicken, wie man Recruten in die Regimenter oder gar Gefangene in die Galeeren schickt. Wenn eine Frau Geist oder Talent hat, so soll man diese Thatsache nicht gegen die andere, daß sie eine Frau ist, zurücktreten lassen, nicht die fette Kuh — möcht' ich sagen — von der magern fressen lassen. Mag ihr Talent auch schwach sein, es auch nur zu untergeordneten Ergebnissen bringen: in dem geistigen Streben und in dem Mühen des Talents liegt ein unendlich höherer Werth als in einem gut gestrickten Strumpf, einem wohlgarnirten Häubchen oder einem vortrefflich gerathenen Küchenproduct; und was das Gemüth angeht, das man von der Frau verlangt, so meine ich, vertieft und erweitert sich dies in der geistig thätigen Frau bei ihrem, wenn auch schwachen und unzulänglichen Ringen nach dem Ideal, mehr als bei der „echt weiblichen" Beschränkung auf den Cultus der Alltäglichkeit. Ich wenigstens möchte eine Frau, deren höchster Ruhm jenes „domi mansit, lanam fecit" wäre, nicht — sie würde mich grenzenlos langweilen mit ihrer Wolle!" —

„Es freut mich, daß Sie so reden," erwiederte Constanze, die ihn groß und offen, während er so sprach, angeblickt hatte ... er sah an ihren Mienen, daß er durch seine Worte ihre Freundschaft gewonnen hatte, und an der ganzen Art und Weise, in welcher das Thema sie berührte und erregte, daß sie durch eine andere Auffassung desselben wohl persönlich gelitten und sich gehemmt gefühlt hatte. In der That fiel der Maler jetzt, indem er mit mißvergnügten Zügen über sein Bild fort auf Schönburg blickte, ein:

„Wenn Sie noch lange so fortfahren, mein werther Herr, so verführen Sie am Ende meine Tochter noch, ihrem Papa die Palette und den Pinsel aus der Hand zu nehmen und statt seiner die Leinwand zu beklecksen ... der gute Wille dazu ist schon da, und es hat mir früher Mühe genug gemacht, sie zu der Einsicht zu bringen, daß ein Frauenzimmer doch andere Dinge zu thun hat, die, mögen sie noch so geringfügig sein, doch auch gethan sein wollen!"

Ob sie oder ob Du die Leinwand beklecksst — es wird für die Kunst des neunzehnten Jahrhunderts wohl auf Eins hinauslaufen, dachte Schönburg. Er fand nicht Zeit zu antworten, denn man hörte Schritte auf dem Corridor; es wurde an der Thür geklopft, und auf Signor Korn's „Herein" trat der Mercante di Campagna, Stratelli, ein. Er grüßte Korn mit einem vertraulichen Kopfnicken, Constanze, welche ihn nicht zu beachten schien, sondern sich jetzt über ihre Arbeit bückte, gar nicht, und sagte, auf Schönburg zutretend:

„Man hat mir gesagt, daß Sie meiner hier harrten, Signor; entschuldigen Sie, daß ich Sie warten ließ .... was den Bacchus angeht, so habe ich über ihn einen Kunstverständigen gesprochen; er hat das Werk in Augenschein genommen und sagt, daß es einen viel höhern Werth, einen außerordentlichen Werth habe ..."

„Das ist für Sie sehr erfreulich," fiel Schönburg ein.

„Sie begreifen jetzt," fuhr Signor Stratelli eifrig fort, „daß ich ihr Gebot von vierzig Scudi nicht mehr annehmen kann."

„Sie nehmen es nicht an?"

„Wie könnt' ich das, Sie werden es mir nicht zumuthen — aber ich will Sie nicht wie einen ganz Fremden behandeln, dem ich vielleicht 1000 Scudi als den

wahren ganzen Werth des Pezzos abforderte; weil wir nun einmal schon früher darüber gesprochen haben und ich mir denken kann, wie sehr Sie danach verlangen, ein Kunstwerk zu besitzen, welches ja fast in Ihrer Gegenwart gefunden wurde, so will ich den Preis für Sie auf 120 Scudi setzen, aber auch keinen Bajocch weniger."

„Ich danke Ihnen," entgegnete Schönburg, „für Ihre freundliche Gesinnung. Aber ich verzichte alsdann auf den Ankauf dieses Kunstwerkes, nach dem ich gar nicht so verlange, wie Sie glauben."

„Wie, Sie finden den Preis noch zu hoch?"

„Darüber sage ich nichts ... es mag sein, daß es, wie Sie sagen, 1000 Scudi werth ist, und ich gratulire Ihnen dazu!"

„Dann werden Sie jedenfalls meine Forderung sehr niedrig finden — Sie werden nicht verlangen, daß ich noch mehr, daß ich auf 100 heruntergehe ... doch, wenn Sie dazu ..."

„Gewiß nicht, da ich, wie gesagt, den Ankauf gar nicht mehr beabsichtige," erwiederte Schönburg sehr kühl.

„Nun, mein Gott, es ist nicht mein Geschäft, der Handel mit diesen alten Sachen, und deshalb ist mir jeder Käufer lieb — geben Sie achtzig Scudi ..."

„Es muß wohl an meiner Ungeübtheit im Italienischen liegen, daß Sie mich nicht verstehen, Signor," entgegnete Schönburg, „ich will Ihren Bacchus nicht!"

„Nun zum Henker, Herr," fuhr hier Signor Stratelli auf, „so zahlen Sie denn Ihre vierzig Scudi und nehmen das alte Ding."

„Nicht vierzig Paul," sagte Schönburg aufstehend.

„Was!" rief der Italiener, „Herr, Sie haben vierzig Scudi geboten ... Sie sind an dies Gebot gebunden ... man wird Ihnen das zu zeigen wissen!"

„Der Herr und die Dame hier," erwiederte Schönburg mit äußerster Ruhe, „haben gehört, wie Sie vorhin mein Gebot von vierzig Scudi abgelehnt haben. Ich bin deshalb an nichts mehr gebunden. Höchstens können Sie behaupten, daß ich durch dies Gebot Sie gestern verführt hätte, als halben Preis einer werthlosen Sache zwanzig Scudi an Ihre Arbeiter zu zahlen. Wenn Sie mir also einen Sachverständigen stellen, der mir erklärt, daß Sie dadurch benachtheiligt seien, so werde ich Ihnen die zwanzig Scudi baar ersetzen — den Bacchus aber können Sie unter allen Umständen für sich behalten."

Der Mercante wollte gereizt antworten, als Constanze sagte:

„Sie wissen, daß das Bureau für Ihre Handelsgeschäfte nicht hier in diesem Zimmer ist; lassen Sie es also gut sein, Stratelli!" Dabei nickte sie ihm mit einer gewissen gebieterischen Hoheit mit dem Kopfe zu, wie eine Fürstin ihrem Diener sagt: Geh!

Stratelli sah sie mit einem wüthenden Blicke an, dann nahm er seinen Hut, und mit den Worten:

„Wir werden noch darüber reden, mein Herr!" verließ er zornig das Zimmer.

Signor Korn murmelte etwas in den Bart, Constanze blickte auf ihre Arbeit, die sie angestrengt förderte; Schönburg fühlte sich verlegen inmitten des Paares, das, jedes auf seine Art, seine Handlungsweise zu beurtheilen schien — er sagte deshalb zu dem Maler:

„Sie hielten vielleicht für redlicher, wenn ich bei dem, was ich einmal geboten, geblieben wäre ..."

„Ich kenne ja von der ganzen Geschichte nichts, so wenig wie von den übrigen Geschäften meines Herrn Schwiegersohnes ..." fiel Korn ein.

„Ich glaube, daß Sie ganz in Ihrem Rechte waren!" rief Constanze aus, indem sie mit einer merkwürdigen Offenheit sofort die Partei des Fremden gegen ihren eigenen Gatten nahm.

„Ich danke Ihnen," versetzte Schönburg, „daß Sie mich nicht ungerecht beurtheilen — ich handelte so, weil ich mich nicht in dies leider landesübliche Feilschen zu finden wußte; aber das Ende der Sache ist nun, daß ich um meine Hoffnung gekommen bin, ein schönes Kunstwerk zu erhalten. — Ich möchte einen Ersatz für das Verlorene, und es böte sich der schönste, wenn ich eines dieser Bilder gewinnen könnte."

Er überblickte noch einmal prüfend die Bilder an der Wand, und dann blieb sein Auge auf dem haften, welches eben auf der Staffelei im Entstehen begriffen war.

„Würden Sie mir dieses da, sobald es vollendet, überlassen?" fragte er.

Signor Korn nickte mit dem Kopfe.

„Weshalb nicht?" fragte er — „ich will es vollenden. Hat es dann noch Ihren

Beifall, so gehört es Ihnen für 200 Scudi. Entspricht es in der Ausführung Ihren Erwartungen oder Ihrem Geschmacke nicht — nun wohl, so lassen Sie es mir; es ist mir immer ein kleiner Riß am Herzen, wenn ich das, was ich geschaffen, aus den Händen geben muß ... Sie sehen, daß Sie sich alsdann nicht zu geniren brauchen."

„Wohl denn, der Handel gilt! Darf ich von Zeit zu Zeit kommen, um zu sehen, wie das Werk vorschreitet?"

„Je öfter, desto besser," entgegnete Korn, dessen Freundlichkeit gegen Schönburg sich wenigstens nicht vermindert hatte seit der Scene desselben mit seinem Schwiegersohne ... „wir sehen so wenig Menschen und haben doch das Bedürfniß des Verkehrs mit gebildeten Freunden ... Sie sehen, daß Sie willkommen sind, so oft Sie vorsprechen! —"

Schönburg nahm seinen Hut und empfahl sich.

Constanze reichte ihm die Hand und sagte: „Wir hoffen Sie also b a l d zu sehen!"

Als er die Treppe niederstieg und auf dem Treppenvorplatz des ersten Stocks angelangt war, sah er die Thür des letztern, die angelehnt gestanden, sich öffnen, und den dunklen, den echtesten Italienertypus tragenden Kopf Stratelli's hindurchfahren.

„Signor," sagte er — „ich bitte auf ein Wort ... favorisca," fügte er hinzu, indem er Schönburg mit der Hand einlud, über seine Schwelle zu treten.

„Was steht zu Ihren Diensten?" fragte dieser eintretend, und dem Mann in sein Bureau am Ende des kleinen Corridors folgend.

„Nehmen Sie Platz, Signor .... lassen Sie uns vernünftig reden über unser Geschäft.... Sie haben selbst anerkannt, daß Sie mich in einen großen Schaden gestürzt, indem Sie mich durch Ihr Gebot von vierzig Scudi verleiteten, zwanzig an meine Arbeiter fortzuwerfen; Sie weigern sich jetzt, die vierzig zu zahlen. Ich könnte Sie dazu gerichtlich zwingen, ganz gewiß, ich könnte es ... aber ich will in Frieden die Sache auf sich beruhen lassen, wenn Sie meinen Vorschlag annehmen: Zahlen Sie mir zehn Scudi als Hälfte dessen, was ich ausgelegt, und dafür gewähre ich Ihnen die Hälfte des Geschäftsgewinnes, den wir aus einem etwaigen anderweitigen Verkauf der Statue ziehen ... wir werden Compagnons in Beziehung auf dies Geschäft ... wir senden die Statue nach England ..."

Schönburg lachte bei diesem Vorschlage laut auf.

„Halten Sie ein," sagte er, „ich bin nicht so naiv, mit einem gewandten römischen Geschäftsmann in Compagnie zu treten.... Sie eröffnen mir da eine brillante Aussicht auf eine tüchtige Spesenrechnung für die Sendung nach England ... ich habe Ihnen ja gesagt, ich will Ihnen, wenn Sie es verlangen, Ihre Auslage einfach ersetzen, wenn ein Kunstverständiger ..."

„Ein Kunstverständiger!" schrie Signor Stratelli erhitzt auf, indem er mit Händen und Füßen dabei zu agiren begann ... „der uns am Ende wieder zehn Scudi für die Taration berechnet und vielleicht noch den Fund dem Governo denuncirt ..."

„Nun," fiel Schönburg ein, gelangweilt und verdrossen über die ganze Geschichte — „so nehmen Sie auch ohnedem Ihre zwanzig Scudi; hier sind sie — und nun lassen Sie mich jetzt von der Sache nichts mehr hören, wenn ich bitten darf."

Er zog sein Taschenbuch und legte die zwanzig Scudi auf den Tisch.

„Ach, Sie wollten wirklich — in der That, ich danke Ihnen, Signor," rief überrascht Stratelli aus; „das heißt nobel und wie ein Cavalier gehandelt — ich sage Ihnen tausend Dank, Signor!"

Sein ganzes Wesen hatte sich plötzlich verändert und legte jene unbegrenzte Hochachtung an den Tag, welche der Römer Jedem zeigt, der einen Versuch, ihn zu beschwindeln, charakterfest zurückschlägt und doch nicht geizt.

„Und nun leben Sie wohl, Signor Stratelli!" sagte Schönburg, indem er für sich hinzusetzte: bluten muß man am Ende doch immer, wenn man sich mit diesen Römern einläßt!

„A rivederla! à rivederla!" rief ihm der Italiener nach, ihn bis zur Treppe geleitend.

IV.

Während der ganzen Zeit, daß Schönburg in dem Hause in der Via Margutta gewesen, hatte ihn innerlich die Frage beschäftigt: welche Bewandtniß hat es mit

dem Verhältniß dieſer Leute zu einander ... Conſtanze iſt die Signora Stratelli, und doch ſcheint Niemand weniger als ſie die Stellung einer Frau auszufüllen — ſie iſt nicht in ſeinen Geſchäften, er nicht in der Wohnung des Schwiegervaters, aus der man ihn fortweiſt, heimiſch; und niemals wohl hat mir ein weibliches Weſen ſo wenig den Eindruck einer verheiratheten Frau gemacht, als grade ſie!

Als er zu Hauſe ſeinen Freund Wagner gefunden und dieſem ſein Erlebniß mitgetheilt, ſagte dieſer:

„Da hätte ich denn wohl nun die Freundespflicht, mit der Vertrauten Ihrer Dame irgendwie anzubandeln und dieſer auf ſchlaue Weiſe den Zuſammenhang der Dinge abzulocken. Nun, was legt man ſich nicht auf um eines Freundes willen! Sie ſollen in tiefer Rührung ſtaunen, was ich leiſten werde. Einſtweilen kann ich Ihnen ſagen, daß ich nicht müßig geweſen ... ich weiß bereits ihren Namen und wo ſie wohnt.“

„Sie leiſten ja Wunderdinge, Wagner!“

„Alles aus Freundſchaft für Sie, Schönburg, denn was mich betrifft, ſo iſt dieſe kleine ſchwarze Perſon mir unausſtehlich ... ſie iſt cokett!“

„Das haben Sie auch bereits herausgebracht?“

„Auch ... und Coketten, das müſſen Sie wiſſen, haſſe ich, weil ... nun, um es grade herauszuſagen, weil ich eine ſo vermaledeite, unglückſelige Schwäche für ſie habe ... es iſt zum Erbarmen, aber wenn eine Dame mit mir zu cokettiren beginnt, ſo bin ich verloren!“

„Und iſt das ein ſo großes Unglück?“

„Sie ſind boshaft — freilich, für manche Leute mag der Verluſt nicht ſo großartig ſein, wenn ſie ſich ſelbſt abhanden kommen, und ich bedanke mich, wenn Sie mich dazu zählen. Man wird überhaupt ſtark in der Demuth geübt, wenn man mit Ihnen umgeht!“

„Aber woher wiſſen Sie ſchon ...“

„Ihren Namen? Ich habe ſie in einem Laden getroffen, in welchen ich trat, um mir dieſe ausgezeichnete Halsbinde zu erſtehen, welche Sie an mir bewundern können ... echte römiſche Seide. Sie war gütig genug, mit einem lächelnden Seitenblick mein langes Schwanken zwiſchen den mir zur Auswahl vorgelegten Sachen zu beobachten, und ſo war ich dreiſt genug, ihren Geſchmack um Beihilfe anzugehen. Mit großer Freundlichkeit rieth ſie mir zu dieſer, ſchwarz mit ſchönen dunkelrothen Streifen. Sie trieb die Güte dann ſo weit, mir eine längere und durchaus unbegriffene Rede des Händlers, über die Art und Weiſe, wie man dieſe Seide zu waſchen habe, in unſer heimathliches Deutſch zu überſetzen ... und ſo war die Bekanntſchaft, als ſie den Laden verließ, weit genug gediehen, daß ich ſie unter der Verſicherung, denſelben Weg mit ihr zu haben, heimbegleiten durfte. Sie wohnt Via de due macelli, bei einem aus Deutſchland ſtammenden geiſtlichen Herrn, ihrem Onkel, der Loſchner heißt und hier eine Stelle in der Prälatur bekeidet oder etwas Aehnliches ...“

„Welche Verbindungen Sie alſo bereits angeknüpft haben!“

„Das iſt noch nicht Alles. Sie hat mir nicht vorenthalten, daß ſie ſehr oft in den Nachmittagsſtunden die Muſik auf dem Pincio zu hören gehe, entweder mit ihrer Freundin oder mit dem würdigen Oheim!“

„Und ſprach ſie von dieſer Freundin?“ fragte Schönburg lebhaft.

„Offen geſtanden, wir waren ein wenig zu ſehr mit uns ſelber beſchäftigt, um viel von andern Dingen zu reden. Doch fragte ſie nach Ihnen, und wie Sie denken können, war ich beeifert, von Ihnen in raſchen, doch ſcharfen Zügen ein möglichſt abſchreckendes Bild zu entwerfen ... wie ein Freund das vom andern zu thun pflegt, wenn eine Dame, der er eben den Hof macht, ihn fragt.“

„Und was ſagten Sie?“ fragte Schönburg mit einem mißvergnügten Geſicht, da er daran dachte, daß die kleine ſchwarze Dame das Gehörte ihrer Freundin nicht vorenthalten werde.

„Ich ſagte, Sie ſeien ein räthſelhafter Menſch, irgendwo in einem alten Schloß in Franken oder Thüringen daheim, durch Reichthum verwöhnt, durch die Menſchen verzogen, und leider durch raſtloſe geiſtige Thätigkeit zu jener laſterhaften Bildung gekommen, die Einem die Menſchen ungemüthlich macht, wie einem Huhn das — Spazierengehn mit einer Ente am Seeufer. — Außerdem laſte etwas auf Ihnen, etwas Dunkles, Unheimliches, und ich ſei durch zwingende Schlüſſe dahin geführt, anzu-

nehmen, daß Sie eigentlich der Tannhäuser seien, der nach Rom gekommen, um beim Papst Buße zu thun, daß Ihnen der Papst jedoch die Absolution verweigert, und daß deshalb große Gefahr vorhanden, Sie würden nächstens durch alle Stricke brechen, und wieder in den Venusberg schlüpfen ... weshalb ein Frauenherz sehr Unrecht thue, sich an Sie zu hängen. Daß Sie wie ein gewöhnlicher Mensch einige Jahre lang mit einer Schreibmappe unter dem Arm auf deutschen Hochschulen Jura und Cammeralia oder, wie es passender bezeichnet wird, Cura und Jammeralia studirt, dann in Ihrem Raubschloß der Verwaltung Ihrer Güter gelebt und dazwischen Reisen gemacht haben, verschwieg ich ihr, als störsam in dem Bilde eines Tannhäusers; ich war nur beflissen, sie das: Hic niger est, hunc tu, Romana, caveto zwischen den Zeilen lesen zu lassen!"

„Nun ich danke ihnen, Wagner, ich sehe, Sie sind ein zuverlässiger Freund ... es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie mir bei der Dame den Ruf machen, es laste etwas Dunkles, Unheimliches auf mir ... ich ein Tannhäuser, weiß Gott, ein umgekehrter hätten Sie sagen sollen, ein Mensch, der die sagenhafte Herrlichkeit alter Märchen sucht und sie nicht finden kann und dessen Reue ist, daß sein Leben sich verzehrt, ohne daß etwas hineinkommt, um dessentwillen er eine Bußfahrt machen könnte!"

„Welch seltsamer Mensch Sie sind," lachte Wagner auf, „Sie grämen sich darum, daß Sie nichts zu büßen brauchen! Du lieber Himmel, könnte ich das auch von mir sagen — könnte ich auch sagen, daß ich niemals einen dummen Streich habe büßen müssen und mich meine Vergangenheit nicht an das, was ich darin vergangen, erinnere! Wissen Sie, was ich glaube? Daß Sie sich in ihren jungen Jahren nicht ausgetobt, daß Sie niemals „getollt" haben. Nun sitzt Ihnen der verhaltene Jugendbrang wie eine Krankheit in den Gliedern und das wird immer schlimmer werden, wenn Sie nicht bald eine recht tolle Dummheit begehen. Wäre denn dieses Rom mit all' seinen wunderlichen Gästen und Verhältnissen nicht der rechte Ort dazu? Was meinen Sie, wenn wir die bezaubernde Solistin, die an Festtagen ihre rührende Stimme unter dem Chor der Nonnen in Trinita del Monte hören läßt, entführten?"

„Einverstanden! Leiten Sie die Sache nur ein, Wagner!"

V.

Die beiden Freunde waren am Abend in dem Salon einer seit langer Zeit in Rom wohnenden deutschen Dame, an die Schönburg empfohlen war und bei der er seinen Freund eingeführt hatte. In den reich mit römischen Kunstwerken ausgestatteten Zimmern bewegte sich eine Anzahl von Menschen der verschiedensten Nationalität, Herkunft und Lebensstellung, Menschen mit so verschiedenen Lebensschicksalen, wie ihre Physiognomien verschieden waren. In Fauteuils vor dem erwärmenden Marmorkamin saßen eine französische Marquise, die als Hofdame in den Tuilerien während der letzten Jahre der Juliregierung gelebt hatte, und deren ganzer Cultus der Herzogin Helene von Orleans, von der sie erzählte, galt; eine Engländerin, welche ganz Afrika durchreist hatte und als Mohamedaner gekleidet in Mekka gewesen zu sein behauptete und wenigstens dafür Glauben fordern durfte, daß sie eine geraume Zeit recht dörrender Sonnengluth ausgesetzt gewesen; eine andere Engländerin hatte den Sommer im Albanergebirge gelebt; und das Volskergebirge durchstreift und sprach mit einem hinter ihr stehenden deutschen Gelehrten sehr eifrig von deutscher Geschichte und von den Hohenstaufen, denn sie hatte die durchaus neue Entdeckung gemacht, daß in einem kleinen Felsennest im Gebirge, in Anticoli-Corradi der letzte Hohenstaufe als Tagelöhner lebe, ein Enkel eines Conrad von Hohenstaufen, der dort eine unebenbürtige Nachkommenschaft gezeugt, die jedoch bis auf die letzte Zeit mancherlei Vorrechte im Orte besessen und ihm den Zunamen Corradi gegeben. Miß Lidia hatte den letzten Hohenstaufen mit einem tragbaren photographischen Apparat selbst abporträtirt und man mußte gestehen, daß er wie ein richtiger Ciociare banditenhaft genug aussah. Sie wollte eine Subscription für ihn eröffnen und behauptete, sie habe ihm für eine gefallene Kuh eine neue gekauft.

Schönburg hörte ihr eine Weile zu und dann trat er auf die Schwelle eines klei-

nen Gemachs, in welchem ein Clavierviruoſe ſich ſehr laut mit der Herrin vom Hauſe unterhielt. Der blonde Jüngling ſtand ſehr dicht vor der Dame und da er ſich dabei vorgebückt hielt und auf den Fußzehen ſchaukelte, ſo ſchien es jeden Augenblick, daß er das Gleichgewicht verlieren und auf die kleine Dame fallen müſſe, die offenbar dieſelbe Befürchtung hegte, und immer mehr zurückwich; es ſah aus, als ob er ſie — mit dem Äther, den er ihr beim Sprechen fortwährend in's Geſicht hauchte — zurückblies, die leichte kleine Dame, bis ſie rückwärts an den mit Albums und neuer Literatur bedeckten runden Tiſch in der Mitte des Raumes ſtieß, wo ſie nicht weiter konnte und nun begann, mit einer Miene voll leidender Freundlichkeit den blonden Genius zu bitten, ſich an den Flügel zu ſetzen und ſeiner Kunſttrunkenheit das Ventil zu öffnen. Gewiß, er hatte nichts Beſſeres verlangt. Er ſetzte ſich an den offnen Flügel und begann die Taſten zu bearbeiten. Waren es Taſten in der That? Niemand konnte mehr den Gedanken hegen. Es mußten lauter kleine weißglühend gemachte Stangen ſein, ſo ängſtlich tippte er mit raſender Schnelligkeit darüber hin, um ſich ja nicht die Fingerſpitzen daran zu verbrennen; und dann mußten ſie plötzlich weicher Sammt geworden ſein, den dieſelben eben noch ſo ängſtlichen Finger wollüſtig ſtreichelten. Und dann fuhr in dieſe Finger mit einem Schlag eine ſeltſame Wuth; der Virtuos war ein Tapezierer geworden, der in unglaublich kurzer Zeit eine Matratze zu ſtopfen hatte; und dann hatte er mit den fünf geſpreizten Fingern der rechten Hand offenbar fünf verſchiedene Würſte zur ſelben Zeit zu ſtopfen, während die geballte Linke die Matratze noch nicht fertig hatte und fortwährend mit dieſer in krampfhafter Thätigkeit beſchäftigt blieb. Und dann mußte er auf die fixe Idee verfallen ſein, er ſei ein Poſtillion, und ſeine ganze Seele ging in der Aufgabe auf, recht kräftig mit einer Peitſche zu knallen. Die armen Taſten, die doch keine Peitſche ſind und nun, indem die Finger des Virtuoſen über ſie hinraſten, durchaus wie eine Peitſche knallen ſollten! Sie ſtöhnten und ächzten und knallten ſo gut ſie konnten — und im Ganzen, es war wunderbar anzuſehen. Ob es Muſik war, was man dabei zu hören bekam — das war eine Frage, die nicht ſo ſehr in Betracht kam ... es iſt immer merkwürdiger, zu ſehen, was Menſchenfinger an Behendigkeit leiſten, als was ein hölzerner Kaſten an Tönen von ſich geben kann.

Es gab aber Leute, die ſich weder für das Eine, noch für das Andere intereſſirten, und hinter Schönburg in einer Gruppe zuſammenſtehend von andern Dingen leiſe plauderten. Es ſchwirrten einige Worte, einige Namen zu ihm hinüber ... Die Unterhaltung wurde franzöſiſch geführt; endlich hörte er den Namen Stratelli, und horchte nun aufmerkſam geworden ſchärfer hin. Es war die Rede von einer Demonſtration ... von einem Haufen Volks, den man zuſammenzubringen hatte ... die Verſchwörungen wurden hier ſehr offen und ohne Behutſamkeit, ſo daß fremde Ohren etwas davon erlauſchten, betrieben, ſchien es.

„Stratelli," ſagte einer der drei zuſammenſtehenden Herren, „hat die beſten Dienſte früher geleiſtet, wo er ein armer Teufel war. Jetzt hat er eine reiche Frau und macht Geſchäfte und iſt conſervativ geworden ... ich traue ihm nicht mehr und habe ihm nie recht getraut; er iſt ein zweideutiger Menſch, er wäre im Stande, die ganze Geſchichte zu verrathen; ich habe nämlich von Salucci gehört, daß er ihn Abends im Governo die Treppe zu den Zimmern des Governatore herabkommen ſehe!"

„In der That? Und ſeltſamer Weiſe iſt auch ſein Schwiegervater, der alte Korn, ſchon ſeit Jahresfriſt unſichtbar bei uns geworden. Der heftige Menſch hat allerlei in Händen ... man ſollte ſich um Beide ein wenig kümmern und ihr Thun und Treiben beobachten."

„Man müßte das Salucci aufgeben, der in ſeiner Nähe wohnt; Salucci iſt ein hübſcher Menſch, er könnte ſich der Frau Stratelli's nähern und ihr Amico zu werden ſuchen; ihr häusliches Glück ſcheint nicht groß zu ſein, man ſieht ſie nie mit Stratelli zuſammen; ich bin ihr ein paar Mal auf Spaziergängen in der Campagna begegnet, es iſt dann eine hübſche Deutſche bei ihr und ſie ſieht immer ſehr nachdenklich aus."

Das Geſpräch verſank in Flüſtern, da ſich Schönburg allmälig ein wenig genähert hatte und man auf ihn aufmerkſam geworden ſchien.

Schönburg ſetzte ſich in einen Fauteuil und nahm ein Album zur Hand, in welchem er mechaniſch blätterte. Es war ſeltſam, wie Alles dahin zu ſtreben ſchien, ſeine Gedanken auf dieſe Frau zu lenken, deren Schickſal jetzt als ein eben ſo eigenthümliches Räthſel ihn anzog, wie ihre Erſcheinung und ihr Geiſt ihn bisher gefeſſelt. Er ließ dann ſeinen Wagner in lebhafter Unterhaltung mit der afrikaniſchen Engländerin ſich amüſiren und verſchwand ungeſehen aus dem Salon.

VI.

Schönburg machte am andern Tage von der ihm gewordenen Erlaubniß Gebrauch und ſuchte das Haus in Via Margutta auf. Man empfing ihn wie einen alten Bekannten. Conſtanze, die er an ihrer früheren Stelle bei ihrer früheren Beſchäftigung traf, reichte ihm die Hand, und nachdem er Korn's fortſchreitende Arbeit beobachtet, und einige Bemerkungen gemacht, um den alten Herrn abzuhalten, ſein Werk nicht gar zu ſehr à la Turner zu geſtalten, lud ſie ihn ein, ſeinen alten Platz einzunehmen. Sie fragte ihn nach dem, was er geſehen in den letzten Tagen, ſie machte ihn aufmerkſam auf einige Bildwerke, die Fremde weniger zu betrachten pflegten — es waren ſeltſamer Weiſe nur Werke der Sculptur, von denen ſie ſprach.

„Sie gehören Rom ſeit längerer Zeit an," ſagte er, „und können deshalb mit ſo genauer Kunde ſeiner Schätze ruhig das Einzelne analyſiren. Ich muß geſtehen, daß ich noch unter einem verwirrten Eindrucke lebe; es iſt zu mannigfach, es ſtürmt mit zu Vielem auf mich ein, dieſes Rom. Es hat Zauber ringsum, die Zauber der Kunſt, der Natur, der geſchichtlichen Erinnerungen und als vierten Zauber noch den eines ganz eigenthümlichen Cultus! — Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ich betroffen und aus dem ruhigen Gleichgewicht gebracht bin, wenn ich dies kirchliche Leben betrachte und mich da wie inmitten einer Traumwelt fühle ... in dieſen Kirchen, die dem Lichte des Tages verhüllt ſind, von purpurnen Draperien verhängt; hohe Marmorflächen und koſtbare Säulen, aufglänzend im Lichte von Hunderten, ja Tauſenden von flammenden Kerzen; Prieſter in ſchwerem Goldtuch mit hohen mittelalterlichen Biſchofshauben vor dem Altar; dazu eine zauberhafte Muſik, rührende Stimmen voll unendlicher Klarheit und ſeelenhafteſter Innigkeit, ... und rundumher Menſchen, die ſich voll ſtürmiſcher Inbrunſt vor Altären, vor Bildern niederwerfen oder in dunklen Stühlen knieen, aus denen leiſe Stimmen raunen: das Alles lebend, ſich bewegend um die Geſtalt eines heiligen Greiſes, der hoch auf den Schultern roth gekleideter Männer durch die Kirchen getragen wird, umgeben von Kriegern alter Zeit, Geſtalten des ſechzehnten Jahrhunderts, wie ſie in alten Chroniken ſtehen — umgeben von mehr als kaiſerlichem Glanz und Pomp; in der That, es iſt das ein Zaubertraum, aus dem man nur erwacht, um nach kurzer Zeit auf's Neue wieder von ihm umſponnen zu werden. Wenn ich in Trinita del Monte den rührend ſchönen Chorgeſang der Nonnen höre, und gegen das Ende, bei herandunkelndem Abend die Flügel des Portals ſich öffnen, daß man, von der Muſik, von dem weichen, die Seele umſtrickenden Geſange befangen, hinausſchauen kann auf den purpurglühenden Abendhimmel, an dem die Kuppeln der ewigen Stadt und in der Ferne Sanct Peter mit der ganzen Majeſtät ſeines wunderbaren Domes ſich abzeichnen, groß und erhaben emporſteigen — ſo fühle ich mich in einem Rauſch, der mich aus mir ſelber hinwegträgt. Was will, was bedeutet dieſe Welt des Zaubers, dieſe rührenden Stimmen, die da oben jubelnd klagen, welchen Weſen gehören ſie an, aus welcher Welt ſind ſie Offenbarungen? Und wo iſt der Geiſt, um den ſich dieſer Cultus bewegt, nicht raſtend, ununterbrochen, in hundert Tempeln zumal, von früh bis ſpät, zu dem die Beter ſich drängen, dem die Hymnen entgegenſchwellen, zu dem die Weihrauchwolken ſich aufſchwingen — wo iſt er, wird er hinter jenen mit Purpurtuch verhängten Säulen hervortreten, wird er die Marmorſtufen aus jener mit goldenen Lampen umflammten und doch ahnungsvoll dunklen Tiefe der „Confeſſionen" emporſchreiten? Und wenn er erſcheint, der Mittelpunkt alles deſſen, was unabläſſig hier geſchieht, der gefeierte Geiſt, um den dieſer Eifer ſich drängt, — was dann — was wird dann ſein, geſchehen?!"

Conſtanze hatte aufmerkſam gelauſcht, während Schönburg ſo ſprach; ſie hatte da-

bei ihre Arbeit fallen laſſen und ſagte jetzt: „Sie haben den Eindruck, den das alles auf eine empfängliche und phantaſiereiche Seele machen muß, gut geſchildert. Auf mich hat es dieſen Eindruck jedoch nie gemacht; denn während Sie mit einem Mal das Ganze auf ſich wirken laſſen konnten, lernte ich die einzelnen Elemente, die Theile kennen, aus denen dies Ganze ſich zuſammenſetzt. Das ſtört den Geſammteindruck! Wo Sie ſo viele Zauber ſehen, da bin ich entzaubert. Ich liebe Rom nicht — dieſe Seite daran am wenigſten!“

„Sie lieben es nicht?“

„Ich habe darin zu viel gelitten. Freilich, ob ich anderswo leben könnte, das weiß ich nicht. Kann es Wunden ſchlagen, ſo heilt es auch Wunden, wie der Speer des Achilles — mit den Schätzen ewiger Schönheit, in denen für mich allein der Zauber Roms ruht, aber kein verwirrender, ſondern ein Born von Klarheit, Ruhe, Seelenſtille!“

„Und dieſe Schätze ewiger Schönheit ſind, ſeltſamer Weiſe für eine Frau, nur die marmornen Götterbilder der Plaſtik, ſcheint es mir!“

Conſtanze ſchwieg eine Weile.

„Das hängt vielleicht ein wenig mit meiner Erziehung zuſammen,“ ſagte ſie dann. „Es war, als ich jünger war, mein Wunſch, Malerin zu werden. Mein Vater wollte es nicht. So riß ich meine Seele gewaltſam davon los, ich wandte mich von der Verlockung, die die Farben für mich hatten, gewaltſam ab und beſchäftigte mich mit der Plaſtik. Ich that wohl daran — ich glaube, daß der Sinn dafür mir erſchloſſen iſt und zugleich für die unendliche Schönheit der Alten, der großen Welt der Hellenen!“

„Sie verwundern ſich über dieſe Reden eines Frauenzimmers!“ fiel hier lächelnd Korn ein — „ja, meine Tochter iſt ein vollſtändiger Profeſſor der Archäologie!“

„Das bin ich nicht,“ fiel Conſtanze ein — „aber freilich capricire ich mich nicht darauf, eine hingebende ſentimentale deutſche Frau zu ſein.“

„Verachten Sie die Hingebung einer Frau?“

„Nein — wenn ſie dazu geboren iſt, nicht! Aber ich fühle, daß ich nicht dazu geboren bin. Ich ſchätze über Alles und als das Höchſte die Freiheit!“

„Der Menſch iſt nicht geboren, frei zu ſein! ſagt Goethe.“

„Und er war es doch!“ fiel Conſtanze ein.

„Es wäre viel darüber zu ſagen,“ entgegnete Schönburg; „es iſt jedenfalls ein Glück, wenn man aus der Gebundenheit irdiſcher Verhältniſſe herausflüchten kann, weil man ſich durch ſeine Studien und ſeine geiſtige Thätigkeit ein Reich der Gedanken erobert hat, in welches man ſich immer zurückziehen kann, um ſich dort frei zu fühlen!“

„Gewiß,“ ſagte Conſtanze. „Eine ſich hingebende, ſich opfernde Frau aber kann das nicht, denn ſie gibt ihre Eroberung auf mit ihrem Selbſt, um ſich von einem Manne in ein ihr fremdes Reich führen zu laſſen, das ihrem eigenen Sein vielleicht ganz fern liegt.“

„Wenn ſie im Mann zuerſt den Freund ſucht, den, deſſen Gedankenreich dem ihrigen entſpricht?“

„Der Freund einer Freundin will herrſchen!“ verſetzte Conſtanze; „der Mann erkennt die Gleichberechtigung der Frau nicht an. Aber es iſt das ein Thema, über das ich vielleicht nicht urtheilen ſollte. Ich weiß, ich fühle nicht als Frau, ich habe keinen rechten Schlüſſel zur Frauennatur — ich glaube, daß ich in allen Dingen als Mann fühle, ſo häßlich das auch lauten mag, wenn eine Frau ſagt, ich bin ein Mann.“

„Wirklich, Kind, es lautet häßlich,“ fiel hier der Maler ein — „und ich will Dir wenigſtens das Zeugniß geben, daß Du gegen mich immer eine gute Tochter geweſen biſt, niemals ein Sohn, mit denen die Papas, wie Du weißt, gewöhnlich ihre liebe Noth haben! Freilich, Deinen eigenen Weg biſt Du immer gegangen!“

Schönburg blickte unterdeß ein wenig betroffen in Conſtanzens Züge. Die eigenthümliche Offenheit, mit der ſie ſprach, war ihm an einer Frau etwas durchaus Neues — ſie war freilich ſehr, ja merkwürdig männlich. Und in wie weit hatte ſie wahr geſprochen, wie weit ging der Mann in dieſem Weſen, und wo begann die Frau?“

„Ich meine,“ ſagte er, „ein ganzer tüchtiger, vollkommener Menſch hätte beide Elemente in ſich zu vereinigen, das männliche und das weibliche. Und ſo hätte der

Mann die Aufgabe, auch weibliches Gemüthsleben in ſich aufzunehmen und zu nähren, das Weib dagegen auch männlichen Ernſt, männliche Thatkraft und Geiſtesſchärfe zu erſtreben. Fühlen Sie ſich alſo als Mann, ſo wäre Ihre erſte Aufgabe, das weichere und ſeelenhaftere Element, in dem die Frau lebt, in ſich zu nähren und in ſich zu hegen!“

„Und ich,“ verſetzte Conſtanze, „meine, der Menſch ſolle ganz ſein, was er iſt, und das ihm Fremde nicht in ſich aufzunehmen ſtreben. Es mag ſein, daß glückliche Menſchen, welche von keiner andern Seite bedrängt werden, eine Genugthuung darin finden, ſich ſelber mit ſolchen Forderungen an ſich zu bedrängen; daß die, welchen das Leben keine Arbeit gibt, ſich Arbeit mit ſich ſelber ſchaffen. Wer aber viel gelitten und viel ſchwere Aufgaben hat, der kehrt in ſich ein, um da Ruhe und Frieden zu finden, nicht Mühe. Man verlangt endlich nichts mehr, als ein ſtilles Herz. Dazu gelangt ein Weib nie, wenn ſie ſich nicht mit männlichen Gedanken erfüllt, die allein das Geheimniß der Selbſtbefriedigung enthalten.“

„Wenn man gelitten hat“ — antwortete Schönburg nachdenklich. „Sie mögen Recht haben von Ihrem Standpunkt, Ihren Erfahrungen aus. Aber man kann auch durch Leiden zu ganz andern Ueberzeugungen kommen. Und ich hege andere.“

Sie ſah ihn wie forſchend an.

„Freilich,“ ſagte ſie dann, „die Naturen ſind verſchieden. Je nach ihrer Verſchiedenheit leiten ſie aus denſelben Dingen die verſchiedenſten Folgerungen ab. Und deshalb iſt es gut, wenn ſie ſich einander ihre Verſchiedenheit nicht verhehlen, ſondern ſie von vorn herein offen und gradezu ausſprechen, bevor ſie mit falſchen Vorſtellungen von einander Freunde werden und alsdann in einen Kampf gerathen, der nie endet. Ich meine, das habe ich gethan. Und nun genug davon. Eine häusliche Arbeit ruft mich ab. Aber ich hoffe, Sie morgen wieder zu ſehen. Ich möchte morgen um dieſe Stunde die Villa Albani beſuchen. Meine Freundin kommt mich abzuholen. Wollen Sie uns begleiten?“

„Gewiß,“ verſetzte Schönburg. „Sie machen mir eine große Freude durch dieſe Erlaubniß. Vielleicht darf ich ſogar meinen Bekannten, den Sie neulich bei mir ſahen, mitbringen ...?“

„Bringen Sie ihn mit,“ antwortete ſie, während ſie ihr Arbeitszeug zuſammenpackte. Dann ging ſie mit einem kühlen Addio und ohne viel Freundlichkeit in den Abſchiedsblick ihres ſtrengen, trocknen Auges zu legen.

VII.

Wagner war ſehr erfreut über die Nachricht, welche ihm Schönburg brachte, daß er am andern Tage mit ſeiner coketten kleinen ſchwarzen Dame eine Partie in die Villa Albani machen werde. Er erſchien um die anberaumte Stunde in einer ſehr ſorgfältig gemachten Toilette in Schönburg's Wohnung in der Via Felice. Als ſie dann auf dem Wege nach Conſtanzens Hauſe den ſpaniſchen Platz erreicht hatten, begegneten die beiden Damen ihnen ſchon. Schönburg ſah in Conſtanzens Zügen eine raſche Röthe aufſteigen und wieder verſchwinden, als ſie ihn in ihrer gewohnten Weiſe, ſo ruhig, wie man den älteſten ſeiner Bekannten begrüßt, bewillkommnete; noch ruhiger faſt; ſie hatte eine Weiſe, ihn zu begrüßen, als ob ſie nur eine ſchon längſt begonnene Unterhaltung fortſetze. Grade dadurch aber ſteigerte ſie in Schönburg das eigenthümliche Gefühl, welches er hatte, er müſſe dieſe Frau längſt gekannt haben, ſie ſei ein Weſen, das er einſt viel geſehen, das ihm vertrauter geworden und das er nun nach vieljähriger Abweſenheit wiedergefunden.

Um vom ſpaniſchen Platz nach der Villa Albani zu kommen, hat man viel zu ſteigen. Erſt die hundertzwanzig Stufen der ſpaniſchen Treppe hinauf, dann die Piazza del Tritone und die Via di San Baſilio hinan. Schönburg bemerkte, daß Conſtanzen dies Steigen Mühe mache — auf der Piazza del Tritone bot er ihr deshalb den Arm. Sie nahm ihn ſogleich an und ſtützte ſich ohne Rückhalt darauf; auch behielt ſie die Stütze bei, als man oben auf der Höhe der Villa Ludoviſi angekommen und der Weg nun eben fortführte. Wagner und Fräulein Beatrix Loſchner blieben hinter ihnen zurück, und plauderten ſehr emſig mit einander, Schönburg hörte das Fräulein oft hell auflachen; zwiſchen Schönburg und Conſtanzen ſtockte das Geſpräch

anfangs, er fühlte ſich in einer gewiſſen Befangenheit — aufrichtig geſagt, in der ganzen Weiſe, womit die ſchöne Frau an ſeinem Arme ohne weitere Vorrede und Umſchweife ihn als Freund behandelte, lag etwas, was ihn in eigenthümlicher Weiſe erregte und unruhig das Herz ſchlagen machte.

Allein die eiſernen Gitterthüren der Villa öffneten ſich vor ihnen, Beatrix war vorgegangen, um ihren Permeſſo abzugeben, und ſchritt nun mit Wagner voran, den Gang zwiſchen den immergrünen Hecken zum Caſino hinab; Conſtanze blieb an dem Eingang ſtehen und ſagte: „Genießen wir zuerſt den Anblick hier, den dieſer Punkt bietet: es iſt kein ſchönerer in der ganzen Villa!“

„In der That, er iſt wunderbar,“ verſetzte Schönburg. „Welche Welt von Schönheit iſt da vor uns aufgeſchloſſen. Dieſe hohen Lorbeergänge, durchwirkt mit zahlloſen Roſen, dieſe im Sonnenſtrahl plätſchernden Springbrunnen, dieſe maleriſche Architektur der Gebäude mit ihren ſtillen marmorglänzenden Säulenhallen, und ihren hehren weißen Götterbildern; jener ſchöne Palaſt dort, den Goethe im Sinne hatte, als er Mignon ſagen ließ:

Kennſt du das Haus? Auf Säulen ruht ſein Dach,
Es glänzt der Saal, es ſchimmert das Gemach,
Und Marmorbilder ſtehn und ſehn mich an:
Was hat man Dir, Du armes Kind gethan? . . .

In der That, was hat man Dir, Du armes Kind, gethan? Das möchte ich zu mir ſelber ſagen, — gethan, daß man Dich blicken läßt in dies Paradies, daß man Dich wandeln läßt „in den Gefilden hoher Ahnen,“ um Dich wieder hinauszutreiben „in den Dunſt,“ in den das Leben von heute Dich geſtellt hat und aus dem Du doch nun für ewig Dich gewaltſam fortgezogen fühlſt! —“

Conſtanze, ſchien es, ging auf dieſe Gedankenreihe nicht ein.

„Sehen Sie,“ ſagte ſie, „wie unendlich ſchön dort die Gebirge jenſeits der Campagna ſind; ſo nahe, ſo klar umriſſen, ſo luft- und lichtgebadet! Welche Fernſicht! Aber kommen Sie jetzt, die Abendbeleuchtung wird ſie uns erſt in ihrem ganzen Glanze zeigen.“

Sie ſchritten voran, und ſuchten die Allee von dunklen Steineichen auf, in der Winckelmann's Koloſſalbüſte aufgeſtellt iſt. Unter den Wölbungen des immergrünen Daches herrſchte tiefer Schatten, in den die Sonnenſtrahlen nur einzelne Lichtſtreifen warfen.

„Sie haben Recht, ſich hier zu fühlen wie in den Gefilden hoher Ahnen — geiſtiger Ahnen, deren ebenbürtige Nachkommen wir ſind,“ ſagte Conſtanze hier. „Aber weshalb klagen, daß man aus ihnen wieder verſtoßen werde? Iſt es nicht genug zu fühlen, daß man hierhin gehöre und daß man zurückkehren kann, ſo oft man will — wenn man nur einen Permeſſo hat? Mich ſtimmt eine ſolche Welt, wie ſie uns hier umgibt, freudig, ſie erhebt mich innerlich, ſie erfüllt mich mit einem gewiſſen Stolze auf geiſtige Schönheit, mit einem gewiſſen ſelbſtvertrauenden Trotze, möchte ich ſagen. Ich fühle mich zurückverſetzt in die alte Zeit Italiens, wo von dieſem Zauberland Auſonien aus eine helle Geiſtesſonne über der im Dunkel ſchlummernden Welt aufſtieg. Es mag das nicht genau hiſtoriſch ſein, denn alle dieſe Villenſchöpfungen ſind neuer, meiſt dem vorigen Jahrhundert angehörig. Aber die Phantaſie hält ſich nicht ſo genau an die Jahreszahlen der Geſchichte. Ich ſehe die Zeit, die Gedankenwelt der großen Geiſter der Renaiſſance mir entgegenkommen. Sind nicht die Mediceer die Erbauer dieſer Säulenhalle dort geweſen; haben nicht Politian und Machiavell ihr inneres Gedankenleben ſich ausgetauſcht, indem ſie unter den Wipfeln dieſer Bäume die Schattenruhe ſuchten . . . werden wir, wenn wir um jene Lorbeerwand biegen, nicht an der andern Seite Eleonore von Eſte finden, wie ſie Taſſo erwartet und ihm unterdeß einen Kranz flicht? Oder Vittoria Colonna ſich an eine Herme lehnend erblicken, wie die hohe Geſtalt Michel Angelo's vor ihr ſteht und mit dem harten, wie aus Stein gemeißelten Geſicht milde lächelnd in ihre feinen durchgeiſtigten Züge blickt? So athme ich hier in einer Zeit, in welcher die Menſchen ein großes, adliges reines Sein ſich gewonnen hatten, in welchem ſie das Erhabene zu erfaſſen und das Schöne darzuſtellen wußten, und ewig bleibende Werke ſchufen. Das erfüllt mich mit einem großen Stolze, denn ich fühle mich ihnen verwandt und wandle ja, wie Sie ſagen, in den Gefilden hoher Ahnen! Und weil ich ihre Enkelin bin, zeigen ſie

mir die Schöpfungen, die sie hervorgerufen, die Götterbilder, die sie aufgestellt, im rechten vollen Licht der Schönheit, und diese reden zu mir eine Sprache, die Viele, Viele nicht verstehen!"

„Ich kann so vollaus mit Ihnen fühlen," versetzte Schönburg; „nur fühle ich mich nicht stolz gehoben, sondern gedemüthigt eher, arm und schwach, weil ich nicht eine ähnliche Welt für mich schaffen, um mich her hervorrufen kann! Es ist ja auch ein altes Wort, niemand wandelt ungestraft unter Palmen!"

„Und weshalb nicht, wenn er fühlt, daß er da in seiner Heimath ist?"

„Weil er gestraft wird durch die Sehnsucht."

„Sehnsucht," unterbrach ihn Constanze, „ist eine Krankheit der Seele. Ein gesunder Geist muß sie nicht kennen. Er muß sich zu überwinden wissen, sich abgewöhnen, wie ein Kind zu verlangen, was er nicht erhalten kann. Deutsche Romantik hat die Sehnsucht als etwas Edles, der Sympathie aller gemüthlichen Seelen Würdiges dargestellt — es ist etwas Falsches, Lähmendes, Krankes . . ."

„Ich vergaß, daß Sie ein Mann sind," antwortete Schönburg lächelnd.

„Ja!" sagte sie trocken.

Sie gingen zu den Sammlungen der Villa und geriethen in die lebhafteste Unterhaltung über einzelne der Hauptgegenstände. Ihre Gedanken begegneten sich bei den meisten in eigenthümlicher Weise, es war oft wie zwei Flammen, die sich entgegenschlugen. Nur zuweilen widersprachen sie sich, wie bei der Statue des Aesop. Der ergreifende Zwiespalt zwischen dem edlen geistvollen Haupt und dem jammervoll verkrüppelten Körper hatte für Schönburg etwas Ergreifendes, Rührendes; Constanze wandte sich davon ab, sie wollte nicht, daß ein Werk plastischer Kunst den Eindruck mitleidbettelnder Häßlichkeit auf sie mache; die gekettete, in eine falsche Form verirrte Seele berührte sie peinlich, sie wollte in der Kunst nicht den Zwiespalt, sondern die Harmonie der Idee und der schönen Form sehen.

Die Sonne senkte sich zum Niedergang, als sie endlich auf dem Balcon des Casino standen und nun die herrliche Rundschau von da oben herab genossen, die Gebirge sich in ihre schönen Tinten hüllen sahen.

Schönburg betrachtete Constanzens Züge, die vom Abendlicht angehaucht, etwas eigenthümlich Verklärtes hatten, welches die gewöhnliche classische Strenge derselben milderte. Sie war außerordentlich schön in diesem Augenblicke. Kein Bildhauer hätte sie sehen können ohne den Wunsch, diesen Kopf in Marmor nachbilden zu können. Schönburg ward, indem er sie so gefesselt beobachtete, sich bewußt, daß ein kühner Wunsch seine ganze Seele erfüllte, und ihn nicht mehr verlassen würde sein ganzes Leben hindurch: er hätte die Hälfte seiner Seele hingegeben, wenn es ihm möglich gemacht, in diesem „männlichen" Geiste das Leben des Weibes zu erwecken, das sie doch verleugnete, sie, die verheirathete Frau, ungefragt, jedem der es hören wollte, mit einer wunderbaren Offenheit!

Welches Geheimniß barg sich hinter diesem Ausspruch, was war der Schlüssel zu der so scharf, fast zornig ausgesprochenen Behauptung eines Weibes: ich bin ein Mann? — — —

Als sie den Custode, der schließen wollte, weil die Sonne niederging, kommen sahen, und nun zusammen die Villa verließen, erzählte Wagner viel von ägyptischen Göttern und Bildwerken, deren er in einem Nebengebäude eine Sammlung entdeckt. Es schien jedoch nach allerlei Neckereien, die er mit Beatrix hatte, daß er seine Zeit nicht an das Studium von Hieroglyphen verloren. Constanze beobachtete Beide mit scharfem Blick. Als sie jedoch draußen zwischen den hohen Mauern des Weges zur Stadt zurückwandelten und Constanze sich wieder auf Schönburgs Arm stützte, richtete sie keine Frage an diesen über seinen Freund — nicht einmal nach seinem Namen fragte sie; sie schien ihn als eine Thatsache, als den Begleiter Schönburgs ohne Weiteres hinzunehmen, ohne an seine Erscheinung irgend eine Bemerkung zu knüpfen. Wagner freilich drängte sich ihr in keiner Weise auf; er hatte den ganzen Nachmittag mit Beatrix sehr unstät bald hier, bald dort seine Kunststudien in der Villa getrieben . . . es schien, beide waren müde jetzt, sie folgten ziemlich entfernt von Schönburg und Constanze. Die letztere fragte nach Büchern und Menschen in der Heimath. Sie bedürfe nicht eben vieler Bücher, ein einziges könne sie lange beschäftigen, sagte sie; aber von so manchem höre sie doch,

was dort über den Alpen erscheine und eine reiche Belehrung für sie enthalten würde, ohne daß es ihr möglich, es sich in Rom zu verschaffen. Von vielen wußte ihr Schönburg zu berichten; sie hörte ihm dabei stille zu, sie war ihm offenbar dankbar für seine Mittheilungen und als man, just noch mitten im Gespräch, in der Via Margutta angekommen, sagte sie: „Wir werden unsere Unterhaltung ja fortsetzen können, sobald Ihnen Ihre Zeit erlaubt, zu uns zu kommen. Am Freitage möchte ich mit meiner Freundin die Villa Pamphili besuchen ... vielleicht geben Sie mir bis dahin eine Nachricht, ob Sie uns begleiten wollen? Damit reichte sie Schönburg die Hand, rasch und flüchtig, und nachdem sie von Beatrix Abschied genommen, verschwand sie im Innern des Hauses. Die beiden Herrn geleiteten dann das Fräulein heim. Als sie allein waren, sagte Schönburg:

„Sie haben aber den Umstand, daß man Sie ganz ohne Aufsicht gelassen, höchst leichtsinnig ausgebeutet, Freund Wagner; Sie sind mit Ihrer kleinen Flamme umhergeschweift wie ein Schmetterling ... es war doch sehr Unrecht, daß Sie fortwährend so beflissen waren, sich der Gesellschaft von ältern und ernstern Leuten zu entziehen, die Sie ein wenig gezügelt hätten!"

„Wie schlau sie sich einer Dankespflicht zu entziehen wissen," antwortete Wagner lachend. „Habe ich mich denn nicht in rührendster Weise den ganzen Nachmittag geopfert und mich mit der schrecklichen kleinen Cokette beschäftigt — nur um Sie nicht zu stören? O Sie wissen gar nicht, was ich Alles für Sie gethan!"

„Was hätten Sie gethan?"

„Den Mephisto — da Sie nun doch einmal nicht dazu kommen, sich selber einen solchen dienstbaren Junker herbeizubeschwören — freiwillig und ohne Lohn den Mephisto für Sie gemacht! Ich habe gespürt. Während Faust und Gretchen zusammen wandelten und Gretchen das berühmte Gänseblümchen zerpflückte, hat Mephisto die Muhme auf sich genommen und — doch nein, lassen wir den Vergleich fallen, er hinkt ..."

„In der That, er hinkt —"

„Wir haben es nicht mit einem Gretchen zu thun, eher, viel eher mit einer Helena ..."

„Und nicht mit einer alten Muhme, sondern mit einem hübschen verführerischen Geschöpf ... sagen Sie, was Sie erspürt haben!"

„Sogleich, wenn wir in Ihrer Wohnung sind."

Schönburg's Wohnung lag in Via Felice, oben auf dem Monte Pincio. Als die beiden Freunde da angekommen und vor einem flammenden Kamin bequem in ihren Fauteuils ausgestreckt lagen, die entzündete Cigarre im Munde, sagte Wagner:

„Sie sind zu stolz, Ihre Spannung zu verrathen; Sie wollen mir nicht die Ehre anthun, zu zeigen, wie Sie lechzen nach meinen Aufschließungen ... nun, so muß ich wohl ohne daß Sie darum bitten, beginnen, um großmüthig Ihre Folter zu beenden!"

„Seien Sie großmüthig," versetzte Schönburg anscheinend sehr ruhig.

„So hören Sie. Fräulein Beatrix hat mir in ihrem Vertrauen auf meine Verschwiegenheit ..."

„Welches Sie so glänzend zu rechtfertigen im Begriffe stehen ..."

„Allerdings ... aber was thut man nicht, um der Marter eines Freundes ein Ende zu machen! Also Fräulein Beatrix hat mir die Verhältnisse Ihrer Constanze anvertraut und was ich erfahren, ist das Folgende: Ihr Vater, Pittore Korn, ist vor etwa fünfzehn Jahren bereits nach Rom gekommen — als Wittwer mit seiner einzigen Tochter und einer Schwester, die ihm den Haushalt geführt. Man sagt, daß er drüben in Deutschland Verdrießlichkeiten mit politischen Untersuchungscommissionen oder dergleichen gehabt, da er sich in den Unruhen von 1848 und 1849 ein wenig zu sehr dem Schwunge seiner Künstlerphantasie hingegeben ... sehr verzeihlich in einer Zeit, wo selbst die Philister Phantasten wurden. Hier in Rom hat er sich anfangs ruhig seiner Kunst beflissen, die Schwester hat die Erziehung des jungen Mädchens geleitet. Auf ihre Art, wie eine herbe alte Jungfer — hart und engherzig. Sie hat dem Drange des jungen Geschöpfs nach geistiger Ausbildung gewaltsam die Pflichten des Hauswesens entgegengestellt und ihr die Bücher entrissen, um sie an den Waschzuber und das Plätteisen zu stellen. Das Mädchen hat sich trotzdem auszubil-

den gewußt und früh ein ſchönes Talent für die Kunſt entwickelt. Meiſter Korn hat anfangs dies Talent wenigſtens in Schutz genommen und Conſtanze eine Weile zeichnen und malen laſſen nach Herzensluſt; allmählich aber hat er begonnen, mit ſehr ſauertöpfiſchen Mienen auf ihre Studien zu blicken und als die Tante nach einigen Jahren an einer Perniciosa geſtorben, hat er ihr die Pinſel und die Palette fortgenommen und ihr erklärt, ſie habe für den Haushalt zu ſorgen, er wolle ein geordnetes Hausweſen um ſich haben, keinen Blauſtrumpf in Farben. Conſtanze hat ſich gefügt; der Gedanke, daß ihr Vater auf ihre Kunſt eiferſüchtig geworden und von ihr überholt zu werden gefürchtet, iſt ihr wohl nicht gekommen; aber Beatrix erklärt ſich bereit, für dieſe boshafte Behauptung die Verantwortlichkeit zu übernehmen. Conſtanze alſo hat ſich gefügt, aber mit großem Schmerz und großer Ueberwindung. Sie iſt leidend, ihr ganzes Nervenſyſtem ſcheint erſchüttert, ſie hat häufige Anfälle vom ſcheußlichſten aller Uebel, vom Tic Douloureux gehabt und dies Leiden datirt von jener Zeit an."

„Das arme Mädchen," fiel Schönburg bewegt ein.

„Die Geſchichte iſt damit nicht zu Ende. Das Härteſte ſollte ihr noch bevorſtehen. Signor Korn, deutete ich eben an, ſcheint ein Hitzkopf, in dem gefährliche politiſche Theorien gähren und glühen. Signor Korn iſt damit unter das junge Italien gerathen und hat ſich irgendwie auf dieſem gefährlichen Boden mit dem Signor Stratelli zuſammengefunden, deſſen politiſche Theorie es zu ſein ſcheint, ſeinen Vortheil in dem Lager zu ſuchen, wo man ihn eben findet. Kurz, Signor Korn iſt von Signor Stratelli ſo umſponnen, daß dieſer die Mittel in die Hände bekommen hat, den armen deutſchen Pittore in eine ſchlimme Lage, vielleicht auf die Galeere zu bringen; und dieſen Umſtand hat Signor Stratelli benutzt, um bei Signor Korn um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten."

„Und Conſtanze?" rief Schönburg athemlos aus ... „ſie hat ſich einem Menſchen geopfert, den ſie unmöglich achten konnte?"

„Sie hat das Aeußerſte gethan, was eine Tochter für ihren Vater thun kann. Sie hat ſich geopfert — und doch ſich ſelbſt behalten ..."

„Das heißt?"

„Sie hat mit Stratelli ſich ſehr klar und deutlich, ſcheint es, auseinandergeſetzt. Sie hat ihm offen geſtanden, daß ihr Vater nicht wohl nach Deutſchland zurückkehren könne, alſo in der Schlinge gefangen ſei, welche Signor Stratelli's Ehrlichkeit und Ritterlichkeit ihm geſtellt; daß ſie einwillige, um ihres Vaters Willen das Opfer zu bringen, welches von ihr verlangt werde; daß ſie bereit ſei, auf ihre Lebenszukunft zu entſagen, indem ſie Stratelli mit ihrer Hand ihr von der Mutter ererbtes Vermögen übergebe; daß dies kleine Vermögen aber, wie ſie wohl wiſſe, ganz und gar der Angelpunkt ſei, um den ſich Stratelli's Intrigue bewege, und daß er ſich damit nun ganz und gar befriedigt zu erklären habe; daß ſie ihn, wenn auch ihm angetraut, als einen Fremden zu behandeln fortfahren werde; daß ſie bei ihrem Vater nach wie vor wohnen bleiben werde, und Stratelli überlaſſe, in ſeiner einen Stock tiefer gelegenen Wohnung des Hauſes zu treiben, was er wolle, vorausgeſetzt, daß ſie nichts davon ſehe und höre!"

„Und Signor Stratelli?" rief Schönburg aus mit höchſter Spannung an Wagner's Lippen hängend.

„Eh, Signor Stratelli hat dieſe mit großer Energie gegebene Erklärung angehört, und da Conſtanze hinzugeſetzt, daß, wenn er damit nicht einverſtanden, ihr Vater ſofort ſich ſeinen Intriguen entziehen und nach der Schweiz oder nach Frankreich flüchten, oder es darauf ankommen laſſen werde, was Stratelli's Rachſucht gegen ihn unternehme, hat er wie ein ſtolzer Römer, der er iſt, richtig eingewilligt. Conſtanze hat ſich ihm denn in großer Stille antrauen laſſen und ihn zum Herrn ihres Vermögens gemacht, und Stratelli hat mit dieſem Vermögen ſein blühendes Geſchäft als Mercante di Campagna begründet. Das iſt Conſtanzens Geſchichte."

„Und welche Geſchichte iſt es! Welche Lebensloose gibt es! In welche Ketten iſt dieſer für die Freiheit geborene Charakter geſchmiedet worden von Jugend auf!" ſagte Schönburg düſter vor ſich hin, indem Alles ihm klar, alle ihre Aeußerungen erklärlich wurden. „Wie konnte ſie anders als der Frauen Glück und weibliches Weſen wie etwas ihr Entzogenes, Vorenthaltenes be-

trachten und die Freiheit nur im Sein und Leben des Mannes, in der Welt der Gedanken suchen!"

Und dennoch hatte die Erzählung, so traurig auch ihr Inhalt war, für Schönburg etwas, das ihm wie ein schweres Gewicht von der Brust nahm. Er trat Niemandes Recht mit Füßen, wenn er um ihr Herz warb! —

„Es ist ein beklagenswerthes Loos, das sie getroffen," fuhr Wagner fort. „Aber Sie, lieber Freund, sind nicht beklagenswerth dabei . . . welche Aufgabe winkt Ihnen! Sie brütender Faust! Sie haben Ihr romantisches Gretchen nicht finden können, und nun finden Sie hier im classischen Lande die classische Helena . . . Sie haben weiter nichts zu thun, als sie ihrem Menelaus zu entführen, was nicht sehr schwer sein kann — Signor Stratelli ist kein Held der Iliade und wird, vorausgesetzt, daß die Scudi in seinem Besitze bleiben, keinen trojanischen Krieg um sie beginnen!"

(Fortsetzung folgt.)

König Karl I. von England.

Von

H. W. J. Thiersch.*)

Karl I., König von England, Schottland und Irland, war im Jahre 1600 zu Dumferline in Schottland geboren. Als dreijähriges Kind kam er mit nach England, indem nach Elisabeth's Tode sein Vater, König Jakob VI. von Schottland, als der Erste dieses Namens den englischen Thron bestieg. Zum ersten Male seit den Zeiten des fabelhaften Königs Arthur waren die drei Kronen vereinigt. Der Sohn der unglücklichen Maria Stuart trat dieses Erbe an, aber die Regierung der vier Herrscher aus diesem Hause war voll Unheil für sie selbst und für die drei Königreiche.

Die Zeit, in welcher Karl heranwuchs, war noch die glücklichste. Wohlstand, Unabhängigkeit und Friede war durch Elisabeth's lange Regierung begründet. Die englische Literatur hatte ihr goldenes Zeitalter erreicht. Doch es waren Zeiten der Stille vor dem großen Sturme; bereits durch Jakob's Thorheit in der auswärtigen Politik und seinen Eigensinn gegen das Parlament trübten sich die Aussichten.

Vor Karl waren Heinrich und Elisabeth geboren. Ein trauriges und freudiges Ereigniß für die Familie und das Reich trafen zusammen, als Karl zwölf Jahre alt war.

Heinrich starb, von der Nation beklagt; man meinte, an einem Zaubertrank, den die Lady Frances Howard ihm beigebracht. Elisabeth war die Perle des Königshauses. Mit Anmuth und feiner französischer Bildung verband sie Kenntniß der Mathematik und der alten Sprachen. Der sie heimführte, der junge Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz, schien ihrer würdig. In Sedan bei seinem Onkel, dem trefflichen Herzog von Bouillon erzogen, vereinigte er mit ritterlichen Eigenschaften die Reinheit der Sitte, die bis dahin an dem reformirten Hofe zu Heidelberg herrschte. Er stand als das Haupt der protestantischen Union im deutschen Reiche da und man erwartete eine glänzende Zukunft. Man feierte am Hofe zu London ein fröhliches Weihnachtsfest nach altenglischer Sitte. Im Februar 1613 folgte die Vermählung, nicht ohne Feuerwerk und Seegefecht. Als Elisabeth zum Altar geführt wurde, ging ihr Bruder Karl ihr zur Seite. Bei der Trauung lachte sie und dies hielt man, nach einem seltsamen Aberglauben, für ein unglückliches Vorzeichen. Im Orient herrscht bei der Trauung Heiterkeit und Gelächter, im germanischen Occident fließen Thränen der Rührung und Wehmuth. Die Reise den Rhein hinauf, der Empfang in Oppenheim, Frankenthal, Heidelberg war ein ununterbrochenes Freudenfest, mit echt pfälzischer Gemüthlichkeit und ritterlichem Glanze gefeiert. Auf dem herrlichen Schlosse waren 2000 edle Gäste vereinigt. Doch das Unglück schritt schnell heran.

In Böhmen war die Empörung ausgebrochen, Ferdinand seiner Krone verlustig erklärt, Friedrich, ein reformirter Fürst, zum König gewählt. Friedrich nahm an. Man schrieb den verhängnißvollen Entschluß dem Einfluß seiner Gemahlin

*) Dieser Vortrag wurde am 27. Januar 1865 im chemischen Hörsaal zu München gehalten. In mehreren baier'schen Blättern sind Berichte über diesen und über einige andere Vorträge des Verfassers über englische Geschichte erschienen, jedoch leider so ungenügend und fehlerhaft, daß der Verfasser diese Gelegenheit benutzen muß, sich von jeder Verantwortlichkeit für jene anderen Berichte loszusagen.

und ihrem Ehrgeiz zu. Doch ihre Enkelin Eliſabeth Charlotte von Orleans verſichert, die Großmama habe ſich damals nicht um Staatsſachen, nur um Romane und Bälle bekümmert. Am 31. October 1619 erfolgte der Einzug des jugendlichen Königspaares in Prag. Aber es war ein mit Blumen bedeckter Abgrund, den ſie betreten hatten. Ehe ein Jahr um war, hatte das Königthum ein Ende. In einer Stunde ging Alles verloren. Maximilian und Tilly ſiegten, Prag war nicht zu halten. Es iſt eine ungegründete Nachrede, daß Friedrich, während die Schlacht vor den Thoren geſchlagen wurde, an der Tafel geſchwelgt habe. Er entfloh mit Gemahlin und Kindern nach Schleſien, nach Brandenburg, nach Holland. Tilly nahm Heidelberg ein, Spanier beſetzten die Pfalz. Was hatte Vater Jakob gethan? In der Stunde der Gefahr war nicht ein Ritter aus England an der Seite der Königin von Böhmen, um das Schwert für ſie zu ziehen. Nur wenige feſte Plätze der Pfalz hatte das engliſche Hilfscorps inne.

Das engliſche Volk empfand dieſe Schmach; Jakob that, um ſie gut zu machen, das Allerungeſchickteſte. Er ſuchte ein Bündniß mit Spanien, eine Vermählung ſeines Sohnes mit der Infantin, Donna Maria, Tochter Philipp's IV. Keine Nation war in England verhaßter als die ſpaniſche; kaum war ein Menſchenalter ſeit dem Invaſionsverſuch der großen Armada vergangen, nun ſollte der geliebte Prinz von Wales ſich mit der Urenkelin Philipp's II., finſteren Angedenkens, vermählen! Jakob, ein Pedant und unpraktiſcher Doctrinär, verfolgte mit Eigenſinn dieſen thörichten Plan. Er hatte ſich ſeine Braut, Anna von Dänemark aus dem hohen Norden von Bergen in Norwegen geholt, ſein Sohn ſollte die ſeinige aus dem Süden heimführen.

Karl unternahm im März 1623 ſeine Brautfahrt in tiefem Geheimniß mit dem Herzog von Buckingham. Mit falſchen Päſſen, unter den Namen John und Thomas Smith, kamen die beiden jungen Herren in Madrid an, eine unwillkommene Ueberraſchung für den engliſchen Geſandten! Doch der Empfang bei Hofe war höchſt ehrenvoll. Gefängniſſe wurden geöffnet, dem Prinzen von Wales wurden goldene Schlüſſel überreicht zum Zeichen freien Eintritts zum Könige. Damals war nicht der Hof zu Paris, ſondern der zu Madrid das Muſter der Etikette für die unumſchränkten Herrſcher. Karl durfte die Prinzeſſin ſehen, doch nur im Vorübergehen, und die Oberhofmeiſterin durfte ihm ſagen, er habe einen angenehmen Eindruck auf ſie gemacht. Die Dame war übrigens erſt zwölf Jahre alt.

Karl befand ſich auf einem gefährlichen Boden. Der Vater hatte bereits geheime Zugeſtändniſſe im Widerſpruch mit den engliſchen Geſetzen gemacht, Karl erweckte die Erwartung einer allgemeinen Duldung des katholiſchen Cultus. Man hoffte, ihn ſelbſt bald katholiſch zu ſehen. Schon damals fing er an, durch die krumme Politik ſeines Vaters verleitet, nicht lauter und grade zu handeln. Der Vater dachte durch Zugeſtändniſſe, zu denen er ohne Parlament nicht berechtigt war, von Spanien die Wiederherſtellung der Pfalz zu erwirken. Dies mußte ſcheitern und hiemit fiel das ganze Project. Man hatte von England aus mit Angſt und Zorn dem Ausgang der Sache entgegengeſehn. Als Karl mit einem Korbe nach Hauſe kam, wurde er mit Freudenfeſten begrüßt, weil er im feindlichen Lande ſo großen Gefahren für Leib und Seele entgangen ſei.

Auf ſeiner Reiſe durch Paris hatte Karl bei einem Hoffeſte die Prinzeſſin Henriette Marie geſehen, Heinrich's IV. nachgelaſſene jüngſte Tochter, des jungen Königs Ludwig XIII. Schweſter, erſt vierzehn Jahre alt, von kleiner Statur, dunkelem Teint, höchſt elegant und lebhaften Geiſtes. Seine Neigung und ſeines Vaters Politik ſtimmten in dieſer Wahl überein. Dieſe Verbindung verurſachte in England weniger Aufregung, doch war auch ſie nicht glückbedeutend.

Nächſt Spanien war Frankreich der Hauptfeind. Wir haben, Gott ſei Dank, keine Vorſtellung mehr von dem damaligen Confeſſionshaß. Unter Eliſabeth war der katholiſche Cultus gänzlich verboten; die Prinzeſſin von Wales brachte ihre Geiſtlichen mit, nun ward im Stillen Duldung für einen katholiſchen Privatcultus ausgemacht. Henriette (ſo nannte man ſie, weil der Name Mary ſo traurige Erinnerungen hervorrief) hatte großen und nicht günſtigen Einfluß auf Karl's Politik. In ſeinem Familienleben war Karl glücklich, aber ſeine Wahl entfremdete ihn ſeinem

Volke. Elisabeth war lieber unverheirathet geblieben, als sich mit einem in England unwillkommenen Fremdling zu verbinden. — Als die gute Kaiserin Maria Theresia sich zu dem Familienbündniß mit dem bourbonischen Hause entschloß, verwickelte sie ihre Kinder in den Untergang jenes Geschlechts. Auch den Stuarts hat die bourbonische Verbindung kein Glück gebracht. —

Karl kam mit fünfundzwanzig Jahren auf den Thron. Die Regierung seines Vaters war thatenlos, schmachvoll durch Günstlinge entwürdigt; ihm kam bei Eröffnung seines ersten Parlamentes ungetrübtes Vertrauen entgegen. Er besaß mehrere eines Königs würdige Eigenschaften. Nach der Beschreibung des venetianischen Gesandten Lando hatte er eine königliche Stirn, ernsten Blick, Grazie und edles Benehmen. Er war voll persönlichen Muthes, in ritterlichen Künsten wohlgeübt, seine Hofhaltung war glänzend, bald die eleganteste in Europa durch den Geschmack, der ihn auszeichnete. Inigo Jones, der größte Architekt Englands, baute für ihn, van Dyk war an seinem Hof und Rubens erschien als Abgesandter der Niederlande. Die Arundel Marbles erwarb er, man brachte ihm aus Italien eine Schaar von Büsten römischer Imperatoren, er ordnete sie selbst, er kannte die italienischen Meister, er sammelte 400 Sculpturen, 1200 Werke der Malerei.

Doch die Liebe und Bewunderung erkalteten früh. In drei Acten entwickelt sich das Trauerspiel seiner Regierung: Sein Conflict mit den ersten drei Parlamenten 1625—1629, seine unumschränkte Regierung 1629—1640, sein Kampf mit dem langen Parlament, der zu seinem Untergang führte, 1640—1649. In der ersten Periode war Buckingham, in der zweiten waren Strafford und Laud seine Rathgeber und die Urheber seines Unglücks, in der dritten erhebt sich Cromwell als sein größter Gegner.

George Villiers, von Jakob I. zum Herzog von Buckingham erhoben, war ein böses Erbstück, das Karl antrat. Sonst werden die Günstlinge beseitigt, wenn ein Regierungswechsel eintritt, und Karl, mit Buckingham bis dahin befreundet, hätte sich dieses Menschen entledigen sollen (wie Heinrich V. den Sir John Falstaff von sich wies). Nicht Tugend und Tapferkeit oder administratives Talent hatte ihn so hoch gehoben, sondern der schlechte Geschmack des alten Königs, dem sein nonchalantes, mitunter freches Benehmen wohlgefiel. Buckingham hatte kein englisches Herz, er war zum Halbfranzosen entartet, ein verächtlicher Elegant, der in Paris mit dreißig verschiedenen Anzügen erschien, mit Hemdknöpfen und Ohrgehängen von Edelsteinen, ein nichtswürdiger Mensch, der sich selbst auf die Königin Anna von Frankreich ein Attentat erlaubte, anmaßend wie in der Regel ein Parvenu. Bei seinem ersten Einzug in London hatte Karl ihn bei sich im Wagen. Buckingham ging damit um, sich zum Souverän von Jamaica zu machen. Er vergab alle Stellen. Der König gestattete ihm einen Einfluß, wie ihn Richelieu in Frankreich hatte. Hätte er nur Richelieu's Talent gehabt, der gleich groß als Diplomat wie in kriegerischen Unternehmungen war! Zu solchen Unternehmungen hatte er Gelegenheit, aber er bedeckte die englischen Waffen mit Schande.

Englische Schiffe, den Franzosen gegen die Spanier geliehen, wurden gegen die protestantische Festung la Rochelle gebraucht, und als Buckingham dies gut machen sollte durch Eroberung der Insel Rhé, ging Alles schief. Die Sympathien in England für die Reformirten Frankreichs waren glühend. Buckingham hatte keinen Sinn dafür.

Karl hatte nicht gelernt, daß ein König den Rath aller Stände seines Reichs bedarf, um das Richtige zu finden. Je mehr das Parlament Beschwerden gegen den Herzog erhob, desto mehr hielt es der König für Ehrensache, ihn nicht fallen zu lassen. Für eine so schlimme Verwaltung und so schlecht geführte Kriege wollte das Parlament keine Subsidien bewilligen. Zwar die unentbehrlichen Mittel zum Staatshaushalte standen fest, aber zu den außergewöhnlichen Ausgaben bedurfte es besonderer Bewilligung. Eine Hauptquelle waren die Zölle, tonnage, d. h. Abgabe auf den eingeführten Wein, poundage, d. h. Abgabe von den eingeführten fremden Manufacturwaaren. Andern Königen bewilligte das Parlament diese Einkünfte auf Lebenszeit, Karl I. nur auf ein Jahr. Er rächte sich an den freimüthigen Rednern des zweiten Parlaments durch Einkerke-

rungen. Im dritten ſtellte man deshalb die petition of right, eine Erneuerung der Garantie der perſönlichen Freiheit, wie ſie in der Magna Charta enthalten war, ſpäter in der Habeascorpus-Acte beſtätigt wurde. Noch einmal erhob man Beſchwerde gegen den Herzog, die Quelle alles Uebels; die alten Männer weinten vor Unmuth bei Abfaſſung der Adreſſe.

Felton, ein nicht beförderter Officier, ſah ein Meſſer in einem Laden, plötzlich ſtieg ihm die Verſuchung auf, hiermit den Verderber des Vaterlands wegzuſchaffen; in Portsmouth, beim Einſteigen in den Wagen, erſtach er ihn. Er rühmte ſich ſeiner That, er war in einer ähnlichen Stimmung wie Karl Sand, als er den Kotzebue umbrachte; doch vor der Hinrichtung bereute er die That. Karl ſchloß ſich zwei Tage ein, den Freund zu betrauern. Noch einmal erhob das Parlament ſeine Stimme gegen willkürliche Verhaftungen und Steuereintreibungen, Karl löſte es auf, entſchloſſen, ohne Parlament zu regieren.

Buckingham, der Dämon, der zwiſchen Karl und ſeinem Volke ſtand, war todt; aber Karl's Entfremdung gegen ſein Volk dauerte fort und ſeine Grundſätze von unumſchränkter Gewalt der Könige befeſtigten ſich. Sein Verſprechen, die petition of right zu beachten, erfüllte er nicht. Die Einkerkerungen dauerten fort; Sir John Elliot ſtarb im Gefängniß. Seine Anſichten von der unumſchränkten Gewalt der Könige hatte Karl von ſeinem Vater geerbt. Strafford und Laud beſtärkten ihn vollends darin.

Das Parlament war unter dem erſten Tudor unbedeutend. Mit Heinrich VIII. hob es ſich wieder, indem es nicht nur mit Geldbewilligungen zu thun hatte, ſondern über große Principienfragen der Geſetzgebung entſcheiden half. Die ganze Reformation unter Heinrich VIII., Eduard VI. und Eliſabeth war ebenſo Werk des Parlaments als der Krone. Unerſchüttert ſtand feſt, daß zwar die Krone die letzte Signatur zu geben und damit über ein neues Geſetz zu entſcheiden hat, aber daß ſie ſo wenig ohne Parlament ein Geſetz geben kann wie das Parlament ohne den König.

In Eliſabeth's letzten Jahren entſtand Unzufriedenheit über einige drückende Monopole; das Parlament erhob Beſchwerde, und die Königin, weit entfernt, ſich beleidigt zu zeigen, erſchien ſelbſt, dankte den Commons für ihren treugemeinten Rath und ſtellte die Uebel ab. Nicht ſo Jakob I. Er predigte in ſeinen Thronreden, die Rechte des Parlaments ſeien nur ein Ausfluß der Gnade ſeiner Vorfahren. Er ſah in dem Parlament einen Rath, den er nach Belieben fragen könne oder auch nicht. Er wollte geltend machen, daß auch ſeine königlichen Ordonnanzen Geſetzeskraft hätten. In dieſen Ideen war Karl I. erzogen, und was er in Madrid und Paris geſehen, beſtärkte ihn darin. Das Königthum ein Abbild der göttlichen Majeſtät und deshalb unbeſchränkt in ſeinem Walten, dies war der Grundgedanke dieſer Richtung, in der ihn die Geiſtlichen befeſtigten.

Allein dieſe Anſichten waren in keinem germaniſchen Staate geſchichtlich begründet. Das Staatsrecht iſt, wie das eheliche Güterrecht, ein poſitives Recht. Wie viel Verfügung der Mann über das Vermögen der Frau hat, hängt von beſtehenden Geſetzen und Verträgen ab. Zu meinen, alle Privilegien des Parlaments ſeien nur Gnadengeſchenke des Souveräns, widerſpricht der Geſchichte; dann müßte der König früher da geweſen ſein als das Volk.

Es iſt wahr, daß im Königthum ein Abbild der göttlichen Majeſtät geſehen werden ſoll; aber der Stoff dieſes Abbildes iſt Staub, und eine unumſchränkte Macht folgt aus der Analogie ſo wenig wie eine unumſchränkte Lebensdauer.

Jene Theorie bringt ſchädliche Wirkungen auf ihre Anhänger hervor. Man ſah ſie deutlich an Karl, einer ſonſt edlen Natur: Geringſchätzung gegen die Rechte der Unterthanen, und eine noch ſchlimmere Folge: den Wahn, man könne die Bewilligungen wieder zurücknehmen; alle Zuſagen eines Fürſten ſeien nur Gnadenſache, und er könne, ſobald es ihm beliebe, ſeine Allgewalt wieder hervortreten laſſen; ſeine Verſprechungen ſeien nur Kundgebungen ſeines augenblicklichen Wohlwollens. Während geſunde Moral lehrt: Fürſtenwort muß das zuverläſſigſte Manneswort ſein, folgt aus dieſer Lehre, daß der Fürſt ſein den Unterthanen gegebenes Wort nicht zu halten braucht. Karl's Handlungsweiſe zeigt dieſen Grundſatz.

Diese Ideen waren für England so gefährlich, denn sie hatten in Spanien, Frankreich und Oesterreich gesiegt. Philipp II. hatte die alten Stände Aragoniens überwältigt, Heinrich IV. hatte die états généraux zum letzten Mal einberufen, Richelieu herrschte als Despot; in Oesterreich erlag, wie in den meisten deutschen Staaten, die ständische Verfassung. Warum sollte nicht auch in England die Mittelmacht zwischen Fürst und Volk untergehn? Sie war hier erhalten, aber in Frankreich war das Parlament einst ebenso mächtig gewesen. Es war das Jahrhundert des siegenden Despotismus und der große Kampf um die Rechte der Völker reducirte sich auf England. Hier concentrirte sich wie in einem Brennpunkt die Hitze des Streits.

Sir Thomas Wentworth war nach Buckingham's Tode des Königs Freund, er war anfangs als Oppositionsmann aufgetreten, aber bald durch hohe Ehrenstellen für den König gewonnen worden, der ihn 1633 zum prorex von Irland erhob. Die Verwaltung Irlands war sein Meisterstück. Er brachte Ordnung in dieses Chaos, bändigte die unbeugsamen Häuptlinge, schuf eine Armee aus Katholiken und Protestanten. Er kannte nur den Dienst seines Königs, wer diesem sich hingab, den überhäufte er mit Ehren, wer opponirte, den suchte er zu zermalmen. Sein System nannte er selbst thorough and thorough. Hinsichtlich seiner administrativen Talente war er vielleicht der größte Staatsmann Englands, an Willenskraft, Tapferkeit und Beredtsamkeit keinem nachstehend. Der König erhob ihn zum Grafen von Strafford. Er hatte alle Anlagen in sich, der Richelieu Englands zu werden.

In jenen Jahren gedachte Karl, sein System auch in England durchzuführen. Ohne Parlament fehlten ihm die Mittel zu auswärtigen Unternehmungen. Er entsagte daher allen Einwirkungen auf den Continent, um erst daheim Herr zu werden.

In Deutschland hatte der Krieg seine größten Dimensionen erreicht. Um dem sinkenden Protestantismus gegen das Haus Oesterreich zu Hilfe zu kommen, war der König von Schweden am 24. Juni 1630 gelandet. Welche Gelegenheit auch für England, eine Rolle zu übernehmen! Elisabeth hatte den Calvinismus in Schottland, Frankreich und Holland geschützt, das Volk Englands wünschte seinen König an Gustav Adolf's Seite zu sehen, um dem Protestantismus im Reich zum Sieg, der Prinzeß Royal Elisabeth zu einer Kaiserkrone zu verhelfen. Karl sandte nur ein schwaches Corps unter Hamilton zu den Schweden; die Erfolge waren Null.

Gustav Adolf ließ Friedrich in sein Lager kommen und ihm königliche Ehren erweisen. Er begleitete den König auf seinen Siegeszügen, er sah seine Pfalz wieder, doch zur Herstellung kam es nicht; sein Schwager that nichts für ihn. Gustav Adolf starb, Friedrich beweinte seinen Tod und folgte ihm nach wenig Tagen; 29. November 1632. Zwölf Jahre war er entthront und verbannt gewesen, Elisabeth, die ihm dreizehn Kinder geboren hatte, lebte noch dreißig Jahre; sie sah von Holland aus die Stürme, die über das englische Königshaus ergingen, und erlebte die Restauration.

Karl, statt im Einverständniß mit seinem Volke eine ruhmvolle Rolle zu übernehmen, zog es vor, ein Unterdrücker des Volkes zu sein. Geld zu bekommen war die große Angelegenheit; veraltete Gewohnheiten, verjährte Rechte wurden vorgesucht, um Geldquellen zu eröffnen. Die Zölle wurden ohne Bewilligung fort und fort erhoben. Eine Abgabe von 20 Pfund wurde allen Vermöglichen auferlegt, welche sich nicht hatten zum Ritterstand erheben lassen, „pour le défaut de chevalerie."

In den ungeheuren königlichen Forsten wohnten ganze Dörfer von Pächtern, diese wurden mit schwerer Pacht belegt und ausgetrieben, wenn sie nicht zahlen konnten. Monopole wurden auf Salz und andere Lebensbedürfnisse eingeführt und verkauft, die schlechteste Verwaltungsmaßregel. Am auffallendsten war die Erhebung des Schiffsgeldes.

In Zeiten der Gefahr, wie beim Herannahen der Armada, durften die Könige Englands zuerst von den Seestädten, dann auch von den Binnenstädten Beiträge zur Ausrüstung der Flotte erheben. Dies sollte nun eine ständige Abgabe werden. Es kamen 700,000—800,000 Pfund jährlich durch diese Mittel ein, aber die Unterschleife waren ungeheuer, wenig gelangte in den Staatsschatz. Alle diese Anforderungen griffen tief in das Rechtsgefühl des englischen Volkes ein. Diebstahl wurde

dort bestraft wie Mord. Es ist nicht allein in England die Geldfrage Kern aller politischen Fragen. Man hoffte Abhilfe von den Richtern, aber die Richter waren abhängig geworden und willkürlicher Absetzung unterworfen. John Hampden weigerte sich, die 20 Schilling Schiffsgeld zu zahlen, gestützt auf den Parlamentsbeschluß. Er kam vor Gericht, er sprach höchst respectvoll, er bat um Zurechtweisung, wenn er irre; er wurde verurtheilt und dies Urtheil erweckte dumpfen Zorn, denn Ungerechtigkeit der Tribunale ist noch schwerer zu ertragen als offene Gewaltthat und Räuberei.

Die Reichen mochten jene Zeiten ganz angenehm finden und meinen, England sei nie so glücklich gewesen, aber die Mittelclassen, welche damals noch nicht reich waren, fühlten das Elend der Zeiten und die Corruption der Regierung. Der König zeigte kein Herz für sein Volk. Er war das Gegentheil von jenem Fürsten, der gesagt hat: „Ich will Frieden haben mit meinem Volk.“ —

Noch eins entfremdete ihm seine Unterthanen, es war die kirchliche Richtung, in der ihn der Erzbischof William Laud bestärkte. In der englischen Kirche sind zwei verschiedene und sich widerstreitende Elemente: altkatholische Institutionen und Cultusformen und calvinistische Lehren. Die katholische Richtung waltet im Gebetbuch, die reformirte in den 39 Artikeln vor. Noch vor einem Menschenalter, als die Regierung der Königin Elisabeth zu Ende ging, hatte man die Hälfte der Einwohner für Katholiken gehalten, jetzt war es anders, die reformirte Stimmung überwog und mit ihr die Abneigung gegen Liturgie und Episkopat. Allen andern ging auch hierin London voran. Die Hauptstadt war am frühesten protestantisch, und nun bereits ganz presbyterianisch gesinnt. Die schottische Reformation und Kirchenordnung war das Ideal. Aber wie in der höhern Luftschicht häufig ein anderer Wind weht als in der niedern, so war es hier; der Zusammenstoß beider Strömungen erzeugt Unwetter.

In jener Zeit war bei den Hochgestellten der Katholicismus und die katholisirende Richtung im Steigen. Dies ist eine Bewegung, die nicht auf England beschränkt war. Unter Kaiser Maximilian II. waren fünf Sechstel Deutschlands protestantisch. Durch Gegenreformationen wurde das Gleichgewicht wieder erreicht. Auch im deutschen Protestantismus zeigte sich eine veränderte Stimmung, man rechnete nicht mehr auf den baldigen Untergang des Papstthums, man besann sich wieder auf den Zusammenhang mit der alten Kirche, man erkannte, daß diese mehr katholisch als protestantisch war. Calixtus, der große Theologe zu Helmstädt, vertrat diese Richtung in Deutschland, William Laud in England.

Die zwei Parteien standen sich schroff gegenüber. Laud sah in der anglicanischen Kirche einen Zweig der katholischen, die Puritaner einen Zweig der calvinischen, jene fühlten sich mit Rom, diese mit Genf verwandt, jene sahen in den katholischen Bischöfen und Priestern ihre Collegen, diese in den reformirten Predigern Schottlands ihre Brüder. Laud drang auf den Sieg der Episkopalkirche in allen drei Reichen. Er stellte den Schmuck der Kirchen wieder her und errichtete Altäre statt der Tische. In diesem Streben lag eine Berechtigung, aber jede solche Neuerung erweckte finstere Befürchtungen vor dem Papismus. Jetzt bauen selbst Methodisten gothische Kirchen, damals hielt es Milton für eine unwürdige Nachahmung heidnischer Tempel, als Laud die Schönheit des alten Kirchenstils wiederherstellte. Der Verdacht, als wolle er das Land römisch-katholisch machen, hat dem Erzbischof, hat dem König ungeheuer geschadet, und selbst bis in die neueste Zeit hat man solche Pläne angenommen. Sie sind widerlegt; spät, aber vollständig ist Karl hiervon freigesprochen. Es war ein päpstlicher Agent Cuneo am Hofe, seine Berichte liegen vor, sie zeigen, wie weit der König von solchen Gedanken entfernt war; Laud war ein Hinderniß der Wiedervereinigung, man hatte ihm einen Cardinalshut angeboten, er aber ging mit andern Plänen um, er gedachte, selbständiger Patriarch der britischen Inseln zu werden.

In dem System von Laud, das in unsern Tagen in veredelter Form in Oxford neubelebt worden ist, lagen Wahrheiten und berechtigte Bestrebungen; aber ihre Träger waren nicht würdig. Laud war ein kleinlicher, engherziger, verfolgungssüchtiger Mensch. Wenn Geistliche in Staatssachen mitwirken, sind sie noch härter

als die Juriſten. Conformität um jeden Preis wollte er; jeder Widerſtand ſollte niedergeworfen werden.

Seine Verfolgung traf drei Puritaner, Baſtwick, Prynne und Barton, einen Juriſten, Theologen und Arzt. Prynne hatte gegen das Theater geſchrieben (Hiſtriomaſtix) und ſich ſtark über den Charakter der Schauſpielerinnen ausgelaſſen. Ergebniß iſt für den Hof ſehr ungünſtig. Die Stücke, die mit Beifall aufgenommen wurden, gehörten zur ſchlechteſten Sorte. In der Komödie „the gamester“ iſt der Ehebruch der Unterhaltungsſtoff. Dies wirft ein ſehr nachtheiliges Licht auf Karl und Henriette Marie. Die Grundſätze der damaligen Puritaner ſind im Weſentlichen die jetzt bei allen Engländern von anſtän-

Georg Villiers Herzog von Buckingham.

Dies legte ihm Laud als Beleidigung gegen die Königin aus, die ſich ſehr viel mit dem Theater ergötzte. Dieſe Bekämpfung war nicht eine ungegründete. Das engliſche Theater war ſehr entartet. Auch Shakſpeare enthält Anſtößiges, wodurch er dem rohen Geſchmack der Zeiten zu ſehr gehuldigt hat. Doch Shakſpeare war über ſeine Mitdichter hervorragend wie ein Eichbaum über niederes Geſtrüpp, und ihre Nachfolger ſtanden noch niedriger. Kingsley hat in einem Aufſatz „plays and puritans“ dieſe Unterſuchung geführt, und das diger Sitte angenommenen. — Der Kampf gegen die Bilder und der gegen die Sonntagsentweihung, den Baſtwick und Borton führten, waren Hauptanliegen für die Puritaner. Die Verfolgung dieſer Männer trieb Laud ſo weit, daß ihnen allen dreien am Pranger die Ohren abgeſchnitten wurden. Die Sympathie in London war unermeßlich. Dr. Workman, der gegen die Bilder geſchrieben, quälte Laud durch polizeiliche Maßregeln ſo lange, bis er im Wahnſinn ſtarb.

Die engliſche Reformation legte von Anfang an hohen Werth auf die Feier

des Sonntags. Karl I. ließ die Luſtbarkeiten am Sonntag ausdrücklich freigeben und zwang die Pfarrer, dieſe Proclamation auf den Canzeln zu verleſen, das ſogenannte book of sport. — So erſchien die biſchöfliche und königliche Macht dem ernſteren Theile des Volkes als eine dem wahren Chriſtenthum feindliche Gewalt. — —

Das Syſtem der Unterdrückung ſchien

John Hampden.

zu ſiegen. Viele treffliche Männer wanderten aus, um ein neues Vaterland zu finden und daſelbſt, unbeläſtigt von König und Biſchof, einen Gottesdienſt nach ihrem Sinne zu haben. Es ſind die pilgrim fathers, die den Grund zu den ſieben Neu-England-Staaten gelegt haben, wo ihre Nachkommen und ihre Sitten noch zu finden ſind. Unter denen, welche auswandern wollten, waren auch John Hampden und ſein Vetter Oliver Cromwell. Allein das Schiff war zu voll, ſie blieben zurück, für eine andere Beſtimmung.

Der Stein, an dem dies Syſtem ſcheiterte, war nicht die Eigenthumsfrage, ſondern die Gewiſſensfreiheit. Den erſten Stoß erhielt es im Lande der kühnſten Ueberzeugungstreue, in Schottland.

Man kennt die ſchottiſche Reformation, wie ſie John Knox durchgeführt hat: keine Biſchöfe, keine Liturgie, Prediger gewählt von den Gemeinden, über ihnen nur die general assembly aus Predigern und Laien gemiſcht, Unabhängigkeit von der weltlichen Macht, Kirchenzucht auch gegen gekrönte Häupter. Dieſe Reform war wegen ihrer demokratiſchen Geſtalt dem König Jakob ſehr zuwider, „no Bishop — no King“ pflegte er zu ſagen. So dachte auch Karl, und um ſo mehr fürchtete man, die Einführung der Biſchöfe ſei nur das Mittel zur Einführung eines unumſchränkten Königthums.

Jakob ging vorſichtig zu Werke. Laud meinte, jetzt ſei die Zeit gekommen; der

König als Regierer der Kirche ernannte Bischöfe und octroyirte den Schotten eine Liturgie, noch katholischer als die in England. Man sah das Schreckbild des Papstthums hinter diesem Versuch. Als am 23. Juli 1637 in St. Giles in Edinburg der Gottesdienst nach neuem Ritus anfing, brach der Tumult los. Blut wurde nicht vergossen, aber der Covenant erneuert, der Eid, den das Volk einst auf sich genommen hatte, um gegen die Königin Mary Stuart die calvinische Kirchenreform zu behaupten. Eine autonome Assembly zu Glasgow that die Bischöfe in den Bann und verwarf des Königs Buch; das erste Beispiel einer Nationalversammlung ohne königliche Genehmigung. Man wußte, daß der König dies als Rebellion ansehen würde, man bot die Mannschaft der Clans auf. Alexander Leslie, der unter Gustav Adolf gekämpft hatte, übernahm das Commando und eine schottische Armee rückte an die Grenzen von England; sie hatten bewaffnete Prediger im Heer, sie sangen Psalmen und lasen die Bibel, sie beteten für den König, sie sagten, sie wollten nur ihre Gewissensfreiheit retten gegen seine papistischen Rathgeber, die Bischöfe. Karl rückte entgegen und trat persönlich hervor. In Arundel's Zelte schloß er mündlichen Friedensvertrag; unpraktisch, denn nachher beschuldigten beide Theile einander des Verraths. Das schottische Parlament trat gegen den König auf und sandte Colevill nach Frankreich, um ein Bündniß gegen Karl einzuleiten. Nun war es Ernst mit dem Kriege. Woher sollte Karl Gelder und Mannschaften bekommen? Der König war in der äußersten Verlegenheit. Selbst Strafford und Laud, wie die gemäßigten schottischen Magnaten Hamilton und Traquaire, riethen Einberufung des englischen Parlaments. Der König entschloß sich, es kam im April 1640 zusammen, das sogenannte kurze Parlament. Hiemit beginnt die dritte Periode seiner Regierung.

Ein Strom von Beschwerden hatte sich aufgestaut und kam in diesem Parlament in Bewegung. Die Versammlung war ausgezeichnet durch Mäßigung. Noch einmal leuchtete dem König ein Sonnenblick, aber er benutzte ihn nicht. Mit diesen Männern hätte er sich verständigen können. Sie verlangten erst Abstellung der Beschwerden, dann wollten sie die Subsidien bewilligen, der König verlangte erst die Subsidien, dann wollte er die Beschwerden abstellen. So löste er die Versammlung im Mai bereits wieder auf, die Gelegenheit zur Versöhnung mit seinem Volke und zur Befestigung seines Thrones war vorüber. Strafford rieth zu einem gewaltsamen Anlehen. Er müsse alles thun, um die Miliz in seine Hand zu bekommen, wie er durch das Schiffsgeld die Flotte in seiner Hand hatte. Aber die Macht der öffentlichen Meinung war zu groß. Selbst das Concilium magnum der Peers in York rieth Versammlung des Parlaments. Die Stadt London machte es zur Bedingung ihres Darlehens, und die Königin, geängstigt durch die Zeichen der Zeit, that einen Fußfall. Des Königs Lage war höchst demüthigend. Er gab nach, im November 1640 eröffnete er unter traurigen Vorbedeutungen ohne Prunk das Parlament, das das lange genannt wird. Den Vertretern des Volks war die Geduld gerissen. In dieser Versammlung waren die Leidenschaften entfacht. In ihr erhob sich nun für das Königthum ein gefährlicherer Feind als die Schotten. Der König eilte, mit diesen Frieden zu machen. Mr. Pym, ein Calvinist, trat als der eifrigste Volksredner hervor. Er gleicht jenen großen Demagogen, die in der französischen Revolution auftraten. Die Sucht nach Union mit Rom sei der Grund aller Uebel. Eine abergläubige und despotische Partei wolle England zu einem Planeten des Papstthums machen; so hatte Pym schon im kurzen Parlament gesagt. Diesmal ging das Verlangen nicht bloß auf Abstellung der Beschwerden und Entlassung der Rathgeber, sondern auf Bestrafung der Verräther. Pym kündigte die Anklage gegen Lord Strafford an, und das Haus der Lords gab nach kurzem Sträuben seine Einwilligung. Strafford hatte nicht in England regiert, aber seine Verwaltung in Irland und sein Einfluß auf den König gaben Stoff genug zur Anklage. Das Verfahren war so, daß er erst vor eine große Jury von Peers gestellt wurde. Die Verhandlungen wurden mit höchster Feierlichkeit in Westminsterhall geführt. Eine Woche lang führte Strafford seine Vertheidigung. Besonders von den Damen wurde er bewundert. Er räumte ein, daß er in Irland gewaltsam gehandelt, um

seinem König zu dienen, aber Hochverrath könne man ihm nicht nachweisen. Es ruhte auf ihm der Hauptvorwurf, daß er dem König gerathen, die irische Armee zu rufen, um this Kingdom zu bändigen — er sagte, Schottland sei gemeint gewesen. Die Verurtheilung wegen Hochverrath war unmöglich; da that das house of commons einen höchst gefährlichen Schritt, man brachte gegen ihn eine bill of attainder, d. h. man schritt auf legislativem Wege in diesem einzelnen Falle vorwärts, eine Art Staatsstreich, eine Proscription, eine revolutionäre Maßregel. Man sprach den verwerflichen Grundsatz aus, es sei kein specieller Beweis nöthig; wie man einem Manne gleich ansehe, ob er groß sei oder klein von Statur, so erkenne man diesen als Hochverräther, als Feind der Gesetze des Königreichs. Auch diese Bill, welche ein Todesurtheil in sich einschloß, hatte keine Giltigkeit ohne die Sanction des Königs. Die Sache lag ihm vor. Was sollte er thun? Sein Charakter stand auf der Probe. Er wußte, daß Strafford nicht Hochverräther im Sinne des Gesetzes war, er hatte versprochen, ihn zu schützen. Nun hätte er unerschütterlich gegen das Parlament stehen sollen. Die öffentliche Meinung war, der König könne einen ihm so treuergebenen Diener nicht preisgeben. Strafford schrieb ihm jenen großartigen Brief, worin er sich opfern zu wollen erklärte für seinen Monarchen (wie der getreue Eckart). Er spreche den König frei, es sei keine Ungerechtigkeit, was gegen den geschieht, der sich damit zufrieden erklärt (volenti non fit injuria). Der König hatte einen schweren Sonntag; er rief fünf Bischöfe, um ihnen die Gewissensfrage vorzulegen. Vier unter diesen waren elende Sophisten. Sie meinten, er habe ein doppeltes Gewissen, was er als Privatmann nicht thun dürfe, könne er als König thun, — nur Juxon rieth zur Festigkeit. Es ist die schlimme Lehre von politischer Nothwendigkeit. Die Königin, voll Angst für das Wohl der Familie, bat den König nachzugeben, er unterschrieb. Strafford wurde wie Jonas über Bord geworfen, um das Schiff zu retten. Er seufzte auf: „Nolite confidere in principibus!“ Usserius, der Erzbischof von Armagh, war bei ihm, durch diesen ließ er den mitgefangenen Erzbischof Laud um seinen Segen auf dem Todesgang bitten. Vor dem Fenster des Gefangenen kniete Strafford nieder. Er starb mit wahrem Heroismus.

Später kam bei Karl I. die Reue, die ihn bis an sein Ende begleitete. Diesmal hätte er sein königliches Recht ausüben sollen; das erhabenste Recht der Könige ist das der Begnadigung. Allein so groß sein Uebermuth gegen frühere Parlamente gewesen war, so groß war nun seine Schwäche. Das Parlament verlangte Einberufung alle drei Jahre, es dürfe nicht ohne seine Bewilligung aufgelöst werden, Abschaffung der zwei außerordentlichen Gerichtshöfe Starchamber (von Heinrich VII.) und high Commission (von Elisabeth errichtet), Unabsetzbarkeit der Richter, Ausschließung der Bischöfe aus dem Oberhause, Ernennung der hohen Beamten unter Billigung des Parlaments. Es sind Maßregeln, die man in modernen Constitutionen zum Muster genommen hat. Alles bewilligte Karl. Es war theils Schwäche, theis Berechnung, indem er meinte, von einer andern Seite her zu erstarken.

Er ging nach Schottland und erhöhte seine Feinde, er bewilligte den Schotten alle ihre Wünsche gegen das Versprechen, sich nicht in die Angelegenheiten Englands zu mischen. Waren die Schotten unschädlich gemacht, so dachte er mit England auch noch fertig zu werden.

Aber in diesem Augenblick trat ein tragisches Ereigniß dazwischen, wodurch das Verhältniß zwischen dem König und seinem Parlament vollends vergiftet wurde, die irische Rebellion. Strafford, der gefürchtete, war todt, seine irische Armee aufgelöst, das Königthum geschwächt, den Schotten war ihre Revolution gelungen, warum sollte nicht auch eine katholische Erhebung in Irland gelingen? Der wilde, altirische Geist regte sich; am 23. October 1641 sollte die Erhebung ausbrechen, eine sicilianische Vesper gegen die englischen Protestanten an der Küste. So geschah es und die Scenen waren schrecklicher als in Sicilien. O'Neil ließ die Gefangenen zu Tausenden umbringen, Frauen wurden zerhauen und ungeborene Kinder den Schweinen vorgeworfen. Man kann sich den Eindruck auf England und das Parlament vorstellen. Das Schlimme für den König

war dies: diese Unmenschen gaben vor, er habe ihnen die Güter der Protestanten versprochen, und sie nannten sich the Queens army. Der Haß fiel auf das königliche Haus. Der König wollte den Protestanten Hilfe senden, aber das Parlament kam ihm zuvor, warb selbst ein Heer zur Besiegung der irischen Rebellion und ernannte selbst Generale — der erste nach Geist und Form ungesetzliche Schritt dieser Versammlung.

In dieser gespannten Lage entwarf das Parlament die große Remonstranz, eine Vorstellung an den König, eine Analyse und Verurtheilung seiner ganzen Politik von der Vermählung mit der französischen Prinzessin an, eine Aufforderung zur Aenderung des ganzen Systems. Die Form war noch immer loyal, mit Versicherungen der Ergebenheit fing die Beschwerde an, die Deputation überreichte sie auf den Knieen; der König antwortete ausweichend, doch mit Versicherungen des Wohlwollens. Unter diesen Formen barg sich der Abgrund des Mißtrauens und des Argwohns, der den König und das Parlament schied. Wenn die schützenden Geister der Liebe und des Vertrauens gewichen sind, kann keine Cautel den Zusammensturz aufhalten. Von beiden Seiten wäre es die Aufgabe gewesen, noch einmal Vertrauen zu fassen, sich nicht als Feinde, sondern als Glieder einer Gemeinschaft anzusehn, die sich Wahrheit und Liebe schuldig sind. Aber der Strom war zu mächtig, die Einzelnen wurden von einer Fluth getragen und die Unbesonnenheit des Königs beschleunigte die Katastrophe.

Er meinte, durch ein kühnes persönliches Auftreten zu imponiren. Fünf Männer im Unterhaus hatten besonders freimüthig gesprochen. Der König beschuldigte sie des Hochverraths. Ohne Bewilligung des Parlaments durfte er sie nicht zur Rechenschaft ziehen. Es verweigerte die Bewilligung, denn sie hatten den Sinn der Majorität ausgedrückt. Da kam der König mit 300 Bewaffneten in das Parlamentshaus und trat ein (mit ihm Karl Ludwig, der pfälzische Kurprinz), um die fünf persönlich zu verhaften. Sie waren entflohen. Der französische Gesandte la Ferté hatte sie den Morgen warnen lassen, ein englischer Gentleman war, um unverhindert die Warnung in's Parlament zu bringen, über die Dächer geklettert. Der König ließ sich auf dem Stuhl des Sprechers nieder. Er sah sich vergeblich nach Pym, Hampden und Hollis um; „die Vögel sind ausgeflogen, ich erwarte, wenn sie wiederkommen, daß ihr mir sie ausliefert, ich werde sie zu finden wissen." Er verließ den Saal, er hörte die Rufe, die an das Privilegium des Parlaments erinnerten, er ging zur Guildhall und hörte da dieselben Rufe.

Denn das größte Privilegium des Parlaments hatte er angetastet, daß seine Glieder für ihre Aeußerungen im Parlament nur dem Parlament selbst verantwortlich sind und auch für andere Vergehen nur mit Bewilligung des Parlaments in Untersuchung gezogen werden dürfen. Ohne dies Privilegium wäre die Volksvertretung ein Puppenspiel. Und nicht nur ein Einbruch in die Gesetze war dies, eine Unklugheit, über die des Königs Freunde erschraken. Nur dies hatte noch gefehlt, um den Bruch zu vollenden. Mit persönlichem Muth verband Karl jene Unbesonnenheit und jenen Mangel an Berechnung der Folgen, der sich bei seiner unglücklichen Großmutter gezeigt hatte. Seine Gegner waren wachsam und schlau.

London war ein tobendes Meer, der König verließ die Hauptstadt und sah sie erst als Angeklagter wieder. Das Parlament verwendete die Anfänge seiner Armee in England selbst, es ließ vom Tower Besitz nehmen, der Krieg zwischen beiden Gewalten war erklärt.

Der erste Bürgerkrieg, 1642—45, entzündete sich an der Frage: wer ist Kriegsherr? Wer hat das Commando über Flotte und Armee? Unzweifelhaft hatte dies der König, das Parlament usurpirte diese königliche Prärogative; es konnte zur Entschuldigung sagen: dies sei ein Act der Nothwehr; aber gerechtfertigt war es damit nicht. Wir sehen an diesem großen Wendepunkt die Schuld getheilt! Der König hatte die Privilegien des Parlaments, das Parlament die Prärogative des Königs angetastet.

Der Krieg brach aus, indem Karl mit seinen Cavalieren in Hull Eingang verlangte und Hotham ihm die Festung verschlossen hielt. Er pflanzte seine Standarte in Nottingham. Er hatte seinen Neffen Ruprecht als General der Cavallerie

bei sich; geboren in Prag, war er früh in der schrecklichen Schule des 30jährigen Krieges herangebildet worden, ein junger Mann von wilder Tapferkeit, gefürchtet und verhaßt. Das Parlament stellte Graf Esser als Oberbefehlshaber auf. Der Bürgerkrieg hatte einen mittelalterlichen Charakter. Nicht reguläre Armeen stießen auf einander, sondern die Großen boten ihren Heerbann auf, ihre Diener, Pächter und Freunde, je nachdem sie für den König oder das Parlament gestimmt waren. Der König hatte treue Anhänger im Norden; ganz Wales und Cornwall war für ihn. Seine Garde waren die sogenannten Cavaliere, Herren vom Hofe; manche verdienten den Vorwurf der Sittenlosigkeit; das Edle auf dieser Seite war die persönliche Treue, jenes ritterliche Gefühl des Mittelalters, welches von dem Lehensherrn nicht läßt; mag er Recht haben oder nicht, seine Mannen müssen mit ihm stehen und fallen. Wenig Hauptschlachten kamen vor, unzählige Einzelkämpfe voll Abenteuer, Einnahmen von Städten, Schlössern, Landsitzen, unzählige Cavalleriegefechte. So wälzte sich der Krieg hin und her. Die erste Hauptschlacht bei Edgehill, 23. October 1642, war eher für den König günstig. Aber so oft es mit ihm gut stand, nie unternahm er den Hauptschlag, den Angriff auf London. Ein Napoleon hätte die Campagne anders geführt.

Unterdessen erstarkte die parlamentarische Partei durch den Covenant beider Nationen, der in Edinburg und London beschworen wurde zur Herstellung der reformirten Religion und Vertheidigung der Freiheiten des Parlaments. Ein gemeinsames Commitee übernahm die Leitung des Krieges. Eine streng calvinistische Synode zu Westminster verordnete Zerstörung der Bilder und der Orgeln. Der arme alte Erzbischof Laud, längst unschädlich, fast vergessen, wurde auf dieselbe Weise wie Strafford zum Tode verurtheilt, Januar 1645. — In Laud's Hinrichtung fand der König einen Trost, indem jetzt die andere Partei seine an Strafford begangene Sünde durch eine eben so große aufgewogen habe.

Der Krieg wurde anfangs ritterlich geführt wie ein geordneter Zweikampf — der König sandte seinen Arzt zu dem sterbenden Hampden. Aber er artete aus wie jeder Bürgerkrieg, Ruprecht und Esser ließen Gefangene hinrichten.

Es schien zu keiner Entscheidung zu kommen, Graf Esser war nicht kühn genug, er schonte absichtlich den König und benutzte seine Siege nicht. Er bekam Thomas Fairfax zum Nachfolger. Auf beiden Seiten fehlte ein General ersten Ranges, bis sich Cromwell mit seiner Cavallerie erhob. Er siegte in der Schlacht bei Marston Moor, 2. Juli 1644, wo kein Pardon gegeben wurde, dann in der letzten Schlacht dieses ersten Bürgerkrieges bei Naseby, 14. Juni 1645. Da soll Strafford's Geist dem König erschienen sein, ihm sein Unglück anzukündigen. Da fielen bei der allgemeinen Flucht die Briefe des Königs den Feinden in die Hände. Man sah, daß er während der Verhandlungen zu Urbridge Bündnisse mit fremden Mächten gesucht hatte. Es sind meist Briefe an seine Frau, „Cher coeur" anfangend, sie war in Holland, von wo sie Hilfe zu bringen suchte. Man veröffentlichte Alles, um der Sache des Königs zu schaden. Es ist schwer zu bestimmen, wie weit auf seiner Seite diese Versuche verwerflich waren; die Veröffentlichung war ein Beweis des Erlöschens aller Loyalität.

Mit Oliver Cromwell und seiner Armee war ein ganz neuer Factor auf den Kampfplatz getreten, der zuletzt alle andern überwältigte. Cromwell war ein Jahr vor dem König geboren, ein Landedelmann bei Huntingdon, Parlamentsmitglied für Cambridge, nicht als Redner ausgezeichnet, aber als Charakter, voll Ernst und Sympathie für die Unterdrückten. Er kam mit dem Ausbruch des Kriegs in seine eigentliche Sphäre. Er führte ein Regiment von gleich ernsten Männern herbei, Freeholders, Nachkommen der Sachsen und Dänen, erfüllt mit Unwillen gegen die Corruption des Hofes und der Prälaten. Wie Gustav Adolf so hielt Cromwell seine Leute zur Gottesfurcht an und predigte ihnen. Ein furchtbarer Ernst beseelte sie, sie faßten den Kampf als ein Gericht Gottes, das sie zu vollziehen hätten. Die Gefühle der Pietät erstarben. (Cromwell sagte, er würde auch auf den König sein Gewehr losdrücken.) In der Schlacht ging ein Schrecken vor ihnen her, sie waren ähnlich begeistert wie die Hussiten, wie später die Camisarden. Todesfurcht kannten sie nicht. Sie gehörten

nicht der presbyterianischen Partei an, die nun herrschte, sie gingen noch einen Schritt weiter, keine Staatskirche wollten sie, kein geistliches Amt, nur Vereine von Erleuchteten, jeder Verein unabhängig, daher Independenten.

Der König entfloh in seiner Noth als Reitknecht verkleidet nach dem Norden und lieferte sich an Leslie aus. Er ward ehrenvoll empfangen, aber dem Parlament zurückgesandt, das zugleich 400,000 Pfund Sold auszahlte. Daher sagte man, die Schotten haben ihn verkauft. Das Parlament wollte ihm nichts zu Leid thun, er war in Holmby mit königlichen Ehren umgeben. Man fuhr fort mit Unterhandlungen. Das Parlament that Schritte, um die Armee aufzulösen, denn der Krieg war zu Ende; es stand im Begriff, sich mit dem König zu versöhnen. Da beging Cromwell seinen ersten Staatsstreich. Auf seine Anordnung geschah es, daß Cornet Joyce den König abholte und in das Lager der Armee entführte. Als der König nach seiner Vollmacht frug, wies Joyce auf seine Soldaten: „Die Buchstaben sind leserlich genug," sagte der König. Die Absicht war auch bei der Armee nicht, dem König etwas zu Leid zu thun. Man suchte ihn zu benutzen, er sollte auf die Seite der Armee und der Independenten gebracht werden, um ihnen den Sieg über Parlament und Presbyterianer zu verschaffen. Cromwell sagte: „Habe ich den König, so habe ich auch das Parlament in der Tasche." Er wollte das Prästigium des Königs für sich und seine Partei ausbeuten. Der König wurde auch in Hamptoncourt noch gut behandelt. Cromwell selbst und Ireton hatten Verkehr mit ihm. Cromwell war gerührt über das Wiedersehn des Königs mit seinen Kindern, er schlug an seine Brust und rief: der König sollte ihm vertrauen. Die Armee gedachte, mit dem König zu siegen und ihre Ideen auszuführen. Aber mit einem Male trat ein Umschlag bei Cromwell ein und nie ist es ganz aufgehellt worden, was ihn dazu bestimmte, Anfang 1648. Eine Sage ist, daß Cromwell einen Brief aufgefangen, in dem der König an seine Gemahlin schrieb, er habe dem Cromwell den Orden des Garter versprochen, werde ihm aber einen Hanfstrick zukommen lassen. Thatsache ist, daß der König zugleich mit den Schotten unterhandelte, und man mußte erwarten, daß er auf deren Seite gegen Cromwell treten würde. Der König liebte es, zwei Eisen zugleich im Feuer zu haben. Er spielte mit Cromwell und Ireton, um sie zu benutzen. Sie merkten dies wohl. Unterdessen stiegen die Sympathien für den Gefangenen, in Schottland, in Wales, in London selbst. Die Schotten wollten ihren ungeheuren Fehler gut machen und rückten unter Hamilton in England ein.

So änderte sich die Stimmung der Armee und durch sie die Stimmung Cromwell's, die Agitatoren predigten den Soldaten, man müsse den blutigen Mann bestrafen. Sie hielten Gebetsversammlungen und sagten, alles Unglück komme davon her, daß man den Hauptschuldigen schone. Dahin führte die Lehre von der unmittelbaren Erleuchtung, das Losreißen von aller Geschichte, die Erhebung über die in der kirchlichen und bürgerlichen Gesellschaft bestehenden Ordnungen und Schranken.

Der König floh nach der Insel Wight; er hoffte umsonst, zur See zu entkommen. Colonel Hammond, der Gouverneur der Insel, hatte Gewissensbedenken gegen die Auslieferung des Königs an seine Feinde; Cromwell schrieb ihm, es sei eine Versuchung, „Gott ist in unseren Siegen erschienen." Er meinte, Gott habe der Armee die Verpflichtung auferlegt, Alles zu thun, was sie zum Besten des Volkes für gut erkenne, den Erfolg der Waffen nahm er als Grundlage. Er hatte sich selbst zum Richter aufgeworfen, es war gelungen, damit meinte er legitimirt zu sein. Es mag ein Recht der Nothwehr gegen den König geben, aber ein Recht, über ihn Gericht zu halten, gibt es nicht.

Die Stimmung der Armee war so schlimm, daß Cromwell sich selbst in großer Gefahr fand und dem König sagen ließ, „es sei nicht zu erwarten, daß er für den König umkommen sollte," d. h. Cromwell sah, daß fernere Schonung gegen den König sein Sturz sein würde. Er muß fallen oder ich! Es war eine ähnliche Verwicklung wie mit Strafford. Cromwell beging am König, was der König an Strafford begangen hatte.

Cromwell trug einen raschen Sieg über die Schotten davon. Als er heimkam, ging es zu neuen Gewaltthaten. Die Ar-

mee schrie nach Rache, sonst komme Gottes Gericht über das Land. Das Parlament ward die Geister nicht los, die es gerufen hatte. Es hätte nie den König verurtheilt. Aber die Armee vollzog die sogenannte Reinigung des Parlaments: 47 Gemäßigte wurden verhaftet, 96 ausgestoßen, die übrigen 80, d. h. die Aufgeregten in Cromwell's Sinn, sie beschlossen die Anklage gegen den König. Das Oberhaus, noch aus 12 Mann bestehend, verwarf einstimmig die Bill, aber die Commons erklärten sich für das Volk, das Volk für souverän, während sie doch selbst sich unter dem Joche des Militärdespotismus befanden; sie ernannten die große Jury von 150 Mann, welche das Blutgericht halten sollte.

Das Parlament hatte die alte Verfassung schützen wollen, jetzt erhob sich auf den Ruinen der Verfassung diese Herrschaft des Schreckens, ein Revolutionstribunal so unrechtmäßig wie nur irgend eines in der französischen Staatsumwälzung.

Der König war in Hurst, einem Schlosse am Meer, einem wirklichen Gefängniß. Seine Leiden hatten ihm zur Läuterung gedient. Der edle Kern in ihm kam zum Vorschein. Nach seinem Tode erschienen seine Meditationen unter dem Titel imago Regis. Die Redaction, nicht ohne Ausschmückung, war von Dr. Gauden, doch der Kern des Buches scheint echt zu sein.

Man brachte den König in den St. James-Palast. In der großen Westminsterhalle saßen sie über ihn zu Gericht, wie vor 8 Jahren über Strafford; nur 59 von den Geschwornen hatten sich eingefunden. Er verneinte die Competenz dieser Richter. Er hatte ein letztes Anerbieten zu machen, er wollte es den beiden Häusern des Parlaments eröffnen. Es war wahrscheinlich seine Abdankung zu Gunsten seines Sohnes. Umsonst. Weil er die Fundamentalgesetze des Reichs gebrochen, weil er unschuldiges Blut vergossen habe, wurde er als Tyrann, Verräther, Mörder, Feind des Volks verurtheilt.

Sir Thomas Herbert hat in seinen Memoiren die letzten Tage des Königs beschrieben. Guizot's Schilderung seines Processes ist als ein Meisterwerk bekannt.

Seine Gemahlin, seine zwei Söhne, Charles und James, waren fern; von seinen zwei kleineren Kindern Henry und Elisabeth, zwölf und acht Jahre alt, nahm er Abschied. Vor Whitehall auf der breiten Straße war das Todesgerüst aufgebaut, aus der Wand des Banquetsaals, eine Treppe hoch, war eine Thüre gebrochen, da ward Karl hinausgeführt.

Das Volk war durch Militär zurückgehalten, Bischof Juxon stand dem König tröstend zur Seite. Seine Hinrichtung war das Werk einer Minorität, einer verwilderten Faction. Das englische Volk hat die schwere Schuld gut gemacht und den 30. Januar 200 Jahre als Trauertag bezeichnet.

Sein Leichnam ruht in der St. Georges-Capelle auf Windsor.

Er war nicht der schlimmste König, den England gehabt hat, aber der unglücklichste. Sein Leben fiel in eine Zeit des Kampfes und der Gerichte, der er nach seiner Erziehung und seinen Anlagen nicht gewachsen war.

Wenn man die Gemächer in Windsor-Castle, welche gegenwärtig Königin Victoria bewohnt, durchwandelt, sieht man mehr als einmal König Karl mit seinen Kindern abgebildet, eine wehmüthige Erinnerung, die man ihm schuldet, zugleich eine Mahnung an seine Nachfolger auf dem Throne, nicht in die Fehler zurückzufallen, die er so schwer gebüßt hat.

Literarisches.

Tagebuch Dieterich Sigismund v. Buch's aus den Jahren 1674 bis 1683. Beitrag zur Geschichte des großen Kurfürsten von Brandenburg. Nach dem Urterte im königl. Geheimen Staatsarchive zu Berlin bearbeitet und herausgegeben von Gustav v. Kessel, königl. preußischem Major zur Disposition. 2 Bde. Jena und Leipzig, Herm. Costenoble. 1865.

Noch nie ist der Geschmack an Allem, was die Vergangenheit für den Geist erneuern kann, die Neigung zu forschen und zu sammeln, das Gesammelte zu ordnen, das Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung zu bringen, so verbreitet wie jetzt gewesen. Es ist dies ein charakteristischer Zug unserer Zeit, der sich nicht bloß in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern, namentlich in Frankreich und Italien, wiederfindet. Wie viele Memoiren, Tagebücher, Correspondenzen und sonstige Aufzeichnungen ausgezeichneter Männer sind in den letzten dreißig Jahren an's Licht

getreten, die bis dahin im Staube der öffentlichen oder Privatarchive geschlummert hatten! Denn nächst der Naturforschung und deren praktischer Anwendung, zieht jetzt nichts so sehr die Aufmerksamkeit der Gebildeten auf sich, wie die Geschichte und was zu ihr gehört. Besonders findet alles Biographische fortwährend beim Publicum große Gunst und die deutsche Literatur hat sich in dieser Beziehung in den letzten Jahren sehr bereichert. Ein schätzbarer Beitrag der Art ist das obengenannte Werk, zu dessen Herausgabe ein unterrichteter, durch „widrige Umstände," wie in der Dedication an König Wilhelm von Preußen gesagt wird, seinem Beruf entzogener Officier, in den letzten Jahren seine Muße angewendet hat. Der Herausgeber ist zugleich Uebersetzer, denn das Tagebuch des Dieterich Sigismund von Buch war ursprünglich französisch geschrieben, hat sich aber nicht bloß auf eine Uebertragung beschränkt, sondern historische Ueberblicke zu den einzelnen Abschnitten und eine sehr große Menge biographischer, oft vorher wenig bekannter Notizen über die Herkunft, das Leben, die Familienverbindungen der in dem Werke genannten Personen geliefert, die dem Ganzen ein besonderes Interesse verleihen. Dieterich Sigismund von Buch, ein Vorfahr des berühmten Geologen Leopold von Buch, stand in Diensten des großen Kurfürsten, kam demselben als Reisemarschall neun Jahre lang nicht von der Seite, wurde von ihm zu vielen politischen und militärischen Missionen verwandt, und verband mit der Gelegenheit zu sehen und zu beobachten Wahrheitsliebe und Urtheil, so daß sein Tagebuch, wie der Herausgeber richtig bemerkt, als eine Quelle für die Geschichte jener Zeit, jedenfalls Beachtung verdient. Denn es geht doch nichts über einen unparteiischen und einsichtsvollen Augenzeugen. Auch ist es kein kleiner Kreis, in dem sich die Anschauungen und Erfahrungen des Verfassers dieses Tagebuchs bewegen. Buch kommt als hochstehender Diener eines Fürsten, der, wenn er auch noch nicht den königlichen Titel besaß, an Bedeutung und Einfluß zu den ersten seiner Zeit gehörte, mit Allem, was damals im Kriege und bei Unterhandlungen hervorragte, in Verbindung, und weiß davon, wenn es der Gegenstand verstattet, ein lebendiges Bild zu entwerfen. Da dieses Tagebuch aus täglichen Aufzeichnungen besteht, so bietet es, wie die Dinge, welche es darstellt, zuweilen trockene und einförmige Partien dar, gewährt aber immer den Vortheil, daß es lauter wirkliche, reale Personen und Zustände sind, um die es sich in ihm handelt, und die einen Einblick in die Sitten und die Denkungsweise ihrer Zeit gewähren, was, wenn auch nicht gleich sehr unterhaltend, immer belehrend ist. Tagebücher, Memoiren, Correspondenzen der Art sind die nothwendigen Commentare der Geschichte im Großen, die für solche Details keinen Raum hat, ohne sie aber lückenhaft ist, und oft dunkel und ungewiß erscheint. Außer daß in Buch's Aufzeichnungen ein gutes Stück Geschichte enthalten ist, haben sie auch dadurch einen Werth, daß sie zur Kenntniß des großen Kurfürsten beitragen, ja für einige Jahre in dessen Leben und für gewisse Züge in seinem Wesen die zuverlässigste Quelle sind. Herr von Kessel hat nicht Unrecht, wenn er in der Einleitung zu seiner Uebersetzung sagt, daß die Kenntniß dieses genialen, klugen, frommen, energischen Mannes im Volke äußerst gering ist, und sich beinahe auf die Reiterstatue der langen Brücke und die Namen Fehrbellin und Derfflinger beschränkt. Allerdings ist das Dasein des großen Kurfürsten wohl Jedem bekannt, der etwas von neuerer Geschichte weiß, aber nicht nur sein persönliches Wesen, sondern selbst seine politische Bedeutung werden aus Mangel an näherer Kunde nicht so gewürdigt, wie sie es verdienen. Wenn Friedrich der Große der Erste war, der dem brandenburgisch-preußischen Staat eine europäische Bedeutung gab, die er vor ihm nicht gehabt hatte, so ist dagegen die hervorragende Stellung dieses Staats in Deutschland vom großen Kurfürsten ausgegangen, ohne den jene spätere europäische Bedeutung nicht möglich gewesen wäre. Friedrich der Große ist, so verschieden er als Mensch von dem großen Kurfürsten erscheint, als Staatsmann und Feldherr dessen echter, von demselben Geist und Streben erfüllter Nachfolger und Fortsetzer gewesen. Es ist ein in der neuern Geschichte sonst nicht leicht wiedergekehrter Fall, daß ein Regentenstamm, so schnell nacheinander, zwei so große Fürsten hervorgebracht hat. Denn zwischen dem Tode des großen Kurfürsten und der Geburt Friedrich's des Großen sind nur 24 Jahre verflossen.

Neues vom Büchertisch.

Abeken, Bernhard Rudolph, Goethe in den Jahren 1771—1775. 2. Auflage. gr. 8. Hannover, C. Rümpler. 1 Thlr. 15 Sgr.

Baur, weil. Prof. Dr. Ferdinand Christian. Vorlesungen über die christliche Dogmengeschichte. 1. Band. 1. Abschnitt. gr. 8. Leipzig, Fues. 3 Thlr. 20 Sgr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bände. 8. Jena, Costenoble. 3 3/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter Palmen und Buchen. 1. Band. Unter Buchen. Gesammelte Erzählungen. 8. Leipzig, Arnold. 1 1/4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Wilde Welt. Gesammelte Erzählungen. 1. Bd. 8. Leipzig, Arnold. 1 1/4 Thlr.

Heldenbuch, das. Von Karl Simrock. 2. Band. gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr.

Ueber die

Täuſchungen der Sinne.

Von

M. J. Schleiden.

Ein Satz des Mittelalters behauptet: „Daß nichts Gegenſtand der Erkenntniß ſein könne, was nicht vorher durch den Sinn aufgefaßt ſei.“*) Wenn wir auch darauf verzichten wollen, dieſen Satz zu prüfen, zu unterſuchen, ob und wie viel Wahrheit in ihm enthalten iſt, wenn wir auch nicht den Zweifel, den Goethe ſeinem Fauſt in den Mund legt:

„Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß ſich Dein Geiſt nicht übereile.
Iſt es der Sinn der Alles ſchafft?“

theilen wollten, ſo iſt doch für Jeden ſo viel klar, daß wenn jener Satz für uns irgend eine Bedeutung gewinnen ſoll, wir zuerſt uns die Frage beantworten müſſen, was „der Sinn“ uns gibt und geben kann, was er iſt und welche Bedeutung er für den Menſchen hat. Von den älteſten Zeiten bis auf die Gegenwart gehen zwei verſchiedene Anſichten neben einander her, die ſich auf die mannigfaltigſte Weiſe, bald die eine, bald die andere, in philoſophiſchen Syſtemen ausprägen. Die eine behauptet, daß es für den Menſchen überall keine Wahrheit, keine Gewißheit gebe und geben könne, als in dem, was ihm die Sinne zuführen, in der ſinnesanſchaulichen Erfahrungserkenntniß, die andere im graden Gegenſatz dazu ſieht die Sinnesanſchauung nur als eine niedere verworrene, aller Gewißheit und Wahrheit baare Erkenntniß an und verlegt alle Gewißheit und Wahrheit allein in die Gedanken der Menſchen. Jene Anſicht tritt von Epikur und Lucrez bis auf Locke und einige Neuere als Realismus, Senſualismus, Materialismus auf, dieſe Anſicht dagegen erzeugt von Plato bis auf Leibniz die idealiſtiſchen, intellectuellen und ſpiritualiſtiſchen Syſteme.

Dem natürlichen unverbildeten, aber allerdings auch ungebildeten Menſchen wird man es nie einreden können, daß das, was er ſieht, hört, fühlt u. ſ. w. nicht wahr und wirklich ſei; immer wird er ſich hieran als an die feſte und allein geſicherte Grundlage für alles, was ihm Gegenſtand ſeines Nachdenkens werden ſoll, halten; dagegen wird ihm leicht klar, daß in alle dem, was nicht auf dem Zeugniß der Sinne beruht, faſt immer unter den Menſchen Ungewißheit und Streit geherrſcht hat. Darin liegt denn der große Vortheil,

*) Nihil est in intellectu quod non antea fuerit in sensu.

den alle materialistischen Systeme vor den andern voraus haben. Die größere Menge der Menschen, die nie im klaren und scharfen Denken geübt ist, wird sich leicht von den auf die unmittelbare Erfahrung gebauten Anschauungsweisen gewinnen lassen und sich in denselben befriedigt fühlen. Der einfache Gegensatz der andern Partei, ihr reiner Widerspruch gegen den Materialismus wird hier immer machtlos sein. Beide kämpfenden Parteien behaupten ihr Gebiet und glauben sich in demselben unüberwindlich. Soll der Streit daher zu irgend einem Resultat führen, so muß eine Partei versuchen, den Krieg auf das Gebiet des Gegners hinüberzuspielen, um ihm im Herzen seines eignen Landes die Unsicherheit seines für unantastbar gehaltenen Besitzes nachzuweisen.

Wenn wir die oben aufgeworfenen Fragen nach dem Wesen und der Bedeutung des Sinnes einmal ohne alle Einmengung spiritualistischer und speculativer Anschauungen zu beantworten suchen, so wäre damit die geforderte erfolgreichere Kampfesweise begonnen. Das Resultat mag nun sein welches es wolle, jedenfalls ist der mögliche Gewinn groß genug, um zu dem Unternehmen zu reizen.

Ehe wir aber tiefer in die Untersuchung eingehen, wird es zweckmäßig, ja nothwendig sein, erst zu erläutern, was wir hier unter „Sinn" verstehen. Der Mensch wie das Thier steht mit seinem körperlichen Wesen einer Außenwelt gegenüber, in mannigfacher Weise kann er durch seine Organe in die Verhältnisse derselben eingreifen, aber er ist auch den Einwirkungen dieser Außenwelt in der verschiedensten Weise blosgestellt, dieselbe greift in das Getriebe seines Organismus ein und wirkt hier mannigfache Erscheinungen und Veränderungen. In diesem Conflicte, in dieser Wechselwirkung zwischen organischem Körper und Außenwelt zeichnet sich nun eine Classe ganz besonders aus, indem die Einwirkung das hervorruft, was wir eine Empfindung nennen, z. B. Schmerz, Licht-, Tonempfindung. Wir finden leicht, daß für Auffassung dieser Einwirkungen der Körper mit ganz bestimmten, zum Theil sehr künstlich gebauten Organen versehen ist, die wir eben die Sinnesorgane nennen. Wir unterscheiden fünf derselben nach der Eigenthümlichkeit der Organe und der Art der Einwirkung, für welche das Organ empfänglich ist, das Auge, das Ohr, die Nase, die Zunge und die Haut mit den sich darin verbreitenden Gefühlsnerven.

Kenntniß vom Dasein und dem Wesen der Außenwelt erhalten wir nun scheinbar ausschließlich durch diese Sinnesorgane in den bei ihrem Erregungszustand hervorgerufenen Empfindungen. Soll nun der Sinn, d. h. die Empfänglichkeit der körperlichen Sinnesorgane auch nur eine sichere Grundlage für unsere Erkenntniß oder gar eine ausschließliche und allein wahre geben, so müssen wir voraussetzen, daß die Kenntniß, die wir durch die Sinne von der Außenwelt empfangen, auch wirklich derselben in jeder Weise entspricht. Dagegen würden wir diesem Sinne allen oder doch den bedeutendsten Theil seines Werthes für unsere Erkenntniß absprechen müssen, wenn wir nachweisen könnten, daß der Sinn uns die Außenwelt nicht so zeigt, wie sie ist, daß die Sinnesauffassungen sich untereinander widersprechen, oder daß gar alles das, was in unserer Erkenntniß von Jedermann als das Sicherste und Unumstößlichste angesehen wird, nicht aus der Sinnesempfindung entspringt und entspringen kann. Diese Betrachtung anzustellen, soll hier unsere Aufgabe sein.

Sehen wir zunächst auf das Thier, soweit wir dasselbe überhaupt zum Gegenstand der Untersuchung machen können, — denn über die Art und Weise seines Empfindungslebens kann uns nichts in der Welt Aufschluß geben, — so finden wir die Sinne desselben ganz und fast ausschließlich in den Dienst des Selbsterhaltungstriebes gegeben. Auge und Ohr zeigen ihm seine größern, das Gefühl in der Haut seine kleineren Feinde und dieser Eindruck bestimmt das Thier unmittelbar zum Angriff, zur Flucht oder zur Abwehr. Auge und Ohr lassen aber auch die zur Ernährung des Thieres bestimmten Gegenstände auf dasselbe einwirken und bestimmen es, derselben sich zu bemächtigen, Geruch und Geschmack sind aber besonders noch als Wächter an den Eingang in den Körper gestellt und prüfen die einzuführenden Substanzen, um das etwa Schädliche zu verwerfen.

Beim Menschen haben die Sinne zunächst allerdings auch dieselbe Bedeutung, aber sie wirken hier allermeist nicht so un-

mittelbar für dieſen Zweck, ſondern erſt auf einem Umwege. Die Sinnlichkeit leitet für uns die bewußte Kenntniß der Außenwelt ein und auf dieſe Kenntniß der Außenwelt gründet dann die Vernunft ihr Urtheil über das, was zu ſuchen, zu erfaſſen, zu vermeiden und zu fliehen iſt. Hierdurch wird die mehr unmittelbare und daher ſichere, weniger dem Fehlgreifen ausgeſetzte Einwirkung der Sinnlichkeit im Thiere, die wir gewöhnlich mit dem Worte Inſtinct bezeichnen, erſetzt.

Indeſſen bleibt das Gefühl der unmittelbaren Verknüpfung des Sinnes mit der Selbſterhaltung doch auch in vielfacher Beziehung beim Menſchen lebendig, wie z. B. beim Schmerz, bei der Empfindung des Ekels und dergleichen; grade in dieſer Verknüpfung der Sinneseindrücke mit dem hohen Werth, den wir auf unſere eigene Exiſtenz legen müſſen, liegt einer der Hauptgründe, weshalb der Menſch ſo leicht geneigt iſt, in die ſinnlichen Eindrücke ein viel zu großes Vertrauen zu ſetzen, ihnen viel mehr Aufmerkſamkeit zu ſchenken als ſie verdienen. Indeſſen iſt das keineswegs eine unvermeidliche Nothwendigkeit. Wir haben ja Beiſpiele genug in der Geſchichte, die uns beweiſen, daß der Menſch ſich in hohem Grade von dieſen Eindrücken unabhängig machen kann; ſtatt der unzähligen Fälle, welche uns die Geſchichte ſowohl der Märtyrer als auch der fanatiſchen Schwärmer, z. B. der indiſchen Mönche darbietet, erwähne ich hier nur den einen, aus der römiſchen Geſchichte berühmten, des Mucius Scävola.

Aber bei alledem bleibt es nur zu gewiß, ſo ſehr wir uns auch gegen die Anerkennung dieſer Wahrheit ſträuben mögen, daß der natürliche Menſch, ehe er eine hohe Stufe geiſtiger Entwicklung erreicht hat, Senſualiſt und Materialiſt iſt, ohne daß wir ihm darüber große Vorwürfe zu machen berechtigt wären.

„Ich habe es ja ſelbſt geſehen, ſelbſt gehört.“ — „Ich werde doch meinen eignen Sinnen trauen?“ Das iſt das Wort, womit der Menſch jeden Zweifel heben, jeden Widerſpruch niederſchlagen zu können glaubt. Und doch irrt der Menſch mit dieſer Behauptung, denn in gar vielen, um nicht zu ſagen in den allermeiſten, Fällen täuſcht uns die ſinnliche Auffaſſung, zeigt uns nicht das, was wahr und wirklich iſt, und erſt unſere Vernunft hebt dieſe Täuſchungen auf, indem ſie eine große Anzahl ſehr verſchiedener Sinneseindrücke mit einander verknüpft und aus dieſem Ganzen ſich erſt das Wahre auch für den einzelnen Fall ableitet, Wahrheiten, welche gar oft dem Ausſpruch des Sinnes direct widerſprechen, von demſelben abweichen oder ihn weſentlich modificiren.

Um dieſe täuſchenden Ausſprüche der Sinne vollſtändig zu überblicken und verſtehen zu lernen, müſſen wir aber zunächſt bei jedem Sinneseindruck dreierlei unterſcheiden.

1. Die Anregung des körperlichen Organs durch die äußern Reize, z. B. beim Auge durch das Anſchlagen der Aetherwellen an das Auge und den Sehnerven.

2. Die dadurch hervorgerufene Empfindung, beim Auge als Licht und Farbenempfindung.

3. Die Geſammtauffaſſung der Körperwelt durch die Empfindungen im Sinnesurtheil, d. h. beim Auge z. B. das vollſtändige Bild des Gegenſtandes.

Dieſe drei Gebiete müſſen wir deshalb unterſcheiden, weil wir bald finden, daß die Täuſchungen, die das Sinnesorgan darbietet, bald auf dieſem, bald auf jenem, bald in einem, bald in mehrern dieſer drei Gebiete ihren Sitz und Urſprung haben. Auch hier können wir die Beiſpiele am beſten dem Geſichtsſinne entlehnen, der wegen der Klarheit der durch ihn hervorgerufenen Vorſtellungen ſich am meiſten dazu eignet, dem Laien, der nicht auf ſpitzfindig und kleinlich ſcheinende Unterſuchungen eingehen mag und kann, eine ſelbſt im eigentlichen Sinne des Worts anſchauliche Vorſtellung von gar vielen bei der Lehre von den Sinnen vorkommenden Verhältniſſen zu geben. So alſo gibt es gewiſſe Aetherwellen, deren Einwirkung auf unſer Auge die Empfindung der blauen Farbe veranlaßt. Aber es gibt auch Augen, deren Sehnerv grade für dieſe Art von Aetherwellen vollkommen unempfindlich iſt. In dieſem Falle ſieht der Menſch ſtatt blau ein helleres oder dunkleres grau, und gemiſchte Farben, z. B. grün und violett, ſo, als ob das Blau darin durch Grau erſetzt wäre. Selten daher zeigt der Sinn einem ſolchen Menſchen, den man akyanobleptiſch oder blaublind nennt, die richtigen Farben der Gegenſtände und der Grund dieſes Feh-

lers liegt offenbar auf dem ersten der oben bezeichneten Gebiete.

Wenn wir das Auge plötzlich einem gar zu starken Lichte aussetzen, bei sehr empfindlichen Augen genügt dazu schon das directe Sonnenlicht, so empfindet man heftigen Schmerz in den Augen, während die Lichtempfindung oft für längere Zeit aufhört. Hier ändert sich die Art der Empfindung. Noch auffallender ist das beim Sinn des Gefühls, der Wärmeeinwirkung gegenüber, indem bei sehr heftigen Einwirkungen die Wärmeempfindung vollkommen wegfällt und statt dessen die Schmerzempfindung eintritt, so sehr, daß die Einwirkung der größten Hitze von der der größten Kälte gar nicht mehr unterschieden werden kann.

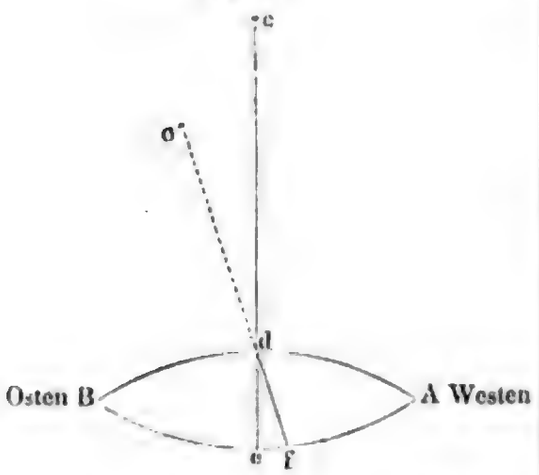
Endlich auf dem dritten Gebiet liegt eine der allgemeinsten, jedem Menschen unvermeidlichen Täuschungen, die wir gewohnheitsmäßig so hinnehmen, ohne daran zu denken, daß das alles in der Welt ja ganz anders ist, als wir es sehen. Unsere Anschauung von der Welt und von jedem Gegenstand in derselben ist eine perspectivische; eine lange Straße läuft vor unserem Auge in der Ferne zusammen und wir sehen die letzten Häuser kleiner als einen Menschen neben uns: so, wie wir sie sehen, ist ja aber in der That die Straße nicht, und überhaupt nichts in der ganzen Welt um uns her ist perspectivisch gestaltet, sondern stereometrisch, wie man es im Gegensatz zum Perspectivischen nennt. In jener Straße sind die fernsten Häuser ja ebenso groß und ebenso weit auseinanderstehend als die nächsten, aber das sinnliche Urtheil, in welchem wir alle die einzelnen von den verschiedenen Punkten uns zukommenden Lichteindrücke zum Bild zusammenfassen, täuscht uns hier mit einer falschen Ausführung des Bildes.

Man könnte aus dem Gebiete jedes andern Sinnes leicht ebenfalls Beispiele für das hier Gesagte anführen; das mitgetheilte wird aber genügen, wenn man nicht weitläufig ohne Noth werden will, denn die mannigfachen noch im Folgenden anzuführenden Thatsachen lassen sich bei geringem Nachdenken leicht den oben aufgezählten drei Punkten unterordnen.

Im Folgenden wollen wir nun die Sinne im Ganzen betrachten, ohne auf jene Einzelheiten weitere Rücksicht zu nehmen und indem wir uns dazu wenden, tritt uns sogleich im Anfang das Vorurtheil des gemeinen Lebens für die Wahrhaftigkeit der sinnlichen Auffassung entgegen und diesem haben wir zunächst im Einzelnen wie im Ganzen entgegenzutreten. Nehmen wir nur sogleich einige der Redensarten vor, in denen man eine viel tausendjährige, unumstößliche Erfahrung auszusprechen meint. Da sagt man uns von Jugend auf: „man könne nicht um die Ecke sehen.“ Wenn das Wort einen Sinn haben soll, so will es sagen, daß der Gegenstand, den wir sehen sollen, in grader Linie vor unsern Augen stehen muß. Ist denn das wahr? Nein, in gar vielen Fällen nicht. Der ganze prachtvolle Sternenhimmel ist in dieser Beziehung eine täuschende Phantasmagorie. Blicken wir auf den Sirius und ziehen dann von unserm Auge eine ganz grade Linie nach dem Punkt, wo wir den Sirius zu sehen glauben, so trifft dieselbe keineswegs auf den Sirius, vielleicht überhaupt auf keinen Stern. Um den Sirius von unserm Auge aus zu erreichen, müssen wir vielmehr eine nicht unbedeutend gekrümmte Linie ziehen. Wir sehen also hier in der That um die Ecke herum und das gilt von allen Sternen, deren keiner da steht, wo wir ihn zu sehen glauben. Der Grund dieser Täuschung liegt für jeden Stern in der von dem englischen Astronomen Bradley zuerst entdeckten Aberration des Lichtes, wozu für die Sterne, die nicht genau über unserm Scheitel stehen, noch die Abweichung wegen Brechung der Lichtstrahlen in unserer Atmosphäre oder die astronomische Refraction kommt. Das Letzte wird uns leicht begreiflich, wenn wir uns so zu einem leeren Eimer stellen, daß wir grade den Boden desselben *nicht* sehen können. Wird dann Wasser in den Eimer gegossen, so sehen wir plötzlich mehr oder weniger von dem Boden, wir sehen also in der That um die Ecke des Eimerrandes herum. Das Erste, die Aberration, ist allerdings eine verwickeltere Erscheinung und man kann sie am leichtesten an der Zeichnung 1 deutlich machen. A B mag die Oberfläche eines Schiffes darstellen. Wird auf dasselbe von c aus mit einer Kanone geschossen, so wird die Kugel bei d die eine Wand und bei e die andere Wand durchbohren, d. h. die Kugel geht

grade durch und wenn man von e durch das Loch d sieht, so erblickt man die Kanone. Wenn nun aber das Schiff mit großer Geschwindigkeit von Westen nach Osten fährt, so wird das Schiff schon eine Strecke weiter gefahren sein, ehe die Kugel, wenn sie die eine Wand bei d durchbohrt hat, bis an die andere Wand des Schiffes gelangt ist, und die Kugel wird dieselbe daher nicht dem Loche d grade gegenüber, sondern etwa bei f durchbohren. Man wird also nach der Richtung der beiden Löcher d und f glauben, die Kugel sei von c′ hergekommen, und wollten wir das Innere des Schiffes durch eine eiserne Röhre

Figur 1.

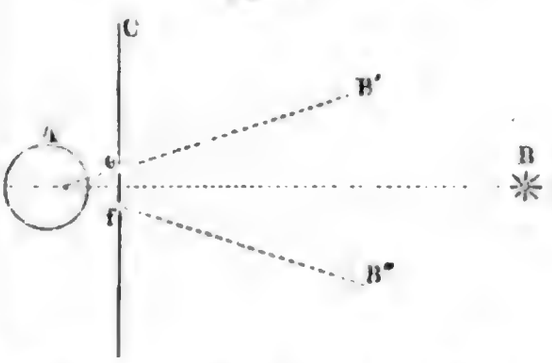


gegen Verletzung durch die Kugel schützen, so müßten wir dieser Röhre die Stellung d f und nicht d e geben. Setzen wir nun an die Stelle des Schiffes unsere Erde, die sich mit ungeheurer Schnelligkeit durch den Weltraum bewegt, an die Stelle der Kanone einen Stern, der statt der Kanonenkugel sein Licht auf die Erde sendet, und statt der Röhre das Fernrohr, so wird uns klar, daß wir das Fernrohr wenn wir den Stern c sehen wollen nach c′ richten müssen, wo er selbst doch gar nicht steht; wir sehen also in diesem Falle von f durch d nach c, also in der That um die Ecke.*)

Ein anderes Wort des gemeinen Lebens, welches man ebenfalls als unzweifelhaften Erfahrungssatz ausspricht und das eigentlich nur eine andere Form des vorigen ist, lautet: „Man kann nicht durch ein Brett sehen.“ Auch dieses ist unter gewissen Umständen falsch, wie der von dem Jesuitenpater Scheiner zuerst angegebene Versuch zeigt. Zur Erläuterung diene die Zeichnung 2.

Wenn A ein Auge ist und B ein kleiner glänzender Körper, etwa ein Nadelknopf, und C ein Kartenblatt, in welches wir mit einer Nadel zwei etwa $^3/_4$ Linie von einander entfernte Löcher e und f gestochen haben, so müßten wir eigentlich, wenn wir dieses Kartenblatt mit den beiden Löchern nahe vor eins unserer Augen halten, den Knopf B gar nicht sehen, da er durch den zwischen e f befindlichen Theil des Kartenblattes vollständig verdeckt ist, höchstens könnten wir ihn durch die Oeffnungen e oder f, also in der Richtung nach B′ oder B″ hin zu sehen glauben. Das tritt aber

Figur 2.



nicht ein, sondern wir sehen den Knopf B ungeachtet der dazwischen liegenden Karte wirklich ganz an seiner rechten Stelle, grade so als ob wir durch das Kartenblatt durchsehen könnten. Hier genügt es für unsern Zweck vollkommen, diese Thatsache festzustellen, die physikalische Aufklärung dieser merkwürdigen Erscheinung gehört an einen andern Ort.*)

Wir können aber noch viel allgemeiner uns ausdrücken, wenn wir die Mangelhaftigkeit unserer Sinne deutlich machen wollen. Ist denn, können wir fragen, das, was wir sehen, was wir hören, wirklich da? und wie oft müssen wir darauf antworten: „Nein.“

Bei gewissen Zuständen des Blutandrangs nach dem Kopf sehen wir, wenn wir in die helle Luft blicken, unzählige kleine schwarze Punkte wie Mücken in der Luft herumtanzen, man nennt sie auch sehr treffend „mouches volantes.“ Aber sie sind in der That nicht außer uns vor-

*) Ausführliches über Aberration und Refraction findet man in jedem populären Handbuch der Astronomie, z. B. von Fries, von Littrow u. s. w.

*) Schleiden: zur Theorie des Erkennens durch den Gesichtssinn, § 16.

handen. Wenn wir das Auge im Dunkeln rasch bewegen oder drücken, sehen wir helle Funken oder leuchtende Kreise vor uns, während doch wirklich keine Spur von Licht, von leuchtendem Körper vorhanden ist. Wie oft hören wir bald lauteres, bald leiseres Summen oder Klingen vor unserm Ohre, ohne daß irgend ein tönender Körper Ursache davon wäre.

Und auf der andern Seite gibt uns ja die durch die Erregung des Sinnes hervorgerufene Empfindung in keinem einzigen Falle das, was wirklich außer uns vorhanden ist, sondern immer etwas durchaus davon Verschiedenes. Untersuchen wir mit allen der Wissenschaft zu Gebote stehenden Hilfsmitteln die Außenwelt, so finden wir doch nie und nimmer Licht und Farbe, sondern Aetherwellen, also Bewegungen, aber von diesen Bewegungen, die doch wirklich vorhanden sind, sagt uns umgekehrt der Sinn wiederum nichts, dagegen spricht er uns von Licht und Farbe, die wir beim sorgfältigsten Forschen außer uns nicht antreffen. Ebenso gibt uns das Ohr Töne, die die Außenwelt nicht kennt, von den Schallwellen aber, dem Einzigen, was die Wissenschaft uns als vorhanden erkennen läßt, weiß unser Ohr nichts. Nicht von Wärmeschwingungen, nicht von chemischen Processen, die wir Verbrennung nennen, erzählt uns unser Gefühl, sondern von Schmerz, einem Dinge, das wir nirgend außer uns in der Welt finden können.

Am meisten pflegen wir uns auf unsern Gesichtssinn zu verlassen, und grade dieser täuscht uns vielleicht am meisten und am schlimmsten. Schon die Natur des Lichtes macht so viele Beobachtungen unsicher oder gar entschieden falsch. Wir freuen uns des gestirnten Himmels, wer sagt uns aber, daß nicht schon vielleicht vor tausend Jahren die meisten jener leuchtenden Körper erloschen, zerstört sind. Wir bewundern die Pracht des Sonnenuntergangs, aber sie ist eine Lüge; wenn wir den Sonnenuntergang zu sehen glauben, so ist ja die Sonne in der That schon lange untergegangen.

Ich erlaube mir, einer interessanten Phantasie wegen, einige Augenblicke bei diesem Punkte zu verweilen, wenn die Ausmalung des mir vorschwebenden Gedankens auch nur theilweise zu dem eigentlichen Thema der vorliegenden Betrachtung zu gehören scheint. Ich sage scheint, denn in der Wirklichkeit ist dieselbe eines der schlagendsten Beispiele für die Unwahrheit des Sinnes. Wir gehen, wie erwähnt, gewöhnlich von dem Gedanken aus, daß das, was uns die Sinne mittheilen, auch wirklich sei. Was heißt aber wirklich? Beim Gesichtssinn offenbar nichts Anderes, als daß dasjenige, was wir sehen, auch wirklich so, *wie* wir es sehen, beschaffen ist, sich an dem Ort befindet, *wo* wir es sehen, und vorhanden ist, *wann* wir es sehen. Was den ersten und zweiten Punkt betrifft, so habe ich schon entwickelt, daß gar viele Dinge, z. B. die Sterne, in der That nicht da stehen, wo wir dieselben sehen, habe gezeigt, daß, was wir sehen, nicht so, wie wir es sehen, nämlich als Licht und Farbe, sondern als Aetherwelle außer uns vorhanden ist. Was nun das Dritte angeht, so ergibt sich uns, daß, bei genauer Untersuchung streng genommen gar nichts von dem, was wir sehen, in dem Augenblick, wann wir es sehen, vor sich geht, daß bei allen sich verändernden Verhältnissen das, was wir sehen, in der That in dem Augenblick, wenn wir es sehen, schon längst nicht mehr vorhanden ist, daß unser Gesichtssinn uns also nur Unwirkliches zeigt.

Das Auge ist nur die Empfangsstation für die Boten, die das, was in größerer oder geringerer Ferne vor sich geht, melden. Die Boten sind die Lichtstrahlen. Nun ist es zwar wahr, daß die Bewegung des Lichtstrahls mit zu den schnellsten gehört, die wir kennen; der Lichtstrahl durchläuft in der Secunde ungefähr 41,000 Meilen. Aber wie schnell auch die Bewegung ist, der Strahl bedarf doch immerhin Zeit, um anzukommen. Es ist zwar richtig, daß dieser Zeitunterschied bei den kleinen Entfernungen auf der Erde fast unmerkbar klein ist, aber er ist doch vorhanden und sobald wir die größeren Entfernungen im Weltenraume in's Auge fassen, wird der Zeitunterschied sehr merklich und wenn unser Auge die Botschaft empfängt, ist das, was sie meldet, schon längst nicht mehr vorhanden.

Wenn wir uns in Gedanken die Eigenschaft beilegen, auf jede beliebige Entfernung noch so deutlich sehen zu können, wie etwa auf 100 Schritte, so zeigt uns

unſere Erde, von verſchiedenen Standpunkten angeſehen, gar verſchiedene Anblicke. Am 6. November 1632 Nachmittags 3 Uhr wurde Guſtav Adolf in der Schlacht bei Lützen getödtet und damit das Schickſal von Deutſchland auf lange Zeit hinaus weſentlich umgeſtaltet und beſtimmt. Wer in dieſer Stunde vom Planeten Neptun auf die Erde geblickt hätte, würde geſehen habe, wie früh 4 Uhr deſſelben Tages der Nebel zerriß, die Sonne hervorbrach und Guſtav Adolf an der Spitze ſeiner ſieggewohnten Truppen zum Gebet niederkniete, während die Trompeten den Choral: „Eine feſte Burg iſt unſer Gott“ über die Wahlſtatt hinſchmetterten. Am 5. Mai 1842 um 9 Uhr morgens wüthete in Hamburg ein furchtbarer Brand, der ſchon die Nicolaikirche ergriffen hatte, deren Thurm grade in dieſem Augenblicke zuſammenſtürzte. Ein Beobachter vom fernſten Kometen würde in demſelben Augenblicke geſehen haben, wie die Hamburger am 4. Mai Morgens 9 Uhr, ruhig und ohne Ahnung des ihnen bevorſtehenden Geſchickes, friedlich ſich an ihre gewohnte Tagesarbeit begaben. Am 15. März im Jahre 44 vor Chriſti Geburt Morgens 10 Uhr fiel Julius Cäſar unter den Dolchen der Mörder und damit war eine ganz neue Zeit für den römiſchen Staat geſchaffen. Aber die Bewohner des Sternes 61 des Schwans würden in dieſem Augenblick geſehen haben, wie Cäſar, zurückgekehrt von Beſiegung der Briten im Winter 54 auf 53 mit geringer Macht durch ſein großes Feldherrntalent raſch die aufrühreriſchen Gallier bezwang und ſich anſchickte, zum zweiten Mal ſiegreich den Rhein zu überſchreiten.

Am Neujahrstage 1865 hätte ein Mann in Paris die ſtets politiſch für ſo bedeutend gehaltene Neujahrscour bei dem Kaiſer Napoleon III. beſuchen können. Hätte er aber Paris in demſelben Moment von dem Stern x der Leyer betrachtet, ſo hätte er eine franzöſiſche Republik geſehen, in der wenigſtens gar Viele nicht daran dachten, was ihnen der folgende Tag, der 2. December 1852 bringen würde. Derſelbe Menſch würde zu derſelben Zeit, die Erde von der Alcyone aus betrachtend, geſehen haben, wie die Kreuzfahrer den letzten feſten Platz, den ſie noch in Paläſtina inne hatten, die Feſtung Ptolemais, verloren (1291) und von einem Stern der Milchſtraße aus würden ſich ihm die Aſſyriſchen Reiche unter Ninus und Semiramis und der Zug der Iſraeliten nach Aegypten unter Abraham (etwa 2020 vor Chriſti Geburt) gezeigt haben. — Kurz, wenn unſer Wunſch genügte, uns mit der verlangten wunderbaren Sehkraft auszurüſten, und uns in jedem Moment in jede beliebige Entfernung von der Erde zu verſetzen, ſo würden wir die ganze Weltgeſchichte, ſoweit ſie hinter uns liegt, mit eignen leiblichen Augen anſchauen können.

Wenden wir uns nun nach dieſem kleinen Seitenſprunge wieder unſerer Hauptaufgabe zu. Ich habe oben darauf aufmerkſam gemacht, wie die Täuſchungen der Sinne in verſchiedenen Gebieten unſerer ſinnlichen Auffaſſungsweiſe ihren Urſprung haben können. Wir können dieſelben aber auch noch in anderer Weiſe eintheilen, eine Eintheilung, die gewiſſermaßen von einem ſittlichen Standpunkte ausgeht und inſofern allerdings bei Weitem wichtiger iſt als jene erſte. Die Täuſchungen, denen wir durch den Gebrauch unſerer Sinne ausgeſetzt ſind, zerfallen nämlich noch in unvermeidliche und vermeidliche. Die erſteren ſind ſolche, die ſtehen bleiben, wir mögen unſere Erkenntniß ausbilden, wie wir wollen, mögen noch ſo vollkommen uns von der Unwahrheit der ſinnlichen Erſcheinungswelt überzeugt haben, noch ſo ſehr die Herrſchaft unſeres denkenden und wollenden Weſens über die rein körperlichen Antriebe entwickelt haben. Die anderen dagegen laſſen die Möglichkeit zu, daß wir uns durch zweckmäßige geiſtige Uebung mehr oder weniger vollſtändig von ihnen befreien. Für unſere gegenwärtige Betrachtung ſind eigentlich die erſteren am wichtigſten, weil ſie uns zeigen, daß der Geiſt ſich zwar für ſich ſelbſt von der Täuſchung des Sinnes befreien, die Täuſchung für das, was ſie iſt, erkennen, aber niemals dem Sinne ſelbſt gleichſam das Lügen abgewöhnen kann. Es zeigt uns, daß der Sinn für ſich uns unweigerlich in Irrthümer führt, denen zu begegnen, die zu bekämpfen, der Sinn ſelbſt vollkommen unfähig iſt.

Sehen wir auf die körperlichen Zuſtände, in denen dieſe unvermeidlichen Täuſchungen vorkommen, ſo zerfallen ſie noch wieder in ſolche, die der normalen geſunden Be-

schaffenheit des Körpers und seiner Organe angehören, und in solche, die nur dem in gewisser Weise krankhaft veränderten Körper eigen sind.

Zu den unvermeidlichen Täuschungen bei ganz gesundem Körper gehören ganz allgemein die sogenannten Nachbilder. Wenn wir in irgend ein helles Licht, z. B. in die Sonne blicken, uns dann abwenden und das Auge schließen, so ist es keineswegs mit dem Sehen zu Ende, vielmehr haben wir noch lange Zeit das Bild der Sonne vor Augen, welches nach und nach in ganz bestimmter Reihenfolge die Farbe wechselt. Wir sehen Licht, Farbe, ja ganz bestimmte Bilder, ohne daß außer uns der denselben entsprechende Gegenstand noch vorhanden oder doch so vorhanden ist, daß er auf unsere Augen wirken könnte. Oftmals kommt uns eine Einzelheit in der Zeichnung des Bildes erst am Nachbild zum Bewußtsein, das beim wirklichen Sehen unserer Aufmerksamkeit entgangen war. Ja es kann selbst vorkommen, daß der wirkliche Act des Sehens überhaupt ohne unser Bewußtsein zu erregen vor sich gegangen war und daß nun plötzlich das Nachbild, für das wir das Urbild nicht kennen, gleichsam wie ein Gespenst vor unserer Aufmerksamkeit erscheint. Diese Nachbilder sind nun keineswegs auf den Gesichtssinn beschränkt, kommen vielmehr auf dem Gebiete aller Sinnesorgane vor, wozu Jeder, bei einiger Aufmerksamkeit auf sich selbst, leicht die Beispiele sammeln kann. Hierher gehört z. B. das Gefühl der Bewegung, wenn wir lange im Dunkeln oder mit geschlossenen Augen gefahren sind und nun der Wagen plötzlich anhält. Hierzu gehört das den Fußreisenden bekannte Gefühl, daß wenn sie einige Wochen lang das Ränzchen auf dem Rücken getragen haben, am Schlusse der Reise, nachdem sie dasselbe abgelegt, es doch nichtsdestoweniger, oft mehrere Tage lang, ganz deutlich auf dem Rücken fühlen und dergleichen mehr.

Zu dieser Classe von Täuschungen gehören dann vor Allem auch die falschen Constructionen des Sinnes, wie die schon oben erwähnte perspectivische Ansicht von allen Gegenständen außer uns; indessen ist die Perspective zwar die bedeutendste, aber lange nicht die einzige Sinnesauffassung, die uns eine falsche Zeichnung der Außenwelt gibt. Ihr zur Seite steht zuerst die sogenannte Irradiation, oder Strahlung, durch welche alle weißen Flächen auf dunklem Grunde größer erscheinen als gleich große dunkle Flächen auf weißem Grunde. Unsere Damen wissen recht gut, daß magere Figuren sich weiß oder doch hell kleiden müssen, um stärker zu erscheinen, daß sehr starke Personen dagegen umgekehrt in Schwarz gekleidet schlanker aussehen. Aus derselben Quelle rührt die Täuschung, daß die Fixsterne eine gewisse Größe zu haben scheinen, während die stärksten Fernröhre sie immer nur als unmeßbar kleine leuchtende Punkte zeigen. Eine weitere Quelle fehlerhafter Zeichnung liegt in der Verzerrung der Figuren durch die ungleiche Krümmung des Augapfel's, der gemeiniglich von oben nach unten gewölbter ist, als von rechts nach links; deshalb sehen wir ein ganz genau gezeichnetes Quadrat immer als ein längliches Viereck, ein sogenanntes Rechteck.

Nicht minder gehört hierher die Auffassung des Himmels, besonders des bewölkten oder gestirnten, als eines in der Mitte etwas niedergedrückten Gewölbes, so wie die Erscheinung, daß wir den Mond, wenn er am Horizontrande aufgeht, viel größer sehen, als wenn er über uns steht. In diesem Falle hilft es nichts, daß Messung uns nachweist, daß das Mondbild beide Mal gleich groß ist, es hilft nichts, daß wir uns, indem wir den aufgehenden Mond durch eine kurze Röhre betrachten, überzeugen, daß er nicht größer ist als über uns, denn so wie wir die Röhre weglassen, ist die Täuschung wieder da. Der Astronom mit all seinem Wissen von der Falschheit der Vorstellung sieht doch grade wie der ungebildete Bauer den Sternenhimmel als Gewölbe, an welchem die Sterne wie leuchtende Knöpfchen befestigt sind. Der gediegenste Geometer muß wie jeder andere die Welt in perspectivischer Verzeichnung sehen, ungeachtet er besser als jeder Andere weiß, daß die Verhältnisse durchweg anders sind, als er sie sieht. — In allen diesen Fällen bleiben wir trotz aller Aufklärung Sclaven des täuschenden Sinnes.

Dasselbe findet nun aber nicht minder Statt bei den eigenthümlichen Sinnestäuschungen, die in Folge gewisser krankhafter Störungen im Nervensystem auftreten, und welche man gewöhnlich Hallu-

cinationen zu nennen pflegt. Allerdings iſt es hier durch den krankhaften Zuſtand mit bedingt, daß man nur ſelten einen Menſchen davon überzeugen kann, daß das, was er ſieht, hört, riecht, fühlt in der That nicht vorhanden ſei, denn das Zeugniß der Sinne in dieſen Fällen iſt meiſt ſo lebendig und beſtimmt, daß die Kranken eher ihrer Umgebung jede mögliche ſchlechte Abſicht unterſchieben, als daß ſie die Unwahrheit ihrer ſinnlichen Wahrnehmungen zugeben. Es ſind vorzugsweiſe dieſe Erſcheinungen, welche bei nervösgereizten, ekſtatiſchen und ſchwärmeriſchen Menſchen die Ueberzeugung von gehabten Geiſterſcheinungen begründen und ihr Studium iſt daher bei der Beurtheilung gar mancher geſchichtlicher Vorgänge von großer Wichtigkeit. Dieſe Erſcheinungen ſind es, welche uns zu dem paradoxen Urtheile berechtigen, daß der, welcher ſagt: „Ich glaube nicht eher an Geiſter, bis ich welche ſehe," in der That ſchon dem Geiſterglauben verfallen iſt, denn er beruft ſich hier auf das Zeugniß der Sinne, da er ſich doch bei richtiger Ueberlegung ſagen müßte, daß dieſelben unbrauchbare Zeugen ſind, von denen er erwarten darf belogen zu werden. Richtiger würde der Ausſpruch lauten: „Ich glaube nicht an Geiſter, ſelbſt wenn ich welche ſehe;" am richtigſten (und eigentlich allein richtig) muß es freilich lauten: „Das, was mir meine Sinne zeigen, kann nie ein Geiſt ſein, weil ein ſolcher in der Erſcheinungswelt unmöglich iſt und wenn er für ſich möglich wäre, uns doch das Organ abgehen würde, ihn wahrzunehmen.

Wir haben aber doch einige Beiſpiele, wo die Kranken ſelbſt ſich vollkommen bewußt waren, daß das, was ſie ſahen, hörten u. ſ. w. nur unwahre Vorſpiegelungen ihrer erkrankten Sinne ſeien, obwohl ſie nichtsdeſtoweniger nach wie vor die Phantasmagorien ihres gereizten Gehirns wie wirkliche Gegenſtände vor ſich erblickten, die unbewußten Gedanken ihres eigenen Innern, von fremden Stimmen in ihr Ohr geflüſtert, hörten. Der merkwürdigſte Kranke der Art war der in der Literaturgeſchichte des vorigen Jahrhunderts vielfach genannte Buchhändler Nicolai in Berlin. Aehnliches aber berichtet auch der berühmte Naturforſcher Bonnet von ſeinem Großvater. Von den unzähligen Fällen, in denen die Kranken ihre Viſionen nicht für das erkennen wollten, was ſie ſind, iſt der von dem Irrenarzt Dr. Langwieſer in Wien erzählte einer der intereſſanteſten wegen der allmäligen Ausbreitung der Krankheit. Sie begann damit, daß der Kranke Stimmen hörte, die ihn ſchimpften, dann fühlte er ſich von den Perſonen, denen die Stimmen angehörten, gekniffen und geſchlagen, bald darauf klagte er, daß die Perſonen ihm beſtändig übelriechende Sachen unter die Naſe hielten, und endlich ſah er die Perſonen auch im Zimmer umhergehen. Der Fall ging übrigens unter zweckmäßiger Behandlung in vollſtändige Geneſung über. Dr. Auzouy, Arzt am Irrenhauſe zu Maréville, erwähnt der außerordentlichen Häufigkeit der Hallucinationen, unter denen am gewöhnlichſten die Hallucinationen im Gebiete des Gehörs vorkommen; ihnen am nächſten ſtehen die des Geſichts, während ſie beim Geruch und Geſchmack viel ſeltener ſind. Es ſei mir erlaubt, hier noch einiger hiſtoriſch bekannter Perſönlichkeiten zu gedenken, die an ſehr auffälligen Hallucinationen litten. Der Mathematiker und Philoſoph Blaiſe Pascal (geb. 1623) war einmal in großer Gefahr geweſen, mit einem Wagen, deſſen Pferde ſcheu geworden waren, in einen Abgrund zu ſtürzen. Seit der Zeit ſah er ſehr häufig an ſeiner linken Seite einen Feuerabgrund und ſuchte ſich dann, wenn der Anfall kam, durch vorgeſetzte Stühle oder andere Vorkehrungen gegen das Hinabſtürzen zu ſchützen. In den ruhigen Zwiſchenzeiten war er ſich vollſtändig bewußt, daß jene Erſcheinung nur Sinnestäuſchung ſei. Der Maler Aretino Spinello (lebte noch 1408 zu Arezzo) hatte einmal in einer Verſuchungsgeſchichte den Teufel in beſonders gräßlicher Geſtalt gemalt, ſeitdem ſah er beſtändig einen Teufel neben ſich und hörte deſſen Vorwürfe darüber, daß er ihn ſo häßlich dargeſtellt habe. Freundlicher geſtaltet ſich die Hallucination, welche Taſſo in ſeinem ſpäteren Leben verfolgte. Er glaubte den Umgang eines guten Schutzgeiſtes zu genießen, ſah denſelben z. B. zum Fenſter hereinkommen, unterhielt ſich mit ihm, und konnte es nicht begreifen, daß Andere, z. B. ſein vertrauter Freund Manſo, nichts wahrnahmen und außer Taſſo's Stimme auch nichts hörten.

Den Uebergang von den unvermeidlichen zu den vermeidlichen Sinnestäuschungen bilden die sogenannten Fatamorgana und die Wüstenspiegelungen, in denen Naturerscheinungen, der durch Hitze hervorgerufene krankhafte Zustand des Gehirns und die durch die Qualen des Durstes hervorgerufenen Phantasien sich vereinigen, um oft die wunderbarsten Visionen hervorzurufen, wie sie z. B. von le Vaillant in seiner afrikanischen Reise von sich und seinen Gefährten genauer beschrieben werden.

Aber überhaupt ist Alles, was uns übermäßig erregt und innerlich bewegt: Freude, Schreck, Angst, Zustände, die wir im gemeinen Leben wohl mit den Worten bezeichnen: „Der Mensch hat die Besinnung verloren, ist seiner nicht mehr mächtig," geeignet, auch auf die Treue der Sinnesauffassungen, soweit diese überhaupt möglich ist, einen störenden Einfluß auszuüben. Schon eine lebhafte Phantasie verbunden mit vorgefaßten Meinungen läßt den Menschen leicht das sehen oder hören, was er wünscht oder was seiner vorgefaßten Ansicht gemäß erfolgen sollte. Wer aufmerksam in's Leben schaut und seine Erscheinungen sich genauer betrachtet, wird häufig Gelegenheit haben, solche Züge wahrzunehmen. Besonders aber sind es Gemüthsbewegungen wie die oben genannten, die leicht störend auf die Sinnesthätigkeit einwirken, den Menschen seine äußere Umgebung falsch auffassen, die Verhältnisse falsch beurtheilen lassen, weil er Anderes wahrzunehmen glaubt, als wirklich da ist. Um so gewisser kommt es hier zu kurzdauernden Hallucinationen, wenn noch ungewohntere äußere Verhältnisse hinzukommen. So sehen denn ängstliche Menschen im Halbdunkel, in Mondscheinbeleuchtung leicht Räuber oder Gespenster, wo nichts Feindliches oder auch nur Ungewöhnliches vorhanden ist.

Vorzugsweise geeignet für solche Täuschungen und Störungen der gesunden Sinnesthätigkeit ist der Uebergangszustand vom Wachen zum Schlafen und umgekehrt, den man mit dem Ausdrucke „Schlaftrunkenheit" bezeichnet. Hier spielen die Phantasiebilder des Traumes in das geschwächte Bewußtsein hinein und stellen sich den ungezügelten Sinnen als wirkliche Gegenstände dar. Kommt dazu noch die meist damit verbundene Unfähigkeit, vernünftig zu wollen und zu handeln, indem sich ein instinctmäßiges Thun nach halbbewußten Antrieben einstellt, so gehen daraus häufig Thaten hervor, die für den Menschen selbst oder seine Umgebung von den traurigsten Folgen sind. Die Geschichte der Criminaljustiz bietet uns viele entsetzliche Beispiele der Art dar. Klein's Annalen erzählen einen merkwürdigen Todtschlag des Bernhard Schidmaizig. Derselbe erwachte um Mitternacht plötzlich aus einem festen Schlafe. Im ersten Augenblick des Erwachens sieht er eine fürchterliche Figur dicht vor seiner Streu (der Mann schlief im Sommer während der Feldarbeiten in einem offenen Schuppen). Nacht und Schreck lassen ihn nicht klar sehen. Er ruft mit ängstlicher Stimme zweimal: Wer da? Es erfolgt keine Antwort, aber die Gestalt scheint auf ihn zuzukommen. Außer sich vor Angst springt er auf, ergreift die neben seinem Lager lehnende Holzart und schlägt auf die Erscheinung zu. Die Gestalt stürzt zusammen und nun erst, bei dem Aechzen der Gefallenen wacht er vollständig auf. Er denkt an seine Frau, die auch im Schuppen schläft, kniet nieder, hält den Kopf der hingesunkenen Gestalt, sieht das Blut und ruft: „Susanne, Susanne, besinne Dich." Dann fragt er seine Tochter, ob die Mutter neben ihr liege, und kommt endlich zu der entsetzlichen Ueberzeugung, daß er seine von ihm warm geliebte Frau erschlagen.

Ein Seitenstück dazu findet sich aus neuerer Zeit in Henke's Zeitschrift. Ein junger Mann fährt aus tiefem Schlafe auf, glaubt sich, noch in den Banden eines Traumes, von Räubern angefallen und erschlägt mit dem an seinem Bette hängenden Säbel den auf ihn zukommenden Mann, seinen eigenen Bruder. — Derselbe hätte wenige Jahre vorher in gleichem Zustande der Schlaftrunkenheit fast seinen Vater erschlagen, was nur durch einen Zufall verhindert wurde.

Schreck und Schlaftrunkenheit im Verein führen nicht selten die Menschen bei Feuersbrünsten zu ganz verkehrten Handlungen, die oft an die lächerlichen Thorheiten eines Verrückten erinnern, wenn sie z. B., wie so oft vorgekommen, gläsernes und porcellanenes Geschirr, um es zu retten, aus dem Fenster werfen.

Ich habe die Sinnestäuschungen dieser letzten Art als solche bezeichnet, die dem Menschen vermeidlich sind. Es ist nämlich dem vernünftigen Menschen möglich, sich allmälig durch strenge Aufmerksamkeit auf sich selbst und Uebung seiner Geisteskräfte zur Besonnenheit, Geistesgegenwart und Selbstbeherrschung zu erziehen. Es ist ihm möglich, sich auf diese Weise von der Sclaverei der augenblicklichen, sinnlichen Anregung zu emancipiren und es dahin zu bringen, daß ihm seine Sinne wenigstens nichts Anderes darstellen, als sie ihrer Natur nach ihm von der Außenwelt zuführen können und sollen. Es ist möglich, sich vollkommen darüber klar zu werden, welchen Werth die durch den Sinn in uns erweckten Vorstellungen haben und für unsere Selbstbestimmung allein haben dürfen. Diese Anforderung darf man an denjenigen, der auf vollkommene menschliche Ausbildung Anspruch macht, stellen. Derselbe wird dann zwar die unvermeidlichen Täuschungen des Sinnes nicht aufheben können, aber er wird verhindern, daß sie auf sein Urtheil und seine Handlungen Einfluß ausüben. Er wird verhindern, daß falsches Urtheil, falsche Vorstellungen sich nicht herrisch seinen Sinnesorganen aufprägen und ihm Sinneserscheinungen vorführen, welche die ordnungsmäßige Anregung des Organs durch äußere Reize stören und verwirren.

Grade der große Brand von Hamburg bietet uns in der Rettung der Börse inmitten des furchtbaren Flammenmeeres durch den einen Mann Theodor Dill, der durch seinen Einfluß einige Arbeitsleute zur vernünftigen Thätigkeit zu gewinnen wußte, ein glänzendes Beispiel dar, was Besonnenheit und Geistesgegenwart auch unter den ungünstigsten Verhältnissen leisten können. Für diese so interessante als lehrreiche Begebenheit muß ich aber auf die Beschreibung des Hamburger Brandes durch meinen Bruder (H. Schleiden, Dr.) verweisen.

Fassen wir nun rückblickend die bisherigen Andeutungen und Ausführungen in ein Resultat zusammen, so zeigt sich uns folgendes: Alle unsere Sinnesanschauungen geben uns einzeln für sich genommen immer nur Falsches. Die Empfindung d. h. die durch die Erregung uns unmittelbar zum Bewußtsein kommende Vorstellung ist von der eigentlichen Natur der Außenwelt durchaus verschieden. In jener finden wir Licht, Farbe, Ton, Schmerz u. s. w., von denen wir in der Außenwelt nichts antreffen, in dieser dagegen haben wir nur Bewegungserscheinungen, von denen uns wiederum der Sinn nichts sagt. Größen gibt uns der Sinn nicht, sondern Größenverhältnisse. Die Größen sind etwas durchaus Unbestimmtes, nach der zufälligen Verschiedenheit in der Anregung des Sinnes Wechselndes. Der Sinn zeigt uns die Welt perspectivisch, wie sie in der That nicht ist und sein kann, u. s. w. Also zeigen uns die Sinne die Welt nie so, wie sie ist, und für sich können sie daher nie eine sichere Grundlage für unsere Erkenntniß der Wahrheit sein. Jeder Sensualismus führt mit Nothwendigkeit auf einen an sich selbst verzweifelnden Skepticismus.

Aber wir müssen doch nun auch die Frage aufwerfen und zu beantworten suchen: Wenn die Sinne uns die Welt so zeigen, wie angegeben, woher wissen wir denn, daß diese Auffassung falsch, daß die Welt anders ist als die Sinne sie uns zeigen, da wir doch in der That ausschließlich durch unsere Sinne zu einer Erkenntniß der Außenwelt geführt werden. Am besten werden wir uns auch hier an einem Beispiel aus dem Gebiete des Gesichtssinns orientiren und zwar an einer der unvermeidlichsten und am entschiedensten falschen Sinnesvorstellung, an der perspectivischen Auffassung der Welt. Schauen wir eine lange grade Straße hinunter, so sind die nächsten Häuser groß und die fernsten klein, in unserer Nähe ist die Straße breit, läuft aber in der Ferne, wenn sie lang genug ist, in einen Punkt zusammen. Könnten wir unsern Standpunkt nicht verändern, so würden wir diese Ansicht als die richtige bestehen lassen müssen. Aber wir gehen an das andere Ende der Straße und blicken von dort zurück und nun ist die Sache grade umgekehrt. Was vorher groß war, ist jetzt klein, und das früher Kleine jetzt groß; was früher ein Punkt schien, hat jetzt die ganze Straßenbreite und umgekehrt. Die beiden Ansichten von derselben Sache stehen im unausgleichbaren Widerstreit untereinander. Beide Ansichten können nicht zugleich wahr sein, sie müssen vielmehr beide falsch sein, da kein Grund

vorliegt, weshalb die eine den Vorzug der Wahrheit der andern gegenüber für sich in Anspruch nehmen dürfte. Beide könnten vielleicht halb wahr und halb falsch sein und sich so miteinander vereinigen lassen, nur würde dann wieder die Frage keine Antwort finden, welche Hälfte denn wahr sein solle. Ja selbst das Anlegen eines Maßstabes würde uns auch noch nicht sicher stellen, denn der Maßstab selbst ist ja größer oder kleiner, je nachdem er uns ferner oder näher ist. Ja selbst in derselben Entfernung, unter denselben Verhältnissen kann uns derselbe Gegenstand größer oder kleiner erscheinen, wie uns der aufgehende Mond zeigt, den wir das eine mal frei, das andere mal durch eine Pappröhre ansehen, die ihn von seinen Umgebungen isolirt. Hier sind wir in einem Labyrinth des Zweifels, in dem der Sinn offenbar nicht das Urtheil sprechen darf; da er ja Richter in eigner Sache wäre. Vielmehr ist es unser geistiges Wesen, unsere Vernunft, die aus sich selbst, aus ihren eigenen, nicht durch die Sinne erworbenen, Schätzen die Vorstellung des Raumes, den wir ja weder sehen noch hören, weder fühlen noch riechen, noch schmecken können, zu den Sinnesanschauungen hinzubringt und alle Sinnesanschauungen in denselben nach den ihm eigenthümlichen Verhältnissen, d. h. nach geometrischen Gesetzen hineinträgt und so die Erkenntniß einer Welt erhält, die unabhängig von dem einseitigen Standpunkt, auf dem die Sinne der Welt gegenüber sich befinden, uns auch von den Folgen dieser Ansicht, von der perspectivischen Weltansicht befreit.

So kommen wir nicht nur in diesem Falle, sondern überhaupt in unserm Geistesleben, zur Wahrheit nicht durch die einzelne Auffassung, sondern nur in der geistigen Zusammenfassung und Vereinigung aller unserer Vorstellungen. Die einzelnen sind häufig falsch, immer zweifelhaft, aber indem wir eine durch die andere corrigiren, alle untereinander verknüpfen und mit dem in Verbindung setzen, was, gänzlich unabhängig von der sinnlichen Erkenntniß, selbständiges Eigenthum unseres Geistes ist, entwickeln wir uns eine Weltanschauung, die alle Wahrheit enthält, deren der Mensch im Erdenleben überhaupt fähig ist.

Literarisches.

Von 1815 bis 1865. Blicke in das Culturleben von Johannes Fritz. Leipzig, O. Wigand.

Der Verfasser beabsichtigte in seiner kleinen Monographie nicht sowohl eine Geschichte der Zeit von 1815 bis 1865 zu schreiben, er wollte vielmehr nur die leitenden Gedanken der Epoche hervorheben, er wollte durch eine Schilderung der hervorragendsten Gegensätze auf dem politischen und socialen, auf dem religiösen und literarischen Gebiete den Standtpunkt der gegenwärtigen Entwicklung zeichnen. Des Eigenen und Neuen bieten die vorliegenden Blätter freilich wenig; der Verfasser stellt die Resultate seiner Lectüre zusammen, welche für einzelne Partien eine ziemlich umfassende und achtbare, für andere dagegen, wie es in der Natur der Sache liegt, minder eingehend und erschöpfend ist. Zu den Stellen der ersteren Gattung gehört u. A. der Abschnitt über die politischen Tendenzlyriker der vierziger Jahre, doch wäre wohl zu wünschen gewesen, daß hier weniger Citate und mehr Urtheil gegeben worden; von den Partien der zweiten Gattung sei die Besprechung der romantischen Schule hervorgehoben, vielleicht das Oberflächlichste und Schwächste, nicht bloß das Knappeste und Kürzeste in dem ganzen Buche. Die Darstellung erscheint durchweg sehr lebhaft und frisch, doch thut ihr ein Uebermaß des rhetorischen Pathos wesentlichen Eintrag. Sicher wäre mehr Ruhe, mehr Objectivität an Stelle des declamatorischen Echauffements angezeigt gewesen.

Neues vom Büchertisch.

Drossbach, Max., Ueber die Objecte der sinnlichen Wahrnehmung. gr. 8. Halle, Pfeffer. $1^1/_2$ Thlr.

Hyrtl, Prof., Ueber endlose Nerven. Lex.-8. Wien, Gerold's Sohn. 3 Sgr.

Laube, Gustav Carl, Die Fauna der Schichten von St. Cassian. Ein Beitrag zur Paläontologie der Alpinen Trias bearbeitet zunächst nach den Materialien der k. k. geologischen Reichsanstalt. 1. Abtheilung. Spongitarien, Korallen, Echiniden und Crinoiden. Mit 10 Tafeln. gr. 4. Wien, Gerold's Sohn in Comm. $2^5/_6$ Thlr.

Robinson, Prof. Dr. Edw., phys. Geographie d. Heil. Landes. Aus. dem Nachlasse des Verf. zur Ergänzg. seiner früheren Schriften über Palästina. gr. 8. Leipzig, Brockhaus. $2^1/_3$ Thlr.

Ruß, Karl, Naturwissenschaftliche Blicke in's tägliche Leben. Mit 27 in den Text gedruckten Holzschnitten. 8. Breslau, E. Trewendt. 1 Thlr.

Die Vulcane und Kegelberge

der

weſtlichen Cordillere von Quito in Südamerika.

Von

Moriz Wagner.

„Das ganze Hochland von Quito — ſagt Humboldt in ſeiner claſſiſchen Abhandlung über den Bau und die Wirkungsart der Vulcane — iſt ein einziger vulcaniſcher Herd. Das unterirdiſche Feuer bricht bald aus der einen, bald aus der andern dieſer Oeffnungen aus, die man ſich als abgeſonderte Vulcane zu betrachten gewöhnt hat. Die fortſchreitende Bewegung des Feuers iſt hier ſeit drei Jahrhunderten von Norden gegen Süden gerichtet. Selbſt die Erdbeben, welche ſo furchtbar dieſen Welttheil heimſuchen, liefern merkwürdige Beweiſe von der Exiſtenz unterirdiſcher Verbindungen, nicht bloß zwiſchen vulcaniſchen Ländern, was längſt bekannt iſt, ſondern auch zwiſchen Feuerſchlünden, die weit von einander entfernt liegen. So ſtieß der Vulcan von Paſto, öſtlich vom Fluſſe Guaytara, drei Monate lang im Jahre 1779 ununterbrochen eine hohe Rauchſäule aus; die Säule verſchwand in demſelben Augenblicke, als 60 Meilen davon das große Erdbeben von Riobamba und der Schlammausbruch der Moya 30- bis 40,000 Indianer tödteten.“

In dieſen Mittheilungen Humboldt's iſt Wahrheit und Irrthum ſeltſam vermengt, und daſſelbe läßt ſich von andern Capiteln ſeiner verſchiedenen Werke ſagen, welche die Gebilde und Erſcheinungen des Vulcanismus in Süd-Amerika behandeln. Hiermit ſoll kein Vorwurf gegen den großen Mann ausgeſprochen ſein. Die Zeit trägt mehr als der Forſcher des Irrthums Schuld. Zwiſchen jenem Aufenthalt in Quito, wo der berühmte Reiſende in den herrlichſten Jahren der Jugendkraft den Pichincha beſtieg und den Chimborazo zu beſteigen verſuchte, und zwiſchen ſeinem letzten Berliner Aufenthalt, wo der greiſe Humboldt im vierten Bande des Kosmos ein letztes Gemälde des Vulcanismus, alle neueren Ergebniſſe der zahlreichen Beobachtungen zuſammenfaſſend, entwarf, liegt der Zeitraum eines halben Jahrhunderts. Wie unendlich viel hat ſich ſeitdem in den geologiſchen Anſichten geändert, und welche zahlloſen Schwankungen hat namentlich der vulcanologiſche Theil dieſer Wiſſenſchaft durchgemacht!

Als Humboldt und Bonpland in den Jahren 1801 und 1802 die großartige Gebirgswelt der Anden betrachteten, herrſchte unter den Geologen Europa's die Autorität Werner's und ſeiner neptuniſchen Theorien Darauf kam unter Führung Leopold vo. Buch's und Elie de Beaumont's jene

Zeit des einseitigen Vulcanismus und Plutonismus, deren „vermaledeite Polterkammer der Weltschöpfung“ der alternde Dichterfürst in Weimar, auch ein eifriger Gebirgsforscher, gradezu verfluchte. „Omega muß jetzt Alpha werden“ und „die liebe Welt ist geognostisch auf den Kopf gestellt,“ klagte Goethe, der an der ruhigen Erdbildungstheorie des Freiberger Professors mehr Behagen fand und sich nicht von ihr trennen wollte. Hätte Goethe die Zeit der geologischen Reaction erlebt, die mit dem scharfsinnigen Münchener Mineralogen Fuchs und dessen chemischen Einwürfen gegen die feurigflüssige Bildung des Granits begann, und später besonders von Bischof und Delesse mit neuen gewichtigen Gründen unterstützt wurde, er würde sich in der That gefreut haben, daß er in der Geologie, wie in andern Anschauungen der Zeit, manches „credo“ verpaßte.

Im Gegensatz zu Goethe hat Alexander v. Humboldt sich in wissenschaftlichen und politischen Fragen gewöhnlich den herrschenden Ansichten der Gegenwart angeschlossen, doch freilich nur, wenn gewichtvolle Gründe für dieselbe sprachen. Einer gesuchten und unnatürlichen Theorie der Gebirgsbildung, wie der von Volger, schenkte er wenig Beachtung. Die Vulcane der Anden und ihre Erscheinungen noch einmal mit dem durch die Erfahrungen der Zeit und die Fortschritte der Wissenschaft veränderten und geschärften Auge zu schauen, dieselben interessanten Localitäten wieder zu betreten, deren Gebilde er später oft anders deutete, als zur Zeit, wo er selbst auf den Abhängen des Pichincha und Tunguragua umherwanderte, — das war ein Lieblingswunsch des greisen Humboldt, den er noch als Achtziger wiederholt äußerte. „Die gänzliche Umgestaltung der Geognosie — bemerkt er in der Vorrede seiner kleineren Schriften — hat geognostischen Erinnerungen, wenn sie so hoch als die meinigen hinaufreichen, einen beträchtlichen Theil ihres Werthes entzogen. Es sind die Beobachtungen oft unvollständig geblieben, weil dem Beobachter viele der leitenden Ideen, der Unterscheidungsmerkmale fehlten, welche die Früchte einer späteren Zeit sind.“

Noch in einem letzten Schreiben an mich, ein Jahr vor seinem Tode, hat der greise Forscher seinen Wunsch, jenes großartige Vulcanland wiederzusehen, in rührenden Worten ausgesprochen, obwohl er fühlte, daß solche pia desideria eines hochbejahrten Greises unerfüllbar sind. Daß solche Wünsche aber von alten Reiseforschern gehegt und festgehalten werden, scheint mir ebenso natürlich, wie berechtigt. Jeder wahrheitsliebende Naturforscher, der von fernen Ländern in die Heimath zurückgekehrt, mit der Ausarbeitung seiner Beobachtungen und Sammlungen sich beschäftigt, wird mit Schmerz das Lückenhafte und Fragmentarische seiner Studien erkennen. Einem einzigen Vulcan zehn volle Jahre zu widmen, wie Herr Sartorius von Waltershausen dem Aetna, dies ist bei der Kürze des Lebens und der Beschränktheit unserer Verhältnisse einem Forscher nur selten und ausnahmsweise vergönnt.

Die Hypothese, daß nur wenige Meilen unter der starren Erdkruste, auf der wir wandeln, eine granitschmelzende Temperatur herrscht, daß das ganze Erdinnere in diesen Tiefen aus einem flüssigen Meer geschmolzener Mineralien besteht, welches Erdbeben erzeugt, wenn durch Dämpfe bewegt seine Wellenschwingungen an den untern Theil der Kruste anschlagen, oder die vulcanischen Erscheinungen hervorbringt, wenn seine flüssige Masse unter der Spannung der Dämpfe durch Klüfte zu den Krateröffnungen der Feuerberge aufwärts gepreßt wird — diese Hypothese erklärt die vulcanischen Gebilde und Erscheinungen immer noch am einfachsten und natürlichsten. Drei gewichtvolle Gründe sprechen entschieden für dieselbe: die allwärts beobachtete Zunahme der Temperatur von der Oberfläche nach der Tiefe, die außerordentlich weite Ausdehnung vieler großer Erdbeben und die mineralische Gleichförmigkeit der Laven und Auswürflinge aller auf der ganzen Erdkugel zerstreuten, jetzt thätigen Vulcane — eine Gleichförmigkeit, welche am auffallensten für einen gemeinsamen ungeheuren Schmelzofen der Tiefe zeugt.

Wenn höchst wahrscheinlich aber das ganze Innere unsers Weltkörpers in einer Tiefe von drei oder vier geographischen Meilen unter der Kruste einen einzigen zusammenhängenden glühendflüssigen Ocean von einer unermeßlichen Hitze bildet, so ist damit die Vorstellung einer gewissen räumlichen Abgeschlossenheit verschiedener vulcanischer Becken in geringeren Tiefen

nicht ausgeschlossen. Die feste Kruste unseres Planeten ist sicherlich von sehr ungleicher Dicke. Die Unebenheiten ihrer Oberfläche wiederholen sich auch nach unten hin. Diese Trennung des großen Mineralmeeres der Tiefe in gesonderte Becken bei verschiedenartigen Hitzegraden und davon abhängiger Flüssigkeitsbeschaffenheit der geschmolzenen Materie unter dem ungleichen Tiefrand der starren Kruste erklärt manche Erscheinungen, die ohne eine solche Abgeschlossenheit unerklärbar sein würden.

Viele stark verheerende Erdbeben im tropischen Amerika sind auf einen verhältnißmäßig sehr kleinen Raum beschränkt geblieben. Darunter in neuester Zeit das vulcanische Erdbeben, welches in der Nacht vom 16. April 1854 die Hauptstadt San Salvador in Centralamerika gänzlich zerstörte, aber nur auf einen Raum von fünf Meilen im Umkreis stark erschütternd wirkte. Eine ganze Woche dauerten dort am Fuße des alten erloschenen Vulcans die von unterirdischen Donnersalven begleiteten Erdstöße. Man zählte deren 80 bis 100 an einem einzigen Tage. Doch bereits in einer Entfernung von sechs geographischen Meilen an der Küste des Stillen Oceans wurden die Stöße nicht mehr verspürt. Der seit achtzig Jahren stark thätige Feuerberg Isalco, der nur fünf Meilen von der zerstörten Stadt entfernt ist, fuhr fort, während dieser Erdstöße zu dampfen und Schlacken auszuwerfen, ganz so, wie vor und nach der Katastrophe.

Der vulcanische Herd, von dem die Wellenschwingungen dieser Erdstöße ausgingen, konnte mit dem unterirdischen Herd, aus dem der offene Krater des Isalco seine Laven und Rapilli empfängt, in keinem directen Zusammenhange sein, denn sonst müßten sich die unterirdischen Vorgänge an dem Isalco in irgend einer Weise durch veränderte Kraterwirkungen gezeigt haben. Alle Erdstöße, die sich anfangs in kurzen Pausen von 10 bis 15 Minuten folgten, waren in senkrechter Richtung von unten aus gegen den erloschenen Vulcan von San Salvador gerichtet, konnten aber den Widerstand der überlagernden Gebirgsmasse nicht bewältigen. Dämpfe und Laven kamen nicht zum Durchbruch, aber das unterirdische Krachen, das jeden Erdstoß begleitete, war dem Donner eines Kraterauswurfes und dem Geräusche der zurückfallenden Steinmassen, wie ich so oft bei thätigen Vulcanen beobachtete, auffallend ähnlich.

Nachdem ich diese Erdstöße dort eine volle Woche beobachtet hatte, kam ich zur Ueberzeugung, daß in dortiger Tiefe ein ähnlicher Vorgang stattfinden müsse, wie bei wirklichen Kratereruptionen. Es mußte sich in der Tiefe eine Spalte gebildet haben, die keine Oeffnung nach oben fand. Die unterirdischen Dampferplosionen, die sich ebenso regelmäßig folgten wie die Krateraus würfe des Isalco oder Sangay, konnten die Erdkruste zwar spannen, heben und erschüttern. Wahrscheinlich wurden auch innere Klüfte mit flüssigen Mineralien ausgefüllt. Es gelang aber den Dämpfen nicht, Lavasäulen bis an die Oberfläche zu pressen und den Trichter des alten verstopften Kraters wieder zu öffnen.

Bei dem großen plutonischen Erdbeben von Quito am 22. März 1859, welches 3 Städte, 10 Dörfer und über 200 Haciendas theils in Trümmer stürzte, theils stark beschädigte, waren die begleitenden Erscheinungen zum Theil verschieden, führen aber in ihrer Gesammtheit zu dem gleichen geologischen Schluß. Eine halbe Stunde vor dem ungeheuren Stoß, dessen Wellen auf einem Erschütterungskreis von über 500 geographischen Meilen die Gebirgs- und Küstenlandschaften in oscillirende Bewegung brachten, hatte ich auf der Terrasse meines Wohnhauses in Quito meine physikalischen Instrumente beobachtet und bei ganz heiterm Himmel einen Blick auf die Reihe der östlichen Vulcane geworfen. Der Barometerstand war der gewöhnliche, wie in jeder Morgenstunde. Der Cotopari dampfte vor wie nach der Katastrophe in gleicher Regelmäßigkeit fort. Auch am Pichinchakrater wurde nichts Ungewöhnliches wahrgenommen.

Beide thätige Feuerberge waren dem Centrum, von dem der gewaltige Stoß ausging, dreimal näher gelegen, als der Vulcan Pasto dem Mittelpunkt des großen Erschütterungskreises von 1797. Bei dem Erdbeben des 22. März 1859 hat sich nicht die geringste Erscheinung gezeigt, welche dem von Humboldt mitgetheilten plötzlichen Verschwinden der Rauchsäule des Pastovulcans analog gewesen wäre. Alles, was man mir von wirklichen

Fig. 1.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 2.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 3.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 4.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 5.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 6.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 7.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 8.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 9.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 10.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 11.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 12.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 13.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 14.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 15.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 16.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 17.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 18.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 19.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 20.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 21.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 22.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 23.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 24.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 25.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 26.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 27.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 28.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 29.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 30.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 31.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 32.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 33.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 34.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 35.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 36.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 37.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 38.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 39.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 40.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 41.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 42.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 43.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 44.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 45.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 46.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 47.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 48.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 49.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 50.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 51.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 52.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 53.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 54.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 55.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 56.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 57.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 58.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 59.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 60.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 61.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 62.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 63.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 64.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 65.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 66.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 67.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 68.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 69.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 70.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 71.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 72.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 73.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 74.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 75.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 76.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 77.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 78.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 79.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 80.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 81.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 82.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 83.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 84.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 85.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 86.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 87.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 88.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 89.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 90.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 91.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 92.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 93.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 94.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 95.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 96.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 97.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 98.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 99.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 100.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 101.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 102.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 103.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 104.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 105.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 106.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 107.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 108.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 109.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 110.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 111.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 112.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 113.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 114.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 115.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 116.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 117.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 118.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 119.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 120.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 121.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 122.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 123.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 124.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 125.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 126.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 127.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 128.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 129.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 130.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 131.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 132.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 133.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 134.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 135.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 136.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 137.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 138.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 139.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 140.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 141.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 142.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 143.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 144.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 145.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 146.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 147.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 148.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 149.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 150.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 151.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 152.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 153.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 154.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 155.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 156.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 157.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 158.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 159.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 160.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 161.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 162.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 163.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 164.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 165.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 166.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 167.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 168.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 169.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 170.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 171.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 172.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 173.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 174.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 175.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 176.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 177.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 178.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 179.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 180.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 181.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 182.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 183.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 184.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 185.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 186.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 187.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 188.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 189.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 190.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 191.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 192.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 193.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 194.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 195.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 196.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 197.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 198.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 199.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 200.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower telescope at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 201.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 60-foot spectroheliograph at the Mount Wilson Observatory. The dark spots are sunspots, and the bright areas are faculæ.

Fig. 202.—Photograph of the Sun taken on May 29, 1919, with a 150-foot tower

Architektur. Die Architektur hat sich in Deutschland, Frankreich und England in den letzten Jahren in einer Weise entwickelt, wie kaum jemals zuvor. Wenn auch die Baukunst in Deutschland noch nicht auf der Höhe steht, wie in Frankreich, so ist doch ein Fortschritt unverkennbar. Die Bauten der Weltausstellung in Paris 1889 haben in Deutschland Nachahmung gefunden, und die Bauten der Weltausstellung in Chicago 1893 werden ihre Nachahmer finden. Die Bauten der Weltausstellung in Paris 1900 werden ihre Nachahmer finden. Die Bauten der Weltausstellung in Chicago 1893 werden ihre Nachahmer finden.

Wolfe, Monument General Wolfes. Wolfe, Monument to General Wolfe.

Eruptionen haben sich auffallende Erscheinungen an anderen thätigen oder ruhenden Vulcanen der Anden von Quito wahrnehmen lassen. Dasselbe läßt sich von den großen vulcanischen Ausbrüchen in Centralamerika sagen. Als im Jahre 1835 die Eruption des Cosequina, die größte von allen, die wir seit der Entdeckung Amerika's kennen, weite Landstriche mit ihrem Aschenregen verfinsterte, arbeiteten die nahegelegenen Krater des Isalco und des Vulcans von San Miguel ohne sichtbare Störung in gewöhnlicher Thätigkeit fort.

All' diese Beobachtungen und Erfahrungen sprechen für die Wahrscheinlichkeit getrennter vulcanischer Becken in jenen Tiefen, wo die Masse flüssiger oder halberstarrter Mineralien den untern Rand der festen Erdkruste berührt. Tiefer gehende feste Felsmassen, weite Mauern von compactem Gestein scheinen die Zwischenräume auszufüllen. Daher auch manche der gehobenen Andesitkolosse wie der Iliniſſa ganz aus scharfkantigen Trümmern und Blöcken bestehen.

Die Temperatur muß nach der Tiefe des Heerdes eben so ungleich sein, wie die weichere oder zähere Flüssigkeitsbeschaffenheit der Masse. Bei älteren Spaltendurchbrüchen in den Anden scheint dieselbe in halberstarrtem Zustand an die Oberfläche gelangt zu sein und bildete dann nicht fächerförmige Ströme oder Reihen von Felsblöcken, sondern ist als schroffe Felsmauer stehen geblieben. Die Andesitmauer bei Chuquipoyo am östlichen Fuße tes Chimborazokegels zeigt einen solchen Seitenausbruch einer halberstarrten Masse.

Nach unten hin in größeren Tiefen stehen all' diese vulcanischen Herde zweifelsohne mit dem großen feurigflüssigen plutonischen Ocean des Innern in Verbindung. Von diesem gehen wahrscheinlich jene weitwirkenden plutonischen Erdstöße aus, die, wie das große Erdbeben von Lissabon, nicht auf die Umgebungen eines Gebirges oder Vulcans sich beschränken, sondern ganze Continente erschüttern.

In der westlichen Cordillere stehen weniger Andesitkegel und wirkliche Vulcane an den Rändern gruppirt als in der östlichen. Während der Sangay im Osten rastlos dampft und feurige Schlacken auswirft, und der Cotopari längere Perioden der Thätigkeit als der Ruhe zeigt, ist der Pichincha der einzige Vulcan der westlichen Kette, dessen Krater noch dünne Dämpfe aushaucht. Alle übrigen Vulcane dieser Kette sind gegenwärtig im Stadium tiefster Ruhe. Dafür ist die westliche Cordillere ungleich mehr von Erdbeben heimgesucht. Fast alle starken und sehr verheerenden Erdbeben der drei letzten Jahrhunderte haben nur die westliche Cordillere mit ihren Querjochen mächtig erschüttert und wurden an der Ostseite nur wenig gespürt.

Alle bis jetzt bekannten geologischen Thatsachen scheinen dafür zu sprechen, daß die westliche Cordillere von jüngerem Alter als die östliche ist, während umgekehrt die westliche Reihe der Vulcane nach der Erhebung der Ketten früher sich bildete als die isolirten Feuerberge der Ostseite. Die zur westlichen Reihe gehörenden Kolosse Chimborazo, Carahuairazo, Iliniſſa, Corazon und selbst der Pichincha sind sicher ältere Kegel als der Antisana, Cotopari, Tungurahua und Sangay. In den vulcanischen Becken, wie in den tieferen Theilen des großen plutonischen Feuerherdes haben zweifelsohne bedeutende räumliche Veränderungen stattgefunden, locale Versetzungen der Spaltendurchbrüche von Ost nach West und wieder rückwärts, bedingt durch ungleiches Eindringen von Meerwasser in die einzelnen Herde und durch größeren oder geringeren mechanischen Widerstand der darauf lastenden festen Kruste.

Die Reihe der westlichen Vulcane beginnt im Norden mit dem Vulcan Chiles, dem Nachbar des Cumbal, der zum Gebiet der Republik Columbia gehört. Beide Vulcane bezeichnen die Grenzmarken von Freistaaten, welche geographisch zusammengehören, während ihre Völker in zwei ganz verschiedenen politischen Richtungen auseinander gehen. Cumbal und Chiles sollen noch thätige Feuerberge sein. Doch weiß man von beiden Bergen nichts Näheres, da sie einsam in unbewohnten Wildnissen stehen.

Auf den Chiles folgt südlich der Cotocachi, ein schöner regelmäßiger Kegel, dessen Schneegipfel 15,320 Pariser Fuß über dem Meere ragend, den Pichincha an Höhe übertrifft. Vom Mozo-Pichincha ist der

Cotocachi deutlich sichtbar. Leider bedeckte sich am Tage unserer Besteigung sein Firn ziemlich früh mit Wolken. Ich brachte im April 1859 mit Herrn Valdeviesо eine Woche am Fuße dieses Vulcans mit geognostischen Untersuchungen zu, sah ihn aber in unmittelbarer Nähe nur auf wenige Stunden unbewölkt und konnte daher keine Skizze von ihm aufnehmen. An seinem Fuße bildet der See Cuycocha ein tiefes Einsturzbecken. Die geognostischen Verhältnisse der Umgebungen des Cotocachi sind noch wenig, die des weiter südlich folgenden Jana-Urcu noch gar nicht erforscht.

Zwischen dem Jana-Urcu und dem Pichincha im nördlichen Theile der Cordillere von Quito erhebt sich kein Kegel oder glockenförmiger Berg, der als Vulcan gelten könnte. Der Atacazo, der nächste Nachbar des Pichincha im Süden, war ganz sicher einstmals ein thätiger Feuerberg. Dieser Vulcan schließt sich der Erhebungsachse der Pichinchagruppe in derselben Richtung an und hat wie diese eine westliche Randstellung.

In der hypsometrischen Skizze des Pichincha, welche Humboldt dem Atlas seiner kleineren Schriften beigefügt, ist das Thal von Lloa bis zu den „Faldas de Ataczo" gezeichnet. Das weiter nach Südost folgende Plateau von Chillogallo ist von diesem merkwürdigen Hochthal durch einen halbkreisförmigen Höhenzug getrennt, der, mit dem Atacazo zusammenhängend, die Thalsenkung von Lloa umgibt. Diese hohe halbkreisförmige Bergwand erinnert einigermaßen an die Circusform jener sogenannten Erhebungskrater, welche L. v. Buch zuerst als solche beschrieben und gedeutet hat und die in der Geschichte der vulcanischen Forschungen einen endlosen Streit hervorgerufen haben.

Der Atacazo ist wahrscheinlich älter als sein Nachbar, der Pichincha. Eruptive Wirkungen scheinen von ihm nur während eines kurzen Zeitraums ausgegangen zu sein. Sein Gestein ist stärker verwittert, seine Gehänge sind mit einer dickeren Humusschicht überdeckt, und mit einer reicheren Vegetation überkleidet. Nur der höchste Gipfel zeigt kahle schroffe Felswände, kreisförmig gestellt, mit ausgezackten Conturen. Er soll einen alten Krater einschließen, obwohl diese Thatsache noch von keinem Geologen durch Anschauung constatirt ist. Ich betrachtete den Atacazo mit einem guten Fernrohr vom Pichinchagipfel, ohne bei dem klaren Morgenhimmel die geringste Spur von Dämpfen wahrnehmen zu können. Herrn Maldonado diente der Atacazo als einer der wichtigsten Punkte bei seinen trigonometrischen Messungen, die der Aufnahme seiner Karte zu Grunde liegen.

Der nächste Nachbar des Atacazo gegen Süden ist der Corazon, dessen Gipfel nach Humboldt's Messungen eine Höhe von 14,840 Pariser Fuß erreicht und ewigen Schnee trägt.

Das umstehende Bild stellt den Berg mit einer der Pyramiden des Iliniſſa dar. Den spanischen Namen el Corazon, das „Herz," hat dieser Berg zweifelsohne von seiner Herzgestalt, die besonders von der Ostseite betrachtet auffällt. Er steht fast nach allen Seiten isolirt und hängt nur im Süden durch einen schmalen Höhenzug mit dem Fuß des Iliniſſa zusammen. Einen Gipfelkrater scheint er nie gehabt zu haben. Aehnlich wie der Chimborazo und der Quilindana wird auch der Corazon als ein gehobener Andesitkegel betrachtet, dessen Eruptivbildungen, wenn deren überhaupt stattgefunden, an seinen Seitenspalten gesucht werden müßten. La Condamine und Bouguer, Humboldt und Bonpland und später der unglückliche Naturforscher José Caldas haben den Corazon bestiegen.

Ein anderer merkwürdiger Berg in der großartigen Gebirgslandschaft von Quito ist der Ruminagui, besonders auffallend durch seine von der meridionalen Richtung der Vulcanreihe abweichenden Seitenstellung. Er erscheint als ein stattlicher Koloß, dessen zackige Gipfel grade die Schneelinie erreichen und der dem europäischen Montblanc an Höhe fast gleichkommt. Aehnlich wie der Tunguragua, den wir bereits in einem früheren Artikel unter den Vulcanen der östlichen Cordillere schilderten, ist der Ruminagui an einer Querspalte durchgebrochen, aus welcher sich das trennende Gebirgsjoch zwischen den Plateaux von Machache und Tacunga erhob. Dieses Querjoch, welches die beiden Plateaubecken scheidet, stellt, vom Corazon zum Cotopaxi hinüberreichend, eine transversale Verbindung zwischen der östlichen und westlichen Vulcanreihe her.

Ruminagui bedeutet nach Pater Ve-

lasco in der Quichuasprache „steinernes Gesicht.“ Diesen Namen führte aber auch ein peruanischer Feldherr des letzten Incaherrschers Atahualpa. Nach dem tragischen Tod dieses unglücklichen Kaisers bemächtigte sich jener Häuptling der Gewalt. Nachdem er beim Anrücken der Spanier die Hauptstadt Quito in Brand gesteckt, zog er sich in die Schluchten dieses Vulcans zurück, wo er nach der Sage auch seine reichen Schätze vergraben haben soll. Diese bilden noch jetzt den Gegenstand sehnsüchtiger Wünsche der Plateaubewohner von Machache, sind aber bis zur Stunde noch nicht gehoben.

Der Berg ist bis jetzt noch von keinem Naturforscher bestiegen und untersucht worden. Nach seinen pralligen, fast senkrecht abfallenden Felswänden könnte man ihn für unersteigbar halten. Die halbkreisförmige schroffe Gipfelwand und ihre zackigen Conturen zeigen die charakteristische Form der Kraterränder. An der Nordwest- und Südostseite erkennt man auch jene eigenthümlichen Hörner, die, wie auf dem Cotopari, die Anhäufung von Schlacken an den Kraterrändern nach der herrschenden Windrichtung verrathen. Vom luftigen Observatorium des Pichinchagipfels ist die Umgebung des Ruminagui günstig zu übersehen und gewährt einen lehrreichen Einblick in die so mannigfachen Bildungen dieses Vulcanlandes.

In dem Gebirgsgemälde von Quito, welches jeden Freund erhabener Naturscenen mit staunender Bewunderung erfüllt, selbst wenn er die schönsten Hochgebirge der alten Welt gesehen, spielt eine mächtige Doppelpyramide, welche südlich vom Corazon und Ruminagui aufragt, eine überaus imposante Figur. Humboldt hat in dem Atlas seiner kleineren Schriften eine Längenansicht dieser Pyramiden des Iliniſſa dargestellt. Die vorstehende Zeichnung wurde von meinem Freunde, Professor Cassola, am östlichen Ufer des Berges selbst aufgenommen und zeigt eine Profilansicht der höchsten Pyramide, welche östlich gegen die Hochebene von Tacunga abfällt.

Der Iliniſſa, eine der vulcanischen Prachtbauten, welche die unterirdischen Kräfte am Rande der Hochebene von Tacunga dem Cotopari gegenüber aufgethürmt haben, erreicht die Höhe von 16,332 Pariser Fuß. Pater Velasco führt in seiner historia natural del reyno de Quito den Iliniſſa zwar unter den Vulcanen ersten Ranges auf, würdigt ihn aber sonst keiner eingehenden Beschreibung. Manuel Villavicencio dagegen bemerkt: „Unter den Bergkolossen, die man von Quito aus sieht, ist der Iliniſſa einer der majestätischsten und malerischsten.“ Bereits im vorigen Jahrhundert wurde derselbe von dem französischen Akademiker Bouguer trigonometrisch gemessen, in geologischer Hinsicht aber weder von Humboldt noch von Bousſingault untersucht, obwohl der Iliniſſa in der Doppelreihe der Vulcane von Quito einer der zugänglichsten ist. Diese Forscher hatten für die verhältnißmäßig kurze Zeit ihres Aufenthalts in den Anden gar viel zu thun und konnten daher nur wenigen einzelnen Bergen eine besondere Aufmerksamkeit widmen.

Vor dem Antritt meiner Reise nach Südamerika bezeichnete mir der greise Humboldt den Iliniſſa als einen derjenigen Vulcane des Hochlandes von Ecuador, deren genauere Erforschung ihm besonders wünschenswerth erschien. Deshalb besuchte ich auch den malerischen Berg während meines längeren Aufenthalts auf der Hochebene von la Tacunga zu wiederholten Malen, verweilte zum Zweck geognostischer Untersuchungen und Sammlungen längere Zeit auf seinen Gehängen und versuchte am 9. December 1858, begleitet von Dr. Mariano Gallegos, einem strebsamen praktischen Arzt der Stadt Tacunga, den Gipfel zu besteigen.

Die Hacienda la Cienega am Fuße des Iliniſſa, welche auch von Humboldt und Bonpland besucht wurde, liegt zu geognostischen Streifzügen besonders günstig. In den Schluchten der Quebradas sind die Profile der vulcanischen Tuffe überaus schön aufgeschlossen. Die unterste Schicht besteht aus vulcanischer Asche. Es ist eine graue sehr poröse Masse, welche trachytische Rollsteine mit Bimssteinen gemischt einschließt. Darüber lagert eine lichte, fast weiß gefärbte Schicht, die beinahe ganz aus zertrümmerten und zersetzten Bimssteinen besteht. In den darauf liegenden Tuffen wechseln lichte, weißliche oder dunklere Schichten aus vulcanischer Asche bestehend, die unter Wasserfluthen abgesetzt wurden und in denen der zerbröckelte und zerriebene Bimsstein das Hauptmaterial bildet.

Von zwei Indianern der Gegend geführt, ritten wir bei frühester Dämmerung auf Maulthieren von der Hacienda Cienega nach den ersten Stufen des Vulcans hinauf. Treppenartig folgen diese verschiedenen Terrassen aufeinander, bis zu einem kleinen Plateau, wo die Hütten der sogenannten Vacceria, die letzten Wohnsitze indianischer Hirten stehen.

Hier auf einer Höhe von 11,200 Fuß nimmt die Vegetation einen alpinen Charakter an, und es treten bereits in Menge jene fremdartigen herrlichen Blumenformen auf, welche den herbarisirenden Botaniker in freudiges Erstaunen versetzen. Die Flora des Iliniſſa hat nicht nur manches Eigenthümliche, sondern ist im Ganzen auch reicher und mannigfaltiger, als die Floren des Pichincha und Chimborazo in der gleichen Höhe. Die kleine Sammlung seltener Andespflanzen, die ich von dieser Besteigungspartie zurückbrachte, lockte mich später noch oft zu botanischen Excursionen auf diese Höhe. Auch von ornithologischen und entomologischen Gegenständen erbeutete ich in dieser Region manches Seltene und Neue. Diese verschiedenen Bergwanderungen auf dem Iliniſſa gehören überhaupt zu den freundlichsten Erinnerungen meines Aufenthaltes in den Anden von Ecuador.

Die Besteigung des Iliniſſa ist schwieriger als die des Pichincha, aber weniger mühsam und gefährlich als die Besteigung des Cotopaxi, dessen Gehänge steiler und mehr von Schründen und Quebradas durchfurcht sind. Man kann jedoch am Iliniſſa reitend nicht bis zu gleicher Höhe gelangen, wie an beiden genannten Bergen, sondern ist genöthigt, die Maulthiere schon bei 13,200 Fuß zurückzulassen. Wir stiegen von hier an zu Fuß, und wurden mehr durch die Beschwerden des geringen Luftdruckes auf das Gehirn und die Muskeln der Beine, als durch die Hindernisse des Bodens belästigt. In den verschiedenen Regionen ist an vielen Stellen nacktes Gestein aufgeschlossen. Es sind meist mächtige trachytische Felsblöcke oder kleinere Trümmer, welche im Ansehen bedeutend variiren. In der sandigen Region nahe der Schneelinie, dem sogenannten Arenal, konnten wir deutlich die Fußspuren der kleinen Berglöwen erkennen. Hier blieb der letzte unserer indianischen Führer zurück, weil er die höhere Region nicht kannte und der eiskalte Wind, der vom Nevado des Gipfels herunterblies, ihn ungleich mehr belästigte, als den Doctor Gallegos und mich.

Wir hatten bis zum Gipfel nur noch eine Strecke von etwa 800 Fuß zurückzulegen. Vor uns zeigte sich durchaus kein ernstliches Hinderniß. Unsere Kräfte waren trotz der Ermüdung des vierstündigen Steigens noch frisch genug, um den Gipfel zu erreichen, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig blieb.

Gegen 1 Uhr brach aber wieder eines von jenen heftigen tropischen Gewittern los, welche die Bergbesteigungen in den Anden so gefährlich und, bei einer Dauer von mehreren Stunden, das weitere Vordringen gradezu unmöglich machen. Gethürmte Haufenwolken hatten sich schon vor der Mittagsstunde über dem Cotopaxi gewitterverkündend zusammengezogen und von da eine westliche Schwenkung gegen den Gipfel des Ruminagui gemacht. Von andern Luftströmungen nach Südwesten getrieben, entlud sich das Gewitter über dem Nevado des Iliniſſa mit jener fürchterlichen Stärke, die nur der Andenbewohner der Aequatorialzone kennt. In dichten Wolkennebel, den die Blitze durchzuckten, gehüllt, von einem wüthenden Orcan umbraust und von Schneehagel überschüttet, mußten wir uns zum Rückzuge entschließen. Erst in später Abendstunde erreichten wir das gastfreundliche Haciendahaus, wo Dr. Gallegos sich von mir trennte, um nach Tacunga zurückzukehren.

Das geologische Ergebniß dieses Besteigungsversuches war nicht ohne Interesse. Wir gewannen die bestimmte Ueberzeugung, daß diese südliche Pyramide des Iliniſſa kein wirklicher Feuerberg, sondern ein aus trachytischen Trümmermassen zusammengesetzter Kegel ist, der nie einen Eruptionskrater hatte. Es zeigte sich auch in den höheren Regionen keine Spur von einer früheren kraterischen Thätigkeit, von jenen Massen vulcanischer Asche, Rapilli und Schlammströmen, die am Cotopaxi und Sangay dem Bergwanderer in so großartiger Weise entgegentreten.

Auch von seitlichen Durchbrüchen lavaähnlicher, verschlackter Gesteine, wie ich sie am Chimborazo und Altarberg so häufig gefunden, ist hier nichts zu sehen, noch weniger kommen geflossene wirkliche Lava-

ströme, wie am Tunguragua vor. Die Bimssteine und Tuffe am Fuße des Iliniſſa ſind ganz ſicher als Niederſchläge des Waſſers auf dem einſtmaligen Seegrund des Plateau abgeſetzt worden. Ein guter Theil dieſes vulcaniſchen Materials ſcheint von den älteſten Ausbrüchen des Cotopaxi und vielleicht auch des Ruminagui herzurühren, welche bereits längſt thätig waren, als die Hochebene von Tacunga noch unter Waſſer ſtand.

Der Iliniſſa iſt ſicher noch weniger als der Chimborazo je ein thätiger Feuerberg geweſen. Er erſcheint als ein durch locale Concentration der unterirdiſchen Dämpfe emporgehobener Kegel von annähernd pyramidaler Form. Die Beſchaffenheit der Trachyttrümmer in ſeiner oberen Region iſt der berühmten Hypotheſe Bouſſingault's, welcher ſämmtliche Andeskegel in feſter Form gehoben ſich dachte, entſchieden günſtig. Leider hat dieſer geiſtreiche Forſcher ſeine Theorie nur viel zu allgemein angewandt. Die ſcharfen Ecken und Kanten, welche dieſe zertrümmerten Felsmaſſen zeigen, ſprechen entſchieden dafür, daß ſie bereits in feſtem Zuſtande an die Oberfläche gelangt ſind, dagegen zeigen andere eckige Stücke, welche in dieſen Trachyttrümmern breccienartig eingebacken ſind und an ihrer Beſchaffenheit die Einwirkung großer Hitze verrathen, daß die trachytiſche Maſſe dieſer Felsblöcke wenigſtens einſtmals im flüſſigen Zuſtande war.

Der Trachyt der Andesvulcane und beſonders jene Varietät, in der die als Oligoklas bekannte Feldſpathſpecies vorwiegt, welcher man den Namen Andeſit gegeben, iſt in Farbe und Anſehen ſehr abweichend und wahrſcheinlich auch von ſehr verſchiedenem relativen Alter. In ſeinem gewöhnlichen Vorkommen beſteht das ältere Geſtein der Vulcane aus einer einfachen, lichtgrauen Grundmaſſe, in der kleine Kryſtalle eines Feldſpaths, den man früher (Bouſſingault) für Sanidin hielt, aber nach den genauen Unterſuchungen durch Roſe und Blum als Oligoklas erkannt hat, ſehr häufig vorkommen. Minder häufig, aber ein durchaus charakteriſtiſcher Beſtandtheil iſt der Augit, oder an ſeiner Stelle die noch ſeltneren nadelförmigen ſchwarzen Kryſtalle der Hornblende. Oft iſt das Gefüge des Geſteins porphyrartig, und die vielen kleinen Oligoklaskryſtalle geben ihm bei friſchem Bruche ein ſtark glitzerndes Anſehen. In dieſer Varietät iſt der Andeſit des Iliniſſa und Chimborazo jener vulcaniſchen Felsart, welche in den untern und mittleren Regionen der Rieſen des Kaukaſus, am Elbrus und Kasbek, ſowie auf den Gehängen des großen Ararat in Armenien vorherrſcht, ſo ähnlich, daß ſelbſt das geübteſte Mineralogenauge ſie nicht zu unterſcheiden vermöchte.

Zwiſchen dem Iliniſſa und dem Chimborazo erhebt ſich in der weſtlichen Cordillere kein Vulcan bis zur Schneelinie. Der Quirotoa, der das Plateau von Tacunga überragt, erreicht kaum die Höhe von 14,000 Fuß.

Von dieſem Vulcan, deſſen coniſch abgeſtutzter Gipfel einen tiefen Kraterſee von einer ſpaniſchen Meile im Umfange einſchließt, berichtet der Geſchichtſchreiber Velasco merkwürdige Vorgänge aus dem vorigen Jahrhundert. Im Jahr 1725 erhob ſich der See gegen 300 Fuß über ſeinen gewöhnlichen Stand. Die Seeinſel, die dadurch mit Waſſer überdeckt ward, verwandelte ſich plötzlich in einen Kraterſchlund und ſpie feurige Schlacken mit Dämpfen aus. Eine zweite ſtarke Eruption dieſer Seeinſel erfolgte 1740. Der ganze See ſtand in einer wunderbaren Illumination von „Flammen," wie der genannte Hiſtoriker berichtet, während es doch wohl nur der Reflex der glühenden Auswürflinge war, welcher den See beleuchtete. Wirkliche Flammen ſind bekanntlich bei vulcaniſchen Ausbrüchen eine äußerſt ſeltene Erſcheinung. Profeſſor Pilla, der langjährige Beobachter des Veſuvs, hat deren nur zweimal beobachtet, und auch dann waren es nur Flammen von geringer Höhe, die man nur in großer Nähe unmittelbar über dem Krater erkennen konnte. Die gewöhnlichen Zuſchauer ſolcher Eruptionen, die kein genaues Verſtändniß des Vorgangs haben, ſind ſtets geneigt, das Leuchten der Feuerſäule glühender Schlacken mit wirklichen Flammen zu verwechſeln, die nur von brennenden Gaſen herrühren könnten.

Auch im Jahr 1859 während meines Aufenthaltes in Quito ſoll ſich das Phänomen des brennenden Sees wiederholt haben. Indeſſen war die Mittheilung, die ich darüber erhielt, nicht ganz zuverläſſig. Der Bürgerkrieg, der in demſelben Jahr die Republik Ecuador verheerte, hielt mich

nach meiner Rückkehr von Imbabura ab, den Quirotoa zu besuchen. Dieser jedenfalls merkwürdige Vulcan mit einem der höchstgelegenen Seen der Welt ist bis heute noch von keinem Geologen besucht und wäre für einen Naturforscher, der künftig das Hochland der Anden zu wissenschaftlichen Zwecken bereisen wollte, ein empfehlenswerther Gegenstand.

Auf den Quirotoa folgt in südlicher Richtung der Vulcan Carahuairazo, der nächste Nachbar des Chimborazo, mit dem er durch ein Querjoch in Verbindung steht. Er verhält sich in seiner Stellung zu diesem Koloß gerade so, wie in Armenien der kleine Ararat zum großen. Als die Spalte, deren Dämpfe den trachytischen Riesenbau gehoben oder aufgethürmt, sich wieder geschlossen hatte, fanden die hebenden Kräfte bei fortdauernder Wirkung des vulcanischen Herdes an der Größe ihres eigenen Baues den mächtigsten Widerstand. Ein seitlicher Durchbruch erfolgte später am westlichen Fuße des Chimborazo und thürmte aus ausgeworfenen Rapilli und Asche den Kegel des Carahuairazo auf, durch dessen Gipfelkrater der unterirdische Feuerherd eine dauernde Verbindung mit der Atmosphäre herstellte. Beide Berge bilden also eine zusammenhängende Gruppe. Das nachstehende Bild stellt den Carahuairazo mit einer Profilansicht des Chimborazo dar, wie sie Humboldt von der Hochebene von Tapia aufgenommen.

Die vulcanische Thätigkeit des Carahuairazo gehört der vorhistorischen Zeit an. Am 29. Juni 1699 ging jedoch von diesem Berg eine der furchtbarsten Erscheinungen aus, deren die Annalen dieses Vulcanlandes gedenken und die dort noch bis auf den heutigen Tag im Munde des Volkes lebt. Ein gewaltiger Erdstoß erschütterte die westliche Cordillere und verheerte alle Städte und Ortschaften in den Hochebenen von Tapia und Ambato. An dem Carahuairazo, der einen Kratersee gehabt haben soll, bewirkte der Stoß einen senkrechten Riß. Aus der geöffneten Spalte ergoß sich mit dem Ausfluß des Kratersees ein ungeheurer Schlammstrom, der größte, welcher jemals die Hochebene von Ambato überfluthete. „Es war alles zusammen ein Gemenge von Wasser, Erde und Mineralien," schreibt Pater Velasco in seiner Geschichte von Quito, ohne uns jedoch von dem Hergang der Katastrophe eine klare, verständliche Schilderung zu geben.

Der Gipfel des Carahuairazo soll vor der Katastrophe höher gewesen sein. Man vermuthet, daß ein alter Aschenkegel des Kraters damals mit dessen Wand zusammenstürzte.

Die Lodozales oder breiartigen Ströme von Kothlaven mit eckigen, oft verschlackten Trümmergesteinen in der zerbröckelten Masse gehören unstreitig zu den merkwürdigsten Gebilden der Anden. Sie sind in dieser Großartigkeit anderwärts nirgends nachgewiesen, und für dieses Vulcanland daher besonders charakteristisch. In der Hochebene von Ambato haben sie eigenthümliche, schmale, langgezogene Höhenzüge aufgeführt, welche bald fächerförmig gruppirt sind, bald wie die Schutthalden der Wildbäche gegen die Thalsohle deltaförmig sich erweitern.

Aehnliche ausgedehnte Schlammströme, wie die Umgebungen des Carahuairazo, in Form und Länge den wirklichen Lavaströmen oft beinahe gleichend, aber von ganz anderer Beschaffenheit der Grundmasse als diese, zeigen auch andere Vulcane des Hochlandes, namentlich die Umgebungen des Imbabura, Tunguragua, Antisana und selbst des Cotopaxi. Es sind jedoch nicht die Producte von wirklichen Eruptionen, aus der Tiefe des vulcanischen Herdes im Erdinnern, sondern breiartige, wässerige Ausflüsse aus geringeren Tiefen, die stets nur bei Erschütterungen der Vulcane durch Erdbeben entstehen. Humboldt, der früher eine richtige Ansicht über die Ursache der Entstehung dieser wässerigen Eruptionen hatte, war später geneigt, dem schmelzenden Schnee die Hauptrolle zuzuschreiben. Diese Ansicht ist irrig. Die stärksten, verheerendsten Schlammströme sind grade von solchen Vulcanen ausgegangen, welche, wie der Vulcan de Agua in Guatemala und der Quirotoa bei Ambato, gar keinen ewigen Schnee tragen. Diese Lodozales dürfen mit feurig flüssigen Lavaströmen, wie solche die Vulcane Italiens und Islands regelmäßig, in den Anden von Ecuador nur die Vulcane Antisana und Tunguragua ausnahmsweise zeigen, nicht verwechselt werden. Ihre erdige, kothähnliche Masse besteht größtentheils aus zerriebenen und zertrümmerten Theilchen von jener Varietät des Trachyts, den man Andesit genannt

Fig. 1. Plan of the Temple of Jupiter Olympius, restored by Cockerell. 1. Pronaos. 2. Opisthodomos. 3. Cella. 4. Adytum. 5. Posterior Cella. 6. Posterior Pronaos. 7. Posterior Opisthodomos.

Fig. 2. Plan of the Temple of Jupiter Olympius, restored by Penrose. 1. Pronaos. 2. Opisthodomos. 3. Cella. 4. Adytum. 5. Posterior Cella. 6. Posterior Pronaos. 7. Posterior Opisthodomos.

Fig. 3. Plan of the Temple of Jupiter Olympius, restored by Hittorff. 1. Pronaos. 2. Opisthodomos. 3. Cella. 4. Adytum. 5. Posterior Cella. 6. Posterior Pronaos. 7. Posterior Opisthodomos.

Fig. 4. Plan of the Temple of Jupiter Olympius, restored by Wilkins. 1. Pronaos. 2. Opisthodomos. 3. Cella. 4. Adytum. 5. Posterior Cella. 6. Posterior Pronaos. 7. Posterior Opisthodomos.

boldt's Angabe mit den Prenadillas identiſch ſein. Prenadilla nennen die Eingeborenen einen kleinen, zwei Zoll langen Fiſch von ekelhaftem Ausſehen mit kleinen Augen, der in den Seen und Bächen des Hochlandes von Quito in unermeßlicher Zahl vorkommt. Humboldt hat ihn unter dem ſyſtematiſchen Namen Pimelodus Cyclopum beſchrieben und abgebildet. Bei näherer Unterſuchung zeigte ſich derſelbe als ein gar ſeltſames Weſen. Cuvier, der doch einen ſo merkwürdigen Scharfblick für alle Thierformen hatte und beſonders eine gründliche Ueberſicht aller Fiſche beſaß, wußte nicht, was er aus dieſem kleinen Andesfiſch machen, an welche Stelle ſeines ichthyologiſchen Syſtems er denſelben einreihen ſollte.

Humboldt's geſammelte Originalexemplare dieſes Fiſches ſcheinen mit andern Sammlungen verloren gegangen zu ſein. Als Bouſſingault 30 Jahre ſpäter denſelben Fiſch nach Europa brachte, ergab ſich bei weiterer Unterſuchung, daß unter dem gemeinſchaftlichen Namen Prenadilla zwei verſchiedene Arten exiſtiren, welche zwei beſonderen Gattungen angehören und die Valenciennes als Arges Cyclopum und Brontes Prenadilla in ſeinem berühmten Fiſchwerk beſchrieben hat. Sie zeichnen ſich außer ihrer ſeltſamen Geſammtgeſtalt durch die höchſt eigenthümliche Form

Der Chimborazo in ſeiner Längenerhebung.

ihrer gabelartig zugespitzten und etwas umgebogenen Zähne im Unterkiefer aus. Keine andere Fischgattung, bemerkt Valenciennes, nicht nur von der zahlreichen Familie der Welse, zu welchen die Prenadillen am Ende doch wohl gehören, sondern überhaupt kein anderer Fisch der Welt hat, diesen eigenthümlichen Zahnbau. Außer diesen gegabelten Zähnen aber sind die Prenadillen auch mit kleinen sonderbaren Stacheln am ersten Strahle der Brust- und Bauchflossen vor allen bekannten Fischarten ausgezeichnet. Dadurch sind sie befähigt, in den steilen Gebirgsbächen gleichsam zu klettern.

Das gewöhnliche Vorkommen dieser Fische ist in den Gebirgsbächen der Region von 8—10,000 Fuß. An der Nordseite des Chimborazo fand ich jedoch die kleinere Art (Brontes Prenadilla) selbst noch in der bedeutenden Höhe von 13,200 Fuß in kleinen Weihern und stehenden Wassern, während Arges Cyclopum nur bis etwa 12,400 Fuß vorzukommen scheint. Dieser paradoxe Fisch ist seltsamer Weise einzig nur auf die Anden von Quito beschränkt. In den Seen und Bächen der Hochländer von Peru, Columbia und Bolivia treten wieder ganz andere eigenthümlich gestaltete Fischgattungen auf, worunter verschiedene Arten der Gattung Trichomycterus, und im Titicacasee die wunderlichen Orestiasarten aus der Familie der Zahnkarpfen. Pentland, der dieselben entdeckte, erwähnt aber mit keiner Silbe eines Auswurfs dieser Fische durch die thätigen Feuerberge von Bolivia.

Obwohl Humboldt selbst die Erscheinung von Fischeruptionen nie mit eigenen Augen beobachtet hat, beschreibt er sie doch sehr ausführlich. Er vertraute dabei der Erzählung der Eingeborenen, die selbst die schlechtesten Beobachter der Naturerscheinungen sind, und bei denen, wenn sie nicht absichtlich lügen, die Phantasie stets eine hervorragende Rolle spielt. „Die Andesvulcane," schreibt Humboldt, „werfen die Fische bald aus dem Krater, bald aus Seitenklüften, stets aber in Punkten aus, die 4500 bis 5000 Meter über dem Meere erhaben sind. Sehr merkwürdig ist, daß von den vielen Tausend Fischen, welche man in wenigen Stunden mit Strömen von kaltem und süßem Wasser vom Cotopaxi kommen sieht, kein einziger verunstaltet und so beschaffen ist, daß man glauben könne, er sei einem hohen Wärmegrad ausgesetzt gewesen. Diese Betrachtung ist um so auffallender, als das Fleisch dieser Thiere sehr weich ist und der Vulcan oft zugleich eine dicke Rauchsäule ausstößt. Einige Indianer versichern sogar, daß die Fische, indem sie an dem Abhange der vulcanischen Kegelberge herabgleiten, bisweilen noch lebendig sind."

Diese Fabel von vulcanischen Fischauswürfen, welche Humboldt aus dem Munde der Indianer und Cholos hörte, und denen er sonderbarer Weise vollen Glauben schenkte, ist leider in alle Lehrbücher der Geologie und der physikalischen Geographie übergegangen. Freilich kamen auch dem berühmten Forscher beträchtliche Bedenken an: wie die Eruptionen lebendiger Fische aus den offenen Kratern thätiger Feuerberge zu erklären seien? Wie es möglich, daß so weiche und zarte Geschöpfe bei der furchtbaren Gewalt, mit welcher die heißen Dämpfe glühende Schlacken einige Tausend Fuß über den Krater emporschleudern, nicht völlig zerstört werden? Mit diesen Fragen und Einwürfen scheint mir Humboldt seine eigne Mittheilung, die er nur nach der vorhandenen Sage nacherzählt, hinreichend widerlegt zu haben.

Der wahre Thatbestand scheint mir nach allen Beobachtungen und Nachforschungen, die ich selbst auf den Andesvulcanen von Quito machte, folgender zu sein: Fischauswürfe sind im Hochgebirge von Quito nur durch Spaltenrisse bei Entleerung von Kraterseen oder unterirdischen Wasserbehältern stets nur in Begleitung von Erdbeben erfolgt, und niemals die begleitenden Erscheinungen von wirklichen vulcanischen Eruptionen gewesen. Ob die Prenadillas nicht allein in offenen Gewässern, sondern auch, wie gewisse Fische der Sahara, in unterirdischen, mit Wasser gefüllten Höhlen vorkommen, ist noch nicht erwiesen. Die Prenadillas haben kleine Augen, aber keine eigentliche Hautbedeckung über den Augen, wie z. B. der wirklich unterirdisch lebende Höhlenfisch (Amblyopsis spelaeus) in der Mammuthhöhle von Kentucky.

Die senkrechten Spalten an den Gehängen ruhender Vulcane, aus denen unterirdische Wasser mit einer breiartigen Masse von zertrümmertem und zerriebenem An-

deſit hervorſtürzen, werden allzeit nur durch die mechaniſche Gewalt ſtarker Erdſtöße bewirkt. Da dabei in der Regel ſtarke Einſtürze von Bergwänden erfolgen, ſo werden bei ſolchen Ereigniſſen auch die Gebirgsbäche der Anden häufig verſtopft, verändern den Lauf und überfluthen die Hochebene. Auch dadurch wäre es erklärbar, daß mitunter viele Hunderttauſende von kleinen Fiſchen, welche die Bäche und Seen von Quito in ungeheurer Menge bevölkern, auf dem Trocknen liegen bleiben, ſterben und verfaulen. Die Phantaſie der Eingeborenen ſchreibt dann ſolche Fiſchentleerungen den vulcaniſchen Ausbrüchen zu. Es ſind übrigens ſeltene Ereigniſſe. Unter den jetzt lebenden Bewohnern des Hochlandes von Quito hat kein einziger glaubwürdiger Beobachter wirkliche Fiſcheruptionen je mit eigenen Augen geſehen.

Die weſtliche Reihe der koloſſalen Nevados, welche iſolirt an den Rändern der Cordillere oder auf deren Querjochen ſtehen und den Kamm der Kette ſehr bedeutend überragen, endigt mit dem majeſtätiſchen Chimborazo. Humboldt hat denſelben im Profil von der Hochebene von Tapia bei Riobamba gezeichnet. Als ſolcher iſt er im obigen Bild neben dem Carahuairazo dargeſtellt. Wir geben in der nachfolgenden Illuſtration ein Bild des Berges in ſeiner Längenerhebung mit beiden Domgipfeln, wie er ſowohl von der Hacienda Llangagua an der Nordoſtſeite, als auch vom Guarandathal an der Südweſtſeite erſcheint.

Humboldt und Bonpland ſcheinen ebenſo wenig, wie dreißig Jahre nach ihnen Bouſſingault und Hall, den koloſſalen Berg jemals in der Frontalanſicht geſehen zu haben. Mit Ausnahme der Monate Juni und Juli iſt es immer nur ein glücklicher Zufall, die beiden Gipfel des Chimborazo wolkenfrei zu ſehen. Die Süd- und Oſtſeite des Berges, wo ſowohl Humboldt und Bouſſingault die Beſteigung verſuchten, war zu einem ſolchen Unternehmen viel weniger günſtig wie die Nordſeite, wo ich auf einer Höhe von 15,000 Fuß die ſchneebedeckten Abhänge des Chimborazo mit dem Fernrohr auf das Genaueſte beobachten konnte, ohne ein weſentliches Terrainhinderniß bis zu ſeinem Gipfel zu erkennen. Die Schwierigkeit einer Beſteigung liegt dort einzig nur in der ungeheuren Höhe des Berges und der damit verbundenen Ermüdung der Bergeſteiger bei abnehmendem Luftdruck, beſonders in der Region über 16,000 Fuß.

Die Höhe des Chimborazo wurde bis jetzt nur trigonometriſch beſtimmt. Die Reſultate der drei Operationen, welche Bouguer, Don Jorge Juan und Humboldt zu dieſem Zweck vornahmen, weichen bedeutend von einander ab.

Die Höhe des Chimborazo wurde beſtimmt:

von Bouguer zu . . 6270 Meter,
„ Don Jorge Juan zu 6587 „
„ Humboldt zu . . 6529 „

Der Grund dieſer drei verſchiedenen Ergebniſſe liegt nach Humboldt's Meinung nicht in der verſchiedenen Annahme der Strahlenbrechung, ſondern in der Reduction der gemeſſenen Standlinie auf den Meereshorizont, welche durch das Barometer geſchah. Wahrſcheinlich kommt Humboldt's Meſſung zu 6529 Meter oder in runder Summe etwa 20,100 Pariſer Fuß der wirklichen Höhe des öſtlichen höchſten Gipfels am nächſten.

Nordöſtlich über dem Guarandathal, wo ich den Chimborazo eine ganze Woche jeden Morgen wolkenfrei betrachten konnte, erſcheint derſelbe in einer mehr langgeſtreckten pyramidalen als coniſchen Form. Die breite Wand der mächtigen Pyramide fällt dort in einer Senkung von 25 bis 30 Grad von Nord-Weſt gegen Süd-Oſt ab. Die beiden Gipfel erſcheinen in länglicher Kuppenwölbung, und es iſt dem Auge ſchwer, zu entſcheiden, welche von den beiden Kuppen die höhere iſt. Erſt bei ſcharfer Beobachtung glaubt man zu erkennen, daß der weſtliche Gipfel etwas unter dem Niveau des öſtlichen ſteht. Beide ſind durch eine langgebogene ſanfte Thalſenkung als Gipfel geſchieden und als Berge verbunden.

An dem ſüdlichen und ſüdweſtlichen Abfall der Pyramide, wo die bisherigen Chimborazobeſteiger vom ſogenannten Arenal aus dem Gipfel beizukommen ſuchten, weil hier der Maulthierweg von Guaranda nach Mocha vorüberführt und ein weiter Umweg um die breite Baſis des Berges erſpart wird, erſchien mir der Chimborazo am ſteilſten und der Gipfel am ſchwerſten zu erreichen. Hier iſt nicht nur die Neigung des Abfalls am ſchroffſten, ſondern

überhängende Felsen durchbrechen auch stellenweise den Schneemantel, und über diesen sind dann wieder andere mächtige Schneemassen des Firns, wie mit Lawinensturz drohend, aufgethürmt. Stufenweise übereinander gethürmt, ragen diese dunklen Felsmassen aus dem Nevado düster hervor. Nur die gewölbten Gipfel selbst und das sie verbindende Thal zeigen einen ununterbrochenen Silberpanzer, auf welchem die mächtigen Schneemassen so lange „ewig" lasten, werden, als das vulcanische Leben in dem starren Riesen nicht wiederkehrt.

Ob der Chimborazo je ein wirklicher Vulcan gewesen, wie Boussingault meint, oder als ungeöffneter Andesitkegel betrachtet werden muß, wie ihn Humboldt darstellt, darüber herrschen noch heute verschiedene Ansichten. Einen eigentlichen Gipfelkrater hat der Berg wohl ebenso wenig gehabt wie der große Ararat in Armenien und wie der Kasbek im Kaukasus, dessen kameelbuckelförmiger Doppelgipfel dem Chimborazo so ähnlich sieht. An den Seitenspalten des Chimborazo aber kommen verschlackte Steine in großen Massen vor, welche von wirklichen vulcanischen Schlacken und Laven petrographisch nicht zu unterscheiden sind. Am merkwürdigsten ist die lavaähnliche Mauer von verschlacktem Gestein, welche am Fuße des Kegels bei Chuquipoyo ganz in der Nähe der Hütte sich erhebt, wo die Karawanen, welche vom Hafen Guayaquil nach Quito gehen, gewöhnlich zu übernachten pflegen. Diese schlackige Felsmauer zeigt einen Durchbruch von dunklem, doleritähnlichem Gestein, welches in halberstarrtem, nicht ganz flüssigem Zustand an die Oberfläche gelangt zu sein scheint und sicher viel jünger ist, als das lichtere Andesitgestein an einigen Punkten des Kegels. Auch an der Nordwestseite fand ich an verschiedenen Stellen unzweifelhafte Spuren von lateraler Thätigkeit und Durchbrüchen von verschlackten Gesteinen aus Seitenspalten. Der Carahuairazo, der sich dicht neben dem Chimborazo bildete, kann übrigens als dessen Seitenkegel betrachtet werden, durch dessen Krater vielleicht einstmals die Dämpfe und Schlacken aus einem gemeinsamen Herd hervorbrachen und eruptive Erscheinungen zeigten.

Das von Humboldt aus der Region von 18,000 Pariser Fuß am Chimborazo gesammelte Gestein besteht nach einer Untersuchung von Gustav Rose aus Labrador und Augit, welche beide Mineralien in deutlichen Krystallen erkennbar. Der Chimborazo wäre also nach der Nomenclatur von Gustav Rose als eine Art Dolerit oder Augit-Porphyr (wie Humboldt meint) zu betrachten. An manchen Stellen der Nord- und Westseite ist aber das feste Gestein nach den von mir gesammelten Felsarten von hellerer Farbe mit Oligoklaskrystallen und dann mehr dem Trachyt ähnlich. Abich's Vermuthung, daß verschiedene vulcanische Gesteine den gewaltigen Bau des Chimborazo zusammensetzen, ist die richtige. Der Körper des Riesen ist mehr trachytisch, seine späteren vulcanischen Durchbrüche aus Seitenspalten bilden einen Uebergang vom Trachyt zum Basalt.

Die untere Grenze des ewigen Schnees scheint am Chimborazo etwas weiter hinaufzureichen, als an andern Vulcanen und Kegelbergen der Aequatorialzone Amerika's. Ich fand dieselbe bei Cunayaco an der Nordseite des Berges zu 14,932 Pariser Fuß (nach dem Mittel von vier Barometermessungen). Dort liegt der höchste bewohnte Punkt, zwei Hütten einer indianischen Schafhirtenfamilie, in einer Höhe von 13,070 Fuß. Die nächste Umgebung des Kegels bildet zum größten Theil eine unbewohnte Wildniß. Die heftigen Stürme, welche vom Juli bis October von der Schneeregion des Berges herab gegen die Thaltiefe mit einer wahrhaft fürchterlichen Gewalt brausen, machen den beständigen Aufenthalt in der Nähe des Berges unleidlich. Man muß als Gebirgsindianer geboren sein, um die Schauer und Qualen dieser Paramasregion besonders in der Nähe der Nevados des Chimborazo zu ertragen.

La Condamine und Bouguer, die berühmten französischen Akademiker, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts die erste Gradmessung unter dem Aequator ausführten, gelangten am Chimborazo nur bis 14,400 Fuß, also nicht ganz bis zur Schneegrenze. A. v. Humboldt, Bonpland und Carlos Montufar machten den Versuch der Besteigung am 23. Juni 1802 vom Indianerdorf Calpi, also von Südosten aus. Sie erreichten die Höhe von 18,096 Pariser Fuß. Den domförmigen östlichen Gipfel konnten sie deutlich vor sich sehen. „Es war ein ernster,

großartiger Anblick," schreibt Humboldt. „Die Hoffnung, diesen ersehnten Gipfel zu erreichen, belebte unsere Kräfte auf's Neue. Der Felskamm, welcher nur hie und da mit dünnen Schneeflocken bedeckt war, wurde etwas breiter; wir eilten sichern Schrittes vorwärts, als auf einmal eine Art Thalschlucht von etwa 400 Fuß Tiefe und 60 Fuß Durchmesser unserm Unternehmen eine unübersteigliche Schranke setzte. Wir sahen deutlich jenseits des Abgrundes unsern Felskamm in derselben Richtung fortsetzen, doch zweifle ich, daß er bis zum Gipfel selbst führt. Die Kluft war nicht zu umgehen."

Der französische Physiker Boussingault machte mit seinem Freunde, dem englischen Obersten Hall, am 16. December 1831, also 29 Jahre nach Humboldt, einen zweiten ernsten Versuch, den höchsten Gipfel des Chimborazo zu erreichen. Er nahm seinen Weg zuerst von Mocha, dann vom Arenal aus, also in grader östlicher Richtung vom Kegel, und gelangte noch 360 Fuß höher, als der von Humboldt und seinen Gefährten erreichte Punkt. Seine Schilderung der Schwierigkeiten und Gefahren, die er mit seinem Begleiter dort zu bestehen hatte, klingt so merkwürdig, daß wir dem Leser doch ein kleines Bruchstück davon geben wollen.

„Der Weg," sagt Boussingault, „welchen wir uns in dem letzten Theile unserer Expedition durch den Schnee bahnten, erlaubte uns nur sehr langsam vorzuschreiten; rechts konnten wir uns an einem Felsen festhalten, links war der Abgrund furchtbar. Wir spürten schon die Wirkung der Luftverdünnung und waren gezwungen, uns alle zwei bis drei Schritte niederzusetzen. So wie wir uns aber eben gesetzt hatten, standen wir wieder auf, denn unser Leiden dauerte nur so lange, als wir uns bewegten. Der Schnee, den wir betreten mußten, war weich und lag kaum drei bis vier Zoll hoch auf einer sehr glatten und harten Eisdecke. Wir waren genöthigt, Stufen einzuhauen. Ein Neger ging voran, um diese Arbeit, die seine Kräfte bald erschöpfte, zu vollziehen. Indem ich bei ihm vorbeigehen wollte, um ihn abzulösen, glitt ich aus und wurde glücklicherweise vom Oberst Hall und meinem Neger zurückgehalten. Wir befanden uns für einen Augenblick alle Drei in der größten Gefahr. Weiterhin war der Schnee günstiger, und um $3^3/_4$ Uhr Nachmittags standen wir auf dem lang ersehnten Felskamm, der wenige Fuß breit, aber mit Abgründen umgeben war. Hier überzeugten wir uns, daß das Weiterkommen unmöglich sei. Wir befanden uns an dem Fuße eines Felsprismas, dessen obere Fläche, bedeckt mit einer Kuppe von Schnee, den eigentlichen Gipfel des Chimborazo bildet. Um sich von der Topographie des ganzen Berges ein richtiges Bild zu machen, denke man sich eine ungeheure schneebedeckte Felsmasse, die von allen Seiten wie durch Strebepfeiler unterstützt erscheint. Die Strebepfeiler sind die Kämme, welche sich anlegen und (aus dem ewigen Schnee) hervortreten."

Humboldt fügt dieser Schilderung, die nur für die Ostseite des Berges paßt, die Bemerkung bei: „Der Verlust eines Physikers wie Boussingault wäre unbeschreiblich theuer durch den wenigen Gewinn erkauft worden, welchen Unternehmungen dieser Art den Wissenschaften darbieten können." Und doch hat Humboldt zu dem gleichen Zweck sein eigenes Leben eingesetzt, dessen Verlust für die Wissenschaft, für Deutschland und die Welt noch ungleich theurer gewesen wäre! Die deutsche Literatur wäre um eine ihrer glänzendsten Perlen, den Kosmos, ärmer geworden.

Es scheint, daß solche Bergbesteigungen trotz der unbeschreiblichen Mühseligkeiten, Leiden und Gefahren einen unnennbaren Reiz für das kühne Herz eines jeden Reiseforschers behalten, denn selten läßt man sich von den vorhergegangenen mißglückten Versuchen abschrecken, und jeder jüngere Forscher versucht es immer auf's Neue. Humboldt wie Boussingault hatten vor ihrer Chimborazoexcursion eben so erfolglos die Besteigung des Antisana und des Cotopaxi versucht.

Schwer begreiflich ist mir jedoch geblieben, warum die genannten Reisenden ihrem Besteigungsversuch am Chimborazo nicht einige recognoscirende Ausflüge um den Kegel vorausgehen ließen. Hätten sie die Hacienda Llangagua, das kleine Dörfchen Salinas an der Nordseite oder das Thal von Guaranda an der Westseite des Berges besucht, so würden sie von dort aus ungleich günstigere Chancen zu ihrem gewagten Unternehmen gefunden und den Chimborazo in seiner ganzen Längenausdehnung

gesehen haben, während sie von Calpi, von Mocha und der Hochebene von Tapia aus mit einer Profilansicht des Riesen sich begnügen mußten, und dann zur Besteigung unglücklicherweise die schroffste Seite des Berges wählten.

Künftigen Reiseforschern, welche zu wissenschaftlichen Zwecken das Hochland von Quito besuchen wollen, möchte ich zum Ausgangspunkt einer Chimborazobesteigung die Hütten der Ovejeria Cunayaco an der Nordseite empfehlen. Man findet bei der armen indianischen Hirtenfamilie, die sie bewohnt, gastfreundliche Aufnahme, und kann von dort nach dreistündigem Ritt die Schneegrenze erreichen. In Begleitung des Herrn Valdevieso von Quito gelangte ich dort im Januar 1859 bis zu einer bedeutenden Höhe, ohne mit dem Fernrohr bis zu den beiden Gipfeln irgend ein wesentliches Hinderniß auf dem gleichmäßig ansteigenden, von Felsen selten unterbrochenen Schneegebirgen zu erblicken. Nicht Schluchten und drohende Abgründe haben uns dort von dem Weitersteigen abgehalten, sondern der Mangel an Kraft. Ein solches Unternehmen erfordert allerdings einen sehr robusten Körper mit voller Gesundheit. Ein längeres Fieberleiden hatte vor diesem Besuche am Chimborazo meine Kräfte bedeutend zurückgebracht. Bekanntlich ist eine der sonderbarsten Erscheinungen in sehr beträchtlicher Höhe die unbeschreibliche Ermüdung bei der geringsten Muskelbewegung. Es ist nicht der Mangel an Sauerstoff in diesen Höhen, sondern der geringe Luftdruck, der diese äußerste Ermüdung bei Bewegung der Beine bewirkt. Nach der denkwürdigen Entdeckung zweier geistreicher Forscher, Wilhelm und Eduard Weber, wird das schwebende Bein am Rumpfe hangend, bloß durch den Druck der atmosphärischen Luft gehalten und getragen.

Als die günstigste Zeit zu einem solchen Besteigungsversuch würde ich den Juni und December, die Monate der Solstitien, empfehlen. Bei der schieferen Stellung der Sonne gegen den Aequator werden die Gewitter dann selten und die eiskalten Stürme, welche die Besteigung noch schwieriger machen, fangen gewöhnlich erst in der zweiten Hälfte des Juli an zu toben. In diesen Monaten genießt man auch am häufigsten das unvergleichlich herrliche Schauspiel eines unbewölkten Anblicks des majestätischen Andeskönigs in der verschiedenartigen Tagesbeleuchtung. Boussingault hat nicht mit Unrecht die Hochebene von Riobamba mit dem Chimborazo auf der einen, dem Tunguragua und dem Altarberg auf der andern Seite und mit der grandiosen Scenerie der Cordilleras de los Andes als Beigabe, dazu die Feuersäule des Sangay als Leuchtthurm am fernen Horizonte, „das großartigste Diorama der Welt“ genannt.

Die Ufer des Amazonenstromes.

Die große Unsicherheit und die drohenden Gefahren, welche dem Reisenden im Innern Südamerika's an den Ufern des Amazonenstroms und seiner Nebenflüsse entgegenstehen, haben die Durchforschung jener Gegenden bis jetzt sehr erschwert und man kann eigentlich nicht sagen, daß irgend etwas Näheres darüber bekannt geworden. Zwar darf man die mangelnde Kenntniß von Einzelheiten über jene Strecken nicht mit der völligen Verschlossenheit von Innerafrika vergleichen: man weiß im Allgemeinen, in welchem Zustande Land und Bewohner am Amazonas sich befinden, man kennt den größten Theil der Nebenflüsse von ihrer Quelle bis zur Mündung und man geht langsam daran, die Producte des Landes zu verwerthen: aber immerhin gehören die Ufer des Amazonas noch zu den unwirthbarsten und schwerzugänglichsten Theilen der bewohnten Erde.

Die größten Nebenflüsse des Amazonenstromes, wie der Purus, Tapajoz, Madeira und Negro übertreffen alle unsere europäischen Ströme an Größe und Wassermenge. Drei an sich schon ziemlich bedeutende Flüsse bilden den Madeira oder Holzstrom, der seinen Namen der Menge des Holzes verdankt, welches er mit sich führt, und welcher an seiner Mündung eine Breite von 2500 Schritten mißt. Der Madeira, sowie alle größeren Nebenflüsse des Amazonas und dieser selbst, treten periodisch aus ihren Ufern, wenn die Regenzeit waltet. Das unglaublich schnelle Anwachsen dieser mächtigen Ströme setzt eine Regenmenge voraus, welche alle euro-

päischen Begriffe übersteigt. Brasilien zeichnet sich darin aber auch vor allen anderen Tropenländern aus.

Welch eine mühselige Aufgabe es ist, den Lauf solcher Flüsse zu verfolgen, kann man sich einigermaßen vorstellen, wenn man den Charakter der tropischen Wildniß berücksichtigt. Die Amerikaner Herndon und Gibbon drangen auf dem Madeira vor und überwanden alle Schwierigkeiten, aber sie geriethen gar oft in Gefahr und mußten jeden Augenblick ihr Leben auf's Spiel setzen. Manche Stromschnellen und und Wasserfälle, unter letzteren die Ribeirao Fälle waren sie gezwungen auf der Rückreise zu passiren, da das Ufer oft kein Vordringen gestattete und sie ihre Bote nicht im Stiche lassen wollten. Mit Hilfe der Indianer gelang es ihnen langsam diese viele Stunden sich erstreckenden Fälle zu überschiffen; die Nacht kam, bevor sie die ganze Strecke zurückgelegt hatten, und sie mußten Halt machen, um auf einem Felsenvorsprung ein Feuer anzuzünden, bei welchem sie sich Ruhe gönnten und eine Malzeit hielten. Am andern Morgen ging es dann wieder weiter zwischen Klippen und ungeheuren Baumstämmen bis zur Mündung des Madeira.

Eine Unzahl von Uferseen oder Lagunen zieht sich am Laufe des Amazonas und seiner Nebenflüsse hin. Die große Regenmenge und der Quellenreichthum des Landes sind wohl die Ursache dieser Erscheinung. Die meisten Lagunen stehen mit dem Strom durch Canäle in Verbindung, welche in der regenlosen Jahreszeit häufig austrocknen.

An den meisten Uferstrecken entfaltet sich der ganze Zauber der tropischen Pflanzenwelt. Oft wölbt sich der dämmernde Urwald über dem Haupte zusammen, nach allen Seiten eröffnen sich Lichtblicke in der reizendsten Abwechslung und magische Effecte schimmern aus der Tiefe des malerischen Dickichts. Ein Chaos von Schlingpflanzen überzieht mit der glänzenden Korallen- und Purpurpracht seiner Blumenguirlanden die grünen Wogen des Waldmeeres und erfüllt die Luft mit balsamischen Düften. Zahlreiche Vögel von den schönsten Farben beleben die Ufer der Lagunen, darunter namentlich die Arras, die sich in bunter Mannigfaltigkeit in den Wipfeln der Bäume wiegen. Auch viele Fische halten sich in den Lagunen sowohl als in den Flüssen auf und unsere Amerikaner erzählen von großartigen Anstalten, welche die Indianer für den Fischfang treffen.

Des Abends wird alsdann das Wasser der Lagunen durch den Saft des Barbascostrauches vergiftet. Diese Pflanze, deren Saft merkwürdigerweise nur für die Fische seine giftige Wirkung ausübt, wird von den Indianern zerquetscht und dann in's Wasser geworfen, worauf die Fische wie betäubt an die Oberfläche kommen und dem Elemente, das sonst ihr Leben erhält, zu entfliehen trachten. Unterdessen durchfurchen die Canoes den sonst so ruhigen See und die Fische werden mit Pfeilen erschossen oder mit Keulen erschlagen. An anderen Stellen errichten die Indianer eine Art von Brücken, die ganz schmal aus Baumstämmen in den See hineingebaut werden und von denen aus sie die Fische mit ihrem langen Pfeilen erlegen. Ein solcher Fischfang ist stets eine Art Fest für die Eingebornen, wobei sie lustig lachen und sich durch Zurufe anfeuern. An Orten, wo die Sache in's Große getrieben wird, herrscht am Ufer große Thätigkeit mit Zerschneiden, Räuchern und Einsalzen; anderwärts nehmen sie einfach das Eingeweide heraus, wickeln die Beute einzeln in grüne Blätter und tragen sie zu ihren Weibern. Unsere Amerikaner verkehrten viel und oft mit den verschiedenen Stämmen der Indianer und nahmen Theil an ihren Festen und Mahlzeiten. Sie legten oft am Ufer der Flüsse an und machten es sich dort bequem. Die Botsleute steckten ihre Ruder in den Ufersand, die Weiber bereiteten das Mahl und man vergaß die Mühseligkeiten der Fahrt. Die Nächte brachten sie jedoch ungern am Lande zu, da die Gefahr von Tigern und die Plage der Moskitos dort groß war.

Nach der nassen Jahreszeit ist der Urwald am prächtigsten. Seine Zaubergärten werden durch Vögel vom seltensten Farbenschmuck belebt, namentlich am frühen Morgen, wenn das saftige Grün der Palmenwedel oder das brennende Gelb der hohen Leopoldinien gedankenschnell am eben noch dunkelgrauen Walde hervortritt. Dann ziehen Hunderte von buntgefärbten Papageien paarweise unter dem schrecklichsten Lärmen über den Fluß; zahllose Colibris flimmern wie Edelsteine durch die Luft;

Herabſchiffen des Ribeirao-Falles.

ganze Heerden Cotingas flattern zwischen den Blüthen; Ketten niedlicher Enten schnattern auf den über dem Wasser hervorragenden Aesten umgesunkener Bäume; auf den höchsten Gipfeln läßt der Tucan sein lautes pia-po-ko! erschallen; neugierig aus seinem Neste schauend gibt sich der Oriolus Mühe ihn nachzuahmen, und der rothe Ibis fliegt in langen Reihen nach der Küste hin, während die weiße Egrette vor dem Bote herfliegt, sich niederläßt und dann wieder zu neuem Fluge sich erhebt. Ueberhaupt ist die Morgenstunde die lauteste im Urwalde, denn die Thiere, welche des Lichtes sich freuen, sind, wenn nicht zahlreicher, doch gewöhnlich stimmbegabter als die nachtliebenden Geschöpfe. Doch nicht gleich nach dem Erscheinen des Tagesgestirns erklingt ihr vollstimmiges Concert, denn meistens sind sie so frostig, daß sie erst längere Zeit des erwärmenden Sonnenstrahls bedürfen, ehe sie zur vollen Lebensthätigkeit erwachen.

Zwei Jahre brachten die beiden Forscher William L. Herndon und Lardner Gibbon auf die Durchforschung der Thäler des Amazonas und seiner Nebenflüsse zu. Sie landeten mit dem Dampfschiffe Vandalia im August 1850 im Hafen zu Valparaiso und durchzogen dann das Gebirge der Anden, bis sie zu den Quellen eines der Nebenflüsse des Madeira gelangten. Auf dieser Reise hatten sie Mühseligkeiten genug auszustehen. Der rasche Wechsel des Klimas, dem sie sich unterwerfen mußten, wenn sie die schneebedeckten Höhen der Cordilleren, wo gar oft nur die Lamas als Lastthiere folgen konnten, und die mit tropischer Vegetation bekleideten Thäler derselben durchzogen, war der Gesundheit gefährlich. Oft mußten sie in den elendesten Hütten der Indianer campiren. Sie besuchten die berühmtesten Minen jener reichen Gegenden und nahmen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten Notiz von Allem, was ihnen bemerkenswerth erschien. Ihre Aufzeichnungen werden noch für längere Zeit die beste Quelle für die Kunde jener Gegenden bilden, denn obgleich sich in neuerer Zeit, durch die brasilianische, peruanische und bolivische Regierung begünstigt, mehrere Gesellschaften gebildet haben, um sowohl auf dem Amazonas selbst von Peru aus bis an seine Mündung, als auch auf seinen größeren Nebenflüssen regelmäßige Dampfschifffahrten zu organisiren, welche in den letzten Jahren sich günstiger entwickeln, und dazu beitragen werden, die Wichtigkeit des Einflusses des Amazonas auf Handel und Civilisation des größten Theiles von Südamerika zu erhöhen, so ist doch, wie bereits wiederholt erwähnt, die Kunde jener Gegenden noch immer eine äußerst mangelhafte und die dort ruhenden Schätze aus allen Reichen der Natur bedürfen noch immer der Hebung. Jene Amerikaner durchforschten unter anderen Strecken vorzugsweise die Flußufer des Madeira, des Purus, Tapajos, Ringu und Itenez und brachten namentlich am Strande des letzteren längere Zeit zu, um dort auch die Sitten der anwohnenden Stämme genauer zu beobachten.

Die oft Meilen weit landeinwärts sich ausdehnenden Ueberschwemmungen des Amazonas modificiren den Charakter des angrenzenden Waldes. Nur dort, wo das Gehölz höher und trockener liegt, finden sich die ungeheuren Feigen- und Lorbeerbäume, die Lecythen und Bertholletien in ihrer tausendjährigen erhabenen Größe. Wegen des geringen und niedrigen Unterholzes kann man hier die kolossalen Stämme und ihre aus der Erde hervorgetretenen sternförmig ausgebreiteten Wurzeln leicht messen und staunt über die nicht seltenen Riesen, die bei einer Höhe von 120 Fuß einen Durchmesser von 15 Fuß oberhalb der Wurzel besitzen. Gewaltige Blätterpilze schießen aus dem Moder des abgefallenen Laubes auf, und ungeheure Schmarotzer belasten die Stämme und Zweige.

Die Uferwaldung dagegen ist niedrigeren Wuchses. Die Stämme, am Untertheil astlos, mit dünnerer, glatter Rinde versehen, und je nach der Höhe des vorigen Wasserstandes mit Schlamm überzogen, stehen dichter und verworrener mit verschränkten Aesten. Hier ist es, wo mehr oder minder gesellig der Cacaobaum und die stachligen Ranken der Sarsaparilla erscheinen. Blatt- und astlose Lianen schlingen sich in grotesken Gestalten um die Bäume, zwischen welchen ein buntes Gewirr von Unterholz aufschießt, das oft während des nächsten Hochwassers wieder ertränkt wird. Statt der großen Parasiten haben sich hier nur Moose und Jungermannien über die triefenden Aeste ausge-

spannen. Nur wenige Thiere, außer den zahlreichen auf dem Buschwerke der Ufer ruhenden Wasservögeln, bewohnen dieses feuchte Waldgebiet, in welchem der Mensch natürlich keine Pflanzungen anlegt. Die labyrinthischen Windungen der Wasserstraße, welche durch den Uferwald hinführen, sind so dicht von dunkelm Gebüsche überhangen, daß der Kahn nur mit Mühe weitergeschoben werden kann. Die lautlose Stille wird nur vom Plätschern der Fische oder dem Schnarchen der Krokodile unterbrochen. Man freut sich, wenn man aus der qualmigen Luft und dem beengenden Laubgewölbe zum majestätischen Strome zurückkehrt, oder eine vom hellen Sonnenstrahl erleuchtete Lagune sich ausbreiten sieht.

Limburg.

Das holländische Herzogthum, das dem deutschen Bunde durch den Vertrag vom 19. April 1839 zugetheilt wurde, um einen Ersatz für den an Belgien abgetretenen Theil von Luxemburg zu bieten, ist unter uns wenig bekannt. Als Souverän Limburgs und des holländischen Luxemburgs ist der König von Holland Mitglied des Deutschen Bundes, doch hört man von seinem Gesandten in Frankfurt weiter nichts, als daß derselbe sich der Abstimmung enthalten habe. Limburg hat einen Flächenraum von vierzig Geviertmeilen mit wenig über 200,000 Einwohnern. Es grenzt im Norden an Holland, im Süden und Westen an Belgien, im Osten an Rheinpreußen. Aachen ist von der limburgischen Grenze keine deutsche Meile entfernt. Unweit der letzteren schrumpft das Herzogthum zu einem schmalen Streifen zusammen, der sich zwischen Belgien und der Rheinprovinz hinzieht. Es enthält die ganze frühere österreichische Provinz Limburg, die am rechten Ufer der Maas lag, die Bezirke nördlich von der Linie, die von dem südlichsten Punkte von Nordbrabant zur Maas läuft, und die Stadt Mastricht nebst ihrem Umkreise. Mastricht und Venloo sind bei der Zutheilung der Provinz an den Deutschen Bund ausgenommen worden und holländisch geblieben. Luxemburg gehört zum deutschen Zollverein, Limburg nicht.

Das Land ist theils flach, theils wellenförmig, längs der Maas reich und fruchtbar, aber im Norden und Westen kalt und unfruchtbar, da große Theile aus Haide und Sumpf bestehen und zu dem großen Morast gehören, der unter dem Namen des Peels bekannt ist. Außer der Maas sind Roer, Geule, Itterbeek und Tongelreep die Hauptflüsse. Man findet Kohlen, Töpfererde und Bausteine. Ackerbau und Viehzucht sind weit vorherrschend, unter den ländlichen Gewerben wird Branntweinbrennerei am meisten betrieben. Die Preise der Lebensmittel sind alle sehr niedrig und im Verhältniß zu diesen Preisen muß der Arbeitslohn, außer dem der Tagelöhner noch zweimal täglich Butterbrot mit Kaffee erhält, als gut bezeichnet werden. Die Tracht ist die einfachste von der Welt, der Kopf der Männer wie der Frauen bleibt bei jedem Wetter unbedeckt, die Füße werden durch plumpe Holzschuhe warm und trocken erhalten. Die Hauptabgabe ist eine Personensteuer von drei Gulden auf den Kopf, die übrigen Abgaben mit Ausnahme der Gebäudesteuer sind niedrig. Die Straßen sind vortrefflich; die von Aachen nach Mastricht, die unter Napoleon I. von Kriegsgefangenen gebaut wurde, ist auf der ganzen Länge des Weges ($6^1/_2$ deutsche Meilen) gepflastert und wird im besten Zustande erhalten. In der Nähe von Aachen ist die Landschaft reizend, und mehrere Dörfer haben eine pittoreske Lage. Die gewöhnlichsten Bauernhäuser sind weiß angestrichen und dürfen durch keinen Schmutzfleck entstellt werden. Der Hausrath erbt in Städten wie in Dörfern von Geschlecht auf Geschlecht und wird so geschont, daß er wie neu aussieht. Es gibt viele alte Schlösser, die noch mit Gräben und Zugbrücken versehen sind. Teiche sieht man überall, da die Strenge, mit der die katholische Bevölkerung zum Fasten angehalten wird, große Fischvorräthe nöthig macht. Ein großes Fest ist der Jahrmarkt in Aachen, der aus dem Herzogthum einen starken Besuch erhält. Auf den Dörfern herrscht die Sitte, jährlich ein Fest zu geben, zu dem die benachbarten Ortschaften eingeladen werden.

Hamlet.

Von

Friedrich Bodenstedt.

Es iſt eine gewagte Aufgabe, in einer kurzen Abhandlung ein Thema eingehend zu behandeln, über welches ſchon ſo viel geſchrieben iſt, daß die bloße Ueberſicht der betreffenden Schriften eine ziemliche Zeit in Anſpruch nehmen würde. Die Schwierigkeiten werden noch erhöht durch den leidigen Umſtand, daß die Auffaſſungen der verſchiedenen Ausleger des tiefſinnigen Dramas grade in Betreff der Hauptperſonen auf das Unverſöhnlichſte von einander abweichen. Die Einen halten Hamlet für einen ritterlichen Helden, die Andern für einen wattherzigen Feigling. Bald wird er uns erklärt als ein Muſterbild ſtrengſter Gewiſſenhaftigkeit und Religioſität; bald als ein gewiſſenloſer, ſchönredender Egoiſt. Dieſer hält ihn für einen überlegenen Geiſt von höchſter philoſophiſcher Bildung, — Jener für einen halb, ein Dritter für einen ganz verrückten Grübler, mit gelegentlichem Durchblitzen ſeiner urſprünglich guten Begabung. Kurz, die haarſträubendſten Contraſte werden uns in den verſchiedenen Deutungen des Hamletcharakter geboten, und da auf künſtleriſchem, ethiſchem, philoſophiſchem und pathologiſchem Gebiete kaum noch Lorbeeren zu pflücken möglich ſchien, ſo haben ein paar der neueſten Ausleger die Frage auf das kirchliche Gebiet herübergezogen, indem der Eine, Herr Rio, uns Hamlet als einen Vertreter der katholiſchen Kirche vorführt, während Profeſſor Gerth findet, die Hamlettragödie ſei eine tiefſinnig erdachte Allegorie zur Verherrlichung des proteſtantiſchen Princips gegenüber den papiſtiſchen Irrlehren und Freveln.

In ähnlicher Weiſe trennen ſich die Anſichten über Ophelia, welche die Einen für eine Knoſpe reinſter Jungfräulichkeit, die Andern grade für das Gegentheil halten, — ſowie über den König Claudius, der uns bald als ein bloß verſchmitzter, heimtückiſcher Frevler, bald als ein würdevoller, überlegener, ſtaatskluger Monarch erklärt wird, dem nichts vorzuwerfen ſei als das Verbrechen, durch welches er ſich auf den Thron geſchwungen.

Ebenſo gehen die Urtheile über die Königin, Polonius und Laërtes auseinander, der übrigen Perſonen nicht zu gedenken.

Seit einem Jahrhundert haben die bedeutendſten Dichter und Denker unſerer Nation ihren Scharfſinn an dieſer wunderbaren Tragödie geübt und noch hat ſich — ſowohl über das Ganze wie über die einzelnen Charaktere — ein endgiltiges Urtheil nicht feſtgeſtellt.

Doppelt auffallend muß es demnach er-

scheinen, daß grade dieses Stück, welches mit seinen feinen Beobachtungen, seiner Gedankentiefe und dem geheimnißvollen Schleier, der es umgibt, — daß grade dieses Stück, welches in den höchsten Sphären der Intelligenz und des Lebens spielt und nur für die Elite der Gebildeten und Gelehrten gedichtet zu sein scheint, doch zugleich das populärste aller Shakspeare'schen Dramen ist, und selbst bei mittelmäßigster Darstellung unter allen die nachhaltigste Wirkung übt.

Ja, in allen Ländern, durch welche die Shakspeare'sche Muse ihren Triumphzug gehalten, ist Hamlet als ihr Herold vorausgeschritten, hat die Bühnen am frühesten erobert und am längsten behauptet und mehr als irgend eine andere Dichtung anregend und befruchtend gewirkt.

Schon im Jahre 1626, also ein Jahrzehnt nach Shakspeare's Tode, wurde Hamlet im kurfürstlichen Schlosse zu Dresden aufgeführt,*) von den sogenannten englischen Komödianten, welche damals Deutschland durchzogen. Wahrscheinlich wurde er auch auf andern Hofbühnen gegeben. Später erschien er auf dem Puppentheater. In deutscher Sprache beschritt er die Bühne zuerst im Jahre 1776, unter Schröder's Leitung in Hamburg. Der Erfolg war ein so durchschlagender, daß nach drei Jahren fast keine Bühne in Deutschland zu finden war, welche den Hamlet nicht gegeben hätte, obgleich das Stück überall nur in verstümmelter Gestalt zur Darstellung gelangte.

In Frankreich wurde Hamlet — abgesehen von einigen Uebersetzungsproben Voltaire's, der die Franzosen mit Shakspeare nur bekannt machte, um sie vor diesem Barbaren zu warnen — zuerst eingebürgert durch den Akademiker Jean François Ducis, dessen Bearbeitung unserer Tragödie im Jahre 1769 erschien und trotz der, nach den Regeln des französischen Classicismus damit vorgenommenen willkürlichen Veränderungen weit über Frankreich hinaus solches Aufsehen machte, daß sie in das Italienische 1774 und Holländische 1778 übersetzt wurde.**)

Nach Voltaire ist Hamlet nichts als der Traum eines trunkenen Wilden, mit einzelnen schönen Gedankenblitzen. Aehnlich urtheilte darüber Voltaire's Schützling Laharpe, und fast noch schlimmer der kritische Chorführer des Kaiserreichs, Julien Louis Geoffroy, der die Hamlettragödie „eine vollkommen barbarische Composition" nennt.

Bessere Ansichten brachen sich Bahn, als Pierre Letourneur mit einer vollständigen Uebersetzung der Dramen Shakspeare's auftrat (1776 — 1782) und in der Vorrede den Dichter pries als den „schöpferischen Gott der erhabenen Kunst des Theaters, die aus seinen Händen Dasein und Vollendung empfing." In ebenso lobender Weise äußerte sich Diderot. Dagegen fiel Chateaubriand wieder in den Voltaire'schen Ton zurück, indem er Hamlet bezeichnete als „ein Trauerspiel von Irrsinnigen, ein königliches Bedlam, wo Alles verrückt oder verbrecherisch ist, wo der angenommene Wahnsinn sich mit wirklichem Wahnsinn verbindet, wo der Narr dem Narren nachäfft und selbst die Todten noch einen Narrenkopf auf die Bühne bringen."

Villemain, wieder einlenkend in bessere Bahnen, sagt: „Der Ruhm Shakspeare's erschien in Frankreich anfänglich als etwas Paradores und Scandalöses; heute bedroht er den alten Ruf unseres Theaters."

So wurden in Barante, Guizot, Pichot u. A. immer mehr anerkennende Stimmen laut, bis Shakspeare in Victor Hugo's bekanntem Werke den Gipfel französischer Bewunderung erflogen.

Unter den übrigen Völkern romanischer Zunge hat der britische Dichter bis heute wenig Verständniß gefunden; desto mehr bei den slawischen Völkern, und besonders bei den Russen, wo Hamlet auf den größeren Bühnen längst eingebürgert ist und immer ein zahlreiches und andächtiges Publicum versammelt.

Hier drängt sich unwillkürlich die Frage auf: wie ist die ungeheure, in den verschiedensten Ländern sich gleichbleibende Wirkung dieses Dramas vereinbar mit den grundverschiedenen Urtheilen, die sich darüber gebildet haben?

Was der großen Menge gefällt, ist nicht immer gut; wenn ihr aber das anerkannt Gute gefällt, ja, einen immer wachsenden Reiz auf sie übt, so muß man annehmen, daß es ihr auch mehr oder minder verständlich sei. Hamlet ist kein Stück,

*) v. Friesen, Briefe über Hamlet, p. 156. Leipzig 1864.

**) Vergleiche den Aufsatz Karl Elze's im Jahrbuch der deutschen Shakspearegesellschaft, p. 91 und 99.

das durch Schaugepränge blendet; es erfordert überall, gleichwie Goethe's Fauſt, die geſpannteſte Aufmerkſamkeit auf das geſprochene Wort, da ſonſt die Handlung gar nicht zu verſtehen iſt. Man hat es deshalb ein Gedankentrauerſpiel genannt.

Wie aber iſt der Zauber zu erklären, durch welchen dieſes Gedankentrauerſpiel ſelbſt den Ungebildetſten feſſelt, während die Höchſtgebildetſten nicht einig werden können über ſeine Bedeutung?

Die Sache ſcheint mir ſo zu liegen: Shakſpeare hat in dieſer wunderbaren Tragödie die höchſten Fragen der Menſchheit anregen, aber nicht löſen wollen, weil die abſolute Wahrheit uns überhaupt unzugänglich bleibt. Allein er zeigt uns das Treiben der Welt in bedeutungsvollen Charakteren von einem ſo hohen Standpunkte aus, daß wir Alles klar überſchauen können, ſoweit die Sonne ſeines Geiſtes darauf ſtrahlt, und indem er einen Charakter ſich durch den andern erklären und beurtheilen läßt, befähigt er uns, die tiefſten Blicke in das Menſchenherz zu thun, ohne doch ſeine Geheimniſſe ganz zu enthüllen. Das Intereſſe des ungebildetſten wie des gebildetſten Leſers oder Zuſchauers wird von vornherein mächtig gefeſſelt und in wachſender Spannung erhalten bis zum Schluſſe, der die mit vollendeter Kunſt verſchlungenen Schickſalsfäden nicht löſt, ſondern durchſchneidet. Etwas Dunkles, Räthſelhaftes bleibt immer zurück und treibt uns, immer von Neuem uns in die Gedankentiefe dieſer wunderbaren Tragödie zu verſenken, des vollendetſten Kunſtwerks, das die dramatiſche Poeſie je hervorgebracht.

Der unbefangene Zuſchauer oder Leſer begnügt ſich mit dem vom Dichter Gegebenen, das ihm bei jedesmaliger Wiederholung überreiche Anregung und Beſchäftigung bietet. Dem mehr ſpeculativen hingegen genügen die Perſpectiven nicht, welche der Dichter eröffnet: ihn treibt es, die letzten Gründe und Ziele des Gebotenen zu erforſchen. Er findet in Hamlet einen Geiſtesverwandten, den er zu erklären glaubt, indem er ſich ſelbſt erklärt, und den er ſich berufen fühlt zu ſchützen vor allen Angriffen. — Ihn kümmert's nicht, daß Hamlet Polonius umbringt, Ophelia zum Wahnſinn und Verderben treibt, Roſenkranz und Güldenſtern an's Meſſer liefert, kurz, mit Menſchenleben ſpielt, als ob es ſich wirklich nur um Ratten und Mäuſe handelte, um — — — ſein Ziel doch nicht zu erreichen. Denn das iſt das Wunderbarſte in dieſer wunderbaren Tragödie, daß einzig und allein der vom Dichter nur in wenigen großen Zügen als Gegenſatz zum Hamlet gezeichnete Fortinbras ſein Ziel erreicht, weil er grade darauf losgeht, während die eingehender behandelten Charaktere überall mit ihren weitſehenden Plänen zu kurz kommen.

Hamlet will den Mord ſeines Vaters rächen, deſſen Geiſt ihn in erſchütterndſter Weiſe ſelbſt anſpornt, das Rachewerk zu vollbringen. Die günſtigſten Gelegenheiten und Veranlaſſungen drängen ſich ihm gleichſam auf. Er überbietet ſich in ſchlauen Entwürfen, um ſein Ziel zu erreichen, und — er kommt nicht dazu. Der König will Hamlet unſchädlich machen oder bei Seite ſchaffen, und — es gelingt ihm nicht, trotz aller Mittel, die ſeine Macht und Klugheit ihm an die Hand gibt. Und wie die mit überlegenem Scharfſinn erſonnenen Pläne dieſer beiden Hauptperſonen, ſo ſehen wir auch diejenigen der Nebenperſonen zu Schanden werden. Grade in der Hamlettragödie, in welcher die höchſten irdiſchen Mächte die Hauptrollen ſpielen und der menſchliche Geiſt ſeinen kühnſten Flug wagt, erſcheint uns das ganze Treiben der Menſchen ſo gar klein und nichtig, weil wir ſehen, daß ſie trotz aller Freiheit des Handelns nur Spielbälle des Schickſals ſind, welches ſie auf ganz andern Wegen zum Ziele führt, als ſie ſelbſt berechnet und ausgeklügelt hatten. Shakſpeare hat das ſelbſt ausgedrückt in den Verſen:

„Was wir erſinnen, iſt des Zufalls Spiel,
Nur der Gedank' iſt unſer, nicht das Ziel."

Bei den Schuldigen wie bei den Unſchuldigen erſcheint uns der Tod hier nicht als eine Strafe, ſondern als eine Erlöſung und der Abſchluß würde ein rein äußerlicher ſein, wenn Shakſpeare es nicht verſtanden hätte, uns in erſchütterndſter Weiſe zu veranſchaulichen, daß die Qual, welche das Bewußtſein der Schuld ſchon im Leben erzeugt, eine weit ſchlimmere Strafe iſt als der Tod. Oder wer beneidet den König Claudius um die Macht und Herrlichkeit, die er durch einen Brudermord errungen, wer fühlt nicht Mitleid mit ihm in den Augenblicken der Zerknirſchung, wo er beten möchte und nicht beten kann, weil

das Gefühl seines Verbrechens ihn zu Boden drückt. Und wer beneidet die Königin um das Glück, das sie durch den Besitz dieses Gatten gewonnen?

Wir fühlen ein fast ebenso tiefes Mitleid mit ihr, wie mit den edler angelegten Naturen Hamlet und Ophelia, welche der Dichter Beide als ewige Proteste gegen den alten Spruch aufgestellt hat, daß der Mensch sein Schicksal sich selbst schaffe, oder seines Glückes Schmied sei.

Jedermann begreift, daß Hamlet beim besten Willen nicht glücklich werden kann, da ihn — um mit Goethe zu reden — das ganze Schicksal zu Boden drückt.

Shakspeare weiß uns diesen, gleichwie die andern Charaktere des Stücks so menschlich nahe zu bringen, daß ihnen die allgemeinste Theilnahme entgegenkommt; zugleich versteht er es, durch seine Kunst unser Auge zu schärfen und unsern Horizont zu erweitern, indem er uns hoch hinwegbebt über die Schranken der Vorurtheile, Standesunterschiede, Alltagsbegriffe und beengenden Verhältnisse, welche im Leben den Blick und das Urtheil begrenzen.

So erklärt sich's, daß dieses Stück selbst auf die Masse seine Wirkung nie verfehlt, während es zugleich den bedeutendsten philosophischen Köpfen unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken und zur Deutung seiner Geheimnisse bietet.

Vischer sagt in seiner geistvollen Abhandlung über Hamlet*) sehr richtig: „Wenn man sich ernstlich bemüht hat, den tief eingegrabenen Gedankenschatz zu heben, wenn die einzelnen Reflexionen, zu denen der Dichter uns Anlaß gibt, durchlaufen und in eine gefüllte Einheit zusammengefaßt sind, so ist man sich bewußt, nur entwickelt, nur zum deutlichen Bewußtsein gebracht zu haben, was bestimmt und sicher im ersten Eindrucke eingewickelt lag, also nur in einer Kreislinie bei diesem wieder angekommen zu sein."

Dieser erste Eindruck ist, wie die Erfahrung lehrt, so ziemlich derselbe bei den Gebildeten wie Ungebildeten, vorausgesetzt, daß sie das Stück unbefangen auf sich wirken lassen, allein große Schwierigkeiten hat selbst der Gebildetste und Begabteste zu überwinden, wenn er versucht, auf dem Wege der Reflexion über den empfangenen Eindruck sich ganz klar zu werden und für die so selbst gewonnene Einsicht auch Andere zu gewinnen.

Denn die Hamlettragödie steht so einzig in ihrer Art da, daß sie nicht bloß die kunstvollste, sondern auch die tiefsinnigste und gedankenreichste aller dramatischen Dichtungen genannt werden muß. Setzt überhaupt das tiefere Verständniß der bedeutendern Shakspeare'schen Dramen und Charaktere ein eingehendes Studium und Anspannung aller Geisteskräfte voraus, so ist dies bei Hamlet ganz besonders der Fall, da der Dichter hier nicht bloß das herkömmliche Gleis dramatischer Dichtung, sondern auch seine eigenen gewohnten Bahnen ganz verläßt, in Form und Inhalt etwas völlig Neues und Eigenthümliches bietet, und die Symmetrie des mit staunenswerther Feinheit angelegten Planes unter der reichen Ausführung und Bekleidung so verbirgt, daß man — wie in englischen Landschaften — auf den ersten Blick vor üppigem Laubwuchs den Stamm und die Zweige des Baumes nicht sieht, der diesen Blätterwuchs getrieben.

Um die künstlerischen Intentionen des Dichters wenigstens annähernd zu begreifen, muß man bei jedem seiner Dramen genau die Zeit und den Schauplatz der Handlung in's Auge fassen, woraus sich denn sofort die wesentlichsten Unterschiede in der Anlage des Planes und der Charaktere ergeben. So wird man z. B. in den Dramen, deren Stoff Shakspeare der römischen Geschichte entlehnt hat, wie Coriolan, Cäsar, Antonius und Kleopatra, weniger complicirte Verhältnisse und Charaktere finden als in den Stücken, welche in der Nebelwelt Schottlands, Englands und Dänemarks spielen. Ein Coriolan, Cäsar, Brutus, Antonius, Octavian wird Jedem leichter verständlich sein, als ein Macbeth, Lear oder gar Hamlet. Ich habe den Ausspruch Goethe's nie begreifen können, daß Shakspeare's Römer lauter eingefleischte Engländer seien, man braucht nur mit einiger Unbefangenheit die oben genannten Charaktere einander gegenüberzuhalten, um sofort inne zu werden, daß die Coriolan, Cäsar, Antonius u. s. w. in der Shakspeare'schen Behandlung denn doch ein entschieden römisches Gepräge tragen und keine größere Aehnlichkeit mit einem Macbeth, Lear und

*) Kritische Gänge. Neue Folge. Zweites Heft. S. 66—67.

den Helden der rein historischen englischen Stücke haben, als überhaupt zwischen allen hervorragenden Menschen besteht. Der Hauptgrund, warum Hamlet unter sämmtlichen Charakteren Shakspeare's am schwersten zu deuten ist, scheint mir in dem Umstande zu liegen, daß der Dichter, der sich sonst immer wie ein Gott hinter seiner Schöpfung verbirgt, bei Hamlet eine bedingte Ausnahme gemacht hat und durch den Mund des dänischen Prinzen öfter aus seiner eigenen Persönlichkeit heraus redet. Mir scheint, daß Shakspeare zu seinem Hamlet in einem ähnlichen Verhältniß stehe, wie unser Goethe zu seinem Faust und daß jenes Stück deshalb auch in ähnlicher Weise erklärt werden müsse, wie dieses. Das Beste, was Hamlet sagt, ist aus Shakspeare's eigener Erfahrung und Beobachtung hervorgegangen; in einen Charakter wie Cäsar, Coriolan oder Macbeth konnte sich der Dichter nur poetisch versetzen, während er in Hamlet einen Charakter schuf mit Anlagen und Neigungen, die es ihm möglich machten, aus seiner eigenen Bühnenpraxis heraus den kunstliebenden Prinzen das Bedeutendste über die Schauspielkunst sagen zu lassen, was überhaupt je darüber gesagt worden ist. Ich habe das subjective Verhältniß Shakspeare's zu seinem Hamlet hier so nachdrücklich hervorgehoben, weil mir dasselbe bei der Erklärung des Stücks von der größten Bedeutung zu sein scheint.

So viel wir wissen, hat der Dichter auf die Durcharbeitung keines andern seiner Dramen einen so eingehenden Fleiß verwandt wie auf dieses, welches er, nachdem es auf der Bühne schon die allgemeine Gunst gewonnen, nochmals auf das Sorgfältigste überarbeitete und feilte. Es wird gewöhnlich angenommen, daß Shakspeare den Hamlet spätestens im Jahre 1597 geschrieben habe. Die älteste Ausgabe vom Jahre 1603 unterscheidet sich von den späteren verbesserten Ausgaben in so vielen Punkten, daß es einer eigenen Arbeit bedürfte, um sie alle hervorzuheben. Ich muß mich deshalb hier darauf beschränken, ein paar der wichtigsten Veränderungen zu bezeichnen. So fällt z. B. gleich die Verschiedenheit der zweiten Hauptscene in die Augen, wo der König, die Königin, Hamlet, Polonius (der in der alten Ausgabe Corambis heißt), Laertes, die nach Norwegen bestimmten Gesandten und andere Hofleute auftreten. Diese Scene enthält in der alten Ausgabe nur 58 Zeilen, während sie in dem spätern Druck zu 128 Zeilen angewachsen ist. In jener ist sie so unklar und lückenhaft, daß man sie für ein Einschiebsel gehalten und Shakspeare ganz hat absprechen wollen.

Eine weitere wichtige Abweichung des Druckes von 1603 ist der völlig verschiedene Zusammenhang, in welchem hier der berühmte Monolog „Sein oder Nichtsein" mit den übrigen Scenen steht, und von höchster Wichtigkeit ist die Veränderung des Monologs selbst, der erst durch die neue Fassung seine sprichwörtliche Bedeutung gewonnen hat.

Auch die Scene der nächtlichen Unterredung Hamlet's mit seiner Mutter — in deren Gemach, wo Polonius (Corambis) ermordet wird und der Geist des alten Hamlet zum zweiten Mal erscheint, ist im alten Texte weit kürzer als im neuen, welcher die wesentliche Veränderung enthält, daß hier die Königin am Morde ihres ersten Gemahls entschieden unschuldig ist.

Diese wenigen Bemerkungen mögen genügen, uns eindringlich vor Augen zu führen, welche Sorgfalt Shakspeare darauf verwendet hat, seinem Stücke die möglichste innere und äußere Vollendung zu geben. Die künstlerischen Intentionen des Dichters treten uns am Klarsten entgegen, wenn wir sein Drama, wie es jetzt vorliegt, mit der Quelle vergleichen, welcher er den Stoff entlehnt hat.

Die uns bekannte älteste Aufzeichnung der Hamletfabel findet sich bei Saxo Grammaticus und ihr Inhalt ist wesentlich folgender.

Ein Statthalter von Jütland, Namens Horwendil, veranlaßt durch den Ruf seiner Tapferkeit einen König von Norwegen, mit ihm zu kämpfen, unter der Bedingung, daß der Sieger alles Eigenthum des Besiegten gewinnen und diesen ehrenvoll bestatten solle. Horwendil bleibt Sieger im Zweikampf, und der König von Dänemark, Rorich, gibt ihm seine Tochter Gerutha oder Gertrude zur Gemahlin. Nach langer Ehe mit dieser, die ihm einen Sohn Namens Hamlet gebar, wird er umgebracht durch seinen Bruder Fengo, der sein Verbrechen durch den Vorwand beschönigt, daß Horwendil seiner schönen und tugendhaften

Gemahlin nach dem Leben getrachtet habe, und sie nur durch seinen Tod zu retten gewesen sei. Fengo vermählt sich mit Gertrude und führt nun allein die Herrschaft über Jütland, welche er früher mit dem Bruder getheilt hatte. Horwendil's nachgelassener Sohn, Hamlet (Amleth oder Hambleth), stellt sich aus Sorge für sein Leben wahnsinnig, zeigt aber bei verschiedenen Gelegenheiten einen durchdringenden Verstand und schlaue Klugheit. Der mißtrauische Fengo glaubt nicht recht an seinen Wahnsinn und sucht ihn durch die Reize eines schönen Mädchens aus seiner Rolle zu bringen. Dann muß seine Mutter während der angeblichen Abwesenheit ihres Gemahls ihn ausforschen, wobei ein Vertrauter Fengo's den verborgenen Lauscher spielt, der aber von dem vorsichtigen Prinzen ausgespäht und ermordet wird.

Hamlet hält seiner Mutter eine ergreifende Rede, entdeckt ihr seine Verstellung, rührt ihr Gewissen und gewinnt sie für seinen Plan, den Mord seines Vaters an Fengo und allen seinen Genossen zu rächen. Als der zurückgekehrte Fengo vergebens nach dem Ermordeten forscht, zeigt ihm Hamlet im angenommenen Wahnsinn den Ort, wo die Leiche liegt. Fengo beschließt nun, den gefährlichen Prinzen mit zwei Begleitern nach England zu schicken, um ihn dort, kraft eines Briefes in Runenschrift, durch den König enthaupten zu lassen. Unterwegs bemächtigt sich Hamlet heimlich der Holztafel mit der Runenschrift, verwischt das Original und ersetzt es durch eine Aufforderung an den König von England, seine Begleiter hinrichten zu lassen, ihm selbst aber die Königstochter zur Gemahlin zu geben. Beides geschieht. Hamlet gewinnt durch seine instinktive Schlauheit und Seherhergabe, womit er verborgene Dinge erspäht, die Gunst des Königs und kehrt nach einem Jahre nach Jütland zurück, wo man, ihn todt wähnend, grade seine Leichenfeier hält. Er spielt wieder den Wahnsinnigen, mischt sich unter die schwelgenden Gäste, die er durch Wein betäubt und durch einen listigen Anschlag knebelt, worauf er den Palast anzündet und den König Fengo ermordet. Nach dieser Rachethat hält sich Hamlet anfangs verborgen, tritt aber, als er sich überzeugt, daß die Stimmung des Volkes ihm günstig sei, aus seinem Versteck hervor, erzählt den Hergang der Sache und weiß durch seine Rede die Gemüther dergestalt für sich einzunehmen, daß er einstimmig zum König gewählt wird.

Es ist unnöthig, hier den Faden der Geschichte weiter zu verfolgen, die bei Saxo Grammaticus auch mit dem Tode Hamlet's endigt, der noch einmal nach England zieht, dort die wunderlichsten Abenteuer besteht und bei seiner Rückkehr in einem Zweikampf fällt.

Man sieht schon aus diesem Auszuge, daß Shakspeare alle Hauptmomente der Fabel benutzt, dem Gang der Handlung sich möglichst treu angeschlossen und doch etwas völlig Neues geschaffen hat.

Hier wie dort liegt dasselbe Verbrechen zu strafen vor; hier wie dort stellt sich Hamlet wahnsinnig und sucht auf krummen Wegen, durch List und Verstellung sein Ziel zu erreichen. Hier wie dort sucht ihn der König durch eine Sendung nach England aus dem Wege zu räumen und rettet sich Hamlet, indem er das ihm drohende Verderben von sich ab auf die Häupter seiner Gefährten lenkt. Dann aber, nach Hamlet's Rückkehr von England, entwickelt sich die Katastrophe hier anders als dort, indem er bei Saxo Grammaticus den König nach wohl überlegtem Plane um's Leben bringt und so seine Rachepflicht erfüllt, während ihn bei Shakspeare nur ein Spiel des Zufalls anreizt zu thun, was er aus freiem Entschlusse zu thun nicht vermochte.

Uebrigens erscheint in der Sage wie im Drama alles rein Faktische, jede That Hamlet's verwerflich, nur daß er dort gradezu als ein treuloser, hinterlistiger, heimtückischer Heuchler auftritt, während Shakspeare seinen Helden mit den edelsten Anlagen ausrüstet und überhaupt die ganze Handlung in eine höhere Bildungssphäre emporhebt.

Wenn ich nach diesen nothwendigen Vorbemerkungen nun den Versuch wage, die geheimnißvollen Charaktere der Hamlettragödie im Zusammenhange zu erklären, so bilde ich mir nicht ein, etwas überraschend Neues zu bringen, da in zahllosen Schriften schon Alles gesagt ist, was vernünftiger und unvernünftiger Weise über Hamlet gesagt werden kann. Im Verlauf meiner Erörterungen wird sich von selbst ergeben, wieviel ich genialen Vorgängern verdanke, welche der eigene Ueberschuß an Geist nur etwas zu weit getrieben, so daß

sie zuweilen über das Ziel hinausgeschossen haben. Der später Kommende hat immer den Vortheil, das Gute seiner Vorgänger benutzen und ihre Irrthümer vermeiden zu können. Wir haben heute gut lachen über die Urtheile eines Voltaire, Laharpe und Gottsched; hätte uns nicht ein Goethe die Wege gebahnt zum bessern Verständniß Hamlet's, würden wir vielleicht selbst noch dieses Meisterwerk als die regellose Ausgeburt eines ungeschulten Genies anstaunen, statt es wie jetzt als das vollendetste Kunstgebilde zu bewundern.

Hat doch selbst Goethe bei der Beurtheilung des Hamlet noch Fehler in der Composition gefunden, welche heute der jüngste Privatdocent der Aesthetik als Vorzüge zu erklären befähigt ist, ohne daß es deshalb Jemandem einfallen würde, seine Befähigung über diejenige Goethe's zu stellen.

Man sieht hieraus, wie wir alle Ursache haben, bescheiden zu sein, selbst wenn es uns gelingen sollte, in der Summe der Erkenntniß, welche größere Vorgänger uns überliefert, einige Rechnungsfehler zu finden.

Es ist unmöglich, über Hamlet zu sprechen, ohne an frühere Urtheile anzuknüpfen, und das Urtheil Goethe's, der uns zuerst den Schlüssel zum Verständniß des Hauptcharakters der Tragödie geliefert, muß immer in erster Linie stehen.

In der bekannten Stelle in Wilhelm Meister sagt Goethe: „Mir ist deutlich, daß Shakspeare habe schildern wollen: eine große That auf eine Seele gelegt, die der That nicht gewachsen ist. Und in diesem Sinne finde ich das Stück durchgängig gearbeitet. Hier wird ein Eichbaum in ein köstliches Gefäß gepflanzt, das nur liebliche Blumen in seinen Schooß hätte aufnehmen sollen; die Wurzel dehnt sich aus, das Gefäß wird zernichtet."

Durch diese wenigen Worte, in welchen allerdings der Kern des Hamletcharakters beschlossen liegt, wurde zuerst Licht auf den kunstvollen Bau des Dramas geworfen, in welchem man früher nur ein chaotisches Dunkel erblickt hatte.

Jeder folgende Erklärer suchte nun neue Seiten in Hamlet herauszufinden, und da wohl nie ein so verwickelter, vielseitiger und geheimnißvoller Charakter wie dieser geschaffen worden ist, so hielt Jeder das, was ihm zumeist in die Augen fiel, für das Wesentlichste, für den eigentlichen Mittelpunkt des Charakters, dem sich dann in der Deutung alles Uebrige unterordnen mußte.

A. W. von Schlegel nennt die Tragödie „ein Gedankentrauerspiel, durch anhaltendes und unbefriedigtes Nachsinnen über die menschlichen Schicksale, über die düstere Verworrenheit der Weltbegebenheiten eingegeben, und bestimmt, eben dieses Nachsinnen wieder in den Zuschauern hervorzurufen." Er meint, „das Ganze zwecke dahin ab, zu zeigen, wie eine Ueberlegung, welche alle Beziehungen und möglichen Folgen einer That bis an die Grenzen der menschlichen Voraussicht erschöpfen will, die Thatkraft lähmt, wie Hamlet selber es ausdrückt:

> Der angebornen Farbe der Entschließung
> Wird des Gedankens Blässe angekränkelt,
> Und Unternehmungen voll Mark und Nachdruck,
> Durch diese Rücksicht aus der Bahn gelenkt,
> Verlieren so der Handlung Namen."

Im Gegensatz zu Göthe, der Hamlet zart und edel findet, ihn einen gebornen Fürsten nennt, der nur zu regieren wünschte, damit der Gute ungehindert gut sein möchte, — sich ihn angenehm von Gestalt denkt, gesittet von Natur, gefällig von Herzen, nicht ursprünglich traurig und nachdenklich, sondern nur durch die Verhältnisse dazu gezwungen, der mit einem Wort in ihm ein schönes, reines, edles, höchst moralisches Wesen sieht, aber ohne die sinnliche Stärke, die den Helden macht, zu Grunde gehend unter einer Last, die er weder tragen, noch abwerfen kann, — wirft Schlegel, bei aller Anerkennung der großen Vorzüge Hamlet's, ihm doch Schwächlichkeit des Willens, einen natürlichen Hang zur List und Verstellung, Mangel an Entschlossenheit bis zur Feigheit, eine gewisse tückische Schadenfreude bei dem mehr zufälligen, als durch sein Verdienst bewirkten Untergang seiner Feinde, Zweifelsucht und Mangel an festem Glauben vor.

Diese beiden Grundanschauungen ziehen sich, mehr oder minder modificirt, durch alle spätern Beurtheilungen bis auf Ulrici, der die Unentschlossenheit Hamlet's nicht aus Schwäche des Willens, oder Mangel an Thatkraft herleitet, sondern meint, nur weil er den Willen stets vom Gedanken geleitet wissen wolle, sei seine Thätigkeit langsam, sein Wille gebunden.

Ulrici sagt: „Hamlet ist, wie ich glaube, von Natur ein künstlerischer, oder wenn man will, ein philosophischer Geist. Darin besteht die allgemeine Grundlage seines Charakters. Er hat den Trieb und die Kraft, nach eigenen Gedanken in selbstständiger schöpferischer und bildender Thätigkeit Großes zu wirken. Aber eben deshalb ist es seinem Wesen zuwider, eine ihm innerlich fremde, nur durch die äußern Verhältnisse ihm auferlegte That zu thun, obgleich sie keineswegs das Maß seiner Kraft übersteigt."

Gervinus schließt sich mehr dem Urtheile Goethe's an, findet aber, daß Hamlet's Unentschlossenheit keineswegs allein auf Schwäche, sondern wesentlich mit auf Gewissenhaftigkeit und Tugend beruhe.

Vischer gibt der Auslegung, die Hamlet's Zaudern aus der Gewissenhaftigkeit einer edlen, contemplativen Natur erklärt, in einem veränderten Sinne Recht, indem er meint, es schwebe Hamlet ein Begriff der Gerechtigkeit vor, der einigen Aufschub der rächenden That mit sich bringt. Damit die That ganz rein, ganz gerecht in's Werk gesetzt werde, soll die gründlichste Untersuchung über die Wahrheit der Schuld ihr vorangehen und kein Schatten blinder Leidenschaft, kein Flecken ungerechter Zuthat sie begleiten.

Ich brauche diese Sätze nicht einzeln zu erörtern; was davon mit meiner eigenen Auffassung übereinstimmt und was nicht, wird sich aus dieser sofort ergeben.

Ich sehe in Hamlet einen von der Natur glänzend und reich ausgestatteten, aber mehr kritischen als productiven Geist, dessen Unglück darin besteht, daß seine Anlagen und Neigungen einen ganz andern Wirkungskreis verlangen, als seine hohe Abkunft ihm anweist.

Das gibt seinem Schicksale den tragischen Hintergrund und motivirt all' die wunderlichen Contraste zwischen seinem Reden und Handeln. Ja, wir fühlen, daß er in seiner falschen Stellung untergegangen sein würde auch ohne die Rachepflicht, welche der Geist seines Vaters ihm auferlegt. Allein der Dichter braucht einen bestimmten Fall, um das Schicksal seines Helden vor unsern Augen sich vollziehen zu lassen. Hamlet hat künstlerische Neigungen und philosophische Begabung; trotzdem ersieht man aus seiner ganzen Anlage deutlich, daß er es weder als Künstler zu einem bedeutenden Kunstwerk, noch als Philosoph zu einer nachhaltigen Arbeit gebracht haben würde, weil zum Schaffen wie zum Handeln dieselbe Energie und Ausdauer gehört, welche ihm fehlt. Aus den Wolken seiner Schwermuth zucken glänzende Geistesblitze, aber in ihm brennt nicht das stetige Feuer, welches allein zu großen Schöpfungen wie zu folgerichtigem Handeln beseelt.

Er thut die tiefsten Blicke in das Menschenherz und macht die treffendsten Bemerkungen, allein sein Geist ist wie eine Flattergluth, die jählings hell auflodert und Alles rings im schärfsten Lichte zeigt, aber sofort wieder in sich zusammensinkt.

Hamlet ist Idealist, wie alle Gemüths- und Phantasiemenschen es so lange sind, bis sie in der wirklichen Welt den Unterschied von der erträumten kennen gelernt haben. Er beurtheilt die Menschen und Dinge nach dem Maßstabe der reinen Idee und findet nothwendig danach überall Zerrbilder. Er sagt: „Welch ein Meisterwerk ist der Mensch! wie edel durch Vernunft! wie unbegrenzt an Fähigkeiten! in Gestalt und Bewegung wie bedeutend und wunderwürdig! im Handeln wie ähnlich einem Engel! im Begreifen wie ähnlich einem Gott! die Zierde der Welt! das Vorbild des Lebendigen! Und doch, was ist mir diese Quintessenz von Staub? Ich habe keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht."

Die Aufgabe, welche das Schicksal ihm gestellt hat, verkümmert ihm alle Freude am Leben; die unterdrückte Gluth, welche sich nicht in planmäßiger Thätigkeit schaffend oder handelnd offenbaren kann, verzehrt ihn selbst, und macht sich daneben Luft in tiefsinnigen Monologen und Ausbrüchen des Unmuths, in welchen er sich selbst weit schlimmer schildert, als er wirklich ist. Jede künstlerisch angelegte Natur bildet ein Gemisch von männlichen und weiblichen Eigenschaften; bei dem wirklich schöpferischen Künstler überwiegt der Verstand; in Hamlet ist das weibliche Element vorherrschend. Er denkt mit der logischen Consequenz eines scharfsinnigen, gründlich geschulten Mannes, und handelt mit der Inconsequenz einer nervösen, reizbaren, launenhaften Frau; List, Verstellung, krumme Wege und kleine Mittel zu gro-

ßen Zwecken ſind ihm geläufig. Von der Natur mit den edelſten Eigenſchaften des Herzens und Geiſtes ausgeſtattet, freundlich im Umgange, von gewinnenden Formen, ſanft und friedfertig, aber durch Ueberſchuß des Gefühls zur Melancholie geneigt, kann ſein ſpiegelklares Gemüth, wenn gereizt, doch jählings wild aufbrauſen wie ein Bergſee, den der Sturm bis zum Grunde aufwühlt. In ſolchen reizbaren Stimmungen zeigt er ſich heftig und hart bis zur Grauſamkeit und faßt die ausſchweifendſten Entſchlüſſe, die aber ſchnell wieder zuſammenfallen, wie ein Feuer, dem es an Nahrung fehlt. Mit ſeinen Gedanken umſpannt er die ganze Welt und ſucht ihre tiefſten Geheimniſſe zu ergründen; ſein Herz glüht für alles Schöne und Gute, aber ſeine Thatkraft erlahmt immer gleich beim erſten Anlauf; ihm fehlt, wie Goethe ſehr bezeichnend ſagt, die ſinnliche Stärke, welche den Helden macht. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß es ihm an Muth fehle, aber zu männlichem Handeln kommt er nur in der Aufregung der Leidenſchaft, wo ſein Handeln kein planmäßiges iſt, nicht vom Verſtande geleitet, ſondern von dem überreizten Gefühl des Augenblicks eingegeben.

Hamlet hat nicht bloß einen das Gleichgewicht ſeines Weſens leicht bedrohenden Ueberſchuß an Geiſt und Gemüth, ſondern auch an Phantaſie, und in dieſem Punkte, der ganz beſonders verdient hervorgehoben zu werden, läßt ſich eine charakteriſtiſche Parallele zwiſchen ihm und Macbeth ziehen. Beide haben eine ſo reiche und leichtbewegliche Phantaſie, daß dieſe ihnen im Augenblick alle möglichen Folgen einer That vor die Seele führt, aber der Eine wird dadurch zum Handeln angetrieben, der Andere davon abgehalten. So erzeugt hier die gleiche Urſache verſchiedene Wirkungen je nach der Natur des Helden, den der Dichter ſeinem tragiſchen Untergange entgegenführt. Macbeth iſt ein phyſiſcher Held und ein moraliſcher Feigling; Hamlet iſt ein moraliſcher Held und ein phyſiſcher Feigling. Beide plündern gleichſam mit ihren Gedanken die Zukunft, alle möglichen Folgen einer That voraus erwägend, aber während Macbeth ſein Gewiſſen zu übertäuben und ſeinen beunruhigenden Gedanken zu entfliehen ſucht, indem er von einer blutigen That zur andern ſtürmt, hängt Hamlet ſeinen Gedanken und Grübeleien ſo lange nach, bis ſie ſeine Thatkraft völlig lähmen. Auf ſeine frühern, durch keine herausfordernde Schickſalsprüfungen beunruhigten Gemüthszuſtände können wir nur Rückſchlüſſe machen aus den mannigfaltigen Situationen, in welchen ihn der Dichter uns zeigt. Von dem Augenblicke an, wo er tiefgebeugt durch den Tod ſeines Vaters im Drama vor uns auftritt, offenbart er ſich gleich als ein ſo ſeltſam verwickelter Charakter, daß bedeutende engliſche Kritiker geglaubt haben, Shakſpeare habe in Hamlet einen hochbegabten Geiſt ſchildern wollen, der durch ſein gewaltiges Schickſal aus den Fugen gerückt, ſchon im Dämmerlichte des Wahnſinns wandle.

Dieſer Anſicht kann ich nicht beipflichten, aber mir ſcheint, daß Hamlet's Gemüthszuſtand den Grenzen des Wahnſinns nicht allzu fern iſt. Seine Gedanken ſind vollkommen klar; er weiß, was er thut, aber ſein Thun iſt verworren in Allem, was ſeinen innerſten Neigungen und Bedürfniſſen widerſtrebt. Dieſe weiſen ihn abwechſelnd auf philoſophiſches Grübeln und auf künſtleriſche Beſtrebungen hin. Er iſt ein ſcharfer Beobachter, hat einen feingebildeten Geſchmack und alles Zeug zu einem großen Schauſpieler, aber keine Ader von einem Herrſcher. Ein Feind aller Unnatur macht er über die Schauſpielkunſt die vortrefflichſten Bemerkungen; allein im Verlauf des ganzen Drama's ſagt er nicht ein einziges Wort, welches Zeugniß von ſeinem Herrſcherberuf ablegte; man müßte denn ſeinen herrlichen Ausſpruch anführen:

Groß ſein heißt:
Nicht ohne großen Gegenſtand ſich regen,
Doch eines Strohhalms Breite ſelbſt verfechten,
Wenn Ehre auf dem Spiel!

Das ſagt er, aber er handelt nicht darnach. Er erſcheint uns eben als die Incarnation des Gedankens, daß Geburt, Bildung, Geiſt, Witz, daß alle noch ſo glänzenden Gaben zu nichts Großem führen, ja eher in's Gegentheil umſchlagen, wenn kein männliches Herz darin ſchlägt, wenn nicht ein feſter Charakter ihnen Halt und Richtung gibt. Was nützt es, daß ein Menſch in allen Mitmenſchen das Verkehrte, Unrechte herausfindet, wenn er ſelbſt nicht im Stande iſt, das Grade und Rechte zu thun.

Weil Hamlet keinen feſten Charakter, keine Energie des Willens hat, wird er der

Sclave seiner Gaben, statt sie zu beherrschen, und muß durch sie in seiner falschen Stellung untergehen. Erst spielt er sich künstlich in die Rolle eines Narren hinein, was allem gesunden männlichen Gefühle widerstrebt, und bald ist er auf dem besten Wege, ein wirklicher Narr zu werden, bis das Schicksal seinen Lebensfaden zerreißt und ihn sterbend noch zum Werkzeug seiner Pläne macht, indem es ihn gleichsam blindlings die Rachepflicht vollziehen läßt, welche er mit klarem Auge und hellem Bewußtsein niemals vollzogen haben würde: weil sein verhaßter Oheim Claudius ihm ein überlegener Gegner ist, welchen hinter dem Rücken zu verspotten und zu schmähen er wohl den Muth hat, welchem er aber Auge in Auge nicht beikommen kann. — König Claudius ist ein schlechter Mensch, aber ein Monarch, der das Regiment versteht, und an praktischer Klugheit, That- und Willenskraft Hamlet weit überlegen. Durch ein Verbrechen auf den Thron und in den Besitz der Königin gekommen, schreitet er nicht wie Macbeth von einem Morde zum andern, fordert er nicht durch unnütze Grausamkeit das Schicksal heraus, sondern sucht durch Klugheit seine Gewalt zu festigen und zu behaupten. Den Ansprüchen des jungen Fortinbras gegenüber rüstet er zum Kriege, vermeidet aber unnützes Blutvergießen, da sich die Sache durch eine Botschaft an den alten Fortinbras friedlich ausgleichen läßt. Er ist verwachsen mit den Interessen des Landes, für welche Hamlet weder Auge noch Ohr hat, weshalb er auch trotz seiner sonstigen vortrefflichen Eigenschaften nicht verdient, die Herrschaft zu führen.

Versuchen wir jetzt, diese allgemeine Schilderung der Hauptcharaktere durch die entsprechenden Einzelheiten des Drama's zu beglaubigen und schärfer an's Licht zu stellen.

Der Dichter führt uns in die verdorbene Atmosphäre eines Hofes, wo ein durch Brudermord auf den Thron gelangter König regiert. Die Hofleute wissen nichts von dem Verbrechen; sie zeigen sich dem neuen Herrscher ebenso ergeben wie sie dem alten gewesen. Ihr vornehmster Vertreter ist Polonius, ein Charakter, bei dessen Beurtheilung man fast immer in's Extrem gegangen ist. Er ist weder so gut und weise, wie ihn die Einen, noch so schlecht und dumm, wie ihn die Andern gemacht haben. Ein in Geschäften ergrauter, treuer Diener des Thrones, thut er seine Pflicht nach bestem Vermögen. Wie er dem alten Könige anhänglich war, so ist er's dem neuen, und würde Hamlet ebenso treu gedient haben, wenn dieser auf den Thron gelangt wäre. König Claudius behandelt ihn als seinen Freund; er ist stolz auf dieses Vertrauen und schießt in seinem Diensteifer und seiner Selbstüberschätzung zuweilen über das Ziel hinaus. Er ist ein eitler alter Herr, der gern seine Lebensweisheit und Schulkenntnisse auskramt, dem aber die Jahre das Gedächtniß und Begriffsvermögen etwas geschwächt haben, so daß er sich einem jüngern, schärfern und freiern Geiste gegenüber leicht Blößen gibt. Das Wurzeln in einer abhängigen Stellung, welche die Richtung der Gedanken und Handlungen ganz fremdem Willen dienstbar macht, erzeugt immer eine gewisse Beschränktheit, in niedern Lebenskreisen sowohl wie in hohen.

Ein Kochkünstler, der die Vögel unter dem Himmel, die Fische im Wasser, das Wild im Walde und die Heerden auf der Weide nur auf seine Küche bezieht, kann ein ganz vortrefflicher Koch sein, wenn auch ein bornirter Mensch. So geht es aufwärts durch alle Lebenskreise. Einem gewöhnlichen Hofmarschall wird die Anfertigung der Listen zu einem Hofballe wichtiger sein als die Lösung eines philosophischen Problems.

Wer sein ganzes Leben sich in einem beschränkten Berufskreise bewegt, erhält zuletzt ein Gepräge davon, das ihn leicht bornirter erscheinen läßt, als er wirklich ist.

Ein silbenstechender Mitarbeiter des Kladderadatsch kann vielleicht den trefflichlichsten Staatsmann in Verlegenheit bringen, wenn dieser sich mit ihm in ein Wortgefecht einläßt. Und nun erst gar ein silbenstechender Königssohn, dem gegenüber schon die Rücksicht auf seinen Rang alle Pfeile des Witzes abstumpft! So hat denn Hamlet einem Polonius, Güldenstern und Osrick gegenüber leichtes Spiel; in seinem Wortgefecht mit dem Todtengräber aber zieht er den Kürzern, weil Der ihn nicht kennt und deshalb seiner Zunge freien Lauf läßt. Darin liegt eine feine Ironie und eine poetische Gerechtigkeit, die man bei Shakspeare niemals vermißt.

Die weiſen Lehren, welche Polonius dem ſcheidenden Sohne mit auf den Weg gibt, contraſtiren ſeltſam zu ſeinem ſonſtigen Auftreten im Drama, und daraus ſind die abweichenden Anſichten über ihn entſprungen. Aber Beides läßt ſich ſehr wohl vereinigen. Polonius iſt ein Mann von Maximen, nicht, wie Hamlet, ein Mann von Ideen oder Principien. Er hat eine reiche Erfahrung hinter ſich und iſt in höfiſcher Sitte alt geworden. Maximen kann man auswendig lernen, Ideen und Principien nicht. Polonius weiß noch, daß Kürze des Witzes Seele iſt, aber dieſe Seele des Witzes hat er nicht mehr, wenn er ſie überhaupt je beſeſſen.

Dem Könige und Polonius ſtehen Hamlet und Horatio gegenüber, der beſonnene zuverläſſige Freund des unberechenbaren Prinzen. Beide haben in Wittenberg ſtudirt und fern von allen beengenden Verhältniſſen ſich eine freiere Weltanſchauung erworben. Horatio weiß zugleich um das Geheimniß des Prinzen und theilt deſſen Verachtung des Hofes.

Dem in ſeinen Reflexionen verſchwommenen, haltloſen Hamlet, der den Uebergang vom Gedanken zur That nicht finden kann, hat der Dichter zwei ſcharf ausgeprägte, geſchloſſene Charaktere an die Seite geſtellt: den jungen, kriegeriſchen, thatkräftigen Fortinbras, gleichſam um zu zeigen, wie ein Prinz ſein ſoll, der zum Herrſchen berufen iſt — und den mehr franzöſiſcher Sitte ſich zuneigenden, glänzenden, muthvollen, doch in ſeiner Ritterlichkeit nicht makelloſen Laertes, der raſch zur That entſchloſſen iſt und das Rapier trefflich zu führen weiß, aber nicht anſteht, die Spitze zu vergiften, wo es gilt, die Ermordung ſeines Vaters zu rächen.

Hamlet ſelbſt ſagt von Laertes:

„In dem Bilde ſeiner Sache ſeh' ich
Der meinen Gegenſtück."

Die übrigen Charaktere ſind von mehr untergeordneter Bedeutung; die Königin iſt eine ſchwache, ſinnliche Frau; von Ophelia wird ſpäter die Rede ſein; Roſenkranz und Güldenſtern ſind Jugendfreunde Hamlet's, aber zugleich gehorſame Diener ihres Königs, deſſen Befehle ſie vollziehen, ohne ſeine ſchlimmen Abſichten zu kennen.

Hamlet tritt zuerſt auf in der Scene, in welcher der König Claudius in heuchleriſcher, glatter, wohlgefügter Rede zu rechtfertigen ſucht, daß er ſo ſchnell nach dem Tode ſeines Bruders mit deſſen königlicher Wittwe ſich vermählt habe. Er dankt ſeinen Räthen für ihre Zuſtimmung und geht dann mit raſcher Wendung zu den bedrohlichen Händeln mit Norwegen über, gegen welche er ſich wohl gerüſtet zeigt, aber zugleich voll Hoffnung, ſie friedlich beilegen zu können. Hiernach wendet er ſich zu Laertes, dem er freundlich die Erlaubniß gibt, nach Frankreich zurückzukehren, woher Laertes geeilt, um dem Krönungsfeſte beizuwohnen. Jetzt erſt richtet er das Wort an Hamlet, den er anredet:

„Doch nun, mein Vetter Hamlet und mein Sohn —"

was den Prinzen zu der bei Seite gemachten Bemerkung veranlaßt:

„Mehr als befreundet, weniger als Freund."

Ich citire hier nach der, jedem Gebildeten bekannten Schlegel'ſchen Ueberſetzung, die den Sinn dieſes Verſes nicht bezeichnend genug wiedergegeben hat, weil ſich derſelbe nur durch Umſchreibung erklären läßt. Im Urtext heißt es:

A little more than kin, and less than kind.

Kin bezeichnet die Vetterſchaft, kind die Blutsverwandſchaft, wonach man ſetzen könnte: Ich bin dir etwas mehr als Vetter und doch weniger als ein freundlicher Sohn, oder Blutsverwandter. Kind iſt hier nämlich zugleich ein Wortſpiel mit dem adjectiviſchen kind, gütig, freundlich.

Man ſieht alſo, Hamlet's erſte Aeußerungen im Drama ſind verwickelte, ſpitzfindige Redensarten, die er erſt heimlich murmelt, und dann laut damit fortfährt, wie er auf die Frage des Königs:

„Wie? hängen ſtets noch Wolken über Euch?"

antwortet:

„Nicht doch, mein Fürſt, ich habe zu viel Sonne."

Und auf die Bemerkung ſeiner Mutter:

„Du weißt, es iſt gemein: was lebt, muß ſterben —"

„Ja, gnäd'ge Frau, es iſt gemein."

Wir haben geſehen, daß Dänemark gegen einen auswärtigen Feind rüſtet. Hamlet iſt um dieſe Zeit dreißig Jahr alt, und während das Land, ſein Land in Gefahr iſt, hegt er keinen andern Wunſch, als nach Wittenberg zurückzukehren. Seine Mutter bittet ihn zu bleiben, weil der König es wünſcht, und — Hamlet bleibt.

Man ſollte denken, dieſe Winke des Dichters wären bedeutſam genug, um mehr

Beachtung zu verdienen, als sie bisher gefunden.

Hamlet folgt nicht nur ohne Widerspruch den Wünschen des Königs, sondern hört auch lammsgeduldig dessen Ermahnungen an. Erst als er sich allein befindet, macht er sich Luft in einem Monologe, worin er bejammert, daß seine Mutter kaum zwei Monate nach dem Tode seines Vaters sich einem Manne vermählt habe, der jenem so ähnlich wie ein Satyr einem Apollo, oder wie Hamlet selbst dem Herkules. Eine glühende Liebe zu seinem Vater spricht sich hier wie überall aus; zugleich gibt er uns hier einen Fingerzeig über sein eigenes Aeußere. Dem Herkules ist er nicht ähnlich, keine Heldengestalt; wir erfahren später noch, daß er stark von Fleisch und kurz von Athem sei. Kurz von Athem ist er auch in seinem Handeln. Die edelsten Aufwallungen und gewaltigsten Entschlüsse sind ihm geläufig, allein Pläne, die er in der Leidenschaft gefaßt, besonnen auszuführen, ist ihm unmöglich. Bei den Selbstmordgedanken und Schmerzensausbrüchen über den todten Vater und die neuvermählte Mutter trifft ihn Horatio, sein bewährter, besonnener Freund, der ihm von der Geistererscheinung berichtet und seinen Entschluß weckt, den Geist des Vaters in Waffen selbst zu sehen und auszuforschen.

Hier zeigt er Muth und Entschlossenheit; sein Leben ist ihm in der fürchterlichen Aufregung des Augenblicks keine Nadel werth; aber kaum weiß er, was er wissen will und thun soll, so ist sein Muth auch schon wieder verdampft, und in der wunderlichen Schwurscene ahnt man deutlich genug, daß es ihm mit der Ausführung der ihm auferlegten Rachepflicht kein rechter Ernst ist. Er sinnt auf Mittel — nicht um die That zu vollziehen, sondern sie hinauszuschieben; er handelt fortwährend, aber nur, um dem rechten Handeln auszuweichen. Für dieses Zögern kann man eine Menge Gründe anführen; der Hauptgrund bleibt immer dieser: daß Hamlet seinem Oheim gegenüber nicht die Entschlossenheit zum Handeln hat und daß es ihm überall an Consequenz fehlt.

Er will, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, dem Könige und Hofe gegenüber die Rolle eines Wahnsinnigen spielen. Bei seinem Schauspielertalent gelingt ihm das auch vortrefflich. Statt sich nun darüber zu freuen und Vortheil daraus zu ziehen, ist er eitel genug, sich verletzt zu fühlen, daß man ihn wirklich für wahnsinnig hält. Zu Rosenkranz und Güldenstern, die gekommen sind, ihn auszuforschen, sagt er:

„Ihr seid willkommen, aber mein Oheim-Vater und meine Tante-Mutter irren sich."

Güldenstern: „Worin, mein theurer Prinz?"

Hamlet: „Ich bin nur toll bei Nordnordwest; wenn der Wind südlich ist, kann ich einen Kirchthurm von einem Leuchtpfahl unterscheiden."

Hier möge gleich eine Bemerkung über Hamlet's Verhältniß zu Ophelia ihren Platz finden, welches die mannigfaltigsten Deutungen — und zwar meistens im schlimmsten Sinne — gefunden hat. Am weitesten darin ist Tieck gegangen, während Vischer sie für die reinste jungfräuliche Perle hält und begeistert ausruft: „Ist kein Ritter da für Ophelia?"

Man kann ihm antworten, daß alle Engländer solche Ritter sind und jedes tadelnde Wort über Ophelia fast wie eine Nationalbeleidigung betrachten. Ja, ein vornehmer Engländer konnte nur mit Mühe davon abgehalten werden, den alten Tieck auf Pistolen zu fordern wegen seiner ungünstigen Meinung von Opheliens Charakter. Ich halte sie für ein sinniges, herziges, liebliches Mädchen, grade so unschuldig als sie, ohne etwas Unerlaubtes zu thun, in ihrer wenig erbaulichen Umgebung bleiben konnte. So hoch als Vischer kann ich sie nicht stellen: sie hört, weiß und sagt zu viel, um auch geistig noch ganz unschuldig sein zu können. Ihr beredtes Lob Hamlet's wird von den meisten Auslegern angeführt als ein Beweis, welchen Verein der vortrefflichsten Eigenschaften eines Kriegers, Staatsmannes, Gelehrten u. s. w. er besessen. Ich sehe darin nur den natürlichen Ausdruck überschwänglicher Schwärmerei eines jungen Mädchens, der in einem Prinzen Alles verklärt erscheint.

Uebrigens ist sie in ihrer Liebe zu Hamlet durchaus rein, wie ich denn Hamlet selbst für einen entschieden sittlichen Charakter halte, der viel schlimmere Dinge sagt, als er thut, abgesehen davon, daß er die liebliche Blume auf seinem schweren Schicksalsgange grausam zertritt. Als Philosoph liebt er es, zu generalisiren, die Erfahrung aus einem bestimmten Falle ge-

ſchöpft, zu verallgemeinern. Weil ſein Oheim einen Mord begangen hat, den Hamlet rächen ſoll, ſo iſt ihm die ganze Welt aus den Fugen und er iſt gekommen, ſie wieder einzurichten. Weil ſeine Mutter eine ſchwache Frau iſt, ſagt er: Schwachheit, dein Name iſt Weib! Weil ſie ihrem erſten Gemahl untreu war, hält er das ganze Geſchlecht für untreu und läßt Ophelia fallen, die er überhaupt wohl nie mit voller Gluth geliebt hat, denn ein Charakter wie der ſeinige iſt weder glühender Liebe noch glühenden Haſſes fähig. Er ſpielt gegen ſie den Wahnſinnigen wie gegen den König, nur daß die unſchuldige Ophelia ſeine Verſtellung nicht merkt, während der ſchuldige König ſchärfere Augen hat.

Das Schauſpiel im Schauſpiel, wodurch Hamlet die Wahrheit der Ausſage des Geiſtes prüfen und gleichſam öffentliches Gericht halten will, geht vortrefflich von ſtatten und hat ganz die gewünſchte Wirkung. Aber Hamlet, ſtatt den gewonnenen Vortheil zu benutzen, iſt ſo befriedigt von ſeinem Bühnentriumph, daß er witzelnd ſeinen ganzen Racheplan verräth. Als Güldenſtern kommt ihm zu melden, daß dem Könige nicht wohl ſei, antwortet er: „Ihr ſolltet doch mehr geſunden Verſtand beweiſen und dies dem Arzte melden, denn wenn ich ihm eine Reinigung zumuthete, das würde ihm vielleicht noch mehr Galle machen.“

Damit iſt Alles geſagt und der König gezwungen, Hamlet unſchädlich zu machen, um ſich ſeiner eigenen Haut zu wehren.

Dann kommt die Geſchichte mit der Flöte, auf welcher Güldenſtern ſpielen ſoll, und welche nur dazu dienen kann, das Mißtrauen des Königs zu verdoppeln.

Endlich wird auch der alte Polonius mit der Wolke, die bald einem Wieſel, bald einem Kamele, bald einem Walfiſche gleichen ſoll, noch ein bischen geneckt, was — nebenbei geſagt — einem weit klügeren Manne hätte geſchehen können, einem für wahnſinnig gehaltenen Prinzen gegenüber.

Bevor Hamlet nun zu ſeiner Mutter kommt, die nach ihm geſchickt hat, findet er den König im Gebete. Jetzt könnte er ſeine Rachethat vollziehen, allein er thut's nicht — die Gelegenheit iſt ihm zu bequem, er redet ſich ein, er wolle grauſam ſein und den König nicht vom Beten in den Himmel, ſondern aus dem Pfuhl ſeiner Sünden in die Hölle befördern.

Im Zimmer ſeiner Mutter erſticht er den alten Polonius, d. h. er ſticht blindlings zu, wie er Geräuſch hört, und durchbohrt die Tapete, hinter welcher er den König verborgen glaubte. Dieſen blindlings zu ermorden, hätte er ſchon den Muth gehabt; Aug' in Auge nicht. Seiner Mutter redet er ſo heftig in's Gewiſſen, daß der Geiſt ſeines Vaters abermals erſcheint, um ihm Milde zu predigen gegen die ſchwache Königin und männliches Vorgehen gegen den König. Allein Hamlet denkt ſchon darüber nach, wie er auf der Reiſe nach England, wohin er ſich durch den König ſchicken läßt, ſeine beiden Reiſegefährten überliſten will: „O“ — ſagt er — „es iſt gar ſchön, wenn ſo zwei Liſten ſich gegenüberſtehn!“

Da, wie bei den Schauſpielern, iſt er in ſeinem Elemente! Er hätte jetzt noch, wo er weiß, daß es ihm an's Leben geht, den König umbringen können, und das Volk würde ihm zugejauchzt haben, denn Claudius ſelbſt ſagt von ihm:

„Er iſt beliebt bei der verworr'nen Menge,
Die mit dem Aug', nicht mit dem Urtheil wählt.“

Ehe Hamlet ſich einſchifft, begegnet er dem Heere des Fortinbras, der nach Polen zieht, um ein Fleckchen Landes zu erobern. Hamlet ſieht in dieſer Begegnung wieder eine Mahnung des Schickſals, die er natürlich wieder nicht befolgt. Er beſchuldigt ſich ſelbſt auf das Grauſamſte ſeiner Schwäche und ſeines Zweifels, „der zu genau bedenkt den Ausgang,“ und nimmt ſich vor, nun wirklich blutdürſtig zu werden. — Kaum iſt er fort, als Laertes von Paris zurückkehrt und einen Volksaufſtand erregt, um ſeinen Vater an dem Könige zu rächen, den er für deſſen Mörder hält. Hier zeigt ſich der König ruhig, beſonnen und von kluger Ueberlegenheit. Ja, er hat im Augenblick der größten Gefahr ein ſo hohes Gefühl ſeiner Würde, daß er die beſorgte Gemahlin mit den Worten tröſtet:

„Solche Göttlichkeit ſchirmt einen König:
Verrath, der nur erblickt, was er gewollt,
Steht ab von ſeinem Willen.“

Es kommt nun eine Scene, welche man gewöhnlich anführt, um Hamlet's Mannhaftigkeit zu beweiſen. Er meldet Horatio in einem Briefe, daß ſein Schiff von einem Corſaren überfallen ſei: „Da wir im Se-

geln zu langsam waren, so legten wir eine nothgedrungene Tapferkeit an, und während des Handgemenges enterte ich; in dem Augenblick machten sie sich von unserm Schiffe los, und so ward ich allein ihr Gefangener. Sie haben mich wie barmherzige Diebe behandelt; ich muß einen guten Streich für sie thun."

Das bedarf keines Commentars. Hamlet wußte recht gut, daß den Corsaren ein lebender Prinz mehr werth war als ein todter und daß deshalb seine Tapferkeit ihnen gegenüber keine Gefahr lief.

Die Todtengräberscene hat viel Tadel erfahren, doch ist sie zum Abschluß des Ganzen so nothwendig wie der Dachstuhl zum Dache. Die ganze Tragödie zeigt uns die Schönheit und Hoheit der Welt nur, um uns darüber trauern zu machen; im Uebrigen malt sie uns nur die Nacht- und Kehrseiten des Lebens, eine Welt, die aus den Fugen gegangen und die kein Hamlet stark genug ist, wieder einzurichten. Die verschiedenen Personen variiren dasselbe Thema von der Fäulniß und Verwesung, in welche das Leben sich auflöst, und von dem frischen Leben, das aus der Fäulniß und Verwesung entspringt. Alles philosophirt im Stücke über Sein und Nichtsein, über Recht und Unrecht, über Erlaubtes und Unerlaubtes.

Die Logik des Todtengräbers, der eine Handlung in drei Stücke theilt: in Handeln, Thun und Verrichten, ist eine Carricatur der Hamlet'schen Logik, die den Uebergang vom Denken zum Handeln nicht finden kann. Hamlet selbst sagt von ihm: „Wie keck der Bursch ist; wir müssen nach der Schnur sprechen, oder er sticht uns mit Silben zu Tode."

Dann kommt die Scene, wo Hamlet durch den Gedanken an die Metamorphose des Menschen, dem er bis über die Grenze des Erlaubten nachgegrübelt, und durch das Leichenbegängniß Ophelia's bis zum Grund seiner Seele aufgeregt, mit Laertes im Grabe ringt, bis der König sie auseinander bringen läßt.

Hamlet wird zum Fechten mit Laertes aufgefordert; er geht darauf ein, obgleich es ihm übel zu Muthe ist, und es erfolgt das bekannte giftmörderische Ende, wobei der sterbende Hamlet noch seine Stimme dem zum Könige gewählten Fortinbras gibt.

Nicht als Richter seines Vaters, nicht aus freiem Entschluß, noch um ein öffentliches Gericht zu halten, sondern in der Leidenschaft der Nothwehr bringt Hamlet den König um.

Er versäumt seine Rachepflicht — aber nicht, wie Rötscher meint: weil der Uebergang vom Denken zum Handeln ein qualitativer Sprung ist, oder wie Vischer meint, ein irrationaler, ein Moment, den die Reflexion nicht finden kann, sondern weil der König ihm ein überlegner Gegner war, dem er nicht beikommen konnte.

Seine Schuld besteht also weniger darin, daß er nicht that, was er nicht konnte, als vielmehr darin, daß er, statt den einzig Schuldigen zu strafen, durch seine Listen, Ränke und krummen Wege eine Menge Unschuldige opferte.

Durch den Untergang des ganzen Königsthrons wird die schwüle Luft gereinigt wie durch ein Gewitter; als der einzige Stern froher Verheißung geht der junge Fortinbras auf, der hier ebenso von außen erscheint, wie Richmond beim Untergange Richard's III.

Wir fühlen uns am Schlusse wie von einem schweren Drucke befreit; wir sind erschüttert, aber nicht erhoben. Denn das einzige Erhebende an dieser Tragödie, die uns das menschliche Treiben in seiner ganzen Nichtigkeit zeigt, ist: daß ein Mensch sie schaffen konnte. Jahrhunderte haben daran gedeutet und noch Jahrhunderte werden daran deuten. Doch auch das dient zur Verherrlichung Shakspeare's, daß man sich streitet über seine Charaktere, Partei dafür und dagegen nimmt, sie leidenschaftlich liebt und haßt, als ob sie lebendige Menschen wären.

Hippolyte Flandrin.

Von

Ernst Förster.

Wer — lobend oder tadelnd — von französischer Schule in der Malerei spricht, meint in der Regel damit eine effectvolle Composition mit sehr ausdrucksvollen (theatralischen) Motiven bei einem Stoff, der Sinne und Gemüth in möglichst große Aufregung bringt, eine bis zum Erschrecken

naturwahre Zeichnung, Modellirung und Färbung und einen breiten, fetten, virtuoſenhaften Farbenauftrag. Wie muß man — mit dieſer Vorſtellung von franzöſiſcher Kunſt — ſich wundern, wenn man in Paris in die Kirchen St. Germain l'Auxerrois, St. Vincent de Paul, St. Severin, Germain de Prés, Ste. Marie de Loreto und andere tritt, von alle dem nichts und ſich von Gemälden umgeben ſieht, die ſo lebhaft an Overbeck, Cornelius, H. Heß ꝛc. oder an die Florentiner des 15. Jahrhunderts erinnern, daß man ſich nach München verſetzt glauben möchte. Aber wir ſind in Paris, und die Maler, welche die Kirchen ausgemalt, ſind Franzoſen und erheben — gewiß mit Recht — den Anſpruch für ihre Kunſt, daß ſie als franzöſiſche gelte. Der Künſtler, der die franzöſiſche Kunſt in dieſe Bahn gelenkt, iſt Ingres; der bedeutendſte ſeiner Jünger iſt Flandrin; der Meiſter lebt und arbeitet — ein Greis von 84 Jahren — noch immer rüſtig fort; der Schüler ruht unter dem Grabeshügel; ſeine Werke ſichern ihm durch Zahl und Werth einen unvergänglichen Namen.

Hippolyte Flandrin, geboren 1809 zu Lyon, erhielt den erſten Kunſtunterricht von ſeinem Vater, einem Miniaturmaler, wohl zugleich mit zwei Brüdern, von denen der ältere, der das Genrefach erwählt, 1840 geſtorben, der jüngere, ein Landſchaftsmaler, noch lebt. Hippolyte trat mit zwanzig Jahren in die Schule von Ingres und erhielt ſchon nach drei Jahren den großen akademiſchen Preis in Rom. Vom erſten Augenblick an bildete ſich ein freundſchaftliches, ja ein inniges Verhältniß zwiſchen Meiſter und Schüler; die Freude an dem aufblühenden Talent, die treue Sorge für ſeine Entwicklung ward mit unwandelbarer Liebe und Dankbarkeit erwiedert. Dabei brachte es nicht den leiſeſten Mißton hervor, daß der Schüler in der Wahl des Stoffs von Anfang an andern Impulſen folgte, als der Meiſter, deſſen Phantaſie am liebſten im griechiſchen und römiſchen Alterthum ſich bewegte, während Flandrin zu kirchlich religiöſen Darſtellungen ſich hingezogen fühlte. Zu ſeinen erſten, Aufſehen erregenden Arbeiten gehört „die Heilung der Blinden durch Sta. Clara," „Chriſtus unter den Kindern," und eine „Mater dolorosa," bei deren Anblick — wie man erzählt — die Königin von Frankreich, die ſich ſelbſt als ſchmerzenreiche Mutter empfunden, in Thränen ausgebrochen ſein ſoll.

Fünf Jahre war Flandrin in Rom, und obwohl er dort es ſich hat angelegen ſein laſſen, das wirkliche Leben in ſeinen charakteriſtiſchen Zügen aufzufaſſen, wie man aus ſeinem „Jungen Griechen auf dem Felſen" ſieht und ſich mit den Bedingungen maleriſcher Wirkung genau bekannt zu machen, wofür ſein „Dante in der Unterwelt" den Beleg gibt: ſo waren es doch vornemlich die Werke alter chriſtlicher Kunſt, bei denen er ſich für Auffaſſung und würdevolle Darſtellung Belehrung holte. Mit Aufmerkſamkeit betrachtete er die Uranfänge chriſtlicher Kunſt in den römiſchen Katakomben und ihre erſte Entwicklung in den Moſaikgemälden der Baſiliken der erſten Jahrhunderte. Aber was in Rom von ſpäterer Zeit zu finden, ließ er gleichfalls nicht unbeachtet, am wenigſten die Werke der großen Meiſter vom Anfang des 16. Jahrhunderts. Er kehrte nach Paris zurück.

Ein guter Name war ihm vorausgegangen und hatte ihm bereits ſeine Wege geebnet. Man übertrug ihm, die Capelle des heiligen Johannes in St. Severin auszumalen, und er löſte ſeine Aufgabe in einer Weiſe, die durch ihre Neuheit überraſchte, durch ihren Ernſt eine große Bewegung hervorbrachte und ihm unter Künſtlern und Kunſtfreunden viele, vornehmlich religiösgeſinnte Herzen gewann. Er malte dort die Berufung des Johannes zum Apoſtelamt, das letzte Abendmahl und die Apokalypſe. Leider haben dieſe Werke, in denen ſich ebenſowohl das Gemüth als das Talent Flandrin's in ſchöner Klarheit ausſpricht, wo namentlich die Betrübniß des Johannes bei des Heilandes Verkündigung des eingetretenen Verraths und des bevorſtehenden Todes mit tiefer, wahrer Empfindung geſchildert iſt, ſehr gelitten; ja ſie gehen gradezu dem Untergang entgegen. Sie ſind mit Wachsfarben auf den Mauerbewurf gemalt, den aus der Tiefe aufſteigende Feuchtigkeit ablöſt, ſo daß die Malerei brockenweis abfällt; ein Umſtand, der übrigens weder Flandrin noch andere Künſtler in Paris und in Belgien abgehalten, die Mauergemälde in Wachsfarben auszuführen.

Flandrin's Ruhm verbreitete sich bald über ganz Frankreich, und mehr als eine Stadt bewarb sich um seine Kunst. Zuerst folgte er einem Rufe nach Nimes, wo dem h. Paulus eine neue Kirche im Basilikenstil gebaut worden, die er mit Gemälden schmücken sollte. Ein großes, bedeutungvolles Werk ist unter seinen Händen dort entstanden. In kolossaler Größe nimmt Christus die Halbkuppel der Absis ein und breitet die Arme wie zur Umarmung der Welt entgegen; neben ihm stehen die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus, und vor diesen nahen sich dem Throne ein König und ein Sclave, von denen der erstere seine Krone, der andere — und wohl leichtern Herzens — seine Ketten zu den Füßen des Heilands niederlegt. — In der rechten Chornische ist die Bekehrung des Paulus, in der linken die Krönung Mariä gemalt. Die Beziehung dieser drei Darstellungen unter einander fällt allerdings nicht sehr in die Augen; es mischen sich allgemeine und locale Ideen, die indeß durch die Folge von Heiligen, Märtyrern und Doctoren der Kirche, die alle Räume des Gebäudes einnehmen, zum Ganzen verbunden werden.

1858 malte Flandrin in Lyon die Chornischen der Kirche des Klosters d'Ainay, und zwar (wie in Nimes) auf Goldgrund, der der Würde seiner symbolisch gehaltenen Gestalten sehr zu statten kommt. In der Hauptnische sitzt der Heiland auf dem Thron und für den Segen den er gibt, empfiehlt die h. Jungfrau ihm die h. Blandine und h. Clotilde; der Erzengel Michael den h. Martin, den Apostel der Gallier, und den h. Plothin, den Schutzpatron von Lyon. In den Seitennischen malte Flandrin das Gebet des h. Badulf für die Abtei von Ainay, und St. Benedict, der seinen Mönchen die Regel gibt. Bei dieser Arbeit konnte der Künstler sich lebhaft an seine Katakombenstudien erinnern, da fast kein Tageslicht an die Stellen dringt, die ihm für seine Heiligen angewiesen waren.

Das Werk, das Flandrin's Ruhm zuerst über die Grenzen von Frankreich getragen, ist wohl in der Kirche St. Vincent de Paul in Paris zu suchen. In dieser von Hittorf erbauten Kirche hat Flandrin an den beiden Wänden des Mittelschiffs einen langen Zug von Heiligen dargestellt, deren Wegziel das Paradies in der Chornische ist. Von Engeln angeführt beginnt die Procession an der einen Seite mit den Aposteln und Kirchenvätern, denen zunächst die heiligen Päpste und Bischöfe sich anschließen; ihnen folgen die h. Einsiedler, die fürstlichen Beschützer der Kirche, die Ordensstifter, und die Streiter Christi. Von der andern Seite treten Welt und Klostergeistliche heran, und fromme Asceten, Büßer und Büßerinnen. Ihnen folgen Königinnen, die sich der Armen angenommen, Mütter, die ihre Kinder dem Herrn geweiht, Frauen, die ihre Männer bekehrt und zum gemeinsamen Märtyrertod bewogen haben.

Man hat diesen Fries Flandrin's mit dem Fries des Parthenon verglichen und ihn die „christlichen Panathenäen genannt; die große Einfachheit der Darstellung, der strenge, an byzantinische Kunst streifende Stil der Zeichnung in Verbindung mit einer in allen Gestalten und Bewegungen sich aussprechenden frommen Empfindung, haben dieser Arbeit bei den Freunden einer ernsten Richtung in der Kunst großes Lob eingetragen, das sich noch steigerte durch die Beachtung der im lichten Luftton gehaltenen Färbung und durch eine höchst anspruchlose und doch sehr gewandte und vollendete Ausführung. Und nicht nur in Paris machten diese Malereien großes Aufsehen; auch in Deutschland, wo sie durch lithographische Nachbildungen bekannt wurden, gewannen sie der neuen französischen Schule unverholene Anerkennung. Ich erinnere mich, daß mir Kaulbach die Blätter mit warmen Lobsprüchen zeigte und französische Schriftsteller berichten von dem außerordentlich guten Eindruck, den sie auf Cornelius gemacht, der darin „die wahre, wahrhaftige Renaissance“ gesehen. Dessenungeachtet will ich nicht verhehlen, daß ich vor den Gemälden selbst in Paris zu einem so unbedingt günstigen Urtheil nicht gekommen bin. Mir schien das Bestreben, die Compositionsweise des Phidias in das Byzantinisch-Christliche zu übertragen, zu fern einer lebendig sich gestaltenden Kunst; ich vermißte zu sehr die Formenschönheit, die uns im griechischen Relief über seine Monotonie hinüberführt und die mir durch die Heiligkeit um so weniger ersetzt wird, als hier der Künstler eine nur eingebildete,

nach einem Schema gemachte Proceſſion nach dem Vorbild eines wirklichen, aus dem Leben genommenen Feſtzugs uns vor Augen führt. Die Anordnung einer Proceſſion entzieht die Heiligen durch die auferlegte Nachahmung einer kirchlich-ritualen Handlung ihrer rein ſymboliſchen Bedeutung, die ſie durch ganz abſtracte

Hippolyte Flandrin.

Formen doch nicht zurückerhalten. Kurz, mir machten die Bilder den Eindruck von einer gezwungenen Verbindung unvereinbarer Gegenſätze, von der rückgängigen Bewegung eines Menſchen, den ſein Genius und ſein Beruf vorwärts treiben.

Kleinere Arbeiten — z. B. im Schloß von Dampierre, an dem Palais des Arts et Métiers, für Kirchenfenſter, Bildniſſe — Flandrin hat auch den Kaiſer L. Napoleon gemalt — ꝛc. ꝛc. übergehend wende ich mich zu dem Hauptwerk ſeiner Kunſt, mit welchem zugleich er ſeine irdiſche Laufbahn beſchloſſen: zu den Wandgemälden in St. Germain de Prés in Paris. Unbeengt durch einen traditionellen Stil, frei von dem Doppeldruck der Antike und des Byzantinismus entfaltet ſich in dieſen Darſtellungen ſein künſtleriſcher Genius zur Freiheit und zu vollkommener Schönheit. Wohl verläßt er nicht um ein Haar die Richtſchnur ſeines Lebens: er bleibt ſeinem ſtrengen Glaubensbekenntniß treu; er iſt ein Vertreter der chriſtlichen, der kirchlichen Kunſt und damit einer Lebensrichtung, die in neuerer Zeit allmählich eine große Gemeinde in Frankreich zählt.

Der Anfang dieſer Arbeiten fällt ſchon in das Jahr 1844, wo Flandrin den Chor der Kirche — und zwar noch im alterthümlichen Stil — ausgemalt mit den

Digitized by Google

Darstellungen des Einzugs Christi in Jerusalem, und — um den grellen Gegensatz im wandelbaren menschlichen Gemüth zu zeigen — mit der Kreuztragung. Ungefähr zwölf Jahre später wurde ihm vom Municipalrath die Vollendung der begonnenen Arbeit in der Art übertragen, daß er die Wände des Mittelschiffs mit Gemälden schmücken sollte; und er hat den Auftrag in einer Weise ausgeführt, daß Frankreich darauf stolz sein und auf den Schöpfer dieses Werks als auf einen Künstler hinweisen kann, der mit den Besten seiner Zeit in und außer Frankreich auf gleicher Höhe steht.

Flandrin stellte sich die Aufgabe, in einer umfassenden Conception die christliche Kirche als Totalität, und vornehmlich die enge Verbindung des Neuen und Alten Testamentes darzustellen. In achtzehn großen Gemälden an der Wand über den Arcaden, zwischen den Gewölbträgern, stellte er ein neutestamentliches Ereigniß immer neben ein alttestamentliches: so neben die Verkündigung die Erscheinung Jehova's im feurigen Busch vor Moses; neben die Geburt Christi den Sündenfall; neben die Anbetung der Magier Balaam's Prophezeihung von dem Stern, der aufgehen werde über Israel; neben die Taufe Christi den Durchgang durch's Rothe Meer; neben das Abendmahl den Brot und Wein spendenden Melchisedech; an der Orgelwand neben die Verrätherei des Judas die der Söhne Jakob's an ihrem Bruder Joseph; dann an der zweiten Wand neben die Kreuzigung Christi die Opferung Isaak's; neben die Auferstehung die Rettung des Jonas und endlich neben die Aussendung der Apostel die Scheidung der Völker beim Thurmbau zu Babel.

Die Räume über diesen Bildern sind eingenommen von einer großen Anzahl einzelner Gestalten des Alten Bundes, von Adam und Eva bis zu den Patriarchen, Richtern, Königen und Propheten und den hervorragenden Frauen der alttestamentlichen Geschichten; die Räume über der Chorseite von den Evangelisten, Aposteln, Kirchenvätern und andern Kirchenheiligen.

Diese einzelnen Figuren, schön in Haltung und Bewegung, wahr in Charakter und Ausdruck, rein und edel in der Form und klar und licht in der Färbung sind durchaus statuarisch gehalten und schließen sich harmonisch der Architektur und deren Bemalung und Vergoldung an. In ihnen, und mehr noch in den scenischen Darstellungen tritt der Fortschritt zu Tage, den Flandrin gemacht, indem hier überall das Studium der ältern Florentiner und Raphael's ersichtlich ist. Wenn ihn aber französische Schriftsteller vornehmlich loben wegen der Auswahl des Stoffs, wegen der glücklichen, aus gläubigem Herzen hervorgegangenen, die höchsten Wahrheiten des Christenthums darthuenden Zusammenstellung der Ereignisse des Alten und des Neuen Testamentes, so setzt das fast eine Unbekanntschaft mit christlicher Kunst überhaupt voraus, die sich durch alle Jahrhunderte mit diesen Vergleichungen beschäftigt. Neu ist dabei nur die unmittelbare Nebeneinanderstellung der beiderseitigen Bilder, ähnlich ungefähr den Passionsspielen im bairischen Gebirge, wo die dramatischen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi scenenweis immer von Beziehungen dazu aus dem Alten Testament in lebenden Bildern begleitet oder unterbrochen werden. Da ist der Parallelismus noch in ungleich größerer Ausdehnung durchgeführt.

Das größere Verdienst Flandrin's in diesen Arbeiten scheint mir in seiner Selbstbefreiung, im Uebergang zu einem größern und schönern Stil zu liegen, einem Uebergang, den er indeß ohne die geringste Beeinträchtigung seiner kirchlich religiösen Denkweise bewerkstelligt hat. Flandrin war ein gläubiger Katholik, man möchte sagen aus der Zeit vor der Reformation. In ihm lebten und wirkten die Anschauungen des Mittelalters in unbeirrter Naivetät. Er war nicht katholisch, wie die Convertiten, nicht wie die Jesuiten, sondern wie der fromme Dominicanermönch in Fiesole, den der Streit der Meinungen bei seinen Schilderungen des Paradieses unberührt gelassen. Dies gibt seinen Bildern den Werth der Wahrheit, der vollen Uebereinstimmung mit seinem Denken und Empfinden; es scheidet ihn von dem herrschenden Geist vornehmlich der französischen Kunst, bei welcher die Gaben des Virtuosen, im besten Falle die Kräfte der Phantasie thätig sind, ohne daß das Gemüth, Glauben und Ueberzeugung mit in Anspruch genommen werden. So lebt

Flandrin in ſeinen Werken; ſie ſind die Zeugniſſe ſeiner Kunſt und die Bekenntniſſe ſeiner Seele. Selbſt die Beſcheidenheit ſeines ganzen Weſens können wir in ihnen leſen, wie ſie ohne Berechnung auf Beifall, aber auch ohne Furcht vor Tadel, in größter Einfachheit und Anſpruchloſigkeit nur den Gegenſtand vor Augen ſtellen, um den es ſich grade handelt. Um ſo achtungswerther iſt die Anerkennung, die er bei ſeinen Landsleuten gefunden, die in der Regel nicht zu den Bewunderern dieſer Tugenden gehören.*)

Die leidenſchaftliche Liebe zu ſeinem Beruf, die dem Künſtler keine Raſt gönnte, die ihn zu immer anſtrengenderer Thätigkeit trieb, die ihn ſelbſt die Kälte und gefährliche Feuchtigkeit des Herbſtes in den Kirchen, wo er malte, gering achten ließ, untergruben ſeine Geſundheit, ſo daß ihm eine Luftveränderung zur Pflicht gemacht wurde. Schwer entſchloß er ſich, den Pinſel aus der Hand zu legen; aber als er ſich Rom als Reiſeziel feſtgeſtellt, ergriff er mit Freuden und mit Hoffnung auf Geneſung den Wanderſtab. — Mit tiefer Seelenbewegung ſah er Rom wieder; betrat mit Inbrunſt die Stellen in der Villa Medici, wo er die erſten Schritte auf ſeiner Künſtlerlaufbahn gethan, und ſtärkte ſeine Seele im Anſchaun der Herrligkeit der alten Kunſt. Plötzlich aber brachen ſeine Kräfte zuſammen und kaum 53 Jahre alt beſchloß er ſein durch die edelſten Gaben des Herzens wie durch eine ruhmvolle Thätigkeit ausgezeichnetes Leben im Sommer 1864.

*) Erneſt Vinet, Secretair der Kunſtakademie in Paris, hat eine Beſchreibung der Gemälde von St. Germain de Prés; Mr. Beulé, Secretair des Inſtituts eine kurzgefaßte Biographie Flandrin's herausgegeben.

Der Alcazar in Sevilla.

Von

Arthur Stahl.

Die zweite Alhambra von Spanien könnte man füglich den Alcazar von Sevilla nennen, und nichts kann anziehender ſein, als ihn, völlig erhalten, wie er iſt, vor jener zu ſehen. Man iſt dann nicht genöthigt, mit Hilfe der Phantaſie herzuſtellen, was dort verwüſtet iſt; man weiß genau, wie er in ſeiner vollen Pracht geweſen ſein muß, denn man kennt die Intention und den Geſchmack der inneren Einrichtung.

Der Alcazar — Feſtung und Schloß zugleich in den alten mauriſchen Königsſtädten — trug in Sevilla mehr den Charakter des letzteren und iſt, in rein mauriſchem Styl gebaut, noch heute mit der Kathedrale die intereſſanteſte Sehenswürdigkeit der Stadt. Von der Kathedrale nur durch die Plaza del Triunfo getrennt, zieht ſich das Schloß weit hin, und ſeine Gärten reichten bis zu den Ufern des Guadalquivir.

Hohe crenelirte Mauern umgeben den Alcazar und laſſen von Außen wenig von ſeiner Schönheit ahnen, nur die grüne Pracht ſeiner Gärten hatte mich von der Gallerie der Giralda aus mächtig angezogen.

Nach der Eroberung Sevilla's bewohnte und reſtaurirte König Pedro der Grauſame zuerſt das Schloß, wie die Inſchrift über dem Portal beſagt. Später bewohnte es zeitweiſe Karl V. und neuerdings haben die Königin und der Duc de Montpenſier, deſſen Tochter, die Gemahlin des Grafen von Paris, hier geboren iſt, viel zu ſeiner Wiederherſtellung gethan.

Wenn man auf den mauerumgrenzten Vorplatz tritt, ſo feſſelt zuerſt die Façade des Schloſſes die Aufmerkſamkeit. Obwohl ſie von Pedro herſtammt und offene Bogenfenſter hat, was bekanntlich nicht die Sitte der Moriſko's war, iſt ſie, durch arabiſche Baumeiſter hergeſtellt, von einem Reiz des Detail, daß man ſich ſtundenlang in daſſelbe vertiefen könnte. Ein vergoldetes Gitter mit den Wappen der verſchiedenen Beſitzer umgibt das Hauptportal. Das Innere des Alcazar iſt feenhaft. Eine Perſpective von Säulen und Bogen, welche anſtatt der Thüren die Gemächer von einander trennen, begegnet, eintretend, dem Auge; die Bogen ſind von unnachahmlicher Arbeit. Durchbrochen, am Rande gezackt wie ein gefaltetes Band, gewunden, wie aus Tropfſtein gebildet, in den mannigfaltigſten Abwechslungen und immer ſo künſtlich geſtellt, daß nicht die Ausgänge einander decken, ſondern ſich gegenſeitig hervorheben.

Fig. 1.

Stalles de la Cathédrale de Rouen. — Miséricorde. — Le cardinal Georges d'Amboise, archevêque de Rouen, et saint Georges. — Cliché Lévy et Neurdein réunis.

Stalles de la Cathédrale de Rouen. — Miséricorde. — Le cardinal Georges d'Amboise, archevêque de Rouen, et saint Georges. — Cliché Lévy et Neurdein réunis.

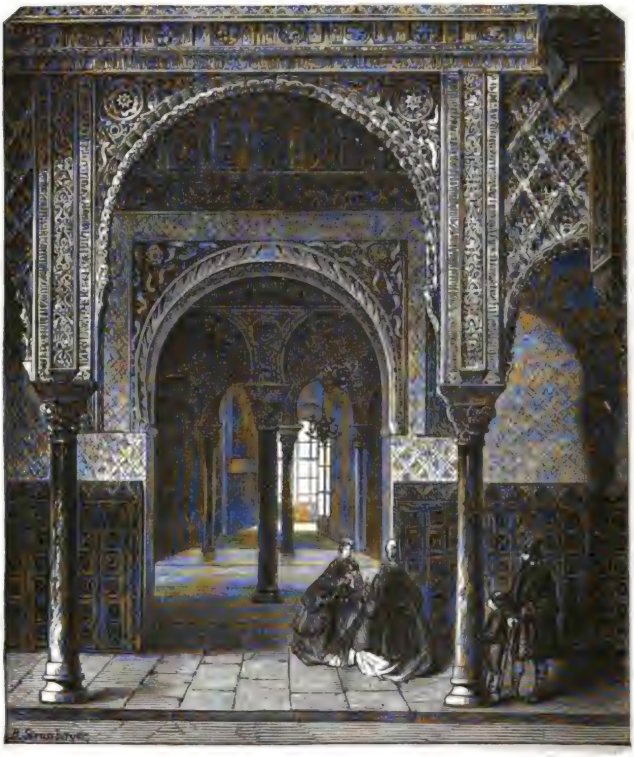
Les stalles de la cathédrale de Rouen, dont nous donnons ici la reproduction, sont, sans contredit, l'un des plus beaux spécimens de la sculpture sur bois du XVIe siècle. Elles ont été commencées sous le cardinal Georges d'Amboise, archevêque de Rouen, et terminées sous son neveu, le cardinal Georges II d'Amboise, qui mourut en 1550. Elles sont au nombre de cent vingt-deux, dont soixante-deux hautes et soixante basses, sans compter les deux trônes archiépiscopaux, placés à droite et à gauche du chœur, et les deux stalles du roi et de la reine, qui sont à droite et à gauche du trône de l'archevêque.

Schmuck, der gerade damals in Deutschland so beliebt war, ist in Spanien nicht zu finden. Die Wände sind kahl, die Fußböden ohne Teppiche, die Fenster ohne Vorhänge. Die Möbel sind spärlich und einfach, meist aus Nußbaumholz, mit Leder überzogen und mit Nägeln beschlagen. Die Stühle haben hohe Lehnen und sind ohne Polsterung. Die Betten sind niedrig und ohne Himmel. Die Tische sind klein und rund. Die Schränke sind hoch und schmal. Die Kommoden sind niedrig und breit. Die Spiegel sind klein und rund. Die Uhren sind klein und rund. Die Lampen sind klein und rund. Die Vasen sind klein und rund. Die Bilder sind klein und rund. Die Bücher sind klein und rund. Die Teppiche sind klein und rund. Die Vorhänge sind klein und rund. Die Polsterung ist klein und rund. Die Nägel sind klein und rund. Die Beschläge sind klein und rund. Die Leder sind klein und rund. Die Hölzer sind klein und rund. Die Farben sind klein und rund. Die Formen sind klein und rund. Die Linien sind klein und rund. Die Ornamente sind klein und rund. Die Muster sind klein und rund. Die Stoffe sind klein und rund. Die Fäden sind klein und rund. Die Knoten sind klein und rund. Die Webarten sind klein und rund. Die Farbstoffe sind klein und rund. Die Färbemittel sind klein und rund. Die Beizen sind klein und rund. Die Bleichmittel sind klein und rund. Die Waschmittel sind klein und rund. Die Reinigungsmittel sind klein und rund. Die Desinfektionsmittel sind klein und rund. Die Heilmittel sind klein und rund. Die Gifte sind klein und rund. Die Gegengifte sind klein und rund. Die Nahrungsmittel sind klein und rund. Die Getränke sind klein und rund. Die Genußmittel sind klein und rund. Die Tabakwaren sind klein und rund. Die Zigarren sind klein und rund. Die Zigaretten sind klein und rund. Die Pfeifen sind klein und rund. Die Tabakdosen sind klein und rund. Die Aschenbecher sind klein und rund. Die Streichhölzer sind klein und rund. Die Feuerzeuge sind klein und rund. Die Taschenmesser sind klein und rund. Die Scheren sind klein und rund. Die Nähnadeln sind klein und rund. Die Stecknadeln sind klein und rund. Die Fingerhüte sind klein und rund. Die Zwirnrollen sind klein und rund. Die Knöpfe sind klein und rund. Die Schnallen sind klein und rund. Die Bänder sind klein und rund. Die Litzen sind klein und rund. Die Tressen sind klein und rund. Die Borten sind klein und rund. Die Spitzen sind klein und rund. Die Stickereien sind klein und rund. Die Applikationen sind klein und rund. Die Perlen sind klein und rund. Die Pailletten sind klein und rund. Die Flitter sind klein und rund. Die Federn sind klein und rund. Die Blumen sind klein und rund. Die Früchte sind klein und rund. Die Blätter sind klein und rund. Die Ranken sind klein und rund. Die Arabesken sind klein und rund. Die Groteskornamente sind klein und rund. Die Rokokoornamente sind klein und rund. Die Empireornamente sind klein und rund. Die Biedermeierornamente sind klein und rund. Die Jugendstilornamente sind klein und rund. Die Sezessionsornamente sind klein und rund. Die Werkbundornamente sind klein und rund. Die Bauhausornamente sind klein und rund. Die Nachkriegsornamente sind klein und rund. Die Vorkriegsornamente sind klein und rund. Die Kriegsornamente sind klein und rund. Die Friedensornamente sind klein und rund. Die Völkerbundornamente sind klein und rund. Die Weltfriedensornamente sind klein und rund. Die Weltuntergangsornamente sind klein und rund. Die Weltanfangsornamente sind klein und rund. Die Urzeitornamente sind klein und rund. Die Steinzeitornamente sind klein und rund. Die Bronzezeitornamente sind klein und rund. Die Eisenzeitornamente sind klein und rund. Die Völkerwanderungsornamente sind klein und rund. Die Karolingerornamente sind klein und rund. Die Ottonenornamente sind klein und rund. Die Salierornamente sind klein und rund. Die Hohenstaufenornamente sind klein und rund. Die Gotikornamente sind klein und rund. Die Renaissanceornamente sind klein und rund. Die Barockornamente sind klein und rund. Die Rokokoornamente sind klein und rund. Die Klassizismusornamente sind klein und rund. Die Romantikornamente sind klein und rund. Die Historismusornamente sind klein und rund. Die Eklektizismusornamente sind klein und rund. Die Jugendstilornamente sind klein und rund. Die Sezessionsornamente sind klein und rund. Die Werkbundornamente sind klein und rund. Die Bauhausornamente sind klein und rund. Die Nachkriegsornamente sind klein und rund. Die Vorkriegsornamente sind klein und rund. Die Kriegsornamente sind klein und rund. Die Friedensornamente sind klein und rund. Die Völkerbundornamente sind klein und rund. Die Weltfriedensornamente sind klein und rund. Die Weltuntergangsornamente sind klein und rund. Die Weltanfangsornamente sind klein und rund. Die Urzeitornamente sind klein und rund. Die Steinzeitornamente sind klein und rund. Die Bronzezeitornamente sind klein und rund. Die Eisenzeitornamente sind klein und rund. Die Völkerwanderungsornamente sind klein und rund. Die Karolingerornamente sind klein und rund. Die Ottonenornamente sind klein und rund. Die Salierornamente sind klein und rund. Die Hohenstaufenornamente sind klein und rund. Die Gotikornamente sind klein und rund. Die Renaissanceornamente sind klein und rund. Die Barockornamente sind klein und rund. Die Rokokoornamente sind klein und rund. Die Klassizismusornamente sind klein und rund. Die Romantikornamente sind klein und rund. Die Historismusornamente sind klein und rund. Die Eklektizismusornamente sind klein und rund.

Abb. 1. Alhambra, Granada. Löwenhof.

ganz. Weiße Marmorplatten bedecken den Boden. In der Mitte wirft eine Fontaine ihren Waſſerſtrahl empor und ringsherum, wie zwiſchen den Alabaſterſäulen, welche den Bogengang tragen, ſtehen Palmen und wiegen ihre leichten Fächer.

weiß gehalten iſt. Boden und Säulen von blendendem Marmor, der weiße Stuck der Wände von ſolcher Zartheit, daß man ihn mit Silberfiligran oder mit Spitzengewebe vergleichen möchte. Die Bogen ſind ſo fein durchbrochen, die Säulchen und Details



Gemach der Sultana

Die innere Wand des Säulenganges, der Plafond und die Niſche, in welcher der Thron ſtand, ſind von Vergoldung und reichſter Farbenpracht überdeckt.

Von hier aus trippelten die kleinen Füße de las Doncellas in den Hof des Serail, welcher ebenfalls ein Meiſterwerk der Architektur iſt und zu dem vorigen einen anmuthigen Contraſt bildet, weil er ganz

ſo zart, daß man kaum begreift, wie ſie der Zeit zu trotzen vermochten.

An dieſen Hof ſtoßen zwei Räume, deren einer das Schlafgemach der Sultana war. Es iſt durch Doppelbogen getheilt, und hier ſieht man eine Erhöhung, auf welcher das üppige Lager ſtand, zu deſſen Ausſchmückung Phönizien, Tyrus und Indien ihre Stoffe herleihen mußten.

Digitized by Google

Man iſt hier verſucht, ſich in die Märchen von Tauſend und eine Nacht verſetzt zu fühlen, und noch mehr, wenn man von den großen Bogenfenſtern dieſes reizenden Gemaches aus zuerſt einen Blick auf die Gärten wirft.

Garten des Alcazar.

Ich wüßte keinen Eindruck von gleicher Poeſie als den Garten des Alcazar von Sevilla. Auch nicht die vielberühmten Gärten der Alhambra und des Generalife, oder unſere modernen Parks. Er iſt erfüllt von träumeriſchem Zauber, von wohlthuendem Weltvergeſſen; man verliert ſich wie in ein Gedicht von Milton oder Dante. So denken ſich wahrſcheinlich Dichter und Kinder die Gärten des Paradieſes. Es iſt ſchwer, ſie zu beſchreiben, da ſie gar keine Analogie mit unſern modernen Gärten bieten; zum Theil beſteht ihr Reiz wohl in einem Zuſammenwirken von Architektur und tropiſcher Vegetation. Ein bedeckter Säulengang, deſſen offne obere Galerie als Spaziergang für die Regenzeit diente, umſchließt das Ganze; er iſt gekrönt mit Belvederes, Thürmchen und vergoldeten Halbmonden, die Niſchen ſind mit Tuff bekleidet und mit Statuen geſchmückt.

Weiße Mauern oder vergoldete Gitter, mit der elegantesten Ornamentik geziert, ziehen sich, so weit man von der oberen Terrasse sieht, zwischen dem Laubwerk hin und theilen die Gärten in kleinere Räume, was ihnen den geheimnißvollen Reiz von Abgeschlossenheit und Unbelauschtheit gibt. Ueberall ragen aus dem üppigen Grün die weißen Thürmchen oder goldenen Halbmonde hervor, oder die Kuppel und die Spitzen eines zierlichen Pavillons. Einen derselben erbaute in einem Anfall galanter Laune Karl V. hier, aber er harmonirt durch seine schwerfällige Ausstattung so wenig zum Ganzen, als der düstere Herrscher mit diesen Gärten. Auch im Alcazar selbst verräth oft eine mißverstandene Aenderung oder Ornamentik ihren Ursprung durch das unvermeidliche plus ultra.

Die Gärten selbst legten die Orientalen derart an, daß die Beete einige Zoll vertieft waren gegen die mosaikgepflasterten Wege, was ihnen durch leichtere Zuführung von Feuchtigkeit wahrscheinlich möglich machte, hier alle Gewächse der Tropen in üppiger Pracht zu ziehen. Wie duftete es hier — im November — von Heliotrop, Vanille und Rosen, wie schwelgte das Auge im Grün der Palmen, Orangen und Magnolias! Und wie mag es sein, wenn die Frühlingssonne golden auf diesen Gärten liegt, wenn Hunderte von Wasserstrahlen zwischen dem Grün glitzern, wenn Orangen und Granaten mit Blüthen bedeckt sind und Alles im Entfalten knospt und duftet. Oft mag die schöne und unglückliche Geliebte König Pedro's, Marie de Padilla, hier unter rosenumrankten Statuen gewandelt sein; oft mag sie in dieser paradiesischen Einsamkeit vor dem grausamen Gebieter gezittert haben wie die reizende Sheherezade um ihren Kopf. Aber diese war glücklicher, denn, so viel man weiß, behielt sie ihn. Im Alcazar zeigt man das Zimmer, in welchem Maria wohnte, zeigt man die Bäder, welche ihr dienten, zeigt man die Stelle, an welcher Pedro sie ermordete.

Also war es Täuschung. Auch hier gab es Tyrannen, wilde Leidenschaften und alle Schmerzen der Erde. Aber wo — wo soll man von Glück träumen, wenn nicht in den Zaubergärten des Alcazar von Sevilla?

Literarisches.

Von Wilhelm Lübke's anerkannt trefflicher „Geschichte der Architektur" erscheint gegenwärtig bei Seemann in Leipzig die dritte stark vermehrte und verbesserte Auflage, mit ca. 600 Holzschnittillustrationen. Es ist in der That ein erfreuliches Zeichen für die Popularität der durch Kugler angebahnten, von Lübke so erfolgreich fortgesetzten Methode, daß solch ein Buch in kurzer Zeit dreimal aufgelegt werden konnte. Wir freuen uns aufrichtig darüber, denn die weitere Ausbreitung des Studiums der bildenden Künste ist von wichtigem Einfluß auf die ganze Bildung unserer Zeit.

Als sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte des deutschen Theaters ist das Werk „Iffland und Dalberg, Geschichte der classischen Theaterzeit Mannheims," von Dr. W. Koffka, (Leipzig, J. J. Weber), zu empfehlen. Mit hingebendem Fleiße gearbeitet, gibt es ein erfreuliches Licht in einer der wohlthuendsten Perioden deutschen Bühnenlebens.

„Mit dem Zopf" hat Karl Neumann-Strela eine Sammlung von culturhistorischen Erzählungen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts betitelt, deren Stoffe, dem Leben deutscher Künstler und Schriftsteller entnommen, mehr oder minder mit der classischen Literaturperiode in Weimar in Verbindung stehen. Am besten hat uns die letzte Geschichte „Was bringst Du mit?" gefallen, die voll wahrer Gemüthstiefe ist. Auch „Timoleon der Bürgerfreund," worin der Charakter der Neuberin geschildert ist, enthält manchen feinen Zug echter Menschenkenntniß.

Neues vom Büchertisch.

Baumeister, Dr. A., Culturbilder aus Griechenlands Religion und Kunst. Populäre Vorträge. Mit 7 Abbildgen. gr. 8. Mainz, Kunze. 1 Thlr. 12 Sgr.

Lübke, Professor Doctor Wilhelm, Geschichte der Architectur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. 3. stark vermehrte Auflage. Mit 583 Holzschnittillustrationen. 11. bis 18. Lieferung. gr. 8. Leipzig, Seemann. à ⅓ Thlr.

Vilmar, Professor Dr. A. F. C., Zur Literatur Johann Fischart's. Kleine Beiträge. 2. umgestaltete und stark vermehrte Auflage. Lexikon-8. Frankfurt a. M., Völcker. ½ Thlr.

Ueber die

Meßbarkeit photographiſcher Bilder.

Von

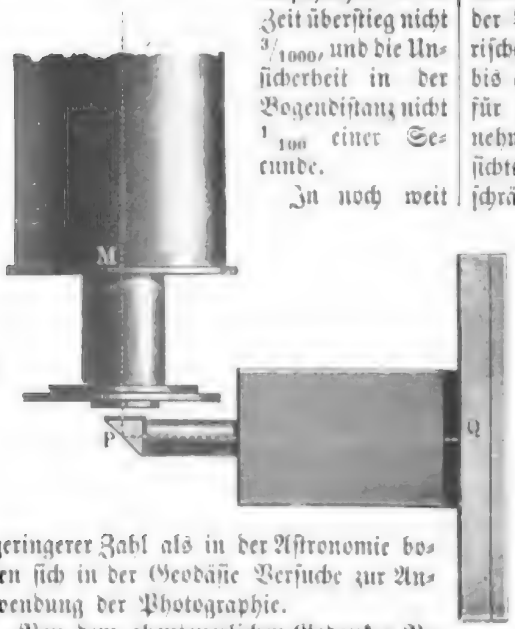
Amadeo Gentilli.

In den meiſten Fällen wiſſenſchaftlicher Anwendungen der Photographie begnügte man ſich mit Bildern, von denen man keine Maße abnehmen konnte; ſelbſt für aſtronomiſche Zwecke beſchränkte man ſich auf Anſichten, welche, wie z. B. die 1848 in Amerika vom Mond mit einem Refractor von 39 Centimeter Durchmeſſer und 7 Meter Länge aufgenommenen, ſehr ſchön, aber von keinem erheblichen Nutzen waren.

Erſt im Jahre 1858 gelang es Bond, auf dem Bilde einiger Doppelſterne deren Diſtanz mit einem eigenen Mikrometerapparate zu meſſen; alle übrigen Leiſtungen auf dieſem Gebiete beſtanden aber darin, mehr oder minder vergrößerte Portraits des Mondes und der Sonne zu liefern, welchen zwar nicht alles Verdienſt abgeſprochen werden darf, denn beſonders die von Delarue, Secchi und Aguilar in Spanien aufgenommenen Photographien der totalen Sonnenfinſterniß von 1860 werden der noch unerklärten roſenfarbenen Protuberanzen willen für die Wiſſenſchaft ſtets von Intereſſe bleiben; aber genaue und regelrechte Meſſungen laſſen ſich auf ſolchen an Deformationen leidenden Bildern nicht abnehmen. Der zweite Verſuch, meßbare Reſultate mit der Photographie zu erzielen, wurde durch den franzöſiſchen Aſtronom H. Faye veranlaßt. Derſelbe hatte nämlich ſchon ſeit 1848 als ein ſehr erreichenswerthes Ziel die Subſtitution der Photographie an die Stelle der menſchlichen Beobachtung bei den Durchgängen der Sonne durch den Meridian bezeichnet. Major Porro, der damals ein Atelier aſtronomiſcher und geodätiſcher Inſtrumente in Paris leitete, löſte das Problem auf folgende Weiſe: P Q (Fig. 1) iſt eine Camera Obſcura, deren Objectiv ein achromatiſches Lenti-Prisma bildet. M ſtellt das Rohr eines Meridian-Inſtrumentes vor, an welchem ein Fadenkreuz angebracht iſt. In Q, dem conjugirten Brennpunkte von M, befindet ſich die Platte, welche 10 verſchiedene Aufnahmen durch eben ſo viele Verſchiebungen geſtattet. Dieſe Bewegungen geſchehen durch ein Uhrwerk von Secunde zu Secunde, außerdem iſt ein Schieber in Bewegung, der von Hundertſtel zu Hundertſtel Secunde die Objectivöffnung verſchließt und den Zeitpunkt, wo dies geſchieht, durch einen elektriſchen Apparat anzeigt. Jedes der zehn Bilder trägt die Spuren der fünf Mikrometerfäden (Fig. 2) und läßt ſomit für beide Sonnenränder zehn Beobachtungen zu.

Alle 10 Bilder zuſammen entſprechen alſo 100 Beobachtungen in 10 Secunden gemacht, während auf dem gewöhnlichen Wege in 150 Secunden nur 10 Daten geſammelt werden, welche nebſtbei von dem perſönlichen Fehler behaftet ſind. Ein ähnlicher Apparat wurde von Porro bei der Sonnenfinſterniß vom 5. März 1858 angewendet, um den richtigen Augenblick zu beſtimmen, in welchem die Diſtanz der Centren der beiden Geſtirne ein Minimum war; die Meſſungen auf dem Bilde ſelbſt wurden mit einem im Sinne rechtwinkliger Coordinaten beweglichen Mikroſkope vorgenommen. Die Unſicherheit in der Zeit überſtieg nicht $^{3}/_{1000}$, und die Unſicherheit in der Bogendiſtanz nicht $^{1}/_{100}$ einer Secunde.

Figur 1.



In noch weit geringerer Zahl als in der Aſtronomie boten ſich in der Geodäſie Verſuche zur Anwendung der Photographie.

Von dem abenteuerlichen Gedanken Nadar's, der ſein Objectiv unter dem Nachen des Aëroſtaten aufhängen und ſo die Karte Frankreichs im Fluge binnen wenigen Tagen aufnehmen wollte, war es noch ſehr weit zu einer wiſſenſchaftlichen Löſung der Frage. Ein Civil-Ingenieur Namens Chevalier behandelte zwar das Problem rationell mathematiſch, ohne daß jedoch ſeine Beſtrebungen gelungen wären. Der Oberſt Laupedat war der Erſte, deſſen Arbeiten auf dieſem Felde zu praktiſchen Reſultaten führten. Schon lange hatte er daran gedacht, die perſpectiviſchen, mittelſt der ſogenannten Camera lucida verfertigten Handzeichnungen zu militäriſch-topographiſchen Zwecken zu verwenden, und erfand, veröffentlichte und benutzte auch praktiſch ein eigenes Inſtrument, welches aus einem Meßtiſch beſteht, auf dem man mittelſt der Camera lucida, ſtatt mit dem Diopterlineale operirt. Laupedat hatte durch graphiſche Conſtructionen das entgegengeſetzte Problem der Perſpective gelöſt, und ermittelte aus zwei oder mehreren Camera-lucida-Aufnahmen der nämlichen Gegend ihren Grund- und Aufriß; letzteren durch Schichtenpläne. Gegen das Jahr 1857 dachte er daran, die photographiſche Perſpective zu benutzen, und machte ſeine erſten Verſuche in der Umgebung von Lille, indem er einige Feſtungsfronten aufnahm.

Aber die gewöhnlichen Objectivgläſer, deren er ſich bediente, geben Deformationen der Bilder, die, wenn ſie auch bei militäriſchen Aufnahmen in kleinem Maßſtabe bis auf ein weites Geſichtsfeld zuläſſig ſind, für genaue Aufnahmen nur inſofern annehmbar wären, als man ſich auf ein Geſichtsfeld von wenigen Winkelgraden beſchränken müßte, was zur Umfaſſung des ganzen Horizonts eine Unzahl von Negativen in jeder einzelnen Station erfordern würde. Erſt kürzlich hat Laupedat der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris eine militäriſch-topographiſche Aufnahme der Umgebungen von Grenoble in einer Ausdehnung von 20 Quadrat-Kilometern in $^{1}/_{5000}$ natürlicher Größe mit eingezeichneten Schichtenlinien von 10 zu 10 Meter vorgelegt. Dieſe Arbeit beſtand aus 29 Negativen, jedes zu 60 Grad Geſichtsfeld, von 18 verſchiedenen Stationen in 60 Stunden aufgenommen. Die Arbeit im Cabinete nahm 2 Monate in Anſpruch. 600 Höhen-Coten dienten zur Ermittelung der Niveau-Curven. Die mittlere Entfernung der Punkte von den Stationen, aus welchen ſie beſtimmt wurden, betrug 1500 Meter. Dieſe Zahlen genügen vielleicht, um den Nutzen der Methode für militäriſche Zwecke zu veranſchaulichen; ſie zeigen aber auch zugleich das Ungenügende derſelben, wenn ſolche Aufnahmen Straßenprojecten zur Baſis dienen ſollen. Die Tragbarkeit der Apparate und Geräthe ließ gleichfalls viel zu wünſchen übrig, und daß endlich die Reductionsmethode eine ſehr zeitraubende ſein mußte, erhellt aus dem Umſtande,

Digitized by Google

daß die Beſtimmung von 600 Punkten 2 Monate in Anſpruch nahm; was wäre es, wenn es 10,000, ja 20,000 Punkte zu berechnen gäbe? Im Jahre 1858 unternahm der Major Porro die Löſung des Problems und griff es ſogleich von der optiſchen Seite an, wie er überhaupt bei allen ſeinen geodätiſchen Arbeiten ſtets zu thun pflegte. Nach langem Studium, bei dem als Nebenproduct das heute unter dem Namen „Triplet“ bekannte photographiſche Objectiv abfiel, gelang es ihm, eine Linſe zu conſtruiren, deren Flächen concentriſch ſind und die zur Focalfläche eine mit der Linſe gleichfalls concentriſche Kugelfläche hat. Die Bilder werden daher auf einem der Linſe concentriſchen Kugelſegmente aus Glas aufgenommen, das übrigens weder dem Ueberziehen mit Collodion, noch dem Senſibiliſiren irgend welche Hinderniſſe entgegenſetzt.

Die hauptſächlichſte Schwierigkeit bei der Conſtruction der Linſe war die, daß die Anwendung von Flint und Crownglas für das Crownglas im Vergleich zur geringen Brennweite einen ſo großen Durchmeſſer erfordert hätte, daß ſchwerlich ein Kryſtall von ſolcher Dicke rein und um mäßigen Preis zu bekommen geweſen wäre.

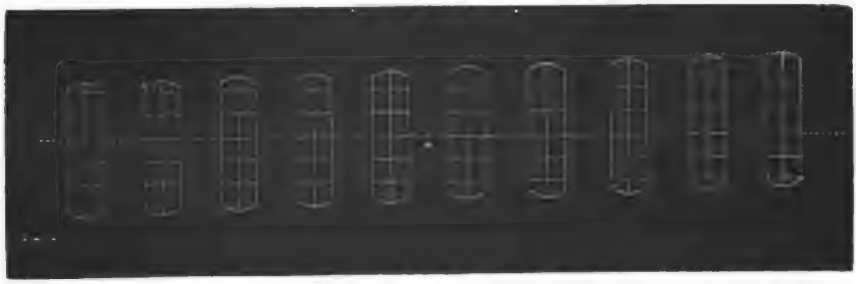
Major Porro erſetzte daher das Crownglas durch eine Flüſſigkeit, deren Zuſammenſetzung von den optiſchen Conſtanten des Flint abhängt, mit dem ſie ſich verbindet. Schon die Doctoren Blair und Barlow hatten Objective mit Flüſſigkeiten erzeugt, nur erſetzten dieſelben das Flint und nicht das Crownglas; auch erreichten ihre Linſen keine Verbreitung, weil ſich der Schwefelkohlenſtoff, den ſie in Ermangelung des theueren Caſſia-Oels anwandten, zu leicht verflüchtigt und durch das Licht alterirt.

Die Objective Porro's hingegen liefern ſehr feine und genaue Bilder bis zu einem Felde von 150 Grad. In der Praxis ſoll man jedoch nicht $^1/_4$ des Horizonts per Aufnahme überſteigen, um ein Uebergreifen der Bilder zu erzielen, und im verticalen Sinne beſchränke man ſich auf eine Zone von 33 bis 147 Grad Zenithdiſtanz.

Das Inſtrument zur Aufnahme (Fig. 3) iſt mit Stellſchraube, Doſenlibelle, Bouſſole und Horizontalkreis verſehen.

Die Gläſer (am beſten mit trockenem Collodion mit oder ohne Eiweiß präparirt) werden in einer Caſſette mitgenommen und auf dem Terrain zur Vermeidung des Lichtzutrittes mittelſt eines Kautſchuckärmels herausgenommen und eingefügt. Der Photograph entwickelt und fixirt die Bilder zu Hauſe und übergibt ſie dann dem Ingenieur, der darauf ſeine Meſſungen vornimmt.

Figur 2.



Allein, wie man ſich vorſtellen kann, laſſen ſich auf einem ſo zarten mikroſkopiſchen Bilde, das ſich überdies auf eine Kugelfläche projecirt befindet, weder mit dem Maßſtabe noch mit dem Zirkel Meſſungen vornehmen. Ein kleiner Theodolit (Fig. 4) empfängt in einem hierzu beſtimmten Rahmen, eins nach dem andern, die zu meſſenden ſphäriſchen Gläſer, deren Mittelpunkt in den Kreuzungspunkt der zwei Drehungsachſen des Inſtrumentes fällt, und das kleine Fernrohr von kurzer Brennweite erlaubt, auf dem photographiſchen Bilde genau wie auf dem Terrain zu beobachten.

Punkte, deren Identität ſich auf zwei aus verſchiedenen Stationen aufgenommenen Anſichten derſelben Partie leicht erkennen läßt, wie Gebäudetheile, markirte oder einzeln ſtehende Bäume, Weg- und Flußkrümmungen, Eckpunkte von Mauern, von Culturgrenzen, von Terrainkanten, werden durch Vorwärtseinſchneiden (recoupement) aufgenommen. Die vorausgegangene Meſſung der Standlinie (hier die

Entfernung der zwei aufeinanderfolgenden Stationen der Camera) gibt die Baſis, die Ableſungen auf dem Horizontalkreiſe geben die der Baſis anliegenden Winkel, und mittelſt der Höhenwinkel kann man das Dreieck im Raume, mithin die Niveaudifferenz zwiſchen dem fraglichen Punkte und dem Mittelpunkte der Linſe des photographiſchen Apparates conſtruiren. Man

Jedoch nicht immer werden die leicht zu identificirenden Punkte in einer zur altimetriſchen Aufnahme genügenden Zahl vorhanden ſein, und wenn man auch einige der wichtigſten Stellen durch Stäbe bezeichnen kann,*) ſo würde dies bei nackten und ſtark markirten Terrainformen eine Zeit erfordern, die mit dem hauptſächlichſten Vortheil dieſe Methode, der größten Schnellig-

Figur 3.

wird ſich leicht überzeugen, daß es zur richtigen Orientirung nur darauf ankommt, das Bild ſo einzufügen, daß der Mittelpunkt der Kugel in den Kreuzungspunkt der Drehungsachſen des kleinen Theodoliten zu fallen kommt, wovon man ſich durch einen kleinen optiſchen Kunſtgriff vergewiſſert. Schickt man alſo der photographiſchen Aufnahme eine Erhebung ſämmtlicher Standlinien ſowohl ihrer Länge als auch ihrer Lage und der abſoluten Höhe ihrer Scheitel nach voraus, ſo hat man damit alle auf dem Terrain auszuführenden Meſſungen auch ſchon beendet.

keit, nicht mehr im Einklange ſtände. Profeſſor Porro hat aber auch hierfür ein Auskunftsmittel in ſeiner ſogenannten coniſchen Methode gefunden; ſie wurde durch nachſtehenden Fall veranlaßt, wo ſich das Bedürfniß, nicht zu identificirende Punkte aufzunehmen, ſehr lebhaft fühlen ließ, und verdient ſchon ihrer allgemeinen Anwendbarkeit wegen gekannt zu werden. Herr

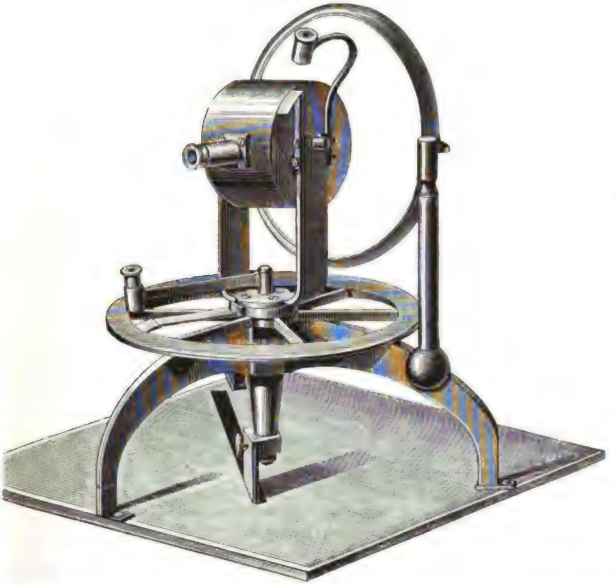
*) Die ökonomiſchſte Weiſe, Terrainformen zu charakteriſiren, beſteht darin, ſie in die geringſtmögliche Anzahl von ebenen Dreiecken dem Auge nach zu zerlegen, ein Vorgang, der auch beim Gebrauche gewöhnlicher Inſtrumente ſehr zu empfehlen iſt.

Digitized by Google

d'Abadie, einer der Erſten, der Abyſſinien topographiſch durchforſchte, hatte nämlich bei der ſchweren Zugänglichkeit gewiſſer Gebirgskämme und bei dem gegen Fremde äußerſt mißtrauiſchen und feindlichen Charakter der Eingeborenen mit unſäglichen Schwierigkeiten, beſonders bei Aufrechterhaltung ſeiner Signale, zu kämpfen, und nur durch zahlloſe Recoupements gelang es ihm, die Identität wichtiger Punkte nicht mit Gewißheit, aber mit einer gewiſſen Wahrſcheinlichkeit herzuſtellen.

Die coniſche Methode beſteht nun in Folgendem: Man wähle irgend eine continuirliche krumme Linie des Terrains, als Fußſteige, Wäſſer, aus- und einſpringende Kanten u. ſ. w. zur Leitlinie einer Kegelfläche, deren Spitze der Inſtrumentmittelpunkt iſt und deſſen Erzeugungslinien die Sehſtrahlen bilden; man zerlege die ſpecielle perſpectiviſche Anſicht der Leitlinie, die man in dieſer Station genießt, dem Auge nach in gradlinige Partien und ſende nach den ſo erhaltenen Trennungspunkten Viſuren. Aus einer anderen Station geſehen, wird dieſelbe Contour eine andere perſpectiviſche Anſicht bieten, und eine abermalige Zerlegung in gradlinige Partien wird neue mit den vorigen durchaus nicht identiſche Theilungspunkte liefern; allein der zweite Kegel hat mit dem erſteren die Leitlinie gemein, ſo daß man dieſelbe als die Durchdringungslinie beider Kegelflächen betrachten kann.

Figur 4.



Die nähere mathematiſche Berechnung *) dürfte die Grenzen dieſer Zeitſchrift überſteigen.

Wir beſchränken uns daher hier auf dieſe kurzen Andeutungen, und zwar um ſo mehr, als ſich die große Entwicklung, zu welcher die Anwendung der Photographie auf die meſſenden Wiſſenſchaften ohne Zweifel berufen iſt, einſtweilen nur ſkiziren läßt.

*) Siehe: „Ein Fortſchritt der Geodäſie" von A. Gentilli, bei Gerold in Wien, 1865.

Neueſtes aus der Ferne.

Neuer Weg für einen Canal durch den Iſthmus von Panama.

L. Oliphant, Schriftführer der Londoner geographiſchen Geſellſchaft, macht auf den Fluß Bayanos, auch Rio Chepo genannt, der ſich ungefähr 30 engliſche Meilen weſtlich von Panama in den ſtillen Ocean ergießt, als den geeignetſten Ausgangspunkt für den ſo viel beſprochenen Canal aufmerkſam. An dieſem Punkte nähern ſich die beiden großen Meere am meiſten; denn zwiſchen der Mündung des genannten Fluſſes und dem Golf von San Blas iſt die Landenge nur ungefähr 15 engliſche Meilen breit. Dieſe Gegend iſt noch von keinem Weißen betreten worden. Wheelwright wurde 1837 durch die Indianer daran verhindert und Evan Hopkens war einige Jahre ſpäter nicht glücklicher. Nach Oliphant ſollen die Indianer von Darien, indem ſie den Rio Chepo aufwärts ſchiffen, nach dem Uebergange über die Cordilleren in den Mandinga, der ſich in den Golf von San-Blas ergießt, gelangen. Gerſtenberg findet aber dieſe Route für den Canal gar nicht geeignet, da zu beiden Seiten keine guten Häfen vorhanden ſind. Ueberhaupt iſt dies Project eines Canales aus dem Atlantiſchen in den Stillen Ocean, wodurch der lange und gefährliche Umweg um das Cap Horn vermieden wird, ſeit der Vollendung der Panamaeiſenbahn, die zu den Wunderwerken der Neuzeit zählt, ſehr in den Hintergrund getreten. Sicher aber wird hiervon wieder mehr die Rede ſein, ſobald nur erſt der Suezcanal für die Schifffahrt geöffnet ſein wird. Dann wird es nicht an unternehmenden Männern fehlen, die es ſich zur Aufgabe machen werden, die Hinderniſſe, welche die Natur hier aufgehäuft hat, um den Verkehr der Menſchen zu ſtören, aus dem Wege zu räumen.

Die blauen Seen in Nordamerika.

Obgleich Amerika bereits vor länger als 350 Jahren entdeckt worden iſt, ſo exiſtiren auf dem ausgedehnten Continente doch noch viele Gegenden, die noch von keinem Weißen betreten worden ſind. Wie ſehr auch die Wälder, Ebenen, Flüſſe und Seen von den Reiſenden bewundert worden ſind, ſo werden von Zeit zu Zeit doch immer wieder neue Gegenden entdeckt, die den Enthuſiasmus noch mehr ſteigern. So ſind jüngſt wieder, 7 engliſche Meilen von Lakeport entfernt, auf dem Wege, der von dieſer Stadt nach Ukiah City führt, die blauen Seen entdeckt worden, von denen es heißt, daß ihre Lage die ſchönſte und maleriſchſte der Welt iſt. Ringsum erheben ſich hohe Berge, deren ſteile Abfälle ſich in dem hellen Waſſer ſpiegeln. Das Waſſer iſt ſchön himmelblau gefärbt, daher der Name dieſer Seen. Das Waſſer iſt ſo durchſichtig, daß man die Gegenſtände in einer Tiefe von 20 bis 30 Fuß deutlich ſehen kann. Dieſer Seen ſind zwei, beinahe von gleicher Größe; eine engliſche Meile lang und eine halbe Meile breit. Vergebens hat man bis jetzt verſucht, die Tiefe derſelben zu ergründen. Man findet hier ausgezeichnete Fiſche — Forellen, Lachsforellen, Barſche

und Hechte. — Sicher wird bald irgend ein ſpeculativer Kopf hier einen Gaſthof errichten und dann wird es an Touriſten nicht fehlen.

Karte vom Montblanc.

Vor hundert Jahren war das Thal von Chamouny nur durch die Priorei bekannt, welche die Benedictiner hier gegen das Ende des 11. Jahrhunderts errichtet hatten. 1786 öffnete Dr. Jaccard den Weg zum Montblanc und 1787 beſtieg Sauſſure den Gipfel dieſes Bergrieſen. Seit ungefähr 30 Jahren hat ſich die Zahl der Beſteiger beträchtlich vermehrt und trotz der Gefahren, die damit verknüpft ſind, hören wir in jedem Sommer von einigen kühnen Reiſenden, welche ihren Fuß auf das Haupt dieſes Rieſen geſetzt haben. Bis zur Stunde aber fehlt, zum großen Bedauern der Gelehrten und Touriſten, eine detaillirte Karte vom Montblanc. Bekanntlich iſt der Montblanc jüngſt in den Beſitz Frankreichs übergegangen als Lohn für die Hilfe, welche Napoleon Italien geleiſtet hat, wenn ſchon das verheißende Wort: „Frei bis zur Adria," nicht in Erfüllung gegangen iſt. Da die Officiere des Generalſtabes grade mit einer Karte von Frankreich beſchäftigt ſind, ſo ertheilte der Kriegsminiſter, Marſchall Randon, Befehl, dem beregten Uebelſtande ein Ende zu machen. Die in 5 Farben colorirte Karte, im Maßſtabe von 1 : 40,000, iſt bereits bei Dumaine in Paris erſchienen; ſie koſtet 5 Franken und umfaßt 30 bis 35 Quadratlieues. Sie reicht im Weſten bis zum Thal von Saint-Gervais, im Oſten bis über die ſchweizeriſche Grenze hinaus, im Norden bis zu den Aiguilles de Floria und im Süden bis Courmajeur. Mit einem Blick überſchaut man den ganzen Bergkoloß mit ſeinen aufragenden Spitzen, ſeinen unzugänglichen Graten, ſeinen granitiſchen Strebemauern, ſeinen Gletſchern und tiefen Thälern im Norden, Süden und Weſten. Der Verfertiger der Karte, Mieulet, Capitän im Generalſtabe, hat zu dieſem Zwecke den Montblanc zwei Jahre lang auf das Eifrigſte ſtudirt und dabei viele Punkte beſucht, die bis jetzt noch unerforſcht waren. Dadurch iſt ſeine Karte ein hervorragendes Werk der Wiſſenſchaft und Kunſt geworden und zugleich ein ſicherer und koſtbarer Führer für alle Reiſende, welche dieſes erhabenſte Wunder der Alpenwelt alljährlich herbeizieht.

Die Biſcharis.

Die übermüthigen und ſo gefürchteten Biſcharis, dieſe unabhängigen Söhne der Wüſte, welche am Geſtade des Rothen Meeres in der Gegend des Berges Elba auf einer Strecke von ungefähr 10 deutſchen Meilen wohnen, ſind nach Dr. Schweinfurth, der jüngſt dieſe wegen der unausſtehlichen Betteleien und Erpreſſungen der Bewohner ſorgſam gemiedene Gegend beſuchte, ſämmtlich Dolichocephalen, wie ihre Stammverwandten, die Ababde, und durch hoch aufgethürmte ſeitlich zuſammengedrückte Schädel ausgezeichnet. Im allgemeinen Ausdruck ihrer Züge findet ſich weit mehr Analoges mit denen des Europäers als bei Arabern und Felachen. Da gab es Titusköpfe, Schillernaſen und Habsburger Stirnen, denn in der That zeigt ihre Geſichtsbildung große Mannigfaltigkeit. Die auffallend kleinen Lippen umgrenzen den engzugekniffenen, faſt amerikaniſchen Mund, in welchem, ſo wie in dem langen Halſe, gleichſam die Dürre ihres Wüſtenlebens ſich ausprägt. Die Augen, groß und offen, ſind von wechſelndem Ausdruck. Auffallend erſcheint ferner die äußerſt üppig ausgeprägte Musculatur, namentlich der Beine, wodurch ſie ſich wiederum von den Berberinern mit ihren affenartigen Extremitäten ſtark unterſcheiden. Jede ihrer Stellungen iſt graziös und voller Anmuth und Würde, der Gang faſt keck zu nennen. Die Nüancirung der Hautfarbe bietet vom hellſten Kupferroth bis zum tiefſten Braunſchwarz alle möglichen Uebergänge. Ob dies die Folge von Vermiſchung mit andern Stämmen ſei, wagt Dr. Schweinfurth nicht zu entſcheiden. Was beim Anblick eines Biſchari meiſtens mit Bewunderung erfüllt, iſt die üppige Entwicklung des Haupthaares, welches nach Alter und Geſchlecht verſchiedenartig getragen wird, aber auch den erwachſenen Männern die gewünſchte Gelegenheit darbietet, durch Variirung des Geſchmacks ihre ſonſt durch keinen Zierrath ſich verrathende Eitelkeit zur Schau zu tragen. Bei vielen Kindern zeigt ſich noch völlig ſchlichtes, ſehr zartes Haar, oft von brauner Färbung; ob nun das lange Pudelhaar, wie es auf den Häuptern der Erwachſenen zu hohen Horſten aufgeputzt

erscheint, nur in Folge künstlicher Behandlung so stark gekräuselt wird, müssen eingehende Beobachtungen darthun. Der Schnurrbart ist bei allen Männern geschoren, der Backenbart dagegen nur bis an die Backenränder, so daß die Bischaris hierdurch mit ihren langen Gesichtern nicht selten lebhaft an die Köpfe auf altdeutschen Bildern erinnern. Lanze und Schwert tragen und auf Dromedaren reiten ist jedes Familienvaters Gewohnheit. Die Kleidung besteht bei Hoch und Niedrig außer dem Lendentuch in einem von der Zeit mit dem Grau der umgebenden Natur in Einklang gebrachten Umschlagetuch von grobem, meist weißem Baumwollenstoff. Doch weiß man diese Toga allgemein mit eigenthümlicher Würde zu tragen. Jeder Bischari trägt an der Linken ein gebogenes Messer. Die Handhabung desselben ist um so geschickter, da es als Universal-Instrument zu den verschiedensten Zwecken verwendet wird. Der Stamm betrachtet sich als vollkommen unabhängig. Da sie die hohen Summen kennen, welche die Nachbarstämme als Tribut an die Pforte oder Aegypten zu entrichten haben, so betrachtet man jeden Fremden, der das Land betritt, mit dem größten Argwohn, weil man glaubt, daß er ausspioniren wolle und dann in Kurzem militärische Besetzung und Tributbarmachung folgen könnte. Doch läuft der eindringende Fremdling nicht Gefahr, sofort todtgeschlagen zu werden, denn dazu mangelt es den übrigens nichts weniger als feigen Bischaris doch an reeller Macht, zumal die Feuergewehre im Lande höchst selten sind. Dr. Schweinfurth fühlte sich an dieser verrufenen Küste mit seinen sechs Getreuen und den wenigen Büchsen und Revolvern so sicher, wie in der Gesellschaft europäischer Gensdarmen. Indessen erreichte er seinen Zweck, das Gebirge zu besuchen, doch nicht. Das einzige technische Erzeugniß des Landes, falls man dazu nicht das von Jedem getragene kleine Stäbchen zum Entfernen der Acaciendornen beim Niedersitzen, den gabelförmigen Stab zum Errichten der winzigen Mattenzelte, die Knebel der Kamelsättel, einiges Tauwerk, aus dem festen Baste des Shammoos geflochten, und andere unbedeutende Dinge rechnet, ist ein eigenthümliches Pfeifchen aus einem weichen talkartigen Gestein. So wenig ist die Industrie hier entwickelt, daß es durchaus an Fanggeräthschaften fehlt, obgleich der Fischfang an der Küste sehr einträglich sein würde.

Der neue Staat Nevada.

der sechsunddreißigste der nordamerikanischen Union scheint berufen zu sein, eine große Rolle zu spielen. Er erstreckt sich vom 37. bis 42. Grad nördlicher Breite und vom 48. bis 43. Grad westlicher Länge von Greenwich. Im Norden wird er begrenzt durch Oregon, im Osten durch Utah, im Süden durch das Territorium Arizona und im Westen und Südwesten durch Californien. Dieser Staat bildet ein fast regelmäßiges Viereck, dessen Seiten eine Länge von circa 300 englischen Meilen haben. Seine Oberfläche umfaßt 81,000 englische Quadratmeilen (3772 geographische Quadratmeilen); Nevada ist also einer der größten Staaten der Union. Er wird gebildet durch eine 4—5000 Fuß über dem Meere gelegene Hochebene, und auf dieser erheben sich noch 2—3000 Fuß hohe Berge. Ueberall findet man Spuren einer früheren vulcanischen Thätigkeit, besonders heiße Quellen und große Anhäufungen von Salzen. An Holz ist diese Gegend arm, dafür aber liefert der Boden unermeßliche Reichthümer an Metallen. In den Thälern findet man reichliche Wasserläufe und ausgedehntes Grasland, das leicht urbar gemacht werden kann und eine reiche Fruchtbarkeit verspricht. Das culturfähige Land schätzt man auf 3 Mill. Hectaren. Früher bildete Nevada einen Theil von Utah; seine ersten Colonisten waren Mormonen. Sie machten die Ebene von Carson und Washoe urbar und gründeten hier die ersten beiden Städte, von denen die eine, Carson-City, noch heute die Hauptstadt des Staates ist. Als die Entdeckung des Goldes zahlreiche Abenteurer in's Land lockte und die Mormonen mit diesen in Conflicte geriethen, rief Brigham-Young 1857 seine Jünger, um die Versuchung von ihnen fern zu halten, nach Utah zurück. Die Minen produciren jährlich an 15 Mill. Dollars. Die Einwanderer strömen von allen Seiten herbei und machen das Land urbar. Die Landwirthschaft und Industrie haben hier schon so festen Fuß gefaßt, daß bereits eine Ausstellung der Erzeugnisse stattgefunden hat.

Der Bund des britiſchen Nordamerika.

In dem canadiſchen Parlament, das am 8. Auguſt eröffnet wurde, iſt die Hoffnung vorherrſchend, daß die Erfolge der nach England abgegangenen Deputation, welche für die „britiſch-nordamerikaniſche Conföderation“ wirken ſoll, das Zuſtandekommen des Planes erleichtern werden. Indeſſen haben Neu-Braunſchweig, Neu-Schottland, die Prinz-Eduards-Inſel und Neufundland ihren Widerſtand gegen den Plan keineswegs aufgegeben. Dieſe Provinzen erklären, daß Canada dabei bloß ſeinen Vortheil im Auge hat. Es ſind dort politiſche Schwierigkeiten entſtanden, welche die Thätigkeit der Legislatur gehemmt haben und aus denen man durch die Verwirklichung des Unionsprojects herauskommen werde. Canada glaubt ferner von einem Angriff der Union bedroht zu ſein und ſtrebt, nachdem die Nordamerikaner den Gegenſeitigkeitsvertrag gekündigt haben, nach einem Zugang zur atlantiſchen Küſte, der auf engliſchem Gebiet liegt. Die Mittel zu ſeiner wirkſamen Vertheidigung und beſonders zu der beabſichtigten Anlage einer Linie von Feſtungswerken ſollen die übrigen Provinzen ihm ſchaffen helfen. Neu-Schottland und Neubraunſchweig werden durch die Entſtehung eines Hafens auf britiſchem Gebiet (bisher wurden Portland in Maine, Boſton und andere nordamerikaniſche Seeplätze benutzt) Vortheile erlangen, aber ſie weiſen den Gedanken der Conföderation wegen der großen Koſten zurück, welche die Erhaltung einer gemeinſchaftlichen Regierung, die Beſoldung einer eigenen hinreichenden Land-Seemacht und muthmaßlich auch die Errichtung vieler öffentlichen Gebäude, von denen bloß Canada Nutzen hätte, verurſachen würden. Die Provinzen befürchten aber von der canadiſchen Selbſtſucht noch Weiteres. In dieſer wichtigſten der nordamerikaniſchen Provinzen, die ſich zur herrſchenden machen will, ſind ſchon Stimmen laut geworden, welche den Vorſchlag machen, die neu entſtehenden Ausgaben durch Zölle zu decken, und nicht verhehlen, daß ſie darunter ſolche verſtehen, welche zugleich Schutzzölle für die canadiſche Induſtrie ſein ſollen. Eine neue Erklärung gegen die Conföderation iſt von der Handelskammer der Colonie Neufundland veröffentlicht worden. Das Document iſt unmittelbar vor den Wahlen erſchienen, und ſoll die Einwohner abhalten, Unioniſten in die Legislatur zu ſchicken. Die Handelskammer weiſt darin nach, welche Nachtheile hohe Zölle für ihre Inſel haben würden, die außer dem Ertrage ihrer Fiſcherei keine erheblichen Erzeugniſſe des Bodens und der Induſtrie beſitze und faſt alle ihre Bedürfniſſe einführen müſſe. Jetzt könne man ſich den beſten und wohlfeilſten Markt ausſuchen, künftig werde man in den conföderirten Provinzen zu höheren Preiſen und in geringerer Qualität kaufen müſſen, ohne daß man dafür einen ausgedehnteren Markt für den Ertrag der Fiſcherei oder die Ausſicht auf Entwicklung neuer Hilfsquellen oder Erweiterung der vorhandenen erhielte. Die Handelskammer bezeichnet noch ein anderes Hinderniß der Conföderation mit folgenden Worten: „Neufundland und ſo auch Neubraunſchweig, Neuſchottland und die Prinz-Eduards-Inſel ſind nicht bloß frei von Staatsſchulden, ſondern die Einnahmen überſteigen auch die Ausgaben. Nur auf Canada laſtet eine Schuld, ein Deficit, und ſo ſehen die übrigen Colonien mit Mißtrauen auf die Motive, welche Canada beſtimmen, die Provinzen um ſich zu vereinigen, um ſelbſtverſtändlich die Führerſchaft zu übernehmen. Die Küſtenländer fürchten, daß die finanziellen Zuſtände Canada's ſich auf ſie verbreiten werden.“ Drohend lautet der Schluß des Documents: „In den Colonien der öſtlichen Küſte ſcheint durchaus nicht jener Yankee-Haß zu herrſchen, welchen man in manchen Theilen Canada's wahrnimmt; und wenn die Anlehnung an eine ſtärkere Macht zu einer Nothwendigkeit würde, ſo könnte ſie möglicher Weiſe nicht die Richtung nach Weſten, ſondern nach Süden nehmen. Die Einführung eines hohen Importtarifs in den britiſchen Provinzen würde zudem den Nachtheil aufheben oder vielmehr neutraliſiren, welcher jetzt freilich mit dem Eintritt der Küſten-Colonien in die große Union verbunden wäre.“

Eine Reiſe durch Arabien.

Der Engländer William Gifford Palgrave hat glücklich eine Reiſe durch das centrale und öſtliche Arabien ausgeführt, deren Ergebniſſe eine Lücke unſerer Karten ausfüllen. Er gab ſich offen als Chriſt zu erkennen und reiſte als Arzt, während

sein Reisegefährte, ein Syrier, durch kaufmännische Geschäfte in's Land geführt zu werden vorgab. Die erste unbekannte Gegend, die er betrat, war die syrische Wüste, ein Gebiet von 45 deutschen Meilen Länge, das durch massenhaft umherliegende Basaltstücke und Feuersteine ganz schwarz erscheint und nur hier und da, in unregelmäßigen Entfernungen, Brunnen besitzt. Zu Anfang der Reise war noch die blaue Kette des Sherhan-Gebirges sichtbar, doch bald sank sie zum Horizont herab und von nun an war nichts zu sehen als eine ungeheure, in todtem Schweigen daliegende Ebene. Die Beduinen dieser Wüste stehen tief unter den reineren Stämmen des centralen und östlichen Arabiens. Sie ernähren sich als Kameltreiber, haben keine Gesetze, Religion oder Bildung, keine Idee von sittlichen Pflichten, Treue, Schönheit, Liebe oder Anstand, sind stets in Gefahr und haben ununterbrochen Entbehrungen zu ertragen. In dieser Wüste liegt eine bisher unbekannte Provinz, das Djowf (nach englischer Schreibart), die auf der einen Seite von Medien, auf der andern Seite von Zulphal, dem großen Handelsthor des östlichen Redsch, begrenzt wird. Bewohnt von einem tüchtigen Menschenschlage, hat diese Provinz einen eigenen König, der in der volkreichen und blühenden Stadt Hayel residirt. Man gelangt nach Hayel durch die Nefud oder Töchter der Wüste, Sandpässe, die ihre nackten rothen Arme weit ausstrecken, als wollten sie den Reisenden zurückwinken. Palgrave verfolgt in seinem Werke (Narrative of a Year's Journey through Central and Eastern Arabia) die Geschichte der Tai's, welche das Djowf bewohnen, bis zum fünften Jahrhundert rückwärts. Der jetzige König Telal ist das Ideal eines orientalischen Monarchen, leutselig gegen das gemeine Volk, verschlossen und stolz gegen die Aristokratie, im Kriege tapfer und schlau, im Frieden ein Freund des Handels und stets mit Bauten beschäftigt, freigebig bis zur Verschwendung und doch unablässig darauf bedacht, das Staatseinkommen zu erhalten und zu vermehren, in der Religion weder zelotisch noch gleichgiltig, verschwiegen und unfähig, ein gegebenes Wort zu brechen oder eine übernommene Verpflichtung nicht zu erfüllen. Telal nahm die Reisenden freundlich auf, ließ sie aber nichtsdestoweniger streng bewachen. Von Hayel ging Palgrave über Bereydah nach Riad. Der Weg führt immer durch Ebenen, über die zuweilen in weiter Ferne ein blauer Gipfel aufragt, und in denen nicht ein einziger Fluß strömt. Hie und da sind Quellen, deren Name, „Diamant der Wüste" und dergleichen, den Werth andeutet, den man ihnen beilegt. Um die Quellen ziehen sich Weiden, auf die häufig Schluchten folgen, in denen der Sand wie in einem Bette niederrieselt. Riad ist die Hauptstadt des Redsch, „das Herz des Herzens." Die Stadt wimmelt von Kriegern und ihr Hauptgebäude ist der Palast des Königs Abdallah, des zeitigen Oberhauptes der Wechabiten-Dynastie. Intriguen aller Art spielen an diesem Hofe unausgesetzt, und der Haß, mit dem sich die verschiedenen Religionssecten verfolgen, erzeugt nicht bloß die bittersten Feindschaften, sondern auch Verbrechen. Der jetzige Herrscher Feysul hat einen Sohn Abdallah, der von dem Reisenden Strychnin forderte, um seinen Halbbruder zu vergiften. Als Palgrave das Gift verweigerte, war sein Leben so in Gefahr, daß er sich bloß durch heimliche Flucht retten konnte. Die Wüste, die er nun bereisen mußte, ist das Dahna, die schreckliche rothe Wüste Centralasiens, vor der selbst der wandernde Beduine zittert. Ihr Sand bildet wellenförmige Erhöhungen, die in der Sonne wie gespenstische Hügel weiß schimmern. Irgend ein Weg oder auch nur eine Spur ist nirgends zu entdecken, denn so leicht ist der Sand, daß der leiseste Wind ihn zu Bergen zusammenweht oder Thäler in ihm aushöhlt. Wer von Redsch nach dem volkreichen Hasa reist, kann diese Wüste nicht vermeiden, auf deren ewig wechselnder Oberfläche eine glühende Hitze, eine blendende Sonne und ein brennender Durst ihn quälen. Drei Meilen vor Hofhuf wird der Boden endlich fester und man betritt nun Hasa, in dessen Gebiet merkwürdige große Ruinen der carmathischen Könige liegen. Nachdem Palgrave das geheimnißvolle Arabien von Gaza bis Katif durchreist hatte, erreichte er die unbekannten Küsten des persischen Golfs, besuchte die romantischen Ufer des Königreichs Oman, Ormuz und Muscab und nahm den Rückweg über Bassorah, Bagdad, Mossul, Diarbekir und Aleppo. Seine Reise ist auch deswegen interessant, weil sie den Beweis führt, daß ein Christ, der

ſeine Religion nicht verleugnet, mit Ausnahme von Mekka und Medina die verſchloſſenſten Theile Arabiens bereiſen kann.

Obok.

Die erſte Befahrung des Suezcanals von Meer zu Meer erinnert uns an eine Erwerbung, die Frankreich ſchon vor zwei oder drei Jahren an der afrikaniſchen Küſte gemacht hat. Es iſt Obok, ein kleines Gebiet dreißig Seemeilen ſüdlich von der Landenge Bab el Mandeb. Der Hafen iſt gegen Winde gut geſchützt und geräumig. Das Land iſt allerdings ziemlich unfruchtbar, jedoch nicht ſo nackt, wie Aden. Man ſieht Bäume und Grün. Es regnet genug, um Ciſternen füllen zu können, die ſich ohne Mühe anlegen ließen. Die Brunnen, die man in der Ebene gegraben hat, geben ein kaum trinkbares Waſſer. Aus Obok ließe ſich ohne große Mühe ein Handelsplatz machen, durch den Aden einen nicht unbeträchtlichen Theil ſeines Verkehrs verlieren würde. Gegenwärtig finden die afrikaniſchen Waaren bloß in Zaileh, wo ſehr hohe Zölle erhoben werden, und auf den beiden freien Märkten der Küſte, die einmal jährlich in Berberah und Bulhme abgehalten werden, einen Tauſchumſatz. Obok als ein ununterbrochen geöffneter Freihafen, würde raſch das einzige Comptoir der Küſte werden. Ueberdies würde der Handel von Yemen, der jetzt Hedeidah als Ausfuhrhafen benutzt, weit lieber Obok aufſuchen, als das dreißig Stunden entferntere Aden. Von einer Coloniſation räth Champlain in einem an das Bulletin de la Société de Géographie gerichteten Schreiben ab. Er ſchlägt vor, ſich mit Errichtung eines Freihafens zu begnügen. Man braucht dann weiter nichts als hundert Soldaten zum Schutze der Flaggen, eine Anzahl Kulis, die aus den reichlich vorhandenen Steinen eine Umfaſſungsmauer aufführen, und eine alte Fregatte, die zugleich Blockhaus und Magazin iſt. Die umwohnenden Völkerſchaften ſind friedlich und würden das Aufblühen eines Handels an ihrer Küſte mit Vergnügen ſehen.

Die Ruinen des Tabor.

Der Berg Tabor, von den Arabern Dſchebel Nun oder Berg des Lichtes genannt, erhebt ſich 600 Meter über das Meer und nur 400 Meter über die Ebene Esdrelon. Er hat die Form eines ſtumpfen Kegels und ſcheint mithin ein erloſchener Vulcan zu ſein, beſteht aber aus Kalkgeſtein. Oben bildet er eine Fläche von etwa einer halben Stunde Umfang. Guerin hat die verſchiedenen Ruinen, die auf dem Gipfel wahrnehmbar ſind, unterſucht und ihren Urſprung feſtgeſtellt. Aus der vorrömiſchen Zeit ſtammen mehrere in den Felſen eingehauene Ciſternen und einige noch deutlich erkennbare Spuren von Thürmen und Mauern. Der chriſtlichen Zeit vor den Kreuzzügen gehören die Reſte einer griechiſchen Kirche an, die gegen Oſten liegt. Seit einigen Jahren iſt ſie aus ihren Trümmern wieder erſtanden und Theile ihrer Abſis und ihres Moſaikfußbodens ſind in den Neubau eingefügt worden. Im Südoſten ſieht man Spuren der Bauthätigkeit, die während der Kreuzzüge erwachte. Sie beſtehen aus einer gewölbten Krypta, die in zwei Räume getheilt iſt und drei kleine Altäre enthält. Die Franciscaner von Nazareth leſen hier alljährlich am Tage des Feſtes der Verklärung Meſſe. Aus der muſelmaniſchen Epoche endlich datiren die Reſte eines befeſtigten Schloſſes, das Malek el Adel 1212 hier erbauen, aber wenige Jahre ſpäter wieder abtragen ließ. Die übrigen Gebäude des Taborgipfels ließ Sultan Bibars 1263 zerſtören. Seit dieſer Zeit haben die Ruinen, mit Ausnahme der reſtaurirten Kirche, immer denſelben Anblick dargeboten und die Natur hat durch eine üppige Vegetation von Bäumen und Sträuchern ihre Rechte auf den verlaſſenen Boden wieder geltend gemacht. Rebhühner, wilde Tauben und eine Menge kleiner Vögel beleben die ſchöne Einöde.

Chineſiſche Eiſenbahnen.

Die Engländer ſind ſich darüber klar geworden, daß die Ruſſen in Oſtaſien weit größere Vortheile erringen als ſie ſelbſt. Die Ruſſen haben eine gewaltige Flotte im Gelben Meere, eine ſtarke Artillerie am Amur, eine regelmäßige Beſatzung in Petropawlowsk und wenigſtens 30,000 Reiter in der Entfernung von vierzig bis fünfzig deutſchen Meilen von der chineſiſchen Grenze. Ueber die ruſſiſchen Fortſchritte in den mittelaſiatiſchen Ländern ſind die Engländer neuerdings in Folge der Einnahme von

Taschkent unruhig geworden. Nach den russischen Versicherungen sollte Taschkent nur vorläufig und auf so lange besetzt bleiben, bis im Khanat Khokan Ruhe und Ordnung hergestellt sei. Ein neuer Ukas zieht aber die Festung mit einer ganzen Linie von Forts in den russischen Verwaltungsorganismus hinein und befiehlt die Anlage von Magazinen, so daß die Besitznahme den Charakter des Immerwährenden annimmt. Taschkent wird von mindestens 40,000 Menschen bewohnt und ist als Hauptstadt der turkestanischen Provinz, der fruchtbarsten des Khanats, wie als große Handelsstadt Mittelasiens, die den Handel zwischen Rußland und Bochara größtentheils vermittelt, von hoher Wichtigkeit. Ueberall, wohin Rußland sein asiatisches Gebiet ausdehnt, erleichtert es den Durchgang der ausgedehnten Steppenwüste durch Brunnengrabungen, legt Straßen an, zwingt die räuberischen Nomaden zur Annahme fester Wohnsitze und begründet seine Macht fester und fester. Trotz der Eingriffe, die Rußland am Ufer und an den Grenzgebirgen der chinesischen Tatarei in chinesisches Gebiet gemacht hat, kann seine Diplomatie in Peking viel größere Erfolge aufweisen als die englische. Man sieht in London endlich ein, daß die bisherige Politik der Einmischung und der kriegerischen Gewalt für China nicht die richtige war. Neuerdings ist der Grundsatz der Nichteinmischung mit Entschiedenheit aufgestellt worden. Ein Erlaß der britischen Behörden, der Ende Juni mit einer gewissen Schaustellung in Hongkong veröffentlicht worden ist, erklärt, daß jeder englische Unterthan sich eines Vergehens schuldig mache, der entweder der kaiserlichen Regierung zur Unterdrückung des Aufstandes oder den Rebellen in ihrer Auflehnung gegen die Regierung Vorschub leiste. Gleichzeitig soll eine scharfe Controle eingeführt werden und es ist allen in China lebenden englischen Unterthanen zur Pflicht gemacht worden, sich jährlich beim betreffenden Consulat einzeichnen zu lassen, widrigenfalls sie in allen gerichtlichen Fällen der Vortheile der englischen Gerichtsbarkeit verloren gehen. Um die englischen Interessen energisch zu wahren und mit den chinesischen eng zu verknüpfen, wird ein Plan englisch-chinesischer Eisenbahnen aufgestellt. China mit seinen 400 Millionen Einwohnern und mit seinen überreichen Erzeugnissen an Thee, Seide, Reis, Baumwolle und Metallen ist den englischen Ingenieuren und Actienspeculanten schon lange als das ergiebigste Feld erschienen. Jetzt ist zu London eine Eisenbahngesellschaft für China in's Leben getreten. Sie beabsichtigt eine Invasion China's durch Schienenwege im großartigsten Maßstabe. Um aber die Chinesen nicht zu schrecken, soll klein angefangen werden. Zunächst wird eine kurze Bahn zwischen Canton und Fatschien projectirt, für die man die kaiserliche Genehmigung in sichere Aussicht stellt. Im Ausschuß der Gesellschaft sind die angesehensten Handelshäuser von Canton und Schanghai vertreten.

Theecultur auf der Insel Reunion.

In den letzten Jahren hat man auf der Insel Reunion glückliche Versuche mit der Anpflanzung des Theestrauchs gemacht. Man zählt dort bereits 33,000 Theepflanzen, die man noch im Laufe des Jahres bis auf 100,000 zu steigern gedenkt. Bereits sind 50 Pfund Thee von dort in den Handel gekommen. Die nächste Ernte veranschlagt man auf 200 Pfund, und sehr bald hofft man Tausende von Pfunden zu gewinnen. Boden und Clima sind hier so günstig, daß die Theepflanzen sich von selbst vermehren und nur eine äußerst geringe Pflege in Anspruch nehmen. Man ist allgemein der Ansicht, daß man in dieser Pflanze eine reiche Hilfsquelle für die Insel gewonnen hat. Diard, der den Theestrauch nach Java brachte, hat die Theepflanzungen auf der Insel Reunion besucht und war erfreut über den Zustand derselben. Seiner Ansicht nach ist diese Insel das günstigste Land für die Theecultur. Für jetzt fehlen allerdings noch die Erfahrungen und Handgriffe der chinesischen Theefabrikanten.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 14 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 110.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1865.

Constanze.

Eine römische Studie.

Von

Levin Schücking.

VIII.

Als Schönburg das nächste Mal den Maler und seine Tochter aufsuchte, fand er sich am Anfang der Via Margutta von Signor Stratelli eingeholt, der ihn mit großer Höflichkeit anredete und äußerst verbindlich die Conversation zu machen suchte. Signor Stratelli, schien es, hatte eine unbegrenzte Hochachtung für ihn gefaßt. Er hatte gehört, daß er ein Bild bei seinem Schwiegervater bestellt, und lobte dessen Kunst mit aller Emphase römischer Redensarten. Er sprach dann von einer kleinen Tenuta, die er vor der Porta San Giovanni besitze und von Ausgrabungen, welche er dort machen lasse. Der Weg sei zwar ein wenig weit, noch eine oder zwei Miglien über Porta Furba hinaus ... aber es werde ihm eine große Ehre sein, wenn der Signor mit ihm hinausgehen, dort ein Glas seines Landweins versuchen und die ausgegrabenen Pezzos sich ansehen wolle. Schönburg verhielt sich zu dem Allen möglichst kühl und abwehrend, was aber dem Strome höflicher Redensarten, mit dem Stratelli ihn überschüttete, keinen Einhalt that. Endlich, als Beide vor seiner Wohnung angekommen, zog er sich in diese nach allen möglichen Dienstanerbietungen zurück.

Auf Schönburg machte der Mensch heut einen unbegrenzt widerwärtigen Eindruck. Er konnte auch nicht den Signor Korn heute mit erhöhter Herzlichkeit begrüßen, indem er daran dachte, wie dieser Mann sich unbesonnen in Verhältnisse verwickelt, die ihn dann verführt, sich energielos das Opfer gefallen zu lassen, das seine Tochter

ihm gebracht und wie er sich nun so neidenswerth gewissenberuhigt in die Folgen seiner Handlungsweise fand! Constanze empfing Schönburg wie immer; sie sprach mit dem rückhaltlosen Vertrauen zu ihm, das sie ihm so bald gezeigt, sie machte es ihm so heimisch in den vier, mit Korn's Studien und Bildern bekleideten Wänden, als gehöre er nirgendwo anders hin — sie hatte einen bequemen Lehnsessel an die Stelle geschafft, wo er ihr gegenüber zu sitzen pflegte, und nun plauderte sie mit ihm, so offen und mittheilsam wie ein Wesen, das viel denkt und viel in sich verschließt, wenn es einem andern gegenüber das Gefühl unbedingten Vertrauens und völligen Verständnisses hat. Schönburg hörte ihr mehr zu, als daß er selber gesprochen hätte; er sah in ihren Aeußerungen, ihren Ansichten, das Resultat ihrer Lebenslage und indem er dabei mit ihr fühlte und was sie erfahren und durchlebt in peinigender Lebhaftigkeit fortwährend vor Augen hatte, pflichtete er ihr bei und gab zu Allem, was sie sagte, seine Zustimmung zu erkennen. Als er schied, mußte in Constanzen die Ueberzeugung sein, daß sie einen in allen Dingen mit ihr sympathisirenden Freund gefunden. Er seinerseits glaubte sie ganz zu verstehen. Er gab sich Rechenschaft darüber, wie in ihr dies stolze und herbe Wesen, das doch eigentlich vorherrschend in ihr war, sich gesellte zu einer so raschen rückhaltlosen Hingabe an einen Fremden, in dem sie einen Freund gefunden — es mußte wie ein Bewußtsein in ihr sein, daß das Leben ihr eine Entschädigung durch ein solches ruhiges Glück schulde und es ihr entgegenbringe; und dabei hatten ihre Schicksale und der angeborene Charakter sie zu einem Wesen gemacht, das unmöglich viel Sorge vor den Gefahren der Leidenschaft haben konnte. Sie hatte sie nie kennen, nie fürchten, nie achten gelernt — vielleicht nur, sie zu verachten.

Als Schönburg, mit herzlichem Druck der Hand sich von ihr verabschiedete, wiederholte man die Verabredung für den Besuch der Villa Pamfili — den Morgen, sagte Constanze, habe sie immer zu thun und ihrem Vater Gesellschaft zu leisten; den Nachmittag habe sie sich vorbehalten und wandle, so oft es ihr möglich und sie Begleitung finde, in die Campagna und zu einzelnen Villen oder schönen Punkten der Umgebung hinaus.

Man traf sich am bestimmten Tage wieder auf dem spanischen Platz und trat die Wanderung an. Und bei diesem Umherwandeln in der umstrickenden Welt voll eigenthümlicher Schönheit, die so viel von einem Traumland hat, in das man sich versetzt fühlt, wenn man ein Kind des Nordens ist und nun hier zwischen einer Vegetation des Südens, an rauschenden Springbrunnen vorüber, zu alten Götterbildern, die aus der Ferne winken, oder durch stille Marmorsäle wandelt; wenn man unter leise rauschenden Pinien steht und hinabblickt auf die wunderbare Stadt, auf ihre Ruinen, ihre Hügel, ihre Dome; hier zog ein eigenthümliches berauschendes Gefühl von Glück in Schönburg's Brust ein. Es war ihm, als habe er Alles, Alles gefunden, was er je ersehnt, er fühlte sich wie innerlich vermählt mit der Frau, die so ruhig an seinem Arme hing, die gleich mit ihm dachte, gleich mit ihm fühlte, deren Herz im Einklang mit dem seinen schlug, von denselben Eindrücken bewegt. Er sah nichts Trennendes, keine Schranke, nichts, was ihn in seinem Glücksgefühl gestört hätte, zwischen ihnen stehen, es war ihm, als hätte seine Seele die nach Plato's Glauben von ihr getrennte Hälfte gefunden und einfach, ohne viele Worte darüber zu machen, seien beide Hälften, dem Zuge der Natur folgend, zusammengeströmt.

Schönburg sprach dies Alles nicht aus. Aber sein ganzes Wesen, die Art, wie er seine Worte betonte, eine gewisse Weichheit und Hingebung, die er gegen Constanze in Allem, was er sagte, zeigte, mochte es aussprechen. Nahm sie es nicht wahr? Sie gab sich so unbefangen in Allem, was sie sagte, wie immer; sie zeigte dieselbe lebhafte Erregung, dasselbe Glück, wenn sie Schönes sah und bewundern konnte, wie immer. Nur als man nach Sonnenuntergang sich zum Heimweg wendete, und nun durch die dunkelnden Gassen Trasteveres niederschritt, begann sie ein Gespräch, bei dem sie eine innere Aufregung, so sehr sie kühl und gehalten zu sein sich bestreben mochte, nicht verhüllen konnte. Sie sprach von dem, was sie vom Leben erwarte, daß das, was sie habe, ihr genüge, daß sie sich selbst genug

ſei, daß ſie nur ein höheres Glück in der Freundſchaft ſuche.

„Aber,“ fuhr ſie tonlos und wie gedrückt fort, „das eben iſt ein ſeltenes Glück. Wie wenige verſtehen es, Freund zu ſein! Die Männer ſind eitel und wollen den Triumph, mehr als Freund einer Frau zu ſein. Sie ſuchen ſie durch weiches Weſen zu umſtricken, und ſo allmählich ihre Freiheit zu umgarnen; ſie bemächtigen ſich ihrer dann und nehmen ſie in eine Gefangenſchaft des Leibes und der Seele, die für mich etwas Empörendes hat. Wenn ich bemerke, daß ein Mann dies Spiel gegen mich beginnt, ſo wird er mir augenblicklich fatal, ich mag ihn früher noch ſo ſehr geſchätzt und hoch geſtellt haben. Mein Gefühl für ihn iſt dann augenblicklich wie abgeſchnitten!“

Schönburg konnte keinen Augenblick darüber im Unſichern ſein, daß dieſe Worte eine direct auf ihn gemünzte Bedeutung hatten, daß ſie eine Warnung waren. Das Gefühl von Glück, was er ſeit Stunden in der Bruſt getragen, war arg erſchüttert. Er ſchwieg beſtürzt, ſchuldbewußt.

Schuldbewußt — ja, er machte ſich Vorwürfe, daß er nicht auf der reinen Höhe ſtehe, auf der die Empfindungen dieſer Frau ſich bewegten. Unter dem Eindruck deſſen, was ſie ſprach, kam er ſich klein und untergeordnet vor. Und ſo ſchwieg er und gab endlich dann zu dem, was ſie ſonſt noch äußerte, von Reſignation, von dem Verzichten auf alles Andere im Leben, ſeine Beiſtimmung zu erkennen. Auch ihn, ſagte er halblaut, habe das Leben gelehrt, daß alles Streben und Erringenwollen Leiden bereite und daß es nur eine Weisheit gebe, die, ſich mit dem, was uns als freie Gabe des Schickſals entgegengebracht werde, zu begnügen und mehr nicht zu fordern!

Das Geſpräch erſtarb nach einer Weile; man ſchritt ſchweigend heim durch die vom Strom einer dichten Bevölkerung durchdrängten, von ewigem Wagengeraſſel erfüllten Straßen. An ihrer Hausthüre gab Conſtanze Schönburg mit einem warmen Drucke die Hand. Der letztere machte ſich dann von Wagner, der noch allerlei zu erzählen und auszuplaudern hatte, möglichſt bald los und ſuchte die Einſamkeit ſeiner vier Wände auf.

Er war tief bewegt. Du haſt ein ſeltſames Geſchick, ſagte er ſich ... Du haſt Jahrelang die Hälfte deiner Seele geſucht, und nun Du ſie gefunden, hat ſie ſich verirrt und iſt nichts als ein Mann, ein Freund! Er begann ſich Vorwürfe zu machen, daß er Conſtanzen Recht gegeben. Er fand hundert Gründe, die er jetzt alle in wohlgeſetzter Rede vor ihr hätte entwickeln mögen, um ihr zu zeigen, daß ſie Unrecht habe mit ihrem Schrecken vor einer weiblichen Hingabe, vor dem echteſten Gefühl des Herzens ... er nahm ſich vor, ihr das Alles zu ſagen, nur nicht gleich, nur nicht zu ſtürmiſch, — denn er ſah ein, daß er durch Leidenſchaft ſie erſchrecken und ſich ſofort entfremden würde.

Als er das nächſte Mal zu ihr ging, empfing ſie ihn herzlicher und mit lebhafterer Freude über ſein Kommen als je zuvor. Er hatte ſie offenbar mit der Zuverſicht erfüllt, von der ſie in einem ſolchen Verhältniß erfüllt ſein wollte. Schönburg fand ſich dadurch, daß ſie offenbar erfreut hierüber war, auf's Neue gedemüthigt. Und in ſeinem Gewiſſen bedrückt noch obendrein. Signor Korn erhob ſich nach einer Weile, weil er einen Geſchäftsgang in die Stadt zu machen hatte. Als Schönburg ſich ſo ihr allein gegenüber ſah, war, was in ihm kämpfte und gährte, zu mächtig, als daß er es hätte unterdrücken können.

„Ich ſehe Sie da immer ſticken und nähen und mit Arbeiten beſchäftigt,“ begann er, „als wären Sie das emſigſte Hausmütterchen. Iſt das eine Arbeit für einen Mann, der nur geiſtig leben und eines andern, mit Studien und Gedankenarbeit beſchäftigten Mannes Freund ſein will? Ein Mann muß ſich dabei ſtumpf und dumm werden fühlen und ſehen, daß er geiſtig immer weiter hinter dem Freunde, der Anderes treibt, zurückbleibt; ich fürchte, ſchon deshalb,“ ſetzte er bitter hinzu, „iſt es nichts mit der bloßen Freundſchaft, für die Sie ſchwärmen.“

Sie ſah betroffen zu ihm auf. Dann verſetzte ſie lächelnd: „Fürchten Sie, Sie könnten eines ſchönen Tages entdecken, daß ich nicht mehr im Stande, dem hohen Flug Ihrer gelehrten Gedanken zu folgen?“

„Ich bin nicht ſo hochmüthig. Aber Sie werden mir einräumen, daß ein Mann, als den ich Sie nun einmal betrachten ſoll, Würdigeres zu thun hat. Weshalb ſind Sie nicht dem künſtleriſchen Streben treu geblieben, für das Sie, ich weiß es, Talent und Beruf hatten?“

„Das wissen Sie? Und woher? Haben Sie nach meiner Vergangenheit, meinen Verhältnissen geforscht?“

„Nein! Aber wenn ich es gethan hätte, wäre es ein Verbrechen?“

„Es wäre nicht schön, denn Sie hätten mich selber fragen können.“

„Darf ich das?“

„Ja ... fragen dürfen Sie ... gewiß, mein Freund! Und ich hätte Ihnen auch eine Antwort gegeben, wenn Sie darauf bestanden hätten. Aber, ich hätte Sie gebeten, nicht darauf zu bestehen!“

„Und weshalb?“

„Ich frage nicht nach Ihrer Vergangenheit. Ich nahm Sie, wie das Schicksal Sie mir als Freund zugeführt hat. So wie Sie sind, sind Sie mir werth geworden. Was geht's mich an, wie sie so geworden. Werden Sie Ihren ganzen Werth für mich behalten, wenn ich weiß, was Alles hinter Ihnen liegt? Sind Ihre Erlebnisse, die Gestalten, welche sich damit verknüpfen, für mich etwas? Ich weiß es nicht. Ich schätze Sie so, daß, was Sie früher gethan, Sie mir nicht werther machen, Sie nicht in meinen Augen erhöhen kann. Weshalb soll ich es deshalb erfahren? Und liegt etwas in ihrer Vergangenheit, was mich unangenehm berührt, so will ich es noch weniger erfahren. Sie sehen, wir können nicht gewinnen, indem wir uns unsere Lebensgeschichte erzählen.“

Schönburg schwieg. Er sah sie forschend an und dachte an Wagner's Bericht über ihn, den er Beatrix gemacht — von etwas Dunklem in seiner Vergangenheit. Hatte sie es Constanzen erzählt und diese es sich als eine unglückliche Herzensgeschichte gedeutet, die sie jetzt zu erfahren sich scheute? Hatte er eine Stelle entdeckt, wo bei Constanzen die Frau begann?

„Ich fühle da nicht ganz so wie Sie,“ sagte er dann. „Ich möchte des Freundes ganzes Leben mit durchleben, in inniger Gemeinsamkeit auch das mit ihm theilen, was hinter ihm liegt — er ist nicht ganz mein, wenn ich ein großes Stück seines Lebens nicht kenne.“

„Er braucht auch nicht ganz Ihr zu werden,“ versetzte sie lächelnd.

„Ach ja, ich vergaß Ihre Theorie von der unbedingten Freiheit. Aber Sie vertheidigen eine Theorie, welche doch Niemand weniger in die Praxis zu übersetzen wußte als gerade Sie. Ich habe nicht nach Ihrer Vergangenheit geforscht, aber, ohne daß ich es verlangte, hat man mir davon erzählt. Ich weiß, daß Sie Ihrer Erzieherin Ihren Drang nach geistiger Ausbildung, Ihrem Vater Ihr Talent für die Kunst, den Intriguen eines bösen Menschen das Recht freier Selbstbestimmung über Ihre Hand geopfert haben ... ich sehe, nehmen Sie's nicht übel, Sclaverei auf allen Seiten, weil Sie, die Sie ein Mann sein wollen, immer nur zu sehr das schwache Weib waren, welches auch ungerechten Forderungen, die man an seine Aufopferung macht, keine Energie entgegenzustellen hat, welches wohl elend und krank, aber nicht stark und muthig darüber wird ...“

„Und wozu sagen Sie mir das so bitter?“

„Wozu?“ rief Schönburg leidenschaftlich aus, „weil ich mehr thue als Sie beklagen, weil es mich in tiefster Seele unglücklich macht, weil ich grenzenlos dadurch leide, weil ich mein Leben opfern möchte, Sie glücklich zu sehen!“

Sie ließ ihre Arbeit fallen und sah ihn kalt und fragend an.

„Mich glücklich sehen?“ sagte sie dann ... „und Sie glauben durch solche Reden an meinem Glück zu arbeiten?“

„Wollen Sie mir eine Vollmacht geben, Ihnen zu beweisen, daß ein Mann doch stärker ist als eine Frau, sie mag sich geistig noch so groß und frei fühlen, daß Sie bei ihm allein, bei dem Manne, dem sie vertraut und auf den sie sich stützt, Schutz und Schirm findet ...“

„O nein, nein, nein,“ rief sie lebhaft, fast heftig aus — „wohin gerathen Sie. — Sie erschrecken mich grenzenlos ... Sie haben Alles, Alles mißverstanden — o, ich fürchtete es ja, ich bebte ja so vor dem Augenblick, der mir dies verrathen würde ... können denn auch Sie nicht ein einfaches Gefühl verstehen!“

„Beruhigen Sie sich, Constanze,“ sagte Schönburg, gewaltsam alle Leidenschaftlichkeit bemeisternd, da er Herr genug über sich selbst blieb, um sich zu sagen, daß ihn jede Leidenschaftlichkeit hier für ewig verderben werde. „Hören Sie mich ruhig an, so ruhig, wie ein Mann mich anhören würde. Sie sind in einem Irrthum befangen. Sie glauben, ich habe die Anmaßung, Ihnen durchaus mehr sein zu wollen, als Sie einem Menschen einräu-

men wollen, daß er Ihnen sei; Sie glauben, ich habe mich in eine falsche Deutung Ihrer Freundschaft, in ein Gefühl verirrt, das mich nun treibe, Sie in einer Weise gewinnen zu wollen, wie Sie sich keinem Menschen hingeben mögen. Darin irren Sie vollständig. Sie sind mir in so hohem Grade werth, daß ich mich Ihnen zu Liebe in Ihre Auffassungen hineinfinden will, wenn ich auch nicht glaube, daß dieselben echt weiblich, natürlich und dauernd beglückend oder nur wohlthätig für den, der sie hegt, sind. Aber ich unterwerfe mich ihnen, ich adoptire sie, ich erkläre mich mit ihnen einverstanden. Es ist nicht entfernt meine Absicht, mich um Ihre Liebe zu bewerben. Wenn Ihre Hand frei würde, würde ich nicht im Entferntesten daran denken, Sie von Ihnen zu fordern ... ob Sie sie mir frei gewähren wollten — das wäre ganz Ihre Sache. Auf der andern Seite aber, liebe Freundin, können wir Beide von uns sagen: „Ich bin zu alt, um nur zu spielen.“ Wir haben uns gefunden, uns verstanden ... bis auf den gegenwärtigen Streit heißt das ... haben uns einander das Recht gegeben, auf einander zu bauen — kurz, wir sind Freunde geworden, und Sie, Constanze, merken Sie sich das, Sie sollen nicht gegen mich aufbegehren, wenn ich mein Freundesrecht voll und ganz in Anspruch nehme. Haben Sie mir ein Freundesrecht gegeben, oder haben Sie es nicht, sprechen Sie?“

Sie sah ihn halb scheu, halb schon beruhigt an, und legte ihren Arm mit geöffneter Hand über den Tisch zwischen ihnen. Schönburg ergriff diese Hand und hielt sie fest, indem er fortfuhr:

„Nun wohl, Sie räumen es ein. Und so will ich denn mein Freundesrecht, klarer in Ihr Verhältniß zu Stratelli zu blicken und darüber mit mir zu Rathe gehen zu dürfen, ob ich etwas thun kann, um dies Ihrer unwürdige Verhältniß zu lösen, um Sie zu befreien. Weiter will ich nichts ... gar nichts. Freilich,“ setzte Schönburg hinzu, „wenn es mir glückt, und Sie daran die Betrachtung knüpfen, daß ein Mann doch Eigenschaften besitzt, die einer Frau, und sei sie noch so geistesgroß und stark, doch abgehen und die sie wohlthut, sich im Leben zu Gehilfen zu nehmen, so habe ich nichts dagegen!“

„Das beunruhigt mich nun wieder,“ fiel Constanze, ihm ihre Hand entziehend, ein, „wie Alles, was Sie von Lösung meines Verhältnisses sagen. Welches Unglück könnten Sie durch die kleinste Unbesonnenheit über uns bringen ...“

„Deshalb eben werde ich keine Unbesonnenheiten begehen ... Unbesonnenheiten liegen nicht in meinem Charakter, davon können Sie überzeugt sein. Sagen Sie mir ruhig: was bindet Sie eigentlich an Stratelli?“

Constanze schwieg, indem sie düster vor sich hinblickte.

„Sprechen Sie offen und in vollem Vertrauen auf meine Besonnenheit zu mir ... ich verlange das von der Freundin.“

„Nun wohl, so will ich Ihnen vertrauen, daß Sie nicht durch thörichten Eifer uns in die äußerste Gefahr stürzen! Mein Vater hat immer einen unseligen Hang gehabt, sich in thörichte politische Umtriebe zu mengen. Er hat sich dadurch in Deutschland schon compromittirt, und hier in Italien sich mit seinem heißen Durst, der Entwicklung der Menschheit zum Schönen und Guten die Wege ebnen zu helfen, wie er das nennt, sehr bald in Verbindungen eingelassen, welche weder schön noch gut waren und die Menschheit nicht zur Freiheit, wohl aber ihn selbst in arge Fesseln führten. Er hat sich in eine Verschwörung eingelassen, deren eigentliches, letztes mörderisches Endziel ihm lange verborgen geblieben ist; bis Stratelli, der ihr ebenfalls angehörte, ihm dies verruchte Ziel enthüllt hat. Mein Vater ist davor zurückgebebt, und hat sich so gut er konnte der Sache entzogen. Auf der andern Seite aber verlor er durch diesen Rückzug den Schutz und den Rückhalt an den Verschworenen und diese seine unsicher gewordene Stellung hat Stratelli benutzt. Stratelli hat eine Liste der Verschworenen und andere dieselben schwer compromittirende Papiere in Händen. Er hat also das Mittel in Händen, meinen Vater zu dem zu zwingen, was er von ihm verlangt; und verlangt hat er von meinem Vater eben — meine Hand, d. h. mein Vermögen!“

„Sie hätten ihm die Drohung entgegenstellen können, ihn als Denuncianten den Dolchen der Leute, die er mit Ihrem Vater zu verrathen nöthig gehabt hätte, übergeben zu wollen,“ sagte Schönburg.

„Ich habe Ihnen gesagt, daß mein Vater selbst sich von jenen Leuten schon losgerissen hatte."

„Aber als Sie auf Stratelli's Bedingung eingingen, als ihm Ihr Vermögen geopfert wurde, hat er Ihrem Vater die compromittirenden Papiere ausgeliefert?" fragte Schönburg.

„Nein," versetzte Constanze — „er hat es uns weder versprochen noch gethan. Er ist viel zu schlau dazu."

„Er besitzt sie noch?"

„Ganz gewiß."

„Und wo bewahrt er sie auf?"

„Gott weiß es, bei seinen Werthgegenständen, seinem Gelde ohne Zweifel!"

„Sie haben allerdings Recht," sagte Schönburg sinnend nach einer Weile, „es ist das eine Angelegenheit, welche mit äußerster Besonnenheit angefaßt sein will ..."

„Es ist eine Sache, welche nicht zu ändern ist, woran nichts gethan, nichts verbessert werden kann. Das müssen Sie einsehen. Wollten Sie sich hineinmischen, so setzen Sie unsere Ehre, meines Vaters Freiheit, vielleicht das Lebensglück vieler Anderer auf's Spiel. Versprechen Sie mir, nichts zu thun, nicht daran zu denken ..."

„Nicht daran zu denken, Constanze, kann ich Ihnen nicht versprechen. Ich werde Tag und Nacht daran denken. Aber ich verspreche Ihnen, nichts zu thun, was Ihre Einwilligung nicht hat ..."

Constanze schien nicht ganz beruhigt.

„Nun denn," fuhr Schönburg fort, „weil Sie mir nicht trauen, so will ich Ihnen versprechen nicht daran zu denken, daß etwas gethan werden kann. Ich höre Ihren Vater kommen ... darf ich mit ihm darüber reden?"

„O nein, nein, nein," fiel Constanze erschrocken ein — „kein Wort; er würde in einen grenzenlosen Zorn gerathen, wenn er erführe, daß ich sein Geheimniß Preis gegeben!"

„Sie haben Recht — es geht nicht!" flüsterte Schönburg hastig, denn Meister Korn trat eben ein.

IX.

Schönburg verabschiedete sich, nachdem er über Gleichgültiges noch einige Worte mit dem Maler geredet und stieg die Treppe hinab. Auf der unteren Stiege begegnete ihm Stratelli, der nicht unterließ, ein kleines Gespräch mit ihm anzuknüpfen. Schönburg wollte anfangs die Zuvorkommenheit des ihm in tiefer Seele widerwärtigen Menschen brüsk zurückweisen — im nächsten Augenblick aber besann er sich und zwang sich zur Freundlichkeit — er sagte sich, daß es gut sein könne, die Bekanntschaft mit diesem Manne festzuhalten, und versprach ihm einen gelegentlichen Besuch auf seiner Tenuta. Er machte sich solche Falschheit gleich nachher zum Vorwurf, aber er gestand sich auch, daß er ihrer vielleicht noch öfter bedürfen würde, um ein falsches Spiel zu bestrafen.

Tief in Gedanken versunken schritt er dann heim. Er war fest entschlossen, Constanzens Fessel auf irgend eine Weise zu lösen. Aber auf welche Art beginnen? Sie hatte Recht, wenn sie sagte, daß es eine Angelegenheit sei, in der eine Unbesonnenheit die allergefährlichsten Folgen haben würde. Das Beste konnte sein, wenn er damit begann, nach Deutschland zu reisen, um dort einen Einblick in Korn's frühere Verhältnisse zu gewinnen und es dahin zu bringen, daß der Maler ungefährdet zurück durfte. Er konnte ihn dann nach Deutschland in Sicherheit locken, indem er ihm einen Auftrag gab, auf seinem Gute Malereien auszuführen. Aber war Korn geneigt, Rom zu verlassen, wo er jetzt so viele Jahre gelebt und sich eingewöhnt hatte? Würde nicht Stratelli sich dem widersetzen, daß Constanze ihn begleite? Und durfte sie unbeschützt in Stratelli's Hause bleiben?

Zunächst beschloß er, den Salon der Dame zu besuchen, in welchem er neulich einen Abend zugebracht. Vielleicht fand er dort dieselben Leute wieder, deren Gespräch er erlauscht hatte ... wo nicht, konnte er von der Dame ihre Namen und Adressen erfahren. Er mußte mit ihnen in Berührung zu kommen suchen — über Stratelli erfahren, was er eben nur von ihnen erfahren konnte, erforschen, ob sich dieselben und ihre politischen Genossen, die gegen Abtrünnige und Verräther so rasch mit Messerstichen bei der Hand waren, nicht als Droh- und Schreckmittel gegen den Mercante gebrauchen ließen. So besuchte er am Abend die deutsche Dame und fand wie gewöhnlich eine bunte

polyglotte Gesellschaft bei ihr, aber die, welche er suchte, nicht. Doch erfuhr er, daß von jenen Männern, die er ihr nach ihrem Aeußern beschrieb, einer Arzt, einer Bildhauer und der dritte ein französischer Journalist, der Correspondent eines republikanischen Blattes sei. Anknüpfungspunkte waren also nicht schwer zu finden. Schönburg konnte krank werden und den Arzt zu sich bescheiden; den Bildhauer konnte er in seinem Atelier aufsuchen und seine Arbeiten bewundern.

Schönburg war zu sehr mit dem, was auf ihm lag, beschäftigt, um an der Unterhaltung der bunten Gesellschaft Vergnügen zu finden, und so entzog er sich sehr bald wieder dem Kreise. Doch war es halb zehn Uhr geworden als er ging, und die Straßen, durch welche ihn sein Heimweg führte, waren so still und ausgestorben, wie diese am Tage von so geräuschvollem Leben durchpulsten Straßen Roms es bei einbrechender Nacht immer sind. Schlecht erhellt obendrein. Er kam durch Gassen, in denen sein Schritt allein das Echo der Mauern weckte.

Als er um die Ecke einer Straße biegend plötzlich sich vier Männern gegenüber sah, schrak er zurück, das Ominöse einer solchen Begegnung kennend. Er wollte ausweichen; doch ehe er einen Schritt zur Seite machen konnte, fühlte er sich mit heftigem Griff am Arm gefaßt, und ganz zu gleicher Zeit die Spitze eines Messers am Halse seine Haut ritzen.

„Still . . . oder Ihr müßt sterben!“ raunte der Mensch, der das Messer gezückt . . . „haltet Euch ruhig, gebt keinen Laut von Euch, oder . . .“

„Ich weiß, plündert in's TeufelsNamen,“ gab Schönburg zur Antwort, nachdem er durch ein paar ein wenig tiefer als gewöhnlich heraufgeholte Athemzüge seine Ruhe wiedergewonnen. Dabei stand er still wie eine Bildsäule, während das Messer an seinem Halse kitzelte, und ein halb Dutzend geschäftiger Hände seine sämmtlichen Taschen durchsuchten.

Die vier dunklen Ehrenmänner hatten bald den ganzen Inhalt dieser Taschen in ihren Händen, und Schönburg sagte:

„Ihr habt nun Alles . . . und wahrhaftig, es ist nicht viel; es thut mir leid für so wackere Leute, wie Ihr seid. Laßt mir meinen Oberrock, die Nacht ist kühl; wenn Ihr darauf gerechnet habt, so laßt mich ihn durch ein Versprechen einlösen, — nehmt mir das Messer vom Halse, damit ich ruhig mit Euch reden kann.“

Der Mann, der das Messer hielt, zog es zurück. Während von den andern Zwei schon auf dem Sprunge standen, die Flucht zu nehmen, zerrte der Vierte noch an Schönburg's Ueberrock.

„Laßt mir ihn!“ sagte dieser noch einmal, sich mit einer heftigen Bewegung los machend. „Ich habe gesagt, daß ich ihn lösen will. Lauft auch nicht davon, hört mich an! Ich kann Leuten wie Euch ein Stück Geld zu verdienen geben, zehnmal mehr als die paar Scudi, die Ihr mir genommen habt. Steht und hört — hört mich!“

Der mit dem Messer rief die bereits Flüchtigen an . . . sie kehrten zurück.

„Hört was er will,“ flüsterte jener.

„Ich will Euch gebrauchen, wenn Euch daran liegt, ein Paar Hundert Scudi zu verdienen . . .“

„Und womit?“ sagte der Erste . . . „aber wenn Ihr wirklich eine so gute Absicht habt, so kommt mit uns in jenes Viccolo hinein — es ist sichrer da von Geschäften reden als hier, wo wir gestört werden könnten.“

„Da hinein?“ sagte Schönburg ein wenig bedenklich . . . „ich will es thun, wenn Ihr mir Euer Messer anvertraut, damit die Partie etwas gleicher wird. Vertrauen gegen Vertrauen!“

Der Mann klappte sein Messer zusammen und steckte es in die Tasche.

„Eh“, sagte er, „es ist Eure Sache, ob Ihr mit uns kommen wollt. Unser Geschäft mit Euch ist abgemacht.“

„Nun gut denn — ich denke, Ihr werdet bald sehen, daß es Euch nichts nutzen würde, mir ein Leids anzuthun.“

Er schritt muthig vorwärts in das bezeichnete naheliegende Sackgäßchen hinein.

„Was wollt Ihr?“ fragte nun der Erste.

„Von Euch wissen, ob Ihr den Muth habt, zwei Männer, die Abends durch die Campagna in der Gegend der Porta Furba allein nach Rom zurückkehren, zu überfallen, aufzuheben, in irgend ein Versteck zu schleppen und ihnen dort zu erklären, daß sie Euch fünfhundert Scudi Lösegeld herbeizuschaffen haben, und daß

Einer von ihnen sich nach Rom zu begeben habe, die Summe zu holen? Einer von diesen zwei Männern werde ich sein; und Ihr werdet mich dazu ausersehen, nach Rom zu gehen, um das Geld zu holen!"

Die Vier sahen sich an, flüsterten zusammen und dann fragte der Erste:

„Und wer wird der Andere sein?"

„Ich meine, Namen brauchen wir nicht auszutauschen bei der ganzen Sache. Ich verlange die Euren nicht!"

„Bei der Porta Furba?"

„Noch ein wenig darüber hinaus!"

Sie raunten wieder zusammen, Schönburg hörte ein paar Mal das Wort Monte Cipriano nennen. Dann sagte der Erste:

„Und an welchem Tage?"

„Ihr müßt mir angeben, wie ich Euch zu wissen thun kann, an welchem Tage es sein wird."

„Und die fünfhundert Scudi würdet Ihr uns dann herausbringen?"

„Ich würde sie Euch bringen."

„Das Geschäft wäre zu riskiren," sagte der Erste, „wenn ..."

„Wenn Ihr wüßtet, daß es keine Schlinge für Euch sein soll, wollt Ihr sagen. Was für eine Bürgschaft verlangt Ihr dafür?"

Die vier Ehrenmänner gingen abermals mit sich zu Rathe.

„Ich will Euch einen Vorschlag machen," sagte Schönburg. „Ihr findet in der Brieftasche, die Ihr mir genommen, eine Karte mit meinem Namen und meiner Wohnung. Wendet den morgigen Tag dazu an, Euch nach mir zu erkundigen; forscht aus, ob ich ein Mann bin, der mit der Polizei in Verbindung steht und Schritte bei ihr macht, um Euch eine Schlinge stellen zu lassen; oder ob ich ein einfacher Forestiere bin, der nur die Absicht hat, einem Freunde einen kleinen Streich zu spielen und Euch für die Gefahr, die Ihr dabei lauft, anständig zu entschädigen. Ich meine, die fünfhundert Scudi, welche dabei für Euch abfallen, sind nicht zu verachten!"

Die vier Straßenräuber flüsterten mit lebhaften Gesticulationen abermals zusammen, bis der Erste sagte:

„Wir wollen glauben, daß Ihr ein Galantuomo seid, und es ehrlich mit vier wackern Leuten meint, die Euch weiter nichts Uebles wollen und keine Tücke hegen. Es wäre sehr schuftig von Euch, wenn Ihr den Verräther an ihnen spielen wolltet; und gewiß auch ein wenig einfältig; denn hättet Ihr's auch dahin gebracht, uns alle vier hinter die Gitter zu bringen, es wären doch immer noch einige Freunde da, die Euch ein Paar Zoll kaltes Eisen zu verschlucken gäben ..."

„In der That, das kann ich mir lebhaft denken," versetzte Schönburg. „Also? Welche Antwort gebt Ihr?"

„Ihr sollt eine Antwort haben, Signor! Verlaßt Euch darauf. Ihr werdet von uns hören. Und jetzt geht in Frieden. Felice notte!"

Sie gingen mit langen Schritten davon und liefen, als sie außerhalb der Sackgasse waren, nach verschiedenen Seiten auseinander.

„Felice notte!" sprach Schönburg heimwärts eilend. „Welche Ironie in diesen Kerlen steckt! Doch wer weiß, vielleicht ist diese Nacht mit solchem Abenteuer eine glückliche!"

Für's Erste war die Nacht wenigstens keine ruhige. Er lag aufgeregt, sich mit dem Plane beschäftigend, den er entworfen, und die Folgen überdenkend, die dieser haben konnte.

Am andern Tage beschloß er, die Bekanntschaft des Bildhauers zu machen, dessen Namen und Wohnung er am gestrigen Abende erfahren ... für den Fall, daß er später diesen Menschen und seine Genossen brauchen sollte, war es immerhin gut, die Bekanntschaft einzuleiten, und es war dies ja leicht gemacht, da jeder Künstler erfreut einen Fremden, der seine Arbeiten zu sehen kommt, aufnimmt. So ging Schönburg in den Vormittagsstunden zu dem von seiner Wohnung nicht sehr entfernten Atelier des Signor Mordini. Ein Arbeiter öffnete ihm und führte ihn durch einen mit Gipsmodellen erfüllten Vorraum, an einen großen Vorhang von bestäubtem und verblichenem Stoff, den er zurückschlug mit den Worten:

„Der Herr Mordini ist hier, treten Sie nur ein."

Der zweite Raum, in welchen Schönburg eintrat, war ebenfalls ganz wie der erste eine Art Olymp, in dem allerhand Götter und Göttinnen, in Gips und in Marmor, sich ein Rendezvous gegeben zu haben schienen; sie standen auf Postamenten, auf Drehscheiben, auf Consolen um-

her; wohin das Auge blickte nacktes leichtes Göttervolk. Signor Mordini aber war nicht mit diesen weißen Geschöpfen seiner Künstlerinspiration allein. Er modellirte das Bildniß einer hübschen jungen Dame, ein kleines Reliefbildniß — und die hübsche Dame, die unserem Freunde sehr bekannte Züge im grauen Thon nachkneten ließ, saß ihm auf einem erhöhten Stuhle gegenüber.

Schönburg machte ihr eine Verbeugung, die sie erröthend erwiederte, und sagte dann zu dem Künstler:

„Ich komme, Sie um die Erlaubniß zu bitten, Ihr Atelier sehen zu dürfen ... ich hatte das Vergnügen, Sie bei Frau von Laserre zu sehen, und diese sagte mir, daß meine lebhafte Theilnahme an schönen Kunstwerken gewiß bei Ihnen die Störung entschuldigen werde, welche ..."

„Eh, favorisca, favorisca!" unterbrach ihn der Italiener, ein mittelgroßer Mann mit dunklem Bart, feurigen dunklen Augen und der obligaten Papiermütze der Bildhauer auf dem krausgelockten dichten Haar — „es ist mir außerordentlich angenehm, meine Versuche von den Fremden beachtet zu sehen — ich bin Frau von Laserre verbunden ..."

„Und Fräulein Beatrix," fuhr Schönburg fort, die Arbeit auf der Staffelei zunächst in's Auge fassend, „wird sehr ähnlich ... sehr hübsch aufgefaßt — eine charmante kleine Arbeit!"

„Wenn ein Kunstkenner wie Sie das sagt, ist es ein großes Lob für Herrn Mordini," versetzte Fräulein Beatrix.

„Kunstkenner ..." fiel Schönburg ein — „das ist wohl Spott, bei dem Sie sich an die kleine Lection erinnern, die ich neulich von Ihrer Freundin erhielt."

„O gar nicht," sagte lachend Beatrix — „und wenn Sie damals vielleicht zur Kunstkennerschaft noch einiger Nachhilfe bedurft hätten, so ist das jetzt gewiß nicht mehr der Fall, seitdem Sie so fleißig und eifrig weitere Lectionen bei Frau Constanze genommen ..."

„Sie sind in der That boshaft, schönes Fräulein; man sieht, der Umgang verdirbt; in der Kunst zu necken, die Freund Wagner so gut versteht, ist es leichter, bald dem Lehrer Ehre zu machen, als in der Kunst, über Plastik zu urtheilen."

„Die Kunst, Sie zu necken, wird aber immer eine schwere bleiben," versetzte Beatrix lachend, „denn wie man sieht, wissen Sie trefflich zu antworten."

„Dann lassen Sie uns das Necken aufgeben und sagen Sie mir lieber, für wen dies hübsche Reliefbild bestimmt ist? Welcher Glückliche ..."

„Der Glückliche ist mein guter Onkel, der damit zu seinem Namenstage überrascht werden soll," versetzte Beatrix.

Während beide in deutscher Sprache so redeten, beobachtete der Bildhauer sie sehr aufmerksam und mit einem etwas mißvergnügten Gesichte.

„Aber," fuhr Beatrix deshalb fort, „lassen Sie sich jetzt von dem Signor Scultore seine Werke zeigen, er nimmt es mir sehr übel, daß ich Ihre Theilnahme von seinen unsterblichen Schöpfungen abziehe."

Schönburg wandte sich den Modellen und Statuen Mordini's zu, und bewunderte sie so viel es ihm möglich war. Die Arbeiten waren in der That gut ... der Künstler zeigte Schönheitssinn und Verständniß für edle Formen — Schönburg fand nur ein gewisses Haschen nach theatralischem Effect, das Streifen an Manierirtheit, das alle unsere Kunst bedroht, zu tadeln, hütete sich aber, diesen Tadel auszusprechen.

Bei der Anerkennung, welche seine Werke fanden, heiterten sich des Bildhauers Züge auf und es erfolgte eine lebhafte Unterhaltung, bis Schönburg um die Erlaubniß bat, nächstens wiederkommen zu dürfen, um den Fortschritt der unternommenen und in Arbeit befindlichen Sachen in Augenschein zu nehmen, und sich dann von Beatrix und dem Künstler verabschiedete. Als er gegangen, sagte Mordini, den Thon wieder zu Hand nehmend, mit bedeutungsvollem Blicke in Beatrix' Züge:

„Also Sie kennen diesen Signor Forestiere, der uns so unvermuthet gestört hat ..."

„Ich kenne ihn, wir haben zusammen sogar mehrere Spaziergänge gemacht," antwortete Beatrix mit lächelndem Gesicht ... wenn Sie nun aber meinen, Signor Scultore, er sei meinetwegen hierher gekommen, so beruhigen Sie sich ... der Besuch galt ganz allein dem Ruhm ihres Studios."

„In der That?" sagte Mordini mit einem spöttischen Zucken seiner Mundwinkel.

„Ich glaube wirklich, Sie sind abscheulich genug, voraussetzen ...“

„Was wäre Abscheuliches dabei?“ fiel Mordini ein. „Es ist ein Landsmann von Ihnen; man spricht so gern einmal wieder seine Sprache im fremden Lande, und wenn man erfahren hat, daß ...“

„Ach, Sie sprechen jetzt lauter Unsinn,“ sagte geärgert Beatrix. „Und damit Sie einsehen, wie sehr, will ich Ihnen anvertrauen, daß dieser Signor Forestiere, dessen Namen Sie nicht aussprechen können mit Ihrer ungeschickten italienischen Zunge, in ganz andern Fesseln liegt, als in den meinen ... er ist bis über die Ohren verliebt in Signora Constanze Stratelli.“

„Constanze Stratelli ... in der That? Und was sagt Signor Stratelli dazu?“

„Signor Stratelli!“ versetzte Beatrix achselzuckend und mit sehr verächtlichem Ton.

„Kommt der so gar nicht in Betracht?“

„Der? Nein!“

„Seltsam!“

„Das ist gar nicht seltsam! Er ist ein nichtswürdiger Mensch.“

„Stratelli? Und kann er deswegen nicht eifersüchtig sein?“

„Das wäre noch besser!“

„Weshalb?“

„Weil er kein Recht dazu hat.“

„Ein Mann kein Recht, auf seine Frau eifersüchtig zu sein?“

„Stratelli nicht!“

„Sie sprechen in Räthseln, Signora Beatrix. Ich bin früher bekannt gewesen mit Stratelli, jetzt, wo er ganz seinem Geschäft lebt, sehe ich ihn nicht mehr. Weshalb nennen Sie ihn einen Nichtswürdigen?“

„Nun, warum soll ich es Ihnen nicht sagen? Wenn Sie mir versprechen, keine Silbe darüber zu äußern, denn das sind Dinge, die besser verschwiegen bleiben ...“

„Ich bin verschwiegen, Signora, so verschwiegen wie dieser allerliebste kleine Mund, den ich eben in Thon schneide, sein wird!“

„Wenn Sie den allerliebsten Mund, den Sie eben zurechtschneiden, ganz naturtreu machen, so wird er Ihnen wenigstens etwas sagen.“

„Und was?“

„Sehen Sie es nicht an seinen zornig bewegten Winkeln? ... er wird Ihnen sagen, daß er nicht eingewilligt hat, Ihnen zu sitzen, damit Sie ihm spöttische Complimente machen sollen!“

Gut ... ich werde ihn groß und abscheulich nennen ... wird er mir dann sagen, was mit Stratelli ist?“

„Mit Stratelli ist das, daß er im Besitz von Papieren ist, welche den armen Korn in's Unglück stürzten, sobald jener sie dem Governo verriethe; und daß er eine solche Absicht hat durchschimmern lassen, um den Mann von sich abhängig zu machen und die Hand oder die Mitgift seiner Tochter zu erhalten.“

„In der That?“ sagte der Bildhauer betroffen aufschauend und mit einer Bewegung in seinen Zügen, die Beatrix nicht entging.

„Nicht wahr, das ist abscheulich?“

„Demonio!“ rief Mordini aus — „das ist ja teuflisch! Und ist das wirklich und zuverlässig wahr?“

„Leider! Constanze hat ihn genommen, bloß weil er im Stande gewesen wäre, eine Verschwörung anzuzeigen, in die Signor Korn dumm genug war, sich einzulassen! Finden Sie es nicht unglaublich dumm, sich in eine Verschwörung einzulassen?“

„Unglaublich!“ wiederholte Mordini mit einem bittren Lächeln. „Wissen Sie nichts Näheres darüber?“

„Was ich weiß, habe ich Ihnen gesagt. Constanze hat es mir anvertraut.“

„Aber wie ist Korn so thöricht gewesen, sich schrecken zu lassen ... Stratelli würde sich wohl gehütet haben, etwas von einer Verschwörung zu offenbaren, die er doch nicht kennen konnte, ohne selbst dazu zu gehören? Papiere, die er hatte, konnten geschmiedet sein ...“

„Eh, wer weiß,“ versetzte Beatrix. „Er steht, fürcht' ich, schon ohnehin mit dem Governo in Beziehungen.“

Mordini sah auf und mit gerunzelter Stirn scharf in Beatrix's Züge, grade als ob eine Linie ihres Gesichts ihm eine besondere Schwierigkeit mache.

„In Beziehungen zum Governo?“ sagte er dann wie zerstreut und halblaut — „woraus schließen Sie das?“

„Nun, ich meine nur; ich habe meinen Onkel, der, wie Sie wissen, in der Prälatur ist, ein paar Mal eigenthümlich lächeln sehen, wenn ich mit ihm über die

Geſchichte meiner Freundin ſprach; wenn ich ihm ſagte, ich könne nicht denken, daß Stratelli eine Verſchwörung verrathen haben würde, in der er ſelber geſteckt; wenn er dann antwortete: Mein Kind, es ſteckt nicht jeder juſt in einer Verſchwörung, der ſpürend ſeine Naſe hineinſteckt ..."

„Das ſagte Ihr Onkel?"

„So etwas!" verſetzte Beatrix. „Aber vielleicht war es arglos hingeworfen. Ich weiß es nicht. Das Beſte iſt, daß man nicht zu viel davon ſpricht — und daß man ſein Verſprechen hält, nichts davon weiter zu ſagen, Signor Mordini!"

„Gewiß, Signora Beatrice," fiel der Bildhauer ein. „Was gehen dieſe Sachen unſer Eins an! Doch bin ich Ihnen dankbar, das Sie es mir geſagt haben. Man kennt dann ſeine Leute doch und — hütet ſich vor ihnen!"

Beatrix begann von andern Dingen zu reden; der Bildhauer führte unmerklich das Geſpräch auf den Fremden zurück, der eben gegangen war. Beatrix erzählte von ihm, was ſie wußte ... es geht eben, um vertrauliche Mittheilſamkeit zu erwecken, nichts über die wechſelſeitige Situation eines Künſtlers, der Alles herbeiſucht, um ſein Modell zu unterhalten, damit es ſich nicht langweilt, und dieſes, ein paar Stunden lang gefeſſelt ſitzenden, von Zeit zu Zeit gähnenden Modell's, das ausplaudert, was es weiß, um die Langeweile abzuhalten ... es werden nirgends mehr gegenſeitige Geheimniſſe anvertraut, als in einem Künſtleratelier, zwiſchen Niemanden intimere Geſpräche gepflogen als zwiſchen einem Mann, der ein Portrait macht, und der Perſon, die es machen läßt und ihm dazu in ſteifer zwangvoller Haltung gegenüber ſitzt. Je gebundener ihre Glieder ſich fühlen, deſto freier wollen ſich die Gedanken ergehen, und den Gedanken folgt die Zunge!

X.

Schönburg ging am andern Tage um zwölf, ſeiner gewöhnlichen Stunde, zu Conſtanze. Meiſter Korn machte die letzten Retouchen an ſeinem Bilde und erklärte es für vollendet; er erwartete den Rahmen und Schönburg konnte es am andern Tage in Empfang nehmen. Dieſer betrachtete es flüchtig und drückte ein wenig kühl ſeine Freude darüber und ſeine Zufriedenheit aus.

„Der Mohr hat ſeine Schuldigkeit gethan — der Mohr kann gehn!" ſagte Conſtanze halblaut und vorwurfsvoll, als Schönburg ſich zu ihr wandte.

„Was ſoll das heißen, Conſtanze?" fragte Schönburg. „Wer iſt der Mohr und was war ſeine Schuldigkeit?"

„Sie verſtehen mich auch ohne Commentar, glaub' ich," verſetzte ſie kurz.

„Ich verſtehe den Vorwurf, aber nicht, wie Sie dazu kommen, ihn mir zu machen."

„Sprechen wir von etwas Anderm. Erzählen Sie mir, was Sie begonnen haben ſeit vorgeſtern," antwortete Conſtanze, deren Weſen heute etwas Gereiztes, Unruhiges hatte.

„Ich habe den Morgen gearbeitet; ich bin dann um zehn in einer Kirche geweſen, in der gran feſta war das Feſt des Namenspatrons, glaub' ich; die Kirche verhüllt, von vielen hundert Wachskerzen erleuchtet, die den goldnen Schmuck des Altars, die ſpiegelnden Marmorflächen der Wände und die bunten Geſtalten der Fresken bis hoch in die Kuppelwölbungen hinein überglänzten; dazu, von Inſtrumenten begleitet, ein Geſang von Chören und Solis, der etwas tief Ergreifendes hatte. Unter den Solis war Muſtapha. Dieſer Mann mit der wunderbaren Sopranſtimme hat etwas unwiderſtehlich Bezwingendes für mich. Er hat alle tiefe, ſeelenhafte Innigkeit, allen ſüßen Zauber einer Frauenſtimme und alle Kraft und Gewalt einer Männerſtimme; es liegt etwas ganz Bewältigendes darin! — Ich ſtand an das Bronzegitter einer Seitencapelle gelehnt, die, in reinſten und ſchönſten Verhältniſſen aufgebaut, mit gelbem Marmor bekleidet, an den Wänden weiße Bildſäulen trug und in dem matten Lichte, von dem ſie erhellt war, den magiſchen Eindruck einer reinen lilienhaften Schönheit machte. Und ſo kam es, daß mir unter dem Zauber, womit jene Stimmen auf mich wirkten, mich ergriffen, die alte Seele einmal wieder aufkochte, die ſo oft hier in Rom in einen Zuſtand verſetzt wird, für den Sie jenes Wort geſtatten müſſen. Ich wünſchte Sie an meine Seite, meine Freundin, Sie hätten ſich derſelben Empfindungen nicht erwehren können!"

Conſtanze ſchüttelte den Kopf.

„Ich suche mich dieser Empfindungen, denen Sie nachgehen, zu erwehren," sagte sie.

„Sie sind Ihnen zu weich, zu weiblich ..." fiel Schönburg lächelnd ein.

„In der That ... sie frommen mir nicht!" versetzte Constanze abwehrend, als wenn sie das Gespräch darüber nicht fortgesetzt wünschte.

Aber Schönburg ließ nicht nach. „Sie frommen Ihnen nicht? Wie ist das zu deuten? Was können jene weichern Empfindungen, die so angeregt werden, einem männlichen Geiste anhaben, in den die Geistesnahrung classischer Ideen, classische Anschauungen, ein Leben in dem Gedankenkreise der Alten und das tiefe Verständniß für ihre plastischen Ideale eine nicht zu erschütternde Ruhe der Seele gegossen haben?"

Constanze sah ihn scharf, fast unfreundlich an.

„Sie wollen damit sagen," antwortete sie, „daß diese Ruhe meiner Seele eine gemachte sei und daß ich fürchte, sie schmelze in weibischer Empfindsamkeit dahin, wenn ich mich den hohen Sopranrouladen von Signor Mustapha's Stimme aussetze."

„In weibischer Empfindsamkeit ... weshalb ein so zorniges Wort gebrauchen? Weshalb es nicht ein natürliches Empfinden, ein tiefes Bewegtsein eines weiblich fühlenden Herzens nennen? Wahrhaftig, wenn ich das mit meinen Worten hätte sagen wollen, ich hätte Sie dabei in meiner Schätzung nicht niedriger gestellt. Und offen gesagt, ich habe das aus Ihrem „es frommt mir nicht" herausgehört und mich des Geständnisses gefreut, daß Sie nicht ganz Plastik, nicht ganz Marmor, nicht ganz Bronze seien!"

„In der That?" versetzte Constanze, sich über ihre Arbeit bückend.

„In der That — denn da wir darauf zu reden kommen — ich glaube, um es Ihnen offen zu gestehen, daß Sie vollständig Unrecht haben mit der ganzen Richtung, die Sie Ihrem Leben geben, mit diesem ganzen Männerthum, dem Sie nachstreben, das Sie in sich festigen wollen. Es ist eine Thorheit, wenn uns ein Weg schwer zu wandeln und weit erscheint, sich Flügel anfertigen und, statt zu gehen, fliegen zu wollen. Wir sind nun einmal keine Adler. Das einzig Vernünftige ist, die Kraft, die wir haben, zusammennehmen, statt uns auf Umwandlungen unserer angeborenen Natur zu verlassen. Sie sind kein Mann, sondern ein Weib, ganz vorzugsweise ein Weib ..."

Constanze blickte halb erschrocken, halb zornig auf und in Schönburg's Züge, der seine leidenschaftliche Erregung nicht mehr niederkämpfen konnte.

„Sehen Sie mich noch so zornig an," fuhr er fort, „was ich fühle, muß ich heraussagen ... grade Sie haben vorzugsweise Ihr ganzes Leben hindurch die Rolle des Weibes getragen, sich als Frau bewiesen, denn Ihr Leben war ein einziges großes Opfer — ein Opfer aller Rechte Ihrer Individualität — und so die heiligsten Rechte seines Selbst, die ein energischer Mensch zu schützen weiß, deren Vertheidigung er sich selber schuldig ist, zu opfern, das ist weiblich, nein, ist weibisch; nicht die Hingabe an tieferes Empfinden des Herzens, an das Leben des Gemüths! Sie erblicken im Leben einen Zustand, in dem es nur auszuhalten ist, wenn man sich mit männlicher Gefühlshärte umpanzert, abschließt, stählt und härtet und ein engumschriebenes Gedankenreich erobert, in das man sich flüchtet, um, wie auf einer stillen Insel isolirt, sich von jedem Mitempfinden mit Andern, von jedem innigen Verbundensein mit dem Dichten und Trachten anderer Menschen loszusagen. Und dadurch zeigen Sie am allermeisten, daß Sie ein Weib sind, weil Sie in echt frauenhafter Weise urtheilen, einzig von Ihrem Standpunkte aus, nach Ihren Erfahrungen; weil Sie durch das Leben gelitten, verurtheilen Sie es; weil Ihr Herz stumm ist, soll das Herz nie reden dürfen ... weil Sie die Musik in ihrer eigenen Seele scheuen, soll auch ich die in der meinigen nicht anhören. In allem Dem sind Sie ein echtes, rechtes Weib, das das Kind mit dem Bade ausschüttet. Sie dürfen gar nicht vom Leben reden, denn Sie kennen es nicht, kennen seine höchsten Höhen nicht, denn diese werden Ihnen nie durch ihre marmornen Götter und die Sprüche alter Autoren offenbart werden, sondern nur durch Ihr eigenes Herz, das für ein Weib immer die tiefste Quelle der Erkenntniß ist ..., und durch die Hingabe an das Gefühl ..."

„Und den Mann, der es in mir wecken will, um mich mit demselben zu beherrschen," unterbrach ihn Constanze hier mit

gerötheten Antlitz und zitternd vor Aufregung.

„Sie leſen ja gewaltig meiner Tochter den Text!“ rief Meiſter Korn aus.

Schönburg hatte in ſeiner Aufregung den Maler hinter ſeiner Leinwand beinahe ganz vergeſſen.

„Ich hoffe, ich habe nichts geſagt,“ antwortete er jetzt, ein wenig über ſeine eigene Heftigkeit erſchreckend, „was ein Freund einer Freundin nicht ſagen darf — es iſt meine innerſte Ueberzeugung, die ich ausſprach . . .“

„Sie haben nichts geſagt, was mich verletzte,“ ſagte Conſtanze, „und es iſt gut, daß Sie ſagten, was Sie eben denken, ja ich danke Ihnen dafür, daß Sie wahr ſind. Aber da Sie den ganzen Rückhalt Ihrer Gedanken ausſprachen, ſo meine ich, können wir ein Thema fallen laſſen, über das wir zu keinem Einverſtändniß kommen würden. Laſſen wir es daher.“

Schönburg ſchwieg, von ihrer kalten Weiſe betroffen und innerlich beängſtigt, daß er ſie dennoch beleidigt habe; er hätte noch gern ſo Vieles hinzugeſetzt und wagte es nun nicht mehr.

Um die peinliche Pauſe, die eintrat, zu unterbrechen, nahm Korn das Geſpräch auf, und Schönburg ſagte nach einer Weile, daß er begonnen habe, zu erzählen, was er die letzten Tage erlebt, und daß er dieſe Erzählung fortſetzen müſſe, da er noch ein großes Abenteuer zu berichten habe.

Er ſchilderte nun ſein Erlebniß mit den Straßenräubern. Korn hörte ihm geſpannt zu; auch Conſtanze ſchien alles Andere über dieſem Ereigniß zu vergeſſen . . . bewegt hörte ſie von der Gefahr, in welcher Schönburg geſchwebt, ſie hing geſpannt an ſeinem Munde, ſie fragte ängſtlich, ob er nicht verwundet ſei, und dann, gleich darauf, nahm ſie ihr eigenthümlich trockenes gereiztes Weſen wieder an. Es gelang ihr nicht, wieder zu einer auch nur ſcheinbaren Unbefangenheit gegen ihn zu kommen. Korn ſprach noch lange von der Unſicherheit der Straßen Roms. Er erzählte Erlebniſſe ähnlicher Art, die ſeinen Bekannten zugeſtoßen. Er verlangte von Schönburg, daß er Schritte thue, um ein Paar kleinere Banknoten entwerthen zu laſſen, welche ſich in ſeiner Brieftaſche gefunden. Schönburg konnte bei dem Allen nur einzelne Worte an Conſtanze richten, die nicht hinreichten, um ein Einvernehmen mit ihr herzuſtellen, und ſo ſchied er endlich mit einem drückenden und demüthigenden Gefühl von ihr.

Er war zornig auf ſich und auf ſie. Er fühlte, daß er Unrecht gethan. Er hatte ſie angegriffen, ohne daß ſie durch irgend etwas ſeine Bitterkeit hervorgerufen hatte. Er hatte nicht bedacht, daß ſie durch lange und viele Leiden zu dem gekommen, was er ſo hart angegriffen . . . er hatte, ſtatt ſie grade deshalb zu ſchonen, ihre Leiden ihr zum Vorwurf gemacht. Es iſt ſo leicht, in dieſe Ungerechtigkeit zu verfallen. Der Gedanke, daß Der, den wir lieben, leidet, empört uns ſo ſehr, daß wir einen Theil unſeres Zornes, unſerer Entrüſtung darüber auf den ausgießen, der in ſo hohem Grade unſer Mitleid in Anſpruch nimmt. Und war es nicht auch eine Lage, um darüber außer ſich zu gerathen, in welcher Schönburg ſich befand? Er hatte das Ideal einer Frau gefunden, nach der er ſich ſein Leben hindurch geſehnt — er liebte dieſe Frau mit aller Leidenſchaft ſeines ſtarken, tiefen Herzens, ſeiner kräftigen, in großen Zügen angelegten Natur. Er fühlte, nur ſie werde jemals in ſeiner Seele herrſchen können, und wenn er ſie verloren, das Leben zu Ende ſein für ihn mit allen Hoffnungen auf Glück!

Und nun hatte grade in dieſer Frau die Thorheit, nein die Abſcheulichkeit, der Verrath an ihrer weiblichen Beſtimmung, die unſelige Verkehrtheit, wie er es im Zorn und Groll nannte, ſich feſtgeſetzt, nichts vom Glück der Leidenſchaft hören, taub gegen alle Lockungen ſein zu wollen, mit denen ein Mann ein weibliches Weſen verführt, an ſeinem Arm einer ungewiſſen Zukunft entgegenzuſchreiten. Die claſſiſche Helena, wie Wagner ſie nannte, ſollte einzig ein von boshaften Dämonen zu Fauſt's Verderben abgeſpiegeltes Traumbild für ihn bleiben!

XI.

Als er am Abend in der Dunkelheit von einem Spaziergang heimkam und den tief dunklen Hausgang betrat, ſah er auf der unterſten Treppenſtufe eine Geſtalt ſitzen, von der er nicht erkennen konnte, ob ſie Mann oder Weib war. Durch ſein jüngſtes Ereigniß vorſichtig gemacht, trat er zurück und fragte:

„Wer ist da?“

„Sprechen Sie leise, Signor Forestiere,“ antwortete eine männliche Stimme, die ihm bekannt war; „ich bin gekommen, mit Euch zu reden . . .“

„Ah, Ihr seid es . . . also Ihr haltet Wort?“

„Wie ein Galantuomo dem anderen,“ versetzte der Mann. „Laßt mich mit Euch hinaufgehn.“

„Kommt, aber geht voran; ich wohne im ersten Stock.“

Der Mann tappte im Dunkeln die Stiege hinan, bis hinter ihm Schönburg ein kleines Wachslicht entzündet hatte; dieser öffnete dann seine Wohnung und ließ den Fremden ein; er hörte zu seiner Beruhigung im Nebenraume seine Wirthsleute. Nachdem er rasch und den Fremden fortwährend im Auge behaltend ein Paar Kerzen entzündet, sagte er:

„Habt Ihr Euch besonnen und willigt Ihr ein?“

„Signor, die Sache ist gefährlich;“ versetzte der Mann, ein kräftig gebauter und nach der Art der niedern Stände, aber sehr gut gekleideter Mensch von etwa vierzig Jahren; „doch, wir willigen ein, wenn Ihr uns außer den fünfhundert Scudi, die es dabei zu verdienen geben soll, hundert voraus gleich jetzt bezahlt!“

Schönburg hatte sich auf ein Sopha gesetzt und zog die Lade des davor stehenden Tisches auf. Die Augen des Italieners blitzten bei dieser Bewegung habgierig auf, er trat einen Schritt näher.

„Seid so gut, da stehen zu bleiben, wo Ihr steht,“ sagte Schönburg, indem er aus der Lade einen Revolver hervorzog und neben sich auf das Sopha legte; „die hundert Scudi werde ich Euch nicht zahlen; denn erstens hab' ich keinerlei Bürgschaft, ob ich alsdann Euch jemals wiedersehe, und zweitens habe ich keine hundert Scudi im Hause und drittens habe ich, aufrichtig gesagt, keine Lust, hier in Eurer Gegenwart an meine Geldlade zu gehn!“

„Habt keine Angst, Signor,“ fiel der Italiener mit enttäuschter Miene ein, „. . . ich denke, wir haben Beide weiter nichts im Schilde, als ein ehrliches Geschäft mit einander zu machen. Aber Ihr begreifet, daß wir Euch nicht kennen, und wenn wir Euch den Gefallen gethan, Euren Amico an der Porta Furba in Empfang zu nehmen und ihn Euch aufzuheben, während wir Euch nach der Stadt gehen lassen . . . wer steht uns dann dafür, daß Ihr den Amico Euch wiederzuholen kommt und ihn uns nicht in den Händen lasset . . . das wäre eine schlimme Sache für uns, denn wir sind ehrliche Leute und keine Briganti, die alsdann mit einem Paar Messerstichen ein Ende an die Sache machen!“

„Ich werde doch meinen „Freund“ nicht in solcher Lage und Noth lassen!“ rief Schönburg aus.

„Eh, chi lo sa!“ sagte der Mann mit schlauem Lächeln, „wer weiß, wie viel Gutes Ihr Eurem Freunde gönnt! Und dann . . . wir sind unserer vier . . . wir sind nicht genug zu der Sache; wir müssen einen fünften hinzuziehen!“

„Das ist Eure Angelegenheit!“

„Also Ihr wollt nicht, Signor?“

„Nein! Ihr werdet mich, wenn wir in Euren Händen sind, fünfhundert Scudi holen heißen — mehr werdet Ihr nicht erhalten, diese aber sicher, darauf habt Ihr mein Wort!“

Der Italiener begann sehr aufgeregt zu reden, aber Schönburg setzte ihm unerschütterliche Ruhe entgegen und sagte endlich nur:

„Wenn Ihr jetzt nicht bald aufhört, so wird mir die ganze Sache leid und ich ziehe mich davon zurück. Das Einzige, was ich thun will, ist, daß ich Euch hier diese zehn Scudi zu einem Trinkgeld gebe — seid Ihr dann zufrieden und wollt thun, was ich begehre?“

Der Mann zuckte die Achseln, während Schönburg aus seiner Börse zwei Goldstücke nahm, wohl wissend, daß Jener sich nicht eher zur Ruhe begeben werde, als bis er wenigstens einen kleinen Extraprofit aus der Sache geschlagen.

Der Italiener nahm das Gold und sagte:

„Nun, so wollen wir sehen, was sich thun läßt. Und wann soll es sein?“

„Schon morgen, denk' ich. Morgen nach Ave Maria, so etwa eine Miglie jenseits Porta Furba. Kann es morgen sein, so werde ich auf den Balcon vor meinem Zimmer dort einen Stuhl stellen. Fehlt der Stuhl in den Stunden von zehn bis Mittag, so ist's morgen nicht möglich; Ihr müßt dann warten bis zu dem Tage, wo Ihr den Stuhl dort sehet!“

Der Galantuomo war damit einverstanden; er ging mit der Versicherung, daß Schönburg mit ihm zufrieden sein werde.

„Vergeßt nicht," mahnte dieser, „daß wir, Ihr und ich, uns nie gesehen haben dürfen; daß Ihr mich behandeln müßt, wie meinen „Freund" ... nur mit dem Unterschied, daß Ihr ihn zurückbehaltet und mich in die Stadt sendet, das Geld zu holen!"

„Eh, vergeßt nur nicht, mit dem Geld wiederzukommen, Signor," sagte der Mann.

Er ging und ließ Schönburg mit seinen Gedanken allein. Diese stürmten beunruhigend auf ihn ein. Es war nicht die Sorge um die Gefahr, welche mit der Sache verknüpft war, aber es war ein Verrath, den er ersonnen, eine Schlinge, die er legte; es war vielleicht eine abscheuliche Handlung, die er beabsichtigte ... er wußte es selbst nicht, wie es zu nennen, und wies auch mit Gewalt das Grübeln darüber von sich. Die Leidenschaft trieb ihn vorwärts, und so stürzte er sich in die That voll Gefahr — je mehr Gefahr, desto besser; in der Gefahr lag das Sühnende, Beruhigende! —

Noch an demselben Abend schrieb er ein Billet an Stratelli, in welchem er seine früheren Einladungen annahm und sich bereit erklärte, am folgenden Nachmittage mit ihm in seine Tenuta hinauszufahren und seine Ausgrabungen in Augenschein zu nehmen.

Stratelli war nicht daheim gewesen, als man das Billet abgegeben. Nach einer in schlafloser Spannung verbrachten Nacht kam der Morgen, und mit dem Morgen eine mündliche Botschaft von Stratelli, daß er den Signor um halb zwei an seiner Wohnung abholen würde. Der Stuhl stand um zehn auf dem Balcon.

Um halb zwei rollte ein einspänniges Wägelchen mit zurückgeschlagenem Verdeck vor Schönburg's Wohnung vor. Der Mercante führte es selbst, und nachdem Schönburg eingestiegen, ging es dem Lateran und der Porta San Giovanni zu. Der Mercante machte die Conversation mit vielen höflichen Redensarten; er begann auch wieder von der unlängst gefundenen Bildsäule des Bacchus zu reden, und Schönburg merkte wohl, daß er die Hoffnung nicht aufgegeben, diese an ihn zu verkaufen. Er faßte offenbar den Gedanken nicht, daß Schönburg ganz auf eine Sache verzichtet haben sollte, für welche er bereits 20 Scudi geopfert hatte ... der Schlüssel zu all' der Freundlichkeit, die der Mercante für Schönburg hatte, war nicht mehr unauffindbar. Der Letztere zeigte sich heute weniger ablehnend. Er hatte gegen Stratelli ein zu schlechtes Gewissen, um nicht nachgiebig gegen ihn zu sein, und so begann er von der Schwierigkeit zu sprechen, ein solches Werk zu transportiren, worauf Stratelli alle möglichen Erleichterungen aufzählte, die er ihm verschaffen könnte durch seine Verbindungen mit den Herren von der Commission, welche zum Export bestimmte Kunstwerke zu taxiren haben u. s. w.

So kam man an den malerischen Aquaduct-Ruinen von Porta Furba vorüber, immer weiter in die Campagna hinein, und endlich hielt das Wägelchen vor einem Mauerthor an.

„Wir sind zur Stelle!" sagte Stratelli und sprang aus dem Wagen, um die Schelle am Thore zu ziehen. Das letztere öffnete sich nach einer Weile, ein Arbeiter erschien und nahm das Pferd am Kopfzeug, um den Wagen in den Hof zu führen, wo links eine Rohrhütte zu seiner Aufnahme bestimmt war. Stratelli führte Schönburg unterdeß in sein Besitzthum ein. Es war ausgedehnt, das Casale sehr alt, aber nicht übermäßig verfallen und unter einer alten Pinie vor dem Bauwerk stand ein Steintisch, von dem aus man einen prachtvollen Ausblick auf die umliegende Campagna und die Gebirge hatte. Nachdem Schönburg dort eine Weile zerstreut Stratelli zugehört, der ihm die einzelnen Orte, welche an den Bergen sichtbar waren, nannte, von ihren Producten, ihren Weinsorten, ihren Eigenthümern redete und dabei eine genaue Kenntniß aller Verhältnisse zeigte, ließ er sich von diesem in seiner Vigne umherführen. In einer hintern Ecke, da, wo der Weinberg sich eine Erderhöhung hinaufzog, hatte man alte Mauerreste entdeckt, wahrscheinlich Substructionen eines kleinen einer ländlichen Gottheit geweihten Tempels; bei näherem Nachforschen in der Umgebung waren einige Säulenstücke, ein schönes aber sehr verletztes Capitäl und mehrere Bruchstücke von kleineren Statuen, darunter ein sehr hübscher Silenuskopf, gefunden worden. Schönburg nahm Alles

dies mit so viel Interesse, als er an den Tag zu legen vermochte, in Augenschein, und lobte, was er sah; Stratelli war in bester Laune, seine Sachen von dem Forestiere so anerkannt zu sehen.

Endlich führte er seinen Gast nach dem Hause und dem Steintische zurück, der unterdeß mit einem weißen Tuche bedeckt und mit ein Paar Foglietten verschiedenen Weines nebst Brot und Käse und Früchten besetzt war.

Während man von diesem kostete und dem guten römischen Landwein Ehre anthat und Schönburg durch einzelne Fragen nach dem Ackerbau, der Lebensart der Campagnolen, den Pacht- und Eigenthumsverhältnissen der Gegend, den Hindernissen, welche sich der größeren Cultur der Campagna entgegenstellen, die Mittheilungslust Signor Stratelli's reizte, verging die Zeit. Stratelli wollte nicht der Erste sein, der vom Aufbruch begann, Schönburg hatte Gründe, den Aufbruch aufzuschieben, und so blieb man sitzen, bis die Sonne sank und den Horizont berührte.

„Signor," sagte Stratelli endlich unruhig, „ich weiß, daß die Fremden, die unser Klima und seine stillen Tücken nicht kennen, sich aus der Abendluft nichts machen und auch zu vergessen pflegen, daß, sobald die Sonne verschwunden, auch die volle Nacht da ist. Wir Römer aber wissen, wie verhängnißvoll die Unvorsichtigkeit werden kann, und deshalb möchte ich die Heimkehr nicht länger aufschieben. Wenn es Ihnen Recht ist ..."

„Gewiß," versetzte Schönburg, „lassen Sie uns aufbrechen."

Er leerte sein Glas und stand auf.

„Ich sehe, der Wein ist nach Ihrem Geschmack," fuhr Stratelli noch einmal einschenkend fort — „ich habe in Rom eine Niederlage davon, und wenn Sie Verlangen danach tragen ..."

Er zog eine Karte hervor, auf welcher eine Empfehlung der Niederlage gedruckt war und überreichte sie Schönburg, der sie dankend zu sich steckte. Dann ging Stratelli, den Wagen hervorholen zu lassen — nach fünf Minuten saßen beide Männer wieder in dem Gefähr und ließen sich vom trabenden Rosse stadtwärts ziehen.

Die Straße zog sich einsam und still einen sanft abdachenden Hügel hinab; ein Paar Mönche begegneten ihnen; dann rollte ein Vetturin vorüber, dann überholten sie eine alte Frau auf einem Esel ... dann kam Niemand mehr. Als man in der Tiefe war, herrschte hier bereits volle Dämmerung. Dann ging es eine kürzere steilere Höhe hinauf; auf dem Gipfel angekommen, sah man links über den sanften Linien des Horizonts die letzte, aber intensiv glühende dunkle Purpurröthe des Abends, die wunderbare Färbung, welche in südlichen Ländern dem Sonnenuntergang folgt. Rasch ging es hinab in ein schmales dunkles Thal, in das die Chaussee sich warf wie in einen engen Kessel. Auf dem Grunde desselben sah man einige dunkle Gestalten seitwärts daher kommen; während auf der jenseitigen Höhe eine regungslos dastehende Gestalt, die von Schönburg längst in's Auge gefaßt war, sich scharf und unheimlich am Abendhimmel abzeichnete.

Schönburg's Herz schlug hoch auf bei diesem Anblick; er wußte, was diese Leute im Schilde führten. Was er beabsichtigt, gewollt, war der Ausführung nahe ... welche Wendung konnte es nehmen, wie ausschlagen, zum Guten oder zum Verderben?

Der Wagen hatte beinahe die Tiefe erreicht, als die Menschen, die dort unten sich bewegten, sich näherten, über den Chausseegraben sprangen und dem Wagen entgegen kamen.

„Eine unangenehme Sippschaft das!" murmelte Stratelli, indem er auf sein Pferd einhieb ... „sie haben sich gewiß nicht so lange hier unten aufgehalten, um Morra zu spielen!"

Das schien in der That nicht der Fall. Es war plötzlich eine große Bewegung, eine große Hast unter die kleine Bande gefahren. Sie stürzten sich mit halbunterdrückten Schreien heran. Als der Vorderste das Pferd erreicht hatte, ergriff er es heftig am Zügel; die Andern legten die Hände an den Wagen, als ob sie ihn damit aufhalten wollten, und hielten die Mündungen von großen Pistolenläufen auf die beiden Insassen gerichtet.

Stratelli war entsetzt in die Höhe gefahren, um von einer kräftigen Faust am Arm gepackt, sofort wieder auf seinen Sitz im Wagen zurückzusinken; und während er nun schrie:

„Demonio ... che volete ... es gibt nicht das Geringste für Euch hier zu finden

... laßt uns ... laßt den Kopf des Pferdes los ...," riefen die Angreifer hinein:

„Seid ruhig ... macht nicht den leiſeſten Widerſtand, oder es gibt ein Accidente! Rührt Euch nicht und bleibt ſtill wo Ihr ſeid ... wir ſpaßen nicht mit Euch, Stratelli, denn wir kennen Euch ... nehmt Euch in Acht und ſeid ruhig!"

Während ſie dies durcheinander riefen, mit dem guten Willen, Alles möglichſt ſtill und raſch abzumachen, und doch in ihrer Lebhaftigkeit und Leidenſchaftlichkeit viel lauter rufend und heftiger geſticulirend, als es irgend nöthig war, um verſtändlich zu ſein, hatte der, welcher das Pferd hielt, dieſes ſeitwärts abgelenkt, quer über die Chauſſee in den Graben hinein, in den die Vorderräder des Wagens mit einem heftigen Stoß nachſchoſſen, dann jenſeits wieder hinaus, wobei ein paar der Räuber raſch nachſchiebend halfen. Und dann ging es in ſchnellem Lauf über eine Strecke Grasanger und in eine ſchmale Schlucht zwiſchen zwei Erhöhungen des Terrains hinein, um den Fuß einer dieſer Erhöhungen herum, bis man nach zwei bis drei Minuten vor jeder Beobachtung gedeckt und von der Chauſſee aus völlig unſichtbar war.

Schönburg, der ſich völlig ſchweigend verhielt, betrachtete unterdeß die Männer, die hier ſeinen Auftrag vollführten und ihm doch ſo völlig fremde Geſtalten waren.

Sie ſahen ganz anders aus als damals, wo ſie ihn in den Straßen von Rom überfallen hatten. Er mußte Zweifel hegen, ob es dieſelben ſeien. Sie hatten die Geſichter geſchwärzt; ihre Kleidung war zerlumpt wie die der ärmſten Ciociaren oder Sandalenträger. Um die Lenden und Beine trugen ſie jene claſſiſchen Ziegenfelle, welche den Alten das Motiv zur Erfindung ihrer ländlichen Gottheiten mit Bocksfüßen, ihrer Satyre und ihres Pan geworden ſind.

Stratelli war während der kurzen Fahrt in einer unbeſchreiblichen Aufregung; er fluchte und wetterte leiſe vor ſich hin, er fuhr bald in die Höhe, bald wieder vor einem der drohend ſich auf ihn richtenden Piſtolenläufe zurück ... Schönburg ſagte ihm endlich:

„Das Beſte, was wir thun können, iſt, daß wir uns hier vollſtändig geduldig in unſere Lage ergeben. Ich habe immer gehört, daß man alsdann ziemlich ſicher auf glimpfliche Behandlung von dieſer Art Leute rechnen könne."

„Nun freilich ja — aber wir werden ſogleich von Kopfe bis zu Fuß durchſucht werden und ſie werden uns Alles nehmen, was wir haben. Hoffentlich iſt Ihre Brieftaſche nicht zu reichlich mit Banknoten geſtopft! Ich habe gottlob nicht viel bei mir!"

Der Troſt, welcher für Stratelli in dieſem Gedanken lag, ſollte nicht lange vorhalten. Die Räuber machten, ſobald ſie in dem Verſteck, worein ſie ihre Gefangenen geführt, vor einer Störung ſicher waren, ganz andere Forderungen geltend.

Fünfhundert Scudi wollten ſie ... fünfhundert Scudi war der Preis, den ſie auf des unglücklichen Mercante Haupt ſetzten, der Preis, gegen den er ſeine Freiheit zurückbekommen ſollte ... bis der erlegt war, blieb er in ihrer Gewalt; er ſollte ſich weiter führen laſſen, in ihren Schlupfwinkel ... Stratelli war außer ſich; er fand das unerhört; das waren keine ehrlichen römiſchen Straßendiebe, ſondern wahre Räuber aus Calabrien ... er betheuerte aus allen Kräften, daß er gar nicht ſo viel beſitze, weder er noch alle ſeine Freunde ... daß ſie ihn eben ſo gut gleich ermorden könnten ... es half Alles nichts; die Leute ſchienen nun einmal auf fünfhundert Scudi, nicht mehr und nicht minder, erpicht zu ſein.

„Den Signor Foreſtiere da könnt Ihr als Boten danach in die Stadt ſenden," ſagte der, welcher bei Schönburg geweſen war und deſſen Stimme dieſer erkannte. Er machte den Anführer. „Um ihn," fuhr er fort, „iſt es uns nicht zu thun; denn wir wiſſen nicht, was er hat und ob es nicht ein armer Teufel iſt, bei dem es ſich nicht der Mühe verlohnt. Und je ruhiger und raſcher Ihr es abmacht, deſto früher könnt Ihr in Eure vier Wände zurückkehren. Es iſt böſe Luft hier und das Abendeſſen wird Euch kalt ... wenn Ihr klug ſeid, haltet Ihr Euch und uns nicht länger auf als nöthig!"

„Sie ſehen, es bleibt nichts übrig als ſich fügen!" ſagte Schönburg, beruhigt bei dem Beweis von Ehrlichkeit, den ſeine Leute gaben, indem ſie bei der abgemachten Summe blieben. „Laſſen Sie mich in die Stadt eilen und das Geld aus Ihrem Hauſe holen."

Stratelli ſchien in heller Verzweiflung.

Er fuhr ungeberdig umher und raufte sich das Haar und declamirte, daß er keine fünfhundert Scudi habe und sich morden lassen müsse, wenn es nicht anders sein könne, und was seiner Reden mehr waren.

„So werden Sie weniger haben," fiel ihm Schönburg endlich in's Wort, „sagen Sie mir, wo ich es nehmen soll, und dann werde ich sehen, den Rest zu schaffen ... sagen Sie mir, wie viel Sie daheim haben und machen wir ein Ende."

„Etwa dreihundertundfünfzig," flüsterte Stratelli, „aber es wird mich ruiniren, wenn ich Alles opfern muß, Sie müssen wenigstens als Galantuomo die Hälfte tragen ..."

„Meinethalben ... gewiß, gewiß," versetzte Schönburg ungeduldig — „sagen Sie mir nur, wo ich in Ihrem Hause die eine Hälfte finde."

„Schießen Sie das Ganze vor, ich will die Hälfte Ihnen ersetzen, sofort, sobald wir daheim sind!"

„Ich bin nicht so reich, um das Ganze herbeischaffen zu können, Signor Stratelli," versetzte Schönburg achselzuckend.

„Aber ich schwöre Ihnen, daß Sie gleich morgen ..."

„Was helfen Schwüre, diese Menschen wollen Geld, baares Geld! Und so leisten wir nicht unnützen kindischen Widerstand, der unser Leben in Gefahr bringt ..."

„Nun, dann gehen Sie in's Teufels Namen," sagte Stratelli wild und zog ein Schlüsselbund aus der Tasche. „Sie werden in meinem Secretär das Geld finden. Nehmen Sie die Hälfte der Summe, die diese Schufte wollen, davon, das Andere haben Sie versprochen aus Ihren eigenen ..."

„Das habe ich! Wo steht der Secretär?"

„In meinem Schlafzimmer."

„Wird man mich hineinlassen? Geben Sie mir eine schriftliche Vollmacht mit."

Stratelli zog sein Taschenbuch heraus und schrieb mit zitternder Hand, so gut es im Dunkel anging, die Worte hinein:

„Der Ueberbringer hat Vollmacht, Geld aus meinem Schrank zu nehmen, um mich aus Räuberhänden zu lösen. Stratelli."

Schönburg nahm rasch die Schlüssel und das Blatt, welches der Andere aus dem Buche riß, und faßte dann das Pferd am Kopfe, um es zur Chaussee zurückzuführen.

„Ich werde den Wagen mitnehmen, um Euch das Geld schneller zu bringen," sagte er gebieterisch zu den Leuten ... „nach zwei bis drei Stunden werde ich hier sein."

„Ihr werdet erwartet werden, Signor. Eilt Euch!" versetzte der Anführer der Bande; „zwei von Euch," fuhr er zu den Räubern gewendet fort, „helfen den Wagen durch den Chausseegraben bringen, wir Andern gehen unterdeß mit dem Mercante voraus, bis Ihr uns nachkommt. Signor Stratelli, wir haben unterdeß für Euch einen warmen Winkel bereit, damit Ihr nicht von der Nachtkühle leidet!"

Er nahm Stratelli am Arm und führte ihn mit einem der Gesellen weiter in die Dunkelheit hinein, während die zwei andern beflissen waren, den Wagen auf die Chaussee zurückzubringen. Als dies geschehen, sprang Schönburg hinein und trieb das Pferd zum eiligsten Lauf an.

Eine Stunde später hielt er vor Stratelli's Wohnung. Er ließ das schweißbedeckte Pferd stehen, eilte in's Haus, und als auf sein heftiges Pochen schnell das hübsche junge Mädchen, welches ihn bei seinem erstmaligen Kommen empfangen hatte, erschien, machte er ihr rasch verständlich, um was es sich handele. Sie stieß einen Schrei des Schreckens aus und hätte fast die Lampe fallen lassen vor Ueberraschung, wenn Schönburg diese nicht zur rechten Zeit ergriffen. Er zeigte ihr den Zettel vor, aber Donna Teresa konnte ihn nicht lesen — sie wollte damit durchaus zur Signora Costanza hinaufeilen — Schönburg aber hinderte sie daran, indem er ihr vorstellte, wie sehr es darauf ankomme, die Sache rasch und in der Stille abzumachen — er drang in das Schlafzimmer vor, wo der Secretär stand. Während er die Schlüssel anwandte, um diesen zu öffnen, gebot er Teresa, Wein und Brot herbeizuschaffen; er müsse augenblicklich ein weingetränktes Brot haben, um es dem ermüdeten Pferde zu geben ... das Mädchen lief in Hast fort, den Wein zu holen.

Alles ging gut. Schönburg war allein. Er riß die Schubfächer des Secretairs auf; er fand dieselben mit allerlei Gegenständen gefüllt — auch mit Schriften ... in Heften, in Bündeln ... es waren Gerichts- und notarielle Acten — Rechnungen; endlich, in der letzten Lade ein kleines in blaues Papier gewickeltes Bündel mit der Ueberschrift: Conj. del Marzo 186 ....

es mußte enthalten, was er ſuchte; er wollte es aufreißen, aber in dieſem Augenblicke trat das Mädchen wieder ein, eine Flaſche und Brot in der Hand. Er ließ die Papiere in ſeine Taſche gleiten.

„Sind Sie fertig ... mein Gott, haben Sie das Geld noch nicht gefunden?“ rief Tereſa.

„Ich kann die Lade nicht finden, worin es iſt!“

Sie ſprang herbei und zog eine Lade auf.

„Da iſt ja Alles durcheinander,“ ſagte er, „Gold, Silber, Papier ... wie iſt jetzt Zeit, das abzuzählen. Laſſen wir es. Ich habe in meiner Wohnung Geld abgezählt in Rollen liegen ... es wird viel beſſer ſein, wenn ich das meine hole!“

Er ſchloß raſch den Secretär zu, ſteckte die Schlüſſel wieder zu ſich und nahm Wein und Brod, um das Pferd zu ſtärken. Das Mädchen, das heftig und lamentirend die näheren Umſtände des Ueberfalls wiſſen wollte, ſtand draußen auf der Straße dabei und leuchtete; Schönburg gab haſtigen Beſcheid; nach wenig Minuten ſaß er wieder im Wagen und ließ Tereſa in Schrecken und Staunen über all Dieſes zurück.

In ſeiner Wohnung fand er in abgezählten Goldrollen die fünfhundert Scudi. Er hatte ſie am Morgen von ſeinem Banquier geholt.

Als er ſie zu ſich geſteckt, fuhr er in ruhigerer Faſſung dem Thore von San Giovanni wieder zu, dann in die Campagna hinaus. Es mochte etwa zehn Uhr ſein, als er an der Porta Furba ankam.

Unter der Thorwölbung des alten Gemäuers, in tiefem Schatten, ſtand eine dunkle Geſtalt. Sie trat vor und rief ein Halt in den rollenden Wagen hinein.

„Seid Ihr es?“ ſagte eine Stimme, die Schönburg bekannt war.

„Ich bin es,“ verſetzte Schönburg, die Zügel anziehend.

„Fahrt da hinter den Brunnen; laßt Euer Rößlein da trinken — ich denke, es wird Durſt haben!“ fuhr der Räuber fort, indem er vorauf zu dem ſeitwärts gelegenen Brunnen ſchritt. Als Schönburg hier ausſtieg, führte der Räuber den Wagen weiter in die tiefen Schatten hinter der hohen Aquaduct-Ruine hinein.

„Laßt den Wagen hier ſtehen,“ ſagte er.

„Wo iſt Signor Stratelli?“

„Nicht weit und wohl aufgehoben. Ich denke, Ihr ſeid mit uns zufrieden, Herr!“

„Ich bin mit Euch zufrieden.“

„Das Geld habt Ihr?“

„Ich habe es.“

„So folgt mir!“

Er ſchritt voran und unter dem Bogen der Porta Furba durch und eine Strecke weit der Chauſſee nach. Dann lenkte er ſeine Schritte links ab, in ein offenes Gelände hinein, auf einen hohen coniſchen Hügel zu, den ein Gebäude, ein alter Thurm ſchien es zu ſein, krönte. Als Schönburg dem Hügel nahe gekommen, nahm er wahr, daß er bis oben theils mit Reben, theils mit Oliven bepflanzt war. Querfeldein durch ſchweres Erdreich ging es bis an den Fuß des Hügels, dann um den Fuß her ... plötzlich nahm Schönburg einen hohen und ſchmalen gemauerten Gang wahr, der in das Innere führte; tief aus dem Innern hervor aber drang ein Lichtſchein. Der Führer ſchritt hinein, Schönburg folgte ihm, über Steine, die im Wege lagen, ſtolpernd, zuweilen von einem Tropfen kalter Feuchtigkeit, der vom Gewölbe oben niederfiel, getroffen ... nach kurzer Zeit ſtand er in einem weiten, hochgewölbten kreisrunden Raum — in einem Ueberreſt antiken Bauwerks, einer Thermenhalle oder etwas dem Aehnlichen, über dem die Jahrhunderte aus Schutt und Staub den außen ſich zeigenden Hügel aufgeworfen hatten, welcher nun Wein und Oliven trug und auf ſeiner Spitze von einem Thurm gekrönt wurde, einer Warte des Mittelalters oder was es ſein mochte.

In dem runden Raume da unten war es warm und gar nicht ungemüthlich. Der Boden war mit altem Stroh bedeckt, in einer Ecke brannte ein kleines, nur ein wenig zu viel Qualm und Rauch erzeugendes Feuer, und jenſeits des Feuers auf einem Stück Holz, dicht in ſeinen Ueberzieher geknöpft, ſaß Signor Stratelli — freilich nicht eben ein Bild der Gemüthlichkeit; er war ſehr blaß und ſeine Stirn ſehr gerunzelt, und er blickte mit einem Ausdruck innerer Wuth in die Flamme, als ob er mit ſich zu Rathe gehe, welches Haus oder welche Stadt oder welchen Theil der Welt es am beſten ſei, mit dieſen ſchmauchenden Flammen in Brand zu ſtecken. Von Zeit zu Zeit überfiel ihn ein krampfhafter Huſten, den der Rauch hervorrief,

und er brach dann jedesmal in einige halblaute Flüche aus. An der andern Seite des Feuers, dem Ausgange näher, saßen auf zusammengerafftem Stroh, eine malerische, von dem Feuerschein auf's Abenteuerlichste beleuchtete Gruppe, vier Giociaren. Sie saßen im Kreis und spielten Karten.

Als sie die Schritte der Kommenden hörten, erhoben sie sich und kamen dem Führer Schönburg's entgegen. Einige Worte wurden zwischen ihnen gewechselt, dann sagte Jener zu Schönburg:

„Tretet hier an's Feuer ... ich denke, die Flamme gibt Euch Licht genug, das Geld zu zählen."

Schönburg trat schweigend heran und holte fünf Goldrollen hervor, die er in die Hände des Führers legte.

„Es sind je hundert Scudi!" sagte er.

Der Brigante nahm eine der Rollen und zerbrach sie in der Mitte. Als er das funkelnde Gold sah, versetzte er:

„Es wird richtig sein — wollt Ihr zählen, so thut's rasch," setzte er zu den Genossen gewandt hinzu, und indem er jedem von Ihnen eine Rolle gab ... „der Signor ist so artig gewesen, uns die Vertheilung leicht zu machen — wir wollen die Herren jetzt nicht lange mehr aufhalten, zu ihrem Abendessen zu kommen, denn sie werden Appetit bekommen haben."

Die Bande lachte, während Jeder seinen Beute-Antheil prüfte.

„Ich meine, wir können gehen?" sagte Schönburg.

„Ihr könnt gehen," versetzte der Führer, „... ich hoffe, Signor Stratelli, die Zeit ist Euch bei uns nicht gar zu lang geworden und Ihr tragt uns keinen Groll nach. Jeder verrichtet sein Geschäft so gut er vermag, und wir haben nicht die Erziehung der feinen Stadtherren ... von dem Geschäft, das wir zusammen hatten, aber werdet Ihr sagen, daß wir es so gut als wir konnten abgemacht, und mit so wenig Incommodität für Euch, als es möglich war. Und da es abgemacht ist, so wird es am besten für uns und für Euch sein, wenn wir Alle zusammen weiter kein Aufhebens davon machen. Ihr werdet nicht daran denken, uns Ungelegenheiten darum zu machen, Signor Stratelli, denn ..."

„Ich glaubte, wir könnten jetzt gehen!" rief Stratelli zornig.

„Ihr könnt gehen, gewiß ... in Frieden, Signori!"

Der Räuber verbeugte sich, während Schönburg und Stratelli den Raum verließen und die übrige Bande ihnen höflich ihr Felice notte! sagte.

„Seltsames Volk!" rief Schönburg aus, als sie draußen die frische Nachtluft athmeten ... „wo in der Welt würde man nach einer solchen Begegnung mit höflichen Redensarten und in Frieden von einander scheiden? Kommen Sie hierher, wir müssen uns nach dieser Seite wenden, um nach dem Aquaduct zu kommen, wo ich den Wagen zurückließ."

„Sie haben ihnen ja Goldrollen gegeben," war Stratelli's erste Bemerkung.

„Ich fand in Ihrem Secretär so viel Münzsorten durcheinander," antwortete Schönburg — „es hätte zu viel Zeit gekostet, es abzuzählen ... mir fiel ein, daß ich von meinem Banquier Goldrollen bekommen, welche die Sache vereinfachten — ich habe von Ihrem Gelde nichts genommen — hier sind Ihre Schlüssel."

Stratelli nahm sie eifrig an sich. Er athmete erleichtert auf.

„So werde ich Ihnen zweihundertundfünfzig Scudi ersetzen," sagte er.

Schönburg antwortete nicht darauf.

Sie tappten durch die Dunkelheit weiter. Die Ruinen des Aquaducts erhoben sich in dunklen Umrissen vor ihnen als Ziel, auf das sie anfangs querfeldein, dann auf einem Fußwege zueilten.

„Wie haben die Bursche Sie behandelt?" fragte Schönburg.

„Nun, wie ihre Art ist. Sie nahmen mich mit in ihre Höhle, die ich übrigens leicht wiederfinden werde, es muß Monte Cipriano sein ... dort machten sie ein Feuer an und schwatzten, darum gelagert, als ob sie die harmlosesten Kerle von der Welt wären. Dann griffen sie nach ihren Karten. Alles, was ich bei mir hatte, haben sie mir gelassen, selbst Börse und Uhr."

„Ward Ihnen die Zeit lang?"

„Entsetzlich."

„Ich eilte doch aus Leibeskräften!"

„Und doch muß es ein Uhr nach Mitternacht sein."

„Könnten Sie nach Ihrer Uhr sehen in dieser Finsterniß, so würden Sie finden, daß es kaum halb elf ist!"

„Unmöglich!“

„Und doch iſt es ſo! Damit ich es nicht vergeſſe, ich habe Ihrer Dienerin anempfohlen, keinen unnützen Lärm zu machen, und Frau Conſtanze nichts von unſerm Erlebniß zu ſagen. Es würde ſie in Schrecken geſetzt haben ...“

„Wohl nicht allzu ſehr!“ murmelte Stratelli vor ſich hin.

„Ich denke nun,“ fuhr Schönburg fort, „auch Ihnen iſt daran gelegen, die Geſchichte nicht in den oberen Stock Ihres Hauſes kommen zu laſſen; Meiſter Korn würde ſie weiter tragen und uns würde man verſpotten!“

„Sie haben Recht!“

Man erreichte Porta Furba und fand gleich darauf den hinter den Ruinen verſteckten Wagen. Das ermüdete Pferd ſtand ruhig harrend an ſeiner Stelle. Die beiden Schickſalsgefährten der Nacht ſtiegen ein und im langſamen Trab zog ſie das Roß den Mauern Roms zu. Stratelli ſetzte dann Schönburg an ſeiner Wohnung ab und dieſer ſchied von jenem mit den Worten:

„Wir ſehen uns morgen!“

„Gewiß, gewiß!“ verſetzte Stratelli unwirſch, gab dem Pferd einen Peitſchenſchlag und fuhr weiter, ſeinem Hauſe zu.

Als Schönburg in ſeiner Wohnung war, zündete er ſeine Lampe an, warf ſich in ein Fauteuil und zog tief und ſchwer athmend das kleine Bündel Papiere hervor, das der Gewinn dieſes bewegten, an grenzenloſer Aufregung und innerer Raſtloſigkeit ſo reichen Tages war. Mit zitternden Händen riß er es auf ... war es das, was er geſucht, was er auf ſo verzweifelte Weiſe zu gewinnen geſtrebt, oder war es ein werthloſes Etwas, und ſeine ganze ſchlimme That umſonſt begangen? Es war eine Frage wie Sein oder Nichtſein, ein Augenblick fürchterlicher Spannung ... auf dieſen zuſammengefalteten, von verſchiedenen Händen beſchriebenen Blättern, die das Bündel enthielt, war für ihn wie das Urtheil über ſeine Zukunft geſchrieben; er war ſo bewegt, daß die Buchſtaben, die Schriftzüge ihm vor den Augen flirrten, daß er im Anfang ſelbſt nicht wußte, was er in Händen hielt!

Und dann ... dann entwirrten ſich die Züge ... auf den erſten Blättern ſtand ein Entwurf der Organiſation einer bewaffneten Macht — einer Miliz der Revolution ... das war offenbar, obwohl der Zweck der Organiſation nicht genannt war ... eine Anzahl Namen waren da aufgeführt als Hauptleute gewiſſer kleinerer Stadttheile ... Verſammlungsplätze bezeichnet für dieſe Führer ... Straßen, durch welche ſie auf gewiſſe Signale mit ihren Schaaren zu ziehen hatten; auf der Rückſeite des Blattes ſtanden mehrere dieſer Namen unterzeichnet ... unter ihnen der des Malers Korn, mit kleinen kritzlichen Zügen ſehr deutlich geſchrieben. Auf einem zweiten Blatte waren verſteckte Waffendepots aufgezeichnet, bei jedem die Vorräthe an Waffen und Munition, welche dort verborgen, in einzelnen Poſten detaillirt angegeben.

Es waren die richtigen Papiere, Papiere, die, in die Hände der Obrigkeit gelegt, Korn und viele andere Menſchen auf die Galeere ſenden mußten; aber auch Stratelli ſelbſt; denn Stratelli's Namenszug ſtand unter den andern; alſo auch ihn, wenn er nicht — Spion geweſen war!

Schönburg ſprang auf. In nicht zu mäßigender Freude warf er die Papiere auf den Tiſch und lief, laut mit ſich redend, im Zimmer auf und ab.

„Gott ſei gelobt!“ rief er aus ... „es iſt gelungen! Da iſt Conſtanzens Freiheit! Mit dieſem Stratelli werde ich gleich morgen reden!“

(Schluß folgt.)

Columbus als Schriftſteller.

Von

W. Assmann.

Villemain ſagt in ſeinem „Tableau de la littérature du moyen age en France, en Italie, en Espagne et en Angleterre“ (Paris 1856) zum Schluſſe der ſpaniſchen Literaturgeſchichte: „Ich ſtehe nicht an zu behaupten, daß der Genueſer Colon, der das Spaniſche erſt ſpät zu ſeinen praktiſchen Zwecken erlernte, in ſeinem Jahrhundert der beredteſte Schriftſteller Spaniens war. Und warum war er dies? Weil er große Gedanken hatte, die ihn zu erhabenem Ausdruck fortriſſen, weil er Enthuſiasmus hatte: „Der Geiſt Gottes ſchwebte über den

Wassern!“ — Mit ihm beginnt das wahrhaft Erhabene in der spanischen Literatur, die Einfachheit in der Größe.“

Wir dürfen mehr sagen. Der Aufschwung, den Columbus nahm, war durch die große Zeit bedingt, in der er lebte; er war einer der thatkräftigen Geister, in welchen sich die Bestrebungen des Zeitalters der großen Entdeckungen gipfelten; die Erregbarkeit und bewegliche Lebendigkeit des Italieners vereinigten sich in diesem Manne mit der feurigen Kraft, welche den durch eine lange Schule harter Kämpfe gestählten Seemännern der Portugiesen und Spanier eigen war und die er sich im Dienste und nach dem Beispiele der strebsamsten Zeitgenossen unter diesen Völkern immer mehr angeeignet hatte. Und „mit ihm“ — dem Entdecker der neuen Welt! — „beginnt das wahrhaft Erhabene“ nicht nur „in der spanischen,“ sondern überhaupt in der neueren europäischen Literatur. Denn auch dieser epochemachende Name steht nicht vereinsamt in dem Zusammenhange der Weltgeschichte da. Die Zeit, wo der Ocean und die neue Welt jenseit desselben vor den Blicken der fortgeschrittenen Menschengeschlechter erschlossen wurde, mußte einen mächtigen Aufschwung des menschlichen Geistes erzeugen, und das portugiesische National-Epos wie die aus dem Leben geschöpften Dramen der großen spanischen Dichter des 16. und 17. Jahrhunderts wurden auf den Flügeln der gewaltigen Zeitereignisse dahingetragen. Camoens (gestorben 1579), der Sänger der „Lusiade“ — in welcher er den Ruhm seiner Nation an den Namen des alten Lusitanien knüpft — hatte selbst in den heißen Kämpfen mitgefochten, durch welche die portugiesische Nation zuerst unter den europäischen Völkern eine Herrschaft in dem reichen und zauberischen Indien errang. Lope de Vega (gestorben 1635), der Begründer des spanischen Drama, hatte auf der Armada gedient; nach ihm führte Calderon (geboren 1600, gestorben 1687), wie Shakspeare unter ähnlichen Zeiteinflüssen, das Drama seiner Nation zur glänzenden Höhe.

Die schönsten Blüthen der Dichtung — wie der Beredtsamkeit — finden ihre Nahrung in den Verhältnissen der Wirklichkeit, nicht in erträumten Idealen. Demosthenes und Cicero, gleich Pitt und Fox und allen wahren Rednern in Parlaments- und Volksversammlungen waren Männer der That, nicht bloß Helden des Wortes. Das Herz ist es, das dem Beredten das Feuer leihet; die Beredtsamkeit — wie man auch gesagt hat — ist eine Tugend.

Columbus war, noch mehr als jene Redner und Dichter, von denen wir geredet haben, ein Mann der That. Von seinen sprachlichen Werken ist — bis jetzt! nur Weniges zu unserer Kunde gekommen. Aber mit Recht dürfen wir voraussetzen, ja, wir wissen es aus einzelnen Proben, daß, was er sagte und schrieb, um seine großen Pläne zu rechtfertigen und zu empfehlen, seine von Leidenschaft beseelte Widerlegung der Einwürfe, die kleinere Geister seinen enthusiastischen Ueberzeugungen entgegenstellten, seine Berufung auf die heiligen Schriften, in denen er seine Bestimmung geweissagt glaubte — seine von Propheteneifer eingegebenen Mahnungen, bis zum Paradiese der Urzeit vorzudringen und die längst entarteten Anwohner desselben durch die Bekehrung zum Christenthum für den Himmel zu gewinnen — daß alle seine von wahrer Begeisterung erfüllten Schriften und Reden auch von jenem Feuer der Beredtsamkeit und jenem lebendigen Dichterschwung zeugen, die immer und überall von dem Herzen ausgehen und durch große Lebensverhältnisse geweckt werden.

Und darüber haben wir um so festere Gewißheit erlangt, seitdem das Schiffsbuch des Entdeckers zu einem großen Theil, einschließlich seiner Briefe, wörtlich bekannt geworden ist, welches eben so viele Beweise von wahrhaft dichterischer Auffassung der Herrlichkeiten der Natur und einer von der lebendigsten Phantasie getragenen Darstellung derselben liefert, wie es uns jenen Schwung des Gemüthes zeigt, der allein vermag, das Große in der Wirklichkeit aufzufinden oder selbst in das Leben zu rufen.

Villemain erinnert daran, wie Columbus in seinen Briefen an König Ferdinand voller Freude versichert, daß er jetzt die großen Flüsse aufzusuchen eile, deren Quellen im Garten Eden seien, und daß die neuen Länder, die er entdeckt habe, sich bis zu einer reineren Atmosphäre erheben, wo die Natur vollkommen und das Menschenleben glücklich sein müsse. Rühmend fügt der französische Literarhistoriker hinzu: „Lebendige Empfindung für die

Natur, das Gefühl des naiven Dichters (für die Poeſie der Wirklichkeit), ein Enthuſiasmus, der von einer idealen Welt jenſeit der entdeckten träumt, iſt in Columbus' Tagebuche wie in ſeinen Briefen unverkennbar. Nichts in der beſchreibenden Poeſie iſt anmuthiger als der erſte Eindruck von den Geſtaden, die er entdeckt hat, von dieſen großen Wäldern und den lauen Winden, die ihn an einen Frühlingsmorgen in dem ſchönen ſpaniſchen Gartenlande Valencia erinnern. — In nur wenig ſpäterer Zeit zeigen ſeine Vertheidigungen gegen ſeine Widerſacher eine Seelenſtärke, die der Größe ſeines Genius gleicht."

Hieran möge ſich zur Veranſchaulichung des Geſagten die Mittheilung eines Briefes reihen, welchen Columbus auf ſeiner vierten ſo unglücklichen Entdeckungsfahrt an Ferdinand und Iſabella, „die Katholiſchen," ſchrieb, als er ſchon die Abnahme ihrer Gunſt erfahren hatte — und der nicht bloß ein Beiſpiel von der dichteriſchen mit dem Bibelton verwandten Darſtellung des Columbus liefert, ſondern zugleich ein nicht unbedeutendes pſychologiſches Intereſſe hat, da er uns vergegenwärtigt, wie der gekränkte Ehrgeizige ſeine Verdienſte und Anſprüche den hohen Gönnern im Namen eines Höheren in die Erinnerung zu rufen weiß.

„Mein Bruder, ſchwer verwundet, und der Reſt der Unſeren waren fern auf einem Fahrzeuge in dem Fluſſe, und ich, auf dem einen Ufer ohne Schutz, allein, von einem hitzigen Fieber verzehrt, hatte alle Hoffnung der Heimkehr aufgegeben! Mit Mühe erreichte ich den höchſten Gipfel eines Berges und rief hier mit kläglicher Stimme nach allen Winden hin die Kriegshauptleute Ihrer Hoheiten zu Hilfe. Sie antworteten nichts! Erſchöpft von Anſtrengung ſchlief ich unter Schluchzen und Seufzern ein, und ich hörte eine mitleidsvolle Stimme, die zu mir ſprach:

„O Unſinniger, trägen Herzens zu glauben und zu dienen Deinem Gott, dem Gott aller Menſchen auf Erden! was that er Größeres für Moſes und David, ſeine Knechte? Von Deiner Geburt an hat Dich ſeine Fürſorge getragen; als er ſah, daß Du zu dem Alter gekommen warſt, das er nach ſeinem Rathſchluſſe beſtimmt hatte, ließ er wunderbarerweiſe Deinen Namen über die Erde erſchallen. Indien, dieſen reichen Theil des Weltalls, gab er Dir wieder zum Eigenthum; Du haſt es ausgetheilt nach Deinem Gefallen, und Er hat Dir dieſe Macht verliehen. Er hat Dir die Schlüſſel für die Schranken des Oceans gegeben, die bis zu Deiner Zeit mit eiſernen Ketten geſperret waren; Deinem Befehle wird in unermeßlichen Länderſtrecken gehorcht; Du erlangſt unſterblichen Ruhm in der Geiſterwelt.

„Was that er Größeres für das Volk Iſrael, als er es aus Aegypten ziehen hieß? und für David ſelbſt, der aus einem demüthigen Hirten ein mächtiger König des jüdiſchen Volkes ward?

„Gehe in Dich! erkenne endlich Deinen Irrthum! Die Gnade des Herrn iſt unendlich! Er wird Dich noch in Deinem Alter ſtärken, große Dinge zu thun, die er Dir auferlegt hat. Der Herr hält in ſeinen Händen das Erbtheil für hohe Jahre. War Abraham nicht mehr als hundert Jahre alt, da er Iſaak zeugete, und war Sara ſelbſt noch in ihrer Jugend? Du verlangſt nach einer unſichern Stütze! Antworte: wer hat Dich gebrochen und zerſchlagen? War es Gott oder die Welt? Gott bewahret alle Rechte, die er verliehen hat, und bleibt den Verheißungen getreu, die er gegeben hat; wer ſeinem Dienſt lebt, den klaget er nicht an, daß er ſeine Rechte nicht halte und daß er ſeinem Willen zuwider handle; er züchtiget Niemand, nur um ſeine Macht zu zeigen; er handelt immer ſo, wie er es geſagt hat; Alles, was er verſpricht, das hält er, und noch mehr als das; ſo iſt die Weiſe unſeres Gottes. Siehe nun, was Dein Schöpfer für Dich gethan hat und was er für alle Menſchen thut. Harre jetzt auf den Lohn für die Beſchwerden und Gefahren, die Du erduldet haſt, indem Du Anderen dienteſt!"

„Ich war wie halbtodt, da ich dieſes Alles hörte, aber ich konnte keine Antwort finden, denn die Worte, die mir geſagt wurden, waren Wahrheit. Der, welcher zu mir redete — wer es auch ſein mochte — endete mit den Worten: „Fürchte Dich nicht! ſondern vertraue auf den Herrn! Alle dieſe Deine Qualen ſind in Marmor eingegraben und ſie werden nicht vergebens in den Stein verzeichnet ſein!" Ich erhob mich, ſobald ich wieder Kräfte fühlte, und am Ende von neun Tagen wurde das Wetter wieder günſtig."

Der Unverbesserliche.

Humoreske.

Es war ein brennend heißer Nachmittag. Die Sonnenstrahlen glänzten auf allen Dächern und auf der Seite der Straße, wo die Häuser keinen Schatten warfen, geriethen die Vorübergehenden gradezu in Verzweiflung. Die Gepäckträger, welche gewöhnlich an der Landungsbrücke des Canals zu sitzen und zu plaudern pflegten, hatten sich der Länge nach hingelegt und die Gesichter mit ihren Mützen und Taschentüchern bedeckt; die Dienstmädchen, welche Einkäufe zu besorgen hatten, konnten die Kinder, die in der Hoffnung, bei dem Kaufmann ein paar getrocknete Pflaumen geschenkt zu bekommen, mitgegangen waren, kaum fortschleppen, während andere Dienstmädchen, welche die Straße fegten, mit rothfleckigen Gesichtern und unter dem Kinn aufgebundenen Mützen, schwer athmend ihren weniger belästigten Colleginnen neidisch nachblickten.

Niemand war mit der Temperatur zufrieden, ausgenommen hier und da ein alter Mann, der vor der Hausthüre saß und sich an dem schönen warmen Wetter erfreute.

An solchen Tagen hat man wirklich zu wenig Mitleiden mit dicken Menschen. Wahr ist es, daß sie ihren Nebenmenschen oft lästig werden, indem sie sich gar zu ungeberdig anstellen, mit Blasen und Schnaufen, aber die Armen haben es auch gar zu schlimm, und ein Magerer kann sich keine Vorstellung davon machen, wie viel so ein armer Mensch, der vielleicht schon seit mehreren Jahren seine Füße nicht mehr gesehen hat, an heißen Sommertagen leiden muß.

Unter den corpulenten Personen der neueren Zeit verdient der Assessor Friedrich Wilhelm Braun zwar vielleicht nicht den ersten, aber doch sicherlich einen bevorzugten Platz, denn er konnte zu seinem Leidwesen fast niemals einem alten Bekannten begegnen, ohne daß dessen erstes Wort gewesen wäre: „Wie sind Sie stark geworden!“ oder daß ein Anderer, der ihn nur seit 14 Tagen nicht gesehen hatte, ausrief: „Wieder dicker geworden, alter Freund!“

Der Herr Assessor Braun bewegte sich an jenem brennend heißen Nachmittage in Rücksicht auf seine Corpulenz viel zu schnell durch eine Straße der Stadt Winberg. Er hielt in der einen Hand seinen Hut, und in der andern außer seinem rothen seidenen Taschentuche einen dicken Stock mit rundem Elfenbeingriff, den er sich mehrmals heftig gegen den Kopf stieß, wenn er sein Taschentuch gebrauchen wollte. Hinter ihm lief ein kleiner Straßenjunge, der des Assessors Ueberrock und Reisetasche trug, selbst ohne Hut oder Mütze auf dem Kopfe, mit einer blauen Jacke, die auf dem einen Ellenbogen mit einem schwarzen und auf dem andern mit einem grauen Lappen geflickt war.

„Nun, wo ist es denn?“ frug der Assessor ungeduldig.

„Das erste Haus mit der kleinen Treppe,“ antwortete der Junge; „gleich neben dem Hause, wo der Schlächter seinen Laden hat.“

„Gut! gut! gut!“ sagte der Assessor.

An dem Schlächterhaus vorüber, stand der dicke Mann endlich auf der kleinen Treppe vor dem Hause des Doctors Delus, seines Universitätsfreundes, den er seit 16 Jahren nicht gesehen hatte.

Doctor Delus war, das wußte der dicke Herr, seitdem Familienvater geworden und dies war mit ein Hauptgrund, weshalb des Assessors Mutter ihn zu diesem Besuche gedrängt hatte. Seit vielen Jahren gab sie sich nämlich vergeblich alle erdenkliche Mühe, den immer corpulenter und damit immer behäbiger werdenden Sohn zum Heirathen zu bewegen, und da alle ihre Worte in den Wind geredet waren, so hoffte sie zuletzt, ihn durch eine Thatsache, durch den Einblick in ein glückliches Familienleben zu bekehren. Sie erinnerte sich der großen Freundschaft, die früher zwischen ihm und Delus bestanden hatte, und sie forderte ihn daher wiederholt auf, diesen einmal bei Gelegenheit einer kleinen Urlaubsreise zu besuchen. Nur um der Mutter den Ge-

fallen zu thun, hatte der dicke Assessor sich zu der ganzen Reise entschlossen, und so begegneten wir ihm an jenem mehrerwähnten heißen Nachmittage auf dem Wege zu des Doctors Haus und verließen ihn, als er eben auf der kleinen Treppe stand und heftig an der Hausglocke zog. Er nahm darauf seinen Ueberrock über den Arm und die Reisetasche in die Hand und gab dem Jungen ein Trinkgeld, indem er sagte: „Hier, mein Junge, und nun mach', daß Du fortkommst."

Das Trinkgeld mußte reichlicher ausgefallen sein, als der Junge gehofft hatte, das konnte man an dem fröhlichen Gesichte und den lebhaften Sprüngen merken, womit er trotz der Hitze die Straße entlang lief.

Inzwischen ging die Hausthüre des Doctor Delus noch lange nicht auf, und der Herr Braun sah sich genöthigt, noch einmal zu läuten. Die Glocke hatte deutlich angeschlagen und schien von einer stark klingenden Sorte zu sein, trotzdem vernahm er kein Lebenszeichen im Inneren des Hauses. Nachdem er noch einige Male seine Stirne abgetrocknet und mit dem Stock auf die Treppe aufgestoßen hatte, zog er zum dritten Male an der Glocke und begann zu versuchen, ob er durch eins der Fenster im Erdgeschosse in das Haus sehen könne.

Er blickte in ein gut eingerichtetes Zimmer und erkannte darin schwere damastene Gardinen, einen hohen Glasschrank und das Portrait eines Mannes, welches an der Wand hing; aber weder das Portrait, noch der Schrank, noch die Gardinen konnten dem dicken Assessor die Hausthüre öffnen. Der gute Mann war inzwischen noch wärmer geworden, wozu seine Ungeduld und der Ueberrock, den er auf dem Arm trug, das Ihrige thaten. Er klingelte zum vierten Male, und nun so laut, daß ein Frauenzimmer, die im Hause nebenan am Fenster saß und nähte, davon ganz nervös wurde und aus dem geöffneten Fenster hinaus dem Assessor mit einiger Entrüstung erklärte, daß Niemand in dem Hause sei.

„Der Doctor auch nicht?" frug der Assessor.

„Nein!"

„Und seine Frau auch nicht?"

„Nein!"

„Wohin sind sie denn gegangen?"

„Das kann ich nicht wissen!" versetzte die Näherin, „sie sind alle ausgegangen und nur das Dienstmädchen ist allein zu Hause geblieben."

„Warum macht denn das Dienstmädchen nicht auf?" fragte darauf der Assessor, und die Antwort lautete: „Weil sie nicht drinnen ist."

„Und Sie sagen, daß sie zu Hause geblieben sei?"

„Ja, aber deshalb ist es doch möglich, daß sie nicht drin ist," sagte das Frauenzimmer und schloß das Fenster, indem sie es dem Assessor überließ, seinen Gedanken in Bezug auf den Unterschied zwischen „zu Haus sein" und „drinnen sein," nachzuhängen. Es vergingen indeß nur wenige Augenblicke, so rief eine Stimme von gegenüber aus dem Schuhmacherladen: „Sie sind im Garten, und die Magd ist einen Weg ausgegangen, da kommt sie schon."

In der That sah der Assessor ein hübsches Dienstmädchen so schnell als möglich mit einem großen Schlüssel in der Hand herbeikommen; rasch schoß sie an dem Assessor vorüber, schloß mit außerordentlicher Geschwindigkeit die Thür auf und stand vor ihm in der Hausflur.

„Wollten Sie den Herrn Doctor sprechen?" frug sie.

„Ja, aber er scheint nicht zu Hause zu sein," erwiederte der Assessor.

„Nein, mein Herr," entgegnete das Mädchen, „der Herr Doctor und die Frau Doctorin und das Fräulein und alle Kinder sind draußen, und ich bin allein zu Haus, um aufzupassen, ob Jemand kommt."

Nun, der Assessor hatte Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, mit welchem Eifer das Dienstmädchen, welches, während er vor der Thüre wartete, mit der Gemüsefrau an der nächsten Ecke geplaudert hatte, dieser Pflicht nachkam; er hatte jedoch zu viel Eile, um irgend eine Bemerkung zu machen und frug hastig: „Wo sind sie denn draußen? ist es weit?"

„Im Gartenfeld," entgegnete das Mädchen.

„Im Gartenfeld?" versetzte der Assessor, „woher soll ich wissen, wo das ist?" Als er sah, daß das hübsche Dienstmädchen sich durch diese Frage verletzt fühlte und schmollte, setzte er mit verändertem Tone freundlich hinzu: „Hören Sie, liebes Kind, ich bin extra hierher gereist, um den Doctor und seine Familie zu besuchen; wenn

es nun nicht weit ist, will ich gern hinausgehen; können Sie mich nicht zurecht weisen?" Er sah dabei verlangend die Straße auf und ab, ob nicht irgend ein kleiner Junge in der Nähe sei, um ihm den Weg zu zeigen, aber Niemand ließ sich sehen. Das Dienstmädchen gab ihm inzwischen die erbetene Auskunft und unterrichtete ihn so genau von der Lage des Gartenfelds, daß er dasselbe in der That nicht verfehlen konnte. Der Assessor bedankte sich und machte sich auf den Weg, aber als er kaum hundert Schritte gegangen war, bemerkte er, daß er noch immer den Rock über dem Arm und die Reisetasche in der Hand trug, er kehrte deshalb um und zog noch einmal die Hausglocke, aber vergeblich, denn das Mädchen mußte schon wieder „nicht drinn" sein und der Herr Assessor sah sich hierdurch genöthigt, an diesem brennend heißen Nachmittag seinen Ueberrock und seine Reisetasche mit vor das Thor zu nehmen. Dies fiel ihm jedoch zu schwer, und bei dem letzten Colonialwaarenladen, in der Nähe des Thores, trat er ein, füllte sich die Cigarrentasche und bat bei dieser Gelegenheit den im Laden anwesenden Commis, seinen Rock und seine Reisetasche dort niederlegen zu dürfen, bis zu seiner Zurückkunft in die Stadt. Dann wandelte er muthig weiter mit dem Hut in der einen, dem Taschentuch nebst dem Stock in der andern Hand und so viel wie möglich den Schatten der vereinzelt stehenden Bäume aufsuchend.

So gelangte der dicke Herr Braun an die Umzäunung mehrerer Gärten und es schien ihm, als müsse er hier sein Ziel erreicht und das Gartenfeld vor sich haben. Nun aber stellte sich eine neue Schwierigkeit heraus. Wie sollte er den Garten des Doctors Delus finden, da weit und breit kein Mensch sich sehen ließ! Endlich erblickte er vor einer angelehnten Gartenthür ein kleines Kind, welches dort saß und mit Steinchen spielte.

„Ist hier das Gartenfeld, liebes Kind?" frug der Assessor. Das Kind nickte. „Wo wohnt denn der Doctor Delus?" frug er weiter. Das Kind sagte nichts. Der Assessor wurde verdrießlich, nicht so wohl auf das Kind, als über die Schwierigkeit seiner Lage. „Weißt Du es nicht?" frug er ein wenig zu laut. Das Kind ließ die Steinchen fallen, stand auf, fing laut an zu weinen und lief in den Garten. Der Assessor seufzte; er ging noch an einigen Gartenthüren vorüber, und las mit Aufmerksamkeit die Schilder, welche hier und da daran befestigt waren. Endlich wagte er es, an eine der Thüren, woran sich kein Schild befand, zu klopfen, sie zu öffnen und einzutreten. Aber kaum hatte er einige Schritte gethan, als eine lange und hagere Dame sich von der Bank, auf welcher sie mit einem Buche in der Hand gesessen hatte, rasch erhob und den Eintretenden durch eine blaue Brille mißtrauisch ansah. „Wohnt hier der Doctor Delus?" frug der Assessor sehr höflich, worauf die hagere Dame mit scharfem Tone entgegnete: „Das ist hier nebenan," und darauf hinter dem heraustretenden Assessor die Thür so heftig zuschlug, daß er erschreckt zusammenfuhr. Er war jedoch nun aus aller Verlegenheit und klopfte aufathmend an der Thüre des Nachbargartens.

„Trienchen, da wird geklopft," rief eine Frauenstimme.

„Ich höre es wohl, Fräulein," antwortete Trienchen.

Gleich darauf wurde die Thür geöffnet, und nachdem Trienchen dem Eintretenden erklärt hatte, daß dies Doctor Delus' Garten sei und daß der Doctor sich im Pavillon befinde, sagte er: „Gut, mein Kind, zeigen Sie mir nur den Weg nach dem Pavillon, ich bin ein alter Freund des Doctors und will ihn überraschen."

„Soll ich dann nicht zuerst sagen, daß Sie da sind?" meinte das Mädchen, worauf der Assessor entgegnete: „Um Gottes Willen nicht! gehen Sie nur voraus!"

Der Garten war ein schmales Stückchen Land, längs des Canals; die sehr schmalen Fußwege waren theils mit Erdbeerenpflanzen, theis mit Buxbaum eingefaßt. Der Assessor machte seine Betrachtung darüber, wie vortheilhaft das kleine Fleckchen Land benutzt wurde, und während er diese Anmerkung bei sich machte, frug er das Mädchen, ob Niemand in dem Garten sei.

„Die ganze Familie ist im Pavillon," antwortete Trienchen, „nur das Fräulein sitzt dort auf der Bank unter dem Apfelbaum."

In diesem Augenblicke kamen sie nahe an der Stelle vorüber, wo der Assessor die älteste Tochter seines Freundes sitzen sah;

er grüßte, und sie erwiederte seinen Gruß mit einer gleichgiltigen Kopfneigung. Ein kleiner Hund, der zu ihren Füßen gelegen hatte, sprang gegen den Assessor an und bellte wie wüthend; dieser hätte dem Kläffer gern einen Schlag mit dem Stocke gegeben, aber er besann sich noch zur rechten Zeit und bedachte, daß er die Ueberraschung des Doctors nicht mit einem Mord beginnen dürfe. So gelangte er mit seiner Führerin nach dem Pavillon, der aus einem großen Zimmer, nebst einem kleinen Raum bestand, in welch letzterem die Frau Doctorin vor Kurzem den Kaffee bereitet hatte.

Bevor der dicke Assessor die Thür öffnete, bedankte er sich bei Trienchen und versenkte sich dann einen Augenblick in die Erinnerungen an jene Zeit, als er mit Delus gemeinschaftlich die Hochschule besuchte. Er hatte ihn seitdem nicht gesehen, und sollte ihn nun als vielbeschäftigten Arzt an der Seite einer liebenswürdigen Gattin umringt von blühenden Kindern wiederfinden. Wie oft hatte ihm seine Mutter dies Bild vor die Seele gerufen! Erwartungsvoll öffnete er die Thüre, aber was sich nun seinen Blicken zeigte, entsprach nur sehr wenig der Vorstellung, welche seine Phantasie sich gemacht hatte.

Er sah einen ungezogenen Jungen von ungefähr sechs Jahren, der gewaltig schrie und mit den Füßen stampfte; er sah einen Vater, der roth von Zorn, mit der einen Hand an dem Tische sich festhielt, mit der andern Hand drohte; er sah eine Mutter, die bleich vor Angst, den Jungen zu beruhigen suchte; er sah ferner einen großen Knaben von ungefähr vierzehn Jahren mit ungesund bleichem Gesichte, der mit beiden Ellenbogen aufgestemmt an dem Tische saß, und über das vor ihm liegende Buch hinwegsah, um über den Vorfall zu lachen; er sah endlich ein kleines Mädchen von vier Jahren, welches sich weinend an Mama's Rock fest hielt. Dies war das Bild, das sich den Blicken des Eintretenden bot, es war Doctor Delus im Kreise seiner Familie.

„Ich will nicht," schrie der Junge, indem er den Stuhl umwarf, der dicht neben ihm stand.

„Augenblicklich!" rief der aufgeregte Vater, „oder es geschieht ein Unglück."

„Nicht so heftig, Delus," bemerkte die Mutter; „er wird schon gehen."

„Entschuldigen Sie, mein Herr," wendete sich nun der Doctor zu dem Eintretenden, „man hat mit dem Jungen seine Last, ich stehe sogleich zu Diensten," und er packte den ungehorsamen Sohn beim Kragen.

„Delus!" flehte die Mutter, aber der Doctor schleppte den widerspenstigen Burschen in die hintere kleine Kammer, um ihn dort einzuschließen.

„Verzeihen Sie, mein Herr," sagte inzwischen Frau Delus, indem sie sich auf einen Stuhl niederließ; „solche Auftritte greifen mich entsetzlich an, ich weiß mir gar nicht zu helfen." Sie seufzte und fuhr dann fort: „Das Beste wird sein, wenn ich ein wenig in die Luft gehe."

„Lassen Sie sich durch mich nicht abhalten," entgegnete höflich der dicke Herr Braun und sie ging hinaus und mit ihr das schluchzende Kind, welches sie noch immer an ihrem Rocke festhielt. Der junge Herr Delus mit dem ungesunden Gesichte blieb allein mit dem Assessor und sah denselben mit unverschämten Blicken an.

„Ich will die Nachbarschaft schon vor Euren Ungezogenheiten bewahren," sagte Doctor Delus, als er wieder eintrat und dann abschloß; er hielt es für nothwendig das Vergehen seines Sohnes zu nennen, damit man ihn nicht für einen hartherzigen und ungerechten Vater halte. Darauf wendete er sich zu dem Assessor und sagte: „Darf ich fragen?"

„Altes Haus!" rief der gutherzige dicke Assessor mit einem herzlichen Lachen auf seinem erhitzten Gesichte.

Dieser Ausruf kam jedoch dem Doctor aus dem Munde eines Fremden etwas sonderbar vor, und er machte große Augen.

„Nun, altes Haus!" wiederholte der Assessor.

Der Doctor dachte, er habe einen Irrsinnigen vor sich und da er eben erst in großem Zorn gewesen, so war er nahe daran, wieder hinein zu gerathen, was sonst sehr selten geschah. „Was ist gefällig?" fragte er streng.

„Erkennt Ihr mich denn nicht mehr?" frug nun der Assessor.

Der Doctor blickte ihm forschend in das Gesicht und mit einem Male ging ihm ein Licht über den Fremden auf. „Braun!" rief er aus, „wahrhaftig, Ihr seid es, alter Freund! Nun erkenn' ich Euch! Wie seid

Ihr verändert, seit der schönen Zeit, die wir zusammen verlebten! Aber wo ist denn meine Frau?" fuhr er darauf fort, indem er sich umsah.

„Sie ist ganz außer sich," erklärte Braun, „und darum ging sie ein wenig in die Luft."

„Wilhelm! geh' hin und rufe die Mama," sagte Doctor Delus.

Wilhelm stand langsam auf, reckte sich ein wenig und ging an die Thüre des Pavillons, wo er stehen blieb und so laut er konnte: Mama! schrie; dann setzte er sich wieder nieder und sah über sein Buch hin.

„Ich will heraus," rief der Junge nebenan, und schlug gegen die Thüre, die das Zimmer von dem kleinen Raum trennte.

„Ihr seid noch nicht verheirathet, alter Freund," sagte Delus zu dem Assessor, indem er sich hinter den Ohren kratzte. „Leider nein," entgegnete der dicke Mann, der vor Durst und Hitze fast verschmachtete. In diesem Augenblicke trat die Doctorin herein. „Liebes Weib," sagte der Doctor, „dies hier ist der Assessor Braun, von dem ich Dir so oft erzählt habe." Das Gesicht der Doctorin zeigte, daß sie sich darauf nicht besinnen konnte. Nachdem sie einige Worte gesprochen hatte, stellte sie eine Tasse zurecht und bot dem Assessor Kaffee an, der, wie sie sagte, noch ganz warm sei. Der Assessor hätte Alles darum gegeben, ein Glas Bier oder Wein zu trinken, und es war für ihn eine schwere Aufgabe, so müde und erhitzt wie er war, in einem dumpfigen Pavillon Kaffee zu trinken. Der Doctor errieth die Gedanken seines Freundes und sagte seufzend: „Es ist schade, daß wir keinen Keller hier draußen haben."

„Dafür ist eine dunkele Kammer da!" rief der eigensinnige Junge, der in dem Orte eingesperrt war, den er nannte. „Der Unart," sagte die Mutter mit einem Lächeln.

„Haben Sie noch mehr Bekanntschaften in unserer Stadt?" frug darauf die Doctorin den Assessor.

„Bitte um Verzeihung," entgegnete dieser, „ich kenne hier Niemand als Ihren Herrn Gemahl, obschon auch unsere Bekanntschaft bereits etwas verjährt ist."

„Das ist der Welt Lauf," meinte die Doctorin, und frug dann: „Noch ein Täßchen?"

„Danke! danke!" versetzte der Assessor.

Die Doctorin stand auf, und meinte: der Herr Assessor würde sie wohl für einen Augenblick entschuldigen, worauf sie hinausging. Das vierjährige Kind weinte zwar nicht mehr, aber es hing noch immer an ihrem Rocke und folgte ihr überall hin.

Als sie hinausgegangen war, holte der Doctor tief Athem und sein Freundschaftsgefühl für den Assessor wurde wieder lebendig; er wollte sich gern mit demselben ein wenig in die vergangenen Zeiten zurückversetzen, aber er fand dazu zweckmäßig, seinen vierzehnjährigen Sohn zu entfernen. „Ich kann nicht begreifen, Wilhelm," sagte er, „daß Du Dich nicht im Garten beschäftigst?"

„Im Garten? bei dieser Hitze?" entgegnete der Junge, „das wäre etwas Schönes!"

„So unterhalte Dich mit Deiner Schwester beim Schaukeln."

„Schaukeln? warum nicht gar!"

„Der junge Herr scheint eine große Vorliebe für das Lesen zu haben," sagte der Assessor.

„Ja zuweilen, wenn es grade durchaus nicht am Platze ist," antwortete der Doctor.

Der vierzehnjährige Schlingel sah voller Wuth nach dem Assessor, schlug sein Buch heftig zu, stieß es auf den Tisch, daß es eine ganze Strecke fort flog und die Kaffeetasse des Besuchers fast in Lebensgefahr brachte, dann stand er auf, wobei er den Stuhl umwarf, murmelte etwas zwischen den Zähnen und ging hinaus, indem er die Thür mit aller Macht hinter sich zuschlug. Der glückliche Vater wollte aufbrausen, aber er besann sich und setzte sich mit einem Seufzer nieder. Die Herren zündeten sich jeder eine Cigarre an und waren eben dabei, die alten Zeiten lebendig werden zu lassen, als Trienchen, die von der Arbeit im Garten und vom Schäkern mit dem Gärtnerburschen so roth wie eine Koralle aussah, hereintrat, um zu sagen, daß der Bediente von Frau von Alpin da sei: der Doctor möge doch augenblicklich zu ihr kommen, da die gnädige Frau sehr schlimm sei.

„Ich würde augenblicklich kommen," sagte der Doctor zu dem Dienstmädchen und darauf zu seinem Freunde: „Es wird nicht viel zu bedeuten haben, es ist ein Elend in unserem Stande, daß die Leute

uns um jede Kleinigkeit rufen laſſen.“ Darauf machte er ſich bereit und ſah nach der Uhr, bevor er hinaus ging. „Es wird wohl anderthalb Stunden dauern, bis ich wiederkomme,“ ſagte er; „finde ich Euch dann noch hier?“

„Ich weiß es nicht,“ verſetzte der Aſſeſſor, der urſprünglich mit der Abſicht gekommen war, einige Tage bei ſeinem Freunde zuzubringen; — „ich wollte eigentlich heute Abend weiter reiſen.“

„Nichts da,“ ſagte der Doctor, „ich hole Euch hier ab, und Ihr bringt den Abend bei uns zu.“

„Ich weiß nicht,“ wiederholte Braun, der es lieber geſehen hätte, wenn die Doctorin bei dieſer Einladung zugegen geweſen wäre.

„Nun, wir werden ſehen,“ ſagte zuletzt der Doctor, „jetzt kommt, ich will Euch zu meiner Frau bringen.“

Frau Delus war nicht ſehr weit und hatte ſoeben mit Trienchen einen kleinen Zank gehabt. Sie begreife nicht, ſagte ſie mit einem Seitenblick auf den Gärtnerburſchen, warum immer ſo viel in dem Garten gearbeitet werden müſſe, wenn ſie grade darin ſei. Doctor Delus empfahl ſeinen Freund ſeiner Frau und wollte ſich entfernen.

„Noch ein Wörtchen,“ ſagte die Doctorin.

„Was gibt's denn?“ frug der Doctor.

„Sollte nichts daran zu thun ſein, daß es den Jungen verboten würde?“

„Welchen Jungen? Wilhelm und —“

„Ach nein,“ fiel ihm die Doctorin in's Wort, „ich meine die Jungen dort im Feld.“

„Aber, Liebſte, dagegen läßt ſich nichts thun,“ ſagte der Doctor.

„Nun dann,“ verſetzte eifrig ſeine Frau, „finde ich es mindeſtens ſehr unpaſſend und unangenehm für Minna, die dort immer unter dem Apfelbaum ſitzt, ſollteſt Du nicht —“

Der Doctor konnte nichts mehr hören, weil er bereits weg war.

Dieſe Probe eines ehelichen Geſpräches bezog ſich auf vier bis fünf kleine Jungen, die es in einer Entfernung von einer kleinen Viertelſtunde an dieſem brennend heißen Nachmittage im friſchen Waſſer angenehmer gefunden hatten als in ihren Kleidern.

„Ihre älteſte Tochter,“ begann Braun, als er mit der Doctorin allein war, „ſcheint die Einſamkeit ſehr zu lieben.“

„So iſt es, Herr Aſſeſſor,“ lautete die Antwort; „wir erleben viel Freude an dem Mädchen; ſie iſt ſtets mit den Büchern beſchäftigt, und ich kann Sie verſichern, daß ſie ihr Franzöſiſch beſſer verſteht als ich; ſie lieſt auch engliſch und der Muſiklehrer ſagt, daß ſie ſeine beſte Schülerin ſei.“

„Was Sie ſagen!“ entgegnete der Aſſeſſor, „das iſt ja ſehr erfreulich! Sie haben gewiß gute Lehrer in der Stadt.“

Frau Delus dachte, dieſe Bemerkung könne die Verdienſte ihrer Tochter verkleinern. „Es iſt ein großer Unterſchied,“ ſagte ſie, „wie der gute Unterricht benutzt wird und meine Tochter lernt viel, lernt eigentlich immer, das Lernen iſt ihr größtes Vergnügen, und ſie hält ſich mit all den Dingen, woran andere Mädchen ihres Alters Gefallen finden, gar nicht auf.

Der Aſſeſſor hielt von dieſer Art von Mädchen nicht viel. „Wie alt iſt Ihre Tochter?“ frug er. „Sechzehn Jahre,“ entgegnete Frau Delus, indem ſie mit mütterlicher Würde ihr Haupt erhob.

„Ein ſchönes Alter,“ bemerkte der Aſſeſſor.

„Und wie ich ſage,“ fuhr Frau Delus fort, „ſie ſpricht mehrere Sprachen geläufig; gewiß hat ſie ſich wieder mit einem engliſchen Buche irgendwo hingeſetzt, haben Sie ſie nicht bemerkt?“

„Ich habe eine Dame geſehen, die dort unter dem Baume ſaß und las,“ ſagte der Aſſeſſor, deſſen Gewohnheit es ſonſt nicht war, ein ſechzehnjähriges Mädchen eine Dame zu nennen. „Das iſt ihr Lieblingsplätzchen,“ entgegnete Frau Delus, laſſen Sie ſie uns einmal dort aufſuchen, es iſt da kühl und wir können ein wenig ausruhen.“

Sie näherten ſich dem Lieblingsplätzchen, die Tochter erhob ſich und verbeugte ſich nochmals vor dem Aſſeſſor. Frau Delus ſetzte ſich neben ihrer Tochter auf die Gartenbank und der Aſſeſſor bediente ſich eines Stuhles, der dabei ſtand.

„Wir wollen uns hier ein wenig ausruhen, Minna,“ ſagte die Doctorin; „was lieſeſt Du da? gewiß wieder ein engliſches Werk.“

„Ach nein, Mama," erwiederte das Mädchen, „es ist nur so ein Buch, das ich liegen sah, ich wußte grade nicht, was ich nehmen sollte. Ist Hannchen wieder artig?" frug sie darauf, und beschäftigte sich mit dem vierjährigen Mädchen, welches immerfort an Mama's Seite geblieben war. Frau Delus frug nicht weiter nach dem Buche, welches, so viel der Assessor aus der Entfernung bemerken konnte, viel Aehnlichkeit mit einem bekannten Werkchen hatte, das den Titel führt: „Les Amours de Napoléon," und woraus ein junges Mädchen von sechzehn Jahren ohne Zweifel sehr viel lernen kann. Einige Augenblicke saßen nun die drei und Frau Delus wußte das Gespräch so zu lenken, daß die Vorzüge ihrer Tochter in ein möglichst helles Licht traten, dabei schüttelte sie zuweilen das Haupt über die kleinen Jungen, welche auf eine Viertelstunde Entfernung badeten. Unweit der Bank befand sich die bretterne Scheidewand des Nachbargartens. Dort ließ sich jetzt plötzlich ein Geräusch vernehmen, und Minna schien dadurch in Verlegenheit zu gerathen. Ihre Finger rieben in großer Aufregung über die Decke des Buches, das sie in der Hand hielt, und sie sagte: „Es ist recht schade, daß man hier nicht ungestört sein kann." In diesem Augenblicke wurde ihr Name mit halblauter Stimme gerufen. „Du wirst gerufen, Kind," sagte Frau Delus. „Nein, Mama," entgegnete Minna, und sie zerrieb fast den Umschlag des Buches. Der Assessor schlug mit seinem Stocke einigen Butterblumen die Köpfe ab.

„Minna!" rief die Stimme mit demselben flüsternden Tone, „warum kommst Du nicht? der Alte ist nach der Stadt und Trienchen sagt, daß Deine Mama mit einem fremden Menschen im Pavillon sitzt."

Die Mama blickte die Tochter an, und der fremde Mensch that, als ob er nichts bemerkt habe; er stand auf und schaute in die Ferne, wo die badenden Knaben sich im Wasser umhertummelten. Frau Delus schoß Blitze aus ihren Augen; sie faßte Minna beim Arme. „Was bedeutet das?" frug sie leise, denn sie wollte in Gegenwart des Fremden keine Scene machen.

„Höre," fuhr die Stimme fort, „keine Verstellung! ich weiß sehr wohl, daß Du dort sitzest, aber ich soll nicht hinüber kommen. Hier steht Dein Stuhl noch von neulich und Niemand kann uns sehen." Es folgte einen Augenblick Stille, dann sagte die Stimme wieder: „Was habe ich zu riskiren, wenn der Alte fort ist!" — Paff! da sprang Jemand über die Scheidewand, daß die Bäume und Büsche umher zitterten und auf dem Lieblingsplätzchen der vortrefflichen Tochter erschien ein hoch aufgeschossener, junger Mensch, von ungefähr siebzehn Jahren mit einem sehr dummen und frechen Gesichte.

„Das ist etwas Anderes," sagte der junge Mensch, sobald er Frau Delus und den Assessor bemerkte.

„Was soll das?" fragte Frau Delus bebend vor Wuth.

„Ist Wilhelm nicht hier?" frug ohne alle Verlegenheit der junge Mensch.

„Nein," antwortete Frau Delus, „und wäre er auch hier, mein Sohn hat keinen Umgang mit einem jungen Menschen, der es wagt, mit meiner Tochter in einer Weise zu sprechen, wie Sie es gethan haben."

„Das ist etwas Anderes," entgegnete der aufgeschossene junge Mensch, „was kann ich dafür, wenn Ihre Tochter mir nachläuft, sie hat selbst den Stuhl an die Bretterwand gestellt, nicht wahr, Minna?"

„Sie sind ein elender Mensch!" sagte Minna, indem sie sich die Lippen blutig biß, „ich habe Sie nie gekannt und will Sie nicht kennen!"

„Das ist etwas Anderes," entgegnete Jener wieder — wahrscheinlich war diese Redensart grade in der Mode bei den Gymnasiasten — und indem er sich umdrehte, schickte er sich an, pfeifend den Garten zu verlassen. In diesem Augenblicke kam Wilhelm, der mit solcher Sorte von jungen Leuten keinen Umgang hatte. „Da bist Du ja," rief der aufgeschossene Gymnasiast, „nun, Wilhelmchen, wie schmecken die Eier aus des Nachbars Hühnerstall?" und lachend ging er zum Garten hinaus.

„Es ist die höchste Zeit, Frau Doctorin," sagte der Assessor, indem er sich den Anschein gab, als habe er, in das Anschauen der Gegend versunken, nichts von dem gehört, was vorgefallen war, — „grüßen Sie Ihren Mann noch recht herzlich von mir und nehmen Sie meinen Dank für Ihre freundliche Aufnahme. Leben Sie wohl!" und indem er Mutter, Tochter und Sohn begrüßte, verließ der dicke Mann das Lieblingsplätzchen, noch bevor Frau Delus,

die natürlich ganz außer sich war, irgend etwas sagen konnte. Er beeilte sich durch die schmalen Gartenpfade seinen Weg zu finden. Da plötzlich hörte er, wie eine Stimme von einem der Bäume herab „altes Haus" rief. Der Assessor fühlte das Blut zum Kopfe steigen, denn er erkannte die Stimme des sechsjährigen Knaben, der seinem Gefängnisse entsprungen war, sobald sein Vater den Garten verlassen hatte. Vergeblich drehte sich der Assessor nach allen Seiten, um den Taugenichts zu finden und er machte dabei eine Bewegung mit dem Stocke, als wolle er ihm einen kräftigen Schlag versetzen. An der Gartenthür kostete es ihn einige Mühe, das verrostete Schloß zu öffnen, und während er damit beschäftigt war, klang ihm wiederholt in allen Tonvariationen der akademische Freundesgruß „altes Haus" in die Ohren.

Gott sei Dank, sagte er darauf aus Herzensgrunde zu sich selbst, als er im Freien war. Nachdem er bei dem Colonialwaarenhändler seinen Ueberrock und die Reisetasche abgeholt hatte, verfügte er sich nach dem ersten Hotel der Stadt, wo er zu Abend aß und zeitig zu Bette ging, um am andern Morgen in aller Frühe abzureisen.

„So erzähle doch, wie Du es bei Deinem Freunde, dem Doctor Delus, fandest?" frug die alte Frau Braun, als ihr Sohn einige Tage später bei ihr saß und ein Glas kühlen Rheinwein trank, was ihm bei der großen Hitze, die noch immer herrschte, sehr wohl that. „Hat er Dich recht herzlich empfangen? Ist er glücklich verheirathet? Hat er liebe Kinder?"

„Mein Freund, der Doctor Delus," entgegnete der dicke Assessor, „hat einen sehr schönen Garten, eine Frau, zwei Söhne und zwei Töchter, an denen er viele Freude erlebt, besonders an der ältesten Tochter."

„Nun, und?" frug die Mutter weiter, „hast Du es endlich eingesehen, daß der Junggesellenstand nichts taugt und ein glückliches Familienleben besser ist als Eure Clubbs und Abendpartien?"

Der dicke Assessor trocknete mit seinem rothseidenen Taschentuche die heiße Stirn und erwiederte nichts, worauf die Mutter ihn einen unverbesserlichen Hagestolz schalt und verdrießlich das Zimmer verließ.

Don Juan d'Austria.

Von

Hermann Knothe.

In der glänzenden Reihe jugendlicher Helden, deren kurzes, aber thatenreiches Leben von dem Schimmer jedes Glücks widerstrahlte, und die ein tragisches Geschick mitten aus ihrer Ruhmesbahn plötzlich entrückte, nimmt eine der hervorragendsten Stellen ein: Don Juan d'Austria. Das Geheimniß seiner Geburt, der jähe Uebergang aus tiefster Verborgenheit zu höchstem Rang und Ansehen, sein früh erworbener, durch drei Erdtheile widerhallender Kriegesruhm, seine kühnen Entwürfe für die Zukunft und sein früher Tod lassen sein Leben fast wie eins jener Märchen erscheinen, bei denen noch heut im phantasiereichen Morgenland Alt und Jung den Worten des Erzählers lauscht und sich zu eignen Heldenthaten begeistert.

Die ganze Kindheit Don Juan's d'Austria war gehüllt in den dichten Schleier des Geheimnisses. Sein Vater war der mächtigste Fürst der Christenheit: Kaiser Karl V., seine Mutter ein deutsches Weib, nicht aus altadligem Geschlecht, wie später seine castilischen Biographen zu erweisen gesucht haben, sondern schlicht bürgerlichen Standes, die schöne Barbara Blomberg aus der freien Reichsstadt Regensburg, in welcher sich der Kaiser 1546 während des Reichstages aufhielt. Erst von seiner Mutter in Deutschland, dann auf Veranstaltung des Kaisers von einem armen Musiker in einem Dorfe bei Madrid in fast dürftigen Verhältnissen erzogen, ahnte er selbst eben so wenig als seine Umgebung seine Abkunft. In einem Alter von sieben Jahren ward er vom Kaiser dem Don Luis Quirada, dem Muster eines castilischen Ritters und Edelmanns, übergeben, und diesem verschwiegenen Diener das Geheimniß seines Ursprungs mitgetheilt. Quirada hat es treulich bewahrt gegenüber jeder nach und nach rege werdenden Neugier. Der Knabe galt für den Sohn eines verstorbenen Freundes. Nur als solchen kannte ihn sogar die edle Gattin des Don Luis, Donna Margaretha. Selbst kinderlos, widmete sie dem fremden Kinde eine Liebe, die ihm wohl die Mutter-

liebe zu ersetzen im Stande war und auch in ihm eine solche kindliche Liebe erzeugte, daß er selbst in der Zeit seines höchsten Ruhmesglanzes sie nie anders als: seine Mutter nannte und bei ihr sich Rath und Trost erholte.

Da kehrte 1557 Karl V., früh gealtert und lebensmüde, von seinen jahrelangen Zügen durch Deutschland, Italien und die Niederlande nach Spanien zurück, um, der Last der Herrschersorgen nun entbunden, den Rest seiner Tage in der gesunden Gebirgsluft Estremadura's und in dem stillen Frieden des Klosters von San Yuste zu verbringen. Zu den wenigen Auserwählten, die den einstigen Monarchen hierher begleiten durften, gehörte auch Quirada nebst seinem Pflegesohne. Hier war es, wo der alte Kaiser zum ersten Male den jetzt zehnjährigen Knaben mit den blauen Augen und dem blonden Lockenhaar erblickte und sich des geweckten Geistes desselben erfreuen konnte. Und doch mit Wehmuth erfüllt uns der Gedanke, daß der Gebieter in drei Erdtheilen nicht einmal das blühende Kind als sein Kind an die Vaterbrust drücken durfte. Der Knabe war und blieb der Pflegesohn und Page Quirada's. Aber er durfte als solcher doch seinen Herrn begleiten in das kleine, aber freundlich eingerichtete Häuschen des Kaisers, gelegen zwischen den hohen, mit Eichen und Kastanien bewachsenen Felsen; er durfte dem Kaiser folgen in seinen Garten, wenn er daselbst seine Orangen- und Citronenbäume oder seine duftigen Blumen besichtigte, oder wenn er in der langen Kastanienallee, auf den Stab gestützt, mühsam lustwandelte, oder endlich unter dem Schatten eines gewaltigen Nußbaumes der Ruhe pflegte, den Blick auf die südwärts sich ausbreitende, sonnige, in üppiger Fülle prangende Ebene von Placentia gerichtet.

Da starb am 21. September 1558 der alte Kaiser. In Trauerkleidern wohnte Don Juan dem Leichenbegängniß bei. In dem Testamente war des spät geborenen Sohnes mit keinem Worte Erwähnung geschehen.

Wohl aber hatte Karl V. seinem treuen Freunde Quirada einen erst nach seinem Tode abzusendenden Brief an den rechtmäßigen Sohn und Erben Philipp II. übergeben, worin er diesen bat, sich des jungen Bruders anzunehmen und ihn womöglich für den geistlichen Stand erziehen zu lassen, ohne jedoch den Neigungen des Knaben Gewalt anzuthun. Der interessante Brief hat sich in Abschrift unter den reichhaltigen Papieren des Cardinals Granvella zu Besançon vorgefunden.

Im folgenden Jahre kehrte Philipp II. aus den Niederlanden nach Spanien zurück, um dasselbe nie wieder zu verlassen. Des Vaters letzter Wille sollte bald und in würdiger Weise von ihm vollzogen werden. Bei Gelegenheit einer Jagd unfern Valladolid sollte das erste Zusammentreffen der beiden Brüder stattfinden. Angethan mit seinen besten Kleidern, bestieg eines Tages Quirada das beste Roß aus seinen Ställen und hieß seinen Pflegesohn, ebenfalls zu Pferde, ihm folgen. An der Spitze all seiner Vasallen und Diener ritt er darauf schweigend in den Wald hinein, bis von ferne Jagdhörner erklangen und Hufschläge hörbar wurden. Da stieg er plötzlich ab, ließ sich vor seinem Mündel auf ein Knie nieder, und indem er ihm die Hand küßte, bat er ihn, sich auf sein, des Ritters, Roß zu setzen. Näher ertönten die Hörner. Der Jagdzug ward sichtbar, an der Spitze der König. Quirada und Don Juan nahten sich demselben und küßten ihm die Hand. — „Weißt Du, wer Dein Vater ist?“ redete der König den Knaben an. Und als dieser verlegen schwieg, fuhr er fort: „Fasse Muth, mein Kind, Du stammst von einem großen Manne; der Kaiser Karl V. ist Dein, wie mein Vater.“ Darauf wendete er sich zu seinem Gefolge und stellte demselben Don Juan als seinen Bruder vor. Zum Schluß schnallte er ihm ein Schwert um und hing ihm das glänzende Halsband des goldenen Vließes um den Nacken. Schneller als der Jagdzug hatte das Gerücht von dem, was vorgefallen, die Stadt erreicht. In den Straßen derselben empfing den jungen Sohn des alten Kaisers lauter, ihm geltender Jubelruf der Menge. Es war das erste Beifallsjauchzen des Volkes, das an sein Ohr schlug. — Philipp selbst war zufrieden mit diesem Tage. Er erklärte, er habe noch nie in seinem Leben eine bessere Jagd gemacht, noch nie ein edleres, ihm lieberes Wild mit nach Hause gebracht. — Sofort bestimmte er einen der

ſchönſten Paläſte Madrids zur Wohnung ſeines Bruders, gab ihm einen eigenen Hofſtaat (doch blieb Quirada ſein Erzieher) und einen neuen Namen. Bisher hatte er Hieronymus geheißen, wie er getauft war; von nun an ward er Don Juan d'Auſtria, Prinz Johann von Oeſterreich genannt.

Es gewährt ein eignes Gefühl der Befriedigung, wahrzunehmen, wie König Philipp, in dem man nur den kalten, herzloſen Tyrannen zu erblicken gewohnt iſt, hier einmal echt menſchlicher Regung Raum gibt. Weit entfernt, ſich des ſo

Don Juan d'Auſtria.

Das Zaubermärchen von Tauſendundeiner Nacht nimmt ſeinen fröhlichen Verlauf. Der einſtige Bauerknabe iſt zum ſchmucken Pagen, zum Ritter, zum Prinzen und Kaiſerſohn geworden. Das Dunkel, das über Don Juan's Kindheit ausgebreitet lag, iſt mit einem Male gelichtet; der volle Sonnenglanz königlicher Gunſt und königlichen Ranges beleuchtete nun ſeine Jünglingsjahre.

plötzlich gefundenen Halbbruders, der den Jahren nach ebenſo gut ſein Sohn ſein konnte, zu ſchämen, ſchenkte er demſelben anfangs eine wahrhaft väterliche Zuneigung und zeigte eine zärtliche Sorge für ſein Wohl. Immer auf's Neue ermahnte er denſelben noch in ſpäteren Jahren, ſo oft der Prinz zu Felde zog, ſein Leben zu ſchonen, ſich fern zu halten von den Gefahren des Kampfes. Herzlich dankte er dem jugendlichen Helden für jeden Erfolg, den unter ſeiner Führung die ſpa-

nischen Waffen errungen, für jeden Sieg, den sein tapferer Degen erfochten. Ueberhaupt bestätigen die neusten Forschungen über Philipp II., daß derselbe in seinem Familienleben und selbst gegen seinen Sohn Don Carlos keineswegs der herzlose Tyrann gewesen sei, als der er allerdings erscheint, sobald das Wohl des Staates oder — das, was er dafür ansah, und das Wohl der Kirche, das er noch höher stellte, in Frage kam.

Bald darauf bezog Don Juan gemeinschaftlich mit seinen beiden Neffen, dem Prinzen Don Carlos von Spanien und Alexander Farnese, dem Sohne Margaretha's von Parma, die Universität Alcala. Es war ein glänzendes Kleeblatt, welches diese drei jungen Fürsten, gleich an Alter, Rang und Abstammung, bildeten. Binnen wenig Jahren sollten die Namen von allen dreien eingezeichnet stehen in den Tafeln der Geschichte. Das offene, frische, heitere, liebenswürdige und bescheidene Wesen des jungen Kaisersohnes übte, wie auf alle seine Umgebung, so ganz besonders auf das düstere, leidenschaftliche Gemüth des Don Carlos einen solchen Zauber, daß er ihm seine ganze Zuneigung, sein volles Vertrauen schenkte. Es war nicht Don Juan's Schuld, daß er diesem Vertrauen nicht ganz zu entsprechen vermochte. Auch das neuste, erst vor Kurzem erschienene sehr ausführliche Werk über Don Carlos von Gachard lehrt uns denselben als den wüsten, rohen, kraft- und sinnlosen jungen Despoten kennen, als den ihn die Geschichte, im grellen Widerspruch mit der idealisirenden Schiller'schen Dichtung, schon längst bezeichnet hat. — Durch den nur zu wohl verdienten Tadel des Vaters aufgebracht, durch die Uebertragung des Oberbefehls in den Niederlanden an den ihm persönlich verhaßten Herzog Alba erbittert, wollte Don Carlos aus Spanien fliehen, zuvor aber — so gestand er selbst seinem Beichtvater und seinem Onkel Don Juan — einen Menschen ermorden, — seinen eignen Vater. Vergebens suchte ihn Don Juan von diesem Vorhaben abzubringen. Don Carlos verlangte sogar, daß sein Onkel ihn nach Italien *begleite*. War der Letztere nicht gezwungen, den König von dem rasenden Vorhaben des Prinzen zu benachrichtigen? Don Carlos faßte Verdacht und jähzornig, wie er war, schloß er eines Tages die Thür hinter Don Juan und drang mit gezogenem Degen auf ihn ein. Auf das Schwertergeklirr eilten endlich die Hofleute herbei und retteten den schwer Bedrohten. Dies geschah an jenem selben 18. Januar des Jahres 1568, an dessen Abende Don Carlos zum Gefangenen in seinem Zimmer gemacht wurde, das er bekanntlich lebend nicht mehr verlassen sollte.

Die Zeit der Studien war inzwischen für Don Juan längst vorüber. Sein junges Herz sehnte sich nach Thaten. Der Wunsch seines sterbenden Vaters, daß er die geistliche Laufbahn erwähle, bei welcher ihm als Ziel des Strebens höchstens ein Purpurhut winken konnte, stimmte nicht mit den ritterlichen Neigungen des jungen Prinzen. Philipp selbst ehrte auch darin des Vaters Wunsch, daß er nie versucht hat, dem Naturell seines Bruders Zwang anzuthun. Von gewaltigem Ehrgeiz getrieben, wollte der Kaisersohn, wie er selbst es ausdrückte, „seine Herkunft durch Thaten rechtfertigen." Eine günstige Gelegenheit schien ihm hierzu die Belagerung Malta's durch die Türken zu bieten.

Seitdem nach dem Falle von Rhodus der ritterliche Orden St. Johannis des Täufers von Kaiser Karl V. das dürre Felseneiland Malta erhalten und zu einem Bollwerk der Christenheit umgewandelt hatte, führte er von hier aus unablässig jenen Kampf gegen die Ungläubigen fort, den ihm sein Ordensgelübde zur Pflicht machte. Die unaufhörlichen Raubzüge türkischer und nordafrikanischer Corsaren nach den Küsten der christlichen Länder vergalt er durch ein christliches Corsarenthum zu Wasser, wie zu Lande. Da beschloß Sultan Soliman der Prächtige, vor dessen Kriegskunst schon Rhodus gefallen war, auch dieses Malta zu bezwingen. Er sendete eine gewaltige Flotte, bemannt mit seinen besten Kerntruppen und geführt von seinem erfahrenen Großvezier Mustapha, um die Festung einzuschließen und durch sein furchtbares Belagerungsgeschütz, in dessen Handhabung die Türken Meister waren, in einen Trümmerhaufen zu verwandeln. Heldenmüthig vertheidigte der Großmeister La Valette mit seinen Ordensbrüdern die Stadt. Und dennoch wehte alsbald auf dem Fort St. Elmo die

Flagge mit dem Halbmond. Da endlich erschien die längst ersehnte spanische Flotte mit ansehnlicher Verstärkung; Mustapha schiffte sich ein; Malta war gerettet.

Mit höchster Spannung hatte das gesammte Abendland den Verlauf dieses Kampfes verfolgt. Niemanden aber verlangte es mehr, an demselben thätigen Antheil zu nehmen, als Don Juan d'Austria. Konnte es eine schönere Gelegenheit geben, sich ersten Kriegsruhm zu erwerben, als im Kampf gegen die Feinde des Christenthums? — Da er die Erlaubniß zur Theilnahme an der Expedition nach Malta von dem Könige doch nicht erwarten durfte, reiste er insgeheim, von wenigen Dienern begleitet, nach Barcelona, wo sich die spanischen Truppen einschiffen sollten. Einen noch unterwegs erhaltenen Befehl Philipp's zur schleunigen Rückkehr ließ er unbeachtet. Allein zum Unglück war in Barcelona die Flottille schon abgesegelt. Der treue Quirada erhielt den Befehl, den Flüchtling zurückzuholen. Das spanische Volk aber nahm den Willen für die That; aller Orten jubelte es dem muthigen Kaisersohne entgegen. Und selbst der strenge König begnügte sich mit einem milden Verweise. Schon dieses erste Zeichen kriegerischen Feuers verschaffte Don Juan eine Popularität, die ihm bald zu wirklichem Kriegsruhme in dem kaum zwei Jahre nachher ausbrechenden Kriege gegen die Moriskos verhelfen sollte.

Die 800jährigen Kämpfe zwischen dem Kreuze und dem Halbmond auf der pyrenäischen Halbinsel hatten mit der Eroberung Granada's noch nicht ihr völliges Ende erreicht. Ausdrücklich hatte man damals der mohamedanischen Bevölkerung Freiheit ihrer Religionsübung zugesagt. Bald aber hatte die bigotte Priesterschaft die verlorenen Seelen der Moriskos mit Gewalt zu bekehren begonnen. Diese hatten mit den Waffen in der Hand den Glauben ihrer Väter verfochten, waren im Kampfe unterlegen und hatten nun als überwundene Rebellen jedes Recht, ja Gut und Leben verwirkt. Sie mußten die christliche Taufe annehmen; aber insgeheim beschnitten sie nach wie vor ihre Knaben. Sie beobachteten äußerlich die christlichen Cultusformen, aber insgeheim feierten sie nach der Väter Weise die mohamedanischen Feste. — In den rauhen, unzugänglichen Thälern der Sierra Nevada und zumal an den südlichen Abhängen derselben, den Alpujarras, welche nur erst der Fleiß der Mauren im Laufe der Jahrhunderte aus starren Felswänden zu blühenden Gärten umgeschaffen hatte, wohnte jetzt fern von den Augen des Hofes und der Inquisition spanische und maurische Bevölkerung friedlich nebeneinander. Da ließ plötzlich am 1. Januar 1567 König Philipp in allen Kirchen ein Edict verkündigen, welches die Moriskos zum verzweifeltsten Widerstande aufreizen mußte. Nicht nur die Feier ihrer altnationalen Festlichkeiten, die letzte Erinnerung an frühere, bessere Zeiten, auch die nationale Tracht des Volkes und selbst das, was ein Volk zum Volke macht, die Sprache ihrer Väter ward verpönt bei höchsten Strafen an Gut und Blut. Nicht bloß arabisch sprechen und schreiben, schon der Besitz arabischer Bücher galt als ein Verbrechen. Das dem Orientalen zum Lebensbedürfnisse gewordene tägliche Baden galt für Abfall vom Christenthum, und selbst das Tragen des Schleiers, für die orientalische Frau das Zeichen der Zucht und der Sitte, wurde belegt mit rohen, entehrenden Strafen. — Da brach der Aufstand aller Orten aus gegen die verhaßten Unterdrücker. Die Christen wurden ermordet, die Kirchen zerstört, Priester und Mönche zu Tode gemartert, ein Nachkömmling der alten Omejaden-Herrscher zum Sultan der Gläubigen auf der pyrenäischen Halbinsel ausgerufen.

Der Religionskrieg mit all seinen Gräueln hatte somit wieder begonnen. Zwei Heere wurden von den bestürzten Spaniern ausgesendet, die Rebellen zu züchtigen, die Abtrünnigen zur Kirche zurückzuführen. Sie vergalten die an den Christen verübten Unthaten durch systematische Abschlachtung der sämmtlichen maurischen Bevölkerung, selbst Weiber und Kinder nicht ausgenommen, nicht nur in den eroberten Plätzen, sondern auch in den friedlichen Dörfern und Hütten, welche die zügellose Soldateska plündernd, sengend und mordend durchschweifte. Der schaudervolle Rassenkampf feuerte die Moriskos zu dem kühnsten Heldenmuthe an. Die beiden spanischen Heere konnten sich nur rühmen, die Alpujarras verwüstet, nicht aber, sie unter-

worfen zu haben. Man schien eines neuen Feldherrn zu bedürfen, der durch die Popularität seines Namens und die Höhe seines Ranges den streitbaren Adel Castiliens zu neuen Rüstungen entflammte.

Aller Augen waren auf Don Juan d'Austria gerichtet, der eben das Jahr zuvor auf einer Seeexpedition gegen die Corsaren von Nordafrika die ersten kriegerischen Lorbeeren geerntet hatte. In seinem bisherigen Verhalten hatte er sich so treu, so ergeben gegen den König erwiesen, daß Philipp den Vorschlag des Staatsrathes, denselben trotz seiner Jugend zum Oberfeldherrn gegen die Moriskos zu ernennen, bestätigte. Freudig eilte Don Juan nach dem Süden. Es war ein blutiges Werk, das ihm aufgetragen worden war, ein Volk zu zertreten, das für sein Alles focht, für seine Nationalität, für seinen Glauben, für sein Leben. Allein der Jahrhunderte lange Kampf mit den Mauren hatte die Spanier gewöhnt, denselben als eine nationale und religiöse Pflicht zu betrachten. Die Religion heiligte nicht nur, sie gebot die Vernichtung der Ungläubigen. „Es war ein Kreuzzug, 's war ein heil'ger Krieg."

Von Granada aus, der glänzenden Residenz der letzten maurischen Sultane, sollte Don Juan die militärischen Unternehmungen leiten. Dadurch glaubte Philipp für die persönliche Sicherheit seines Bruders gesorgt zu haben. Ein Kriegsrath erprobter Feldherren sollte seiner Unerfahrenheit zur Seite stehen und vor Allem seinen Jugendmuth zügeln. Es war ein undankbares Geschäft, Oberfeldherr zu heißen, und fern bleiben zu müssen von der Gefahr und der Ehre des Kampfes. Die armen, friedlichen Moriskos, welche theils in der Stadt Granada selbst, theils in dem breiten, fruchtbaren Thale des Xenil wohnten und harmlos ihre Aecker bebauten, von Haus und Hof in das Elend treiben, sie in ferne Provinzen versetzen zu müssen, war ein schlechter Ersatz für die Reize des Lebens im Felde. Ueberdies schleppte sich der Guerillakrieg hin in unabsehbare Länge. Da erklärte Don Juan dem Könige, daß er entweder den Oberbefehl niederlegen oder selbst in den Kampf ziehen werde, und jetzt willfahrte Philipp seinen Bitten.

Auf steilem Felsen gelegen, außerdem durch ausgedehnte Werke zum festen Waffenplatze gemacht, und von einer tapferen Besatzung vertheidigt, hatte die Stadt Galera in den Alpujarras bisher allen Angriffen der Spanier getrotzt. Don Juan gelobte sich, als erste Waffenthat, die Eroberung dieses wichtigen Platzes. Minen wurden gelegt und spalteten Mauern und Felsen, das Geschütz legte Breschen, die Truppen drangen über Schutt und Geröll in die Stadt. Aber jedes Haus war eine Burg, jede Barricade in den engen Straßen ein Bollwerk. Zweimal wurde der Sturm abgeschlagen. Don Juan selbst war von einer Flintenkugel getroffen worden, die nur durch seinen guten Panzer unschädlich gemacht wurde. Sein treuer, väterlicher Freund und Erzieher Quirada aber war an seiner Seite gefallen. Da gelobte Don Juan blutige Rache. Zum dritten Mal beschloß er den Sturm. In strahlender Rüstung von polirtem Stahl mit eingelegtem Gold, den Helm geschmückt mit weißem, wallendem Federbusch und den Feldherrnstab in der Hand, feuerte er die Truppen an zum Kampf und zum Sieg. Wieder donnerte das Geschütz, sprangen die Minen, klomm das Kriegsvolk die Mauern hinan. Den Vertheidigern fehlte es längst schon an Munition. So war's ein Kampf Mann gegen Mann. Pardon zu geben, hatte der Feldherr verboten. Kein Maure in der Stadt sollte den Tag überleben. Selbst 400 Weiber und Mädchen, die sich hinter die Stadt geflüchtet hatten und den Sieger um Gnade anflehten, ließ er niederhauen. Ihr Todesröcheln war der letzte Schmerzenston von dem 800jährigen Kriegsgetöse in dem Kampfe der Christen und Mohamedaner um die hispanische Erde. Die Stadt ward der Erde gleich gemacht, ihre Stätte mit Salz bestreut.

Die Kraft des Aufstandes war nun gebrochen. Viele Moriskos unterwarfen sich den Siegern und wurden übergesiedelt in ferne Provinzen. Auf die Köpfe der Uebrigen ward ein Preis gesetzt; so wurden sie einzeln aufgespürt und vernichtet. Der Moriskokrieg war zu Ende. Die einst so blühenden Thäler freilich waren verödet auf immer. Aber die Kirche hatte triumphirt, und Ruhe herrschte jetzt im Lande, die Ruhe, die Philipp begehrte, „die Ruhe des Kirchhofs." — Um Don Juan's

schöne Stirn aber schlang sich jetzt der erste, wohlverdiente Lorbeerkranz. Indeß gönnte er sich kaum die Zeit, die Siegesfeste am Hofe zu Madrid mit zu feiern, und die Huldigungen, die ganz Spanien ihm darbrachte, in Empfang zu nehmen; schon winkte ihm ein neues, größeres Feld des Ruhmes und der Ehre.

Die Hauptstadt von Cypern, das seit langer Zeit der Republik Venedig gehörte, war soeben unter blutigen Greueln in die Hände der Türken gefallen. Die bestürzte Republik suchte Beistand bei dem katholischen Abendlande. Der alte Papst Pius V. verkündigte vollständigen Ablaß zum Zweck eines neuen Kreuzzuges und träumte schon von Wiedereroberung Jerusalems und des heiligen Landes. Philipp II. wollte sich als der „allerkatholischste" König und Hort der Kirche bewähren. So kam die heilige Ligue gegen die Türken zu Stande.

Eine Flotte von 300 Galeeren, bemannt mit 80,000 Kriegs- und Seeleuten sammelte sich bei Messina. Zum Oberfeldherrn hatte der Papst selbst Don Juan vorgeschlagen, und Philipp hatte ihn, zur Belohnung für den Sieg über die Moriskos, als solchen bestätigt. Es war eine der schönsten Flotten, die je das Mittelmeer getragen, mit welcher er jetzt den Erbfeind der Christenheit aufsuchen sollte in seinen eigenen Gewässern. Die berühmtesten Flottenführer der Zeit, Andreas Doria, Marc Antonio Colonna und andere, standen ihm zur Seite. Die türkische Flotte, 250 Galeeren und 120,000 Mann stark, hatte sich zurückgezogen in den Meerbusen von Lepanto. Der Kriegsrath beschloß, sie anzugreifen mitten in der geräumigen Bucht.

Es war am 7. October 1571 früh Morgens, als Don Juan auf seinem Admiralschiffe Real das vom Papste geschenkte und geweihte Hauptbanner mit dem Crucifixus aufzog und die christliche Flotte in Schlachtordnung stellte. Er selbst commandirte das Centrum, ihm gegenüber der türkische Admiral Ali Pascha, auf dessen Schiffe die große Standarte des Sultans, geschmückt mit Sprüchen des Korans, wehte.

Noch lagen die christlichen Krieger im Gebet um Sieg auf den Knien, als drüben schon das wilde Kriegsgeschrei ertönte. Bald donnerten all' die Tausende von Geschützen, und über den Golf lagerte sich dichter Pulverdampf. Aber bald wurden wieder die Flaggen der beiden Admiralsschiffe sichtbar. Den feindlichen Befehlshaber selbst hatte sich Don Juan zum Gegner auserkoren; wie zu den Zeiten der Römer wollte er fechten, Feldherr gegen Feldherr, Mann gegen Mann. Die beiden Schiffe rannten gegen einander, daß sie krachten. Das Kleingewehrfeuer knatterte. Andere Schiffe mischten sich in den Kampf. Das Blut floß in Strömen. Zum dritten Male ließ Don Juan jetzt zum Angriff blasen. Da gelang es endlich, das feindliche Schiff zu entern. Ali Pascha fiel, von einer Kugel tödtlich getroffen, und bald steckte sein Haupt, den Muth der Türken lähmend, auf einer Pike. Endlich wurde auch die tapfere Schiffsmannschaft der Janitscharen bezwungen. Don Juan, während des ganzen Gefechts stets mitten im Feuer und selbst am Fuße verwundet, stand als Sieger auf dem feindlichen Admiralsschiffe. Inzwischen hatten die Christen auch auf den Flügeln gesiegt, und die ganze türkische Flotte war theils vernichtet, theils gefangen; nur wenige Schiffe waren entkommen.

Nur vier Stunden hatte die Schlacht von Lepanto gewährt, in welcher die Christen den ersten großen Sieg über die Türken errangen, und von welcher an die Geschichtsschreiber der Osmanen selbst den beginnenden Verfall des Osmanenthums datiren. Ebenso tapfer gegen die Feinde, als großmüthig gegen die Besiegten und freigebig gegen seine Soldaten, war der 24jährige Sieger von Lepanto jetzt der gefeiertste Held der Christenheit. — Als Pius V. die Freudenbotschaft empfing, brach der mehr als 80jährige, harte Mann in einen Strom von Thränen aus und rief die Worte des Evangelisten: „Es war ein Mensch von Gott gesandt, der hieß Johannes." Philipp erhielt die Meldung als er eben in seiner Capelle sein Gebet verrichtete. Er verzog keine Miene, sondern vollendete ruhig seine Andacht. Dann aber ließ er sofort das Tedeum anstimmen und schrieb an Don Juan: „Dir allein habe ich nächst Gott den Sieg zu danken." Dem alten 90jährigen Tizian aber trug er auf, die Seeschlacht von Lepanto darzustellen in einem gewaltig großen Gemälde, bekannt unter dem Namen: „Die heilige Ligue." —

Bis hierher haben wir Don Juan begleitet auf dem graden Wege des Soldaten; derselbe führte ihn zu Ruhm und Ehre. — Aber die Ehre nährt den Ehrgeiz, und dieser verleitet leicht zu den krummen Wegen der Intrigue. Kühne Projecte tauchten von nun an auf und wurden weiter gesponnen in der ehrgeizigen Brust des Kaisersohnes. — „Wer nicht vorwärts strebt, geht zurück," war sein bedeutungsvoller Wahlspruch. Oft klagte er seinen Vater an, daß er ihm nicht ein unabhängiges Fürstenthum hinterlassen habe. Sein Streben ging daher darauf hin, sich eins zu erringen.

Pius V. wollte, die Flotte der Ligue solle nun Constantinopel erstürmen und dadurch Jerusalem befreien. — Don Juan hoffte von den Venetianern als Lohn ein Stück Land in der Nähe der Levante zu erhalten. Allein die Krämerpolitik derselben schloß ohne Vorwissen der Alliirten einen noch dazu ganz schimpflichen Frieden mit der Pforte, und die Ligue löste sich auf.

Da leuchtete für Don Juan eine neue Hoffnung. König Philipp sendete ihn mit einem Theile der Flotte gegen Tunis, wohin schon sein Vater Karl V. gezogen war, und an dessen Küste Spanien noch die wichtige Festung Goletta besetzt hielt. Die Stadt Tunis ergab sich ohne Schwertstreich. Welche lockende Aussicht, hier an der Nordküste von Afrika, auf den Trümmern des alten Karthago, wieder ein christliches Reich zu begründen! Darum schleifte Don Juan auch nicht, wie Philipp gewünscht, die Festungsmauern der Stadt, sondern besserte sie aus und erweiterte sie. Der Papst mußte für ihn bei Philipp um Tunis, als ein selbständiges Fürstenthum oder Königreich sich verwenden. Ein finsterer Blick, den der König dem päpstlichen Nuntius zuwarf, war die einzige, aber entscheidende Antwort. Und freilich gar bald nach Don Juan's Abreise wurde Tunis von den Türken wieder erobert und jetzt die Werke der Stadt und auch der spanischen Festung Goletta geschleift.

Die Stellung Don Juan's zu dem Könige hatte sich allerdings geändert. Schon jetzt betrachtete Philipp mit Mißtrauen die vielfachen Pläne seines ehrgeizigen Bruders, welche alle nicht das Interesse Spaniens, sondern das des Prinzen in erste Linie stellten. Und schon bereitete sich eine neue politische Intrigue vor.

Während Don Juan, von Tunis zurückgekehrt, sich als Oberbefehlshaber der Flotte in Italien aufhielt, und bald in dem reizenden Neapel, bald in Rom sich ganz den Festen und Vergnügungen hinzugeben schien, welche die Italiener zu Ehren des jungen, schönen, liebenswürdigen, die Herzen aller Männer und aller Frauen sich erobernden Siegers von Lepanto veranstalteten, hatte er vereint mit dem Papste und den französischen, streng katholischen Herzögen von Guise einen Anschlag entworfen, der nichts Geringeres bezweckte, als Maria Stuart zu befreien und sie nicht nur wieder auf den schottischen, sondern auch auf den englischen Thron zu erheben. Eine schöne gefangene Königin aus dem Kerker zu erlösen und mit ihrer Hand sich zugleich zwei Kronen zu erkämpfen, war für einen jungen Prinzen ohne Land eine verlockende Aussicht. Es war das letzte glänzendste, unerreicht gebliebene Ziel seines Strebens. Der König aber gedachte, ihn lieber in seinem eigenen Interesse zu verwenden.

Noch befanden sich die Niederlande im allgemeinen Aufstande gegen die spanische Willkürherrschaft. Was weder der verständigen Milde Margarethens von Parma, noch der barbarischen Grausamkeit Herzog Alba's gelungen war, die Provinzen unter das spanische Joch zurückzubringen, das hatte auch der dritte Statthalter Requesens nicht vermocht. Nach dessen Tode lag die Verwaltung des Landes in den Händen eines Staatsrathes, zusammengesetzt aus dem katholischen Adel Belgiens; aber ihm verweigerten die noch immer dort befindlichen spanischen Truppen den Gehorsam und übten Excesse aller Art, überfielen, plünderten, verbrannten ungestraft ganze blühende Städte. Da beschloß Philipp, Don Juan d'Austria, den Sohn des bei den Niederländern so beliebten Kaisers, den Bruder des Königs, den berühmten Feldherrn, als Statthalter dahin zu senden, um die Niederlande zu versöhnen. Die Briefe, in denen er Don Juan zur Uebernahme dieser Sendung aufforderte, und die Instruction, die er ihm zu diesem Zwecke gab, sind neuerdings aus den Archiven von Simancas

ebenfalls an's Tageslicht gezogen und in der gesammten Correspondenz Philipp's II. von Gachard abgedruckt worden.

Don Juan sträubte sich vergeblich gegen die Annahme dieses mißlichen Auftrages. Philipp stellte ihm die Unternehmung gegen England als um so erfolgreicher nach der Pacificirung der Niederlande in Aussicht. So kam denn 1576 der junge Krieger ohne Heer nach den Niederlanden, dem Lande der Parteiungen. Der Staatsrath wollte vor Allem Entfernung der spanischen Truppen und Anerkennung der alten Privilegien, willigte aber in die Herstellung des strengen Katholicismus. Wilhelm von Oranien an der Spitze der protestantischen Provinzen Seeland und Holland verlangte Freiheit auch für den reformirten Glauben und erkannte klar, daß diese nur durch den Sturz der spanischen Herrschaft zu erreichen sei. Und Don Juan, der die Provinzen mit der Regierung versöhnen sollte, brachte als unabänderliche Bedingung mit: die Anerkennung der absoluten Königsgewalt und des Katholicismus, als allein zu duldender Religionsform.

Es ist ein wehmüthiger Anblick, zu sehen, wie der junge Held, nicht zum Diplomaten geboren, und nur mit Widerwillen die endlosen Verhandlungen führend, sich vergeblich abmüht, das Unmögliche doch zu ermöglichen, und in diesem Kampfe mit sich selbst und mit den Verhältnissen ruhmlos sich abnützt und verzehrt. Er wünschte den Frieden, um freie Hand für England zu erhalten. Drum war er anfangs nachgiebig und gewann schnell durch seine Liebenswürdigkeit alle Herzen. Er willigte in den Abzug der spanischen Truppen, versprach Amnestie und beschwor die alten Privilegien. Aber Oranien, der größte Staatsmann des Jahrhunderts, dem die nördlichen Provinzen ganz allein die endliche Anerkennung ihrer religiösen und politischen Freiheit zu verdanken haben, ließ sich weder durch halbe Zugeständnisse überlisten, noch durch persönliche Gunstverheißungen bestechen. Und er hatte Recht. Der Gang der Verhandlungen war für den ungeduldigen Don Juan ein viel zu langsamer. Durch eine nicht eben würdige List setzte er sich in den Besitz der wichtigen Citadelle von Namur und sammelte nun wieder die eben erst entlassenen spanischen Truppen. Seine von den Gegnern aufgefangene Correspondenz mit König Philipp verrieth, daß die Herstellung des Absolutismus doch sein letztes Ziel war. Da warf sich denn der Staatsrath sofort dem Prinzen von Oranien in die Arme und empfing ihn als „Vater des Vaterlands" mit eben demselben Jubel in Brüssel, wie kurz zuvor Don Juan als Statthalter des Königs. Auch fremde Mächte mischten sich in das Intriguenspiel. Oranien proclamirte den Erzherzog Matthias, den Bruder Kaiser Rudolph's II., zum Statthalter, während der Herzog von Alençon, der Bruder des Königs von Frankreich, im Süden Belgiens für sich Einfluß und Anhang zu erwerben wußte, und Elisabeth von England ziemlich offen Oranien unterstützte. So mußten endlich doch die Waffen entscheiden. Noch einmal fesselte Don Juan bei Gembloux das Schlachtenglück an seine Fahnen; aber es besserte sich dadurch dennoch nicht seine Lage. Von anderer Seite her drohte ihm ein langsames, aber sicheres Verderben.

Der allmächtige Minister und Günstling Philipp's II. war damals noch der ehrgeizige, heimtückische, gewissenlose Antonio Perez. Mit ihm, der dem Prinzen treueste Freundschaft und innigste Ergebenheit heuchelte, führte Don Juan neben der amtlichen noch eine vertrauliche Correspondenz, in welcher er klagte über des Königs Saumseligkeit in Uebersendung von Geld und Instructionen, klagte über die seinen eigenen Wünschen und Plänen so widersprechende, undankbare Stellung in den Niederlanden. Er baute auf die Verschwiegenheit des Freundes, und dieser suchte durch Eingehen auf die Ideen des Prinzen noch mehr Klagen, noch mehr geheimste Gedanken ihm zu entlocken. Und alle diese Privatbriefe zeigte der gunstbuhlerische Minister dem mißtrauischen Könige, und alle die gleißnerischen Antworten an Don Juan las Philipp vorher im Concept und corrigirte sie mit eigner Hand — (diese Concepte sind alle noch vorhanden) — wenn sie ihm noch nicht verführerisch genug erschienen. Don Juan's einziger Freund und der Vertraute aller seiner Pläne war sein Geheimsecretär Escovedo, den ihm einst der König selbst als solchen beigegeben hatte. Ihn hatte Don

Juan nach Madrid gesendet, um persönlich seine Angelegenheiten zu betreiben. Er kehrte aber nicht zurück. Vergeblich schrieb der Prinz immer und immer wieder: „Schickt mir Geld und Escovedo.“ Um sich in den Besitz der vermeintlichen staatsverbrecherischen Geheimnisse des Prinzen zu setzen, hatte Perez mit Philipp's Genehmigung Escovedo ermorden lassen.

Dies war der schwerste Schlag, der den armen Verlassenen, Verrathenen, rings von Feinden aller Art Umgebenen treffen konnte. Abgehetzt von all den Geschäften, Unterhandlungen, Sorgen und mehr noch innerlich aufgezehrt von Verdruß, von Aerger, von ohnmächtiger Wuth gegen die allmächtigen Feinde, deren Sache er doch selbst verfechten mußte, ward der einst so frohe, lebensfrische Jüngling finster, trübsinnig und lebensmüde. Wie sein Vater sehnte auch er sich nach dem stillen Frieden eines Klosters. Diese körperlichen und geistigen Aufregungen zogen ihm im Lager unweit Namür ein hitziges Fieber zu. Noch in seinen Phantasien commandirte er Heere und kämpfte Schlachten. Als ihm die Besinnung wiederkehrte, fühlte er die Nähe des Todes. Er setzte seinen Neffen Alexander von Parma, seinen treuen Gefährten in den frohen Tagen zu Alcala und im Feuer der Schlacht bei Lepanto, wie jetzt am Sterbelager in der elenden Hütte, zum Stellvertreter im Commando ein. Sein letzter Wunsch war, neben seinem Vater, dem Kaiser, ruhen zu dürfen in der Gruft des Escorial. So starb er den 1. October 1578 in dem Monate aller seiner Siege im 31. Jahre seines Alters. Sein Heer, das ihn vergötterte, und viele Andere mit demselben, glaubten fest, er sei vergiftet. Je nach der Parteistellung riethen die Einen auf Oranien, die Anderen auf Philipp. Wenn auch der Letztere sicher der That fähig war, so bedarf es wohl kaum der Annahme einer unmittelbaren Tödtung. Die mittelbare Veranlassung zu seinem Tode bleibt doch immer der König, der Bruder, für den er in den Alpujarras und bei Lepanto, in Tunis und in den Niederlanden gekämpft und gesiegt hatte.

Durften wir im Anfang unserer Darstellung Don Juan mit dem Helden eines heiteren Zaubermärchens vergleichen, so nöthigt uns der Ausgang seines Lebens, ihn als einen tragischen Helden zu bezeichnen. — Kein Wunder, daß auch die dramatische Dichtung sich des lockenden Stoffes oft bemächtigt hat. Um von anderen zu schweigen, nenne ich nur die bekannten Dramen: „Johann von Oesterreich“ von Mosen, „Don Juan d'Austria“ von Putlitz und „Philipp und Perez“ von Gutzkow, worein ebenfalls Don Juan's tragisches Schicksal verwebt ist. — Und in der That fehlte es diesem tragischen Helden auch nicht an einer tragischen Schuld. Die Dichter suchen sie entweder, wie Mosen, darin, daß er im Dienste des staatlichen und kirchlichen Absolutismus die Unterwerfung der Niederländer und somit die Bekämpfung der staatlichen und religiösen Freiheit übernahm, oder, wie Putlitz, darin, daß er, von Philipp's Heimtücke überzeugt, sich endlich den Niederländern in die Arme geworfen und sich, freilich in Widerspruch mit der Geschichte, zum König der Niederlande habe ausrufen lassen. Der Historiker findet die tragische Schuld Don Juan's darin, daß derselbe, ähnlich wie Wallenstein, in selbstsüchtigem Ehrgeize die geradlinige, ruhmreiche Bahn des Kriegers verließ und, getrieben von dem eitlen Gelüste nach selbständiger Herrschaft, die eigene Kraft überschätzend, ein politisches Intriguenspiel begann, in welchem er weder dem schlauen Staatsmann Oranien gewachsen war, noch dem Verdachte des argwöhnischen Philipp entgehen konnte. Je verzeihlicher aber grade solch eine Verschuldung bei ihm erscheinen muß, um desto regeres Mitgefühl werden wir einem Helden zollen dürfen, der solch einer Versuchung unterlag.*)

Die Grabstätten der Philosophen

zu Berlin.

Von E. H. Riegel.

Die schönen Erinnerungsfeste an die Geburt der Geisteshelden, welche die letzten Jahre uns brachten, haben vor aller Welt

*) Vorstehender Aufsatz ist vor dem Erscheinen des Werkes von Dr. Wilh. Havemann: „Das Leben des Don Juan d'Austria“ geschrieben und an die Redaction eingesendet worden.

Augen gezeigt, daß das deutsche Volk mehr als irgend ein anderes der Erde ein dankbares Gedächtniß den großen Männern bewahrt, welche ihm das Licht der Bildung entzündet und unter dem Scheine desselben die Zeichen der Freiheit errichtet. Denn wir fühlten klar, daß Dasjenige, was uns vor andern Nationen auszeichnet, was unser Köstlichstes ist, uns von ihnen kam, und daß, wie sie aus dem Volke hervorwuchsen und mit ihm lebten, auch das Volk mit ihnen leben und sich an seinen herrlichsten Söhnen, die nun seine Lehrer geworden, weiter entwickeln und heben muß. Ein enger Wechselverkehr findet zwischen den Geistern, die die Blüthe einer Nation sind, und der Masse, die zu ihr gehört, statt; ja stehe auch Einer noch so tief im Volke an Bildung und Beruf, er kann sich den Wirkungen dieses Verkehrs nicht entziehen, er muß mit dem Strome, der von jenen Quellen ausgeht, vorwärts. Und diese innige Beziehung bricht der Tod nicht, nein, er ruft sie erst recht wach und lebendig, und darum sagen wir: die Todten leben! Schon der einzelne Geringe lebt im Ganzen fort, wenn auch sein Name schnell vergessen ist; doch der, welcher Bedeutendes wirkte, wirkt persönlich fort und fort, den spätesten Geschlechtern ein Freund und Führer, ein hoch bevorzugter Mensch aus Millionen seiner Brüder:

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen
Lebt der große Name noch."

Aber der Name lebt nur, wenn die That fortdauert, wenn die Werke lebendig fort und fort schaffen und neue Menschen mit dem Hauche des Göttlichen anwehen.

Vornehmlich wir Deutsche, bereit, neben dem heimischen Guten auch fremdes Verdienst zu ehren, haben uns eine reich bevölkerte Walhalla gebildet, wo der unsterbliche Lorbeer die Schläfe der großen Männer kränzt. Wir haben zu unsern Helden dahin die Meister des Alterthums und der anderen Völker in mittlerer und neuerer Zeit gesetzt, so daß, wenn wir uns nur hingeben wollen, wir der Vorbilder und Lehrer die vortrefflichsten besitzen. Immer aber werden unter ihnen uns die Söhne der eigenen Nation am nächsten stehen, die aus unserer Erde hervorgegangen und in unsere Erde hinabgesenkt sind. Unsere Art zu denken und zu fühlen, unsere Weise zu handeln und zu sein ist ihnen eng verwandt, und wir besitzen bereits von ihrem Gute, ehe wir erkennen, was wir ihnen danken, ehe wir uns entschließen, ihnen nachzustreben. Unmittelbar unser sind sie, unser in allem Hohen und Schönen, unser in ihrem Schaffen und Wirken. Ein Stolz ist es, der auf Verdienst beruht, ein Stolz, der eben darum seine volle Berechtigung hat, wenn wir uns in dem Bewußtsein, daß sie unser sind, selbst höher und herrlicher fühlen. In treffenden Worten drückt diese Empfindung Emanuel Geibel aus, wenn er sagt:

„Segnend waltet ihr Gedächtniß
Ueber uns den Sternen gleich.
Und in ihrer Kraft Vermächtniß
Fühlen wir uns groß und reich."

So erhebend und groß erscheinen uns unsere Todten im geistigen Verkehr mit ihnen, und nichts Beengendes mischt sich da hinein. Wir empfinden mit ihnen, erfreuen und entwickeln uns durch sie, ja, wir nehmen selbst ihre Mängel und Schwächen mit einer gewissen Liebe hin und bilden uns auch an diesen weiter. Anders ist es, wenn wir hintreten zu der Stätte, wo die Gebeine jener Männer ruhen, zu dem winzigen Stückchen Erde, das die edelsten Erscheinungen bezwungen. Am Grabe ist kein Raum für die Begeisterung; hier waltet unumschränkt die Trauer, und sie fordert auch ihr Recht, wenn wir vor den Hügeln stehen, die die Leiber großer Männer decken. Wir haben sie nicht gekannt, nicht Aug' in Auge ihnen gesehen; ja, lange, ehe wir in das Leben kamen, waren sie daraus hinweggegangen: nichts, was uns sonst an Gräbern bewegt, ist hier die Ursache unserer ernsten Stimmung. Der Todte *war* nicht unser Freund, aber er *ist* es, er *war* nicht unser, doch er *ist* unser, unser bis zum letzten Strahl der Sonne, der unser brechendes Auge erfreut. Und da trauern wir denn an dem Denkzeichen, welches die Nachwelt über dem Staube des Todten aufgerichtet, daß ein Wesen, so hochbegabt und hervorragend, der allerniedrigsten Bedingung des Lebens, dem Tode, verfallen mußte, daß es nicht im Schwanengesang sich verwandeln und in den Aether göttlich emporschwingen konnte, daß das Hohe und Große verschwindet, „daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt."

In diesem Sinne zunächst haben nun die Gräber großer Männer eine vorwiegende Bedeutung; denn dieser Eindruck der Trauer und diese ernste Betrachtung sind das Erste, was wir empfinden; doch auch eine stille Weihe geht von ihnen aus, deren Wirkung wir uns willig hingeben. In unsere Gedanken mischt sich die Vorstellung von dem Lebenden und seinen Thaten, und so zieht es uns nach und nach in eine reinere Stimmung hinüber, und unser Herz verweilt gern an einer Stätte, die ihm eine so tiefe Bewegung gewährt. Unser Blick geht nicht durch die Gruft in den Sarg hinein, er hebt sich von dem Grabe zum Geistigen; denn wäre dies nicht so, wären wir so sinnlich, daß die Leiche für uns einen Werth hätte, so würde jener Blick uns mit Grausen erfüllen, und wir würden das glückliche Gefühl der Alten beneiden, die der ekeln Verwesung durch die Verbrennung zuvorkamen, und die Asche im kunstvollen Gefäße gesammelt am heiligen Orte aufstellten. Noch heute stehen wir so gedankenvoll vor der Asche marathonischer Sieger, und kein Leichenschauer, kein Grauen der Verwesung berührt uns. Aber wir haben gegen die naive Sinnlichkeit der Alten den Vorzug, daß wir uns geistig leichter vom Stoff los machen können. Es berührt uns nicht von fern die Vorstellung des Zustandes, in welchem die Gebeine der verehrten Männer wirklich und thatsächlich sich befinden; wir erheben unsre Seele zu ihrem Geiste und sehen es als eine natürliche Sache an, daß ihr Leib im Schoße der mütterlichen Erde die Bedingungen dieser Erde löst. Dies Gefühl ist befriedigend und klingt mit jenem Zuge des Geistes durch die Treue des Herzens wie die Gewißheit der Ewigkeit hindurch. Anders ist es, wenn die Särge frei in Gruftgewölben oder Kirchen stehen bleiben; denn das ist eben unnatürlich, daß das, was das Leben ausgeschieden und was der Erde angehört, unter den Lebenden über der Erde fortdauert und unheimliche Empfindungen wach ruft. Doch diese Fälle sind ja bei uns im Ganzen selten und werden immer seltener, denn selbst die Vornehmen und Reichen, die sich früher zu solchem Verfahren für berechtigt hielten, fangen mit der fortschreitenden Bildung an einzusehen, daß es einen Zug der Gefühllosigkeit verräth, den Leichen nicht die natürliche Ruhe zu gönnen und die Lebenden mit dem Anblick gefüllter Särge zu belästigen.

Die Bezeichnung des Grabes durch ein Mal ist der allgemeinste Gebrauch seit den Tagen der Kindheit unseres Geschlechts; und zwar sind die Formen, welche hier zumeist wiederkehren, die des Erdhügels, des Denkmals und des Grabbaues. Alle drei Formen treten seit den barbarischen Völkern des Alterthums gemeinsam auf, und auch wir haben sie im Großen und Ganzen beibehalten. Wenigstens sind Hügel und Denkmal die allgemeine Sitte geblieben, wenn auch der Grabbau nur noch höchst selten angewandt wird, und zwar dann auch nicht in Folge religiöser Beziehungen wie ehedem, sondern aus Prachtliebe der Könige und Fürsten. Leider aber hat es sich bei uns eingebürgert, dies Denkmal als eine Tafel oder einen Stein mit dem Namen des Verstorbenen oder, wenn es hoch kommt, als ein Kreuz mit Namensinschrift herzustellen, so daß, wenn man unsere Friedhöfe entlang wandelt, der Eindruck ein einförmiger und kunstloser bleibt, während uns die herrlichen Stelen und Grabtafeln, die wir aus dem Alterthum besitzen, ahnen lassen, daß der antike Schönheitssinn auch auf diesem Gebiete seine volle Befriedigung fand. Bei solcher Erkenntniß konnte es nicht fehlen, daß seit dem Wiederaufblühen der Künste auch das Streben dahin gerichtet war, künstlerisch ausgebildete Grabdenkmäler herzustellen, und wenigstens über den Gräbern bedeutenderer Menschen ein durch Schönheit ausgezeichnetes Mal zu errichten. Einige unserer Friedhöfe erlangten so ein reiches, künstlerisches Aussehen und luden gleichsam zum Besuche ein, indem sie erinnerungsreiche Grabstätten und anziehende Denkmäler uns boten. Seit 100 Jahren haben wir der Helden genug in die Erde gesenkt, so daß unsere größeren Städte fast alle Gräber besitzen, die den Freund unseres Volkes anziehen und dem Fremden als Sehenswürdigkeiten gepriesen werden. Sollen wir von den Gruftstätten zu Weimar, von den Gräbern zu Oßmannstedt und Ottensen, von der Stoa Kantiana zu Königsberg, den Friedhöfen in Wien, Dresden, München, Frankfurt, Berlin und so vielen Orten die Namen nennen, deren hingegangene Träger dort im langen Schlafe ruhen? Es sind deren viele, sehr

viele, und es ist ein schönes Zeugniß, daß die meisten mit würdigen Denkmälern geschmückt den Ruhm der Todten dem Besucher verkündigen.

Die Zahl der bedeutenden Todten auf den Berliner Kirchhöfen ist sehr beträchtlich, und es ist eine strenge Auswahl nöthig, um bei deren hervorragendsten zu bleiben und nicht in's Ungewisse abzuschweifen.

Es ist eine Rede, die bald im Ernst, bald zum Spott gebraucht wird, Berlin die Stadt der Intelligenz zu nennen. Zu weit ausgedehnt, wird solch ein Ehrenname allerdings lächerlich, und dann haben Diejenigen Recht, welche sich enttäuscht fühlen, sobald ihnen nicht in jedem einzelnen Berliner die Intelligenz leibhaftig entgegentritt. Als ob die Bewohner des heiligen Köln ein besonderes Anrecht auf den Himmel hätten, oder als ob der Königsberger seine Heimath als die Stadt der reinen Vernunft an sich selbst zur Schau trüge! So wenig aber Königsberg aufhört, die Stadt der reinen Vernunft zu sein, um des einen Mannes willen, dessen Name Königsbergs Namen in die fernsten Zeiten noch hinausträgt, wenn auch alles Andere, was in seinen Mauern vorging, längst verschollen und verstaubt ist, eben so wenig wird Berlin der Titel „Stadt der Intelligenz" je entzogen werden können. Keine deutsche Stadt birgt die Grabstätten so vieler Philosophen, die hier gelebt und gewirkt haben, und so mögen diese Denker noch im Tode den Namen einer Stadt verherrlichen, der sie einst im Leben in so vieler Hinsicht ihre geistigen Stempel aufdrückten.

Aus der Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts ragt uns Moses Mendelssohn entgegen und deutet auf die frische Rührung im Gebiete der Gedanken hin, die den deutschen Namen durch Kant's gewaltige Thaten würdig und ebenbürtig neben die griechischen Philosophen, neben Plato und Aristoteles stellen sollte. Kant's eifrigster Nachfolger, der für die Freiheit des vernünftigen Willens hochbegeisterte edle Fichte, bezeichnete den gewaltigen Aufschwung, den durch die Gründung der Universität, die Neugestaltung des Staates und die Morgenröthe der Befreiung auch der Geist der Einwohnerschaft Berlins genommen hatte. Von dieser idealistischen Begeisterung herab zieht die Reaction auch die Gedankensphäre in das Beamten- und Geheimerathsthum.

Die Hegel'sche Absolutheit wurde durch Anhänger des Meisters in andere Gebiete getragen, vor Allem für die Rechtskunde und Geschichte durch den begabten Gans. Mannigfach mit Hegel'schem Geiste verwandt erscheint der Aesthetiker Solger, wenn er auch zunächst sich an Schelling anlehnte. Wenn nun später dieser Letztere selbst nach Berlin kam und hier der Philosophie neuen Glanz verleihen sollte, so ist dennoch bekannt, daß der Strömungen zu verschiedene waren, als daß er zu durchgreifender Wirkung hätte gelangen können. Schelling faßte in Berlin kaum sichern Boden, doch wurde seine Richtung schon vor seiner Ankunft außer durch den frühverstorbenen Solger vornehmlich durch Steffens glücklich vertreten. Neben allen diesen Männern, seit Fichte her, geht eine Erscheinung, die an Größe des Charakters, Reinheit des Strebens und edlem Sittenernste Keinem nachsteht, die aber durch den unmittelbaren und dauernden Einfluß auf das Volk zu den einflußreichsten Männern des Jahrhunderts zählt. Es ist Schleiermacher.

Alle diese Männer: Mendelssohn, Fichte, Hegel, Gans, Solger, Steffens und Schleiermacher lebten und lehrten in Berlin; was sterblich an ihnen war, ruht in den Kirchhöfen dieser Stadt.

Im Großen und Kleinen strebt die Menschheit, durch die Schule des Glaubens und Denkens erzogen, seit Jahrtausenden der Erkenntniß zu, daß ein tiefer Sinn in Geschichte und Ereignissen ruht. Wenn der Zeitgeist nur der Herren eigner Geist wäre, so stände es um den geistigen Faden, der die menschliche Entwickelung durchzieht, schlimm. Doch jede Zeit hat wahrlich ihren Geist, von dem der Spiegel auf die Einzelnen nur zurückfällt. Und so ist es begründet und berechtigt, die mittleren sechzig Jahre des vorigen Jahrhunderts die Zeit der Aufklärung zu nennen. Will man deshalb von Zufall reden, wenn ein armer Judenknabe aus einer kleinen deutschen Stadt, von Wissensdrang getrieben, die Hauptstadt des königlichen Philosophen aufsucht, und unter Mangel und Sorgen sich hindurcharbeitet, bis er endlich als Hauslehrer und dann als Genosse eines

reichen Geſchäftshauſes einen Rückhalt findet? Iſt es Zufall, daß dann dieſer jüdiſche Mann ein Muſter von Charakterbild erſcheint, daß er die Chriſten im Juden den Menſchen zu ehren lehrt, daß er die Juden vom Standpunkte des auserwählten Volkes zu freien Menſchen und gleichen Bürgern im Vaterlande erheben will? Iſt es Zufall, daß dieſer Mann, daß Moſes Mendelsſohn Leſſing's Freund war? Wenn irgend, ſo möchte man hier mit Schiller ausrufen:

„Es gibt keinen Zufall;
Und was uns blindes Ohngefähr nur dünkt,
Gerade das ſteigt aus den tiefſten Quellen.“

Was Moſes Mendelsſohn erfüllen ſollte, war die dringendſte Forderung der Zeit, und nur ein Jude konnte ſie erfüllen. Mußte Spinoza ein Jahrhundert früher noch unter ſeinem Judenthum leiden, war die Hochachtung und Liebe der Chriſten für ihn nur eine Ausnahme, weil er eben Jude blieb, und hatten ihn die Juden in der Amſterdamer Synagoge verflucht, weil er doch nicht mehr Jude war — ſo leitet Mendelsſohn die geſellſchaftliche und bürgerliche Gleichſtellung der Juden ein und lebt im Leben ein wirklicher Nathan, wie jener im Gedichte ſeines großen Freundes. Jahrhunderte mögen vergehen, ehe dies Werk des Aufgehens der Juden mit ihrem national-religiöſen Sectenthum in das national-deutſche Menſchenthum ſich in unſerem Vaterlande ganz vollziehet: wer aber nicht am Ende dieſer Entwicklung ſteht, der wird mit Verehrung und Dankbarkeit auf den kleinen buckligen Juden zurückſchauen, welcher das Wort der Zeit zuerſt laut ausſprach und es in ſeinem eigenen Charakter und Weſen thatſächlich als ein leuchtendes Vorbild löſte.

Moſes Mendelsſohn iſt am 10. September 1729 zu Deſſau geboren und wurde von ſeinem Vater, welcher Lehrer war, in die talmudiſche Gelehrſamkeit eingeführt. Seit ſeinem 16. Jahre lebte er in Berlin, ſeit 1750 war er zuerſt Hauslehrer bei dem Seidenfabrikanten Bernard, dann Buchhalter, endlich Factor und Theilhaber der Fabrik. In dieſer Zeit, 1754, lernte er Leſſing kennen, dem er zuerſt als ausgezeichneter Schachſpieler angenehm wurde, dann Nicolai, Sulzer und Abbt. Während Mendelsſohn bisher, wenn auch als hochgebildeter Geiſt und tadelloſer Charakter geachtet, dennoch nur in kleinen Kreiſen bekannt gelebt hatte, rief ihn Leſſing plötzlich auf die literariſche Weltbühne, indem er heimlich ohne des Verfaſſers Wiſſen deſſen „philoſophiſche Geſpräche“ drucken ließ. Wir können hier ſo wenig wie in der Folge ein Verzeichniß der Schriften und Werke von den Männern geben, deren Grabſtätte uns ihr Lebensbild erneuert,

Mendelsſohn's Grabdenkmal.

denn wir müßten oft Wiederholtes und überall Nachzuſchlagendes ohne eigentlichen Zweck wiederholen. Mendelsſohn alſo, auf ſolche Weiſe in das öffentliche Geiſtesleben eingeführt, arbeitete raſtlos weiter und ließ Buch auf Buch folgen, ſo daß ſein Enkel, G. B. Mendelsſohn, der Vetter des Tonſetzers Felix, in den Jahren 1843 bis 1845 eine ſtattliche Ausgabe ſeiner „Geſammelten Schriften“ in ſieben Bänden zu Leipzig herausgeben konnte.

Seine 1783 erſchienene Schrift „Jeruſalem oder über religiöſe Macht und Juden-

thum“ ist gleichsam der Quell, aus welchem aller vernünftiger Geist und alle Humanität sich herausbildete, die später grade die gebildeten jüdischen Kreise zu Berlin eine Zeit lang tonangebend machten. Wir erinnern nur an das Haus der Henriette Herz und an Rahel Levin. Ueber den Geist jenes Buches aber hat Kant, der seit 1766 mit Mendelssohn in Briefwechsel stand, das ehrendste Zeugniß gesprochen, indem er am 18. August 1783 an den Verfasser selbst schrieb: „... Herr Friedländer wird Ihnen sagen, mit welcher Bewunderung der Scharfsinnigkeit, Feinheit und Klugheit ich Ihr Jerusalem gelesen habe. Ich halte dieses Buch für die Verkündigung einer großen, obzwar langsam bevorstehenden und fortrückenden Reform, die nicht allein Ihre Nation, sondern auch andre treffen wird. Sie haben Ihre Religion mit solchem Grade von Gewissensfreiheit zu vereinigen gewußt, die man ihr gar nicht zugetraut hätte und dergleichen sich keine andere rühmen kann. Sie haben zugleich die Nothwendigkeit einer unbeschränkten Gewissensfreiheit zu jeder Religion so gründlich und so hell vorgetragen, daß auch endlich die Kirche unsererseits darauf wird denken müssen, wie sie Alles, was das Gewissen beängstigen und drücken kann, von der ihrigen absondere, welches endlich die Menschen in Ansehung der wesentlichen Religionspunkte vereinigen muß; denn alle das Gewissen beängstigenden Religionssätze kommen uns von der Geschichte, wenn man den Glauben an deren Wahrheit zur Bedingung der Seligkeit macht. Ich mißbrauche aber Ihre Geduld ꝛc. ...“ Mendelssohn's Eifer für die Bildung seiner Stammesgenossen hat große Früchte getragen. In vielen Schulen ist seine Uebertragung des Moses eingeführt, und die Kinder lernen hier von Jugend auf das Deutsch als ihre einzige und wahre Muttersprache lieben. So müssen die Juden sich mehr und mehr als Fremdlinge, als ein besonderes Volk zu fühlen aufhören, sie müssen Deutsche sein und an ihr Vaterland Alles setzen. Wie sehr die vielen Jahrzehnte bisher hierin schon verändert haben, lehrt die tägliche Erfahrung, und auch in anderer Hinsicht zeigt sich auf verwandtem Gebiete der große Unterschied unserer Zeit von der damaligen.

Wer spricht heute nicht den Namen des Spinoza offen und frei, ja, wer auch nur einen Blick in des großen Weisen hohen Geist gethan, mit Verehrung und Liebe aus? Wer wagt ein Wort gegen Goethe zu erheben, welcher sagte: „Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte?“ Und doch galt damals Spinoza noch für einen Höllengeist, den Christ und Jude gleicher Weise fliehen müsse! Fr. H. Jacobi „beschuldigte“ den vor wenigen Jahren gestorbenen Lessing des Spinozismus, und Mendelssohn beeilte sich in einer besonderen Schrift „an die Freunde Lessing's“, seinen großen Freund von dieser schweren Beschuldigung zu reinigen! Die Wucht dieses Vorwurfs aber war so groß, daß Mendelssohn, von Jugend auf eine schwächliche Natur, in eine gewaltige Aufregung gerieth. Sein Zustand war so gereizt, daß seine Kräfte dem heftigen Angriff unterlagen und er am 4. Januar 1786 starb. Von der Spandauer Straße zu Berlin drang die Trauerkunde hinaus, während man den Leichnam des kleinen jüdischen Weltweisen auf dem damaligen, dem jetzigen „alten Kirchhofe“ der Judengemeinde in der Großen Hamburger Straße bestattete. Die Pietät seiner Familie, deren edelstes Glied Felix Mendelssohn-Bartholdy war, ehrte das Andenken des berühmten Ahnherrn durch Grabmal und Gedenktafel. An seinem Wohnhause wurde eine weiße Marmortafel angebracht, die in vergoldeter Schrift meldet, daß „in diesem Hause Unsterbliches wirkte Moses Mendelssohn.“

Der alte Grabstein, welcher nach Mendelssohn's Tode aufgestellt wurde, ist vor einigen Jahren entfernt worden und durch ein neues stattliches Mal ersetzt worden, von dem wir hier eine Abbildung gaben. Es mag zweifelhaft erscheinen, ob es nicht würdiger sei, solche alten Gegenstände, welche die Zeit geheiligt, ruhig an ihrem Orte zu lassen, und besonders auf dem alten Berliner Judenkirchhof scheint dies räthlich, da dies ganze Todtenfeld mit seinen vielen Steinen wie aus ferner Zeit zu uns spricht — dennoch aber hat der Geist der Neuerung sich auch dort geregt und die jetzige Verwaltung zu mancherlei Aenderungen und Vorschlägen zu Aenderungen veranlaßt. Auf diese Weise bestimmt, hat auch die Familie Mendelssohn seinen Grabstein in größerer Würdigkeit als den ur-

ſprünglichen herſtellen laſſen. Die Inſchrift iſt hebräiſch und deutſch abgefaßt und enthält außer dem Namen Ort und Tag der Geburt und des Todes.

Mendelsſohn ſtarb in demſelben Jahre, wo auch Friedrich der Große in das Grab ſtieg. Es war die Mitte des Jahrzehnts, welches als die Geburtszeit der deutſchen Philoſophie angeſehen werden muß, denn 1781, 1788 und 1790 erſchienen nach einander die drei Kritiken Kant's, jene großen Grundpfeiler der modernen Gedankenwelt in unſerm Vaterlande. Mendelsſohn kann nur — abgeſehen von ſeiner culturgeſchichtlichen Bedeutung nach einer anderen von uns angedeuteten Richtung hin — als ein Zeichen von der großen Regſamkeit der Geiſter zu jener Zeit gelten, die es möglich machte, daß ein Mann wie Kant auftrat, und als Genius eine neue große Bahn öffnete. Wir wiſſen, wie umgeſtaltend Kant's Lehre in die Wiſſenſchaft eingriff, wir wiſſen aber auch, wie ſie die Maſſen der Gebildeten für die höchſten Ideen begeiſterte und das ſtrenge Gefühl der Pflicht in ihnen wach rief, welches den herrlichſten Ausdruck in jener Schule oſtpreußiſcher Staatsmänner gefunden, die zu den Füßen des Königsberger Weiſen geſeſſen und ſpäter beſtimmend eingegriffen, den preußiſchen Staat aus ſeinem tiefſten Falle wieder aufzurichten. So drang die Kant'ſche Philoſophie in's Leben ein und leitete den Willen der Einzelnen zu den höchſten Zielen. Ihre ſtrenge unnahbare Größe auf ſittlichem Gebiet, ihre weiſe Beſchränkung des menſchlichen Erkenntnißvermögens haben einen Zug des begeiſternd Idealen, deſſen Steigerung in der Folge zur größern Einſeitigkeit nicht ausbleiben konnte. Und dieſe Steigerung des Idealen, von der Begeiſterung der eigenen Perſon ausgehend, ſehen wir in Fichte.

Fichte, deſſen Grabſtein uns auf den Dorotheenſtädtiſchen Kirchhof ruft, wo die beſten Männer des geiſtigen Berlins ruhen und wohin wir noch oft zurückkehren müſſen, — er mahnt uns auf das Lebendigſte an die gewaltige Wirkung von Kant auf die Gemüther, damals, als das Vaterland der Helden vor Allem bedurfte. Johann Gottlieb Fichte iſt am 19. Mai 1762 geboren, und noch erinnern wir uns Alle der erhebenden Feier ſeines hundertjährigen Geburtstages. Wie viel iſt bei dieſer Ge-

Fichte's Grabdenkmal.

legenheit über ihn gesprochen und geschrieben worden. Sein Lebenslauf ist in allen Blättern und Zeitungen geschildert, sein kühner Geist angestaunt und sein makelloser edler Charakter bewundert worden. Als Philosoph freilich wird er im Andenken des Volkes im weitesten Sinne nicht leben, aber unverbrüchlich ist sein Ruhm als Mensch. Und so ist es denn gekommen, daß man beides vermischt hat. Sein Grabmal ist ein dreiseitiger Obelisk von schwarzem Eisen. Die Vorderseite dieses Denkmales zeigt in einem Eichenkranze vergoldet Fichte's Bildniß, und am Sockel lesen wir die Worte:

Johann Gottlieb
Fichte.
geboren den 19. Mai 1762.
gestorben den 29. Januar 1814.

Rechts herum vor dieser Inschrift an der einen Seite des Sockels steht die herrliche Bibelstelle, welche hier eine wahre und treffende Anwendung erhielt:

Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich. Der Prophet Daniel C. 12. V. 3.

Die letzte der drei Seitenflächen ist dem Gedächtniß an Fichte's vortreffliche Frau gewidmet:

Zu den Füßen des Gatten
Johanna Marie Fichte, geb. Rahn.
Ihm nachgefolgt am 24. Jänner 1819.

Innig, fromm, hochherzig, milde:
die würdigste Gattin eines solchen Gatten.

Die edelste Trauer um die Todten ist
Wandeln in ihrer Bahn, ihrem Vorbilde nach.

Fichte's Wohnhaus an der Neuen Promenade 9 und 10 ist bei der hundertjährigen Feier mit dem erzenen Bilde seines Kopfes geschmückt und zwar durch Mitglieder des Nationalvereins. —

Das Wort Fichte's: „Denn das Leben ist Liebe und die ganze Form und Kraft des Lebens besteht in der Liebe und entsteht aus der Liebe," war in ihm wahrhaftig und körperlich. Die Liebe zur Wahrheit hatte ihm wegen seiner freisinnigen politischen Schriften das Mißtrauen der Regierung zugezogen, sie hatte ihm wegen des Aufsatzes „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" den Lehrstuhl in Jena gekostet. Die Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande trieb ihn, mitten in Berlin, während die französischen Bajonette drohend in der Stadt herrschten, jene berühmten „Reden an die deutsche Nation" zu halten, die so nachhaltig zur Wiederbelebung des Volksgeistes beitrugen. Den Stolz des deutschen Mannes regte er an, wenn er wie in apostolischer Begeisterung dem niedergetretenen Volke zurief: „Ist in dem, was in den Reden dargelegt worden, Wahrheit, so seid unter allen anderen Völkern Ihr es, in denen der Keim der menschlichen Vervollkommnung am entschiedensten liegt, und denen der Fortschritt in der Entwicklung derselben aufgetragen ist. Geht Ihr in dieser Eurer Wesenheit zu Grunde, so geht mit Euch zugleich alle Hoffnung des gesammten Menschengeschlechts auf Rettung aus der Tiefe seiner Uebel zu Grunde ... Es ist daher kein Ausweg; wenn Ihr versinkt, so versinkt die ganze Menschheit mit, ohne Hoffnung einer einstigen Wiederherstellung." Dieser begeisterte Patriotismus trieb ihn ebenso an, für die Gründung der Berliner Hochschule, deren erster Rector er wurde, zu arbeiten, wie selbst mit Säbel und Pistole bewaffnet als Landsturmmann aufzutreten, er drängte ihn ebenso zu den Vorlesungen über den „wahren Krieg" wie zu den Krankenbetten der Verwundeten. Fichte und seine Frau, in inniger Liebe verbunden, gaben in den Lazarethen von 1813 edle Beispiele wahrhafter Menschenliebe, welcher Fichte selbst das Opfer seines Lebens bringen mußte. Seine Frau, die in den Krankenzimmern sich ein ansteckendes böses Fieber zugezogen hatte, trug das Uebel auf ihren Mann über, und während sie genas, umschattete der Todesgenius sein Auge mit Nacht. So war Fichte dem irdischen Leben entrückt, und wenn auch seine Philosophie in der geschichtlichen Entwicklungsreihe voraussichtlich nie der Ausgangspunkt eines neuen umgestaltenden Systems werden wird, so erklärt sie sich dennoch als eine nothwendige Folge Kant's. Ihr großer Werth liegt in dem sittlichenden und begeisternden Einfluß, in der kühnen Richtung zum Idealen, welche beide zu Anfang unseres Jahrhunderts in Deutschland zur Wiederherstellung des Volkes das höchste Bedürfniß waren. Und so hat es sich gezeigt, daß Fichte im weitern Vaterlande als ein Herold unserer Freiheit bei

seinem hundertjährigen Ehrentage selbst da gefeiert wurde, wohin von ihm als dem Philosophen niemals auch nur der Name gedrungen wäre. Gesegnet sei deshalb sein Andenken, das noch viele Geschlechter für Vaterland und Freiheit, für Wahrheit und Tugend begeistern möge!

Fichte ist der verkörperte Ausdruck des hohen idealen Aufschwungs in den Jahren 1809 bis 1814. Es folgte die Reaction, und wenn wir auch nicht sagen mögen, daß Hegel ein reactionärer Philosoph war, so ist dennoch in seiner ganzen Erscheinung ein Zug dahin deutlich zu erkennen. Schon äußerlich in Sprache und Stil giebt er sich kund. Während ehedem das Lateinische als einzig fähig und würdig gehalten wurde, um die Sprache der Philosophen zu sein, hatten Leibnitz, Thomasius und Wolff angefangen, deutsch zu schreiben; Kant schrieb ganz deutsch, aber nicht in einem edlen Stile, den wir erst bei Fichte finden. Schelling liebte sogar poetischen Schmuck, aber Hegel schob die philosophische Sprache in scholastische Formen zurück, die das allgemeine Verständniß erschweren. Sein System galt für kirchlich und politisch conservativ, so daß er 1818, als die Zeit der Demagogenverfolgungen anhub, nach Berlin auf Fichte's verwaisten Lehrstuhl berufen wurde, so daß bald auf allen preußischen Universitäten Hegelianer Philosophie lehrten, daß der preußische höhere Beamtenstand der Hegelschen Schule anhing, daß die Hegel'sche Philosophie in Preußen „Staatsphilosopie" wurde. So diente Hegel jener traurigen Epoche des dritten Jahrzehntes unseres Jahrhunderts als der philosophische Bannerträger. So einseitig er ehedem über Alles hinaus erhoben worden, ebenso einseitig setzten ihn später seine Gegner herab. Dennoch steckt in Hegel ein tiefer, gediegener Kern und eine gewaltige Fülle des Denkens, aber freilich, die Zeit mag noch nicht gekommen sein, wo man Hegel in unbedingter Unparteilichkeit seinen zweifelsohne höchst bedeutenden Platz in der Geschichte der Philosophie anweisen kann.

Hegel starb zu Berlin auf der Höhe seines Ruhmes am 14. November 1831, von der asiatischen Cholera hinweggerafft. Wenige Schritte von Fichte's Grab entfernt ist er in die Erde gesenkt, wo ein kleines Denkmal seine Ruhestätte schmückt. Das Haus, wo er wohnte, am Kupfergraben Nr. 4 a, ist seit Kurzem mit einer kleinen Marmortafel geziert, von deren Inschrift mit unbewaffnetem Auge man nichts weiter erkennen kann als den Namen Hegel.

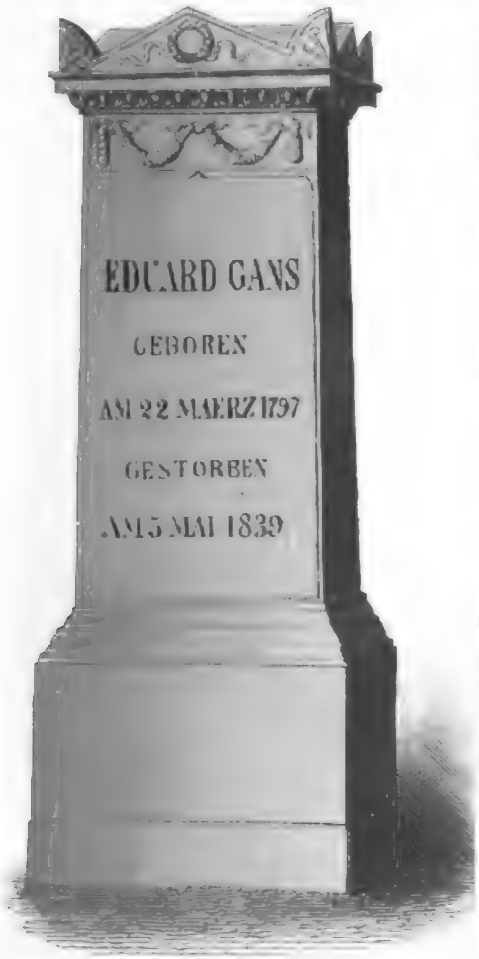
Seine Frau Maria, aus dem alten von Tucher'schen Patriciergeschlecht zu Nürnberg, ist im Jahre 1855 in einem Alter von 64 Jahren ihrem Gatten nachgefolgt und neben ihm bestattet. Die Bekanntschaft seiner Frau scheint Hegel in Nürnberg selbst gemacht zu haben, wohin er 1808 als Gymnasialdirector kam. Bis 1816

Hegel's Grabdenkmal.

blieb er hier, ging dann nach Heidelberg und später nach Berlin. Vorher war er von 1801 bis nach der Schlacht von Jena in dieser Stadt Docent und Professor der Philosophie gewesen, und noch früher hatte er verschiedene Hauslehrerstellen bekleidet. Hegel, der 1770 geboren war und erst 1807 sein erstes selbständiges Hauptwerk, die „Phänomenologie des Geistes," herausgab, ist ein Gegensatz zu seinem schwäbischen Landsmanne und Studienfreund Schelling, ein spätreifes Talent. Der fünf Jahre jüngere Schelling war jenem in der Reife und Entwicklung so voraus, daß Hegel noch in den ersten Jahren seines Jenaer Lehramtes als ein Anhänger Schelling's galt. Dafür erlahmte Schelling's Schaffenskraft schon in der Mitte seines

Lebens, und Hegel wuchs in seiner Macht und Bedeutung von Tag zu Tag bis zu seinem plötzlichen Tode.

Die Hegel'sche Philosophie in ihrer Blüthezeit wurde auf alle besonderen Wissenschaften übertragen, und eifrige Schüler von ihm vertraten die einzelnen Disciplinen in fast allen preußischen Facultäten. Einer



Gans' Grabdenkmal.

der thätigsten Anhänger des Meisters war Gans, der nun neben ihm im Schoße der Erde ruht. Wer weiß aber heute noch von Gans? Wie Viele, die Heine's frivole Verse aus der Tannhäuser-Tragödie:

„Zu Potsdam vernahm ich ein lautes Geschrei —
Was gibt es? rief ich verwundert.“
„„Das ist der Gans in Berlin, der liest
Dort über das letzte Jahrhundert.““

lesen, fragen sich: „Ja wer ist der Gans?“ Gans war nach Hegel's Tode der besondere Liebling der Berliner Studenten und der Träger seiner Schule, für deren Lehre der mit Witz und Gesellschaftstact begabte Mann selbst bei Tafel warb. Die Uebertragung Hegel'scher Grundsätze auf die Rechtslehre und die Geschichte begründet seinen außerordentlichen Ruf, doch mag sein Tod grade im vollsten Sinne zur rechten Zeit eingetreten sein, da das Jahr 1840 einen Wendepunkt bezeichnet, nach dem sich Gans und seine Wirksamkeit schwerlich hätten auf ihrer Höhe behaupten können. Er starb am 5. Mai 1839, wenige Tage nachdem er am Tische in einem befreundeten Hause vom Schlage getroffen war. Die „Intelligenz“ von Berlin folgte seinem Sarge, voran sein Chef, der Cultusminister von Altenstein. Der im 99. Jahre stehende ehemalige Präsident des Obertribunals Grolmann stand auch an der Gruft des Zweiundvierzigjährigen, und als der König Friedrich Wilhelm III., grade als der Zug von der Behrenstraße die Friedrichsstraße entlang nach dem Oranienburger Thore in Bewegung war, die Linden herunterfahren wollte, unterbrach er die Reihe nicht, sondern wartete lange geduldig, bis der letzte Mann und der letzte Wagen vorbei waren; denn es waren ihrer so Viele, daß noch Leidtragende im Trauerhause waren, als die Leiche schon auf dem Kirchhofe angelangt war. Diese Drei, der König, Grolmann und Altenstein, starben übrigens im folgenden Jahre, wohl nicht zufällig in dem merkwürdigen Jahre 1840. Gans war ein geborener Berliner und noch dazu jüdischer Abkunft, von der er sich jedoch später lossagte. In Bezug auf Form und Sprache gelang es ihm, die Hegel'schen Ansichten in eine gefällige, von scholastischer Schwere durchaus freie Form zu kleiden.

Noch auf demselben Dorotheenstädtischen Kirchhofe ruht ein Philosoph, dessen Schätzung oft über und unter das richtige Maß gegangen ist: Karl Wilhelm Ferdinand Solger, der Romantiker in der Aesthetik. Auch jetzt mag die Zeit noch nicht gekommen sein, wo das Bleibende in Solger zur wahrhaften Würdigung gelangen könnte. Sein Hauptwerk sind die „Vorlesungen über die Aesthetik,“ die 1829 nach Collegienheften von Heyse herausgegeben wurden.

Solger war aus Schwedt in der Mark gebürtig, erhielt seine Schulbildung auf dem grauen Kloster zu Berlin und starb

im Alter von 39 Jahren als Profeſſor zu Berlin. Sein Grab iſt ganz in der Nähe jener drei Philoſophen, und durch einen Würfel kenntlich, auf dem ein kleines Kreuz ſteht. Jener trägt die Inſchriften, und zwar an der Vorderſeite:

Hier ruht
Karl Wilhelm Ferdinand
Solger,
Profeſſor der Philoſophie
an der Univerſität zu Berlin.

an der Rückſeite:

geb. den 28. November 1780. geſt. den
25. October 1819.

an den beiden Seitenflächen:

Die Weisheit habe ich geliebt und geſucht von meiner Jugend auf; ſie iſt herrlichen Adels, denn ihr Weſen iſt bei Gott und der Herr aller Dinge hat ſie lieb. Weish. VIII., V. 3.

Dich aber kennen iſt eine vollkommene Gerechtigkeit und deine Macht wiſſen iſt eine Wurzel des ewigen Lebens. Weish. XIV., V. 8.

Solger's Aeſthetik nimmt unzweifelhaft ihren Ausgangspunkt von Schelling, und ſo mag dies uns jetzt veranlaſſen, eines Mannes zu gedenken, der zeitweiſe als einer der begeiſtertſten Anhänger von Schelling's Naturphiloſophie auftrat und überhaupt als Schelling's hervorragendſter Schüler gilt; es war Steffens. Sein Grab ruft uns vor das Halliſche Thor an die entgegengeſetzte Seite der Stadt Berlin auf den Dreifaltigkeitskirchhof, welcher neben jenem Dorotheenſtädtiſchen der gefeierten Namen die meiſten enthält, und der auch Schleiermacher's Ruheſtätte birgt. Das Steffens'ſche Denkmal iſt eine einfache mit dem Kopfe des Hingeſchiedenen geſchmückte Stele aus norwegiſchem Granit. Und dieſer Stein erinnert ſogleich an die nordiſche Heimath unſeres Philoſophen, der zu Stavanger in Norwegen 1773 geboren war. Ehedem fühlten ſich die Skandinavier eines Stammes mit uns Deutſchen, ſie erwarben ſich ihre höhere Bildung in unſerem Vaterlande und blieben gern bei uns. Hoffen wir, daß jetzt, wo eine übermüthige Verirrung des Dänenthums niedergeworfen iſt, das alte ſtammverwandte und freundſchaftliche Verhältniß zwiſchen uns Deutſchen und den biederen nordiſchen Brudervölkern recht bald wieder eintrete. Steffens mag ein nachahmungswürdiges Beiſpiel engſten geiſtigen Anſchluſſes ſein. Ja, ſein Patriotismus unterſchied nicht die Königreiche Norwegen und Preußen, und entſchuldigte ſich, nichts für das letztere zu thun, nicht damit, daß er Norwegen verpflichtet ſei. Alles ſtand auf dem Spiel, und ſo kämpfte er zuerſt, wie Fichte in Berlin, zu Breslau mit ſeiner Waffe, dem Worte; dann aber griff er ſelbſt zum Schwerte

Solger's Grabdenkmal.

und zog mit hinaus in den Krieg von Groß-Görſchen bis Paris.

Steffens war ein höchſt vielſeitiger Mann von ſcharfem Geiſte, lebendiger Phantaſie, tiefem Gemüthe und geſunder Thatkraft. Jede dieſer Eigenſchaften äußert ſich in ſeinem Leben auf beſondere Weiſe. Wenn für die letztere ſein Antheil am Kriege ſpricht, ſo bezeugen ſeine philoſophiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Schriften ſeine rein geiſtige Begabung. Freilich ſpielt die Phantaſie auch in dieſe Werke hinüber, doch entſchuldigt man dies gemeinhin damit,

daß es ein „Erbfehler der Naturphilosophen“ überhaupt sei. Als Dichter tritt Steffens in mehreren Romanen auf, die die Poesie seiner Heimath anschaulich machen, und sein tiefes Gemüth findet seinen Ausdruck in seinen religiösen Ansichten, die ihn als einen Pietisten und zwar leider sogar als

Steffens' Grabdenkmal

denjenigen erkennen lassen, welcher „den Samen ausstreute, der in unsern Tagen zu so verderblicher, das Wesen des Protestantismus nicht bloß, sondern selbst des Christenthums vergiftender Frucht gereift ist.“ So erscheint Steffens ein Mann gedankenvoll, poetisch und von kühner That, zugleich aber auch im Glauben überschwenglich, als ein Romantiker, wie jene Zeit deren so viele erzeugte, und wie deren heute immer noch eine erhebliche Zahl zum Theil allzu maßgebenden Einfluß übt. Steffens starb 1845, nachdem er zuletzt eine zehnbändige Selbstbiographie unter dem Titel „Was ich erlebte“ herausgegeben hatte, zu Berlin, wo er seit 1831 als Professor der Naturphilosophie gewirkt hatte. Die Stele auf seinem Grabe trägt die Inschrift:

Henrich Steffens
von
seinen Freunden.

während eine Steinplatte, welche die Gruft selbst schließt, den Namen noch einmal enthält und hinzusetzt:

geb 2 Mai 1773.
gest 13. Februar 1845.
1. Johannis 4. 16.

Doch nun wollen wir an das letzte dieser Philosophen-Gräber treten! Ein Denkmal mit der Rauch'schen Büste Schleiermacher's zeigt sich uns auf der Höhe des mäßig ansteigenden Friedhofes, und hinter demselben dehnt sich in der Ferne die Stadt aus, wo der seltene Mann fast vierzig Jahre lang dem Guten und Wahren in treuer Hingebung und mit mächtigem Erfolge gedient. Die festen, offenen und edeln Züge seines Gesichtes, wie sie zu uns aus seiner Büste sprechen, sind noch heute die Urkunden seiner echten Humanität, seiner deutschen Gesinnung und seiner hohen Geistesgaben. Er umfaßte wissenschaftlich Theologie, Philologie und Philosophie, er war öffentlicher Religionslehrer des Volkes und Lehrer der Weisheit für die akademische Jugend. So vereinigte sich in ihm Wissenschaft und Lehre, Glauben und Denken zu einer freien, einheitlichen und harmonischen Persönlichkeit, zu einem sittlichen Charakter, der ein Vorbild in jeder Weise bis heute geblieben ist, und dessen Andenken noch alljährlich eine Zahl treuer Verehrer in nacheifernder Liebe die Opferspende edlen Weines in festlicher Vereinigung sprengt. Und noch drei Jahre, so wird man zur hundertjährigen Feier seines Geburtstages hinausziehen und sein Grab bekränzen, wird sich des herrlichen Geistes lebendig erinnern und sich bemühen, die Mahnung seiner Grabschrift in sich selbst zur That werden zu lassen!

Dr. Friedr. Dan. Schleiermacher.
Prediger a. d. Dreifalt. Kirche,
Professor a. d. Univers. zu Berlin.
Geb. d. 21. Nov. 1768 in Breslau.
Gest. d. 12. Februar 1834.

Digitized by Google

Gedenket an eure Lehrer, die
Euch das Wort Gottes geſagnet:
Welcher Ende ſchauet an, und
Folget ihrem Glauben nach. Ebr. 13, 7.

Wenn Solger und Steffens entſchieden als Romantiker gelten müſſen, ſo bieten ſie uns hierdurch zugleich auch wieder einen Anknüpfungspunkt mit Schleiermacher. Schleiermacher war in den Anſtalten der Brüdergemeinde und Herrnhuter erzogen, er hatte dort eine Neigung zu frömmelnder Myſtik, obgleich er ſich damals abgeſtoßen fühlte, unbewußt in ſich aufgenommen, ſo daß er ſpäter in Berlin leicht ganz und gar in die Freundſchaft, oder richtiger in die Herrſchaft Friedrich Schlegel's gerieth. Es waren die ſchöngeiſtigen Judenkreiſe, beſonders das Herz'ſche Haus, deſſen wir ſchon oben erwähnt, wo Schleiermacher dem romantiſchen Strome ſich eine Zeit lang hingab.

Die Grabſtätten dieſer berühmten Todten,

Schleiermacher's Grabdenkmal.

die wir im Rundgange jetzt berührt, ſollten uns eine Erinnerung geben von dem Bilde, unter welchem jene im Volke, in den Gebildeten fortleben. Nicht Ort und Gelegenheit wäre es hier geweſen, auf ihr eigentliches wiſſenſchaftliches Wirken einzugehen, und ſo mag der Leſer es billigen, daß wir ihn mit Fichte's Ich und Nicht-Ich, mit Hegel's Abſolutem, mit dem Ding-an-ſich und anderen Dingen nicht unter-

halten haben. Sollten derartige Darstellungen nur einigermaßen verständlich werden, so würden sie den Raum dieser Blätter um Vieles überschreiten. Uns mag es hier noch von Werth sein, die große Einfachheit und zum Theil die künstlerische Unbedeutendheit der von uns mitgetheilten Denkmäler anzudeuten, denn es scheint nicht zufällig, daß grade bei den Philosophen auf den äußeren Glanz nicht größeres Gewicht gelegt ist. Fichte's Spitzsäule, das älteste unter diesen Grabmälern, erinnert an den Rückgang der Kunst auf das Alterthum freilich insofern auf höchst interessante Weise, als sie das Zurückgreifen über die classische Zeit hinweg in die egyptische Welt andeutet. Solger's kleines Kreuz erinnert an die Bedeutung des specifischen Christenthums bei den Romantikern. Hegel's Grabstein ist das Schmucklose ste und zugleich Dauerhafteste, was sich denken läßt, während bei Schleiermacher der classische Einfluß Schinkels sich in sehr ansprechenden Formen zeigt. Bei Gans und Steffens erkennen wir die Schinkel'sche Schule ebenfalls, doch schon in ihrer Neigung zum Decorativen und in den Verhältnissen Zierlichen. Endlich Moses Mendelssohn wiederum schmucklos und einfach.

Literarisches.

Geschichte des französischen Revolutionskrieges im Jahre 1792. Von C. Renouard. Cassel, Th. Fischer.

Jeder Historiker weiß, daß der Krieg im J. 1792, in welchem der mittelalterliche Feudalstaat zum ersten Male auf dem Schlachtfelde der Revolution entgegentrat, mehr politischer Natur war als militärischer. Auf die eigentliche Kriegführung wirkten zahlreiche politische Thatsachen ein; jene wurde durch diese völlig bedingt. Keine ungewöhnlichen Operationen weist dieses Kriegsjahr auf, keine großen und folgenreichen Schlachten, keine merkwürdigen Belagerungen, und dennoch haftet an demselben die Aufmerksamkeit des Geschichtsforschers mit vollem Interesse, weil dieses eine Kriegsjahr die Wiege für Verhältnisse wurde, aus denen sich zum großen Theile die französische Revolution in ihrer welterschütternden Weise fortentwickelte, und in weiterer Beziehung eine mehr als zwanzigjährige Kriegsperiode hervorging. Der Verfasser der vorliegenden Specialmonographie, dem die politisch-militärische Literatur bereits einen werthvollen Beitrag, die Geschichte von Hannover, Hessen und Westfalen im siebenjährigen Kriege, verdankt, hat ein ganz richtiges Bewußtsein von der eben angedeuteten Bedeutung und Tragweite, von dem Wesen und Charakter des Krieges von 1792, er verkennt nicht, daß für seine Arbeit eine enge Verbindung der politischen mit den militärischen Verhältnissen und Ereignissen geboten war, aber in der Ausführung ist seine Darstellung hinter den Intentionen zurückgeblieben. Durchweg in dem ganzen Buche kommt mehr der ehemalige Officier — Renouard gehörte früher dem kurhessischen Generalstabe an — nicht der Staatsmann und Politiker zum Worte. Die Erörterung der politischen Zustände und Beziehungen, der Nachweis, wie die Operationen der alliirten Armeen sowohl, als der französischen, auf dem Kriegstheater vielfach und in bestimmender Weise durch die gleichzeitigen politischen Vorgänge charakterisirt wurden, ist allerdings stellenweise versucht, indeß keineswegs genügend durchgeführt. Man fühlt es Renouard unwillkürlich nach, daß dieses Gebiet nicht seine Domäne, daß er hier unsicher und wenig zu Hause, daß er sich lediglich auf Sybel und Häusser stützt. Dagegen bieten die rein militärischen Partien seines Werkes, die Darstellung der Action in der Champagne, am Rhein und Main des Neuen und Interessanten, des Gelungenen und Ansprechenden die Fülle. Der Umstand, daß Renouard aus handschriftlichen Originalien und aus dem ungedruckten Tagebuche eines zeitgenössischen Adjutanten schöpfen konnte, macht insbesondere seine Angaben über die Thätigkeit des hessischen Hilfscorps schätzenswerth. Die beigefügte Uebersichtskarte ist nach der bekannten Massenbach'schen Karte angefertigt, enthält jedoch mehrere wesentliche Verbesserungen, namentlich in Bezug auf Ortsnamen.

Neues vom Büchertisch.

Fischer, J. G., Neue Gedichte. 8. Stuttgart, Cotta. 21 Sgr.

Meier, Professor Ernst, Karoline, Prinzessin zu Schaumburg-Lippe. Ein biograph. Denkmal. 12. Gotha, F. A. Perthes. 1 Thlr.

Mosenthal, S. H., Pietra. Tragödie in 5 Aufzügen. 16. Leipzig, Weber. 24 Sgr.; in engl. Einband 1 Thlr.

Niendorf, M. Ant., Der Schulzenhof zu Raben. 8. Wittenberg 1866, Herrosé. $^2/_3$ Thlr.

Sand, George, Antonia. Roman. Aus dem Französischen von Maria Saphir. 2 Thle. 8. Wien, Last. 2 Thlr.

Wachenhusen, Hans, Die Verstoßene. Erzählung. 2 Bde. 8. Berlin 1866. O. Janke. $2^1/_4$ Thlr.

Die Temperamente.

Von

Jürgen Bona Meyer.

Wir werfen im gewöhnlichen Leben die Begriffe Charakter, Naturell und Temperament in verschiedener Bedeutung durcheinander und erregen dadurch nicht selten Mißverständnisse oder gerathen deswegen mit Andern in Streit.

Da behauptet Jemand, dieser oder jener Mensch habe keinen Charakter; ein Anderer entgegnet, irgend einen Charakter müsse der Mensch doch haben. Beide reden vielleicht von einem Melancholiker. Die Melancholie ist sein Charakter, sagt nun der Eine; der Gegner behauptet, nur aus Mangel an Charakter sei der Mensch melancholisch. Es ist klar, daß hier das Wort Charakter in verschiedenem Sinne gebraucht sein muß. Wer dem Melancholiker allen Charakter abspricht, versteht unter Charakter die besonnene und feste Herrschaft eines vernünftigen Willens über unvernünftige melancholische Einbildungen. Der Gegner, der vom melancholischen Charakter spricht, versteht darunter, was Andere Temperament nennen. Das Verhältniß dieser Begriffe zu einander aufzuklären, soll mein Bemühen sein.

Bekanntlich werden seit alter Zeit vorzüglich vier Temperamente genannt: das sanguinische, das melancholische, das cholerische und das phlegmatische. Was diese Namen bedeuten, ist zunächst kurz zu sagen. Das lateinische Wort Sanguis heißt Blut, das griechische Wort Chole heißt Galle, melas heißt schwarz, also melaina Chole die schwarze Galle; Phlegma nannten die griechischen Aerzte eine weiße schleimige Flüssigkeit. Sofern heißt also eigentlich das sanguinische Temperament, das blutige, das cholerische das gallige, das melancholische das schwarzgallige, das phlegmatische das schleimige. Diese sonderbaren Bezeichnungen haben nun darin ihren Ursprung, daß Hippokrates und andere griechischen Aerzte die Gemüthsunterschiede der Menschen von besonderen Zuständen ihrer Säfte ableiteten. Obschon sich diese Ansicht nur auf sehr unfertige Beobachtungen stützte, gewann sie doch eine durch Jahrhunderte dauernde Autorität. Den Nachhall dieser Anschauungen hören wir noch in unserer Zeit, wenn von einem Menschen, der cholerisch in Zorn geräth, gesagt wird, ihm sei die Galle übergelaufen, und von dem Sanguiniker, er habe leichtes Blut. Später trat diese Werthschätzung der flüssigen Theile unseres Leibes zurück, als die Aerzte anfingen, die größere Bedeutung der festeren Theile, der Adern, der Muskeln und Nerven, für unser Leben zu erkennen. Und

indem man nun alle dieſe Beſchaffenheiten in's Auge faßte, ſuchte und beſchrieb man den Grund der Temperamente in der ganzen leiblichen Conſtitution.

Wenn man dieſe Beſchreibungen der Temperamentsconſtitution lieſt, ſo muß man glauben, es ſei viel leichter, das Temperament eines Menſchen an ſeiner Naſe zu erkennen als an ſeinen geiſtigen Handlungen. Da erfahren wir, daß ein Choleriker feſte Knochen und ſtarke Muskeln, ſchwarze feurige Augen und dichtes, oft lockiges Haar hat, daß ſeine Naſe mäßig gebogen und ſeine Geſichtsfarbe bräunlich iſt. Der Melancholiker ſoll eine große Leber, ſchwache Muskeln, träge Blutcirculation, einen wohlgebildeten länglichen Kopf, ſchlichtes ſchwarzes und weiches Haar, feine Augenbrauen und matte grünlich graue Augen darunter beſitzen. Es wird überflüſſig ſein, auch noch den Sanguiniker mit ſeinem runden Kinn und langen Hals, den Phlegmatiker mit großen Ohren, ſchwammigem Körper, fleiſchiger Naſe und kräftigem Kinnbacken weiter zu beſchreiben. Ein Jeder wird Choleriker mit und ohne braunen Teint, Sanguiniker mit und ohne rundes Kinn zu kennen meinen, und wird der Anſicht ſein, daß es auf ſolche Einzelheiten bei der Temperamentsbeſchreibung unmöglich ankommen kann. — Auch in der Wiſſenſchaft iſt man heutzutage von ſolcher Detailzeichnung der Temperamente zurückgekommen. Die Beziehung zwiſchen Temperament und Conſtitution iſt weſentlich einfacher gedacht, wenn ein Mediciner, der neuerdings über dieſen Gegenſtand ſchrieb, das Hauptgewicht auf die Erregbarkeit des Muskel- und Nervenſyſtems legt. Daß nun das Verhältniß dieſer wichtigen körperlichen Organe des Empfindens und Wollens, auf die mittelbar auch das ſie ernährende und reizende Blut einen Einfluß ausüben muß, zu den betreffenden geiſtigen Elementen von großer Bedeutung ſein wird, unterliegt keinem Zweifel. Aber vor zweierlei Einſeitigkeit hat man ſich bei dieſen Annahmen zu hüten: einmal nur körperlich auf Muskel und Nerv zu achten, ſodann aber vor Allem zu überſehen, daß wir es bei den Temperamenten im Grunde doch mit ſeeliſchen Unterſchieden zu thun haben, die zur Körperconſtitution wohl in Bezug ſtehen, aber niemals auf ſie ganz zurückgeführt werden können. Es ſind daher die Temperamentsunterſchiede vorzugsweiſe als Zuſtände der Seele näher zu betrachten.

Derartige Temperamentsbetrachtungen beſtanden nun bis jetzt zum großen Theil darin, daß mancherlei äußere Handlungen geſchildert wurden, die man als Zeichen dieſes oder jenes Temperaments glaubte anſehen zu müſſen. Man beſchrieb die Temperamente, indem man ihnen beſtimmte Neigungen, Leidenſchaften und Schwächen zu- oder abſprach. Solcher Beſchreibungen der Temperamente gibt es in übergroßer Zahl; unter allen die einfachſte und beſte ſcheint mir die in Kant's Anthropologie enthaltene zu ſein, die deshalb mitgetheilt werden mag. Sie lautet:

„Der Sanguiniſche gibt ſeine Sinnesart an folgenden Aeußerungen zu erkennen. Er iſt ſorglos und von guter Hoffnung; gibt jedem Dinge für den Augenblick eine große Wichtigkeit, und den folgenden mag er daran nicht weiter denken. Er verſpricht ehrlicherweiſe, aber hält nicht Wort, weil er nicht vorher tief genug nachgedacht hat, ob er es auch zu halten vermögend ſein werde. Er iſt gutmüthig genug, Andern Hilfe zu leiſten, iſt aber ein ſchlimmer Schuldner und verlangt immer Friſten. Er iſt ein guter Geſellſchafter, ſcherzhaft, aufgeräumt, mag keinem Dinge gern große Wichtigkeit geben (Vive la bagatelle!), und hat alle Menſchen zu Freunden. Er iſt gewöhnlich kein böſer Menſch, aber ein ſchlimm zu bekehrender Sünder, den etwas zwar ſehr reut, der aber dieſe Reue (die nie ein Gram wird) bald vergißt. Er ermüdet unter Geſchäften und iſt doch raſtlos beſchäftigt, in dem, was bloß Spiel iſt, weil dieſes Abwechſelung bei ſich führt und das Beharren ſeine Sache nicht iſt.

Der zur Melancholie Geſtimmte (nicht der Melancholiſche, denn das bedeutet einen Zuſtand, nicht den bloßen Hang zu einem Zuſtande) gibt allen Dingen, die ihn ſelbſt angehen, eine große Wichtigkeit; findet allerwärts Urſache zu Beſorgniſſen und richtet ſeine Aufmerkſamkeit zuerſt auf die Schwierigkeiten: ſo wie dagegen der Sanguiniſche von der Hoffnung des Gelingens anhebt, daher jener auch tief, ſo wie dieſer nur oberflächlich denkt. Er verſpricht ſchwerlich, weil ihm das

Worthalten theuer, aber das Vermögen dazu bedenklich ist. Nicht, daß dieses Alles aus moralischen Ursachen geschähe (denn es ist hier von sinnlichen Triebfedern die Rede), sondern weil ihm das Widerspiel Ungelegenheit, und ihn eben darum besorgt, mißtrauisch und bedenklich, dadurch aber auch für den Frohsinn unempfänglich macht. — Uebrigens ist diese Gemüthsstimmung, wenn sie habituell ist, doch der des Menschenfreundes, welche mehr ein Erbtheil des Sanguinischen ist, wenigstens dem Anreize nach, entgegen, weil der, welcher selbst die Freude entbehren muß, sie schwerlich Andern gönnen wird.

Von dem Cholerischen sagt man: er ist hitzig, brennt schnell auf, wie Strohfeuer; läßt sich durch Nachgeben des Andern bald besänftigen, zürnt alsdann ohne zu hassen, und liebt wohl gar den noch desto mehr, der ihm bald nachgegeben hat. — Seine Thätigkeit ist rasch, aber nicht anhaltend. Er ist geschäftig, aber unterzieht sich selbst ungern den Geschäften, eben darum weil er es nicht anhaltend ist, und macht also gern den bloßen Befehlshaber, der sie leitet, aber selbst nicht ausführen will. Daher ist seine herrschende Leidenschaft Ehrbegierde, er hat gern mit öffentlichen Geschäften zu thun und will laut gepriesen sein. Er liebt daher den Schein und den Pomp der Formalitäten; nimmt gern in Schutz und ist dem Scheine nach großmüthig, aber nicht aus Liebe, sondern aus Stolz, denn er liebt sich mehr selbst. Er hält auf Ordnung und scheint deshalb klüger, als er ist. Er ist habsüchtig, um nicht filzig zu sein; ist höflich, aber mit Ceremonie, steif und geschroben im Umgange und hat gern irgend einen Schmeichler, der das Stichblatt seines Witzes ist, leidet mehr Kränkungen durch den Widerstand Anderer gegen seine stolzen Anmaßungen, als je der Geizige durch seine habsüchtigen, weil ein Bischen kaustischen Witzes ihm den Nimbus seiner Wichtigkeit ganz wegbläst; indessen daß der Geizige doch durch den Gewinn dafür schadlos gehalten wird. — — Mit einem Wort, das cholerische Temperament ist unter allen am wenigsten glücklich, weil es am meisten den Widerstand gegen sich aufruft.

Phlegma bedeutet Affectlosigkeit, nicht Trägheit (Lebloſigkeit), und man darf den Mann, der viel Phlegma hat, darum sofort nicht einen Phlegmatiker oder ihn phlegmatisch nennen und ihn unter diesem Titel in die Classe der Faullenzer setzen.

Phlegma, als Schwäche, ist Hang zur Unthätigkeit, sich durch selbst starke Triebfedern zu Geschäften nicht bewegen zu lassen. Die Unempfindlichkeit dafür ist willkürliche Unnützlichkeit, und die Neigungen gehen nur auf Sättigung und Schlaf.

Phlegma, als Stärke, ist dagegen die Eigenschaft: nicht leicht oder rasch, aber, wenngleich langsam, doch anhaltend bewegt zu werden. Der, welcher eine gute Dosis von Phlegma in seiner Mischung hat, wird langsam warm, aber er behält die Wärme länger. Er geräth nicht leicht in Zorn, sondern bedenkt sich erst, ob er nicht zürnen solle; wenn andrerseits der Cholerische rasend werden möchte, daß er den festen Mann nicht aus seiner Kaltblütigkeit bringen kann. Mit einer ganz gewöhnlichen Dosis Vernunft, aber zugleich diesem Phlegma, von der Natur ausgestattet, ohne zu glänzen und doch von Grundsätzen, nicht vom Instinct ausgehend, hat der Kaltblütige nichts zu bereuen. Sein glückliches Temperament vertritt bei ihm die Stelle der Weisheit, und man nennt ihn selbst im gemeinen Leben oft den Philosophen. Durch dieses ist er Andern überlegen, ohne ihre Eitelkeit zu kränken. Man nennt ihn auch oft durchtrieben, denn alle auf ihn losgeschnellten Balliſten und Katapulten prallen von ihm als einem Wollsack ab. Er ist ein verträglicher Ehemann, und weiß sich die Herrschaft über Frau und Verwandte zu verschaffen, indessen daß er scheint Allen zu Willen zu sein, weil er durch seinen unbiegsamen, aber überlegten Willen den ihrigen zu dem seinen umzustimmen versteht: wie Körper, welche mit kleiner Masse und großer Geschwindigkeit den Stoß ausüben, durchbohren, mit weniger Geschwindigkeit aber und größerer Masse das ihnen entgegenstehende Hinderniß mit sich fortführen, ohne es zu zertrümmern.“ Diese Charakteristik der Temperamente ist mindestens kurz und bündig und läßt über Nebendinge die Hauptunterschiede nicht ganz verschwinden. Und doch werden gewiß Manche dabei gedacht haben: halt, dies bin ich und das ist der und der; gleich darauf aber kam wieder eine Folge-

rung, die nicht paßte. Vielleicht hielt Jemand ſich für einen ſorgloſen Sanguiniker, war ſich aber doch bewußt, kein ſchlimmer Schuldner zu ſein und niemals Friſten verlangt zu haben. Rechnete Kant nun mit Unrecht dieſen Zug zum Temperament oder iſt der vermeinte Sanguiniker kein wahrer Sanguiniker?

So einfach dieſe Frage klingt, ſo verwickelt iſt doch die Antwort darauf. Sie fordert eine Rückſicht auf den, der das Temperament beurtheilt, — auf die äußern Verhältniſſe, unter denen es ſich äußert, — auf dasjenige, was das eigentliche Weſen des Temperaments ausmacht — und auf diejenige Einſchränkung, die es beſtändig vom Charakter finden ſoll.

Zunächſt iſt klar, daß es nicht einerlei iſt, wer einen Andern lebhaft oder ſorglos findet. Der Melancholiker findet einen Menſchen gewiß ſehr leicht unendlich ſorgenlos, weil er ſelbſt unendlich viel ſorgenvoller iſt. Leicht kann es kommen, daß Luther bald als Choleriker und bald als Sanguiniker dargeſtellt wird, je nachdem ein Sanguiniker oder ein ſtärkerer Choleriker ihn beurtheilt. Eine andere Schwierigkeit, dem Temperament auf den Grund zu kommen, liegt darin, daß wir die Menſchen meiſt zu ſehr nach einzelnen Handlungen beurtheilen, die oftmals grade die Ausnahme vom gewöhnlichen Handeln bilden. Der Melancholiker Hamlet, ſagt Viſcher in ſeiner Aeſthetik, zürnt choleriſch auf ſein Phlegma und bricht in ſanguiniſche Freude aus über die gelungene Finte gegen den König. — Wer nur auf die einzelnen Momente achtete, der könnte alſo in Hamlet einen Phlegmatiker oder Sanguiniker zu finden glauben.

Allein für die Beurtheilung wichtiger noch als dieſer aus Unachtſamkeit des Beobachters entſpringende Irrthum iſt das zufällige Verhalten des Beobachteten. Die Frauen gelten im Allgemeinen für ſanfter und friedliebender als die Männer und will ich nicht ſo unhöflich ſein, jenen Satz allgemein in Zweifel zu ziehen. Aber einige Ausnahme erlaubt ſchon die Regel, die ja auch nur behauptet, daß die Frauen ſeltener als die Männer choleriſchen Temperaments ſind. Ich bitte alſo, einmal die Möglichkeit einer choleriſchen Frau zuzulaſſen. Nun glaube ich gern, daß eine ſolche Frau im Allgemeinen an vielen kleinen Häßlichkeiten des gewöhnlichen Lebens, meinetwegen auch an ihrem Manne ſelbſt Veranlaſſung genug findet, ihrem choleriſchen Temperament in Zornausbrüchen Luft zu machen: — allein es könnten ja in dem Hauſe einer choleriſchen Frau einmal ganz beſonders glückliche Zuſtände herrſchen. Ihr Gemahl könnte ſanft wie ein Lamm, ihre Dienſtboten friedfertig wie die Engel, alle Freunde die gefälligſte Liebenswürdigkeit ſelbſt ſein. Solche Umgebungen müßten doch auf eine choleriſche Frau ſehr beruhigend wirken und ſelten Gelegenheit dazu geben, daß ihr Temperamentszorn zum Vorſchein käme. Zu heftigem Wollen findet ſie keinen Anlaß, ihr Wollen erſcheint daher nur lebhaft, und ſie gilt als echte Sanguinikerin. — Gar viele Menſchen werden als phlegmatiſch erſcheinen, weil die gewöhnlichen Verhältniſſe der meiſten Menſchen viel Phlegmatiſches an ſich haben und alſo wenig Gelegenheit zu ſanguiniſchen oder choleriſchen Aufregungen bieten. — Ohne Rückſicht auf dieſe äußern Umſtände kann man daher nie ein Temperament richtig beurtheilen; und ſelbſt wenn man dieſe Umſtände in's Auge faßt, darf dies nicht vorübergehend geſchehen. Studirt man die Menſchen aber lange, dann wird dem ſcharfen Beobachter das Temperament ſich grade in Kleinigkeiten am beſten offenbaren; und ſchon an ihnen wird er das Weſen des Temperaments erkennen.

Nur wird der Beobachter, um dies zu können, weniger noch auf die äußern Handlungen achten dürfen als auf den inneren Hergang der Handlung. Er forſcht nicht, ob der Menſch in Zorn geräth; ſondern er prüft, wie er zürnt. Dies hat man oft überſehen, wenn man Leidenſchaften und Neigungen auf verſchiedene Temperamente vertheilte. Mit Unrecht hat man dem Choleriker den Zorn zugetheilt, den Geiz dem Phlegmatiker. Nicht nur der Choleriker zürnt; auf den Zorn haben alle Temperamente ein Anrecht, allein ein jedes in ſeiner Weiſe. Der Zorn des Sanguinikers iſt das leicht erregte und leicht vergeſſene Böſeſein; der Zorn des Cholerikers drängt zur raſchen That und verwandelt ſich nach erhaltener Genugthuung leicht in Freundſchaft; der Zorn der Melancholikers wird rachſüchtige Feind-

schaft; der Zorn des Phlegmatikers gleicht seltenen, aber tobenden Ausbrüchen eines Vulcans. Alle Temperamente halten auch auf Ehre, aber ebenfalls ein jedes in seiner Weise. Der Sanguiniker wirbt um Ehre mit seiner Liebenswürdigkeit, an der Ehre selbst liegt ihm weniger als an dem geselligen Vortheil, den er davon zieht. Es ist ihm daher ziemlich einerlei, ob er die Ehre verdient oder nicht. Der Melancholiker dagegen verlangt nach Ehre, ist aber argwöhnisch gegen die, die er findet. Er ist von seinem Verdienst überzeugt, fürchtet jedoch, daß die Anerkennung desselben nur eine äußere sei. Sein Verhalten zur Ehre bringt daher oft Eitelkeit zum Vorschein. Er gibt etwas auf den Schein und traut ihm doch nicht. Dies Mißtrauen kommt dem ehrbegierigen Choleriker gar nicht in den Sinn. Die Ehre, die man ihm erzeigt, nimmt er an als eine seinem Werthe dargebrachte Schuld. Er pocht auf seine Ehre aus Stolz, erstrebt sie nicht mit kleinlicher Eitelkeit, sondern ertrotzt sie, wenn es geht. Während der Melancholiker selbst der geschenkten Ehre nicht traut, benimmt sich der Choleriker so, als besäße er die Ehre schon, die er erstrebt; hat er sie nicht, so kommt sie ihm doch seiner Meinung nach von Rechts wegen zu. In solcher Art strebt der Phlegmatiker nie nach Ehre. Seine Wünsche beschränken sich meist auf sogenannte Respectabilität. Keine Schulden machen, Nichts versprechen, was man nicht halten kann, Niemanden betrügen, belügen oder bestehlen, nie leidenschaftlich sein, seine Pflichten ordentlich thun: das sind ungefähr die Requisite dieser Philisterehre. Und das sind ja allerdings Requisite jedes rechtschaffenen Menschen; allein der wahrhaft große und edle Mensch erstrebt noch mehr als diese Biedermannstugend. Nur der Phlegmatiker beschränkt sich auf die durch sie gewonnene Ehre; was sonst an Ehren und Würden da ist, das nimmt er, wenn es kommt, oder sucht er mit mäßigem Eifer, weil Amt und Würden als ein bequemer Schutz des Biedermanntitels erscheinen. Doch wachsen dem Phlegmatiker solche Ehren selten an's Herz; und nur wenn man seine Respectabilität, seinen guten Namen antastet, geräth er außer Fassung.

Wir sehen also an diesen Beispielen im Verhalten des Temperaments zum Zorn und zur Ehre, daß Zorn und Ehre nicht einem besondern Temperament zukommen, sondern nur sich in jedem Temperament besonders äußern. Auch dies gilt aber nur unter der Voraussetzung, daß diese Affecte für Zorn oder Ehre überhaupt vorkommen bei einem Temperament. Diese Voraussetzung dürfen wir aber keineswegs allgemein machen. Wir können nur sagen, wenn der Sanguiniker zürnt, so zürnt er auf die beschriebene Weise; aber daß er überhaupt zürnen muß, liegt keineswegs in seiner Art. Dieser Affect gehört nicht nothwendig zum Temperament. Das gilt nun fast für alle Affecte. Es kann daher nicht richtig sein, um das Wesen des Temperaments zu beschreiben, zu erwägen, wie es sich äußern würde, wenn diese oder jene Affecte es berühren. Also war es ein Fehler und zwar ein häufig gemachter, wenn man die Natur des Temperaments nach diesen wechselnden Beziehungen der Affecte zu bestimmen suchte. Das Wesen der Temperamente müssen wir von anderer Seite suchen, wir müssen dazu auf das Wesen des menschlichen Geistes zurückgehen.

Wir können im menschlichen Geiste drei Richtungen unterscheiden, das Empfinden, das Wollen und das Denken. Wie diese drei Vermögen in unserer Seele eins sind und zusammenhängen, das ist eine der schwierigsten Fragen der Seelenlehre. Wir wollen hier, ohne auf die Schwierigkeiten dieses Verhältnisses einzugehen, ohne also zu wissen, wie Empfinden, Wollen und Denken im vorstellenden Bewußtsein zusammenhängen, doch behaupten, daß die Empfindungsvorstellung eine andere ist als die Willensvorstellung, und diese wieder als die Gedankenvorstellung. Schon das ist klar, daß man nur etwas Gegenwärtiges oder die Nachwirkung eines gehabten Eindruckes empfindet, etwas Zukünftiges will, und daß man nicht denken kann ohne mehrere Vorstellungen durch Urtheil, Schluß und Begriff zusammenzufassen.

Es ist ferner kaum zu bestreiten, daß wir Vorstellungen haben können, die wir nur denken, ohne sie mit einem besonderen Gefühlsinteresse zu begleiten. In dieser

Gefühlswerthschätzung offenbart sich vielmehr eine neue Zuthat unserer Seele zu den bloß gedachten Vorstellungen. Endlich können wir aber auch bestimmte Vorstellungen mit einem besonderen Gefühlsinteresse begleiten ohne dadurch unmittelbar zu einer Willensäußerung geführt zu werden. Denken, Fühlen und Wollen erscheinen uns also als drei von einander unterschiedene Richtungen unserer seelischen Thätigkeit.

Auf diese drei Elemente des Geistes muß sich nun in ihrem Kern die Lehre von den Temperamenten und dem Charakter stützen.

Sucht man in allen Beschreibungen von Temperamentsäußerungen das Wesentliche; so entdeckt man, daß sich der Kern der Temperamente auf die Weise des Empfindens und Wollens zurückführen läßt. Kant sonderte die Temperamente in leidende und thätige. Lotze im zweiten Bande seines Mikrokosmos spricht von der leichten allseitigen Erregbarkeit und Beweglichkeit des sanguinischen Temperaments; von der erhöhten Reizbarkeit für Gefühlswerthe, von der Geneigtheit, Stimmungen nachzuhängen, aufzusuchen und mit größerer Lebhaftigkeit und Ausdehnung zu erzeugen, als die Veranlassung rechtfertigt, beim melancholischen oder wie er es lieber nennen möchte, sentimentalen Temperament. Er findet das cholerische Temperament charakterisirt durch schwerfällige Erregbarkeit oder Unempfänglichkeit für die zufälligen Reize, mit großer Kraft der einmal erzeugten Rückwirkung, und findet in dem phlegmatischen Temperament eine Verbesserung der Einseitigkeiten des cholerischen Temperaments gegeben durch Herstellung eines Gleichgewichts der Erregung und Rückwirkung, das gewöhnlich als Schwerbeweglichkeit für alle Eindrücke erscheine und fälschlich für Trägheit gehalten werde. Unschwer erkennt man, daß bei diesen Temperamentsbestimmungen mit gemischten Factoren des Empfindens und Wollens gerechnet wird. Mir scheint es nun richtig, auf diesem Wege noch einen Schritt weiter zu gehen, indem man die Mischung dieser Factoren noch aus der Mischungsart der gedachten beiden Elemente zu erklären sucht. Denn grade diese Mischungsart, dies wechselseitige Verhältniß beider Factoren ergibt erst das Temperament, das mit dem Hervorheben eines Momentes nur ungenügend bezeichnet wird. Kant nennt das sanguinische und melancholische Temperament leidend, das cholerische und phlegmatische thätig. Hier befremdet einen Jeden auf den ersten Blick die einseitige Sonderung. Beim melancholischen Temperament ist gewiß das Wichtigste die erhöhte Reizbarkeit für Gefühlswerthe; aber verbanden nicht oft die größten Geister der Menschheit mit ihr ein schöpferisches Thun, das sie zu hervorragenden Leistungen führte? Im cholerischen Temperamente ist gewiß die Energie der thätigen Rückwirkung auf Reize das Wichtigste, aber muß nicht die erhöhte Reizbarkeit des leidenden Empfindens mit ihr verbunden gedacht werden? — Ist der Sanguiniker nicht ebenso viel geschäftig wie viel leidend und hat der Phlegmatiker auf der Seite des Thuns seinen richtigen Platz? So läßt sich auch nicht mit Lotze einfach von der schwerfälligen Erregbarkeit des Cholerikers reden. Seine Erregbarkeit des Empfindens ist vielmehr rasch und stark, sie wird nur dadurch zur Unempfänglichkeit gegen zufällige Reize, daß ein lebhafter und energischer Wille sich ihr zugesellt, der in der Ausführung des Gewollten nothwendig zeitweise die Reizbarkeit gegen neue Reize abschließt. Die Bezeichnungen der Temperamente nach einem Moment reichen, wie man sieht, nicht aus, man muß vielmehr das Mischungsverhältniß der Art des Empfindens und Wollens angeben. Dies wollen wir versuchen.

Sieht man ab von allem Inhalt des Empfindens und Wollens, so können beide in ihrer Art sich unterscheiden, hinsichtlich der Extension als langsam oder schnell, hinsichtlich ihrer Intensität als stark oder schwach in verschiedenem Grade. In diesen Unterschieden liegen die ersten Keime der Temperamente. Ein schnelles, aber intensiv schwaches Empfinden und Wollen gibt die Anlage zum sanguinischen Temperament, ein intensiv starkes und schnelles Empfinden und Wollen zum cholerischen Temperament. Langsames aber intensiv starkes Empfinden und Wollen giebt die Anlage zum melancholischen, langsames und intensiv schwaches Wollen und Empfinden zum Phlegma.

Das ist die einfache Basis aller Temperamentsanlagen, denen vielleicht die kör-

perlichen Conſtitutionen mit ihrer leichteren oder ſchwereren Erregbarkeit der Muskeln und Nerven bis zu einem gewiſſen Grade entſprechen.

Zur Prüfung dieſer Auffaſſung wird es rathſam ſein, an einigen Zügen zu verſuchen, ob und wie ſich aus den angegebenen einfachen Elementen manche ſpäter angenommene Züge der bekannten vier Temperamente entwickeln.

Es iſt geſagt, das ſanguiniſche Temperament gründe ſich auf ein urſprünglich ſchnelles, aber intenſiv ſchwaches Empfinden und Wollen. Gehört denn nicht Lebhaftigkeit des Empfindens und Wollens zu dieſem Temperament, und wie reimt ſich dieſe mit der angenommenen geringen Intenſität? Der Wille des Sanguinikers iſt nicht momentan ſchwach, im Gegentheil, er iſt augenblicklich ebenſo leicht und ebenſo ſtark erregt wie ſein Empfinden; allein beide Erregungen gehen ſchnell vorüber, ſind nicht intenſiv ſtark, beide haben keine nachhaltige Kraft. Sieht der ſittlich gute Sanguiniker eine Noth, gleich geht das Leiden ſeinem Herzen nahe und er hat den lebhafteſten Willen zu helfen. Allein ſchon der nächſte Augenblick bringt eine neue Erregung und ſchon der nächſtfolgende Moment mit einer abermalig neuen Erregung hat die Noth in Vergeſſenheit ſinken laſſen. Die Schnelligkeit des Empfindens und Wollens alſo iſt hier die Hauptſache. Aus dieſem beſtändigen Wechſel erklärt ſich die Flüchtigkeit der Vorſtellungen und daraus der folgende leichte Sinn ſowohl wie der ſchlimmere Leichtſinn. Auch die den Sanguiniker oft plötzlich überkommende Schwermuth iſt aus dieſen Anlagen zu begreifen. Es kann bei dieſem ſchnellen Wechſel des Empfindens und Wollens das Gefühl der inneren Haltloſigkeit nicht immer ausbleiben. Wo viel oder vielerlei gewollt wird, wird nur unter beſonders günſtigen Umſtänden viel erreicht. Fehlt aber, wie es im menſchlichen Leben häufig iſt, eine gleichmäßige Glücksgunſt, ſo wird, wenn ein Wollen das andere treibt, wenig oder gar nichts erreicht. Unzufriedenheit mit ſich oder ſchwermüthige Klage über das eigene Geſchick muß bei einem ſolchen Sanguiniker mitunter durchbrechen und wird ſich grade bei ihm um ſo lebhafter äußern, als ſein Wille keinen kräftigen Widerſtand zu leiſten im Stande iſt. Hat der Sanguiniker nicht Charakter erworben, ſo reißt ihn aus ſolchen Stunden des Unmuths nur ſein Bedürfniß nach Genuß oder ſeine leichte Empfänglichkeit für Freuden, die wieder an ihn herantreten, oder die er aufſucht, weil ſein ſchnelles Empfinden das lange Trauern und Murren nicht erträgt. Soviel folgt ſicherlich aus den einfachen angegebenen Temperamentsanlagen des ſogenannten Sanguinikers. Trägt man aber weiteren Inhalt in dies Temperament hinein, ſo kommen dabei zufällige Einflüſſe des äußeren Lebens mit in Betracht, die nicht mehr unbedingt zum Temperament gehören.

Das melancholiſche Temperament iſt auf ein langſames, aber intenſiv ſtarkes Empfinden und Wollen zurückgeführt. Es iſt nicht ſchwer, aus dieſer Anlage die gewöhnlichen Aeußerungen des melancholiſchen Temperaments abzuleiten. Die Hauptſache bei dieſem Temperament iſt die erhöhte und andauernde Reizbarkeit für Gefühlswerthe. Man denke nur an Hamlet. Eine Empfindung findet leicht Eingang in ſein Herz, aber ihre Macht gewinnt ſie erſt im ſchleichenden Fortbrüten. — Das Haften der Empfindungen macht unfähig, dem ſchnellen ſanguiniſchen Wechſel der Empfindung anheim zu fallen und zieht das Grübeln über die Empfindungen nach ſich. Führt das Leben ſchmerzhafte Empfindungen herbei, ſo erwecken ſchon dieſe den Hang zur Schwermuth. Iſt aber das Leben glücklich, ſo wird das Grübeln über die haftenden Empfindungen zum ſpeculativen Tiefſinn. Immer aber kommt durch dieſen Tiefſinn ſowohl, wie durch die Schwermuth der Wille langſamer zur Ausführung. — Dadurch muß eine Unzufriedenheit entſtehen, in der man ſich ſelbſt zur Laſt wird und Andern läſtig zu ſein fürchten muß. Dieſe Furcht kann leicht in Argwohn und Mißtrauen ausarten und den Willen zu der ſchrecklichen That des Selbſtmords treiben, zu der jedenfalls bei ſo viel Selbſtbewußtſein, wie der Melancholiker beſitzt, momentan ein hoher Grad intenſiver Willenskraft gehört. — So kann jene einfache Anlage des Empfindens und Wollens leicht auch die Züge des melancholiſchen Temperaments nach ſich ziehen, die keineswegs immer mit ihm verbunden ſind. Was naturgemäß dauernd bei ihm bleibt, das iſt nur

die erhöhte Reizbarkeit für Empfindungswerthe und die langsame, aber intensiv starke Verarbeitung derselben.

Wie aus dem schnellen und intensiv starken Empfinden und Wollen das sogenannte cholerische Temperament sich entwickelt, darüber kann man kurz sein. Wer wie der Choleriker einen starken Willen hat, der geht gleich an die Ausführung des Gewollten, und wer etwas energisch ausführt, der kann während dessen nichts Anderes wollen. Dies Handeln schließt auch zeitweilig das sonst lebhafte Empfinden gegen äußere Eindrücke ab. Die feste Bestimmung der eigenen Zwecke erlaubt nicht, daß jeder Eindruck die Empfindung hinreißt. Es verschwindet der sanguinische Empfindungswechsel, und nur die sanguinische Empfindungslebhaftigkeit bleibt den Eindrücken gegenüber, die in den Dienst des eigenen Willens treten können oder die ihm zuwider sind. Dies macht den Choleriker einseitig, auch leicht egoistisch und schroff.

Wie langsames und intensiv schwaches Wollen und Empfinden das phlegmatische Temperament charakterisiren, darüber braucht man kaum ein Wort zu verlieren. Wo am wenigsten Bewegung ist, da ist auch die geringste Mannigfaltigkeit und man hat daher mit Recht das phlegmatische Temperament das einfachste genannt.

Nunmehr tritt aber die wichtige Frage hervor: sind die besprochenen vier Temperamente die einzig möglichen Verbindungen von Empfinden und Wollen, und giebt es Temperamentsmischungen?

Es kommt bei den Temperamenten nicht bloß auf die Schnelligkeit, die extensive Dauer des Empfindens und Wollens, sondern gleichfalls auf die intensive Stärke des Empfindens und Wollens an. Es kann demnach das Empfinden sowohl wie das Wollen vierfach verschieden sein: schnell oder langsam, stark oder schwach. Schon aus der ganz einfachen Zusammenstellung dieser beiden Reihen von vier Arten des Empfindens und Wollens ergeben sich zwölf mögliche Verbindungen. Nun sind aber noch complicirtere Verbindungen möglich. Es kann ein schnelles Empfinden stark oder schwach sein und ebenso ein schnelles Wollen stark oder schwach. Daraus entstehen wieder ganze Reihen möglicher Verbindungen, deren Zahl man ebenso genau mathematisch berechnen könnte, wie jene zwölf einfachen Combinationen. Allein diese mathematische Möglichkeitsberechnung würde wenig nützen und gewiß wenig interessiren; werfen wir daher lieber einen Blick in das wirkliche Leben und fragen im Hinblick auf dieses, ob die genannten vier Temperamente ein Recht auf alleinige Anerkennung haben.

Stellen wir uns einmal Goethe vor. Welches der vier Temperamente würde ihm beizulegen sein? Wir werden zweifeln, ob Goethe Sanguiniker oder Choleriker war?

Willst Du Dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt Du Dich um's Vergangene nicht bekümmern;
Das Wenigste muß Dich verdrießen;
Mußt stets die Gegenwart genießen,
Besonders keinen Menschen hassen
Und die Zukunft Gott überlassen.

Dieser kleine Vers Goethe's ist so recht der Ausdruck eines sorglosen, genußfreudigen sanguinischen Temperaments. Und war nun auch Goethe nicht immer so frei von Haß und Verdrießlichkeit, so bildete doch entschieden die leichte sanguinische Erregbarkeit seiner Empfindung, seine große Empfänglichkeit für die verschiedensten Eindrücke einen Hauptzug in seinem Temperament. Indeß ein echter Sanguiniker hat ein ebenso schnelles und leichtes Wollen; Goethe dagegen hatte einen energischen Willen, vermöge dessen er unglaublich Vieles vollendete. In seinem westöstlichen Divan steht ein kleines Gedicht, das diese Seite seiner Natur sehr bestimmt ausdrückt. Es heißt:

Was verkürzt mir die Zeit?
Thätigkeit!
Was macht sie unerträglich lang?
Müßiggang!
Was bringt in Schulden?
Harren und Dulden!
Was macht gewinnen?
Nicht lange besinnen!
Was bringt zu Ehren?
Sich wehren.

Bündiger kann sich das energische Wollen nicht aussprechen, wir glauben darin die Stimme eines echten Cholerikers zu hören. War aber Goethe Choleriker? — Sein sanguinisches Empfinden verhindert, dies zu bejahen. Der rechte Choleriker empfindet nur Weniges lebhaft, Goethe aber hatte einen lebhaften Empfindungswechsel.

Sollen wir nun sagen, Goethe war sanguinisch-cholerisch und sollen wir aus dieser Temperamentsmischung ein eigenes Temperament machen? — Oder sollen wir sagen, weil Goethe vom Glücke des Lebens besonders begünstigt ward, gewann er als Sanguiniker einen festen Willen oder behielt er als Choleriker eine leichte Reizbarkeit der Empfindung? — Oder endlich sollen wir sagen: Goethe war Sanguiniker in seiner Jugend und Choleriker in seinem Alter? —

An diese drei Fragen — nach der Zahl der vorkommenden ursprünglichen Temperamentsanlagen, — nach der Umgestaltung derselben durch das Leben — und speciell nach der Veränderung je nach dem Alter, schließen sich leicht alle Betrachtungen, die überhaupt noch anzustellen sind.

Zuerst also: war Goethe's sanguinisches Empfinden und sein cholerisches Wollen ein eigenes Temperament? Daß schnelles Empfinden und starkes Wollen als ursprüngliche Anlage möglich ist, wird Niemand in Abrede stellen. Ob diese Verbindung in Wirklichkeit vorkommt, und ob sie grade in Goethe sich gezeigt, ist eine Erfahrungsfrage, die seine Jugendgeschichte beantworten müßte.

Achtet man nun darauf, wie früh in Goethe's Leben sich neben dem sanguinischen Empfindungswechsel ein festes Wollen kund gibt, so erscheint es wahrscheinlich, daß Goethe diese Verbindung als ursprüngliche Naturanlage mit auf die Welt gebracht hat. Daß dabei Goethe's Leben die gleichmäßige Entwicklung dieser seltenen Verbindung ungemein begünstigte, kann nicht verkannt werden. Der Einfluß des Lebens auf die Temperamentsentwicklung kann überhaupt nicht leicht hoch genug angeschlagen werden. Auch die lebhafteste Empfindungsanlage kann verarmen in einem eindrucksarmen Leben; und Mißgeschick des Lebens kann auch eine energisches Wollen abstumpfen. So hat sicherlich das Leben einen großen Antheil daran, daß wir nur selten entschiedenen Temperamenten begegnen. Das Leben thut meist der ursprünglichen Naturanlage Abbruch und fügt den meisten Temperamenten Trübungen zu, die wir mit vielleicht weniger richtigem Namen Temperamentsmischungen zu nennen pflegen. — Auch das Hervorheben der bekannten vier Temperamente hat weiter gar keinen Sinn, als daß es häufiger vorkommende Verbindungen sind. Die einzigen sind es nicht, wir scheitern daher stets mit dem Versuch, alle unsere Bekannten in diese vier Temperamentsrubriken zu vertheilen. Wie viele Temperamente neben ihnen existiren mögen, das sollen wir erst durch ein eingehendes Studium des Lebens und der Geschichte finden. Die Elemente der Seele werden nicht leichter gefunden als die Elemente der Stoffe, welche die Chemie erst spät entdeckt hat.

Darnach wird man leicht ermessen, was über das Verhältniß der vier Temperamente zum Alter, Geschlecht und zur Nationalität zu urtheilen ist.

Diese Verhältnisse gehören zu den wichtigsten der Lebenszustände und werden als solche natürlich auf die Temperamentsentwicklung ihren Einfluß ausüben; aber die Temperamente stehen nicht mit ihnen in bleibendem und nothwendigem Zusammenhang. Das Alter hat sicherlich Einfluß auf Schnelligkeit und Stärke des Empfindens und Wollens; aber es ist verkehrt, das Kind sanguinisch, die Jugend cholerisch, den Mann melancholisch, den Greis phlegmatisch zu nennen. Es gibt eine greisenhafte Jugend so gut wie jugendliche Greise. Nur das ist das Wahre an der Sache, daß wenn ein Greis sanguinisch ist, sich dies bei ihm in weniger lebhafter Weise zeigt als beim Jüngling. Die ursprüngliche Verschiedenheit der Anlage aber kann sich in jedem Alter zeigen. Diese Anlage ist die Hauptsache, und das Alter übt nur einen mitbestimmenden Einfluß aus, der nicht einmal so wichtig ist wie sonstige Lebenseindrücke.

Ebenso ist es mit dem Geschlechts- und Nationaleinfluß. Es ist durchaus nicht gerechtfertigt, wenn man behauptet, es läge im Wesen des Mannes mehr Neigung zum cholerischen und phlegmatischen Temperament, und im Wesen der Frau wegen der größeren Reizbarkeit mehr Neigung zum sanguinischen und melancholischen Temperament. Die phlegmatischen und eigensinnig cholerischen Frauen sind ebenso häufig wie melancholische und sanguinische Männer. Nur darin liegt ein Unterschied, wie sich die Temperamente bei den Geschlechtern äußern. Glaubt sich die melancholische Frau häufiger ungeliebt,

ſo glaubt ſich der melancholiſche Mann häufiger ungeehrt. Schlägt der choleriſche Mann mit der Fauſt auf den Tiſch, ſo weint die choleriſche Frau vor Aerger. Derart mögen die Unterſchiede ſein. Es iſt aber Zufall, ob man in dem einen oder anderen Geſchlecht mehr dieſe oder jene Temperamente findet.

Viel beſſer geht es auch mit den Nationaltemperamenten nicht. Viel zu oft hält man ſich hier an fertige Schablonen, die der reichen Mannigfaltigkeit des Wirklichen nicht genügen. So iſt es Gewohnheit geworden, von den feurigen choleriſchen Italienern zu ſprechen, von den leichtſinnigen Franzoſen, von den melancholiſchen, dem Spleen ausgeſetzten Engländern und von den phlegmatiſchen Deutſchen. Solche Geſammturtheile taugen nichts; ſie enthalten meiſt nur ein ganz geringes Fünkchen allgemeiner Wahrheit, ſo daß ihr Gebrauch im Einzelnen dem wirklichen Zuſtand tauſendfach Unrecht thut. Nationen auf die vier Temperamente zu vertheilen iſt noch viel gewagter, als wenn man es mit einzelnen Menſchen thut. Einſeitige Beſtimmungen ſind hier unvermeidlich. Die Italiener ſollen Choleriker ſein und doch gibt es nichts, was weniger choleriſch iſt als die Thatenloſigkeit italieniſcher Lazaronis. Die angeblich phlegmatiſchen Deutſchen zeichnen ſich grade durch echt ſanguiniſche Talente, durch Muſik und Dichtkunſt und durch melancholiſchen Tiefſinn aus. Die Franzoſen, dieſe angeblich ſanguiniſchen Windbeutel haben im Kriege ſtets durch phlegmatiſche Zähigkeit und choleriſchen Eifer Bewunderung erregt. Und vielleicht hat keine Nation einen geſunderen Humor und größere Thatkraft bewieſen, als die angeblich melancholiſchen ſpleenigen Engländer. — Wie verſchieden in dieſem Punkt geurtheilt wird, davon erfährt man in verſchiedenen Ländern oft die lächerlichſten Beiſpiele. Die leichtfertigen Franzoſen ſollen ſo recht ein Temperament zur heiteren Tanzluſt haben; dagegen habe ich in Frankreich einmal die Behauptung geleſen, die gemeſſene Française ſei der eigentliche franzöſiſche Tanz. Wir Deutſchen wurden dabei heftig angeklagt, daß wir in aller Gutmüthigkeit die choleriſch mit Füßen ſtampfende Polka von Polen nach Frankreich hinübergeſchmuggelt hätten. So abſurd wie dieſe, ſind viele Nationalabrechnungen. Das relativ Wahre iſt auch hier nur das, daß die Nationen zeitweilig oder dauernd ein gewiſſes Naturell annehmen und daß dieſes auch den verſchiedenen Temperamenten eine verſchiedene Färbung ertheilt.

In der Regel aber legt man bei ſolchen Betrachtungen viel zu viel Gewicht auf äußere Einflüſſe des Klimas und des körperlichen Lebens und achtet zu wenig auf die viel größere Macht geiſtiger Gewohnheit und geiſtiger Charakterbildung. Wenn man nur ein wenig vorurtheilsfrei in das Leben des Menſchen und in die Geſchichte der Menſchheit blickt, ſo erkennt man, eine wie viel größere Macht der Geiſt über Klima und äußere Einflüſſe beſitzt, als man in der Regel annimmt.

Wer dies im Einzelleben erkennt, der fragt auch nicht, welches Temperament für Glück und Sitte geeigneter iſt. Er findet zwar verſchiedene Dispoſitionen zu Glück oder Unglück, Sittlichkeit oder Unſittlichkeit in verſchiedenen Temperamenten; allein er weiß, daß das wahrhaft ſichere Glück und die Sittlichkeit mit jedem Temperament zu gewinnen ſind, wenn der Menſch mit charaktervollem Grundſatz nach innerer Vervollkommnung ſtreben will.

Der Menſch hat neben dem Empfinden und Wollen noch das Denken. Auch dieſe Denkkraft entwickelt ſich; ſie ringt nach Erkenntnißwahrheit und bringt ſchon dadurch neue Intereſſen in unſere Seele. Wie weſentlich dieſe Intereſſen uns dem Temperament zuwider anziehen können, das ſieht man nirgend deutlicher als an der großen Anzahl phlegmatiſcher Gelehrten. In allem Andern empfinden und wollen ſie langſam, aber um eines alten Buches willen, das ihre Erkenntniß fördern könnte, beſchließen ſie in lebhafter Hoffnung eine weite Reiſe. In dieſem Herausgehen aus dem Temperament erkennen wir die Selbſtändigkeit und zugleich die Macht des Erkenntnißtriebes. Dieſe Macht beſchränkt ſich nun keineswegs auf geiſtige Intereſſen und auf Umgeſtaltung des Temperaments durch ſie; ſie erſtreckt ſich auch auf die ſittlichen Triebe. Von Haus aus neigen die Triebe entweder zum Guten oder zum Böſen, und ſelbſt, wenn wir mit bewußtem Denken gut und bös unterſcheiden, können wir noch das Gute oder

das Böse wollen. Das Eine oder das Andere mit Bewußtsein aus Grundsatz wollen und durchführen — ist Zeichen eines Charakters. Das Wesen des Charakters liegt im Grundsatz und bedarf also, weil der Grundsatz eine in der Erfahrung zum Bewußtsein erhobene Regel der Handlungsweise ist, des Denkens. Ob der Grundsatz bös oder gut wird, hängt von der Natur der herrschenden sittlichen Triebe ab; aber nur das Denken erhebt diese sittlichen Triebe zum Grundsatz. Dabei ist nun im Verhältniß zu den Temperamenten gleich ein Hauptunterschied bemerkbar. Der böse Charakter wird es meist einseitig in einem Temperament; er ist aus Grundsatz als Sanguiniker ein leichtfertiger, gewissenloser Patron, als Melancholiker haßt er die Menschen und sinnt heimliches Verderben, als Choleriker wird er zum offenbaren Bösewicht und Wütherich, und als Phlegmatiker ist er indifferent gegen gut und bös, ist böse, wo er es mit Vortheil für seine Gemächlichkeit wagen kann.

Der gute Charakter dagegen schneidet die Auswüchse weg, zu denen die verschiedenen Temperamente führen können, oder erstickt sie schon im Keime. Und da man meist, aber fälschlich, die Temperamente an ihren Auswüchsen zu erkennen sucht, den Sanguiniker am Leichtsinn, den Melancholiker an der Schwermuth, den Choleriker am Zorn, den Phlegmatiker an der Gleichgiltigkeit, so erscheint eben so fälschlich der gute Charakter oft als der Antipode allen Temperamentes. So kam es, daß man selbst Temperamentslosigkeit als das Ziel der Charakterbestrebungen ansah. Hat man aber die Basis der Temperamente in der natürlichen Art des Empfindens und Wollens erkannt, so begreift man wohl, daß der Charakter manchem geistigen und sittlichen Interesse der Seele eine Kraft verleihen kann, die auf die Temperamente Einfluß übt; aber man begreift auch, daß das nicht die Aufgabe des Charakters sein kann, die natürliche Anlage aufzuheben. Das einzig ist die Aufgabe des Charakters, der nach Vervollkommnung strebt, die verschiedenen Elemente seiner Seele in Harmonie mit den Geboten der Vernunft und Sittlichkeit zu setzen. Wer sich in solchem Streben zum Charakter macht, bei dem ist dies die Hauptsache, gegen die das Temperament in den Hintergrund tritt. Aber es fehlt darum nicht, wenn man näher zusieht. Das Temperament ist ein nothwendiges Ferment unseres menschlichen Seins; der Charakter soll es sein. Das Temperament ist gegeben, den Charakter müssen wir erwerben, um mit ihm das Temperament, wie überhaupt unser ganzes Wesen zu beherrschen.

Der Wiedehopf.

Ein Bild aus dem Walde.

Von

Karl Russ.

Der dunkel-wundervolle Waldesdom hat uns aufgenommen in seine herrlichen Hallen. Wenn irgendwo, dann tritt uns hier, in der trauten Waldeinsamkeit, die hehre Stille und feierliche Ruhe der Natur recht fühlbar, ja fast überwältigend entgegen. Es müßte wahrlich ein eisiges Herz, ein verstocktes Gemüth sein — das theilnahmlos und gleichgiltig bleiben wollte für die hohe Schönheit und Größe der Natur, inmitten eines prächtigen Hochwaldes.

Sehr früh sind wir herausgewandert; der soeben anbrechende Tag beginnt in den ersten einzelnen Stimmen sich zu regen. Doch keineswegs stören diese Laute die Waldesstille, sie machen sie uns vielmehr noch weit fühlbarer. Die holde Botin des auf den Flügeln eines lauen Märzwindes daherziehenden Frühlings, die melodienreiche Singdrossel, läßt ihre Freudenrufe das Waldthal weithin durchschallen. Und von allen Seiten erheben sich antwortende Töne, von allen Seiten wird's regsam und lebendig. Fink und Rothkehlchen, Hänfling und Bachstelze, sie schmettern und zwitschern in die Wette und viele, viele andere singen und klingen, so gut und brav, als ihnen die Schnäbel gewachsen sind. Dazwischen läutet unaufhörlich das silberne Frühlingsglöckchen der Finkmeise, das alle Schläfer wecken und alle noch in der Ferne weilenden Genossen rufen will: Kommt, kommt, freut Euch der süßen Frühlingszeit, freut Euch des schönen, schönen Lebens!

Immer lauter, immer volltöniger wird der Sing- und Sang, das Liebe-, Wonne- und Freudenconcert rings um uns her. Immer neue Laute erwachen und immer neue Stimmen fallen ein. Auch die kleine und allerkleinſte Welt der Amphibien und Kerbthiere beginnt, von den wärmenden Sonnenſtrahlen belebt, ſich zu rühren und zu melden. Bald ſummt und ſurrt, pfeift, zirpt und ziſcht es rings allenthalben und in dem Getön der tanzenden Mückenſchwärme verſchwimmt ſo melodiſch das Hung! Hung! der Unken im fernen Teich. Dennoch iſt das ſo viellautige Frühlingsconcert noch immer nicht vollſtändig — da ja grade die zarteſten und lieblichſten der befiederten Sänger noch nicht heimgekehrt ſind von der weiten, weiten Reiſe. Und vor allen fehlt noch der neckiſche und doch ſo lieb und traut die ganze Stimmenmannigfaltigeit durchhallende Ruf des Kukuks.

Inzwiſchen iſt's wieder ſtille geworden, im tiefen, dunkeln Walde. Sobald die Sonne höher geſtiegen, iſt eine der Stimmen nach der andern verſtummt und nur das einförmige Summen der vielgeſtaltigen Kerbthierwelt harmonirt ſo wunderbar mit dem linden Rauſchen des Windes in den dichten Kronen der alten Föhren. Während wir, langſam dahinſchlendernd, uns dem Vorholz nähern, welches an reiche Wieſen und Triften grenzt, da hören wir plötzlich einen neuen, uns ganz unbekannten Ruf. Faſt glauben wir, es ſei der eines Kukuks aus der Ferne, allein dies kann ja nicht der Fall ſein, da jener luſtige Schäker noch gar nicht angekommen iſt. Bei aufmerkſamem Lauſchen hören wir, daß dieſer Ruf nicht bloß ſchwächer als der des Kukuks, ſondern auch, ſtatt wie jener nur zweiſilbig, als ein dreilautiges Huphuphup! erſchallt. Wir ſchleichen vorſichtig und lautlos näher und bleiben dann hinter einem hohen und dichten Wachholderbuſche ſtehen, bis ſich uns, auf der den Waldesrand begrenzenden Trift, endlich jener geheimnißvolle Rufer zeigt.

Dort, weiterhin, weiden Rinder und zwiſchen ihnen und dem Walde erblicken wir einen wunderlichen Burſchen, der ſogleich unſere volle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Es iſt ein **Wiedehopf** — Upupa epops L. —, ein gelbrother, ſchwarz und weiß geſtreifter oder gebänderter Vogel, mit einer ſchönen, in eine ſchwarze Spitze auslaufenden Federtolle und langem, ſpitzigem Schnabel. Während wir uns mäuschenſtill und regungslos verhalten, treibt er dort ſein drolliges Spiel, an dem wir uns, je länger, deſto mehr ergötzen. Mit den ſeltſamſten Verbeugungen läuft er auf der Erde hin und her, läßt die Flügel halb herunterhängen, klappt den Federbuſch abwechſelnd auf und nieder. Dann erhaſcht er hurtig einen Käfer, verzehrt ihn jedoch keineswegs ſo ohne Weiteres, ſondern, nachdem er ihn todtgedrückt, wirft er ihn in die Luft empor, fängt ihn dann tief im Schnabel auf und ſchluckt ihn hinunter. Mit einmal fährt er höchſt erſchreckt empor — ein über ihm hinflatterndes Meischen hat ihm Furcht eingejagt. Noch weit ängſtlicher iſt er, als eine Krähe daherzieht; ſobald er ſie erblickt, huſcht er ſchleunigſt in einen dichten Baumwipfel. Und erſt nachdem die vermeintliche Gefahr vorüber, läßt er ſein melancholiſches Huphuphup! erſchallen und fliegt wieder auf die Trift hinab. Allerdings hat er aber auch Urſache, ſo furchtſam zu ſein, denn ſeines nicht ſehr gewandten Fluges wegen iſt er den Angriffen vieler Raubvögel ausgeſetzt. Dafür hat ihn die Natur aber mit einer ganz eigenthümlichen Liſt ausgeſtattet. Nachdem wir ſeinem beweglichen, luſtigen Spiele noch eine Weile zugeſchaut, iſt er mit einmal unſern Augen entſchwunden. Erſt nach einigem Suchen finden wir ihn nun in ganz ſonderbarer Lage; er hat ſich platt auf die Erde geworfen, Flügel und Schwanz weit ausgebreitet, den Kopf emporgebogen und den Schnabel in die Höhe gerichtet. So gleicht er auf das Täuſchendſte einem Häufchen verfärbter Blätter oder einem bunten Lappen — und wie er in dieſer Weiſe uns, wenn auch nur für Augenblicke, getäuſcht, ſo gelingt ihm dies noch beſſer mit dem vorüberſtreifenden Habicht, der ahnungslos über ihm dahinzieht. Erſt nach einer geraumen Zeit erhebt ſich Meiſter Wiedehopf, flüchtet der Sicherheit wegen doch noch hurtig in den Kiefernwipfel und läßt hier ein fröhliches Wäck! Wäck! hören.

Der Wiedehopf iſt ein äußerſt nützlicher Vogel, der von den Larven oder Maden der allerſchädlichſten Kerbthiere und von

diesen selbst sich ernährt. Dabei ist es merkwürdig, daß er alle seine Beute, des langen, zangenartigen Schnabels wegen, in die Höhe werfen muß, um sie verschlingen zu können. Er lebt bei uns in Deutschland fast überall, mindestens in allen den Gegenden, wo Wiesen und Ebenen mit Waldungen wechseln, doch ist er eigentlich immer nur selten zu finden. Im Morgenlande dagegen ist er viel häufiger und auch gar nicht so scheu und furchtsam als bei uns; in der Levante soll er sogar oft geschossen und gegessen werden. Seine Heimath erstreckt sich über fast ganz Europa, Nordafrika und einen Theil von Asien.

Ungeachtet er niemals bei uns zahlreich vorkommt und noch dazu seines scheuen Wesens wegen nur selten genau beobachtet werden kann, spielt er doch im Volksleben und sogar in der Volkspoesie eine große Rolle. Schon Aelian erzählt von ihm: „Ein freundlicher Vogel, der wohl weiß, daß er früher ein Mensch gewesen (König Tereus von Tracien wurde bekanntlich in einen Wiedehopf verwandelt) und sein Nest nicht nur in Einöden und Gebirge baut, sondern es auch, um die Menschen davon abzuhalten, mit widerlichem Schmutz bestreicht. Ein Wiedehopf hatte einst sein Nest in eine Mauerspalte gebaut, welche ein Mann mit Lehm zumauerte. Doch als der Vogel das Nest verschlossen fand, suchte er sich ein Kräutlein, bei dessen Berührung sofort der Eingang sich öffnete. Dies Verschließen und Oeffnen wiederholte sich dreimal; doch der arglistige Mann sammelte sorgfältig das Kräutlein und gebrauchte es, um die Thüren von Schatzkammern zu öffnen und die Schätze zu stehlen.“ Wem fällt dabei nicht unwillkürlich das ähnliche Märchen vom Schwarzspecht*) mit dem Oeffnungskraute ein —?

Ungleich hübscher ist der Volksglaube, der uns den „Vogel Hophop“ als des Kukuks Küster erscheinen läßt, der, einige Tage früher ankommend als jener würdige Patron und auch einige Tage später als er abziehend, gleichsam als sein Gehilfe bei verschiedenen feierlichen Handlungen gilt. Etwas prosaischer wird er auch des Kukuks Knecht genannt.

*) Siehe Musäus Volksmärchen.

Außerdem hat ihm der Volksmund noch eine ganze Reihe von Namen beigelegt: Puppergesell, Gänsehirt, Heerdenvogel und außerdem Stinkvogel oder -Hahn, Schmutzhahn, Dreckkrämer, Dreck- und Kothvogel. Den ersteren sowie die, in allen Sprachen ähnlich lautenden, Wiedehopf oder Wiedehopp, hat er jedesfalls von seinem Rufen erhalten. Um die letzteren aber zu verstehen, müssen wir ihn noch einmal aufsuchen und zwar so recht in seiner Häuslichkeit.

Mehrere Wochen später gehen wir wieder nach dem Walde hinaus. An dem neben der Viehweide sich hinziehenden Waldrande fällt uns plötzlich ein außerordentlich übler Geruch auf. Unsern Widerwillen überwindend, gehen wir demselben nach und entdecken mit seiner Hilfe einen hohlen Baum, in dessen Tiefe das Nest unseres Freundes sich befindet. Hier allerdings, im Anschauen und Anriechen dieser Herrlichkeit möchten wir, trotz aller seiner Vorzüge — seines fast unermeßlichen Nutzens für den Haushalt der Natur, seines so allerliebst schnurrigen Gebahrens und seines hübschen Gefieders — doch ein für allemal auf die Freundschaft des Wiedehopfs verzichten, allein unser Forschereifer gibt dies nicht zu.

Wären wir etwas früher gekommen, so hätten wir in der Höhlung, gleichviel ob in einem Baume, Felsen- oder Mauerloch ein nur mit wenigen Halmen und Federchen ausgelegtes Nest und in demselben fünf grünlichweiße oder bläuliche Eier gefunden. Jetzt sitzen bereits Junge innen und rings um dieselben hat sich ein abscheulicher Wall von ihrem Unrath aufgehäuft, der ihnen und auch den Alten eben den häßlichen Duft verleiht. Nach der Angabe mehrerer Naturforscher*) soll derselbe zwar nicht hiervon allein, sondern von einer ammoniakalischen Feuchtigkeit herrühren, welche das Weibchen aus einer Drüse absondert. Verfasser dieses hat mehrere Wiedehopfe (freilich nicht grade zur Brütezeit) erlegt, doch dies niemals ergründen können. Auch Brehm, Lenz, Naumann u. A. sagen hierüber nichts. Dem sei indessen, wie ihm wolle — dieser Geruch und ebenso sein Herumstöbern auf den Triften, wo er die Käfer,

*) Z. B. Leunis in seiner Synopsis.

Maden ꝛc. aus dem Dünger herausſucht, ſind die Urſachen, daß man ihm ſo viele, nicht beſonders ſchön klingende Namen gegeben.

Im Uebrigen iſt der Wiedehopf ein durchaus ſauberer Vogel, der ſich ſtets ein reines, glänzendes Gefieder hält, und auch ſpäter den häßlichen Duft völlig verliert. Deshalb hat man ihn ſogar als Stubenvogel gern. Jung aufgezogene werden ſehr zahm und machen durch ihr drollig-luſtiges Betragen viel Vergnügen und Freude. Es ſei jedoch fern von uns, die Leſer dazu anzuregen, daß ſie junge Wiedehopfe ſich zu verſchaffen ſuchen und ſolche wol gar den ohnehin Unheil genug anrichtenden Hirtenbuben abkaufen ſollen. Im Gegentheil, nachdem wir noch beſonders darauf hingewieſen, daß ſie auch zu *den* Vögeln gehören, die den bekannten Engerlingen oder Maikäferlarven, den Maulwurfsgrillen und anderen der allerſchädlichſten Kerbthiere, namentlich den ſo ſehr üblen *harten Rüſſelkäfern*, welche in den Waldungen argen Schaden anrichten und nur wenige andere Feinde haben, emſig nachſtellen, ſei ihr Schutz allen Natur- und Menſchenfreunden warm und innig an das Herz gelegt! Alle Land-, Garten- und Waldbeſitzer wollen recht ſorgſam über ſie wachen und nicht nur das Ausſtören ihrer Neſter, das Fortſchießen der Alten und Jungen verhindern, ſondern für die Hegung und Vermehrung der ſo wichtigen Vögel auch dadurch Sorge tragen, daß ſie an den Waldrändern, in der Nähe von Triften und Lehden alte hohle Bäume ſtehen laſſen oder paſſende Neſtkäſtchen auch für die Wiedehopfe aushängen.

Der alte, für ſeine Brut zärtlich beſorgte Wiedehopf hat uns unterdeſſen durch ſein ängſtliches Oerr! mehrmals daran gemahnt, ſeine Kleinen nicht länger durch unſere Gegenwart in Furcht zu ſetzen. Wir wenden uns nun auch gern hinweg, dem tieferen Walde wieder zu. Mit den höher ſteigenden Schatten beginnen ſich jetzt alle die Stimmen wieder zu regen, die an jenem Morgen unſere Bruſt mit Entzücken erfüllten, und noch viele neue dazu. Eine kleine reizende Liete oder Waldwieſe breitet ſich vor uns aus, an deren Rande ſich eine majeſtätiſche, vielhundertjährige Eiche erhebt. Und auf den ſchwellenden Polſtern des ſie umgebenden Moosteppichs laſſen wir uns nieder, um einen der wundervollſten Frühſommerabende in hehrer, trauter Waldeinſamkeit zu verleben.

Mehr und mehr verklingt das vielſtimmige und viellautige Concert der Natur in einander, in einer wunderbaren Harmonie, in der weder das Liſpeln der jungen Blättchen, weder das pfeifende Geſumme der Mücken, noch der Baßton eines vorüberſauſenden Käfers fehlen darf. Allmählig aber erſterben die Stimmen der in den Gebüſchen rings um die Wieſe ſchmetternden Grasmücken, Finken, Ammern u. ſ. w. eine nach der andern, nur noch der wundervolle Flötenton der Goldroſſel (Pirol) hallt aus dem Vorholz herüber, dann und wann ergänzt durch einen in der Ferne verſchwimmenden Kukuksruf. Dann aber perlen die Wonnelaute der Meiſterin aller Waldabendlieder, der ſchönen, ſtolzen Schwarzdroſſel (Amſel) aus dem Tannendickicht hervor — ſo ſüß und wonneſchauernd, daß ſie uns tief, tief in's Herz dringen und an der Hand unſerer wogenden Phantaſie uns hinüberwiegen in's Reich der Poeſie und Träume.

Huphuphup! ruft über uns in der Eiche der alte Vogel, ſo leiſe, huphuphup! flüſtert er noch einmal und fächert mit dem ſchönen Federbuſch und winkt uns mit dem langen Schnabel, als wolle er uns etwas erzählen. Und in den liſpelnden Blättern wird's lebendig, in den wogenden Nebeln auf der Wieſe regt und bewegt es ſich. Eine ſchöne morgenländiſche Sage zieht in lichten, lieblichen Bildern an unſeren Blicken vorüber. „Der Vogel Hudhud*) war als ein verſchwiegener, treuer Liebesbote bekannt und geſchätzt. Beſonders werth war er Saba's holder Königin und dem weiſen Salomo, die Beide ihm gegenſeitig ſo manches Geheimniß anvertrauten. Sie räucherten und erquickten ihn auch mit Ambra und Myrrhen und ſetzten den prächtigen Federbuſch auf ſeinen klugen Kopf, zum Lohn aller ſeiner treuen Dienſte. Aber ach, ſeine hohen Beſchützer ſtarben und der verwaiſte Vogel mußte ſich ein anderes Aſyl ſuchen. Er flog zum König Simurg, auf dem Gebirge Kaf, der ihn eben ſo freundlich aufnahm, ihn die Liſt lehrte,

*) Eben unſer Wiedehopf.

durch Verstellung seinen räuberischen Verfolgern zu entgehen, und ihn dann hinaussandte in das ferne Abendland." (Der Dichter Welcker hat diese Sage in Brehm's „Leben der Vögel" in einem allerliebsten Gedichte besungen).

Immer höher steigen die Schatten, immer unbestimmter — damit aber auch gestaltenreicher werden die Bilder rings um uns her. Ein Häschen springt dicht vor uns auf den Fußsteig; fast möchten wir den kleinen Kerl für den verkörperten Salomo halten — er macht nur ein zu einfältiges Gesicht. Dann treten drei Rehe auf die Wiese heraus, sie könnten wol als reizende zierliche Waldnymphen gelten. Dicht neben uns in den Zweigen hüpft ein Nonnenmeischen hin und her, ein zutrauliches, herziges Vögelchen. Nach einer Weile rauscht ein Flug Dohlen vorüber — düstere, schwarze und doch sehr nützliche Vögel. In dem dichten Gipfel einer hohen Buche koset girrend ein Taubenpärchen, am Rande des die Wiese in malerischen Krümmungen durchwindenden Bächleins hüpft eine Bachstelze mit wiegendem Schwanze und eine Schaar kleiner Goldhähnchen wispert in den Kiefernzweigen. Sie alle begeben sich jetzt heiter und froh zur Ruhe und suchen ihre traulichen Schlafstätten auf.

Noch können wir alle diese Thiere deutlich unterscheiden und uns ihres lieblichen Wesens freuen, doch immer dämmeriger wird's, immer stiller und feierlicher im weiten, schweigenden Walde. Auch die Schwarzdrossel ist schon verstummt und nur das Rauschen des Abendwindes hallt, mehr fühlbar, als hörbar vorüber. Dann werden hier und da neue Töne wach, das Huhu! einer Eule, der Trompetenruf eines Reihers. Doch auch sie erschrecken und ängstigen uns nicht; wir kennen ihre Urheber ja genau und wissen sie nach Verdienst zu schätzen: die Eule zu den guten und nützlichen, den Reiher zu den schädlichen Vögeln.

Doch es wird dunkeler — wir müssen zum Heimgange aufbrechen. Noch einmal horchen wir auf das Rauschen der Bäume, das Flüstern der zur Ruhe gegangenen Vögelchen und das wunderliche Geschrei der Eule, noch einmal lassen wir alle die Eindrücke des Waldabends an unserm Geist vorüberziehen. O, wir gehören nicht zu den Menschen, von denen es heißen kann: „Der Wind im Hain, das Laub am Baum, jagt ihm Entsetzen zu," nein, uns ist der Wald schön und traut, lieb und hehr, wie im lichten Sonnenschein, beim süßen Geschmetter seiner befiederten Heerschaaren und dem fröhlichen Ruf des ausgelassenen Schelmes: Kukuk! Kukuk! — so auch in der feierlichen Dämmerstunde, bei den wonnigen Waldabendliedern der Schwarzdrossel und dem schwermüthigen Huphuphup! des Kukuks Küsters. Und nicht minder wohl fühlen wir uns in seinen Hallen in der schwarzen, finsteren Nacht, beim schauervollen Windesrauschen und der Eule schauerlichem Huhu! Bevor wir aber aufbrechen, lauschen wir noch einen Augenblick dem weichen, sanften Zschip! eines zutraulichen Rothkehlchens — das uns und der ganzen, ganzen Menschenwelt eine Bitte zulispelt, eine schüchterne, doch innige Bitte und eine ernste, dringende Mahnung: Schutz dem Walde und allem seinem Leben!! Und zustimmend klappt der alte Wiedehopf seinen Federbusch auf und nieder: Gute Nacht, Huphuphup!

Literarisches.

Von dem interessanten Werke „Die Thiere des Waldes" von Brehm und Roßmäßler erscheint nun der zweite Band, welcher die wirbellosen Thiere schildern soll. Selbstverständlich kann von der ungeheuern Menge dieser niederen Thiergattungen nur ein kleiner Theil beschrieben werden, aber es wird den Verfassern gelingen, auch dieses Capitel des Waldlebens, in welchem sich namentlich die kleinen Ursachen zu den größten Wirkungen geltend machen, anschaulich und belehrend zu gestalten. Die Illustrationen bestehen nach wie vor in Kupferstichen und Holzschnitten.

Neues vom Büchertisch.

Bock, Prof. Dr., C. E., Das Buch vom gesunden u. kranken Menschen. Mit 73 feinen Abbildgn. 6. bedeutend verm. Aufl. 4.—7. Lfg. br. 8. Leipzig, Keil. à 1/4 Thlr.

Pfaff, Dr. Emil Rich., Physiognomik des menschlichen Auges. Für Gebildete aller Stände. 16. Dresden 1866, Türk's Verlag. 18 Sgr.

Der Nil.

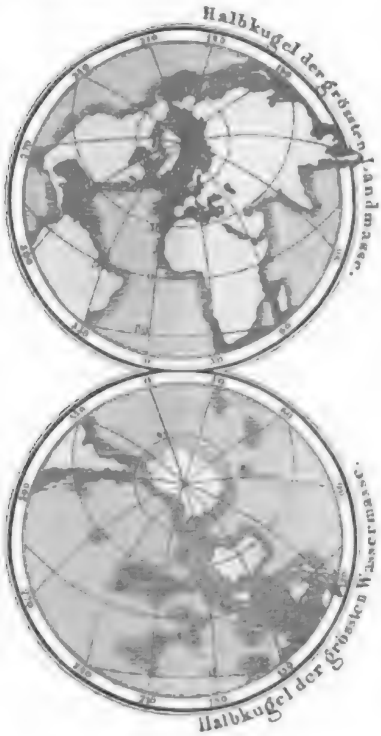
I.

Bevor wir das Thal des Nils, seine Uferlandschaften, seine Bildungsgeschichte, seine bewunderungswürdigen Baudenkmäler betrachten, werfen wir einen Blick auf die Weltstellung, die Küsten- und Bodenentwickelung des Erdtheiles, dem „der Strom der Wunder“ angehört.

Die verschiedenen Erdepochen zeigen eine verschiedene Vertheilung von Wasser und Land auf der Oberfläche unseres Planeten. In der gegenwärtigen Periode des Erdkörpers, den die Geognosten „das Zeitalter des Menschen“ nennen, ist Land und Wasser der Quantität und Qualität nach sehr ungleich und unsymmetrisch auf der Erde vertheilt. Das tropfbar-flüssige Element nimmt fast drei Viertel, die starre, feste Erddecke nur etwas über ein Viertel des ganzen Areals ein; diese besteht aus drei größeren zusammenhängenden Massen, drei Continenten, und aus unzähligen größeren und kleineren Inseln. Die größte Masse des Festlandes liegt auf der Nordostseite des Erdballs; auf der Südwestseite desselben ist das Gebiet des Oceans am unbeschränktesten. Zieht man einen größten Kreis um die Erde, der den Aequator im Großen Ocean bei den Gallopágos, im Indischen westlich von Sumatra unter einem Winkel von 45 Grad, der den ersten Meridian im Atlantischen Meere bei den Erfrischungsinseln, im Pacifischen Ocean im Parallel der Südspitze Nipons schneidet, so bildet man die nordöstliche tellurische oder Land- und die südwestliche maritime oder Wasserseite der Erde.

Diese beiden Hälften der Erde zeigen die größten Gegensätze in allen physikalischen Erscheinungen; auf der einen herrscht das Trockene, auf der andern das Flüssige; auf der Landseite liegen die Meere innerhalb der Länder, auf der Wasserseite dagegen die Länder innerhalb der Meere. Die continentale Seite der Erde ist vorzugsweise der Schauplatz der Menschengeschichten; auf ihr entwickelt sich der Menschengeist; sie ist die „Blüthenseite“ oder „das Gesicht“ des Erdindividuums, aus dem das Leben des Geistes hervorblickt; auf ihr allein konnten sich formenreiche, wunderbare Schönheiten der Landschaft entfalten; nur die tellurische Erdseite gestattete die Entwicklung menschlicher Bildungen auf mannigfaltigste Weise. Sie beherbergt in ihrem Centrum vorzugsweise germanische Völker: Engländer, Deutsche, Holländer, Belgier, Franzosen, von denen die Lichtstrahlen der Cultur in unendlich vielen Radien bis an die fernsten peripherischen Gestade gebracht werden. Die maritime Seite unseres Erdballes, auf welcher nur ein kleinster Erdtheil und eine unzählige Menge von Inseln, „wie die Sterne am Himmel,“ zerstreut liegen, wird gebildet durch das einförmige, gleichartige Element des Wassers; sie ist unfähig, größere Menschen- und Völkergruppen zu bilden und charakteristisch

und verſchiedenartig zu entwickeln; die Menſchengeſchlechter ſind ſeit Jahrtauſenden auf derſelben Stufe der Uncultur ſtehen geblieben. Erſt ſeit einigen 70 Jahren ſind die wenigen Länder in der oceaniſchen Welt aufgenommen in die Civiliſation und Coloniſation durch die überwältigenden Fortſchritte der Schiffahrt. Im Mittelpunkte der Waſſerhalbkugel liegen die Doppelinſel Neu-Seeland und annähernd Neu-Süd-Wales, Länder, die wegen dieſer ausgezeichneten Lage eine große Zukunft haben müſſen.



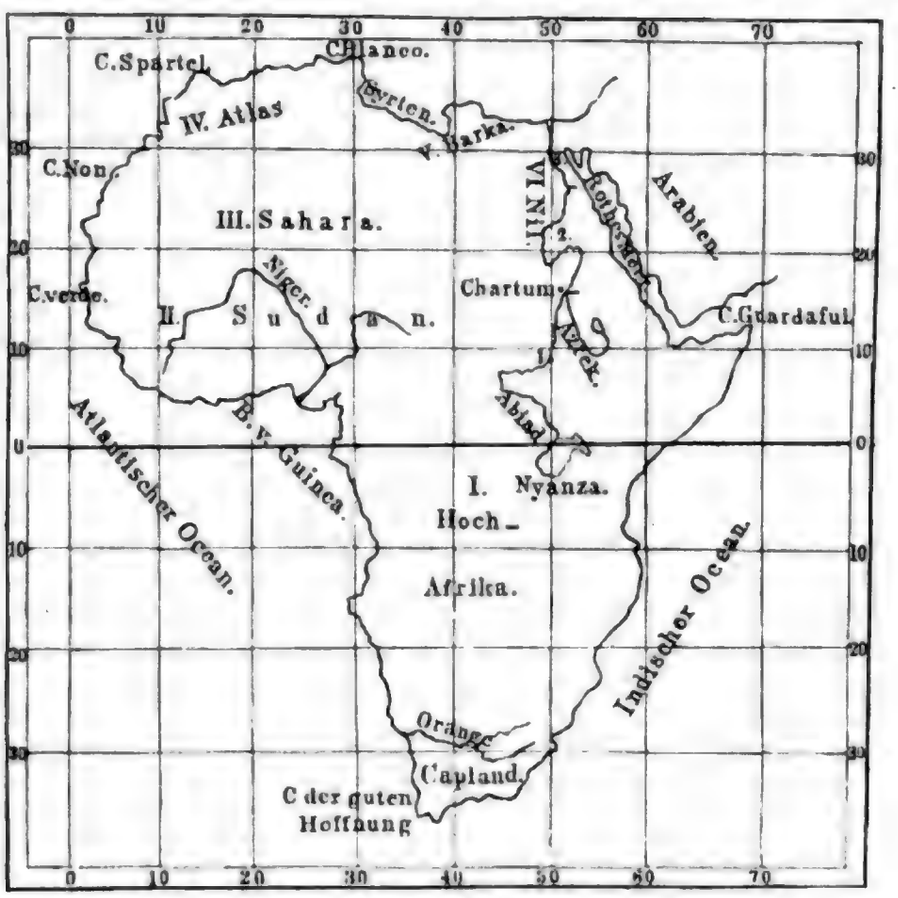
Die continentale Nordoſthälfte der Erde ſchließt vier ſogenannte Erdtheile ein: Europa, Aſien, Afrika und Amerika zum größten Theile; die Weltſtellung derſelben zu einander geht aus ihrer Lage nach den Weltgegenden hervor. Schon die Alten haben die Haupttheile des großen Continents der Erde, den wir „alte Welt“ nennen, mit Namen belegt, welche auf die Anordnung ihrer Lage zu einander hergeleitet ſind. Aſien heißt ſeit den älteſten Zeiten „das Morgenland, der Orient, Land des Aufganges,“ Europa und das nördlichſte Afrika „Abendland, Occident;“ die heißen Länder im Süden von Orient und Occident hießen „Aethiopien;“ die eiſigen Länder im Norden waren das Land „der Hyperboräer“ (Leute, die noch jenſeit der Nordländer, d. i. der Skythen, wohnen. Herodot.). Dies waren und blieben viele Jahrhunderte hindurch die richtigen, in der geographiſchen Lage, in Natur und Geſchichte begründeten Bezeichnungen des Gegenſatzes zwiſchen Oſt und Weſt, zwiſchen Nord und Süd. Erſt ſpäter trat die Bezeichnung der drei Erdtheile hervor. *)

Das Aethiopien und Libyen der Alten, das heutige Afrika, iſt nun in der That der wahre Süden der Erde, faſt gleichmäßig ausgedehnt nach Norden und Süden zu beiden Seiten des Aequators. Es iſt der ſonnenhelle, heiße Mittag, der phyſikaliſche Gegenſatz der arktiſchen und antarktiſchen Länder der Erde, die Mitte zwiſchen beiden, das Land der ſonnverbrannten Leute (Aethiopen), der Sudan der Neger. Aus dieſer eigenthümlichen Weltſtellung Afrika's geht ſchon ſeine von den andern Erdtheilen ſcharf geſchiedene Individualität hervor, eben ſo ſehr aber aus ſeiner Configuration und Plaſtik.

Der Süden der Erde iſt ausgezeichnet durch ſeine faſt inſelartige Abſonderung von der alten Welt, durch die in ſich ſelbſt abgeſchloſſene Erdgeſtalt, durch die Einförmigkeit ſeiner meerumſpülten Küſten, durch die ovale Geſtaltung, durch den faſt gänzlichen Mangel an Gliederung ſeiner Peripherie. Die Breite beträgt von Nord nach Süd ungefähr 70 Grad, eben ſo viel

*) Herodot IV, 42: „Ich kann nicht errathen, warum der Erde, da ſie doch ein Ganzes iſt, drei verſchiedene Namen und zwar von Frauenzimmern gegeben ſind und warum der ägyptiſche Nilſtrom und der colchiſche Phaſis zu ihren Grenzen gemacht. Einige ſetzen freilich den Fluß Tanais (Don), den mäotiſchen See (Aſowſches Meer) und den kimmeriſchen Bosporus (Straße von Kaffa) zur Grenze. . . Viele Griechen ſagen, Libyen habe den Namen von einem in dem Lande gebornen Weibe dieſes Namens, Aſien aber von der Frau des Prometheus. Die Lyder hingegen maßen ſich dieſen Namen an, indem ſie ſagen, er komme von dem Aſius her, dem Sohne des Kotys, welcher war ein Sohn des Manes, und nicht von der Aſia des Prometheus. Es weiß Niemand, woher Europa dieſen Namen bekommen, noch wer ihm denſelben gegeben habe, wenn es nicht richtig iſt, daß das Land den Namen von der tyriſchen Europa erhalten habe. Vorher war es ohne Namen, wie die andern Erdtheile. Allein dieſe Europa war offenbar aus Aſien und kam nicht in das Land, welches die Griechen jetzt Europa nennen, ſondern aus Phönicien nach Creta und aus Creta nach Libyen. Genug: wir müſſen mit Anſichten zufrieden ſein.

die Länge von West nach Ost; die Enden des Erdtheiles liegen also nach allen Seiten hin der Mitte gleich nahe oder gleich fern. Die Küstenlänge ist berechnet zu 3800 Meilen; sie ist die kürzeste im Verhältniß zu den andern Erdtheilen; der Küstensaum des $3^1/_2$ Mal kleineren Europa beträgt 4300 Meilen. Bei keinem anderen Erdtheile kömmt das Innere des Landes in so wenig Berührung mit dem Oceane, sind die Binnenländer so absolut unzugänglich als bei Afrika: es ist vollkommen abgeschlossen, auf sich selbst angewiesen, von aller Civilisation abgeschnitten, außer Berührung mit den Fortschritten der Zeit geblieben, durch Jahrtausende erstarrt in einem todten, einförmigen, gleichmäßigen Dasein.



Karte von Afrika.

Lange Zeit verfloß, ehe man die wahre Gestalt Afrika's kennen lernte. Herodot's Libyen bildeten die nordöstlichen und nördlichen Länder des Erdtheiles von Aegypten und der Sahara bis zu den Säulen des Herkules. Er erzählt, daß 150 Jahre vor seiner Zeit, also um 600 v. Chr., der Pharao Necho Phönizier gedungen hatte, welche in drei Jahren Phönizien umschifft hätten und durch die Säulen des Herkules zum Nil zurückgekehrt seien. Die Nachwelt widmete dieser wichtigen Entdeckung keine Aufmerksamkeit, weil man Herodot's Erzählung für eine Fabel hielt. Die Römer und ihre Geographen kannten Libyen bis zum Niger und zum Sudan; sie schoben ihre militärischen Posten weit nach dem Süden vor; man findet jetzt ihre Baudenkmäler am Rande der Wüste und auf einzelnen Oasen wieder. Arabische Geographen, vor Allen Al Edrisi, der seine geographischen „Gemüthsergötzungen" für Robert I. von Sicilien 1150 schrieb, verlängerten Libyen weit nach Osten bis zu den Philippinen. Die Generäle Alexander's glaubten am Indus die Quelle des Nils gefunden zu haben und hofften, auf dem Strome Aegypten durchsegeln zu können. Auf Ritter Martin Behaims berühmter Erdkugel zu Nürnberg ist der Westen von Afrika bis zum Cap Non (plus ultra etc.) verzeichnet.*) Erst gegen Ende des 15. Jahr-

*) Auf dem „Erdapfel" Behaims steht bei diesem Cap die Bemerkung, daß höchstens der berühmte Herkules bis dahin hätte fahren können, „weil hier das Meer abfällt." Dante giebt in seiner göttlichen Komödie nur dem Odysseus die Kraft, darüber hinauszusegeln zu können.

hunderts unter Don Henrico — el Navigadore — von Portugal wurde die Westküste Afrika's bis zum Aequator gefunden. Johann II. von Portugal erfuhr von Negern, daß im östlichen Afrika ein mächtiger christlicher König wohne. Er hoffte, daß dieser Fürst, der Jahrhunderte hindurch in der Mongolei am Karakorumgebirge gesuchte und nie gefundene Priesterkönig Johann sein müsse. Daher wurde Bartholomäus Diaz ausgesandt, Nachrichten von dem Priester Johannes einzuziehen. Es ist bekannt, wie der Admiral auf dieser Fahrt das Cap der Stürme oder der guten Hoffnung entdeckte und wie 12 Jahre später Vasco de Gama um dieses Cap herumsegelte und den Seeweg nach Ostindien fand.

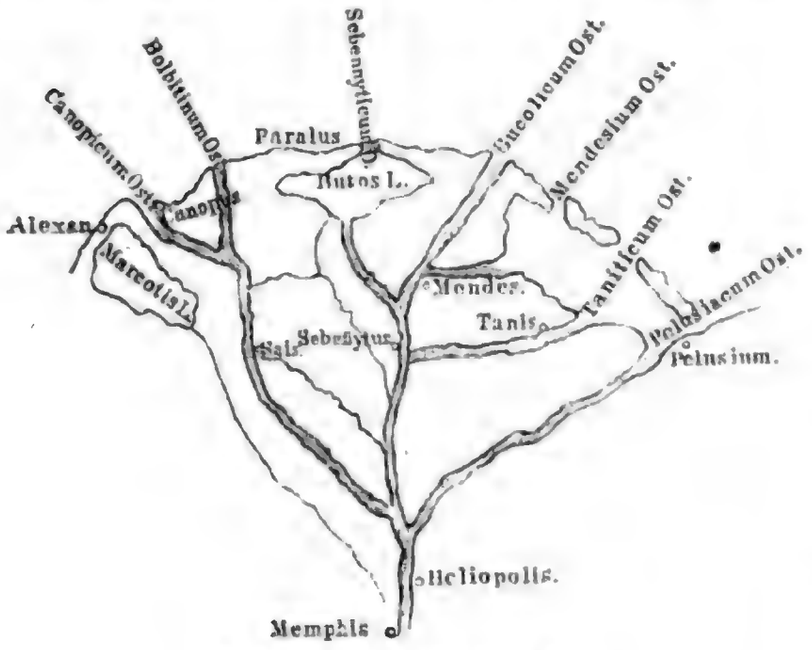
Jahrtausende sind also verflossen, ehe man die horizontale Gestaltung Afrika's kennen lernte. Die verticale Ausdehnung, welche die Ausbildung des Landes nach Höhe und Tiefe, also den physikalischen Charakter bestimmt, kennen wir heute noch nicht vollständig. Aber so viel wissen wir mit Gewißheit, daß die Plastik Afrika's ebenso einförmig und unentwickelt ist, als sein äußerer Umriß. Zu seiner Grundform hat es eines der kolossalsten Plateau's der Erde, welches sich ohne Unterbrechung vom Südpunkte bis zu den nördlichen Gestaden erstreckt. Ein Wechsel in der Form wird nur dadurch herbeigeführt, daß das südliche Hochafrika bis 13 Grad nördlicher Breite und das Hochland in der Berberei im Allgemeinen einige Tausend Fuß höher sind, als das zwischen beiden liegende Wüstenplateau, und daß die Zone des Ueberganges von Hochafrika zur Sahara eine Reihe mannigfaltiger Bergländer zeigt, die dem eigentlichen Sudan seine höhere Entfaltung gewähren. Als selbständige, nicht zum Hauptstamme der afrikanischen Massenerhebung gehörende Landformen sind die mittleren und unteren Nilländer und das Muschelkalkplateau von Barka (Kyrene) aufzuführen. Demnach können wir in Afrika nur sechs charakteristische Bildungen unterscheiden: 1. Hochafrika; 2. Sudan; 3. Sahara; 4. Berberei; 5. Barka; 6. Nilländer.

Diese Einförmigkeit der verticalen Dimensionen, verbunden mit der gleichförmigen Lage zu beiden Seiten des Aequators im tropischen und subtropischen Klima, bewirkt nun auch die Gleichförmigkeit aller Naturverhältnisse, des Leblosen und Lebendigen, des scharf ausgeprägten Continentalklima's, der Vegetation, der Fauna, der Menschenwelt, selbst, so weit die Beobachtungen reichen, der geognostischen Erscheinungen.

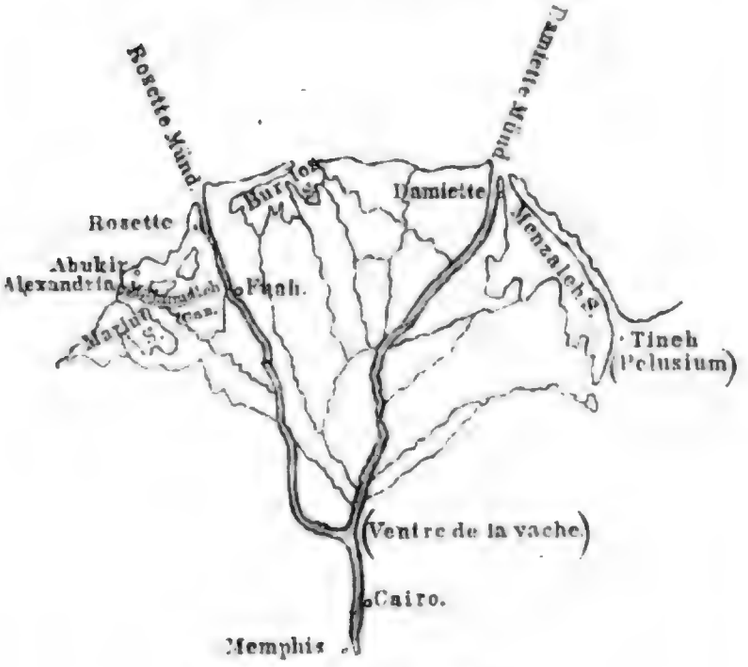
Wir betrachten gegenwärtig nur die Stufenlandschaften des Nils, desjenigen Flusses, der, wie kein anderer Strom der Erde, seit den ältesten Zeiten die Aufmerksamkeit der Menschen erregt hat, und welcher trotzdem bis heute noch nicht vollständig erforscht ist.

Der Nil heißt bei Homer Fluß Aegyptus, in der Genesis Gihon, Strom von Chus, d. i. von Aethiopien (Gen. II, 13 u. X, 6), bei Plutarch Σειρις, bei Aeschylus der aethiopische Strom (αἰθιοψ), bei Diodor Ὠκεαμὸς, was nach Champollion im Koptischen gleich oukamé. Die letzten Bezeichnungen, schwarz oder dunkel bedeutend, entsprechen der Beschaffenheit des Nilwassers. — Der Nil ist der einzige Continentalstrom von allen großen Flüssen der tropischen und subtropischen Zone. Er ergießt sich in die äußerste Südostecke eines großen Binnenmeeres und hat an seinen Mündungen weder Ebbe noch Fluth. Sein Flußthal ist wunderbar abgeschlossen durch Wüsten oder durch öde, kahle, schwer übersteigbare Felsgebirge. Die Bewohner seiner Ufer sind daher allein angewiesen auf den verhältnißmäßig engen Raum des Flußthales selbst und des erweiterten Deltalandes an seiner Mündung; sie sind vollkommen isolirt, kastenartig eingeschlossen. Die größte Fruchtbarkeit des Uferlandes wird begrenzt von trauriger Oede der Wüste, von dürren Sandhügeln oder von kahlen, starrenden Felsmassen: die Bilder des Lebens und des Todes schweben dem Aegypter stets vor Augen. — Der Nil ist ein arbeitender Strom. Durch die regelmäßigen alljährlich wiederkehrenden Ueberschwemmungen erhöht er fortwährend sein Bett und seinen Thalboden, vergrößert, erweitert und verändert er sein Deltaland. Das ganze Aegyptenland von Alexandrien bis zu den Wasserfällen von Syene war einst ein Meerbusen, die Thätigkeit des Stromes hat im Laufe der Zeiten das Land angeschwemmt. Der Fluß warf in die Mitte des Sumpfsees (des negativen Deltas) seine jährlichen Anspülungen hinein, und

ſo erhob ſich nach und nach der Boden, welcher erſt zu Seſoſtris Zeiten urbar gemacht werden konnte. Herodot berichtet II, 5: „Ich habe von den Prieſtern zu Memphis gehört, daß ganz Aegypten außer dem thebaiſchen Lande ein Moraſt geweſen iſt. . . . Wer Aegypten beſucht, ſieht leicht, daß Aegypten allerdings ein Anwachs des Landes und ein Geſchenk des Fluſſes ſei. Wenn man noch eine Tagereiſe (im Mittelmeere) von Aegypten entfernt iſt und das Senkblei fallen läßt, ſo bringt man von 11 Klafter Tiefe Schlamm herauf; das beweiſt, daß Erde bis dahin geſchlemmt iſt. . . . Aegypten war einſt ein Meerbuſen, denn an den Bergen von Memphis finden ſich Muſcheln; aus der Erde ſchlägt Salz, welches die Pyramiden angreift; das Erdreich iſt ſchwarz und geborſten, weil es als ein Schlamm aus Aethiopien von dem Fluſſe mitgebracht wird. . . . Würde der Nil ſeinen Lauf in den arabiſchen Meerbuſen richten, wer wollte verhindern, daß dieſer durch die Wirkung des Fluſſes in 2000 Jahren zugeſchlemmt würde? Ja, ich glaube, er würde in 1000 Jahren zugeſchlemmt ſein, da in der Zeit, die vor meiner Geburt verlaufen iſt, ein Meerbuſen, größer als jener, zugeſchlemmt iſt von einem ſo großen und wirkſamen Fluſſe.“ — Wie richtig das Urtheil Herodot's iſt, zeigt ſchon eine Vergleichung des Nildeltas, wie es war zur Zeit des großen Geſchichtsſchreibers und wie es jetzt iſt.



Nil-Delta 400 vor Chr



Nil-Delta der Jetztzeit.

Die Alten zählen ſieben große Mündungsarme. Zwiſchen dem weſtlichen bei Canopus und dem öſtlichen bei Peluſium nennen ſie den Bolbitiniſchen, den Sebennytiſchen, den Bukoliſchen (bei Strabo Phatmetiſchen), den Mendeſiſchen und Tanitiſchen Arm. Von dieſen ſieben Armen ſind der Bolbitiniſche (der heutige Canal von Roſette) und der Bukoliſche (Canal von Damiette) nach Herodot gegrabene Mündungen. Und nur dieſe beiden ſind noch heut zu Tage bis Cairo ſchiffbar geblieben, die übrigen fünf ſind größtentheils zugeſchlemmt. (Noch zu Plinius Zeit waren der Canopiſche und der Peluſiſche die Hauptarme.) Die Sumpfſeen an der Küſte ſind durch Schlammanſpülungen in ihrer Form

und Größe durchaus verändert; die Inselreihe vor dem Menzalehsee ist eine zusammenhängende Nehrung geworden; die Küste ist weiter nach Norden in's Meer hinaus vorgerückt. Denn die Städte Rosette und Damiette, die im 10. Jahrhundert an den Mündungen der Nilarme gebaut wurden, sind heute zwei Stunden von der Küste entfernt. In späterer Zeit wird die Gestaltung des Deltas wiederum eine andere sein. Das Flußwasser sucht sich stets die Linie, auf welcher es das stärkste Gefälle hat; es wird nach allmäligen Anspülungen und Aufschüttungen neue Wege zum Meere finden. Würden z. B. die Fluthen des Flusses zwischen Cairo und dem Kuhbauche (ventre de la vache, die Stelle, wo der Fluß sich gabelt) durch Kunst oder durch natürliche Anschwemmung gehemmt, so hätten wir wieder den alten Pelusischen Strom als Hauptarm.

Das allmälige Anwachsen, die successive Erhöhung des Flußbettes selbst und des angrenzenden Landes beweisen augenscheinlich die Nilometer bei Cairo und der Insel Elephantine. Der Nilmesser auf der Insel Roda bei Cairo ist restaurirt unter den Khalifen im 9. Jahrhundert; der höchste Stand des Nils steht jetzt schon daran um 1,149 Meter oder 3,53 Pariser Fuß höher als damals. Eine Inschrift auf dem Nilometer bei Elephantine zeigt, daß seit Sept. Severus Zeit (193—211) das Nilwasser zur Zeit seiner größten Höhe sich um 2,11 Meter oder 6,49 Pariser Fuß erhöht habe. Die durchschnittliche Erhöhung des Nilbettes beträgt demnach innerhalb eines Jahrhunderts 0,126 Meter oder 4,65 Pariser Zoll. Das Anwachsen der Uferlandschaften muß in gleichem Maßstabe zunehmen. Denn erhöhte der Fluß sein Bett mehr als die Ebene, so würde die Höhe der Ueberschwemmungen ebenfalls zunehmen, folglich auch die Höhe ihrer Ablagerungen, und das alte Verhältniß bliebe sich gleich; wüchse das Flußbett weniger als die Ebene, so würden die Ueberschwemmungen das Land nicht mehr so weit bedecken, folglich könnte sich nur noch das Bett selbst erhöhen, und wiederum würde das alte Verhältniß eintreten. Beobachtungen an den Monumenten zu Theben, deren unterer Theil vom Nilschlamm bedeckt ist, an den Sphinxen zu Karnak, die jetzt ganz unter Ackerland begraben sind, an dem Obelisk von Luxor, der fast vier Meter im Schuttboden steht, liefern thatsächliche Beweise für das Gesagte. Interessant ist es, wie man nach den gefundenen Resultaten mit großem Scharfsinne auf das Alter der Nil-Monumente geschlossen hat. Girard fand durch Nachgrabungen, daß der antike Nilschlammboden, auf welchem Theben erbaut ist, sechs Meter unter der heutigen Oberfläche des Landes liegt; er schloß daraus, daß die Wunderstadt vor 4760 Jahren, d. h. im Jahre 2960 v. Chr. oder 418 Jahre nach der sogenannten Sündfluth erbaut sein müsse.

II.

Der Nil ist der einzige Ableiter für die große Wassermasse der tropischen Sommerregen in den Ländern seines Oberlaufes, die sich auf einem Areale, welches dreimal so groß wie Deutschland, aus der Atmosphäre niederschlägt. Zur Zeit des Sommersolstitiums erreichen die Regengüsse, die sich im Nil gesammelt haben, Aegypten, und der Fluß beginnt zu steigen. Im Juni ist „die Nacht des Tropfens," jene Zaubernacht, in der nach der Sage der Wundertropfen vom Himmel in den Nil fällt, welcher den Strom so hoch anschwellen macht. Das jauchzende Volk feiert in einer Reihe von Freudenfesten den Segen, der durch den wohlthätigen Fluß dem Lande zu Theil wird.*) Im August, wenn die Sonnengluth am stärksten ist, hat der Strom die Höhe seiner Ufer erreicht; das Wasser tritt in die Canäle und Gräben, steigt fortwährend, durchschnittlich 24 Fuß über den niedrigsten Wasserstand, bis gegen Ende September die Fluthen das Thal bis an die Berge bedecken. In dieser Zeit gleicht die Thallandschaft einem See, in welchem Städte und Oerter, die meist auf künstlichen Höhen (auf Werften) gebaut sind, wie Inseln, die Pyramiden und Obelisken wie Felsspitzen hervorragen. Die alten Schriftsteller vergleichen den Anblick mit dem ägäischen Meere, wo Cykladen und Sporaden ein ähnliches Schauspiel

*) Schilderungen dieser Feste s. H. v. Schubert's Reise in den Orient. Die frühern Bewohner brachten nach der Sage dem schwellenden Strome eine blühende Jungfrau zum Opfer; jetzt ist die „Braut des Nils" eine aus Lehm verfertigte Säule, die sich bald im Nilwasser auflöst.

im Großen darbieten. Gegen Ende October hat sich der Fluß in sein altes Bett zurückgezogen, und der von dem fetten Schlamme gedüngte Boden, in den man nur zu säen braucht, ohne zu graben und zu pflügen, entfaltet eine üppige Pflanzendecke. Von October bis März, wo bei uns Schnee und Eis die Gefilde bedecken, ist Aegypten ein Blumenfeld, ein Aehrenmeer, ein reicher, schöner Garten, in welchem wichtigste Culturpflanzen üppig und rasch gedeihen und zum Theil eine Doppelernte zulassen, die schon im März eingebracht werden kann. Von März bis Ende Juni ist das Land eine verdorrte, staubige, graue Fläche, auf der die Gluthstrahlen der Sonne und die „wie Flammen heißen" Winde des Kamsin*) die Pflanzendecke versengen. Alles harrt mit Sehnsucht der Zeit, wo das Wasser des Lebens und des Segens wiederkehrt, wo die Ueberschwemmungen Erlösung bringen von mancherlei Qualen, von Pest, Augenkrankheiten, Heuschreckenschwärmen. Der arabische Eroberer Amru schildert Aegypten in vorzüglicher Kürze: „Erst Staubgefild, dann süßes Meer, dann Blumenbeet." **)

Alles Leben und Gedeihen der Pflanzen-, Thier- und Menschenwelt hängt in Aegypten vom Nil ab. Während andere Länder die Gaben der Natur auf die mannigfaltigste Weise empfangen, wobei verschiedene meteorologische und Bodenverhältnisse thätig sein müssen, gewährt in der von Wüsten umgebenen Landschaft nur der Strom Fruchtbarkeit und Reichthum. Er heißt daher mit Recht „der Gesegnete" oder „der Ueberfluß." — Es ist eine der bewunderungswürdigsten Einrichtungen auf unserem Planeten, daß einem Lande, in welchem höchstens an der Küste Regen fällt, grade in der heißesten, trockensten Jahreszeit, wo Alles verschmachten würde bei klarem, reinem, wolkenlosem Himmel, die größte Fülle von Lebenswasser zugeführt wird!

Wo das Nilwasser nicht hingelangt auf natürlichem Wege, wird es durch künstliche Schöpfwerkzeuge — Sakias — hingebracht. Die Sakias*) schöpfen das Wasser aus einer Grube am Nil in kleine Gräben, welche die viereckigen Felder umgeben und diese nach und nach mit Wasser bedecken; Das ganze Thal des Nil wird durch die flachen Gräben in unzählige Grundstücke getheilt. Aus den kleinen Gerinnen fließt das Wasser in größere Canäle, und so ist die ganze Oberfläche des Landes regelmäßig geadert. Der Nil ist die große Lebensschlagader, von der unzählige größere und kleinere Arterien ausgehen. Von einem höheren Punkte aus kann man das Land mit diesem Netze von schmalen Silberstreifen überspannt sehen — ein Zeichen der Herrschaft des Nil und der Abhängigkeit des Landes von dem Flusse. Je größer die Energie, mit der die Bevölkerung dieses künstliche Canalsystem erhält und weiter ausbildet, desto fruchtbarer und reicher ist das Land, desto mächtiger sind seine Bewohner; das beweist die Geschichte Aegyptens von den ältesten Zeiten her. Denn der Wüstensand rückt beharrlich bei jedem Samum von Westen her nach dem Nilthale vor; der Kampf zwischen dem heilbringenden Osiris und dem Tod und Verderben mit sich führenden Typhon dauert in stets erneuerter Weise fort, nur die anstrengendste Thätigkeit des Volkes kann hindern, daß Aegypten nicht einst ganz zur Wüste und zum Sumpfe werde. (Napoleon sagte 1798: „Bei einer guten Verwaltung erreicht der Nil die Wüste, bei einer schlechten die Wüste den Nil.")

Die ägyptischen Landschaften haben einen einförmig großartigen Charakter. Das Auge erblickt auf der endlosen Ebene keinen Berg, keinen Hügel, keinen Stein. Das Panorama an den Ufern der natürlichen und künstlichen Wasseradern ist beständig

*) Kamsin d. i. 50, weil er von Ende März an zu Zeiten 50 Tage lang von West oder Südwest weht, aber selten über drei Tage hintereinander.

**) Der Nil ist auch ausgezeichnet vor allen Strömen der Erde durch die größeste Armuth an Nebenflüssen. Von Chartum ab, in seinem langen Mittel- und Unterlaufe, nimmt der Fluß nur einen einzigen Seitenarm auf, den Atbara oder Takazze, der aus den Bergen von Habesch kömmt; der Rhein dagegen, dessen Stromgebiet gewiß 8 mal kleiner ist, hat 12,000 Neben-, Bei-, Zuflüsse, Bäche, Rieselt, die ihn speisen.

*) Die Sakias bestehen aus zwei perpendiculären Rädern, die durch ein horizontales Zahnrad herumgedreht werden. Die bewegende Kraft bilden ein paar Ochsen. Der Außenrand ist mit einer Reihe irdener Krüge umgürtet, die mit jeder Umdrehung in die Grube hinabsteigen, in der sich das Rad dreht und die nach dem Flusse zu offen ist. Wenn die Eimer aufsteigen, leeren sie sich in eine hölzerne Rinne, die von der Stelle aus in Gräben oder Canäle führt.

Mittelpunkt der Ansiedelung, das Haus des Herrn. Dieses, Tembe genannt, ist meist ein langgestreckter, niedriger Bau, dessen Wände aus Lehm bestehen und mit Kalk getüncht sind. Das Dach ist flach und besteht aus Palmenblättern, Stroh oder Rohr, außerdem aus Lehm gestampft, so daß es auch als Aufenthaltsort benutzt werden kann. Die Fenster sind klein und vergittert, die Türen niedrig und schmal.

Tembe.

Ähnlich, nicht viel anders sind die Häuser der Inder, die gewöhnlich, obgleich die Herren, die Besitzer, in Europa leben, doch nur die Aufsichtsräte sind, die Geschäfte führen, das Geld verdienen und sparen. Sie sind die Kaufleute. Von ansehnlicher Größe, mit Steinmauern, Glasfenstern, Veranden und Gärten, sind die Häuser der Europäer, die Regierungsgebäude, die Missionsstationen, die Hotels und einzelnstehenden Häuser. Sie sind meist einstöckig, haben aber auch zuweilen ein Obergeschoß, das dann gewöhnlich Schlafräumen und Badezimmern dient. Die Dächer sind flach, mit Wellblech gedeckt, und haben Regenrinnen und Abflußröhren, damit das Wasser in Zisternen aufgefangen werden kann. Denn Quellwasser ist in Deutsch-Ostafrika nur in wenigen Gegenden zu haben, und auch da ist es nicht immer gut. Es ist meist hart, d. h. es enthält Kalk- und Gipsteilchen, die es ungenießbar machen. Deshalb ist es notwendig, daß jedes Haus Zisternen hat, in denen das Regenwasser aufgefangen wird. Diese Zisternen sind meist unterirdisch angelegt, manchmal aber auch oberirdisch, wie ein großes Faß. Sie müssen sehr sauber gehalten werden, damit sich keine Krankheitskeime darin entwickeln können.

Die Häuser der Eingeborenen sind sehr verschieden. Die Wahehe bauen sie rund, die Wanyamwesi viereckig, die Wakamba haben eine Mischung von beiden Formen. Die Wanyamwesi bauen ihre Häuser aus Lehmziegeln, die sie selbst machen, die Wahehe, Wakamba und Wagogo aus Lehm, der um ein Gerüst von Stangen und Zweigen geschlagen wird. Die Dächer sind bei den Wanyamwesi und Wahehe spitz, bei den Wakamba und Wagogo flach. Die Wahehe und Wagogo machen ihre Dächer aus Stroh, die Wanyamwesi aus Rohr, die Wakamba aus Stroh und Rohr. Die Wanyamwesi und Wahehe machen ihre Häuser ohne Fenster, die Wakamba und Wagogo mit kleinen Fenstern.

Die Wahehe bauen ihre Häuser in Gehöften, die Wanyamwesi in Dörfern, die Wakamba und Wagogo in Gehöften und Dörfern.

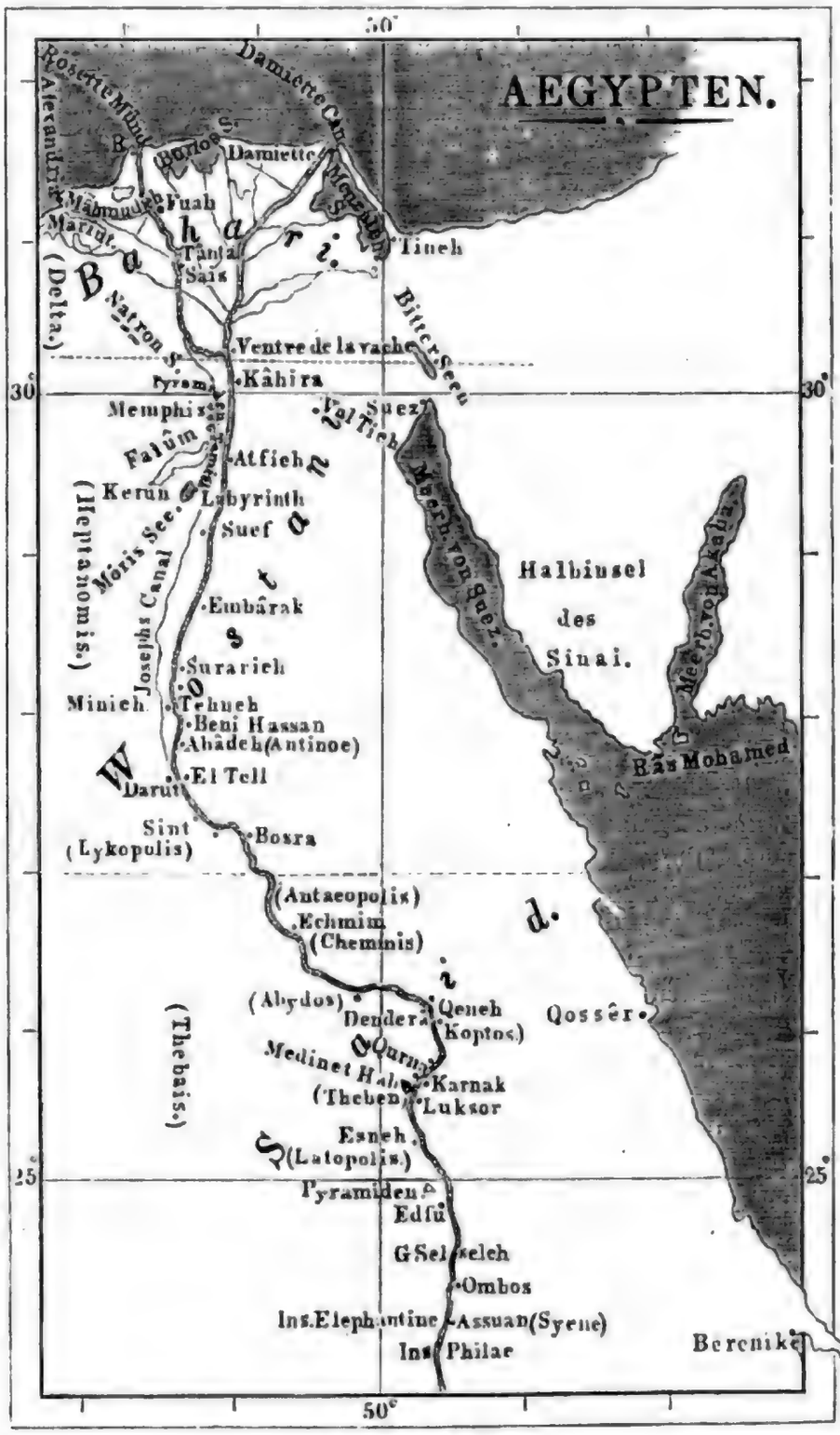
Gebräuche sanctionirt war, übermächtig hervor (eine Schilderung derselben ist unmöglich; s. Herodot II, 44 ff.). Die Sphinxgestalt, in welcher die schöne, menschliche Form mit dem rohen Thierleibe gepaart ist, zeigt den Typus des ägyptischen Charakters. Freilich ist der heutige Aegypter durch den Wechsel der Dinge nach Jahrtausenden ein anderer geworden, aber die wesentlichen Züge sind doch nicht überall verwischt.

Die älteste Geschichte Aegyptens ist noch immer in Dunkel gehüllt, denn wir haben ihre Quellen nicht in literarischen Werken, in Schriften über die Regierungen der Könige, über Einrichtungen des Staates, über Sitten und Lebensweise des Volkes, sondern nur in den Wunderbauten, in Tempeln, Pyramiden, in den Wandsculpturen und Hieroglyphen, mit denen diese Bauten bedeckt sind. Europäische Gelehrte, Young, Champollion, Lepsius, haben die Bilder- oder Hieroglyphenschrift zum Theil entziffert und dadurch wenigstens einiges Licht in die verworrenen Ansichten gebracht. Das Reich von Memphis (3000 bis 2000 v. Chr.) ist der älteste Staat, von welchem wir historische Nachrichten haben. Zur Zeit Abraham's bestanden längst geordnete Staatsverhältnisse in Aegypten; er sah die Pyramiden, die schon Jahrhunderte vor seiner Ankunft erbaut waren. Joseph wohnte in Memphis und brachte dem Reiche Segen durch weise Verwaltung. In späteren Jahrhunderten lebten die Juden unter dem Drucke der Pharaonen im Diensthause Aegypten. Der große Eroberer Sesostris erhöhte den Glanz des Reiches durch kühne Eroberungen in Asien. Später bestand Aegypten aus 12 selbständigen Königreichen (Dodekarchien), welche Psammetich ca. 650 v. Chr. unter sich vereinigte. Unter seinem Nachfolger Necho ist Afrika zum ersten Mal durch Phönizier umschifft. 525 unterjochte Kambyses das Land; die Aegypter trugen das persische Joch mit größtem Widerstreben, das öfter in Empörungen überging, bis Alexander 332 Befreiung brachte. Durch seinen Feldherrn, Ptolemäus Lagi, erhielt das Land eine griechische Herrscherdynastie, unter welcher Kunst und Wissenschaften blühten. Nach der Schlacht bei Actium 31 und nach dem Tode der Kleopatra 30 v. Chr. fand die Unabhängigkeit Aegyptens für immer ein Ende durch Octavian. Die römische Provinz wurde seit 395 n. Chr. ein Theil des oströmischen oder griechischen Kaiserthums. Die Eroberungszüge der Araber brachten das Land in der Mitte des 7. Jahrhunderts unter Botmäßigkeit des Khalifen; es wurde von einem arabischen Statthalter, der in Alt-Cairo (Fostat bei den Arabern) seinen Sitz hatte, regiert. Verschiedene arabische Dynastien wechselten auf dem Throne, bis 1250 die Mamelucken, aus dem Kaukasus eingeführte georgische und tscherkessische Sclaven, welche die Leibwache der Khalifen bildeten, nicht nur die Freiheit erhielten, sondern sich sogar durch ihre Tapferkeit zu Herren des Landes machten. Selbst als 1517 die Türken Aegypten eroberten, blieben die Beys der Mamelucken ziemlich unabhängig neben den türkischen Statthaltern. Bonaparte schlug die Mamelucken 1798, aber erst Mehmed Ali vernichtete ihre Macht vollständig 1811. Er erhielt die Statthalterwürde über Aegypten, Nubien u. s. w. und zugleich die directe Erbfolge in seiner Familie. Der Pascha oder Vicekönig von Aegypten erkennt seine Abhängigkeit von der Türkei nur an durch Zahlung eines jährlichen Tributes (80,000 Beutel gleich ca. $1^1/_2$ Million Thaler).

Die jetzige Bevölkerung Aegyptens besteht aus sunnitischen Mohamedanern und aus Rajahs, d. h. Nichtmohamedaner. Jene sind Araber und entweder Ackerbauer, Fellahs oder Nomaden, Beduinen. Nächst ihnen sind am zahlreichsten die Kopten, Nachkommen der alten Aegypter. Außerdem finden sich Türken, Griechen, Armenier, Negersclaven, Juden und Europäer (Franken). Fränkische Familien, die sich seit einer oder mehreren Generationen im Oriente aufhalten, nennt man Levantiner.* Die Zahl der Bewohner beträgt jetzt kaum 3 Millionen. In der Blüthezeit der Ptolemäer und im Anfange der Römerherrschaft ernährte Aegypten gegen 20 Millionen Menschen.

Seit den ältesten Zeiten theilt man Aegypten in drei Theile, in Ober-, Mittel- und Unteräggypten. Der obere, südliche Theil, die Thebais, erstreckt sich von Syene bis Koptos oder Chemmis (Aegyptus superior); der zweite, Heptanomis, bis zur Gabelung des Flusses oder bis Kerkasorus (Aegyptus interior); der dritte bildet das

Delta (Aegyptus inferior). Heut zu Tage heißt Oberägypten Said bis ca. 27 Grad nördlicher Breite oder bis Siut, Mittelägypten Wostani bis Cairo, Unterägypten die große Bucht innerhalb dieses Winkels schließt die Deltalandschaften des Nils ein. Sie sind ungefähr so groß wie das Königreich Belgien. Die letzten Höhen des Mo-



Karte von Aegypten.

Bahari von Cairo oder dem Thale der Verirrungen bis zum Meere.

Die libyschen Höhen ziehen von Memphis ab nach Nordwest, die arabischen oder der Mokattam direct nach Ost; die beiden Höhenzüge bilden einen Winkel von ca. 140 Grad; die große Bucht innerhalb dieses Winkels schließt die Deltalandschaften des Nils ein. Sie sind ungefähr so groß wie das Königreich Belgien. Die letzten Höhen des Mokattamgebirges begrenzen das Thal der Verirrungen (Val Tieh), welches als das nördlichste Transversalthal in westöstlicher Direction von Cairo bis zur Hafenstadt Suez zieht. Es hat seinen Namen von dem Auszuge der Kinder Israel aus Aegyp-

ten (Exod. XIV, 3). Die Thalfläche, bis zum rothen Meere 13 Meilen lang, hat faſt überall ziemlich gleiches Niveau, ſo daß es leicht ein Meerbuſen werden könnte, wenn das Arabiſche Meer nur eine ſchichten der libyſchen Bergkette. Wahrſcheinlich fand der Nil durch dieſes Thal vor alten Zeiten einen Ausweg durch die Wüſte. Sechs kleine drei Fuß tiefe Salzſeen liefern gegenwärtig den anwohnenden

Leuchtthurm Pharus.

geringe Erhebung erführe. Im Norden vom Thale der Verirrungen bis zum Meere iſt überall todte Wüſte, die nur mit Gerölle, Gries und Kies bedeckt iſt; der Sand dieſer Wüſte iſt längſt durch die Nordweſt-Stürme verweht. An der Südweſt-Grenze des Bahari iſt das Thal der Natronſeen, welches ſich nach Nordweſt erſtreckt durch die letzten Kalk- und Gips- Fellahs eine gute Ausbeute von Natron, welches ſich an der Oberfläche des Waſſers in dicken Kruſten bildet. Zahlreiche Kloſterruinen im Thale erinnern an das vierte Jahrhundert, wo zumal die Weſtſeite des Nils von unzähligen Mönchen bewohnt wurde. Zwiſchen dieſem Thale und dem des Nils liegt ein niedriges, vegetationsleeres Kalkſteinplateau; es iſt ein wichtiger

Schutzwall gegen den eindringenden Sand der Wüſte; er wird im tiefen Thale aufgeſpeichert.

Die Küſtenlinie der Deltalandſchaft iſt vor der Küſte; ohne dieſen Felſenwall würde dieſer Theil des Landes ſchon längſt vom Meere verſchlungen ſein. Von Roſette ab ſcheiden ſchmale Sandzungen zahlreiche La-

Pompejusſäule.

im Nordweſten anders conſtruirt als im Norden und Nordoſten. Die Strecke von der libyſchen Wüſte bis Roſette, die nicht zu dem eigentlichen Delta gehört, iſt fortwährend heftigen Weſt- und Nordwinden ausgeſetzt. Mehrere Ketten von Kalkſteinklippen liegen wie eine ſchützende Barriere

gunen und Strandſeen; man zählt über 90 vom Meere ab; die beiden größten ſind der Burlos und Menzaleh. Der Damiette-Canal bildet durch die ausgeführten Schuttmaſſen viele Flußriegel und Barren, hält aber mit ſeiner breiten Waſſerſtraße den von Weſten kommenden Flugſand zu-

Digitized by Google

Obelisk in Washington.

Washington (sp. -schingtn), 1) der Distrikt, seit 1790 Sitz der Bundesregierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika, am Potomac, 177 qkm (3 QM.) groß, mit (1880) 177,624 Einw. Die Hauptstadt Washington, am Potomac, 5 km oberhalb seiner Mündung in die Chesapeakebai, ist durch Eisenbahnen mit Baltimore und Philadelphia verbunden und hat 147,293 Einw. Sie ist regelmäßig gebaut, mit breiten Straßen, meist mit Bäumen bepflanzt, und hat schöne Gebäude, wie das Kapitol, auf einem Hügel gelegen, 1793–1827 erbaut, 1851–65 erweitert, 107 m lang, 41 m hoch, mit einer Kuppel, auf der 1863 eine 6 m hohe Statue der Freiheit aufgestellt wurde, das Weiße Haus, die Gebäude für die Departements des Innern, der Finanzen, des Krieges, der Marine, des Staatsarchivs, des Patentamts, des Generalpostamts, ferner das Arsenal, das Zeughaus, das Observatorium, das Gebäude der Smithsonian Institution, das Gebäude für die Akademie der Wissenschaften, das Gebäude für die Ackerbaugesellschaft, das Gebäude für die Akademie der Künste, das Gebäude für die Akademie der Medizin, das Gebäude für die Gesellschaft der Geographie, das Gebäude für die Gesellschaft der Geologie, das Gebäude für die Gesellschaft der Ethnologie, das Gebäude für die Gesellschaft der Anthropologie, das Gebäude für die Gesellschaft der Archäologie, das Gebäude für die Gesellschaft der Archäologie, das Gebäude für die Gesellschaft der Archä

fahl die Inschrift zu setzen: „König Ptolemäus, den rettenden Göttern, zum Heile der Seefahrer.“ Der Erbauer Sostratus aber ließ statt „König Ptolemäus“ die Worte „Sostratus aus Knidos“ eingraben und überzog sie mit Cement, auf welchem er die Inschrift des Königs anbrachte. Als nun im Laufe der Zeiten der Mörtel abfiel, verschwand die Widmung des Königs und die des Sostratus trat hervor. — Die 88 Fuß hohe Pompejusſäule, die jedoch zu Pompejus in keiner Beziehung steht, sondern dem Diocletian von einem Präfecten Publius gesetzt war, ist zum Theil aus Bruchstücken viel älterer Gebäude erbaut; man kann auf einem Block das Thronschild Psammetich's II. erkennen. Die Säule steht außerhalb der Mauern der jetzigen Stadt. — Von den Nadeln der Kleopatra, zwei fast 70 Fuß hohe, von rosenrothem Granit erbauten Obelisken, steht nur noch die eine. Sie wurde errichtet von Thutmosius III. im 16. Jahrhundert v. Chr. Die übrigen zahlreichen Prachtbauten, die mit Marmor und Porphyr geschmückten Paläste, Bäder, Theater, das von den Ptolemäern errichtete Museum, das Gymnasium, die Bäder der Kleopatra sind verschwunden. Das Heptastadium oder der 7 Stadien (4200 Fuß) lange Hafendamm, der die beiden Häfen von einander trennt, ist durch Anschwemmung über 2000 Fuß breit und der Grund und Boden der neuen Stadt geworden. An der Stelle des berühmten Pharus steht ein neuer Leuchtthurm. Von der Nekropolis oder der Todtenstadt mit ihren zahlreichen Katakomben finden sich nur geringe Ueberreste. — Alexandrien zählt gegenwärtig 80,000 Einwohner, unter denen 12,000 Europäer; zur Zeit der Ptolemäer hatte sie $^1/_2$ Million. Die Stadt ist das wichtigste Bindeglied für den indisch-europäischen Handel, und seitdem die Eisenbahn von Alexandrien über Cairo nach Suez im Betriebe ist, gehört sie zu den großen Emporien der Neuzeit, in deren Hafen Schiffe aller Nationen ein reges, buntes Leben entfalten. — Die Stadt, die vom Hafen aus europäisches Aussehen hat, ist wie alle türkischen Städte im Innern eng und schmutzig, im Ganzen schlecht und unregelmäßig gebaut, hat enge, ungepflasterte Straßen. Nur in der Mitte dre Stadt an dem großen Platze befinden sich schöne Gebäude, in denen die Consuln wohnen, und große Hôtels mit europäischer Einrichtung. Von Alexandrien nach Südwest an der Küste her sieht man viele kleine Windmühlen, zwischen denen sich die aus Lehm gebauten Hütten der Fellahs hinziehen. Als westlichste Landmarke Aegyptens läßt sich der fast 5 Meilen im Westen von Alexandrien liegende Araberthurm bezeichnen, der für den Schiffer, der bei ungünstigem Winde und der schwierigen Küste nur mit Gefahr „Land machen“ kann, ein wichtiges Wahrzeichen ist. —

Die geographische Gesellschaft in London.

Vereine für die Wissenschaft der Erdkunde haben erst in unserem Jahrhundert einen Boden für sich gefunden. Früher mußten die Geographen sich den Akademien anschließen und fanden dort nicht immer Aufnahme. Der berühmte Büsching, der erste Geograph, der ein wissenschaftliches Handbuch der Geographie schrieb, wurde von der Berliner Akademie zurückgewiesen. Die Geographen selbst waren der Ansicht, daß ihr Fach einem besondern Verein nicht Stoff genug zu Arbeiten liefern werde, doch konnte dieses Vorurtheil den zunehmenden Reisen und Entdeckungen gegenüber, die zu Ende des vorigen Jahrhunderts gemacht wurden, nicht Stand halten. Die afrikanische Gesellschaft, die 1788 in London gegründet wurde, ist als Vorläuferin der großen Vereine zu betrachten, die sich die Förderung der allgemeinen Erdkunde zur Aufgabe stellten. 1821 trat die geographische Gesellschaft von Paris mit Mitgliedern wie Alexander von Humboldt, Cuvier, Dumont d'Urville, Gay-Lussac, Klaproth und Maltebrun in's Leben. Florenz und Berlin folgten zunächst dem gegebenen Impulse. Die geographische Gesellschaft von London wurde 1830 von Sir John Barrow gegründet und hielt am 16. Juli jenes Jahres ihre erste Sitzung Der erste Präsident war Graf Goderich, als erste Vicepräsidenten fungirten Barrow, Bellas Greenough, W. R. Hamilton und Leake.

Die Gesellschaft hat der geographischen

Wissenschaft wesentliche Dienste geleistet. Sie hat Reisen unternehmen lassen (von Schomburg in Guiana, von Hamilton und Rassam in Kurdistan), Preise vertheilt, Reisenden Instrumente übergeben und in ihrem Journale eine Menge von neuen geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Daten geliefert. Die Preise bestehen in zwei Denkmünzen von Gold, Victoria-Denkmünze und Gründer-Denkmünze genannt, und in gelegentlichen Ehrengeschenken, Chronometern u. dgl. Gegeben werden sie: 1) Für die beste Schrift, in der der Bewerber eine wichtige Entdeckung im Einzelnen beschreibt und durch Ansichten und Pläne erläutert. Neuerdings ist auch Jedem, der Ausgrabungen oder Forschungen macht, durch welche die Lage einer alten Stadt sicher gestellt oder ein wichtiger Gegenstand der Kunst, Wissenschaft oder Geschichte an's Licht gefördert wird, ein Anspruch auf einen Preis gewährt worden. 2) Für ein Handbuch für Reisende, welches alle Gegenstände bezeichnet, auf die ein Geograph seine Aufmerksamkeit besonders zu richten hat, ihm die leichtesten Mittel nachweist, wie er sich die erforderlichen Belehrungen verschaffen kann, eine Liste der besten Instrumente zur Bestimmung von Positionen, zum Messen von Entfernungen und Höhen, zur Beobachtung magnetischer Forschungen, zur Bestimmung der Temperatur u. s. w. aufstellt und den Reisenden unterrichtet, wie er diese Instrumente am besten gebrauchen und in barbarischen Ländern fortschaffen und verbergen kann. 3) Für ein Werk über den gegenwärtigen Zustand der Geographie in allen ihren Zweigen, welches das Unbekannte von dem Bekannten trennt, zeigt, was bereits gethan ist und was noch zu thun bleibt, und zur Erreichung weiterer Fortschritte die geeignetsten Mittel und Wege angibt. 4) Eine ausgedehnte Reihe geographischer Tabellen zum Nachweis der verschiedenen Namen, die dieselben Ortschaften bei den einzelnen Völkern und in allen Geschichtsperioden gehabt haben. 5) Für die besten mechanischen Erfindungen, die Erwerbung geographischer Kenntnisse zu erleichtern.

Von dem Journal der geographischen Gesellschaft sind jetzt neununddreißig Bände erschienen. Eine sehr ausgedehnte Bibliothek steht den Mitgliedern von $10^1/_2$ bis $4^1/_2$ Uhr offen. Fremde, welche die Bibliothek benutzen wollen, müssen von Mitgliedern eingeführt werden. Ausgeliehen sollen an jedes Mitglied nicht mehr als 4 Bände auf einmal werden.

Die Mitglieder zahlen entweder Jahresbeiträge (von 2 Pfund) oder finden sich ein für alle Male durch Zahlung eines zehnjährigen Beitrages ab. Die letzte Einrichtung besteht in England bei vielen Vereinen und soll die Unannehmlichkeiten und Verluste ersparen, die bei jährlich wiederkehrenden Einsammlungen unvermeidlich sind. Die geographische Gesellschaft ist durch sie aber in Verlegenheiten gerathen. In den ersten Jahren häufte sich durch die Abfindungssummen ein bedeutendes Capital an, über das man so verfügte, als ob die Abfindungen zu den jährlich wiederkehrenden Einnahmen gehörten. Als nun später weniger neue Mitglieder eintraten und gleich ihren zehnjährigen Beitrag zahlten, mußte man die Ausgaben zum Schaden der Wissenschaft ermäßigen. Jetzt hat sich die Sache ausgeglichen und das Capital der Gesellschaft hat jetzt wieder eine Höhe von 10,500 Pfd. St. erreicht.

Präsident der Gesellschaft ist Sir Roderick Murchison, Vicepräsidenten sind Collinson, Crawfurd, Rawlinson und Graf Strangford. Die Mitglieder haben die Zahl 1907 erreicht, von denen 1409 Jahresbeiträge zahlen und 498 ein für alle Male gezahlt haben. Außerdem gibt es 4 Ehrenmitglieder und 65 correspondirende Mitglieder. Im Jahre 1863 sind 233 neue Mitglieder eingetreten und zu correspondirenden Mitgliedern sind ernannt worden Heinrich Barth, General Dufour (wegen seiner Karte der Schweiz), Khanikof, der Verfasser des bekannten Werkes über Bokhara, Linant Pascha, als erster Erforscher des Weißen Nils, August Petermann, Don Antonio Raimondy, Verfasser eines Werkes über die peruanischen Provinzen am Amazonenstrom, Karl von Scherzer, Berbrugger, Herausgeber der Revue Africaine, der Amerikaner Dana, Duveyrier, durch Reisen in der Sahara bekannt geworden, Faidherbe, Gouverneur der Senegalcolonie, Figanière, empfohlen durch Forschungen über die Reisen der Portugiesen, Jose da Silva Mendes Leal, der sich Verdienste um die Entwicklung der Hilfsquellen des portugiesischen Afrika's erworben hat, von Seheda, Director des kaiser-

lichen Instituts für Militärgeographie in Wien, von Tschudi, der Schweizer Naturforscher und Peru-Reisende, Baron von der Decken und General Fremont.

Das Journal der Gesellschaft wird an Bibliotheken, Gesellschaften und einzelne Geographen vertheilt. 1863 wurden die folgenden Abdrücke verabfolgt:

In England . .	45
„ Europa . .	48
„ Asien . . .	7
„ Afrika . .	2
„ Amerika . .	17
„ Australien .	7
Zusammen	126

Der letzte Bericht des Vorstandes klagt darüber, daß von dem Journal wenig verkauft wird, ein bedeutender Vorrath auf Lager bleibt.

Die Einnahmen des Jahres 1863 haben 5256 Pfd. St., die Ausgaben 3655 Pfd. St. betragen. Die Bibliothek ist in demselben Jahre um 541 Bücher und 413 Landkarten vermehrt worden.

Die Nienfei.

Kaum hat der Aufstand der Taipings durch Erfolge der kaiserlichen Truppen, unter denen die Einnahme von Nanking oben an steht, etwas von seiner Gefährlichkeit verloren, so erstehen der Regierung neue schlimme Gegner, ein unzweideutiges Symptom des hoffnungslosen Verfalls, der in China eingetreten ist. Die neuen Rebellen werden als Nienfei oder nördliche Banditen bezeichnet. Die religiösen Motive, die bei den Taipings eine so eigenthümliche Rolle spielen, fehlen diesem Aufstande gänzlich. Die Nienfei recrutiren sich aus allen Glaubensgenossenschaften und Secten, namentlich kämpfen Mohamedaner und Buddhisten zahlreich unter ihren Fahnen. Sie verfolgen einen politisch-nationalen Zweck, den Sturz der herrschenden Dynastie. Sie bestehen seit längerer Zeit und haben schon mehrere Jahre lang im Norden Unruhen hervorgerufen, die von der apathischen Regierung wenig beachtet wurden. Vor einiger Zeit traten sie so drohend auf, daß man ein zahlreiches Heer unter dem besten kaiserlichen General Sankolinsin gegen sie ausschickte. Sankolinsin fiel aber in der ersten Schlacht und seine Truppen wurden dadurch dergestalt entmuthigt, daß sie eine völlige Niederlage erlitten. Die Nienfei erstürmten und plünderten darauf die Stadt Tschufutsien in der Provinz Schantung, die als der Geburtsort des Confucius berühmt ist. Um Haß gegen sie zu erregen, ließ die Regierung ausstreuen, daß die Nienfei alle Denkmäler zu Ehren jenes Religionslehrers, welche die Stadt besitzt, zerstört hätten. Das Mittel half aber nicht; 4000 Mann, die von Tientsin gegen die Rebellen marschiren sollten, verweigerten den Gehorsam, und die Rädelsführer mußten erst enthauptet werden, ehe die Truppen sich in Bewegung setzten. Die Unterstützung, welche die tributpflichtigen Mandschu-Häuptlinge an der Nordgrenze anboten, lehnte man in Peking ab, da man aus Erfahrung weiß, wie wenig die in der rohesten Weise bewaffneten und nicht einmal tapfern Mandschu-Truppen ausrichten. Das in Nanking stehende Heer, das zur Hilfe gerufen wurde, weigerte sich ebenfalls zu marschiren, und man mußte wie in Tientsin Todesstrafen vollziehen, ehe der Ungehorsam bezwungen wurde. Inzwischen haben die Nienfei sich in der Nähe von Peking festgesetzt und erregen auch unter den Kaufleuten große Besorgnisse, da sie kaum mehr als dreißig deutsche Meilen entfernt stehen. Wenn die älteren Feinde des Kaisers, die Taipings, sich bisher ruhig verhalten haben, so ist das kein Symptom von Erschöpfung. Sie harren nur auf die Beendigung der Ernte, um wieder loszubrechen. Sie haben dann in den von ihnen besetzten Provinzen über reichere Einnahmequellen zu verfügen und können in der ländlichen Bevölkerung neue Recruten ausheben.

Neues vom Büchertisch.

Cook, James. Drei Reisen um die Welt. Neu herausgeg. von Frdr. Steger. Neue Ausgabe. gr. 8. Leipzig. Senf. 1 Thlr.

Park's, Mungo, Reisen in Afrika. Von der Westküste zum Niger. Neu bearbeitet von Friedrich Steger. Neue Ausgabe. gr. 8. Leipzig. Senf. 1 Thlr.

Der Ulmer Dom.

Von

Jacob Venedey.

„Was iſt denn das für ein Vogel, dort oben auf der Zinne Eures Doms?“

„Das iſt der Ulmer Spatz.“

„Der Ulmer Spatz?“

„Ja. Und die Sage erzählt, daß, als der Ulmer Dom gebaut werden ſollte, ein Wagen mit den Sparren des Daches an's Thor gekommen, und das Thor zu klein für die Balken geweſen, ſintemalen ſie quer auf dem Wagen gelegen. Da war guter Rath theuer. Bürgermeiſter und Senat ſeien zu Hilfe gerufen worden, hätten aber auch nicht zu helfen gewußt, bis — zu ihrem Glücke eben ein Spatz mit einem langen Strohhalm, über ihre Köpfe weg nach einem Loche des Thurmes zu ſeinem Neſte geflogen ſei. Der zog den Strohhalm, ihn an dem einen Ende im Schnabel faſſend, in das Loch hinein.“

„Das könnte man,“ ruft Einer mit Lachen, „Mit dem Balken am Thore ja auch ſo machen.“*)

Dem klugen Spatz zu Ehren habe man dann den ſchönen ſteinernen Spatz oben auf des Dach geſetzt, und davon ſollen dann weiter die Ulmer den Spottnamen „Ulmer Spatzen“ bekommen haben.

Aber wir Gelehrten haben einigen Zweifel daran, daß dieſe Leſeart die richtige ſei. Nach vielen Studien in ſchweinsledernen Folianten ſind wir auf allerlei andere Spuren gekommen. Und wie ſich das bei Gelehrten und ſchweinsledernen Folianten von ſelbſt verſteht, gehen dieſe Spuren nicht auf daſſelbe Ziel zu, ſondern nach allen vier Weltgegenden hin. Die gelehrteſte Leſeart iſt nun die, daß der „Ulmer Spatz“ nahe verwandt mit dem „Ulmer Brot,“ dem „Ulmer Bier,“ d. h. einfach von „Spätzle“ herkomme, die man in der Blüthezeit der Stadt nirgend in der Welt beſſer gegeſſen als in Ulm — wie denn auch heute noch die Ulmer keine Koſtverächter ſind, und ihre Anzeigeblättchen ſtets von Metzelſuppen, friſchen Würſten ꝛc. ꝛc. wimmeln. — Die andere Leſeart behauptet dagegen, daß in der Zeit, wo es noch geheißen:

Venediger Macht,
Augsburger Pracht,
Straßburger Geſchütz,
Nürnberger Witz
Und Ulmer Geld
Regiert die Welt;

die Ulmer friſche, tapfere, kecke Burſchen, in ihrer ſchwäbiſchen Art aber ganz beſonders „verliebte Spatzen“ geweſen ſeien. So ſei der Spitzname „Ulmer Spatz“

*) Aus einem ſchnurrigen Gedichtchen, das man in den Kauf bekommt, wenn man dem Dichter und Zuckerbäcker Trögler in Ulm einen ſehr niedlichen Ulmer Spatz in Zucker gebacken für ein Paar Batzen abkauft.

Mode geworden. Der habe dann nach und nach die Herren Ulmer geärgert, bis endlich ein kluger Bürgermeister gesagt: „Wißt Ihr, wie wir dem Ruf: „Ulmer Spatz," der uns neckend überall nachläuft, ein Ende machen können? — Wir setzen einen Spatz auf den Dom, dann sieht Jeder, daß uns der Spitz- und Spatzname nicht ärgert und läßt's Necken bleiben." Und so geschah's.

Als wir Gelehrten diese schweinsledernen Lesearten in einer Gesellschaft bei „Ulmer Bier" vortrugen, saß in der Ecke des Zimmers ein junger Mann mit breiter Brust, langem Barte und struppigem Haar. Er hatte mürrisch und sichtbar ungeduldig zugehört. Jetzt sprang er auf, und rief mit einer Stentorstimme: „Ruhe, meine Herren! Ich weiß von meiner Urgroßmutter besser wie die Sache zusammenhängt, denn der hatte es ihr Urgroßvater, dessen Großvater damals Bürgermeister war, erzählt. Als der Dom fertig war, wollten die Patricier, die wieder Fuß gewonnen hatten, einen Adler auf die Kirche setzen. Die Zünfte aber sagten: „Weg mit dem Raubvogel, wir wollen den Ulmer Spatz auf dem Dache haben; der thut Niemanden Böses, denn wenn er auch hier und da den Kirschenzehnten etwas raubritterlich einzieht, so säubert er dafür die Bäume von den Maikäfern und Raupen. Der Adler aber ist zu Nichts gut, als das kleine Gevögel zu rupfen."

Wir Gelehrten frugen: „Ob er dafür keine andere Autorität, als die angeführte habe, die gar nicht gegen unser Schweinsleder aufkomme!" Da lachte der Mann uns so herzlich aus, daß sein Bart hin und her flog, und wir nicht Lust hatten, es drauf ankommen zu lassen, ob er am Ende nicht aus dem Spaß Ernst machen werde.

II.

In allem Ernste aber haben die Ulmer Recht gehabt, daß sie *ihren* Spatz und keines anderen Gewaltigen dieser Erde Vogel auf ihren Dom gesetzt haben. Denn sie haben den Dom selbst gebaut, den Bau selbst bezahlt, weder gebettelt noch geablaßt, um ihn durch Andere bezahlen zu lassen. Doch sehen wir uns den Dom erst ein wenig an, es lohnt der Mühe. Nachher können wir dann davon sprechen, wie er gegründet worden, verfallen und wieder auferstanden ist.

Der Ulmer Dom gehört zu den größten und schönsten Bauwerken der gothischen Kunst. Die Länge der Kirche innen beträgt 392 Fuß, die Breite 170 Fuß rheinisch. Der Thurm, so weit er fertig geworden, ist 237 Fuß, mit dem Nothdach 324 Fuß rheinisch hoch. Nach dem ursprünglichen Plane aber sollte er 510 Ulmer Werkschuh betragen, wobei er dann noch ein paar Fuß höher als die Thürme des Doms zu Köln gegen Himmel angestiegen wäre. Aber seit dem Thurme Babel war der liebe Gott den gar zu hohen Thürmen nicht günstig, so daß weder die Kölner noch der Ulmer Thurm fertig wurden, und der Ausbau des Ulmer Thurms thatsächlich schon 1493 nicht nur aufgegeben, sondern so weit er fertig war, von Neuem unterfangen werden mußte, weil er zu weichen drohte. So wie er aber vor uns steht, gehört er nichtsdestoweniger zu den größten Bauwerken der gothischen Kunst, die Deutschland aufzuweisen hat, steht er neben — Freund Haßler wird sagen: über, weit über — den Domen zu Köln, zu Freiburg, zu Straßburg, allen ebenbürtig.

Soll ich ihn Dir nun beschreiben? Ich werde mich hüten. Kommst Du nach Ulm, so sieh ihn Dir genau an, Du wirst das Bild dieses himmelstürmenden Kolosses, mit allen seinen Einzelheiten eine so schöne Einheit bildend, nicht wieder vergessen; führt Dich dein Weg nach Köln, Straßburg, Freiburg, so denke, wenn Du vor der Größe dieser Werke gefesselt stehst: zu Ulm ist der vierte im Bunde!

Das Innere der Kirche ist dann von so großartigem Eindrucke, wie kaum eine andere Kirche ihn in uns hervorgerufen hat. Das „Halbdunkel" gothischer Bauwerke fehlt. Von Anfang an waren die Ulmer stolz auf die „Helle," die in ihrem Dome herrschte. Die Sache erklärt sich leicht, denn es fehlten und fehlen theilweise heute noch die Strebepfeiler, die das Mittelschiff halten, aber auch verdunkeln. Da diese jetzt nachgeholt werden, so fürchten wir, daß wenn sie alle fertig sind, der Dom zu Ulm auch etwas von dem „Halbdunkel" seiner Brüder gewonnen haben wird. Jetzt aber macht diese „Luft und

Klarheit" wie die alten Chroniker sagen, in den gothischen Hallen einen großartigen Eindruck. Die Nebenschiffe sind durch Rundsäulen in zwei Theile abgetheilt, und diese feinen Rundsäulen im Hintergrunde der gothischen Säulenbündel des Mittelschiffs geben dem Ganzen in seiner Großartigkeit zugleich eine schmucke Zierlichkeit, in der Eins das Andere hervorhebt. Die Kirche wurde zum katholischen Gottesdienste gebaut; aber die Lichtfülle, die in ihr herrscht, mag uns für ein Omen gelten, daß das katholische Halbdunkel nicht stets hier walten sollte. Sie ist jetzt dem protestantischen Gottesdienst geweiht, und so trägt denn auch die ganze Kirche im Gegensatz zu ihren „Brüdern" in Köln, Straßburg, Freiburg, den Charakter der protestantischen Einfachheit und Schmucklosigkeit. Es mag die bunte Verzierung ursprünglich in den gothischen Domen überall geherrscht haben, wie denn die Spuren bunter Wandgemälde auch im Ulmer Dom überall hervortreten. Aber ob hierdurch der Eindruck in der That mächtiger und größer wurde, das ließe sich wenigstens bezweifeln. Wer in einem Walde bunte, bilderreiche Teppiche auf den Boden decken und ringsum zwischen die Bäume aufhängen ließ, der würde unserer Ansicht nach etwas Aehnliches thun, wie die gethan, die die mächtigen Hallen gothischer Dome mit bunten Bildern überladen. Die strenge, einfache Größe des gothischen Bauwerkes erhebt uns; die Bilder, die in ihnen aufgehängt sind, stören für uns den Gesammteindruck. Und grade diese strenge, einfache, schmucklose Größe des allen bunten Prunkes beraubten Doms zu Ulm wird auf jeden Unbefangenen den größten Eindruck machen.

Das will nun nicht sagen, daß im Dom zu Ulm nicht auch die Einzelheiten in dem großen Ganzen ihre selbständige hohe Bedeutung hätten. Im Gegentheile kennen wir keine gothische Kirche, die so reich an großartigen und an schönen Einzelheiten wäre. Schon die Consolen der Schiffspfeiler sind in großer Mehrzahl, jede einzelne, wahre Meisterwerke; wir standen vor diesen Prachtstückchen verwundert, daß die neue Zeit in ihren Luxusbedürfnissen nicht darauf gekommen, diese herrlichen Cabinetstückchen zu verwerthen. Die neue Orgel, der Schalldeckel der Kanzel, das Sacramenthäuschen, das Chorgestühl sind jedes insbesondere so großartige Kunstwerke, daß sie — das Sacramenthäuschen und das Chorgestühl sicher — kaum ihres Gleichen haben.

Das Sacramenthäuschen überbietet das berühmte Sacramenthaus der Lorenzkirche zu Nürnberg in jeder Weise. Es ist um die Hälfte höher als dieses, und in seinen Einzelheiten, in seinen Figuren, seinen Säulen, seinen Baldachinen, in der ganzen Auffassung — in welcher auf das eigentliche Sacramenthaus, aus einem Viereck bestehend, sich ein Achteck, und dann wieder ein Viereck, mit einer Kreuzblume schließend, pyramidenartig bis zu seiner ganzen Höhe von 90 Fuß in meisterhaften gothischen Verzierungen aufbaut, — eines der größten Meisterwerke der an Meisterwerken so reichen Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts. Es wurde lange für „gegossenen Stein" gehalten, und in der That grenzt die Zierlichkeit der Arbeit im groben Steine oft an das Wunderbare.

Die Palme aber gebürt dem Chorgestühle von Jörg Sürlein dem Aeltern. Es ist unbedingt das größte Meisterwerk der Holzschnitzkunst, die das Mittelalter hervorgebracht hat. Wer es beschreiben wollte, dem müßte eine Feder zu Gebote stehen, kunstfertiger als der Meißel, der das Werk geschaffen. Hunderte, Tausende von Figuren aller Art stellen sozusagen eine Weltculturgeschichte in Bildern dar. Die Schöpfungsgeschichte, das heidnische Alterthum, die alttestamentarische, die christliche Geschichte ist in allen Größen aller Zeiten, in geistvoll erfundenen Allegorien oder Lebensbildern berühmter Männer und Frauen, oft von ganz wunderbarer Schönheit, vertreten. An der einen Seite des Werkes ist das Bild des Meisters, der sich in aller Bescheidenheit einfach „Schreinermeister Sürlein" nennt, der aber trotz aller Bescheidenheit im Bewußtsein seines Werthes, des Werthes seines Werkes, den Palmzweig in der Hand hält, die Hand auf's Herz legt, und sein Werk ansehend, zu sagen scheint: „Das habe ich gemacht und dafür den Lorber, den ich hier halte, verdient." Gegenüber ist das Bild seiner Frau ebenso bezeichnend; sie ist an und für sich schön, aber sie sieht Dich traulich an, zeigt mit der Hand auf das Werk ihres Mannes, und in ihren freudig angeregten

Zügen liegt das Wort: „Sieh, das Meisterwerk hat mein Mann geschaffen.“ — Sie könnte hinzusetzen: „Und dort jenen Kanzeldeckel, nicht weniger schön, den hat mein Sohn gemacht!“ —

Wer auf deutsche Kunst etwas gibt, der soll sich die Mühe nicht verdrießen lassen, wo irgend möglich, Ulm zu besuchen. Der Dom bietet ihm mehr, als er sonst auf großen Reisen finden wird.

III.

Aber der Ulmer Spatz?

Die Ulmer haben Recht, daß sie keinen Adler, keinen Löwen, keinen Vogel Greif, keinen Drachen, oder wie die hohen, höchsten und allerhöchsten Schildthiere alle heißen, auf ihren Dom setzten; denn es war und ist *ihr* Dom, *der Dom der Ulmer Bürgerschaft des fünfzehnten Jahrhunderts*, der tapfern, muthigen, kecken und klugen „Ulmer Spatzen.“

Wunderbar ist es jedenfalls, wenn auch noch so einfach, daß der höchste Schwung der Kunstschöpfungen überall in denselben gesellschaftlichen Bedingungen wurzelt. In Athen, in Florenz, in Venedig, in Mailand, in Gent, Brügge, Amsterdam, in Nürnberg, in Augsburg, in Ulm endlich treten die großen Kunstbestrebungen und Kunstergebnisse unter denselben Bedingungen hervor.

„Mit dem Anfange des vierzehnten Jahrhunderts“ — so erzählt Professor Dr. Haßler in seinem Werke: „Die Kunst des Mittelalters in Schwaben,“ — entbrannte in Folge der durch vielfache Vorgänge begünstigten Hebung des Handwerksstandes jener gewaltige, in allen nicht dynastischen oder episkopal darniedergehaltenen größeren Städten Deutschlands wüthende Kampf der Geschlechter und der Zünfte, welcher hier, nach vierzigjährigen Wirren während der Kriege Friedrich's von Oesterreich und Ludwig's des Baiern mit der Niederlage der ausschließlichen Herrschaft des Patriciats und (1345) dem Siege des demokratischen Princips endigt. Von hier an beginnt mit der Umgestaltung der Verfassung, mit dem errungenen Kleinod der Reichsselbständigkeit jene jetzt kaum mehr in der Erinnerung wieder zu erzeugende Blüthezeit der Stadt, in welcher sie in der zweiten Hälfte des XIV. und während des XV. Jahrhunderts fast alle ihre süddeutschen Schwestern hinter sich zurückläßt.“ Die Zahl der Einwohner Ulms stieg damals auf 60,000—70,000, (mehr denn doppelt so hoch wie jetzt) und „das Landesgebiet kam zuletzt an Größe einem Herzogthum gleich.“ —

In diesem Aufschwunge wurzeln denn auch die großen Kunstwerke Ulms, sein Dom vor Allem. Die Kirche war kein „bischöflicher Dom, keine Stiftskirche, keine Abteikirche,“ sie war einfach eine Stadt-, eine Bürgerkirche. Mit Stolz sagt der Geschichtschreiber Schwabens,*) daß die Bürgerschaft bei Gründung des Baues — am letzten Junius des Jahres 1377, um 9 Uhr Morgens, wurde der Grundstein gelegt, und bis zu Ende des XV. Jahrhunderts fortgebaut — die *Absicht* gehabt, sie aus eignen Mitteln zu bauen und keine Sammlungen außerhalb der Stadt zu veranstalten; — er setzt hinzu, daß sie sich auch zu dem Baue keine indulgentiae speciales, keinen besonderen Ablaß habe geben lassen. Und so hat denn die Bürgerschaft in der That den Bau selbständig aufgeführt. Stiftungen großer und kleiner Summen, Schenkungen von Gütern, Wäldern, Zehnten, unentgeltliche Baufuhren, allerart Baubedürfnisse, freiwillige oder kaum bezahlte Mitarbeit, sodann aber Schenkungen bis zu den kleinsten Gegenständen, was Jeder, auch der Aermste, entbehren konnte, halfen den Bau aufführen. Wahrhaft rührend sind die erhaltenen Aufzeichnungen der „Münsterschenkungen“ wenn wir in diesen lesen, daß „Bürgermeister Heinrich Kraft seinen Mantel, verkauft um 20 Gulden, die Dunkinin, die Steinmetzin, ein Bettlein, verkauft zu 1 Pfund Heller, die Zollerin ein Barchenttuch, verkauft zu 2 Gulden 3 Schilling, die Magd der benannten Heinrich Kraft ihren Mantel, verkauft 6 Gulden, der Miller Wams und Hosen, verkauft 6 Gulden 6 Heller, Heinrich Schreiber seinen Panzer und Koller, verkauft 6 Gulden, die Bürgermeisterin ihren Mantel, verkauft 15 Gulden 5 Groschen, die „gefangenen Leut“ im Elend einen Kappenzippel und einen Filzhut, verkauft 4 Schillinge“ u. s. w. zum Baue geschenkt haben.

*) Felix Fabri Historia Suevorum.

Jeder brachte sein kleines oder großes Opfer, und die Vorsteher der Gemeinde wußten dann die Opfer so gut zu verwenden, so glücklich zu verwerthen, daß auch das kleinste Opfer zum hilfreichen Mittel für das Ganze wurde. Die Art, wie dies geschehen, ist in einem sehr sprechenden Beispiele auf die Nachwelt gekommen, und zwar in dem Sacramenthäuschen.

Der Ulmer Dom.

Die edle Frau Angelika Zaringer schenkte im Jahre 1461 dreihundert rheinische Gulden zur Herstellung eines Sacramenthäuschens, und übergab diese Summe dem Patricier Hans Niedhard, dessen Privatrechnungen über die Verwendung des Geldes auf die Nachwelt gekommen sind. Er beauftragte seinen Schaffner Frick, für das Geld „Ochsen und Löwen" zu kaufen; — erschrick nur nicht gleich, lieber Leser, „denn Ochsen und Löwen" sind nur die Stempel verschiedener Leinwandsorten, mit denen damals Ulm einen weitverbreiteten Handel trieb. Die zur rechten Zeit gekauften und wieder verkauften „Ochsen und Löwen" warfen ein gutes Stück Geld ab, und dies gewonnene Geld wurde dann zum Besten des Sacramenthäuschens verwendet. Der „Meister von Wingarten" erhielt davon für die „Visirung," den ersten Entwurf, 7 Gulden; mit dem Rest wurde die Arbeit begonnen. Dann wurden für die Hauptsumme wieder „Ochsen und Löwen" gekauft und verkauft, und der Gewinn für das Werk verwendet, so daß am Ende die Schenksumme vollständig vorhanden war, als das Werk von dem jezeitigen Gewinne bezahlt, im Jahre 1469 aufgestellt werden konnte.

Das freie Bürgerthum dieser Zeit war mit Leib und Seele bei Allem, was es unternahm, beim Handel, beim Handwerk, bei der Kunst und Wissenschaft, beim Gebet, und auch beim Kämpfen, wo es Kampf galt. Und das war denn die Ursache, daß dieses freie Bürgerthum — in Athen, in Florenz, in Venedig, in Mailand, in Gent, in Amsterdam, in Nürnberg, in Augsburg, in Ulm — nach allen Richtungen hin das Ausgezeichnetste leisten konnte. Der schlichte Handwerker wurde zum Künstler, weil er sein Handwerk achtete, liebte, es mit der Weihe und der Begeisterung des Künstlers betrieb, weil er sich als freier Bürger Achtung errungen hatte, und sich selbst achtete. In Ulm entstand dann, ebenso wie in Florenz, in Nürnberg, in Augsburg, eine Malerschule, die der namhaften Künstler viele hervorgerufen hat, Friedrich Haerlin, Hans Schoblein, Ludwig Schoengauer, Bartholomäus Zeitblom, Marten Schaffner. Von Letzterem ist noch heute ein tüchtiges Altarbild und insbesondere auch ein Porträt Ytil Besserer's im Dom zu Ulm vorhanden, das an die historischen Porträts Albrecht Dürer's erinnert.

Auch eine Bibliothek zum öffentlichen Gebrauche, — die erste dieser Art in Deutschland — gründeten 1443 die Neidharde in ihrer Capelle im nördlichen Seitenthurme des Doms zu Ulm.

IV.

Aber wie so viele bischöfliche Dome und Stadtkirchen, wurde auch der Dom zu

Ulm nicht fertig gebaut, und verfiel mit ihnen in und nach den schweren Stürmen des dreißigjährigem Krieges dem Zahne der Zeit. Das prachtvolle Bauwerk, das Denkmal der Hingebung, Aufopferung, Begeisterung und Thatkraft deutschen Bürgerthums schien noch vor ein paar Jahrzehnten dem Untergange geweiht, als ein Ulmer Gelehrter den Dom seiner Väter in Schutz nahm und errettete. „Der Mann muß reich, einflußreich wenigstens, gewesen sein," so denkst Du lieber Leser. Er war ein einfacher schlichter Lehrer, ohne einen überflüssigen Gulden in der Tasche. Und doch hat er den Plan gefaßt, den Dom seiner Väter zu retten. Und jetzt ist dieser ungefähr gerettet, und kann für neue Jahrhunderte, fester als vorher, dem Zahne der Zeit Trotz bieten. Der Mann hatte zwar kein Geld, keinen großen Einfluß, keinen mächtigen Schutzherrn, — wohl aber hatte er, wie die Ulmer zur Zeit, wo sie noch die „Ulmer Spatzen" hießen, eine unbegrenzte Hingebung für das, was er wollte, eine rastlose Thätigkeit und rücksichtslose Selbstaufopferung für die einmal sich gestellte Aufgabe. Fast möchten wir sagen, er war und ist verliebt in das „unvergleichliche," das „großartigste" Bauwerk, wie er in seiner Liebe den Dom zu Ulm stets nennt.

Dieser Dom aber schien, wie gesagt, dem Untergange geweiht; einzelne seiner mächtigen Säulenbünde wichen aus dem Sockel, das Gewölbe des Mittelschiffs bekam Risse, hier und dort fiel ein Stein heraus — es war klar, daß sein Untergang, wenn nicht geholfen werde, nur eine Frage der Zeit, und zwar der allernächsten Zeit sei. Sollte aber geholfen werden, so mußte recht geholfen werden; es mußten vor Allem die Strebepfeiler zur Stütze des Mittelschiffs, das auseinanderzubrechen drohte, hergestellt werden.

Für diese Aufgabe erhob Professor Haßler dann seine Stimme. Lange blieb sie die Stimme in der Wüste. Eines Tages aber fielen ein paar Steine grade an der Stelle aus dem Gewölbe herab, wo das Militair gewöhnlich Sontags dem Gottesdienste beiwohnt. Jeder der Steine wäre hinreichend gewesen, aus der furchtbaren Höhe herab seinen Mann zu erschlagen. Als diese Gefahr der hohen Militärbehörde recht klar vorgestellt wurde, war die Antwort: „Ja, geschehen muß hier Etwas!" Das war der erste Hoffnungsstrahl. — Einige Zeit später fielen wieder Steine und Mauerwerk vom Gewölbe herab, und diesmal war es ein Glück für den Geistlichen, daß grade kein Gottesdienst war, da sonst ihm die höchste Gefahr gedroht hätte. Und nun hieß es auch von dieser Seite: „Geschehen muß Etwas."

Und dann geschah Etwas. Die rastlose Thätigkeit Haßler's machte aus diesem „Etwas" immer mehr. Er konnte zwar keine „Löwen und Ochsen" für das eingelaufene Geld kaufen; aber dagegen half er wenigstens, daß — ei, nun ja, — daß der alte, verwitterte, seiner Flügel längst vom Sturme und vom Zahne der Zeit beraubte „Spatz" auf der Zinne des Doms wieder hergestellt wurde.

Derjenige, der mir die Geschichte dieser Wiederherstellung des „Spatzes" auf dem Dom zu Ulm erzählt hat, soll mir nicht böse sein, daß ich sie ausplaudere; sie ist in ihrer Art so bezeichnend wie die Einzelheiten der frühern schönen Zeit, die den Dom bauen und seine Meisterwerke schaffen halfen.

Es ist eine oft wiedererzählte Sage, daß der Gottseibeiuns — selbst die schönsten Kirchen hat bauen helfen müssen, und daß er dabei dann gewöhnlich sich als ein recht dummer Teufel durch eine Katze, einen Hund oder Fuchs um die erste Seele, die in die neue Kirche gehen werde und die er sich ausbedungen hatte, geprellt wurde. Den Dom zu Köln muß er nun schließlich auch noch bauen helfen, denn daß er hinter der Dombaulotterie steckt, das versteht sich ganz von selbst. Wollen nur hoffen, daß er auch zu Köln um die Seelen, die er durch das große und die kleinen Loose der Lotterie zu erhaschen hofft, betrogen wird.

In Ulm aber ist er bereits um die Seele betrogen, die er hier durch die Lotterie und das große Loos zu gewinnen hoffte. Als er nämlich einmal umging wie ein brüllender Löwe von Thüre zu Thüre, um eine Seele zu erhaschen, spielte er seine beste Lockspeise, ein recht großes Lotterieloos, durch einen seiner Spießgesellen in die Hand eines anständigen Ulmer Bürgers. Kaum hatte dies der „Protector" des Ulmer Doms, — kein König wie in

Köln, — ſondern Freund Haßler, gehört, ſo ging er zu dem glücklichen Gewinner des großen Looſes und „bettelte“ für ſeinen „Protegirten,“ den Dom. Er erhielt eine namhafte Summe. Dann aber ſtellte der Schenker, — von Haßler darauf aufmerkſam gemacht, daß der „Spatz“ auf dem Dom vor Allem der Herſtellung bedürfe, — die Bedingung für ſeine Gabe, daß der Gemeinderath einen neuen Spatz auf den Dom ſetzen laſſen müſſe.

Und ſo geſchah's!

Dürfen wir da nicht hoffen, daß der Teufel, der durch die Lotterie zum Baue hat beitragen müſſen, durch den „Spatz“ um die Seele geprellt wurde, die er mit dem großen Looſe zu fangen hoffte?

Im allem Ernſte: Von den zwölf Strebepfeilern, die an jeder Seite des Mittelſchiffs zur Sicherſtellung des Doms nöthig waren, ſind bis jetzt ſieben an jeder Seite fertig. Die andern werden ſicher auch in nicht allzu langer Zeit hergeſtellt ſein. Viele andere nothwendig gewordene Ausbeſſerungen haben damit Schritt gehalten. Profeſſor Haßler wird wohl noch manchen „Bettelbrief“ ſchreiben müſſen; aber daß der Dom zu Ulm für Jahrhunderte wieder gerettet iſt, das iſt nicht zweifelhaft, und iſt — vor Allem das Ergebniß feſten Willens, unabläßlichen Wirkens, freudiger Hingebung eines Ehrenmannes, deſſen Name von nun an mit dem Dome ſtehen und fallen wird.

Ehre dem Ehre gebührt! —

Moriz Carriere.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts kam ein Glied der in Nimes anſehnlichen Familie Carriere nach Genf. Der junge Mann wurde daſelbſt vom Geiſte der Reformation lebendig ergriffen; nach ſeiner Rückkehr in die ſtreng katholiſche Vaterſtadt gründete er ſogar eine evangeliſche Gemeinde. Anfänglich genoß dieſe Duldung und Frieden; als aber das Edict von Nantes aufgehoben wurde, kam das Verderben über ſie. Religiöſe Fanatiker banden den Prediger mit den Füßen an den Schweif eines Pferdes und ſchleiften ihn durch die Straßen zu Tod; ſein Söhnlein aber ward von der flüchtenden Gemeinde glücklich nach Deutſchland in die Nähe von Wetzlar in's Dillthal gerettet. Am Fuße des Schloſſes Greifenſtein im Dorfe Greifenthal, wurden die Flüchtigen deutſche Bauern. Aus ihrer Mitte arbeitete ſich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Carriere, ein Nachkomme jenes unglücklichen Predigers, zum Solmſiſchen Kammerrath empor; ein Sohn folgte ihm im Amte, deſſen Erſtgeborner Moriz am 5. März 1817 in der Braunfelſiſchen Burg zu Grindel in der Wetterau das Licht der Welt erblickte. Seine Mutter und Großmutter entſtammen deutſchen Bürgerfamilien. Dieſes franzöſiſch-deutſche Weſen Carriere's macht ſich durch ſeine geſammte ſchriftſtelleriſche Thätigkeit bemerkbar.

Der durch ſein trauriges Lebensende bekannte Patriot, Rector Weidig zu Butzbach, ertheilte dem Knaben Schulunterricht. Weidig war zu ſeiner Zeit der Mittelpunkt aller liberalen Beſtrebungen, bis ihn das heimliche Inquiſitionsgericht in lange Haft nahm und damit Chikanen aller Art verband. Der Mann wurde darob trübſinnig und ſchnitt ſich in ſeinem Kerker mit Scherben ſeiner Waſſerflaſche die Adern auf. Moriz Carriere hing mit ganzer Seele an dieſem Manne und bis auf den heutigen Tag hat er ihm warme Gefühle bewahrt. So verſehen mit den nöthigen Vorkenntniſſen bezog der Jüngling das Gymnaſium zu Wetzlar. Schon damals waren neben den Claſſikern des Alterthums Schiller, Goethe und Jean Paul ſeine Lieblingslectüre.

Im Jahre 1835 bezog der 18jährige Carriere die Univerſität Gießen. Hillebrand führte ihn in die Philoſophie ein. Im folgenden Jahre ſiedelte er nach Göttingen über, wo um jene Zeit Herbart lehrte. In dieſe Zeit fallen die erſten Studien der Hegel'ſchen Philoſophie. Mit einer Diſſertation über das Verhältniß von Platon und Ariſtoteles ſchloß er die erſten Jahre ſeiner akademiſchen Laufbahn ab. Aber auch der Poeſie brachte er ſeine Huldigung dar; bei Gelegenheit der akademiſchen Jubelfeier erſchien ein Sonettenkranz, ein Weihgeſang auf berühmte Docenten und Studenten vergangener Tage, von Moriz Carriere und Th. Creizenach. Von Göttingen aus zog Carriere nach Berlin, der Mutterſtadt des

Hegelianismus. Hier besuchte er Trendelenburg's Seminar für antike Philosophie und wurde, wie so viele Andere, von K. Werder elektrisirt. Der lyrische Enthusiasmus, mit welchem dieser in der ersten Abtheilung seiner Logik (der zweite Theil ist niemals erschienen) die Kategorien Hegel's empfand und durchglühte, sympathisirte vollkommen mit dem poetischen Sinne Carriere's. Es ist darum nicht zu verwundern, daß dieser alsbald sich in seinen rein philosophischen Studien beunruhigt sah, und selbst hinter den Kategorien vor den Geistern der Propheten nicht sicher war. Es begann ein Streit zwischen Verstand und Gemüth, zwischen Wissen und Glauben, zwischen Hegelianismus und einem noch unklaren Ziele. Diesen Zwiespalt zeigen alle seine damaligen Schriften; es geht durch sie ein endloses Ringen nach Ausdruck und klarer Gedankenentwicklung und ein unzufriedenes Verlassen des eben Errungenen. In diesem Ringen nach einem selbständigen Ausdruck seines Fühlens und Denkens stand er nicht einsam; er fand in den Kreisen, als deren Mittelpunkt vor Allem Varnhagen von Ense, Bettina von Arnim und der bereits genannte K. Werder galten, manche helfende Hand, manch' ermunterndes Wort. Auch unter den Studien- und Altersgenossen, denen Carriere damals näher stand, befinden sich nicht wenige in der Literatur und im öffentlichen Leben bekannt gewordene Namen: G. Baur, K. Grün, Creizenach, Behr, H. B. Oppenheim, M. Ring, Bernays, Wolfsohn. . . . Noch während seiner Studienzeit war Carriere's Name durch einen Aufsatz in der Allgemeinen Zeitung in weiteren Kreisen bekannt. Carriere trat darin mit aller Jugendwärme gegen Leo's Anklage wider das Hegelthum auf. Und daran reihte sich ein Schriftwechsel mit Fr. v. Baader, ein Meinungsaustausch, den er selbst treffend mit „Schwert und Handschlag" bezeichnete.

Das Jahr 1839—40 verwendete Carriere zu einer italienischen Reise; er verlebte den Winter in Rom. Die Schönheit Italiens konnte die poetische Stimmung Carriere's nur heben und zum Kampf gegen den reinen Gedanken stärken. Nach seiner Rückkehr aus Italien machte er sowohl in Berlin als Heidelberg vergebliche Versuche, sich zu habilitiren. Damals wurde nämlich an jenen Orten der Junghegelianismus mit unlieben, — ja ich darf sagen — mit feindseligen Augen betrachtet. Es wurden von diesen Orten aus förmliche Jagden gegen die Hallischen Jahrbücher abgehalten, die man als das Hauptorgan desselben betrachtete. Nun aber standen einige ästhetische Artikel Carriere's in denselben; also war er ein Verpehmter. Die Sorge dieser Herren war aber ganz überflüssig; denn Carriere hatte seit der italienischen Reise überhaupt mit Hegel zu brechen angefangen; sie birgt einen entscheidenden Wendepunkt seiner philosophischen Anschauungen. Die Philosophie wird ihm zur Religion; Religion aber zum Totalausdruck eines echt menschlichen Lebens.

In diese Zeit (1843) fällt sein „Kölner Dom als freie deutsche Kirche." Veranlassung dazu gab der erneute eifrige Versuch, den Kölner Dom zu vollenden, — ein Bestreben, das alsbald und so allseitig freudig begrüßt wurde, daß es als ein rein nationales, über allem confessionellen Conflict stehendes Unternehmen angesehen werden durfte. Volle jugendliche Begeisterung, der Geist des Nationalgefühls selbst jauchzt in dem Werkchen auf; es jubelt, daß die Schranken, welche Stamm von Stamm geschieden, einzustürzen beginnen, daß die Erkenntniß im Menschen zur energischen Gesinnung wird, das Gesetz zum Ausdruck und Gebot der eignen Natur. Zwar — meint es — hängt noch viel altes Laub des vorigen Jahres an den Bäumen und möchte gern den Keim ersticken; umsonst, seine Stunden sind gezählt; die Winde werden es verwehen! Und mit diesem Nationalgefühl stehen die religiös-philosophischen Anschauungen im innigsten Zusammenhang. Die Grundlage aller Geistesfreiheit ist freie Religiosität; religiös aber ist unser Leben, wenn wir durch und durch wahr sind, denn Gott ist die Wahrheit. Zum Eigenthum des Menschen wird indeß diese Wahrheit nur, der Mensch selbst in dieser Wahrheit frei, wenn „Gott und Mensch in Eins verschlungen und die Erde Gottes Saal" wird. Dann erst ist die Religion das Gefühl der Versöhnung, das Selbstbewußtsein Gottes im Menschen.

Im selben Jahre (1843) begann Moriz Carriere in Gießen zu dociren. Daselbst war seit seinem Abgange von der Universität ein gar bewegtes wissenschaftliches Leben und Treiben erwacht. Um Professor

Liebig schaarte sich eine wissensdurstige Jugend aus allen Ländern; junge strebsame Lehrkräfte sammelten sich; fern vom Philisterthum wurde Wissenschaft und geselliges Leben gepflogen. Eine Frucht dieser Zeit ist Carriere's: „Abälard und Heloise“ (1844) — eine Uebersetzung ihrer Briefe und ihre Leidensgeschichte und zugleich eine Darstellung von Abälard's Philosophie und seinem Kampf mit der Kirche. In Abälard und Heloise ist nach Carriere das romantische Liebesideal wirklich geworden und zum Selbstbewußtsein gelangt; sie sind ihm ein thatsächlicher Beweis dafür, daß die Liebe der innerste Vereinigungspunkt der Seele und Sinne ist.

Hieran reiht sich (1847) Carriere's „philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart.“ Anfangs hatte der Verfasser nur an eine Monographie über Jordan Bruno und Jakob Böhme gedacht; aber um ihnen die Stätte zu bereiten, mußte einige Jahrhunderte weit zurückgegangen, und um sie richtig zu würdigen, mußte der Kreis ihrer Genossen um sie versammelt werden. So ist das Buch unter der Hand zu einem Geschichtswerk geworden, dem es gelungen ist, das Frühlingsleben der Uebergangszeit vom Mittelalter in die Neuzeit mit gleicher Frühlingsfrische zu zeichnen. Die Scholastik ist zu Grabe gegangen; auf kräftigem Boden keimt neu die Frucht des Alterthums empor. Die Philosophie macht sich frei von der Kirche; selbst in Sachen der Religion wird die Macht der Hierarchie angezweifelt; schon wird Freiheit des Gewissens gefordert. Copernikus, Kepler, Galilei leiten die Naturbetrachtung in eine neue bessere Bahn. An den Grundpfeilern der Staatsverfassung rütteln sociale Tendenzen und Theorien: — ein Stück Weltgeschichte ist seiner Dunkelheit entrückt. Zudem spricht sich darin zum ersten Male mit unverfänglicher Bestimmtheit Carriere's den Pantheismus überwindende Weltanschauung aus. „*Πᾶν αὐτὸς*“ ist des Buches Motto. Das Allumfassende kann nur sein der Allumfassende; es giebt kein *Πᾶν*, sobald es nicht zugleich *αὐτὸς* ist. Das Selbst ist das wahre Sein, das Unendliche ist Subject. Nur ein solches Princip läßt ein gesetzmäßiges Leben und Werden erklären und harmonirt mit dem Factum der menschlichen Seelenthätigkeit, — nicht aber der außerweltliche Gott des Deismus und nicht der in die Fülle der Besonderheiten zerronnene Gott des Pantheisten. Nur wo Christus erfaßt wird als die Wirklichkeit und Wahrheit dieser göttlichen Selbsterkenntniß, da ist ein Verständniß des Christenthums bis in seine Tiefe und Fülle möglich.

Unter diesen wissenschaftlichen Arbeiten war das Jahr 1848 herangekommen. Der Verfasser des „Kölner Doms“ war dem idealen Theil dieser bewegten Zeit zu nahe verwandt, um nicht von ihm ergriffen zu werden. Carriere saß im deutschen Vorparlament auf Seite derjenigen, welche forderten, daß sich das Vorparlament in eigner Kraft und Machtvollkommenheit permanent erklären solle; denn der Augenblick der Begeisterung müsse zugleich die Stunde des Handelns sein, soll überhaupt die Frucht der Zeit zur Reife kommen. Die Begeisterung allein hält die Hydra der Reaction nieder; darum darf mit der Feststellung der Reichsverfassung nicht gezögert werden; sie muß in ihrer Grundlage dem Parlament selbst bereits vorgelegt werden können. — — Der Zeitsturm ist rasch vorübergebraust; mit der Ruhe der Außenwelt beginnt Carriere's schriftstellerische Thätigkeit wieder. Schon im Jahre 1850 erscheint in Raumer's historischem Taschenbuche seine Biographie Oliver Cromwell's und im selben Jahre sein philosophisches Hauptwerk.

Das sind „die religiösen Reden eines deutschen Philosophen.“ (2. Aufl. 1856). Sie haben die weiteste Verbreitung und ebensoviel Anerkennung als Verurtheilung gefunden. Was konnte auch natürlicher sein als diese entgegengesetzten Urtheile! Zweifach mußte das Werk zum Tadel reizen. Der Zweck, den das Buch anstrebt, verstößt ebensosehr gegen die Anforderungen des reinen Verstandesmenschen, wie gegen die eines religiösen Fanatikers; gegen beide kämpft das Buch an. Dies Vorgehen muß beiden Theilen um so gravirender erscheinen, je weitere Kreise der menschlichen Gesellschaft der Gegner zu Theilhabern an dem Kampfe der Humanität gegen den logischen und religiösen Mechanismus ruft. Und daß Moriz Carriere's Werke dahin streben, daran ist nicht zu zweifeln. Sein Ziel ist:

Alle sollen der Philosophie theilhaftig, im Geiste frei, im Handeln human und in dieser ihrer Menschenwürde glücklich werden. Damit aber seine Schriften dies ermöglichen, müssen sie die Sprache des Volks reden. Immer aber wird die Schulphilosophie auf ihre populäre Schwester verächtlich herabsehen. Den Männern des religiösen Mechanismus, des Buchstabenglaubens, müssen aber Carriere's Bestrebungen in noch höherem Grade zum Stein des Anstoßes werden, denn sie identificiren ja Religion und Dogmatik. Und in der That tritt höchste Gefahr für den ausschließlichen Buchstabenglauben heran, wenn ein tief sittlicher Gehalt und eine klare faßliche Darstellung gegen Geistesknechtung durch Dogmen anrücken und der Sieg geistige Befreiung und Heiligung des Willens verheißt. Die sogenannten Verfechter des wahren Glaubens gossen viel Geifer über Carriere aus und — wie es mir noch immer schien — mit demselben Rechte, mit welchem die Auserwählten (die Pharisäer und Schriftgelehrten) Christum lästerten. Der todte Buchstabe macht zwar nie lebendig, aber er wehrt sich um so fanatischer gegen das Leben. Wir haben bereits dargelegt, daß Carriere's Philosophie unzertrennlich mit der Religion zusammenhängt, daß sie das Selbstbewußtsein des sittlichen Individuums ist, das individuell sittliche Selbstbewußtsein aber nur in einer allumfassenden Persönlichkeit (*Ἓν αὐτὸς*) Halt und Stütze gewinnt. Das Auge jedes Unbefangenen sieht darin die aufrichtigste Gottverehrung und Werthschätzung des Sittengebotes; trotzdem muß dieser Mann ein Atheist, ein Verächter des Heiligsten im Menschen sein, er muß den Unglauben predigen und aus den Herzen der Menschen den göttlichen Hauch hinwegdisputiren. Es geschieht ihm Recht, warum spricht er auch das gotteslästerliche Wort aus: „Ein Widerspruch gegen die Dogmatik ist noch kein Kampf gegen das Christenthum" —?! So steht Carriere zwischen zwei feindlichen Heerlagern, beiden die Hand reichend, aber — und es wäre zu verwundern, wenn dem nicht so geschähe — von beiden zurückgestoßen.

Die Intention der religiösen Reden ist wohl keine andere, als die hohe Bedeutung des Christenthums für die Philosophie der Gegenwart und die weltgeschichtliche Größe von Christus darzustellen. Eine gottinnige Humanität, eine in Natur und Geschichte das Wesen und Walten des Ewigen und die Verwirklichung seiner Ideen anschauende Weisheit ist das Ziel unsers Erkennens und Lebens in der Gegenwart. Dies herbeizuführen, ist die Aufgabe der Denker; die Versöhnung von Geist und Natur das einzige richtige Ziel. Dies darf auch bei Feststellung des Gottesbegriffs nicht übersehen werden. Gott ist nicht denkbar als ein die Natur ausscheidender, sondern als ein in dieser bestehender und erst als solcher lebendiger. Nur dadurch kommt Leben in's All; und dies Leben erreicht seine Vollendung, wenn es so gedacht wird, daß auch die endlichen Wesen, wie Gott sich in ihnen und sie in sich erfaßt, so ihrerseits mit freudiger Lust nach ihrem Urquell hinstreben und im Ewigen das Ziel ihrer Entwicklung erkennen. In diesem Ein- und Ausgang, so als Anfang, Mitte und Ende heißt Gott der Dreieinige oder Geist und Liebe. Die Menschwerdung Gottes ist nur eine Consequenz dieses seines Wesens. Es ist der Weg zur Vollkommenheit, daß das ewige und unsichtbare Wesen auch in der endlichen Welt sich sichtbar macht. Das ist die göttliche Offenbarung und diese ist anzuschauen in Jedem, der Gottes Willen thut; denn er ist ein von Gott an Kindesstatt Angenommener — sein lieber Sohn. Diese hohe Stellung des Menschen zu Gott ist in Christus wirklich und für alle, die an ihn glauben, offenbar geworden; es ist der Inhalt der christlichen Heilesbotschaft. Der heilige Cristus ist das hohe Vorbild jedes Christen. Christum nachahmen heißt nicht mehr und nicht weniger, als sich selbst in Gott finden lernen. Und es wird uns das Leben Jesu um so verständlicher, je mehr wir wachsen an opferfähiger Liebe; wir gewinnen von dem Wesen und Walten Gottes um so reichere Erfahrung, je mehr wir in sittlicher Erhebung des Gemüths uns seinem Bilde nähern. Diese Weltanschauung ist aber ebensowenig pantheistisch wie sie materialistisch ist. Nur wenn unsere Person in einem persönlichen Gotte gründet, wird unsere Geistesthätigkeit mehr sein als bloßer Reflex blinder Naturkräfte und Naturerscheinungen; ebenso kann nur von einer sittlichen Bedeutung unserer Handlungen

die Rede sein, wenn unser Wille in seiner Reinheit ein heiliger Wille ist, dessen wir als des Ausflusses eines vorsehenden Gottes bewußt werden. Diese sittliche Bedeutung hat das Christenthum oder es hat keine; und darum allein steht das Christenthum so hoch über allen andern Religionen. Die religiöse Bedeutung einer Lehre liegt nämlich in ihrem Werth für das sittliche Handeln. Was für dieses gleichgiltig ist, was nicht Gegenstand eigner innerer Erfahrung sein kann, soll auch nicht zum Glaubenssatz gemacht werden.

Es ist wahr: solche Grundsätze fordern eine freiere Bewegung auf dem religiösen Gebiete, als mancher Confession zuständig sein mag; sie stellen die Nachahmung Christi höher als den Wortglauben; sie finden das Ziel unsers Erkennens und Lebens in der Gegenwart nicht in einer Ertödtung unserer Vernunft um unvernünftiger — weil vor der Vernunft nicht bestehender Glaubenssätze willen, sondern in einer gottinnigen Humanität, in einer in Natur und Geschichte das Wesen und Walten des Ewigen und die Verwirklichung seiner Ideen anschauenden Weisheit; es ist endlich wahr, daß diesen Grundsätzen ein rein jenseitiger Gott ebenso absurd wie eine absolute Materie erscheint, aber nur — weil sie Gott in einer allumfassenden, alles durchwaltenden Persönlichkeit allein und wahrhaftig erkennen können. Das Alles ist wahr und darum auch eben so wahr, daß gegen solche Grundsätze das Wort „Atheismus" nur aus der unlautersten Gesinnung — aus Furcht, Haß, absichtlicher Verläumdung — entspringen kann.

Um dieselbe Zeit suchte König Max II. von Baiern in seinem Land die Wissenschaft zu heben. Zu diesem Zweck berief er Männer, die freisinnig und gelehrt zugleich waren. Wer natürlich vor allen die Blicke des Fürsten auf sich lenkte, war Professor Liebig; dieser zögerte auch nicht, dem mit glänzenden Bedingungen verbundenen Rufe zu folgen. Unter diesen Berufenen — ein Dorn den Ultramontanen — befand sich auch M. Carriere. Er hatte seit längerer Zeit, insbesondere durch seine philosophische Weltanschauung der Reformationszeit, Liebig's Theilnahme gewonnen. Bald umschloß ein noch innigeres Band beide Männer; denn im selben Jahre, in welchem die Berufung statthatte (1853), verband sich Carriere mit einer Tochter seines Freundes. Glücklich war diese Wahl. Hierauf besuchte er zum zweiten Mal Italien. Nach seiner Rückkehr erfolgte die Ernennung zum schriftführenden wissenschaftlichen Mitgliede der Akademie der Künste, — Schelling's ursprünglinge Stelle. Durch seine ästhetischen Vorlesungen, insbesondere über Kunst- und Literaturgeschichte, durch seine Vorträge über Goethe's Faust und über Shakspeare erwarb er sich seitdem in nicht geringem Grade die Liebe seiner Zuhörer. Daß ein solcher Wirkungskreis der antiliberalen Presse für ihre Zwecke noch gefährlicher erscheinen mußte, als selbst „die religiösen Reden," — wen wird das wundern? Ein Schrei der Wuth und des Schmerzes wiederholt sich bei jeder Gelegenheit. Alle Hebel werden in Bewegung gesetzt; selbst vor Denunciation scheut die Parteipresse nicht zurück, indem sie eine solche Philosophie für alle folgende Revolution verantwortlich machen will.

Die philosophischen Anschauungen Carriere's runden sich in den „religiösen Reden" zu einem Ganzen ab, das zwar Erläuterungen, aber wesentlicher Erweiterungen nicht mehr fähig ist. Es lag nun gewiß der poetischen Natur Carriere's am nächsten, solche Erläuterungen an der Idee des Schönen vorzunehmen. So entstanden seine folgenden Hauptwerke: „Die Aesthetik" und im Anschluß an sie „die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung." Seit einer Reihe von Jahren hatte Carriere bereits Vorträge über Aesthetik gehalten. Ein reger und unmittelbarer Verkehr mit Künstlern und Kunstwerken, der in der großen historischen Kunstausstellung zu München (1858) culminirte (Carriere war ein Commissionsmitglied derselben), führte seine Gedanken der vollen Reife entgegen.

Im Jahre 1859 erschien als Frucht hievon seine „Aesthetik oder die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung durch Natur, Geist und Kunst." Durch eine ganze Reihe neuer Begriffsbestimmungen und Begründungen griff der Verfasser reformatorisch in dieses jüngste Gebiet der philosophischen Wissenschaften ein, durch die Darstellung selbst aber widerlegte er die alte Meinung, als

ob Tiefe des Gehalts und Dunkelheit oder Schwerfälligkeit der Darſtellung einander bedingen. Dem Inhalt ſelbſt können wir — des Raumes wegen — nur wenig entnehmen; wir wählten darum ſolche Sätze, die zugleich eine Einleitung in das Verſtändniß des folgenden Hauptwerkes enthalten. Das Schöne iſt die Erſcheinung, welche ganz von der Idee gebildet und durchleuchtet iſt, die das Göttliche ſelbſt zur Sinneswahrnehmung bringt. So ruht im Genuß des Schönen zugleich der Genuß ungetrübter Weltharmonie, weil im Schönen ſich Geiſt und Natur verſöhnen. Aber der Menſch genießt nicht bloß das Schöne, indem er's von außen empfängt, er ſchafft ſich auch ſolchen Genuß. Durch die Phantaſie kleiden wir allgemeine Gedanken in ſinnenfällige Formen; ſie überſetzt die Kunde, welche wir in der Innerlichkeit des Gefühls von unſeren Zuſtänden erhalten, in ſymboliſche Formen und iſt ſomit ihrem Weſen nach weiſſagend, die Quelle aller göttlichen Inſpiration oder Offenbarung, die nicht eine Impulſion und Mittheilung von außen iſt, die vielmehr von innen, vom Centrum alles Lebens ausgeht.

Hiemit in Uebereinſtimmung ſtellt nun

Moriz Carriere.

Carriere die weltgeſchichtlichen Thatſachen ſelbſt dar, daß nämlich die Offenbarung ſich weder als beſtimmt örtlich, noch als beſtimmt zeitlich erweiſt, daß ſich Gott nicht einem Volk beſonders (d. h. auf andere Weiſe als den andern Völkern) geoffenbart, daß ſie überall zu Tage tritt, wo die Vorbedingungen für den freien Flug der Phantaſie ſich erfüllt haben. Ihre Individualität iſt nur in der Individualität der Geiſtesheroen aller Orten und Zeiten gelegen; immer aber leuchtet aus den ver-

ſchiedenen Geſtaltungen derſelbe Kern, dieſelbe Wahrheit. Mag der Parſe, Jude und Chriſt, jeder in ſeiner Weiſe, ſich das ewige Wort auslegen: es iſt derſelbe Gott, der ſie begeiſtert.

Dieſe Lehre bekräftigt: „Gott, Gemüth und Welt, ein Erbauungsbuch für Denkende (1858).“ Es iſt eine Sammlung alter und neuer Dichterworte, die der Verfaſſer ſelbſt ein Geſangsbuch für Freunde ſeiner religiöſen Reden nennt. Von allen Orten, allen Zeiten her vereinen ſich die begeiſterten Stimmen im Preiſe des Ewigen, der in Allem iſt, wie Alles in Ihm, und bewahrheiten Goethe's Wort: Es winken ſich die Weiſen aller Zeiten. Dieſelbe Tendenz tragen in ſich die „Vier Denkreden oder Schiller, Göthe, Leſſing und Jean Paul.“ Die Einzelbilder ſind von plaſtiſcher Klarheit; alles Nebenſächliche iſt bei Seite geſchoben, damit das Charakteriſtiſche um ſo reiner hervortreten kann; der Charakter ſelbſt wird bis zu ſeinem volksthümlichen und welthiſtoriſchen Urſprung bloßgelegt. Die Bilder laſſen ebenſoſehr ihre eigenartige Individualität, wie ihre weltgeſchichtliche Bedeutung erkennen.

Im Jahre 1863 erſchien endlich im Anſchluß an die Aeſthetik und als Abſchluß derſelben der 1. Theil des Werkes: „Die Kunſt im Zuſammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menſchheit.“ Er enthält die Anfänge der Cultur und das orientaliſche Alterthum in Religion, Dichtung und Kunſt. Carriere ſelbſt ſieht in dieſem Werke die Probe ſeiner philoſophiſchen Gottes- und Weltanſchauung. Mit Berückſichtigung des Weſens, Urſprungs und der Entwicklung der Sprache, der Schrift und des Mythus durchwandert er in dieſem erſten Theil die Reiche des Orients — der Naturvölker, Chineſen, Aegypter, Semiten und Arier — und forſcht bei ihnen nach dem Antheil der Phantaſie an den Idealen der Menſchheit. Zwar bringt er uns Kunde von gar eigenartigen Geſtaltungen in Religion, Kunſt und Poeſie; aber es iſt keine Geſtaltung unter ihnen (die Gottesidee nicht ausgenommen), die nicht an die Vernunft aller Orten und Zeiten geheftet wäre. Es zeigt ſich, daß die Erde überall des Herrn iſt und ſeine Offenbarung eine allgemeine.

M. Carriere's vielſeitige journaliſtiſche Arbeiten, ſowie ſeine rege Theilnahme an den populär-wiſſenſchaftlichen Vorträgen im Hörſaale des chemiſchen Laboratoriums zu München ſind bekannt. Alle durchleuchtet das edle humane Ziel, alle Geiſter zur Freiheit und ſittlichen Selbſtändigkeit zu führen. Auch den Muſen iſt Carriere treu geblieben; ſie ſind von ſeiner Philoſophie nicht vertrieben worden. Philoſophie und Poeſie ſind vielmehr bei Carriere unzertrennliche Gefährten; erſtere durchweht ein poetiſcher Geiſt, letztere erſcheint wie eine Verkörperung ſeiner Philoſophie ſelbſt. Seine Muſe tändelt nicht und revoltirt nicht, aber ihr ſinnendes Auge forſcht den Räthſeln des Lebens nach. Carriere's vorzüglichſte Dichtungen ſind im Münchener Dichterbuch und in ſeinem Erbauungsbuch für Denkende aufgenommen. Der Kreis der Seinen und geſellige Vereine gleichgeſinnter Freunde, wie die der Zwangloſen und der Krokodile, verſchönen ihm nebſt der Poeſie die Stunden der Erholung.

So ward ihm vom Ewigen ein wünſchenswerthes Loos zuertheilt; er hat geſchaut in's Antlitz des ewig Wahren, Schönen und Guten, um in keiner Lage des Lebens je mehr vom Unglück ganz erdrückt werden zu können, denn in dieſem Leben ſind die Unholden nie ganz fern. Auch M. Carriere hat herben Schmerz empfinden müſſen. Nach kaum 9jähriger glücklicher Ehe ſtarb ihm am 29. Dezember 1862 die Gattin, die ihn ſo ſehr verſtanden und ſo treu geliebt und im vorigen Sommer folgte der Mutter das eine ſeiner beiden Kinder. — Mögen die Feinde ſittlicher Geiſtesfreiheit ſein Leben und Wirken verläumden, verläſtern und vermaledeien, ſie werden dem freiſinnigen Kämpfer das beruhigende Bewußtſein ſeines Rechts nicht rauben. Auch von ihm gilt, was Abälard von ſich einſt ſchrieb: „Mag auch der Neid während meines Lebens ſich meinen Schriften in den Weg ſtellen und die Studien bei mir hemmen wollen, ich laſſe meinem Geiſte freien Lauf; denn der letzte Tag wird mit meinem Leben auch dem Haß ein Ende machen, und in meinen Schriften wird Jeder finden, was zum Wiſſen nothwendig iſt.“

Literarisches.

Dante Alighieri's Leben und Werke. Von Dr. F. X. Wegele. Zweite Aufl. Jena, Fr. Mauke.

Es ist nicht leicht, das Leben des berühmtesten Dichters des Mittelalters in gedrängter und anschaulicher Darstellung zu schildern. Im vollsten Maße trifft auf Dante jenes Wort von Goethe zu, daß in ihn und in seine Werke die Fülle hineininterpretirt worden ist, so viel und so lange, daß es schwer hält, die Spreu und den Weizen zu sondern. Nicht klarer, nicht übersichtlicher und verständlicher liegt der Lebenslauf des großen Florentiners durch die Legion seiner Biographen und Commentatoren da; ganz im Gegentheil, die Unsumme dieser Erklärungsliteratur trägt mehr zur Unsicherheit und Verdunkelung des Gegenstandes bei. Im Großen und Ganzen lassen sich unter den Schriften dieser Gattung zwei Richtungen unterscheiden und festhalten. Es sind diejenigen Commentatoren und Biographen zu unterscheiden, welche an Dante lediglich als ästhetische Kritiker herantreten, und zweitens diejenigen, welche ihn als historisches Problem auffassen, und ihm die Stellung anzuweisen bemüht sind, die dem Dichter in der abendländischen Civilisation gebührt. Wegele nimmt zwischen diesen beiden einseitigen Richtungen eine vermittelnde Stellung ein, doch so, daß bei seiner Aufgabe das historische Moment das ästhetische überwiegt. Es ist dem Buche viel Gutes nachzurühmen, und wird dasselbe in der großen Masse der Danteliteratur zweifelsohne einen hervorragenden Platz behaupten. Der Verfasser kennt sehr genau die einschlagenden Leistungen von deutscher und französischer Seite, und er hat die Resultate derselben mit verständiger Kritik für seine eigene Darstellung verwerthet. Unter den italienischen Bearbeitern hat er sich hauptsächlich an Fraticelli angeschlossen. Die scharfe und schonungslose Kritik, welche Wegele gegen die Masse der verwirrenden Traditionen und der unhaltbaren Interpretationen ausübt, welche nun einmal über Dante im Schwunge sind, macht die Lectüre seiner Arbeit zu einer gleich anziehenden wie belehrenden. Mitunter freilich will uns bedünken, als thue der Verfasser des Guten zu viel, als hätte er seine Auseinandersetzungen knapper und gedrängter halten sollen. Er geht nicht selten in den historischen Excursen — man nehme u. a. den in voller epischen Breite erzählten Römerzug Heinrich's VII. — über den Rahmen hinaus, in welchem nothwendig nach Anlage und Natur der Aufgabe deren Lösung sich halten mußte. Für den gelungensten Abschnitt möchten wir das erste Capitel über die Göttliche Komödie halten, in welchem die Zeit der Abfassung und der Grundgedanke des Gedichtes erörtert werden. Sehr zutreffend hebt hier Wegele hervor, daß in diesem Gedichte der ganze Dante liegt, daß in der Göttlichen Komödie die verschiedenen Elemente des Dichters, die vier Grundstoffe, welche den Kreis seiner Gedanken und Gefühle ausfüllen, die Liebe und der Glaube, die Politik und die Wissenschaft zur Einheit gestaltet sind, während sonst in seinen anderen Werken das eine oder das andere Element vorwiegt. Die volle gährende Masse der Ideenwelt, in der er lebte, den gesammten Inhalt der wirklichen Welt, die ihn umgab, hat der Dichter hier in eine Form gegossen und durch einen Gedanken beseelt. Beigegeben ist der Ausgabe ein Bildniß Dante's, eine Copie des von Giotto herrührenden Porträts des Dichters.

Neue Gedichte von J. G. Fischer. Stuttgart, J. G. Cotta.

Diese kleine Sammlung enthält eine ziemliche Anzahl Gelegenheitsgedichte, denen nicht durchgängig größere Bedeutung zuerkannt werden kann, aber sie bringt auch wieder Stücke, die theils durch schöne Gedanken, theils durch edlen lyrischen Aufschwung zu dem Besten gehören, was darin überhaupt in Deutschland erschienen ist. So u. A. das Gedicht „Der Glücksritter," welches in der Harmonie der Form an Goethe's beste lyrische Stücke erinnert. Auch die Oden sind von großer Formvollendung, darunter namentlich „Dem Gott der Freude," „Sommernachmittag" und das gedankenvolle Gedicht „An Uhland's Grab." Es ist wohlthuend, einem Dichter zu begegnen, der so mit freier Beherrschung der Form, Kraft des Ausdrucks und historische Bildung vereinigt.

Neues vom Büchertisch.

Hoffmann v. Fallersleben, 43 Kinderlieder. Nach Original- und Volksweisen mit Clavierbegleitung. Herausgegeben vom Capellmeister Hans Michael Schletterer. qu. gr. 4. Cassel, Freyschmidt. ½ Thlr.

Schefflers, Architekt Lehrer A., Architektonische Formenschule. 2. Abtheilung. Darstellung der beim Privatbau gebräuchlichsten Bauformen zur Ausbildung des Aeußeren. Zum Gebrauche für Baugewerkschulen und Bauhandwerker bearbeitet. 2. stark vermehrte und verbesserte Auflage. Mit 86 Holzschnitten und 40 lithographirten Tafeln in 4. 3.—7. Lieferung. gr. 8. Leipzig, Seemann. à ¼ Thlr.

Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. 1. Band. gr. 8. Stuttgart, Cotta. 3 Thlr.

In Torfmooren

aufgefundene

Ueberreſte aus dem Thier- und Pflanzenreiche.

Von

August Vogel.

Man hat dem friſchen Torfe conſervirende, fäulnißwidrige Eigenſchaften zugeſchrieben, ja es iſt ſogar von älteren Beobachtern behauptet worden, daß das aus dem Torfe ausgefloſſene Waſſer zum Gerben des Leders geeignet ſei. Hierzu iſt indeß zu bemerken, daß zahlreiche in dieſer Beziehung mit verſchiedenen Torfwaſſern angeſtellte Verſuche in keinem derſelben jemals mehr als geringe Spuren von Gerbſtoff nachweiſen konnten. Deſſenungeachtet darf eine fäulnißwidrige Wirkung, allerdings nur in geringem Grade, dem Torfwaſſer nicht ganz abgeſprochen werden. Läßt man nämlich Weichtheile von Thieren und Pflanzen in Torfwaſſer einige Zeit liegen, ſo bemerkt man, daß hier nach einigen Wochen die Verweſung derſelben weit weniger vorangeſchritten iſt, als an den zum Vergleiche in gewöhnliches Waſſer eben ſo lange Zeit gelegten Stücken.

Die Erhaltung thieriſcher Cadaver in Torfmooren kann nach den zahlreich geſammelten Beiſpielen (Braun, Geſchichte der Natur) wohl kaum bezweifelt werden, obwohl dieſelben auffallender Weiſe ſämmtlich einer früheren Zeit angehören; es iſt mir wenigſtens kein Fall der Auffindung einer unveränderten Menſchenleiche im Torfe aus dieſem Jahrhundert bekannt geworden. Von den Beiſpielen menſchlicher in Torfmooren aufgefundener Leichen mögen unter den vielen erzählten hier nur einige, welche am meiſten hiſtoriſch verbürgt zu ſein ſcheinen, erwähnt werden.

Bei Hope in Derbyſhire gingen 1674 zwei Perſonen im Torfe zu Grunde, welche nach 5 Monaten aufgefunden und an Ort und Stelle, d. i. im Torfmoore ſelbſt, beerdigt wurden. Nach 29 Jahren wieder ausgegraben zeigte ſich bei der Unterſuchung die Hautfarbe noch ſchön und natürlich, ihr Fleiſch weich wie bei Neuverſtorbenen. Dieſe Leichen wurden nun abermals im Torfe begraben und die nach 20 Jahren wieder vorgenommene Unterſuchung ergab, daß der Mann noch vollkommen erhalten, ſein Bart ſtark, ſein Haupthaar kurz, die Haut hart und lederfarbig und ſein Zeugüberrock noch ſo ſtark war, daß kein Stück davon abgeriſſen werden konnte. Die Frau dagegen hatte durch die öftere Unterſuchung mehr gelitten; einzelne Körpertheile waren verweſt, doch waren die Knochen noch geſund, die Haare lang und elaſtiſch wie bei Lebenden. Ein herausgenommener Vorder-

zahn war so elastisch wie feiner Stahl, daß man ihn um den Finger biegen konnte und er dann wieder in seine gerade Richtung zurückschnellte; doch verlor er diese Eigenschaft nach einigen Minuten. Als man bald nachher die beiden Leichname an einer anderen Stelle beerdigte, nahm das Fleisch zwischen den Fingern gedrückt bleibende Eindrücke an; die Gelenke waren beweglich, ohne Steifheit; was von Kleidern übrig geblieben, war fest und gut; ein Stück Wollenzeug schien nicht gelitten zu haben.

In einem irländischen Torfmoore fand man 1737 zwei Leichname, die 49 Jahre im Torfe gelegen; sie waren so frisch und ihre Kleider so unversehrt, als ob sie erst seit wenigen Tagen beigesetzt worden.

In einem Torflager bei Haraldskiver in Jütland hat man einen weiblichen Körper in einem mumienartigen Zustande gefunden, welcher mit Haken an einen Pfahl befestigt war und deshalb von Alterthumsforschern der Königin Gunhilde von Norwegen zugeschrieben wurde, von der man weiß, daß sie König Harald im Jahre 965 in ein Torfmoor versenken ließ.

In einem Torflager in Lincolnshire fand man 1747 einen weiblichen Leichnam, an Haaren und Nägeln u. s. w. noch so frisch wie ein lebender Körper, die Haut weich und faltenlos und nur etwas braun gefärbt; die Form der Sandalen ließ auf ein Alter von mehreren hundert Jahren schließen. Ein von der Gräfin Moira beschriebener Leichnam, 11 Fuß im Torfe gefunden, war in Thierhäute gehüllt, daher von sehr hohem Alter, aber gleichwohl noch gut erhalten.

Noch häufiger ist das Vorkommen von Thierleichen in Torfmooren. In einem Torfstiche zu Grünhagen in Sachsen fand man Ueberreste eines Bären, welche indeß der Arbeiter nicht vorsichtig genug behandelte, es waren Knochen, Klauen an den Tatzen, Stücke Haut und eine Masse Haare, welche mit Sicherheit als die eines Bären erkannt werden konnten.

Bei Dulverton in Somersetshire fand man einige Ferkel noch ganz und in verschiedenen Stellungen im Torfe. Ihre ganze Masse war in eine weiße, zerreibliche, blättrige und geruchlose Substanz verwandelt, welche in der Hitze völlig wie gebranntes Fett roch. Die größeren Thiere bewahren, wenigstens eine Zeit hindurch, sogar die weicheren Theile und selbst das Fleisch, wenn auch mit chemischer Umänderung, in frischem unversehrten Zustande. Das Mark in den Knochen des ausgestorbenen Cervus megaceros unter dem Torfe von Rathcannon in Limerick hatte das Ansehen frischen Talges. Aber nicht überall oder nicht für immer erhalten sich die weicheren Theile; sie verschwinden mitunter in manchen Torflagern. Hierfür spricht ganz besonders die Auffindung von Riesengeweihhirschen, die man in ganzen Skeletten und meistens in aufrechter Stellung im Torfe gefunden hat, woraus mit Sicherheit anzunehmen ist, daß sie mit Haut und Haaren hineingerathen waren. Unter Umständen erhalten sich nicht einmal die Knochen unversehrt; im untern Theile eines englischen Torfmoores ist ein Körper aufgefunden worden, an welchem nicht nur alles Fleisch, sondern sogar ein Theil der Knochen verschwunden war.

Flügeldecken von Käfern in einem Torfmoore zu Boulogne sollen noch ihre natürlichen Farben haben, so daß die Gattung und Art, welcher sie angehören, bestimmt werden kann. Von den in einem Torfmoore in Schoonen aufgefundenen Broten ist es nicht sicher ausgemacht, ob sie wirklich als solche zu betrachten sind oder ob sie ein in ähnliche Formen gegossener Harzkitt seien, dessen sich die alten Skandinavier bedienten. Unter den Früchten pflegen Haselnüsse durch längeres Liegen in Torfmooren außen wenig verändert, doch ihres Kernes oder Saamens verlustig zu werden. Die in den Torfmooren aufgefundenen Baumstämme zeigen sich in sehr ungleichem Grade der Erhaltung. Dies rührt offenbar daher, daß viele derselben vor Beginn der Torfbildung an Ort und Stelle gewachsen, andere später auf dem Moore vegetirten. In baierischen Wiesenmooren habe ich umfangreiche Baumstämme angetroffen, welche ganz die breiartige Consistenz des Torfes angenommen hatten, so daß sie ohne Hinderniß von dem Stecheisen der Torfarbeiter durchstochen wurden und nur bei näherer Untersuchung sich als wirkliche Stämme charakterisirten. Andere besser erhaltene lassen alle Verhältnisse der Textur und eben hierdurch auch die Holzarten unterscheiden, von denen sie abstammen. Sie sind von außen hinein gefärbt, außen fast schwarz, innen dunkelbraun, oft nach den Austrocknen wenigstens härter

und dauerhafter, als im frischen Zustande, so daß man in England derartige sehr dicke Stämme sogar zu Schiffskielen und Masten noch verwendet hat. Das Holz ist auch einer vorzüglich glänzenden Politur fähig, daher man es gern zu Möbeln verarbeitet; es ist schwerer und wirft sich weniger als frisches oder gar nicht.

Will man auch zur Erklärung dieser zahlreichen Beispiele wohlerhaltener organischer Ueberreste in Torfmooren eine gewisse conservirende Wirkung der Torfsubstanz zukommen lassen, so dürfte doch ein großer Theil derselben dem Abschlusse der Luft und der verhältnißmäßig niederen Temperatur in den tieferen Torflagern zugeschrieben werden. Wenigstens haben meine schon früher in dieser Richtung ausgeführten Versuche, wobei Stücke frischen Fleisches, Eier u. s. w. in verschließbaren Blechbüchsen mit frischem Torfe eingedrückt worden, keinen wesentlichen Unterschied der Conservirung ergeben, wenn diese Substanzen auf gleiche Weise in feuchtem Sande aufbewahrt worden waren. Indeß mag hiermit keineswegs bestritten werden, daß es Torfsorten gibt, welche conservirende Eigenschaften in weit höherem Grade besitzen als die bisher von mir untersuchten. Ob bei der fäulnißwidrigen Wirkung der Torfsubstanz deren Gehalt an Gerbstoff mit in Betracht kommen könne, muß, wie schon oben bemerkt, bei der außerordentlichen Geringfügigkeit desselben zweifelhaft erscheinen. Gewiß wäre es von Interesse, durch directe Versuche die Veränderung organischer Gebilde durch längeres Liegen in Torfmooren kennen zu lernen; gewinnt das Holz z. B. in der That durch die Einwirkung des frischen Torfes an Dauerhaftigkeit und Consistenz, so könnte hiemit den Torfmooren ein neues bisher nicht geahntes Feld technischer Bedeutung erwachsen.

Rutherfurd's

astronomische Photographien.

Von

J. Müller.

So viel Schönes und Ausgezeichnetes die Photographie in den letzten Jahren in verschiedenen Zweigen auch hervorgebracht haben mag, so gehören doch unzweifelhaft die Photographien des Mondes zu ihren überraschendsten und wichtigsten Leistungen. Da dieselben bis jetzt aber nur in kleineren Kreisen bekannt geworden sind, so mag es mir vergönnt sein, hier Einiges darüber mitzutheilen.

Durch die gütige Vermittlung des Herrn Professor Joy aus New-York, dessen Bekanntschaft ich bei Gelegenheit der schweizerischen Naturforscher-Versammlung in Genf machte, erhielt ich zwei von Lewis M. Rutherfurd in New-York ausgeführte Mondphotographien nebst einer kleinen Abhandlung desselben über astronomische Photographie, ein Separatabdruck aus dem American Journal of Science, XXXIX, May, 1865.

Die erste dieser beiden Photographien ist vom 13. November 1864 und stellt den fast vollständigen Vollmond dar. Die Monscheibe erscheint hier in einem Durchmesser von etwas über 18 Centimeter. Das Bild zeigt den Mond verkehrt, d. h. so wie er durch ein astronomisches Fernrohr betrachtet erscheint; das negative Bild, von welchem dieser Abdruck genommen ist, muß also ein aufrechtes (d. h. ein nicht umgekehrtes) gewesen sein.

Sehr schön zeigt sich auf diesem Bilde das von dem Ringgebirge Tycho ausgehende Strahlensystem. Tycho selbst erscheint als ein weißer von einem dunklen Ring umgebener Fleck, von welchem aus dann die hellen Streifen radienartig ausgehen. Als weitere helle Strahlenmittelpunkte erscheinen Copernikus und Kepler, ihr Strahlensystem ist aber ungleich weniger ausgebildet als das des Tycho. — Mit großer Bestimmtheit zeigen sich auf unserm Bilde die dunklen Mondflecken, die man früher für Meere hielt und die noch jetzt so genannt werden; auffallend aber ist es, daß in der Photographie der Contrast dieser dunklen Mondflecken gegen die benachbarten hellen Partien ungleich größer erscheint, als wenn man den Mond durch ein Fernrohr betrachtet. Es deutet dies offenbar auf eine Verschiedenheit der Bodenbeschaffenheit hin, indem die heller erscheinenden Partien wahrscheinlich solche sind, welche etwas mehr leuchtende, aber bedeutend mehr ultraviolette (dunkle und chemisch wirkende) Strahlen aussenden als die dunkleren Partien. Diesem Um-

stande mag es auch zugeschrieben werden, daß in dem photographischen Vollmondbilde weit mehr Details, namentlich mehr Ringgebirge unterschieden werden können als bei der optischen Untersuchung der Mondoberfläche.

Gehen wir zur Betrachtung der zweiten am 6. März 1865 von Rutherfurd aufgenommenen Mondphotographie über, welche in der That einen überraschenden, ich möchte fast sagen imponirenden Anblick darbietet. Der Durchmesser der Mondscheibe beträgt auf dieser Photographie, welche unsern Erdtrabanten 3 Tage nach dem ersten Viertel darstellt, nahezu 53 Centimeter. In ausgezeichneter Schärfe erscheinen die Ringgebirge in der Nähe der Lichtgrenze, so namentlich Plato, Archimedes, Aristippus und Autolykus, Eratosthenes, Copernikus, Ptolemäus, Alphons, Arzach, Tycho und andere.

Der Durchmesser des Plato ist auf unserm Bilde 15 Millimeter lang; ferner hat Archimedes 12 Millimeter, Aristippus 8 Millimeter, Copernikus 14 Millimeter, Ptolemäus 23 Millimeter, Tycho 14 Millimeter Durchmesser.

Der innere Flächenraum des Plato ist noch ganz dunkel, während das ihn umfassende Ringgebirge, namentlich aber der östliche innere Abfall derselben hell erleuchtet ist. Aehnlich erscheint Archimedes. In der Mitte des Eratosthenes sind drei dicht nebeneinanderstehende Berggipfel sichtbar. Sehr schön zeigt sich der centrale Berggipfel im Aristippus, Arzach, Alphons, Tycho und vielen andern. Copernikus liegt noch größtentheils im Schatten, nur ein Theil des inneren östlichen Abhanges ist hell erleuchtet; weniger hell einige Partien der westlichen Wallhälfte. Jenseits der Lichtgrenze sind noch vielfach einzelne helle Punkte und Lichtstreifen sichtbar, welche sich leicht als bereits erleuchtete Partien sonst noch dunkler Ringgebirge erkennen lassen.

Aber auch weiter von der Lichtgrenze entfernt in dem bereits voll erleuchteten Theile der Mondoberfläche lassen sich noch mehr oder weniger deutlich eine große Anzahl von Wallebenen, Ringgebirgen und Kratern erkennen; so namentlich Aristoteles und Eudoxus, Manilius, Theophilus, Plinius, Posidonius ꝛc.

Von dem beim Vollmonde so auffallenden Strahlensystem des Tycho ist bei dieser Beleuchtung, wo dieses ausgezeichnete Ringgebirge kaum aus dem Schatten hervorgetreten ist, nur wenig wahrzunehmen; als ausgedehnte dunkle Flecken dagegen zeigen sich das mare crisium, mare foecunditatis, mare tranquillum, mare serenitatis und mare nectaris.

Doch genug von der Beschreibung dieses schönen Bildes! In gleichem Maßstabe photographisch dargestellt, würde zur Zeit der Opposition Jupiter als eine Scheibe von 14 Millimeter, die Saturnskugel als eine solche von 6 Millimeter Durchmesser erscheinen, die große Axe des Saturnsringes würde aber ohngefähr eine Länge von 12 Millimeter haben.

Mit gewöhnlichen photographischen Apparaten, selbst mit den größten und besten können natürlich solche astronomische Photographien nicht hergestellt werden. Es bedarf dazu einer achromatischen Linse von sehr großer Brennweite, wie die Objective großer astronomischer Fernrohre. Nun ist aber auch der Mond so wenig wie irgend ein anderer astronomischer Gegenstand ein stillstehendes Object. Er schreitet in jeder Zeitsecunde um 15 Bogensecunden voran, sein Bild wird also auf der Platte eines stillstehenden Apparats in einer Secunde schon um den halben Durchmesser eines Ringgebirges von der Größe des Aristippus in 3 Secunden aber schon um den ganzen Durchmesser eines Ringgebirges von der Größe des Archimedes vorangehen, es ist also an die Herstellung eines scharfen Mondbildes mit stillstehenden Apparaten nicht zu denken; es bedarf dazu solcher Apparate, welche mittelst eines Uhrwerkes der täglichen Bewegung des Himmelsgewölbes folgen.

Astronomische Photographien können demnach nur auf Sternwarten und zwar mit Hilfe eines großen parallaktisch aufgestellten und durch ein gleichförmig gehendes Uhrwerk um die Weltaxe gedrehten Fernrohres gemacht werden. Schraubt man von einem solchen Instrumente das Ocular ab, so erhält man im Brennpunkt des achromatischen Objectivs ein Mondbild, dessen Durchmesser ohngefähr $^1/_{120}$ von der Brennweite des Objectivs ist, welches also fast $1^1/_2$ Zoll im Durchmesser hat, wenn die Brennweite dieses Objectivs 14

Fuß beträgt. Wird die photographisch präparirte Glasplatte an diese Stelle gebracht, so erhält man ein negatives Mondbild von den eben angedeuteten Dimensionen; es kann, auf die gewöhnliche Weise copirt, auch nur kleine positive Mondbilder liefern.

Die nach der angegebenen Methode mit guten Instrumenten erzeugten negativen Mondbilder sind aber bis in die kleinsten Details so scharf, daß sie eine namhafte Vergrößerung ertragen und diese Vergrößerung wird mit dem Proceß der Umkehrung in positive Bilder in folgender Weise hervorgebracht:

Das negative Collodium-Glasbild wird als Object in einen Apparat eingesetzt, welcher nach dem Princip der laterna magica in möglichster optischer Vollkommenheit construirt ist. Von Sonnenlicht oder von elektrischem Licht erleuchtet wird dieses negative Object mit 10- bis 14maliger linearer Vergrößerung auf einen Schirm projicirt, auf welchem das zur Herstellung des positiven Bildes bestimmte Chlorsilberpapier befestigt wird, sobald die scharfe Einstellung erfolgt ist. Die hellen Partien des vergrößerten negativen Bildes auf dem Chlorsilberpapier werden allmälig geschwärzt und sobald diese Schwärzung weit genug fortgeschritten, das positive Bild also in gehöriger Stärke hervorgetreten ist, wird es auf die gewöhnliche Weise vollendet.

Auf diese Weise ist ohne Zweifel das oben besprochene große Mondbild vom 6. März 1865 gemacht worden.

Das Vollmondbild vom 13. November 1864 kann aber nicht auf diese Weise hergestellt sein, denn es ist ein verkehrtes, es ist also die positive Copie eines aufrechten negativen Originals. Ein aufrechtes Sammelbild läßt sich aber mittelst eines Fernrohrs erhalten, wenn man das astronomische Ocular desselben nicht abschraubt, sondern es nur ein wenig mehr gegen das Objectiv schiebt, als es bei optischer Benutzung des Instrumentes geschieht. Es entsteht dann einige Zoll außerhalb des Oculars ein aufrechtes Sammelbild welches bedeutend größer ist als das durchs Objectiv allein erhaltene. Ein auf solche Weise erhaltenes Mondbild hat das negative Original geliefert, von welchem dann die positiven Copien auf die gewöhnliche Weise durch unmittelbares Auflegen der negativen Glasplatte auf das Chlorsilberpapier erhalten wurden.

Daß diese Ansicht über die Art der Herstellung des oben besprochenen Vollmondbildes von 18 Centimeter Durchmesser die richtige sei, dürfte durch eine Aeußerung Rutherfurd's in dem Bericht über seine astronomisch-photographischen Arbeiten bestätigt werden. Er sagt nämlich, daß er mit seinem 14füßigen Fernrohr die Sonne photographirt und ein negatives Bild von 4 Zoll Durchmesser erhalten habe. Das ist ohne das Ocular nicht möglich, denn die Objectivlinse allein hätte nur ein Bild von nicht ganz $1^1/_2$ Zoll Durchmesser liefern können.

Sehen wir aber weiter, was Rutherfurd in dem bereits oben erwähnten Aufsatz über seine Bemühungen zur Herstellung guter astronomisch-photographischer Bilder sagt.

Das Observatorium, auf welchem er seine Versuche anstellte, war im Jahr 1856 im Garten seines Wohnhauses zu New-York erbaut worden. Das auf demselben aufgestellte Aequatoreal ist ein vorzügliches von Fitz ausgeführtes Instrument, dessen achromatisches Objectiv $11^1/_4$ Zoll im Durchmesser und 14 Fuß Brennweite hat. Im Frühjahr 1858 wurde es mit einem ausgezeichneten von Alvan Clark Söhnen construirten Uhrwerk versehen.

Mit diesem Instrument stellte nun Rutherfurd verschiedene photographische Versuche an, aus welchen sich ergab, daß der photographische Focus ohngefähr $^7/_{10}$ Zoll jenseits des optischen lag (siehe über die Ursachen dieser Nichtcoincidenz und die Mittel ihr abzuhelfen meinen mathematischen Supplementband zum Grundriß der Physik, von welchem in den nächsten Tagen eine zweite Auflage erscheinen wird). Die Oeffnung des Objectivs auf 5 Zoll reducirend wurden mit diesem Instrument Mondphotographien gemacht, die eine Vergrößerung bis zu 5 Zoll im Durchmesser erlaubten. — Ein Stern sechster Größe machte keinen Eindruck mehr. Der Doppelstern γ virginis, dessen beide Sterne 3 Secunden von einander entfernt sind, konnte eben noch als aus zwei getrennten Sternen bestehend auf der Collodiumplatte erkannt werden. Der Ring des Saturns und

die Wolkenstreifen auf dem Jupiter waren zwar sichtbar, aber ungenügend. Das Bild des Jupiter war bei einer Exposition von 5 bis 10 Secunden erhalten, während die Trabanten des Jupiter keinen Eindruck auf der Platte hinterließen, wie sehr man auch die Expositionszeit verlängern mochte, was wohl nur durch den unvollkommenen Achromatismus des Objectivs zu erklären ist.

Den besten Erfolg mit dem uncorrigirten Objectiv erzielte Rutherfurd bei der Photographie der Sonne. Das Objectiv wurde bis auf 1 Zoll Durchmesser verkleinert und die Expositionszeit bis auf $^1/_{50}$ Secunde verkürzt. Die negativen Bilder hatten 4 Zoll im Durchmesser, sie waren also in der oben angedeuteten Weise mit angeschraubtem Ocular erhalten worden. Sie zeigten die Sonnenflecken, den Unterschied der Lichtstärke zwischen dem Mittelpunkt und dem Rande und unter Umständen auch die Sonnenfackeln.

Im Jahre 1859 versuchte Rutherfurd den photographisch mangelhaften Achromatismus seines Objectivs dadurch zu corrigiren, daß er entsprechende Linsencombinationen zwischen dem Objectiv und der photographischen Platte einschaltete. Auf diese Weise konnte er eine genügende Schärfe nur in der Mitte des Bildes, aber nicht für die äußern Partien erreichen.

Im Jahre 1860 machte Rutherfurd mehrere Photographien der Sonnenfinsterniß, auf welchen sich Kern und Penumbra der Sonnenflecken vollkommen deutlich zeigten. Der auf der Sonnenscheibe projicirte Mondrand erschien auf diesen Bildern stets vollkommen scharf, während der freie Sonnenrand unter keinen Umständen scharf zu erhalten war. Der Grund dieses Mangels an Schärfe des Sonnenrandes liegt wohl nur darin, daß das von ihm ausgehende Sonnenlicht noch die Sonnenatmosphäre zu durchwandern hat.

Im Jahre 1861 experimentirte er mit einem nach Cassegrain'scher Form construirten Spiegelteleskop, dessen versilberter Glasspiegel 14 Zoll im Durchmesser und 8 Fuß Brennweite hatte. Dieses Instrument zeigte sich unbrauchbar, weil in Folge der doppelten Reflexion die unvermeidlichen Erschütterungen der Stadt, welche an dem Refractor ganz unmerklich waren, nun 36mal vergrößert erschienen und die Aufnahme eines guten Bildes ganz unmöglich machten. Alsdann wurde auch die Versilberung allzuleicht fleckig, so daß sie zuletzt alle 10 Tage erneuert werden mußte.

Im December 1864 vertauschte endlich Rutherfurd das optisch vortreffliche Objectiv seines Aequatoreal-Instrumentes mit einem andern, welches er unterdessen so hatte construiren lassen, daß der photographische Focus möglichst nah mit dem optischen zusammenfiel. Die Oeffnung desselben betrug wie die des früheren $11^1/_4$ Zoll, seine Brennweite war aber um 5 Zoll kürzer.

Dieses Objectiv lieferte bei einer Exposition von 3 Minuten noch photographische Bilder von Sternen neunter Größe und bei einer Exposition von 1 Secunde noch ein kräftiges Bild vom Castor. Für das frühere Objectiv bedurfte es einer Exposition von 10 Secunden um ein genügendes Bild des Castor zu erhalten.

Ein Umstand, welcher verhindert, daß die photographischen Bilder die Wahrnehmungen des Gesichtes erreichen, liegt in der beständigen Unruhe der Atmosphäre. Wenn man nach einem Objecte sieht, so ist der Eindruck durch die Wahrnehmungen der günstigsten Momente gebildet, und es ist oft der Fall, daß das Auge deutlich die Duplicität eines Sternes unterscheidet, obgleich das ganze Object über einen Raum hin oscillirt, welcher größer ist als die Distanz der beiden Sterne. Die Photographie hat nicht die Fähigkeit, sich den einzelnen Momenten zu accomodiren, sie gibt die Summe aller Eindrücke während der ganzen Expositionszeit. Es gibt deshalb in nördlicheren Gegenden selten Nächte in welchen die Atmosphäre ruhig genug ist, um genügend scharfe photographische Bilder astronomischer Gegenstände zu erhalten. Die erste Nacht, in welcher nach Vollendung des photographischen Objectivs die Luft für den besagten Zweck ruhig genug war, war die des 6. März 1865 und diese Nacht wurde zur Aufnahme des negativen Originals benutzt, dessen positiv vergrößertes Bild oben ausführlich besprochen wurde.

Die Schärfe und Schönheit dieses ersten Versuchs läßt uns hoffen, daß Rutherfurd nach so vielen schwierigen und mühevollen Vorarbeiten mit diesem ausgezeichneten Instrumente noch manche interessante

und wichtige aſtronomiſche Photographie herſtellen wird und wir möchten nur wünſchen, daß dieſelben auch eine möglichſt große Verbreitung fänden.

Außer Rutherfurd haben ſich auch noch Andere mit aſtronomiſcher Photographie beſchäftigt, ſo namentlich Warren de la Rue in London, welcher ebenfalls größere und kleinere Mondphotographien machte. Mir iſt über dieſelben nichts Näheres bekannt geworden, doch wäre ſehr zu wünſchen, daß auch ſie einem größern Publicum bekannt würden. Zum Theil ſind die Mondphotographien von de la Rue auch ſchon in den Handel gekommen und zwar im Verlag von Smith, Beck und Bock in London, welche eine Collection photographiſcher Mondbilder in verſchiedenen Phaſen in Viſitenkartenformat (wahrſcheinlich Poſitivbilder von der gleichen Größe mit dem negativen Original) herausgegeben haben. Bis jetzt habe ich dieſe Collection noch nicht erhalten können, ſonſt würde ich nicht verſäumt haben, auch über ſie einige Worte zu ſagen.

Wenn man eine Reihe poſitiver Mondbilder verſchiedener Phaſen in der Größe der eben erwähnten oder vielleicht noch etwas kleiner, mit möglichſter Schärfe auf Glas darſtellte, ſo wären das die herrlichſten Objecte für entſprechend conſtruirte Sonnenmikroſkope, für die Duboſq'ſche Lampe oder für ſogenannte Nebelbilder-Apparate. Man könnte dann den Mond in einer Größe von 10 bis 12 Fuß im Durchmeſſer projiciren und auf dieſem rieſenhaften, völlig naturgetreuen Mondbilde gleichzeitig einem größeren Kreiſe von Zuſchauern alle Einzelheiten der Mondoberfläche, ſeiner Wallebenen, Ringgebirge, Krater u. ſ. w. zeigen.

Petroleum für Dampfkeſſel.

Dieſes eigenthümliche Oel hat bisher alle Anſtrengungen vereitelt, es zum Heizen von Dampfkeſſeln zu benutzen. Seit einigen Wochen werden aber in Woolwich auf Koſten der Admiralität neue Verſuche gemacht, die ein günſtiges Reſultat verſprechen. Das Oel befindet ſich in einem Behälter, der höher als der Feuerheerd liegt, und fließt unter dem Einfluß ſeiner eigenen Schwere in die eiſernen Tröge, die es zu der Flamme geleiten. Benutzt man amerikaniſches Petroleum, ſo muß der Oelbehälter vom Keſſel etwas fern gehalten werden, bei ſchwerem Petroleum, engliſchem Kohlenöl und Oel von Barbadoes braucht man dieſe Vorſicht nicht anzuwenden. Das Oel brennt in verſchiedenen Röhren gleich einer Lampe und alle Flammen vereinigen ſich in einer Feuerkammer. Bis jetzt hat man mit einem Pfund Petroleum zwölf und ein halbes Pfund Waſſer in Dampf verwandelt, aber der Erfinder verſichert, daß das Maximum von Dampfentwicklung damit noch lange nicht erreicht iſt und daß man zu einem ungleich beſſeren Reſultat gelangen wird, wenn man die unnützen Vorſichtsmaßregeln bei Seite läßt, die man beim Bau des Keſſels in Anwendung gebracht hat. Es entſteht keine Aſche und die Speiſung des Dampfkeſſels iſt nicht mit der geringſten Gefahr verbunden. Das Oel ſteht vollſtändig unter der Herrſchaft des Ingenieurs, der nicht einmal von Hitze zu leiden hat. Für Kriegsſchiffe iſt Petroleum als Brennſtoff ſehr vortheilhaft. Sie können weitere Fahrten machen, ohne Kohlenſtationen zu benutzen, und bei Blockaden ihren Platz länger behaupten. Man kann wie bei Gas eine kleine Flamme unterhalten, wenn man nicht viel Dampf braucht, und ſie raſch in eine große verwandeln, wenn Eile nöthig wird. Da eine den Rauch verzehrende Einrichtung vorhanden iſt, ſo verräth ſich ein ſolches Schiff durch keine Dampfſäule. Für Handelsſchiffe entſteht der große Vortheil der Raumerſparniß.

Rußland's Flachshandel.

Einen nicht unweſentlichen Factor im Exporthandel Rußlands liefert der Flachs. Unter den hierher bezüglichen Ausfuhrplätzen ſteht namentlich Riga obenan, welches in der obligatoriſchen Flachswrake auch eine officielle Controle des Sortiments neben einem Privatſortiment beſitzt. Jene wird von beeidigten Beamten unter Aufſicht der Handelspolizei gehandhabt, und beſoldet die Kaufmannſchaft noch außerdem zwei Oberwraker, welche die Verpflichtung haben, die publike Wrake unab-

läſſig zu controliren. Während dieſe aber nur die feſten in der Natur des Gewächſes begründeten Qualitätsunterſchiede feſtſtellt, ſucht das Privatſortiment mehr den mannigfachen Bedürfniſſen der auswärtigen Abnehmer der Waare zu begegnen. Der Riga'ſche Flachsexport ſteigt von Jahr zu Jahr, und iſt bisher bei Beginn der Navigation in der Regel faſt das ganze örtliche Flachsquantum bereits verkauft geweſen, die Nachfrage hat ſogar meiſt das Angebot überſtiegen, ſo daß die Kaufmannſchaft oft nicht in der Lage geweſen iſt, alle Aufträge des Auslandes auszuführen. Nur in der Verſchiffung von Heede, d. h. des Flachsabganges, wird Riga von Petersburg überflügelt, wie folgende Ueberſicht beweiſt:

Im Jahre	aus	Flachs. Pud.	Heede. Pud.
1856	Petersburg	686,389	315,253
„	Riga	2,510,901	59,630
1857	Petersburg	698,842	368,857
„	Riga	2,771,638	70,055
1858	Petersburg	1,002,448	209,933
„	Riga	1,988,870	37,404
1859	Petersburg	956,247	397,708
„	Riga	1,517,061	41,205
1860	Petersburg	1,028,250	186,220
„	Riga	2,203,360	58,150
1861	Petersburg	912,043	385,138
„	Riga	1,731,970	53,974
1862	Petersburg	1,297,429	368,448
„	Riga	2,007,170	75,038
1863	Petersburg	1,064,499	377,482
„	Riga	2,195,446	44,274

Holſteins Handelsflotte und Schifffahrt.

Am 1. Januar 1864 beſaß Holſtein 1593 Fahrzeuge mit einer Tragfähigkeit von 28,975¼ Laſten à 5200 Pfund oder 75,336 Tonnen zu 2000 Pfund, darunter 7 Dampfſchiffe von zuſammen 82¼ Laſten. Die größte Tragfähigkeit hat Blankeneſe aufzuweiſen (7617 Laſten oder 26,03 Procent), dann folgen Altona mit 6657½ Laſten (22,98 Procent), Rendsburg mit 2607¼ Laſten (9 Procent), Elmshorn mit 1927¼ Laſten (6,65 Procent), Kiel mit 1893½ Laſten (6,54 Procent) und Heiligenhafen mit 1359¾ Laſten (4,69 Procent). Die übrigen Orte haben weniger als 1000 Laſten. — Während des Jahres 1863 liefen in die holſteiniſchen Häfen mit Ausnahme Altona's 24,130 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 165,232 Laſten oder 429,603 Tonnen ein. Die Ladung betrug jedoch nur 107,360 Laſten oder 64,98 Procent der Tragfähigkeit. Von den eingelaufenen Schiffen kamen aus ſchleswig-holſteiniſchen Orten 12,450 (51,59 Procent) mit 38,012 Laſten Ladung (35,41 Procent), aus Hamburg und anderen fremden Elborten 8331 (34,53 Procent) mit 20,004 Laſten (18,63 Procent), aus Dänemark 1607 (6,66 Procent) mit 11,608 Laſten (10,81 Procent), aus den Oſtſeehäfen 1115 (4,62 Procent) mit 15,596 Laſten (14,53 Procent), aus England 371 (1,54 Procent) mit 18,038 Laſten (16,74 Procent), aus anderen Nordſeehäfen 239 (0,99 Procent) mit 1846 Laſten (1,72 Procent) und aus transatlantiſchen Häfen 17 Schiffe (0,07 Procent) mit 2309 Laſten (2,15 Procent). Die aus transatlantiſchen Häfen eingelaufenen Schiffe brachten allein volle Ladung; die aus England eingelaufenen Schiffe waren mit 99,71 Procent, die aus den Oſtſeehäfen mit 90,07 Procent, die aus Dänemark mit 77,25 Procent, die aus den ſchleswig-holſteiniſchen Häfen mit 55,15 Procent, die aus Hamburg mit 50,13 Procent und die aus den Nordſeehäfen mit 49,80 Procent ihrer Tragfähigkeit beladen. Ausgelaufen ſind im Ganzen 22,075 Schiffe mit einer Tragfähigkeit von 167,926 Laſten oder 436,608 Tonnen. Die Ladung betrug jedoch nur 63,076 Laſten oder 3,279 952 Centner (37,56 Procent der Tragfähigkeit). Von den auslaufenden Schiffen gingen nach ſchleswig-holſteiniſchen Häfen 10,755 (48,72 Procent) mit 32,458 Laſten (51,46 Procent), nach Hamburg und anderen fremden Elborten 7982 (36,16 Proc.) mit 15,728 Laſten (24,93 Procent), nach Dänemark 1685 (7,63 Procent) mit 3599 Laſten (5,71 Procent), nach den Oſtſeehäfen 1214 (5,50 Procent) mit 2364 Laſten (3,75 Procent), nach England 240 (1,09 Procent) mit 5052 Laſten (8,01 Procent), nach anderen Nordſeehäfen 196 (0,89 Procent) mit 3810 Laſten (6,04 Procent) und nach transatlantiſchen Häfen 1 mit 65 Laſten (0,10 Procent). Von den ausgelaufenen Schiffen waren die nach der Nordſee mit 78,88 Procent, die nach transatlantiſchen

Häfen mit 50 Procent, die nach schleswig-holsteinischen Häfen mit 49,27 Procent, die nach England mit 42,88 Procent, die nach Hamburg und anderen Elbhäfen mit 35,81 Procent, die nach Dänemark mit 21,52 Procent und die nach der Ostsee mit 9,69 Proc. ihrer Tragfähigkeit beladen. Dampfschiffe gingen 881 mit 10,021 Lasten ein und 862 mit 10,862 Lasten aus. Von den eingelaufenen Segelschiffen waren schleswig-holsteinische 20,319 (84,21 Proc.) mit einer Tragfähigkeit von 119,935 Lasten (72,59 Procent), hannöver'sche 1822 (7,55 Procent) mit 11,515 Lasten (6,97 Procent) und dänische 942 (3,90 Proc.) mit 10,831 Lasten (6,56 Procent). Die ausgelaufenen Schiffe vertheilen sich der Flagge nach mit 18,349 (83,13 Procent) und 122,827 Lasten (73,14 Procent der Gesammttragfähigkeit) auf Schleswig-Holstein, mit 1803 (8,17 Procent) und 11,539 Lasten (6,87 Procent) auf Hannover und mit 948 (4,29 Procent) und 10,891 Lasten (6,49 Proc.) auf Dänemark. — In Altona liefen außerdem noch 6377 Segelschiffe ein mit einer Tragfähigkeit von 96,397 Lasten oder 250,632 Tonnen. Die Ladung betrug jedoch nur 83,712 Lasten, also 86,85 Procent der Tragfähigkeit. Hiervon kommen auf die Seeschifffahrt 1238 Schiffe (19,41 Procent) mit 50,222 Lasten (59,99 Procent der Einfuhr), auf die Flußschifffahrt 4671 Fahrzeuge (73,25 Procent) mit 30,577 Lasten (36,53 Procent) und auf 468 Fischerfahrzeuge (7,34 Procent) mit 2913 Lasten (3,48 Procent). Ausgelaufen sind 6376 Schiffe, darunter 1108 Seeschiffe (17,38 Procent) und 4800 Flußfahrzeuge (75,28 Procent) mit 29,271 Lasten Ladung (30,40 Procent der Tragfähigkeit), davon kommen auf die Seeschiffe 52,43 Procent und auf die Flußschifffahrt 47,57 Procent. Die 468 Fischerfahrzeuge sind leer ausgegangen. Außerdem sind noch 10 Dampfschiffe mit 712 Lasten ein- und ebenso viele mit 657 Lasten ausgelaufen. Von den eingelaufenen Schiffen waren 3148 (49,29 Procent) schleswig-holsteinische, 1676 (26,24 Procent) hannöver'sche und 103 (1,61 Procent) dänische. — Die Gesammteinfuhr beläuft sich demnach auf 202,366 Lasten oder 10,523,032 Centner, und die Ausfuhr auf 105,341 Lasten oder 5,477,732 Centner.

Die englischen Yachtclubs.

Von allen Sports, die in England leidenschaftlich betrieben werden, ist keiner in nationaler Beziehung wichtiger als der, den die Yachtclubs betreiben. Mit Ausnahme der Wettrennen ist auch keiner beliebter und allgemeiner. Der Sommer kann nicht herannahen, ohne daß in London Schiffertrachten die modischen Anzüge verdrängen. Der Anfang dieser Leidenschaft läßt sich bis auf Karl II. rückwärts verfolgen. Der leichtsinnige Monarch nahm wenigstens am Schiffsbau und an der Schifffahrt einen regen Antheil und war der erste englische König, der eine eigene Yacht besaß. Einer Geliebten zu Ehren, deren Körperumfang bis zur Unförmlichkeit zugenommen hatte, taufte er sie „Lub" (Tonne). Georg IV. besaß eine plumpe, aber mit dem höchsten Luxus ausgestattete Yacht, der Prinz von Wales ist in diesem Sommer Yachteigenthümer geworden und hat sich die Dagmar, ein Schiff von sechsunddreißig Tonnen bauen lassen.

Der Yachtclubs sind viele, die vornehmsten sind der Royal Southern Yacht Club die Royal Yacht Squadron, der Victoria Yacht Club, der Thames und der Cork Yacht Club. Vor zehn Jahren gab Knight, Secretair des erstgenannten Clubs, über die Stärke der Yacht-Flotte folgende Notizen: „Zahl der Yachten 530, Zahl der Tonnen 25,000, Zahl der Mannschaft 3900, Zahl der Geschütze 1500." Die Schiffer (Capitäne), Köche und Aufwärter, die etwa 800 Köpfe zählten, waren in die Mannschaft nicht mit einbegriffen. Die Geschütze hatten verschiedene Kaliber vom Einpfünder bis zum Neunpfünder. Der Jahreslohn der Schiffer und der Mannschaften betrug 120,000 Pfund, die Yachten repräsentirten einen Werth von 750,000 Pfund. Seitdem hat die Zahl der Yachten sehr beträchtlich zugenommen, doch läßt sich nicht genau angeben, um wie viel. Die Zahl der auf ihnen dienenden Matrosen ist über 5000 gestiegen und alle sind ausgesuchte Leute, die bei einem Kriege sofort in die königliche Marine eintreten könnten. Daß auch der englische Schiffsbau von den Yachtclubs bedeutende Vortheile hat, bedarf keiner näheren Ausführung.

Die meisten Yachten sind kleinere und beschränken sich auf Fahrten in den englischen Gewässern und zu den nächsten französischen Häfen. Es sind Schiffe von zwanzig bis fünfundzwanzig Tonnen und kosten gut gekupfert und mit allem Takel- und Segelwerk 300 bis 450 Pfund. Die größern Yachten zur Fahrt in diesen Gewässern, die vierzig bis fünfzig Tonnen zu halten pflegen, werden mit 15 bis 17 Pfund für die Tonne bezahlt. Derselbe Preis gilt für die Yachten von sechzig bis neunzig Tonnen, mit denen man Fahrten nach dem Mittelmeer machen kann. Der Lohn der Mannschaft wechselt von einer Guinee bis zu fünfundzwanzig Schilling wöchentlich, der Schiffer einer größern Yacht erhält jährlich hundert Pfund. Außerdem verlangen Schiffer und Mannschaft jährlich zwei neue Anzüge. Man rechnet auf je zehn Tonnen einen Matrosen, in größern Schiffen einschließlich des Schiffers Kochs und Aufwärters. Gemiethet werden Yachten in großer Menge, die Firma Pearce in London macht ein besonderes Geschäft daraus, und fast in jedem englischen Seehafen können Liebhaber sich versorgen. Für eine Yacht von siebzig Tonnen werden monatlich hundert Guineen gefordert.

Verkehr auf der Panama-Eisenbahn.

Im Jahr 1863 wurden auf dieser Bahn transportirt:

	Gegen den Stillen Ocean.	Atlant. Ocean.
Reisende	21,456	9706
	Dollar	Dollar
Gold	4,444,268	34,603,467
Silber	—	14,285,935
Edelsteine	478,062	—
Amerikanisches	Pfund.	Pfund.
Postfelleisen	232,886	31,964
Englisches Postfelleisen	35,565	10,127
Reisegepäck	345,547	217,901
Fracht nach Gewicht	54,768,378	20,061,601
Fracht nach dem	Kubikfuß	Kubikfuß
Maaß	737,684	33,279

Von dem Golde gingen 76,29 Proc. nach Nord-Amerika und 23,38 Proc. nach England, von dem Silber dagegen 0,12 Proc. nach Nord-Amerika und 99,39 Proc. nach England. Der hohe Frachtsatz von 7 Cents (fast 3 Sgr.) pro Pfund für die Beförderung der Waaren über den Isthmus hat die Entwicklung des Frachtverkehrs wesentlich beeinträchtigt. Die Mehrzahl der Güter kann die hohe Fracht nicht ertragen und muß nach wie vor den weiten zeitraubenden Weg um das von Stürmen umbrauste Cap Horn nehmen, auf welchem die Tonne von 2340 Pfund nur 15 bis 18 Dollars kostet, also wenig mehr als den zehnten Theil. Neuerdings ist aber der Frachttarif bedeutend ermäßigt worden, so daß sicher auch in Zukunft der Waarenverkehr auf der die beiden Oceane verbindenden Eisenbahn einen großartigen Aufschwung nehmen wird, zumal diese Abkürzung des Weges auch für den Verkehr nach Australien, den Inseln der Südsee und selbst nach China, von Wichtigkeit ist. Bei alledem kann die Eisenbahn, obschon sie ein wahres Wunderwerk des modernen Riesenpaares „Association und Technik" ist, doch nur als eine provisorische Lösung der großen Verkehrsfrage angesehen werden. Die definitive Lösung ist der Zukunft vorbehalten, die Herstellung einer freien Wasserstraße von Meer zu Meer, wie sie unzweifelhaft früher schon bestanden hat, — freilich in vorhistorischer Zeit und nicht ein Werk von Menschenhänden gemacht.

Neues vom Büchertisch.

Gewerbskalender, illustrirter deutscher, für 1866. Herausgegeben von Max Wirth, unter Mitwirkung von Frdr. Knapp, Karl Karmarsch, Heinr. Meidinger ꝛc. Mit Illustrationen von Otto Günther und Karl Emil Doepler. gr. 8. Erfurt, Neumann's Sep.-Cto. Weimar, Voigt. 1/3 Thlr.

Heiden, Dr. Ed., Die Phosphorsäure in ihren Beziehungen zur Landwirthschaft. gr. 8. Hamm, Grote. 18 Sgr.

Heyne, Wilhelm, Ingenieur, Das Tracíren von Eisenbahnen in vier Beispielen und einem Anhange. Mit Atlas, enthaltend elf gravirte Tafeln in gross Folio. gr. 8. Wien, Beck'sche Universitäts-Buchhandlung. 4 Thlr. 10 Sgr.

Jäger, Forstdirector Joh. Phil. Ernst Ludw., Das Forstculturwesen nach Theorie und Erfahrung. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8. Marburg, Elwert. 2 1/2 Thlr.

Neueſtes aus der Ferne.

Schwere und Wärme des Seewaſſers.

Die „Meteorologiſche Zeitung," die vom engliſchen Handelsminiſterium unterſtützt wird, enthält höchſt intereſſante Beobachtungen über die Schwere des Seewaſſers in den verſchiedenen Meeren. Alle, über 50,000 an Zahl, ſind auf die Temperatur von 62° F. reducirt worden. Aus den Beobachtungen, die in je einem Viereck von 10 Grad Länge und 10 Grad Breite gemacht worden ſind, hat man das Mittel gezogen und auf eine dem zwölften Hefte der Zeitung beigegebenen Weltkarte eingetragen.

Atlantiſches Meer. Die mittlere ſpecifiſche Schwere des Waſſers in der ganzen Nordhälfte vom Aequator bis zum 50 Grad iſt 1,02664, während ſie in der Südhälfte in den entſprechenden Breiten 1,02676 beträgt ſo daß ſüdlich vom Erdgleicher ein Mehr von bloß 0,00012 exiſtirt. Die Einſtrömung des Plata-Fluſſes vermindert die Dichtigkeit des Seewaſſers in der Nähe der Mündung bedeutend, und läßt man alle Beobachtungen oberhalb des 30. Grades nördlicher und ſüdlicher Breite fort, ſo ſtellt ſich die mittlere Schwere nördlich auf 1,0267 und ſüdlich auf 1,0271, d. h. zwiſchen dem Aequator und dem 80. Grad zu beiden Seiten iſt das Waſſer im Süden um 0,0004 ſchwerer. Dieſer Unterſchied iſt geringer, als man bisher vermuthet hatte, und er exiſtirt auch bloß zwiſchen dem Aequator und dem 20. Grad und wird hauptſächlich bedingt durch die geringere Dichtigkeit des Waſſers zwiſchen dem Aequator und dem 10. Grad nördlicher Breite in dem Gürtel der Windſtillen und Regengüſſe. Obgleich nur wenig ſchwerer, iſt das Waſſer der Südhälfte des Atlantiſchen Meeres entſchieden kälter als das der Nordhälfte, und zwar um 5 Grad, denn die mittlere Temperatur iſt im Norden 71 Grad F. und im Süden 66 Grad F.

Die mittlere Schwere des Waſſers im ganzen Mittelmeere beträgt 1,0289. Sie nimmt vom Weſten gegen Oſten allmälig ab. Die mittlere Temperatur der Oberfläche iſt 67 ° 3, die höchſte 79, die niedrigſte 53 Grad. Im Bosporus beobachtete der Dampfer Colombo, als er vom Schwarzen Meer einfuhr, ein Fallen der Schwere von 1,0278 auf 1,0162. Die mittlere Schwere des Waſſers im Schwarzen Meere beträgt nicht mehr als 1,0148, die mittlere Temperatur 56,8 Grad, oder 10,5 Grad weniger als im Mittelmeere. Zwiſchen der Nordſee und der Oſtſee beſteht hinſichtlich der Waſſerſchwere ein bedeutender Unterſchied, denn während dieſe in der Nordſee von jener des Atlantiſchen Oceans nicht bedeutend abweicht, iſt ſie in der Oſtſee noch geringer als im Schwarzen Meere. Die angeſtellten Beobachtungen haben folgende Reſultate ergeben:

Nordſee: Mittlere Schwere 1,0261, Maximum 1,0286, Minimum 1,0199. Oſtſee: Mittlere Schwere 1,0086, Maximum 1,0232, Minimum 1,0003.

Das Mittel, das die Beobachtungen in der weſtlichen Hälfte ergeben haben, iſt

1,0012, während man in der östlichen Hälfte 1,0042 erhalten hat. Die Temperatur des Wassers scheint gegen Osten abzunehmen, doch sind darüber nicht so viele Beobachtungen angestellt worden, daß man mit Sicherheit sprechen könnte.

Stilles Meer. Es ist merkwürdig, daß im Atlantischen Ocean die Wasserschwere der Südhälfte von jener der Nordhälfte nicht bedeutend abweicht, während im Stillen Meer die Südhälfte die Nordhälfte in dieser Beziehung Breitengrad für Breitengrad übertrifft. Wie im Atlantischen Ocean ist die Temperatur der Oberfläche auch hier in der Nordhälfte größer als in der Südhälfte, doch ist dieses Mehr nicht groß und zeigt sich auch nicht gleichförmig. Dabei ist jedoch zu bemerken, daß die Beobachtungen im Stillen Meer nicht so häufig gewesen sind als im Atlantischen Ocean und sich auch nicht auf alle Theile erstreckt haben. Nimmt man dieselben Grenzen an wie beim Atlantischen Ocean, nämlich den 50 Grad südlicher und nördlicher Breite, so verhält sich die specifische Schwere der Nordhälfte zu der der Südhälfte wie 1,0254 zu 1,0265. Die mittlere Temperatur der Nordhälfte ist 69 ° 9, die der Südhälfte 67 ° 7. Von den drei Oceanen, die sich südlich über den Aequator erstrecken, ist der Atlantische der schwerste und kälteste, der Indische der leichteste und wärmste und das Stille Meer steht zwischen beiden. Die Verhältnisse sind folgende:

Südatlant. Ocean: Schwere 1,02676, Temperatur 66 ° 66. Südhälfte des Stillen Meeres: Schwere 1,02658, Temperatur 67 ° 76. Südindischer Ocean: Schwere 1,02630, Temperatur 69 ° 28.

Der Nordatlantische Ocean scheint schwerer und wärmer als die Nordhälfte des Stillen Meeres zu sein, doch fehlen Beobachtungen in der Mitte des letzteren, wo die Dichtigkeit wahrscheinlich größer ist als in andern Theilen. Die bisherigen Beobachtungen haben Folgendes ergeben:

Nordatlant. Ocean: Schwere 1,02664, Temperatur 71 ° 56. Nordhälfte des Stillen Meeres: Schwere 1,02548, Temperatur 69 ° 94.

Meer von Japan und Gelbes Meer. Die Dichtigkeit des Wassers in der Nähe der japanischen Inseln und an der Ostküste von China und der chinesischen Tatarei ist ziemlich veränderlich. Als größte Schwere hat man 1,0365 gefunden, im Allgemeinen ist die Schwere nicht groß, und wo große Flüsse wie der Yang tse Kiang münden, ist sie sogar sehr gering. In der Nähe der Mündung des Peiho hat man sogar bloß 1,0053 gefunden. Die Temperatur des Seewassers ist im Verhältniß zur Breite hoch. Im Golf von Petschili ist die höchste Wärme 82 Grad, die geringste 30 Grad, die mittlere 52 Grad. Die zuweilen sehr niedrige Temperatur dieser Gewässer wird von den Eismassen herrühren, die der Peiho mit sich führt.

Rothes Meer. Zweihundert Beobachtungen haben als Mittel der Schwere 1,0286 ergeben. Die Dichtigkeit des Wassers scheint in den nördlichen Theilen am größten zu sein und nach Süden gegen Aden hin allmälig abzunehmen. Als Maximum hat man in der Bai von Suez 1,0321, als Minimum in der Nähe von Aden 1,0252 gefunden. Theilt man das rothe Meer im 20 Grad der Breite durch eine Linie, so ergiebt sich Folgendes hinsichtlich der Schwere:

Nordhälfte 1,0297. Südhälfte 1,0272.

Die mittlere Temperatur des Rothen Meeres ist 79 ° 3. Oberhalb des 20. Grades beträgt sie 77 ° 4, unterhalb 81 ° 5. Die höchste Temperatur, die man beobachtet hat, ist 94 Grad, die niedrigste 64 Grad.

Als Gesammtresultat der höchst interessanten Beobachtungen ergibt sich, daß die Hauptunterschiede in der Schwere durch örtliche oder besondere Umstände entstehen. Die Schwere ist bedeutend, wo, wie in der Region der Passatwinde, eine schnelle Verdunstung stattfindet, und gering in den Theilen des Oceans, wo viel Regen fällt. Am größten ist sie in Seearmen, wie das Rothe Meer, wo keine Flüsse einmünden und wenig Regen fällt, am geringsten nahe bei den Mündungen großer Ströme, wie des St. Lorenz und des Plata-Stromes, oder in Meeren, wie das Schwarze Meer und die Ostsee, wo der Zutritt von frischem Wasser bedeutend ist. Auch in hohen Breiten in der Nachbarschaft des Eises ist die Schwere gering. Die höchste Temperatur an der Oberfläche, die jemals beobachtet wurde, ist die von 94 Grad (oder 34,5 Grad R.) im rothen Meer, anderswo hat man höchstens 88 bis 89 Grad gefunden. Diese Temperatur kommt im-

Indiſchen Ocean in der Nähe des Aequators nicht ſelten vor.

Ein türkiſcher Alterthumsforſcher.

Mahmud Bey, der Aſtronom des Vicekönigs von Aegypten, hat eine Abhandlung über die Periode des Baues der Pyramiden, die er mit dem Sirius oder Hundsſtern in Verbindung bringt, veröffentlicht. Der verſtorbene Vicekönig Said Paſcha befahl ihm, Studien in dieſer Richtung zu machen und über das Reſultat zu berichten. Als genaue Maße der größten Pyramiden fand Mahmud Bey an der Baſis eine Breite von 231 Metern und vom Boden bis zur Spitze eine Höhe von 146,40 Metern. Daraus folgt, daß die Seiten einen Winkel von 51 Grad 45 Minuten haben. Bei den drei andern Pyramiden in der Nähe von Memphis beträgt die Steigung 52 Grad. Die Thatſache, daß die vier Seiten dieſer Monumente genau nach den vier Richtungen des Compaſſes ſtehen, ſchien auf irgend eine Verbindung mit den Sternen hinzudeuten, und Mahmud Bey fand, daß der Sirius, wenn er durch den Meridian von Gizeh geht, ſeine Strahlen faſt ſenkrecht auf die Südſeite der Pyramiden fallen läßt. Indem er nun die Stellungen des Sternes rückwärts berechnete, gelangte er zu dem Reſultate, daß die Strahlen deſſelben im Jahr 3300 v. Chr. auf die Südſeite der großen Pyramide ganz ſenkrecht gefallen ſind. Der Sirius war das Geſtirn des Gottes Sothis oder Toth Anubis, und daraus ſchließt der ägyptiſche Aſtronom, daß die Pyramiden um 3300 v. Chr. gebaut worden ſind.

Das offene Polarmeer.

Die Frage, ob am Nordpol Land oder Waſſer und im letztern Falle, ob offnes oder gefrornes, gefunden werden wird, iſt in neueſter Zeit ſo in den Vordergrund getreten, daß eine Mittheilung des Urtheils, welches die ſchwediſchen Erforſcher von Spitzbergen fällen, willkommen ſein wird. Sie ſprechen ſich gegen die Theorie des offenen Meeres aus. „Alle Walfiſchfänger und Jäger von Spitzbergen", ſagen die ſchwediſchen Forſcher, „die längere Zeit in den nördlichen Meeren gefahren ſind, kommen zu dem Schluß, daß das Polarbecken vollſtändig mit Eis gefüllt und für Schiffe verſchloſſen ſei. Um von älteren Beobachtungen zu ſchweigen, haben Torell und Nordenſkiöld während der Expedition von 1861 am 23. Juli den Snötoppen, einen hohen Berg auf dem Nordoſt-Lande erſtiegen, ohne daß ſie von deſſen Gipfel im Norden der Sieben Inſeln irgend eine Stelle mit offenem Waſſer ſahen. Einige Tage ſpäter, als das Eis zwiſchen dem Nordoſt-Lande und den Sieben Inſeln ſich etwas auseinandergeſchoben hatte, konnten ſie bis zur Parry's-Inſel vordringen, aber ſelbſt vom höchſten Gipfel derſelben, der ſich bis zu 1900 Fuß erhebt, ſahen ſie gegen Norden nichts als Eis. Wir ſelbſt ſahen vom Gipfel des Weißen Gebirges im Hintergrunde des Wyde-Jans-Waſſers (3000 Fuß) am 22. Auguſt 1864 nichts als Eis zwiſchen Giles-Land und Spitzbergen. Einige Schiffe, die in demſelben Jahre um Nordoſt-Land herumzuſegeln verſuchten, wurden vom Eis eingeſchloſſen und mußten von den Mannſchaften verlaſſen werden. Bevor die Schiffe aufgegeben wurden, machte man den Verſuch, gegen Norden vorzudringen, um auf dieſem Wege um die Inſel Amſterdam zurückzukehren, ſtieß aber bald auf undurchdringliche Eisfelder. Obgleich für das Erreichen hoher Breiten ein bedeutender Preis geboten worden iſt, hat doch keiner der Walfiſchfänger, die doch keine Gefahr ſcheuen, wo Geld zu verdienen iſt, jemals einen Verſuch gemacht, den Preis zu gewinnen. Wir hatten Gelegenheit, mit den meiſten Capitänen der Schiffe zu ſprechen, die nach Spitzbergen ſegeln. Ihre reichſte Ernte halten ſie im Herbſt und bleiben womöglich bis September oder Anfang October auf Spitzbergen. In dieſer Zeit pflegen ſie Moſſen zu beſuchen und Walroſſe zu tödten. Einſtimmig bezeugen ſie, daß das Eis in jener Jahresperiode ſich allerdings zuweilen von der Küſte von Spitzbergen entfernt, daß aber das Eisblinken, das im Norden wahrzunehmen iſt, und die Schnelligkeit, mit der bei Nordwinden Eis erſcheint, bis zur Evidenz beweiſen, daß die Entfernung zwiſchen der Südgrenze des Eiſes und der Küſte von Spitzbergen nicht ſehr groß ſein kann. Die nordiſchen Eisfelder ſind ſelbſt im Herbſt ganz geſchloſſen. Alle bisher gewonnenen Erfahrungen ſcheinen zu beweiſen, daß das Polarbecken, wenn es auch

nicht mit festem ungebrochenen Eis bedeckt, mit einem dicht zusammengedrängten, unschiffbaren Treibeis gefüllt ist, in dem bei ungewöhnlich günstigen Umständen einige größere Oeffnungen entstehen können, die sich aber nicht weit gegen Norden erstrecken. Aeltere Erzählungen von holländischen Walfischfängern, die den 86., 87., ja selbst den 89.° 30′ erreicht haben sollen, müssen daher mit der größten Vorsicht aufgenommen werden, und jedenfalls ist die Aussicht, von Spitzbergen zum Pol mit Schiffen vordringen zu können, eine sehr geringe."

Die Baumwollencultur Italiens.

Der Baumwollenbau ist in Italien sehr früh, nachweisbar bereits im Jahre 1000, getrieben worden. Zu jener Zeit scheint Baumwolle eines der hauptsächlichsten Erzeugnisse des italienischen Ackerbaues gewesen und auf der Insel Sicilien im ausgedehnten Maße gewachsen zu sein. Auch auf der Insel Cypern bauten die Venetianer Baumwolle und brachten jährlich mehr als sechs Millionen Pfund auf den Markt. Die italienische Baumwolle war die einzige, die vor der Einführung des amerikanischen Products in Europa mit der ostindischen concurrirte. Während der Napoleonischen Kriege nahm diese Cultur bedeutend zu, aber als nach Widerherstellung des Friedens die fremden Märkte wieder offen wurden, hörte sie so ziemlich auf. So lange das Continentalsystem in Kraft blieb, baute man sogar in den nördlichen Provinzen, im Mailändischen, in der Umgegend von Bologna, Ferrara und Verona Baumwolle, wodurch wenigstens so viel bewiesen wird, daß der Boden in den meisten Theilen von Italien der Cultur günstig ist. Am besten scheint die Region zu passen, die südlich von einer Linie (des vierten Breitengrades) liegt, welche von Tronto am Adriatischen Meer bis Piambino am Mittelmeer läuft, und sich bis zum südlichsten Punkte der Insel Sicilien erstreckt und die Insel Sardinien einschließt. Dieses Gebiet enthält etwa 154,000 Quadratkilometer, von denen 22,000 für den Baumwollenbau sollen benutzt werden können. Die Bevölkerung zählt ungefähr zehn Millionen Köpfe. Man berechnet, daß eine Hektare 500 bis 1200 Pfund liefert. In der Umgegend von Neapel und Salerno hat man sogar 1400 Pfund erlangt. Eine systematische Cultur würde vielleicht 900 Pfund von der Hektare liefern.

Unter Murat erzeugte Neapel jährlich sieben Millionen Pfund. Diese Höhe ist jetzt wieder erreicht, und außerdem werden in Sicilien nicht weniger als 20,000 Acker mit Baumwolle bestellt, von denen man 10,000 Ballen zu 600 Pfund, oder sechs Millionen Pfund erwartet. Daß man im Preise mit der amerikanischen Baumwolle concurriren kann, unterliegt keinem Zweifel. Will der Pflanzer in Amerika mit Vortheil bauen, so muß er das deutsche Zollpfund zu 4 D. oder 44 Centesimi verkaufen können. In Italien liefert die Baumwolle zu diesem Preise einen hübschen Gewinn. Ein Hektare giebt 900 Zollpfund, die mithin 396 Lire werth sind. Die Kosten der Bestellung betragen davon die Hälfte jener Summe, so daß also ein Nettogewinn von 180 Lire von der Hektare bleibt. Der Preis der Baumwolle wird aber immer höher bleiben als 4 D. (für den Pflanzer) und man kann den Gewinn auf 300 Lire die Hektare berechnen. Die italienische Regierung hat ihre Aufmerksamkeit auf den Gegenstand gerichtet und ermuntert zum Baumwollenbau. Sie hofft, daß große Landstriche, die gegenwärtig wüst liegen, dadurch werden nutzbar gemacht werden. Man würde ein rationelleres Wirthschaftssystem schaffen und einen werthvollen Ausfuhrartikel gewinnen. Man beruft sich auch darauf, daß genügende Arbeitskräfte vorhanden und wohlfeil zu haben sind. Alles wird aber darauf ankommen, ob die Güte der italienischen Baumwolle jener der amerikanischen oder auch nur der ostindischen gleichkommt.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 15 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 111.**

Weſtermann's

Illuſtrirte Deutſche Monatshefte.

December 1865.

Conſtanze.

Eine römiſche Studie.

Von

Lebin Schücking.

XII.

Am andern Morgen war Schönburg im Begriff, ſich zum Gange zu Stratelli zu rüſten ... er wollte auf dem Wege Wagner bitten, ihn zu begleiten, um nicht ohne einen vertrauten Zeugen zu ſein — als ihm ſeine Hauswirthin einen Brief zu bringen kam, der eben abgegeben worden. Er öffnete ihn und ſah die Unterſchrift Conſtanzens. Sie ſchrieb:

„Mein Vater wird Ihnen heute ſein fertiges Bild überſenden. Bitte, hegen Sie keinen Groll gegen mich, wenn ich Ihnen dabei mit der Offenheit, die mir eigen iſt, ſage: Es iſt beſſer, wenn Sie nun nicht mehr zu uns kommen. Die ruhige Freundſchaft, das Einzige, was ich für einen Mann empfinden will und empfinden darf, iſt geſtört. Sie läßt ſich nicht wieder herſtellen. Ich kann das unbedingte Vertrauen nicht wiederfinden, welches ich anfangs für Sie gefaßt hatte. Es iſt unmöglich ... warum es verſuchen! Sie würden vielleicht aufhören können, meine Anſichten und Vorſätze erſchüttern zu wollen. Aber ich würde nicht aufhören können, zu argwöhnen, daß Sie dieſen Kampf fortſetzten — ich würde jedes Ihrer Worte in der Abſicht geſprochen wähnen, mir Hingabe zu predigen, und wir würden nie mehr ſo unbefangen, ſo rückhaltlos uns gegenübertreten, wie zwei Freunde es ſollen. Freunde ſollen ſich Frieden bringen, nicht Kampf und innern Zwieſpalt. Für halbe und unklare Verhältniſſe iſt mein Charakter nicht gemacht. Alſo trennen wir uns! Ich ſchreibe Ihnen dieſe Zeilen in tief ſchmerzlicher Bewegung; ein ſchöner Traum iſt

abermals zerronnen. L'art de vivre heureux, c'est savoir se consoler las ich unlängst; es sollte heißen: l'art de vivre, c'est savoir se consoler. Und ach, diese Kunst wird immer schwerer, je länger man sie übt. Leben Sie wohl, mein Freund. Wohin Sie gehen, wie Ihr Schicksal sich wendet, immer begleiten meine Segenswünsche Sie! Constanze Korn."

Schönburg las diese Zeilen erschrocken durch — unter anderen Umständen würden sie ihn wie ein Donnerschlag getroffen haben, wie etwas Entsetzliches, gar nicht zu Ueberwindendes. Heut faßte er sich bald.

„Die Dinge haben eine andre Wendung genommen," sagte er sich fast trotzig. „Ich habe hier die Freiheit Constanzens in Händen. Und macht die Freiheit sie nicht anders denken wie bisher ... nun wohl, sie wird sich dann dennoch in eine Freundschaft finden müssen, die von ihrer Seite mit ein wenig Argwohn gefüttert ist — ich kann das nicht ändern; ich werde nicht darauf verzichten, ich kann es nicht!"

Er vollendete seinen Anzug und ging, um sich in die Straße Margutta zu begeben. Im Gehen änderte er seinen Entschluß, Wagner herbeizuholen — seine Anwesenheit würde vielleicht nur dazu dienen, Stratelli zu verhindern, sich offen auszusprechen bei dem, was Schönburg mit diesem Mann zu verhandeln hatte.

Als er in Stratelli's Wohnung angekommen war und nach ihm fragte, wurde ihm gesagt, der Signor liege noch im Bette ... Schönburg verlangte trotzdem, zu ihm geführt zu werden. Teresa kam ihm aus dem Schlafzimmer entgegen; sie maß Schönburg mit einem mißtrauischen feindseligen Blick. Dieser fand Stratelli sehr bleich aussehend, eine Nachtmütze auf dem Kopf in den Kissen, in demselben Zimmer, in welches er gestern gedrungen war.

Schweigend, mit gerunzelter Braue blickte der Italiener ihn an, ohne seinen Gruß zu erwidern ... offenbar entschlossen, dem Feinde die erste Einleitung des Gefechts zu überlassen ... denn daß er einen Feind in Schönburg sah und auf einen Kampf gefaßt war, sprachen deutlich genug seine Züge aus.

Schönburg setzte sich auf den Stuhl am Fußende des Bettes.

„Sie sind krank geworden von unserm Abenteuer?" sagte er.

„Nicht doch ... nur ein wenig erschöpft von dem, was ich gestern erlebte," gab Stratelli zur Antwort. „Was kommen Sie mir zu sagen?"

„Etwas, wozu es gestern keine Zeit war. Ich habe, wie Sie wissen, Ihr Geld gestern unberührt gelassen, dagegen mir die Freiheit genommen, einige Papiere aus Ihrem Secretär dort an mich zu nehmen."

„Ich habe es bemerkt," fiel Stratelli anscheinend ruhig ein ... „welchen Werth haben dieselben für Sie, was denken Sie damit zu beginnen?"

„Ich denke damit einen Wunsch zu unterstützen, den ich Ihnen aussprechen will. Weiter nichts. Ich werde dann Niemand verrathen, daß dieselben in Ihrem Besitze waren, daß Sie um einen Verschwörungsplan wußten, und ihn nicht der Obrigkeit anzeigten, wie Ihre Pflicht als Staatsbürger gewesen wäre ..."

„Weiter!" sagte Stratelli ruhig.

„Ich verlange nur, daß Sie noch heute eine Vollmacht für Ihren Advocaten vollziehen, worauf hin dieser alle Schritte thun kann, um Ihre Vermählung mit Constanze Korn für null und nichtig erklären zu lassen."

Stratelli sah ihn eine Weile an.

„Und dann?" sagte er.

„Weiter nichts!"

„Sie glauben sehr großmüthig zu sein, indem Sie sagen: weiter nichts!" bemerkte Stratelli kaustisch.

„Allerdings!"

„Nun, ich will Ihnen dies Selbstgefühl nicht rauben. Was aber jene Papiere angeht, so sind sie werthlos. Sie werden damit nichts gegen mich ausrichten."

Schönburg lächelte. „Wenn ich damit zum Gouverneur von Rom ginge ..."

„So würde er Ihnen vielleicht sagen: das ist eine alte Geschichte; Stratelli hat sie uns längst angezeigt; und eben deshalb, weil wir Vorbereitungen treffen konnten, ist der ganze Plan damals zu Wasser geworden. Vielleicht würde der Monsignore das sagen und dann ein kleines Verhör mit Ihnen anstellen, was Sie eigentlich mit solchen Geschichten zu schaffen haben!"

„Vielleicht," versetzte Schönburg — „ist das wahr. Vielleicht sind diese Papiere werthlos, um Sie zu etwas zu zwingen, was Sie nicht thun wollen. Aber sie sind nicht insofern werthlos, als sie andere Leute in

den Stand ſetzen, etwas zu thun, was Sie nicht wünſchen."

„Und was wäre das?"

„Frau Conſtanze wird jetzt auf die Nichtigkeitserklärung des Trauungsactes mit Ihnen und die Herausgabe ihres Vermögens klagen können."

„Und wenn ich nicht einwillige, wird ſie den Proceß verlieren!"

„Sie werden einwilligen, denn ſonſt würde ich Sorge tragen, daß das Geſtändniß, welches Sie mir eben ablegten, wie Sie es geweſen, der jene Verſchwörung zu Waſſer gemacht, im Café de belle Arti, dem Hauptquartier der Italianiſſimi, bekannt werde."

Stratelli zog ſeine Brauen ein wenig dichter zuſammen.

„Ich würde dagegen Sorge tragen, daß das Governo Ihrer Einmengung in dieſe Sachen ſehr ſchnell zuvorkäme."

„Wir erklären uns alſo offenen Krieg," verſetzte Schönburg, „nachdem wir uns unſern gegenſeitigen Feldzugsplan mit großer Aufrichtigkeit vorher mitgetheilt haben."

Er ſtand auf.

„Bleiben Sie ſitzen," ſagte Stratelli kaltblütig. „Es kann ja vor Beginn der Feindſeligkeiten noch ein Sühneverſuch gemacht werden. Wenn ich thäte, was Sie verlangen, würden Sie mir dann das Vermögen Conſtanzens laſſen?"

„Ich? Was habe ich darüber zu beſtimmen?"

„Nun, ich meine doch" ... lächelte Stratelli bitter.

Schönburg war nicht geneigt, über ſein Verhältniß zu Conſtanze eine Silbe gegen dieſen Menſchen zu äußern. Er zuckte die Achſeln.

„Antworten Sie!" fuhr Stratelli fort.

„Ich kann Ihnen darüber keine Antwort geben."

„Und wird man mir die Papiere zurückgeben?" fragte Stratelli weiter.

„Man wird ſie in Ihrer Gegenwart, wenn Sie verlangen, verbrennen."

„Nun wohl, ſo will ich meine Friedensbedingungen ſtellen. Ich will eine ſchriftliche Zuſicherung, daß mir Conſtanzens Vermögen bleibt, und daß die Papiere verbrannt werden."

„Ich will mit Herrn Korn darüber reden. Es liegt natürlich die Entſcheidung darüber in ſeiner und ſeiner Tochter Hand. Alſo auf Wiederſehn. Und — damit ich dies nicht vergeſſe — über dieſer größeren wollen wir unſerer kleineren Angelegenheit nicht mehr gedenken. Wenn Sie von unſerm nächtlichen Ueberfalle ganz und gar ſchweigen wollen, ſo werde ich auch der Summe, die ich dabei vorſchoß, nicht gedenken!"

„Einverſtanden!" ſagte Stratelli, wie betroffen Schönburgs Züge fixirend.

„Alſo auf Wiederſehen!"

„Auf Wiederſehen," antwortete der Italiener und ſah mit gerunzelter Braue Schönburg nach, bis ſich die Thüre hinter dieſem geſchloſſen.

Diavolo, murmelte er dann — dieſer Teufel von einem Deutſchen hat die ganze Geſchichte veranſtaltet, um in den Beſitz der Papiere zu kommen ... die Briganti waren ſeine Werkzeuge ... darum brachte er ſein eigenes Geld und verlangt nichts erſtattet! Darum ſoll ich davon ſchweigen! Als ob das Reden davon viel einbrächte, als Spott und Schererei mit gerichtlichen Verhören!

Stratelli verſank in ſtilles Brüten. Ein Gefühl ungemeſſenen Reſpects vor dieſem Deutſchen, der ihm ſo mitgeſpielt hatte, miſchte ſich in ſeinen Groll und Ingrimm, in ſeine Sorge. Und indem er dann ſeine ganze Lage überdachte, ſagte er ſich, daß es am geſcheiteſten ſei, wenn er es mit dieſem Mann nicht auf einen weiteren Kampf ankommen laſſe. Die Drohung mit dem Café de belle Arti hatte ihm einen tiefen Eindruck gemacht.

„Schaden iſt keiner für mich dabei, wenn ich nachgebe," ſagte er ſich ... „gehen wir zu unſerm Advocaten und machen wir, daß wir fertig werden mit all' dieſen hartköpfigen tückiſchen Deutſchen ... der Teufel hole dieſe zähe verwegene Menſchenſorte ... ich danke Gott, wenn ich von dem hochmüthigen Weibe da oben nicht mehr zu hören brauche."

Schönburg war unterdeß nach oben in Korn's Wohnung gegangen. Der Maler empfing ihn wie immer. Conſtanze erbleichte, als ſie ihn erblickte, ſie reichte ihm auch die Hand nicht, wie ſonſt immer.

„Ihr Bild iſt fertig," ſagte Korn, indem er es aus der Ecke holte und ſtatt eines bereits neu angefangenen auf die Staffelei ſetzte.

„Ich bin erfreut darüber," antwortete Schönburg, „und ich komme, Ihnen das

Honorar dafür zu bringen. Eigentlich sollte es Gold sein, mein Gold aber ist fort und was ich bringe, ist nur Papier."

„O das macht nichts!" fiel Korn ein. „Reden wir nicht darüber. „Le mauvais quart d'heure" war für Rabelais, wo er Geld zahlen mußte, für mich, wenn ich es für meine Arbeiten erhalten soll ... und bei einem Freunde wie Sie schäme ich mich fast ..."

„Das Papier ist hier," sagte Schönburg, indem er das kleine Bündel auf den Tisch vor Constanze legte.

„Was ist das?" fragte Korn verwundert.

Auch Constanze blickte überrascht die Papiere an, entfaltete sie und stieß einen leisen Schrei aus. Mit zitternder Hand reichte sie sie ihrem Vater.

„Herr!" rief Korn aus, nachdem er einen Blick hineingeworfen — „wie kommt das in Ihre Hände?"

„Sie haben mich eben Freund genannt, Herr Korn," versetzte Schönburg ... „als Freund habe ich geglaubt, thun zu dürfen, was ich gethan habe: die Fessel zerbrochen, die Ihre Tochter an einen ihrer nicht würdigen Mann knüpft. Die Fessel ist zerbrochen. Stratelli wird um die gerichtliche Nichtigkeitserklärung seiner Rechte auf Ihre Tochter einkommen."

Korn stand eine Weile so sprachlos, wie es Constanze war. Beide schauten ihn aus weit offenen Augen an.

„Aber," rief Korn endlich aus, „... ist dies denn möglich? Sind Sie denn ein Zauberer?"

„Nein. Nichts als Ihr Freund!"

„Als Ihr Freund," fuhr er zu Constanze gewendet fort. „Ich weiß, Sie verstehen unter Freund einen Menschen, der sich darauf beschränkt, mit Ihnen zu sympathisiren und Gedanken und Gefühle auszutauschen. Ich bin nicht ganz in dieser Rolle geblieben. Ich habe meinen Begriff von Freundschaft festgehalten. Das ist, weshalb ich nun nur sagen kann: verzeihen Sie mir. Haben Sie Ihre Ansichten, so habe ich die meinen. Sie wissen, daß dazu die gehört: ein Mann soll handeln, wo er handeln kann, nicht sich auf ein stilles Mitgefühl beschränken; er soll die Freundin schützen, nicht bloß wehmüthig beklagen. Sie denken anders, ich weiß. Sie haben mir oft gesagt, daß Sie nicht Schutz wollen; daß Sie für Ihre Person es als eine beleidigende Herabsetzung fühlten, die gang und gäbe Redeweise von der Schützerrolle des Mannes. — Darum muß ich um Ihre Vergebung bitten, wenn ich im Stillen gethan, was ich that, ohne Ihre Erlaubniß, die Sie mir verweigert haben würden. Sie werden es um des Ergebnisses willen thun ..."

„Ja ja," sagte sie, hoch aufathmend und hastig hin- und hergehend, „denn ich bin ja frei, frei, frei!"

Sie sagte das erregt, freudig, laut — und doch nicht mit dem Jubel, den Schönburg erwartet hatte.

Dieser folgte ihr mit den Augen und suchte gespannt in ihren Zügen zu lesen.

„Aber so sagen Sie uns nur, wie war Ihnen das möglich?" rief Korn aus — „sagen Sie es ... Sie haben eine große Summe Geldes geopfert, Sie haben dem gemeinen Menschen diese Papiere, vermittelst deren er mich in seinen habgierigen Krallen hielt, abgekauft ..."

„Nein," versetzte Schönburg, „... ich bin nicht reich genug dazu, und ich habe mir die Sache nicht so leicht machen können. Ich habe meine Bekanntschaft mit den Ehrenmännern, welche mich neulich ausplünderten, dazu benutzt."

„Und wie das?" fragte Korn.

„In etwas gewagter Weise." Schönburg erzählte, was er gethan.

„Aber welche Kühnheit!" rief Constanze aus. „Mein Gott, welches Wagniß! Welche unsägliche Verwegenheit!"

„Was ist ohne Kühnheit zu erlangen!"

„Und," fuhr sie fast zornig fort, „wissen Sie, daß diesen Weg einzuschlagen nicht recht, nicht offen, nicht edel war, daß es wie Hinterlist und Verrath aussieht?"

„Ich habe das gefühlt an der entsetzlichen Gemüthsbewegung, in der ich mich befand, während ich mit Stratelli hinausfuhr, mit ihm freundlich verkehrte, seine Gastfreundschaft annahm. An der quälenden Unruhe, an der peinigenden Folter erzwungener Verstellung, an der verzweifelten Mühseligkeit der Rolle, die ich zu spielen unternommen, habe ich es gefühlt. Es waren Augenblicke, Stunden, an die ich mein ganzes Leben hindurch mit Grauen zurückdenken werde ... ja, Sie haben Recht, es war nicht ritterlich gehandelt!"

„Und Sie selbst erkennen das an," fuhr

Constanze in demselben vorwurfsvollen Tone fort, „und dennoch ...“

„Habe ich gehandelt wie ich that. Man muß auch für den Freund eine Schuld auf seine Seele nehmen können.“

„Kann der Freund sich dann des Gethanen freuen?“

„Weshalb nicht, wenn das Gethane für ihn zum Glücke führt?“

„Mache Schönburg keine Vorwürfe, sondern danke ihm ... auf den Knien müssen wir ihm danken!“ rief Korn aus.

„O, Schönburg ist ein Mann der That, lieber Vater,“ fiel Constanze ein — „Du hörst es ja; er wird mit Dank in Worten nicht vorlieb nehmen!“

Sie sprach das so bitter, daß Schönburg tief gekränkt sie unterbrach:

„Constanze! Sie irren! Sie thun mir Unrecht! Ich verlange keinen Dank; weder durch die That, noch in Worten. Ich kam Ihnen die Papiere zu bringen, dabei zu sagen, daß Stratelli Ihnen die Freiheit gibt, unter der Bedingung, daß diese Papiere verbrannt werden und daß Sie ihm Ihr mütterliches Vermögen, welches er in Händen hält, lassen; ob Sie entschlossen, in diese Bedingung zu willigen ...“

„Gewiß!“ rief Korn aus — „es gäbe über die Höhe und die Verwendung dieses Vermögens sonst jahrelangen Streit und Proceß mit ihm.“

„Nun wohl,“ fuhr Schönburg fort, „er mag das von Ihrem Advocaten erfahren, denn ich bin jetzt zu Ende! Ich habe nicht vergessen, was Sie mir geschrieben haben. Ich bin mit Ihnen einverstanden ... Sie haben Recht, Constanze; es ist besser, daß wir uns nicht mehr sehen. Ihr Brief hat mich nicht davon überzeugt, aber jetzt sehe ich es ein ... darum leben Sie wohl. Wir werden uns nicht vergessen, ich fühle das, nie. Auch Sie nicht mich! Aber begegnen werden wir uns nicht mehr. Noch einmal, leben Sie wohl!“

Er ergriff ihre Hand, die schlaff an ihrer Seite niederhing und drückte sie flüchtig, und dann nahm er rasch seinen Hut und verschwand.

Sie sah ihm sprachlos, leichenblaß geworden, nach.

„Seltsames Weib,“ murmelte er draußen grollend in unsäglichem Schmerz und Zorn vor sich hin ... „Sie ist wirklich kein Weib, sondern ein harter Mann!“

Als er nach langer Wanderung, auf der er Beruhigung gesucht, heimkam, fand er Wagner in seinem Zimmer seiner harrend. Wagner machte ihm Vorwürfe, daß er ihm so lange ganz abhanden gekommen, und erzählte ihm dann, daß er am Tage vorher Fräulein Beatrix bei der Musik auf dem Pincio gefunden, daß Fräulein Beatrix über alle Maßen mit ihm cokettirt habe und daß sie ihm erzählt, wie sie in Unruhe sei über ihre Freundin Constanze, in deren verändertes Wesen sie sich seit einiger Zeit nicht mehr schicken könne. Constanze sei so hart, so scharf und schroff, so zorngeneigt geworden seit einigen Tagen, daß es schier unbehaglich, mit ihr zu verkehren.

„Das ist nun eigentlich gar nicht plastisch, gar nicht antik,“ fuhr Wagner zu plaudern fort — „ein solches mit Plato und den großen Geistern des Alterthums lebendes Wesen soll in ruhiger Größe auf die Welt zu seinen Füßen niederblicken und wechselnde Stimmungen, Launen und Gereiztheit gar nicht kennen. Alles, was uns modernes Volk, uns kleines Epigonenzeug, die wir vom Tage zehren, von der Woche leben, bewegt, muß solch' einer Iphigenie fremd bleiben. Meinen Sie nicht auch?“

Schönburg antwortete ihm nicht. Er schritt, die Arme auf der Brust verschlungen, im Zimmer auf und ab.

„Aber freilich,“ plauderte Wagner ohne sich stören zu lassen weiter, „in diese classischen Charaktere kommt doch endlich auch eine gewisse Romantik, wenn ein moderner Dramendichter, ein Mann, der Tragödien in Versen und fünf Acten schreibt, wie Sie, sich des spröden Stoffes bemächtigt und ihn bearbeitet. ... Er verliert dann seine antike Größe und Erhabenheit, es kommt ein Element moderner Leidenschaftlichkeit hinein ... das unnahbare Heroenthum, die erhabene Größe verflüchtigt sich, die Kritiker zucken die Achseln, aber — die Geschichte wird pikanter und amüsanter, so viel ist gewiß!“

„Für die Leser vielleicht!“ sagte Schönburg. „Aber nicht für den Bearbeiter, wie Sie das nennen, der am Ende sieht, daß all' sein Mühen umsonst war und daß er sich den Stoff nur verdorben hat.“

„Was soll das heißen, wenn man fragen darf?“

„Kann man nicht sündigen an einem

antiken Stoffe und sich dadurch sein Verhältniß zu ihm verderben?"

„Ah bah," lachte Wagner — „sündigen! Weshalb ein so zartes Gewissen haben! Hat man, wenn man mit dem ersten Bearbeitungsversuch unzufrieden ist, nicht die Möglichkeit, von Neuem anzufangen?"

Schönburg schwieg.

„Ich sehe," fuhr Wagner fort, „wir stehen einmal wieder da, wo uns der Mephisto fehlt. Faust und Helena haben sich gefunden; jener ist in glühender Sehnsucht entbrannt, Helena hat ihre classische Ruhe verloren ..."

„Das hat sie eben nicht," rief Schönburg dazwischen, „sie hat ihre Ruhe nur verloren aus hartem Zorn, daß es Jemand wagt, um sie zu werben. Sie hat mir früher selbst gesagt, daß ein Freund ihr sofort verhaßt und unausstehlich werden würde, wenn er begänne, von Neigung und Liebe zu reden. Da sie mir also verboten, mit Worten um sie zu werben — was blieb mir übrig, als es durch eine That zu thun — mein Handeln reden zu lassen! Das ist geschehen ... und nun"

„Nun?"

„Meine That hat zum Lohne den bittersten Tadel und Schelte bekommen."

„Worin bestand die That?"

Schönburg war nicht in der Stimmung zu erzählen. Zuletzt bezwang er sich und theilte Wagner mit, was er vollführt. Dieser hörte mit ernster Miene zu.

„Das war ja ein verzweifeltes Wagniß," sagte er dann. „Und wenn dieser Stratelli Lärm schlägt, wenn die Räuber entdeckt werden, wenn sie den eigentlichen Urheber der sauberen Geschichte angeben ... gerechter Gott! haben Sie heute noch den Muth, am Castell Sant Angelo oder nur an einem dieser malerischen päpstlichen Gensdarmen mit den großen Sturmhüten vorüber zu gehn?!"

„Ah bah," versetzte Schönburg, „Stratelli wird sich hüten, es ruchbar werden zu lassen, daß er die Papiere der Verschworenen bei sich aufbewahrt hat, daß er Korn mit Verrath gedroht ... die Italianissimi verstehen keinen Scherz ..."

„Mag sein ... aber mir kommt auf einmal das römische Klima ungesund für uns beide vor. Wäre es nicht zweckmäßig, wenn wir uns aus dem Staube machten? Ich fürchte sonst, ich begehe noch bei Beatrix eine Thorheit, und dies Kind der Gegenwart zeigt mir, daß sie ein zu moderner Stoff ist, der sich zu einem soliden deutschen Familiendrama nicht eignet."

„Ich will mit mir darüber zu Rathe gehen, lieber Freund," versetzte Schönburg ... „wollen Sie mich dazu allein lassen? Ich bedarf der Einsamkeit."

„Ich will Sie dann nicht stören," sagte Wagner aufstehend ... „obwohl das Bedürfniß nach Einsamkeit niemals weniger meine Plage war als grade jetzt. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, sagt die heilige Schrift und mein profanes Gefühl ... man sollte nicht sagen, daß eine kleine Cokette im schwarzen Seidenkleide Einem eine Schriftstelle so klar machen könnte — nun, sehen Sie nicht so finster aus, ich gehe ja schon. Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, Wagner!"

Er ging und ließ Schönburg allein, allein mit seinen leidenschaftlichen verzweifelnden Gedanken.

„Wir sind alle des Schicksals arme Narren!" rief dieser jetzt aus. „So lange ich glauben konnte, es gebe kein Weib auf Erden, mit dessen Seele die meinige zusammenfließen könne, um wie ein ganzer voller Strom stolzen Ganges dem Ewigen und Unendlichen zuzuwandeln — so lange hatte ich *einen* Trost! Was mußte ich in dieses düstere, melancholische Rom, das auf jeden Schmerz dämpfende Schatten wirft und die Ruhe großer Gedanken breitet, kommen, um meinen Schmerz zu einer grenzenlosen Qual werden zu sehen! Ich werde von hier gehen als ein unglücklicher Mensch, Muth und Hoffen und das Leben hinter mir!"

XIII.

Als Schönburg das Atelier Korn's verlassen, hatte dieser seine Tochter eine Weile schweigend angesehen, Unzufriedenheit und Ueberraschung in seinen Blicken. Constanze hatte sich in ihren Sessel geworfen, sie bedeckte das Gesicht mit ihren beiden Händen und saß lange regungslos da.

„Du warst sehr liebenswürdig gegen Schönburg ... Du hast ihn zum Dank für das, was er gethan, zum Haus hinausgetrieben!" sagte Korn endlich bitter.

Sie antwortete nicht, sie rührte sich nicht.

„Hat es Deinen Stolz so sehr verletzt, daß Du einem Manne so viel zu verdanken haben solltest?“

Constanze blieb stumm.

„Ich kenne Dich,“ fuhr Korn fort. „Das war's. Der Gedanke, einem Manne so unendlich viel, die Unabhängigkeit, die Freiheit zu verdanken, und dazu noch den grenzenlosen Muth dieses Mannes, seine kühne Verachtung der Gefahr anerkennen zu müssen — das hat Dich empört ...“

Constanze schüttelte traurig den Kopf. „Was verdank' ich ihm denn Großes?“ sagte sie mit einem Tone großer Traurigkeit.

„Nun, ich meine doch,“ fuhr Korn verwundert auf, „ein größeres Glück ...“

„Ich fühle in diesem Augenblick wenig von Glück in mir.“

„Das ist in der That seltsam. Wenn die Fesseln, die so schwer auf Dir lagen, die Du wie eine fortwährende Entwürdigung fühltest, plötzlich gebrochen werden, so ...“

„So frag, ich mich,“ fiel Constanze ein, „was nun? Werden meine Tage nun anders sein, wird sich irgend etwas in meinem Leben von heute an anders gestalten?“

„Seltsam!“ rief Korn aus. „Was geht in Dir vor ... was hast Du? Wahrhaftig, es ist nicht schön, sich durch solche Reden dem Danke entziehen wollen, den man Jemand für eine große Wohlthat, für seinen Muth, seine kühne Entschlossenheit schuldig ist!“

„Ich kann nicht fühlen, daß er mir wohl gethan,“ versetzte Constanze halblaut und wie für sich.

„Und was macht denn eigentlich Dein Unglück in diesem Augenblick aus?“ fragte Korn, sie scharf ansehend. „Am Ende wohl nur, daß er gegangen, um nicht mehr zurückzukehren, und daß Du Dir sagen mußt, Du selbst hast ihn durch Deine Undankbarkeit fortgetrieben!“

Constanze wurde über und über roth bei dieser Bemerkung ihres Vaters.

„Hab' ich's getroffen?“ sagte dieser bitter.

„Du irrst gewaltig,“ entgegnete sie hastig und mit zitternder Lippe, „wenn Du meinst, mein Glück hänge davon ab, ob er gehe oder komme!“

„Ach, Ihr seid alle Weiber,“ fiel Korn achselzuckend ein. „Dieser Mann hat endlich den Zugang zu Deinem Herzen gefunden und das war die ganze Schuld, die er begangen; darum hast Du ihn fortgejagt, weil Du zu stolz warst, es ihm und Dir selber einzugestehen!“

„Soll ich darauf antworten?“ versetzte Constanze. „Ich kann ihm einfach nicht danken, weil ich sein Betragen tadle, weil er durch diese sich aufdringende Beschützerrolle Dich und mich demüthigt, weil er sein Versprechen, nichts ohne meine Einwilligung thun zu wollen, gebrochen hat, weil er gehandelt hat, wie er gegen den Mann, dessen Namen ich nun einmal trage, nicht handeln durfte. Es war eine unredliche That, Stratelli so zu überlisten ...“

Korn schlug ein lautes, aber gezwungenes Gelächter auf. „Wahrhaftig,“ sagte er, „in Deinem Falle von der stolzen Höhe Deiner Unbesieglichkeit klammerst Du Dich an jeden Strauch. Schade, daß dieser so faule Wurzeln hat! Er hält Dich nicht, mein Kind. Du hast Schönburg genug von Deiner Freundschaft gesprochen, um ihn vollauf zu berechtigen zu dem, was er an diesem nichtswürdigen Stratelli that ... antworte mir nicht ... ich habe Dein Betragen gegen Schönburg recht wohl beobachtet und nicht antheil- und gedankenlos hinter meiner Leinwand gesessen, wenn Ihr über den Austausch Eurer Gefühle mich und die Welt vergaßt — ich habe dabei eingesehen, was Du Dir nicht gestehen wolltest, aber ihm durch Dein Betragen gestandest ...“

„Was hätte ich ihm durch meine Betragen gestanden?“

„Daß Du fühlest, er sei der Mann, für den Du geschaffen, durch den Du glücklich werden könntest ...“

„Das habe ich ihm nie gestanden, im Gegentheil, ich habe ihm mit dürren Worten erklärt, daß ich nicht daran denke, Glück an der Seite eines Mannes zu suchen!“

„Ach,“ fuhr Korn drein, „was helfen mir die dürren Worte, Dein Betragen sprach anders, die That widerlegt das Wort.“

„Welche That?“

„Nun eben Dein ganzes Wesen gegen ihn, welches ihm sagte, daß er Deine Neigung gewonnen!“

„Das habe ich ihm niemals gezeigt;

er wäre ein Thor, wenn er die Beweise meiner Freundschaft mißverstanden hätte ..." fiel Constanze mit eigenthümlicher Gereiztheit ein.

„Nun ja, ja, ja, Freundschaft, ich weiß, aber Du hast ihm so viel Freundschaft gezeigt, daß, wenn er Dir jetzt sagt, ich verlange von dieser Freundschaft den Liebesdienst, daß Du mein Weib wirst, Du als eine sehr schäbige Verrätherin an der geschworenen Freundschaft daständest, wenn Du darauf antwortetest: ich mag nicht!"

Constanze sah zu ihrem Vater auf. Sie war offenbar betroffen von diesen Worten.

„Freundschaft!" fuhr er fort. „Jämmerliche Halbheit! Wie kommt dieser sentimentale Kram in Dich hinein, in Dich, die alles Halbe, Flaue haßt? Dein weiblicher Stolz ist gut, aber nur die Ehrlichkeit hat das Recht, stolz zu sein. Denk darüber nach, während ich zu Stratelli hinunter gehe, um mit ihm in Frieden zu besprechen, was gethan werden kann, unsere Sache zu beschleunigen."

Er ging.

Constanze blickte ihm lange schweigend nach. Ihr Züge erhellten sich dabei — was er zuletzt gesprochen, schien sie nicht verletzt, nicht niedergeschlagen gemacht zu haben — und endlich sprang sie wie entschlossen auf und rief aus:

„Gewiß, gewiß, er hat Recht ... und ich, ich bin ja jetzt frei, frei, nichts hindert mich, mich auf's Neue gefangen zu geben. Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein. Also hinein in die Ketten! Seltsames Schicksal! Erst das Opfer, erst die Demüthigung, dann das Glück! ... Das Glück! Werde ich das finden bei ihm? Ja, ja, ja — meine ganze Seele schreit es. Jede Fiber in mir zieht mich zu ihm! Jedes Gefühl in mir zerrt meinen Stolz nieder, in den Staub vor ihn! Also hinein, in den Staub — mit berauschten Sinnen, mit geschlossenem Auge, auf nichts lauschend als auf den Schrei der trunkenen Seele, auf den Drang der Fibern, auf den unwiderstehlichen Trieb des Gefühls! Ist es ein kläglicher Abfall von allem dem, was ich früher festgehalten? Ein elendes Lügenstrafen dessen, was ich mein Lebenlang vertheidigt? Ist es eine demüthigende, entwürdigende Schwäche eines Geistes, der so stolz auf seine Stärke war? ... ich weiß es nicht; ich will es nicht wissen, ich habe ja nicht das Recht, stolz zu sein, nur die Ehrlichkeit hat das Recht, stolz zu sein ... Ehrlichkeit ... an das Wort will ich mich halten. Ehrlichkeit ... mein Vater sagt es, mein Vater muß es wissen."

XIV.

Für Schönburg schlichen langsam die Stunden des Tages, der Nacht dahin. Er hatte alle Hoffnung verloren. Er konnte den Glauben nicht aufgeben, daß er ein Stück von Constanzen's Herzen gewonnen. Aber er sagte sich, daß in diesem eigenthümlich starken und über sich selber klaren Geiste eine Neigung nie die Gewalt erhalten werde, um ihn zu etwas zu bewegen, was er als eine Untreue an seinen eigenen Ueberzeugungen betrachten werde, und daß in Constanzen's Seele zu wenig Glauben liege, um von ihr je eine völlige Hingebung erwarten zu dürfen. Kein Glauben an das Glück, kein Glauben an die Zukunft, kein Glauben an ihn! Das Leben, das Leiden hatte sie gehärtet; kein Pausanias konnte diesen Marmor erweichen!

Wie wenig ahnte er von dem leidenschaftlichen Feuer, das in diesem Augenblicke das lange Werk des Lebens in Constanze zu nichte machte und die Härte schmolz!

Der folgende Morgen brachte Meister Korn's Bild. Ein Facchino kam damit und hatte zugleich einen Brief abzugeben. Schönburg sah überrascht die Handschrift Constanzen's auf der Adresse, noch überraschter las er die Worte:

„Verzeihen Sie mir mein gestriges Betragen gegen Sie. Ich bereue es. Ich bin entschlossen, es wieder gut zu machen. Was Sie gethan, was Sie mit so viel Glück für uns vollbracht, das wurde, ich weiß es, unternommen in der Hoffnung, daß die Hand, welche Sie befreiten, die Ihre werden würde. Es mag sein, daß ich, ohne es zu wollen, Sie zu dieser Hoffnung berechtigt habe. Ich bin mißverstanden worden, aber das Mißverständniß mag natürlich, unvermeidlich, es mag auch meine Schuld gewesen sein. Und ich will nicht, daß Sie mir einen Vorwurf machen können. Darum biete ich

Ihnen die Hand, die Sie frei machten. Sobald die Fessel ganz gefallen, will ich die Ihre sein! Constanze."

Schönburg las diese Worte einmal ... zweimal — dann fuhr er mit der Hand über die Stirn, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb die Antwort.

„Ich danke Ihnen, Constanze. Ich erkenne in Ihrem Entschlusse ganz die stolze Größe Ihres Charakters — ich weiß ihn ganz so zu verehren, wie er verdient. Daß ich die Hand, die sich mir aus Gewissenhaftigkeit bietet, nicht nehmen werde, nicht nehmen kann, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Noch einmal danke ich Ihnen!

Richard Schönburg."

Schönburg sandte dies Billet mit demselben Manne zurück, der den Brief Constanzen's gebracht. Er ging dann beruhigter, gehoben durch das Bewußtsein richtigen Handelns, zu seinem Freunde, um ihm mitzutheilen, daß er sich zur Abreise entschlossen habe. Wagner schien heute andern Sinnes. Er machte Einwürfe, aus denen Schönburg abnahm, daß ihm die Stelle der heiligen Schrift, die er gestern angeführt, noch tiefer zu Herzen gegangen. Man trennte sich endlich ohne bestimmten Entschluß. Als Schönburg wieder in seiner Wohnung ankam, fand er einen Brief auf seinem Tische liegen. Er war abermals von Constanze. Sie schrieb:

„So war es Recht, mein Freund. Ihre Zeilen haben mir in innerster Seele wohl gethan. Sie weisen stolz meine Hand zurück. Sie stellen dadurch das Weib auf eine und dieselbe Höhe mit sich, und indem Sie mir einen Korb geben, demüthigen Sie mich nicht, sondern räumen mir ganz die gleiche Stellung ein, die ich für das Weib an der Seite des Mannes verlange. Sie zeigen mir, daß ich Ihnen nicht eines jener untergeordneten, schwachen und schutzbedürftigen Geschöpfe bin, welche der Mann umwirbt, deren Eitelkeit, deren angeborenen Hang zur Coquetterie er benutzt und ausbeutet, um sie zu erobern und an sich zu locken, und von denen er dann, wenn die Aermsten sich haben umstricken lassen, wenn sie leichtsinnig sich ein wenig zu weit vorgewagt haben in sein Netz, mit gebieterischer Sittenrichterlichkeit ewige Hingabe, ewige Unterwerfung fordert.

Und indem Sie auf den Boden gleichen Rechts auf Freiheit für Weib und Mann treten, geben Sie mir auch das Recht, welches sonst nur dem Manne zugestanden wird, das Recht, um den, den ich mir gewinnen möchte, zu werben. Ja, mein Freund, ich liebe Sie und weil ich Sie liebe, will ich um Sie werben. Ich habe in unseren letzten Zusammenkünften Ihnen Zorn und Abneigung gezeigt. Ich war erbärmlich genug, Sie meine Unzufriedenheit mit mir selber entgelten zu lassen, denn Sie mögen es wissen, ich haderte und stritt mit mir selber, ich war zornig auf mich, weil ich nicht vermochte, den Zorn, den ich Ihnen zeigte, innerlich zu fühlen. Sie hatten meine Anschauungen erschüttert, meine Entschlüsse umgestürzt, meinen Cultus der Freiheit umgestoßen, meine Ruhe erschüttert, mir die ganze Seele gewendet — und doch vermochte ich Ihnen nicht zu zürnen! Wollen Sie mir vergeben, daß ich hart gegen Sie schien? Und wollen Sie mein Werben sich gnädig gefallen lassen, wollen Sie kommen, damit ich die üblen Eindrücke, die ich Ihnen gemacht habe, verwischen kann? Ich weiß, es ist Vieles in mir, was Ihnen mißfällt. Aber Sie wissen auch, daß ich viel gelitten habe. Es ist nicht gut, daß der Mensch leide! Ach, ich muß enden, Sie würden mich sonst ertappen auf dem besten Wege — zur Hingebung!

Ihre Constanze."

Schönburg las diese Zeilen in tiefster Rührung, voll inneren Jubels, wie von einer Woge von Glück überströmt. Welche rührende Inconsequenz lag in diesen Zeilen, welch stolzer und doch welch demüthiger Rückzug über die Grenze, jenseits welcher auch in ihr das Weib begann! Welche weibliche Unterwürfigkeit unter das Gebot des Herzens, unter die Stimme der Leidenschaft in diesem sich demüthigenden Werben, das doch so stolz und selbstbewußt auftrat. Schönburg eilte mit beflügelten Schritten, als ob die Luft ihn trage, zu ihr. Als er in ihr Zimmer trat, sprang sie auf und mit heller Röthe übergossen, reichte sie ihm die Hand, schüchtern zu ihm aufschauend, mit bebender Lippe ... er zog sie an seine Brust, ebenfalls keines Wortes mächtig.

„Mißfalle ich Ihnen denn nicht gar zu sehr?" sagte sie sich losmachend und mit feuchtem Auge zu ihm aufschauend.

„Sie haben mir immer ganz entsetzlich mißfallen, Constanze," antwortete er, leuchtenden Blicks in diese Augen sehend und ihre beiden Hände ergreifend ... „und doch habe ich Sie vom ersten Augenblicke an, wo ich Sie sah, mehr geliebt als Alles, was mir je gefiel! —"

Sie legte ihr Haupt an seine Schulter und flüsterte:

„Und was, sagen Sie mir es, was mißfiel Ihnen am meisten an mir?"

„Daß Sie gar, gar Niemand auf Erden lieben wollten ... Doch nein, das gefiel mir ja schon ... nur daß Sie mit mir nicht eine Ausnahme machen wollten, eine einzige kleine Ausnahme, das war's, was mich rasend machte! Denn ich, ich hatte Sie ja so übermenschlich, unsäglich lieb! Und dann, daß Sie mir heute noch so stolz und fast zornig schrieben, was die armen Männer Alles verschuldeten, wenn sie um ein Weib würben, — was geht es uns an, wie Andere es machen, weshalb fragen, ob Eines um das Andere werben darf? Wir fühlen, daß wir uns gehören, Eines in dem Anderen lebt, Eines ohne das Andere nicht leben mag — was braucht es mehr?"

Sie barg ihr Gesicht an seiner Schulter und sagt dann leise:

„Sie sind grausam, Schönburg. Soll ich denn nicht ein klein wenig vom Schein retten — so nur einen Schatten von ehrenvollem Rückzuge? Soll ich denn als armes Dir hingegebenes Weib nun auch die volle Schwäche des Weibes, seine Inconsequenz verrathen? Ach ja, was hilft es mir — ich will Dir Alles gestehen und nie, nie mehr mich und Dich zu täuschen suchen. Sieh," fuhr sie halblaut, kaum vernehmbar fort — „ich habe Dich geliebt, weil Du so wahr warst, weil Du mir nicht zu gefallen suchtest, indem Du mir nachsprachst, was Du nicht dachtest, weil ... ach weil Du Du warst, Du, wie ich Dich sehe, Dich in meinem Arme halte, mein Glück, mein Leben, meine Zukunft. Und wenn ich so hochmüthig zu Dir sprach, ich sei ein Mann, so war es ja nur, weil ich fühlte, wie Dein Blick, wenn er auf mir lag, mich zum Weibe machte; und wenn ich so heftig sagte, ich haßte jeden Mann, der um mich werben würde, so war es ja nur, weil ich Dein Werben fürchtete, da ich fühlte, ich würde ihm nicht widerstehen können, ich würde hingerissen, überwältigt in Deine Arme fliegen! Ich that so stark, weil ich mich so jämmerlich schwach fühlte! Habe ich Dir nun genug gestanden?"

Er drückte sie an sich, er nahm ihren Kopf, und küßte ihre beiden geschlossenen Augensterne — sie aber riß sich plötzlich von ihm los und die Hände faltend, zu Boden blickend, sagte sie tonlos:

„O, Ihr Männer seid fürchterlich! Ihr verlangt Alles, Alles ... Euer Glück nährt sich am innersten Blut unsres Herzens ... und wir, wir geben es hin! Soll ich jetzt knien vor Dir? Ich will es thun! —"

Er zog sie lachend an sich.

„Constanze!" sagte er — „wir verlangen nichts, als was wir selber geben — uns selbst, ganz ungetheilt, ohne Rückhalt. Willst Du knien vor mir — ich bin's zufrieden — nur laß mich's dann auch vor Dir thun!"

„So laß uns auf unsern Füßen bleiben!" sagte sie jetzt auch lachend und ihn umarmend. „Du hast Recht — so ist's am besten ... an Deine Brust gehöre ich hin!"

Als Schönburg zu seinem Freunde kam, und diesem sein Glück verkündete, sagte Wagner lachend: „Das habe ich immer vorausgesehen, daß Eure plastischen Studien Euch dahin führen würden, endlich eine plastische Gruppe zu bilden. Der reine Amor und Psyche! Unterdeß bitte ich mir Ihr Beileid ebenfalls aus — sie hat die Koketterie so weit getrieben ..."

„Beatrice?"

„Nun wer anders — also: die Koketterie so weit getrieben, auf einen Antrag, den ich ihr gemacht habe, Ja zu sagen und ich bin so grenzenlos leichtsinnig, mich darüber ganz namenlos glücklich zu fühlen ... wie dies entsetzliche Rom Einen um alle Selbstkritik und Philosophie bringt — mir ist zu Muthe, als könnt' ich fliegen, und das ist doch eine bodenlose Thorheit — haben Sie je einen Berliner fliegen sehen ... o Ikarus, o Ikarus!"

„Weshalb Ikarus?" fiel Schönburg ein, indem er ihm zum Glückwunsch die Hand schüttelte — „wir werden nach Deutschland heimkehren, und die Flügel,

die hier das Glück uns gibt, wird der kalte Norden wahrlich nicht schmelzen!"

„Ist das eine Stelle aus Ihrem Trauerspiel?"

„Ich schreibe gar kein Trauerspiel — nur eine harmlose Geschichte, von einem unschuldigen Tannhäuser und wie sein Stab ergrünte, und wie er glücklich wurde . . ."

„Das ist aber gegen die Sage!"

„Thut nichts, wenn ein Mann schaffen will, ein Werk oder sein Lebenslos, darf er sich nicht um alte Sagen kümmern! —"

Die beiden Freunde machten nun sich gegenseitige Mittheilungen über die nächsten Schritte, die sie thun wollten. Beide mußten nach Deutschland zurück, um die Einleitung zu ihrer Verbindung zu treffen. Schönburg auch deshalb schon, weil er es passender fand, Rom zu verlassen, bis dort Constanzen's Sache mit Stratelli zu Ende geführt und Alles geschlichtet sei.

XV.

Richard Schönburg stand eben im Begriff nach Deutschland abzureisen, er hatte seine Koffer schon gepackt, nur noch einen Tag wollte er in Rom sein. In der Nacht vor diesem letzten Tage wurde er früh Morgens plötzlich geweckt. Heftige Schläge des Klopfers erschütterten die äußere Thüre seiner Wohnung. Er hörte bald nachher draußen seine Wirthsleute mit den Einlaßbegehrenden Rufe hinüber und herüber wechseln, er hörte das Wort: „La forza" — die bewaffnete Macht! Es öffnete sofort alle Thüren; Schönburg sah nach wenig Augenblicken, als er kaum die Kerze auf seinem Nachttisch entzündet, zwei Männer in Civiltracht und zwei Gensdarmen eintreten. Von jenen ersteren fragte der Eine nach Schönburg's Namen, und als dieser ihn genannt, bat er ihn mit ruhiger Höflichkeit, sich zu erheben und anzukleiden, und dann ihnen zu folgen.

Schönburg vernahm diesen Befehl ziemlich gefaßt, obwohl er sofort seine Lage als eine mißliche und verzweifelt unangenehme überschaute — dieser abscheuliche Stratelli hatte ihn entweder verrathen, oder die Menschen, deren Schönburg sich als Werkzeuge bedient, waren eingefangen worden und hatten auf ihn, als den intellectuellen Urheber eines ihrer letzten Verbrechen, ausgesagt. Sehr zürnen konnte er im Grunde weder dem Einen noch den Andern. Es war eben die Nemesis; in Gestalt päpstlicher Sbirren und Gensdarmen, in einer noch ziemlich milden Erscheinungsform, war sie nächtlich bei ihm eingetreten.

In sein Schicksal ergeben warf sich also Schönburg in seine Kleider; man bat sich während deß seine Schlüssel aus, da man seine Papiere und Sachen untersuchen wolle. Schönburg gab sie her, ein wenig verwundert, daß die vier Männer seinen Kleidungsstücken eine besondere Aufmerksamkeit zu schenken schienen und namentlich seinen Ueberzieher sorgfältig betasteten und am Lichte betrachteten.

„Haben Sie Waffen?" fragte der Eine der Sbirren dann.

„Einen Revolver," versetzte Schönburg . . . „er liegt dort in der Lade des Tisches."

Der Mann schien kein Gewicht darauf zu legen — er fragte nach einem Dolch oder Messer und obwohl Schönburg ihm sagte, daß er keinen besitze, zog er doch alle Laden der Meubel auf und wechselte mit den andern Dienern der Gewalt einige Worte, die Schönburg andeuteten, daß er vorzugsweise danach geforscht wissen wollte.

Der Gefangene war bereit zu folgen. Man führte ihn hinunter; einer der Sbirren und einer der Gensdarmen begleiteten ihn, während die zwei andern zur Durchsuchung der Wohnung zurückblieben. Durch die todtenstillen Straßen wurde er zur Piazza Colonna, dann hinauf zu dem hochliegenden und einen großen Theil Roms überragenden Gerichtsgebäude gebracht, welches vielleicht das größte und stattlichste der Welt ist, dem auf den Trümmern des Amphitheaters des Statilius Taurus gebauten Monte Citorio. Der riesige Palast, in dem die Rota Romana, ehedem der oberste Gerichtshof der Christenheit, die Segnatura, das Untersuchungsgericht und die Polizei ihren Sitz haben, lag in der Morgendämmerung doppelt ernst und schweigend da — auf dem weiten Arkadenhofe rauschte die Cascade eintönig ihren schäumenden Wasserstrom in die große Granitschale nieder. Schönburg wurde eine Treppe hinauf geführt, über einen Corridor, dann eine Treppe hinab, dann öffnete sich eine ziem-

lich geräumige und anständige Gefängnißzelle vor ihm — ein Aufenthalt, über den ein Mann, der mit Räubern gemeinsame Sache gemacht, sich nicht beklagen durfte!

Als man ihn allein gelassen, konnte er sich auf ein hartes Bett werfen, um ungestört seinen Gedanken nachzuhängen.

Seinen Gedanken! Alles menschliche Leben gipfelt in den Gedanken, sie sind die Athemzüge unsrer Seele, der göttliche Odem, der die ganze Maschine unserer Existenz in Bewegung setzt und im Gehen erhält ... und doch, wie wohl wäre jedem Menschen zuweilen, wenn er nicht denken könnte!

Schönburg empfand das in diesem Augenblicke; die Gedanken über seine Lage versetzten ihn nach und nach in eine fieberhafte Aufregung; er sprang endlich wieder auf und rannte wie ein Verzweifelnder in seinem Käfig umher. Hundertmal sagte er sich: „Du hast's gewagt darauf hin — Du wußtest um die Gefahr — nun trag auch wie ein Mann die Folgen!" — Aber der Zuspruch half nicht; seine Aufregung wuchs nur, er fühlte, wie Recht Constanze habe, wenn sie gesagt, die Behauptung, daß das Weib sich in den Schutz des Mannes geben müsse, empöre sie; er fühlte sein ganzes Wesen in dieser Stunde Hülfe suchend zu ihr gedrängt; er fühlte, welcher Schutz gegen seine fieberhafte Unruhe, seine verzweifelnde Aufregung in einem Wort, das sie zu ihm sprechen würde, in einem Blicke ihres Auges jetzt für ihn liegen würde!

Es wurde Tag, die Stunden vergingen — endlich klirrte das Schloß seiner Thüre; sie wurde geöffnet und warmer Sonnenstrahl drang hinein. Es mochte neun Uhr Vormittags sein.

Ein Schließer trat ein und winkte ihm zu folgen. Schönburg gehorchte und kam nach einer Weile Wandelns durch Corridore und Säle in ein großes Gemach, in welchem an getrennten Tischen ein Paar Herren saßen, während ein Gensdarm auf einer Bank an der Thüre Platz genommen hatte. Der Schließer verschwand, nachdem er Schönburg eingeführt.

Die beiden Herren plauderten von ihren Sitzen hüben und drüben gemüthlich zusammen ... hätte Schönburg die Stimmung dazu gehabt, er hätte mit Muße die schönen Deckengemälde und farbigen Arabesken des Saales betrachten und Vergleichungen zwischen diesem hohen, künstlerisch geschmückten Raume und den kahlen, geweißten Kammern voll jämmerlicher Meubeln anstellen können, welche in seinem Deutschland daheim für die Priester der Themis ausreichen müssen. Endlich wandte sich Einer der Herren zu ihm, nahm, während er ihn betrachtete langsam eine Prise, gab ihm dann einen Wink sich zu setzen und sagte:

„Sie sind ein Deutscher ... wünschen Sie einen Dolmetscher?"

„Ich bin Deutscher ... aber vielleicht reicht mein Italienisch so weit, um einen Dolmetscher überflüssig zu machen."

„Va bene," sagte der Mann, ein Assessor des Governo, und fuhr dann fort: „Nach dem, was uns vorliegt, heißen Sie Richard Schönburg, sind Eigenthümer aus S ... und seit fünf Monaten in Rom ... ist das richtig?"

„Ja."

„Wie alt sind Sie?"

„Neun und zwanzig Jahre."

„Katholisch?"

„Evangelisch."

„Lutherisch," sagte der Beamte, während der andre drüben, der „Notario," diese Aussagen niederschrieb. „Sind Sie verheirathet?"

„Nein."

„Die Namen Ihrer Eltern?"

„Gehören die zur Sache?"

„Weil ich danach frage, muß es wohl so sein! Geben Sie sie an und den Stand Ihres Vaters."

Schönburg befriedigte ihn und der Beamte fuhr, nachdem Alles aufgeschrieben, fort:

„Waren Sie je in politischen Verbindungen, je in Untersuchung wegen solcher?"

„Niemals."

„Wo waren Sie am gestrigen Abend zwischen acht und elf Uhr?"

„In einer befreundeten Familie."

„In welcher?"

„Bei dem Maler Korn in Via Margutta."

„Wer hat Sie dort in jenen Stunden gesehen? Niemand außer dem Maler und seiner Tochter, Signora Stratelli?"

„Eine Aufwartefrau des Malers."

„Sonſt Niemand?“

„Nein.“

„Sie gingen allein nach Hauſe?“

„Allein.“

„Geben Sie genau die Stunde an.“

„Ich habe ſie nicht genau gemerkt . . . es mochte halb elf ſein, als ich ging.“

„Sie ſind der Amico der Signora Stratelli . . . dieſelbe wollte ſich Ihretwegen von Stratelli ſcheiden laſſen?“

Schönburg wurde roth vor Entrüſtung bei dieſer Frage. Sie wirkte auf ihn, wie eine unſägliche Rohheit.

Und doch, wenn er in Allem, wie er feſt entſchloſſen war, die Wahrheit ſagen wollte, konnte er anders, als dem Manne vor ihm einräumen, es ſei ſo?

„Nun?“

„Ich kann Ihnen nicht einfach Ja darauf antworten,“ ſagte er, „das Verhältniß war ein anderes. Stratelli . . .“

Er ſtockte; es widerſtrebte ihm in innerſter Seele, ſich hier vor dem Verhörrichter über ſein Verhältniß zu Conſtanze auszuſprechen.

„Alſo Stratelli . . . er widerſetzte ſich der Scheidung?“

„Nein — er war damit einverſtanden.“

„Aber Sie fürchteten ihn . . . und kamen ihm deshalb zuvor?“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

Der Mann nahm ruhig ein Priſe.

„Sie fürchteten, daß Stratelli ſich Ihrer zu entledigen ſuchen würde?“

„Ich fürchtete Stratelli durchaus nicht,“ fiel Schönburg ein.

„Alſo bloßer Haß war das Motiv Ihrer That . . . oder Sie waren in einen Streit mit ihm gerathen?“

„Nicht im Mindeſten. Ich mußte nur ſo handeln wie ich handelte, um Papiere von ihm zu erlangen . . . doch ich glaube, ich bin nicht gezwungen, mehr zu ſagen, als ich im Intereſſe meiner Vertheidigung für zweckmäßig halte. Ich geſtehe, was ich gethan, ein; ich werde ſchweigen für's Erſte und bis ich mit einem Vertheidiger geredet, über meine Motive.“

„Va bene,“ ſagte der Beamte wieder ſehr gemüthlich — „einen Vertheidiger werden Sie ſpäterhin erhalten. Für heute genügt, daß Sie einräumen, Stratelli ermordet zu haben.“

„Ermordet zu haben?“ fuhr Schönburg auf.

„Nun ja . . .“

„Ermordet... aber um's Himmelswillen, was ſagen Sie da? Iſt Stratelli denn ermordet?!“

Der Aſſeſſor des Governo ſah ihn ſcharf und mißtrauiſch an.

„Sie ſpielen ſehr gut den Ueberraſchten,“ ſagte er.

In Schönburg's Wangen ſchoß alle Röthe des Zorns bei dieſer Bemerkung.

„Ich verſichere Sie,“ rief er aus — „ich weiß nicht das Mindeſte davon!“

„Sie wüßten nicht, daß er geſtern Abend ermordet wurde, in der Straße de tre Canelli, wo ihn um halb elf Uhr eine Patrouille fand?“

„Mein Herr,“ verſetzte Schönburg, „ich weiß, daß es in dieſem Lande, Gott ſei's geklagt, keine ſchlimme Ehrenkränkung iſt, wenn man Jemandem in's Geſicht ſagt: Du haſt einen Menſchen ermordet. Bei uns iſt das anders, und deshalb muß ich Ihren Verdacht, ich hätte Stratelli ermordet oder ermorden laſſen, mit aller der Entrüſtung zurückweiſen, die er nach meinen Anſchauungen verdient. Ich erkläre Ihnen auf das Beſtimmteſte, daß ich nichts von der Sache weiß und des Mannes Tod, den ich durchaus keinen Grund hatte, zu wünſchen, auf's Tiefſte beklage!“

„Sie leugnen alſo?“

„Ja. Ich verweiſe Sie darauf, daß ich den Abend bis elf Uhr im Hauſe des Malers Korn zugebracht habe; die Bewohner daſſelben werden es mir bezeugen und ebenfalls, daß ich kein Intereſſe hatte an Stratelli's Tod!“

„Man wird ſie vernehmen,“ ſagte der Beamte ruhig, „obwohl ihr Zeugniß nicht unverdächtig iſt. Und wenn auch, was Sie nicht ſelbſt thaten, können Andre an Ihrer Statt, in Ihrem Sold gethan haben. Doch genug. Wir können das Verhör für heute beendigen.“

„Ich bin damit einverſtanden,“ verſetzte Schönburg. „Ich bitte nur um die Erlaubniß, einige Briefe ſchreiben und Bücher erhalten zu dürfen.“

„Das Erſtere darf ich Ihnen heute noch nicht verſtatten. Die Bücher, die Sie zu erhalten wünſchen, ſchreiben Sie auf einen Zettel, man wird ihn prüfen, und nach Befund Ihnen dann erlauben, die Bücher holen zu laſſen. Haben Sie ſonſt noch Wünſche?“

„Nein!“

Das Verhör war beendigt, Schönburg wurde von dem Gensdarmen zu seiner Zelle zurückgeführt. An der Thüre derselben nahm ihn der Schließer in Empfang, und fragte neugierig:

„Eh, Signor, was haben sie Ihnen gesagt?“

„Daß ich unschuldig bin,“ versetzte Schönburg lebhaften Tons.

„Das sagen die da drüben den Leuten nicht oft,“ entgegnete der Bursche lachend.

„Und doch haben sie mir es erst gesagt; als ich den Verhörsaal betrat, war ich viel weniger darüber im Klaren als ich es jetzt bin!“

„Ob Ihr Stratelli kalt gemacht habt oder nicht?“

Schönburg antwortete nicht auf diese Frage; er sagte nur:

„Man hat mir die Erlaubniß gegeben, auf einen Zettel die Titel von Büchern zu schreiben, die ich zu erhalten wünsche, und die ich dann werde holen lassen dürfen. Nun ist aber, um solche Dienste, wie das Herbeischaffen von Büchern, von Euch, mein Freund, zu verlangen, nöthig, daß man sie mit einem Trinkgelde belohnen könne; und da man mir nicht erlaubt hat, Geld zu mir zu stecken, als man mich verhaftete, so ist nichts Andres zu thun, als daß Ihr Euch entschließt, mir vor allen Dingen Geld zu verschaffen!“

„Und wie soll das geschehen, Signor?“ fragte der krausköpfige alte Knabe mit einem höchst intelligenten Blinzeln seiner Augen, von denen eins sehr stark schielte.

„Ich gebe Euch ein Briefstein und da, wo Ihr es abgeben laßt, wird Euch Geld für mich ausgehändigt.“

Der Schließer nickte sein Verständniß dem Gefangenen zu, aber er sagte:

„Es ist gefährlich — es könnte mich um meinen Dienst bringen und ich habe Weib und Kind, Signor!“

„Es wird so arg nicht sein. Euer Bote wird zwei Scudi für den Weg erhalten — das wird der Gefahr die Spitze abbrechen, denk' ich?“

„Wenn Ihr so meint, Signor, so könnte man es versuchen!“ sagte lächelnd der Schließer.“

„Wie heißt Ihr?“

„Giacomo, Signor.“

„Wohl, Giacomo,“ fuhr Schönburg fort, „so laßt mich vor allen Dingen zuerst Schreibzeug haben.“

Giacomo ging und schloß sorgfältig die Thüre hinter sich zu — er schien an dem Gefangenen und dessen sichrer Aufbewahrung ein erhöhtes Interesse zu nehmen.

Nach kurzer Zeit kam er zurück und brachte Schreibmaterialien. Schönburg warf die folgenden Zeilen auf's Papier:

„Ich schreibe Ihnen aus der Gefangenschaft, Constanze. Stratelli ist ermordet gefunden; es mag verzeihlich und erklärlich sein, daß man aus unsrem Verhältniß den Schluß zog, ich müsse dies Verbrechen begangen haben. Aber meine völlige Unschuld wird ja bald zu beweisen sein. Seit ich weiß, weshalb ich verhaftet bin, ist mir alle Zuversicht zurückgekehrt. Darum sorgen Sie nicht zu viel um mich. Meine Zelle in Monte Citorio ist ganz anständig; und meine Lage auch sonst erträglich zu gestalten, halte ich meinen Kerkermeister für ganz geneigt und beflissen, wenn seine Humanität die Unterstützung einer bona mancia findet. Geben Sie ihm oder seinem Boten deshalb eine kleine Summe Geldes für mich und ein Paar Zeilen Ihrer Hand, welche mir sagen, daß Sie ruhig und gefaßt sind! O könnte ich bei Ihnen sein, in diesem Augenblick!

Ihr R. S.

Giacomo steckte das Billet zu sich und versprach es pünktlich zu besorgen; aber er kam nicht eher zurück, als um dem Gefangenen sein Mahl zu bringen, um eine späte Nachmittagsstunde; eine Antwort hatte er nicht — er reichte Schönburg nur eine in ein Papier geschlagene Zwanzig-Scudi-Note. Dieser fühlte sich sehr betroffen, daß Constanze ihm nicht schrieb; er hatte die langen Stunden hindurch bis jetzt nur gelebt in der Erwartung einer Antwort von ihr!

Die langen Stunden des Abends und der Nacht verflossen dem Gefangenen nur desto peinigender und unruhevoller.

Am andern Morgen, als Giacomo das Frühstück brachte, sagte er schlau lächelnd:

„Forse c'è una risposta, Signor ... was geben Sie mir für eine Antwort? ... ich denke, eine Antwort wäre einen kleinen Schatz werth ... und den Schatz, den zwei finden, müssen sie brüderlich theilen!“

Er zog dabei einen Zettel hervor und indem er ihn hin und her wendete, fuhr er fort:

„Also tariren Sie, Signor . . . wie viel . . .“

Ehe er geendigt, hatte Schönburg ihm das Papier entrissen.

„Demonio, Du hast es gewiß schon gestern gehabt, rief er aus, und mir vorenthalten, um es mir heute mit mehr Muße verkaufen zu können, Spitzbube . . !“

Giacomo lachte.

„Spitzbube!“ wiederholte er . . . „das sagt Einer, der hier eingesperrt ist, zu dem, der ihn einsperrte!“

Aber Schönburg hörte nicht mehr auf seine Späße — er hatte das Billet aufgerissen und las:

„Mein Freund! Ich bin durch dies Alles zu erschüttert, zu sehr außer mir, um Ihnen schreiben zu können. Dank Ihnen, daß Sie mir Ruhe zu geben suchen — dank Ihnen für jedes Ihrer Worte. Geduld! Geduld! Das arme Menschenherz! Wie oft muß es sich mit dem Aufschrei tiefsten Schmerzes dieses Wort zurufen. Und das Wort enthält doch keinen Zauber, es enthält Nichts. Mächtiger ist der Wille! Sie werden von mir hören! Bis in den Tod Ihre Constanze.“

Diese von furchtbarer Aufregung zeugenden Zeilen enthielten mehr des Beunruhigenden als des Tröstlichen für Schönburg, aber es war wenigstens ein Lebenszeichen von Constanze und auch so war er ihr dankbar dafür. Er sagte Giacomo, daß er durchaus darauf antworten müsse, und Giacomo versprach ihm, am andern Tage dazu behülflich zu sein. Bis dahin hatte Schönburg den Trost, seine Zeit hinbringen zu können, indem er sich in Gedanken vorsagte, was er Constanzen Alles schreiben wolle, um sie zu beruhigen.

„Mächtiger ist der Wille,“ hatte Constanze geschrieben. Aus der furchtbaren Erschütterung, in welche sie versetzt worden, als man die Leiche Stratelli's mitten in der Nacht in's Haus gebracht; als dann am Morgen Beatrix gekommen, um ihr die Nachricht, die diese von ihrem Oheim, dem Monsignore vernommen, zu bringen, daß Schönburg, als des Verbrechens zunächst verdächtig, verhaftet worden — aus dieser furchtbaren Erschütterung hatte sie sich durch einen festen Entschluß ihres Willens erhoben. Beatrix hatte ihr in großer Erregung mitgetheilt, daß sie bei dem ersten Wort, welches ihr Oheim von der Ermordung Stratellis zu ihr gesprochen, wie durch eine innere Offenbarung gewußt, wer der Thäter sei . . . daß Stratelli durch Niemand anders gefallen sein könne, als durch die Hände der Menschen, mit deren politischen Umtrieben er sich zu schaffen gemacht, sei es nun als Theilnehmer, der abtrünnig geworden, oder gar als Verräther. Sie hütete sich, die ganze Unterredung, welche sie mit Mordini gehabt, zu erzählen, sie hätte für Vieles nicht das ganze Gespräch, an welches sie mit gewissenbeklommener Scheu, mit Reue über ihre Geschwätzigkeit dachte, Constanzen mitgetheilt; aber um ihre Behauptung zu rechtfertigen, verhehlte sie ihrer Freundin nicht, daß sie Mordini über den Ermordeten als einen „falschen Bruder“ habe reden hören und daß sie später vernommen, wie Mordini ein wüthender Italianissimo sei.

„So verlange ich Eins von Deiner Freundschaft, Beatrix,“ hatte Constanze darauf ausgerufen — „Eines, das Du mir erwirken mußt, es koste was es wolle . . .“

„Und was — was kann ich thun?!“

„Du mußt Deinen Oheim bewegen, daß er mir heut noch, oder spätestens Morgen, eine Audienz bei dem Papst erwirkt, daß er mich zu ihm führt ohne Zeitverlust!“

„Du wolltest . . . Du selber wolltest . . .“

„Was könnte es fruchten, wenn ich nicht selber ginge . . . wenn ich nicht selber dem Papst meine Ueberzeugung von Schönburg's Unschuld in's Herz strömte?“

„Und Du bist überzeugt, das zu können?“

„Ich bin überzeugt . . . er hat ja ein Herz, dieser Pius, ein großes und edles Herz, und zu dem spricht man niemals umsonst!“

Constanze stand hochgeröthet vor ihr, eine solche Entschlossenheit in allen ihren Mienen, daß Beatrix nicht zu widersprechen wagte. Und indem sie dann an ihre eigene Schuld in dieser traurigen Sache dachte, versetzte sie bereitwillig:

„Ich zweifle nicht, daß ich so viel über meinen Oheim vermögen werde.“

„So geh und eile, mit ihm zu reden! Geh, bevor mein Vater, der um Nachrichten einzuholen fort ist, heimkommt und uns dazwischenredet!“

„Ich gehe,“ antwortete Beatrix, indem

sie ihr Tuch nahm — „ich gehe schon — Du sollst bald Antwort haben.“

Sie ging und kam am Nachmittage mit dem Bescheid ihres Oheims zurück. Der geistliche Herr hatte anfangs von dem Schritte abgerathen, er hatte ihn unzeitig genannt, er hatte gewollt, daß man erst weitere Ergebnisse der Untersuchung abwarte — endlich hatte er Beatrixens Drängen nachgegeben, und versprochen zum Vatican zu gehen und dann Constanze am folgenden Tage um die Stunde, welche man ihm bestimmen würde, zu demselben Gange abzuholen.

XVI.

Zwischen ein und zwei Uhr am folgenden Tage fuhren ein greiser geistlicher Herr mit wohlwollenden Gesichtszügen, den das violette Band um den breitrandigen Hut als Monsignore bezeichnete, und eine in schwarze Seide gekleidete Dame, welche statt des Hutes einen wallenden schwarzen Schleier über Haupt und Schultern niederhängen hatte, durch die langen Straßen, die nach Sanct Peter führen.

Ueber die Tiberbrücke, den drohenden Mündungen der Geschütze entgegen, welche von den Wällen der Engelsburg nieder die ewige Stadt bedrohen, der sprechende Ausdruck der weltlichen Gewalt, wenn sie jetzt auch nur von Zeit zu Zeit ihre eherne Stimme erschallen lassen, um ein Fest der Kirche, die Bereicherung des Kalenders mit irgend einem neuen Heiligen zu feiern — durch die schmutzige Straße des Borgo nuovo, dann über den weiten grandiosen Platz von San Pietro kamen sie unter den letzten Säulen der Colonnade an, wo der Wagen am Fuße der mächtigsten, hochragendsten Königsburg der Welt hielt. Sie stiegen aus, und an der Schweizerwache vorüber führte ihr Weg sie in die marmorglänzende Treppenhalle, welche das schönste Werk ist, womit Pius IX. seine Hauptstadt bereichert hat. Oben empfing sie der weite Damasushof, mit den dreifachen Loggienreihen, die die Hand Rafael's und seine Schüler mit ihren Fresken geschmückt haben. Wie oft war Constanze mit ruhigem Herzschlag, mit gehobener Seele, über diesen Hof geschritten, der unübersehbar reichen Welt von Schönheit zu, welche da links, im „alten Palaste,“ in den Räumen seiner Stanzen, seinem Belvedere sich birgt . . . mit wie hochklopfendem Herzen wandte sie sich heute rechts, der Gebäudemasse des Palazo nuovo zu, an dessen Eingang ein Paar der schweren Prachtcarrossen, worin die Cardinäle fahren, hielten, zwei Schweizer in ihrer gelb-roth-schwarzen Landsknechttracht mit den blankgeschliffenen Hellebarden Wache standen. Sie ließen den Monsignore und seine Begleiterin schweigend eintreten und diese begannen von Neuem breite Marmorstufen zu ersteigen, dann kamen weite, hohe, mit Gemälden und Kunstwerken geschmückte, aber in einem ernsten und strengen Stile decorirte Säle, ohne jenen Comfort, jene hundert Ueberflüssigkeiten des tändelnden und weichlichen Luxus, der die Wohngemächer moderner Paläste zu füllen pflegt. All' diese Räume hatten den Charakter ernster, fast düstrer Größe; dafür boten sie den wunderbarsten Ausblick dar auf die Stadt, auf die Gebirge — einen Ausblick, wie keine Herrscherburg der Welt einen grandioseren darbieten kann. Und belebt waren sie von einzelnen Gestalten in wundersamen malerischen Trachten, von Kämmerern in schweren purpurnen Damastgewändern, von Camerieri segreti in Spada und Cappa, Männern in schwarzer spanischer Tracht, mit Degen und goldnen Ehrenketten, von Bussolanten und von geistlichen Würdenträgern — zu Gruppen gesellt, oder schweigend und still auf und ab wandelnd oder in den Fensternischen des Dienstes harrend. Es war nicht möglich, sich in diesen Räumen, unter diesen Gestalten dem Eindruck zu entziehen, als sei man zurückversetzt um viele, viele Jahre, um ganze Jahrhunderte, in Zeiten andrer Menschen, andrer Anschauungen, andrer Lebensformen; wie in eine Arche, wohin vor der vernichtenden Sturmfluth der Gegenwart sich die Geschichte geflüchtet, mit den glänzendsten Resten dessen, was sie einst gestaltet und geschaffen und was ihr treu geblieben trotz aller Stürme. Stand nicht dort der Schweizer auf seinem Posten, wie er geschildert hatte im Vorgemach der Päpste des Mittelalters? Hob nicht dort der „Thürhüter vom rothen Stabe“ den Vorhang vor einem aus der Audienz zurückkommenden Cardinal im Purpurgewande, wie er ihn vor Julius II., vor

dem zehnten Leo gehoben? Die Zeit hatte nicht an dieses hohe mächtige Haus getastet; es stand wie eine von den Lüften getragene Insel hoch über dem Verfall, dem Wechsel, der ewigen zerstörenden, auflösenden Macht des Irdischen!

Der deutsche Monsignore sprach auf seinem Wege durch die Räume hier und dort einige Worte zu bekannten Gestalten; im letzten Vorzimmer zu einem Bussolanten, der ihn mit seiner Begleiterin warten hieß, bis ein geistlicher Würdenträger aus der Audienz zurückgekehrt sei; als dieser nach kurzer Zeit das Arbeits- und Wohngemach des Papstes verließ, trat der Diener ein und kehrte mit dem Bescheide zurück, nach fünf Minuten, die der heilige Vater zur Ruhe bedürfe, könne die Dame eintreten.

Constanze zog sich in eine Fensternische zurück, sie drückte ihre Stirn an die Scheiben, ihre Rechte auf ihr hochklopfendes Herz.

Nach fünf Minuten trat der Bussolante zu ihr mit den Worten:

„Ihre Handschuhe, Signora!"

Sie verstand ihn anfangs nicht, er mußte die Worte wiederholen, mit dem Zusatz, daß sie vor der Audienz die Handschuhe ablegen müsse. Als sie es hastig gethan, schlug er die Portiere vor dem Zimmer Pius' IX. zurück, öffnete die Thüre und schloß sie wieder hinter ihr.

Constanze stand in dem weiten Raume, der dem Papste zum Arbeitszimmer diente. Das Gemach war so einfach, so ernst in seiner Einrichtung und Ausschmückung, wie die früheren. Ein großer Schreibtisch stand in der Mitte, bedeckt mit Papieren und Actenstücken, mit kleinen Schalen, Dosen, und Andrem, was sich auf einem Arbeitstisch ansammelt; in der Mitte ein schönes Crucifix von Elfenbein und ciselirtem Gold.

Pius IX. saß in einem Armsessel hinter diesem Schreibtisch. Constanze hatte erwartet, ihn ausruhend zu finden; sie sah, daß er in rascher Thätigkeit eines der vor ihm liegenden Papiere nach dem andern ergriff und überflog, einige davon dann unterzeichnete. Und es war wunderbar, wie dabei in raschem Wechsel bald Zufriedenheit, bald ernstes Nachdenken, bald Trauer sich auf seinen klaren durchsichtigen Zügen spiegelten, als seien diese Züge ganz durchleuchtet von der inneren Seelenflamme und ihren rasch wechselnden Affecten. Er sprach dabei leise Worte vor sich hin ... wie Stoßseufzer ... wie ein kurzes Gebet ... wie halblaute Ausrufe des Unwillens ... einmal hörte sie die Worte: „Iddio ha parlato," während er seinen Namen auf ein Papier warf — endlich blickte er auf und sah auf die Gestalt, welche an der Thür kniete, seines Winkes harrend.

Er winkte sie freundlich lächelnd herbei — als sie nähertrat, reichte er ihr die Hand zum Kusse, dann sagte er:

„Was wollen Sie, meine Tochter?"

Es lag nicht der Ton von Innigkeit, von Seelenweiche in dieser Stimme, der zu der milden Klarheit des Antlitzes gepaßt hätte; es lag etwas von männlicher und an's Heisere anklingender Kraft darin — aber diese, von aller gemachten Salbung freie Stimme, die ganze frische natürliche und so viel aufrichtigen Wohlwollens zeigende Art, wie Pius IX. sie empfing, ließen Constanze unendlich erleichtert aufathmen.

„Sprechen Sie frei," fuhr er fort — „ich weiß, daß Sie mit einem von Kummer belasteten Herzen zu mir kommen — sehen wir, was sich thun läßt ... Sie sind die Wittwe des ermordeten Stratelli ... il povero Santo Padre ... wenn er nur auch die Todten erwecken könnte!"

„Aber er kann die Unschuldigen aus dem Kerker befreien, heiliger Vater," sagte Constanze „und darum komme ich zu flehen. Es ist ein Unschuldiger verhaftet worden, weil man ihn im Verdacht hat, der Mörder Stratelli's zu sein, und doch ..."

„Sind Sie dessen so gewiß, daß er unschuldig ist, meine Tochter?" unterbrach der Papst, sie forschend ansehend.

„So gewiß, wie ein Mensch von der reinen Seele eines Andern überzeugt sein kann, so gewiß, wie ich jetzt mit der Zuversicht, daß meine Ueberzeugung die Ihre werden wird, vor Ihnen stehe. Lassen Sie mich nur Alles, Alles sagen, ohne Furcht, daß es Jemandem zum Schaden gereiche, wenn ich Eure Heiligkeit in das Treiben von Menschen blicken lasse, die mit andern Vorstellungen aufgenährt, andere Wege durch das Schicksal geführt, sich um Fahnen schaaren und um Ziele mühen, die

vor Ihren Augen verdammlich und verbrecherisch sind . . ."

Pius IX. sah mit seinem großen forschenden Auge die aufrecht und hochgerötheten Antlitzes vor ihm stehende schöne Frau an.

„Sprechen Sie offen, wie in der Beichte zu mir," sagte er dann mit mildem Ernst. „Nehmen Sie den Sessel dort!"

Constanze nahm den in der Nähe stehenden Stuhl, aber nur, um ihre rechte Hand darauf zu legen und sich so zu stützen . . . es war ihr, als könne sie stehend besser reden, freier sich aussprechen.

„Heiliger Vater," nahm sie dann das Wort, „wenn ein Mensch einen andern ermordet, dann haßt er ihn, fürchtet ihn oder sieht ihn zwischen sich und seinen Wünschen stehen; aber er wird nicht morden, um das Ziel seiner Wünsche sich ferner zu rücken und schwerer zugänglich zu machen. Der Mann, den man in den Kerker geworfen hat, fürchtete Stratelli nicht, denn er hatte von diesem Alles erreicht, was er begehrte; er haßte ihn nicht, denn Stratelli war seines Hasses nicht würdig . . ."

„Das sagen Sie, des Ermordeten Gattin?" unterbrach Pius sie mit immer ernster werdenden Zügen.

„Ich, heiliger Vater, die Stratelli verachtete, so lange ich ihn kannte und die nicht seine Gattin war, wenn ich auch seinen Namen trug."

In geflügelten kurzen Worten schilderte jetzt Constanze ihr ganzes Verhältniß zu Stratelli. Offen und ohne Rückhalt sprach sie sich aus. Sie schloß mit den Worten: „Die Beweise sind hier! Dies" — Constanze legte ein kleines Convolut von Schriften auf den Schreibtisch des Papstes — „sind die Papiere, welche, den Behörden ausgeliefert, viele Männer, und meinen Vater unter ihnen, auf die Galeeren gebracht hätten."

Der Papst nahm die Papiere und warf einen Blick hinein.

„Und gegen wen war diese Verschwörung gerichtet? fragte er dabei.

„Gegen Eure Heilichkeit, gegen die weltliche Gewalt des Papstes . . ."

Pius legte die Schriften rasch aus der Hand und wieder vor sich auf den Schreibtisch; er faltete dann beide Hände darüber und blickte empor, während seine Lippe sich leise bewegte.

„Und sind diese Papiere wirklich so gefährlich, meine Tochter," sagte er dann milden Tones, „so wollen wir rasch Sorge tragen, daß sie Niemandem mehr Schaden thun . . . Nehmen Sie sie und tragen Sie sie dort in den Kamin. Mögen sie zu Asche verbrennen!"

Constanze nahm das Convolut aus der Hand des Papstes, aber sie konnte sich nicht enthalten, in begeisterter Rührung diese Hand abermals zu küssen.

„Wie groß und gut Sie sind, heiliger Vater," rief sie mit Thränen im Auge aus.

„Erzählen Sie mir weiter, mein Kind," sagte Pius, ihr zuschauend, wie sie die Papiere sorgfältig auf die flammende Kohlengluth legte, von der sie im Augenblick verzehrt wurden.

„Es kam ein Herr aus Deutschland zu uns," fuhr Constanze fort, „ein Mann von klarem starken Geist und reinem guten Willen. Er erfuhr durch Andre das Geheimniß meiner Lage. Diese Lage erweckte seine volle Theilnahme. Durch seinen Muth, seine Nichts scheuende Entschlossenheit entwand er Stratelli jene Papiere dort; er brach damit die Gewalt, welche dieser Mann über uns hatte. Im Gefühl, daß er einem stärkeren und besseren Manne gegenüberstehe, willigte Stratelli friedlich ein, darauf anzutragen, daß unsre Scheinehe als nichtig aufgelöst werde. Wir willigten ein, daß mein Vermögen, um dessentwillen Stratelli meine Hand gesucht, und welches Alles war, was er von mir erhalten hatte, ihm zu eigen bleibe. So war Alles gut, Alles geschlichtet — bis zu der unglückseligen Stunde, in welcher Stratelli ermordet, Richard Schönburg wegen dieser That in den Kerker geworfen wurde!"

Der Papst blickte sie eine Weile mit traurigem Ausdruck an, dann schüttelte er leise das Haupt und sagte:

„Und aus diesem Allen soll ich sehen, daß dieser Deutsche unschuldig an dem Morde ist?"

„Ja — denn dieser Deutsche liebte mich. Er wußte, daß meine Hand in kurzer Zeit frei sein würde. Er wußte auch, daß ich meine Hand nie in die Hand eines Mörders legen würde. Und darum stehe ich so voll fester Zuversicht in dieser Stunde vor dem Antlitz des heiligen Va-

ters ... sein Auge wird auf meiner Stirne geschrieben lesen, daß ich nicht einen Mörder, daß ein Mörder nicht mich liebt!"

Pius sah sie an — es leuchtete etwas von unendlichem Wohlwollen in seinen Zügen auf, dann sagte er mit fast heitrem Tone:

„In der That, es ist noch kein Mann durch eine schöneres Zeugniß vor seinem Richter in Schutz genommen worden, noch durch einen edleren Zeugen!"

Er schwieg eine Weile, sein klares Auge voll warmen Gefühls auf der schönen, mit begeistertem Stolze ihn anblickenden Frau ruhen lassend.

„Es ist nur traurig," fuhr er dann fort, „daß eine edle Seele, welche allein das Gute und Fromme in den Menschen erblickt, nicht ahnt, welche Leidenschaften in ihnen wirken ... wie groß der Antheil ist, den das Böse, der Geist der Hölle an denen, die im Fleische wandeln, besitzt! Sie selbst haben mich in Verhältnisse und Vorgänge blicken lassen, welche mich daran mahnen, daß ich streng und gerecht sein muß wider die Menschen, die auf geheimen Wegen ihren sündhaften Zielen nachrennen; ich fürchte, ich kann nichts thun in dieser Angelegenheit, als der Gerechtigkeit überlassen, in den vorgeschriebenen Formen des Deutschen Schuld oder Unschuld zu ergründen ... Ich hege die tiefste Theilnahme für Sie, meine Tochter, aber ich kann, ich darf nichts Andres thun!"

„Aber, heiliger Vater," rief Constanze erschrocken aus, „wenn es doch so offenbar ist, daß Stratelli ermordet wurde, nicht durch den Deutschen, sondern die ehemaligen Genossen, welche er mit meinem Vater hätte verrathen müssen und die von seiner treulosen Gesinnung erfahren ..."

„Spricht etwas dafür?" warf der Papst, abermals das Haupt schüttelnd ein.

„Alles!"

„Und was?"

Constanze zauderte einen Augenblick. Sollte sie hier die, in ihrem Gespräche mit Beatrix ausgetauschten Verdachtsgründe wider Mordini gradezu aussprechen, zur Anklägerin werden, statt zur Fürbitterin für einen Unschuldigen? Während sie so stand und ein rasches Wechseln der Farbe ihren inneren Kampf verrieth, öffnete sich die Thüre und ein Bussolant trat ein, um dem Papst ein Schreiben mit großem Dienstsiegel zu überreichen. Pius erbrach es und las.

Dann sagte er, Constanzen sich wider zuwendend mit plötzlich verändertem Ton:

„Nun ja, ich glaube an die Unschuld Ihres Deutschen! Gehen Sie, seien Sie ohne Sorge um ihn, meine Tochter — gehen Sie mit meinem Segen!"

Er machte eine segnende Bewegung mit der Hand, die er ihr noch einmal zum Kusse reichte.

„Heiligkeit ..." rief sie aus — „so ist er frei?"

„Man wird ihn der Freiheit zurückgeben — gehen Sie in Frieden heim! Gott segene Sie — Gott sei mit Ihnen!"

Ihre Thränen fielen auf die Hand, von welcher sie gesegnet worden — dann wandte sie sich und verließ mit einem Herzen voll Jubel das Zimmer des Papstes, der schon beschäftigt war, einige Zeilen unter die ihm überbrachte Depesche zu schreiben.

Als sie draußen den deutschen Monsignore mit fragenden Blicken auf sich zukommen sah, sagte sie halb athemlos:

„Alles ist gut — er ist frei, er ist frei!"

„Frei ... in der That? ... Ist es Ihnen wirklich gelungen?" fragte der geistliche Herr, während sie hastigen Schrittes durch die Vorzimmer forteilte.

„Ich wußte es ja," versetzte sie, „wenn er mich nur anhören würde, er werde mir glauben ... er ist so gut, so gut!"

„Er ist ein Engel von Güte, freilich ..."

„Ein Engel? Nein! Ich habe nichts von einem Engel gesehen, nichts vom Heiligenschein; nur einen edlen, trotz der Last der Jahre und der Bürde dessen, was er gelitten, starken Mann. Aber er ist ein ganzer voller Mensch, von seiner Stirn leuchtet die reinste Menschlichkeit mit ihrem göttlichen Licht, mit ihrer heiligen Weihe — und das ist sein Heiligenschein!"

Der geistliche Herr führte Constanzen erfreut in ihre Wohnung zurück und ging dann, der Neugier seiner Nichte Beatrix Genüge zu leisten, während Constanze die Treppen in ihre Wohnung hinaufeilte, um der Spannung ihres Vaters ein Ende zu machen, der sie daheim mit der vollen Ueberzeugung, daß ihr Schritt ein gründlich fruchtloser sein werde, erwartete. Desto

überraschter war Meister Korn, als Constanze in ihrer Aufregung ihm in die Arme flog und ihm in Freude und Triumph erzählte, was sie ausgerichtet, was der Papst zu ihr gesprochen und was er ihr versprochen: die Freiheit Schönburg's!

„Nun, dann können wir uns Glück wünschen, und am meisten Richard," sagte der ehemalige Mann der Actionspartei — eine Untersuchung in römischen Gefängnissen, vor einem römischen Gerichtshof ist ein Ding, über dem der Geduldigste den Verstand verlieren kann. Dieser Pio Nono ist trotz Alle dem noch immer ein Stück von dem alten, rührend guten und gescheidten Menschen von 1847. Du liebe Zeit, wie begeistert man damals die Pio-Nono-Hymne sang! Nur die infamen Philister, die Nachteulen, nannten ihn einen Don Quichote der Volksbeglückung und Cicerovacchio seinen Sancho Pansa. Die Jammerseelen, die! Sie haben ihn jetzt richtig herumgebracht und in's alte Geleise zurückgeholt. Wir werden sehen, wie lange es dauert! Die weltliche Gewalt war nur durch Pio Nono zu retten, der Pio Decimo, den sie aus ihm gemacht, wird's nimmermehr!"

Constanze hatte sich unterdeß in einen Fauteuil gelegt, um auszuruhen; in ihrer Erregung horchte sie gespannt bei jedem Wagenrasseln auf, als ob jetzt schon Schönburg, seiner Haft entledigt, zu ihr kommen könne.

Schönburg kam auch, wenn auch erst nach zwei Stunden, und in Begleitung Korn's, der ausgegangen war, Kundschaft von ihm einzuziehen.

Korn war Schönburg auf dem Platze vor Monte Citorio begegnet, als der Letztere grade entlassen worden war, mit der Bemerkung, daß er der That nicht mehr verdächtig sei und sich in seine Wohnung zurückbegeben könne, wo man die bei ihm mit Beschlag belegten Gegenstände, seine Papiere und seine Baarschaft ihm noch in den Abendstunden oder spätestens am andern Morgen wieder zustellen werde. Korn hatte ihm nach den ersten freudigen Glückwünschen gleich erzählt, wie er seine Freiheit dem Schritte Constanzen's zu verdanken habe.

Als Schönburg Constanze wiedersah, kniete er vor ihr nieder, und zog ihre beiden Hände an seine Lippen.

„Sie haben mich befreit — Sie allein!" sagte er. „Wie soll ich Ihnen danken?"

„Habe ich Sie befreit — habe ich es wirklich?" rief sie mit von Thränen überströmenden Augen aus ... „o lassen' Sie mich es wenigstens glauben, es sei mir gelungen, zu vergelten, was Sie an mir gethan, die Freiheit, die Sie mir gaben, zu zahlen, durch die, welche ich Ihnen verschaffte! Mein schönster Traum ist erfüllt! Nun bin ich nicht Ihr schutzbedürftiges, schwaches Weib, sondern Ihre Freundin, Ihre Gehülfin für das Leben, auf die Sie zählen und bauen können!"

„Und konnte ich das nicht ohnehin — wußte ich das nicht ohne dies?"

„Vielleicht — aber es ist doch besser so," antwortete sie jubelnd in ihrem Glück, indem sie sich in seine Arme warf. —

Und dies Glück wurde von diesem Augenblicke an durch nichts mehr gestört, nicht einmal dadurch, daß Schönburg oder Constanze je erfuhren, was eigentlich Jenem die Freiheit verschafft hatte. Sie erfuhren nie, daß die Depesche, welche dem Papst gebracht worden war, während Constanze vor ihm die Unschuld Schönburg's vertheidigte, die Worte enthalten hatte:

„Der Generaldirector der Polizei berichtet an Se. Heiligkeit. Im Verfolg der wegen des Mordes des Mercante di Campagna Stratelli angestellten Nachforschungen ist es der Thätigkeit unsres geheimen Agenten Fratucci gelungen, die Fäden des begangenen Verbrechens zu ermitteln. Dasselbe ist in der letzten Sitzung des geheimen Revolutionscomitee's beschlossen worden, nachdem diesem letzteren die Kunde von compromittirenden Papieren zugekommen, in deren Besitz sich Stratelli gesetzt habe, um damit für eigene Rechnung Privatzwecke zu verfolgen, welche die Revolutionspartei um so mehr bestrafen zu müssen geglaubt hat, als ihr Stratelli's Verbindung mit dem Governo nicht unbekannt geblieben. Die Ausführung des Mordes ist dem Bildhauer Mordini übertragen worden, der, als er am heutigen Morgen verhaftet werden sollte, sich durch die Flucht dem Arme der Gerechtigkeit entzogen hatte. Die nach Fratucci's Versicherung in Stratelli's Besitz befindlichen compromittirenden Papiere wird es uns zu ermitteln gelingen und

wird noch heute deshalb der Nachlaß des Ermordeten saisirt werden."

Diese Worte waren es gewesen, welche so plötzlich Pius bewogen, Constanze einen Bescheid zu geben, den sie einzig und allein durch ihre Bitten, ihre Beredtsamkeit erwirkt glaubte — der Papst hatte natürlich ihr nicht mittheilen können, was seiner Entscheidung plötzlich eine ihr so günstige Wendung gegeben — er konnte sie nicht einen Einblick thun lassen in diese Mittel der Spionage und geheimen Polizeikünste, welche seine Regierung anzuwenden für gut fand, wenn sie Verbrechen nachspürte — vielleicht gezwungen durch die Verhältnisse und ihre eigenthümliche Lage, aber sicherlich nicht anders, als zum Kummer Pius' IX. selbst! —

Darum auch hatte der Papst Constanze so rasch entlassen, und sich von ihr gewendet — er wollte sich ihrem Dankgefühl entziehen, das er nicht verdiente; er that ja nichts als etwas, was die Lage der Dinge gebot, als er unter den Bericht des Generalpolizeidirectors schrieb:

„Ich will nicht, daß man in dem Nachlaß Stratelli's nach den compromittirenden Papieren suche. Die Entlassung des als verdächtig verhafteten Deutschen ist möglichst zu beschleunigen."

Des obersten Hirten der Christenheit Beruf ist es, der Welt den Glauben zu geben. So hatte er auch Constanzen ihren Glauben gegeben. Und der Glaube machte sie glücklich. Ihr Bund mit Schönburg beruhte von diesem Augenblicke an auf der idealsten Grundlage, auf welcher die Vereinigung zweier Menschen beruhen kann, auf der gleichen Höhe der geistigen Ausbildung, der gleichen Größe und Weite des Gedankenlebens . . . dem vollem „Gleichgewicht der Gewalten!"

Schönburg verließ Rom in Gesellschaft Wagner's sehr bald. Er eilte in seine Heimath zurück, um seine Verhältnisse so zu ordnen, sein Haus so zu schmücken, daß er eine junge Gattin darin einführen konnte. Wagner war daheim bald in gleicher Weise thätig; er konnte schon im nächsten Herbst bei Schönburg auf dessen Gut in Thüringen eintreffen, um ihn zu einer zweiten Römerfahrt abzuholen.

„Das gute, ehrenwerthe und solid altfränkische Haus!" sagte Wagner, als Schönburg ihn durch die Gemächer seines alten Edelsitzes führte, um dem Freunde seine ganze Einrichtung zu zeigen — „wie wird es ihm ergehen!"

„Und weshalb bedauern Sie das Haus . . . was wird ihm denn widerfahren?" fragte Schönburg.

„Ich bedaure es wegen der Umwandlung in's Classische, die diesem vortrefflichen und respectabeln alten Bau bevorsteht! Ich sehe schon in allen Wänden Nischen gebrochen, um weiße Gypsabgüsse berühmter Götterbilder aufzunehmen; Büsten und Torso's in allen Ecken, und die Tapeten seh ich von den Mauern gerissen, damit Vater Korn die reinlichen Flächen mit Sonnenauf- und Untergängen in historischen Landschaften beklecksen kann, worin Nausikaa den vom Abendlicht beschienenen nackten Ulysses erblickt, oder Penelope bei der Morgentoilette mit ihren Freiern cokettirt . . . es wird großartig, plastisch werden!"

Schönburg lachte.

„Einige Gefahren," sagte er, „drohen uns von dieser Seite, es ist wahr. Doch das schönste aller Dinge ist das Maß — ich hoffe auch dieses classische Wort zählt zu den Resten aus der antiken Welt, die uns in diese moderne begleiten werden!"

„Und der Garten dort draußen wird nur noch Lorbeer, Orangen und Cypressen nähren sollen," fuhr Wagner fort; „wenn Sie nur auch den blauen Himmel Italiens darüber ausspannen könnten."

„Das geht freilich nicht," sagte Schönburg . . . „allein ich hoffe, der blaue Himmel und der Sonnenschein Italiens wird in unsern Herzen bleiben!"

Deutsche Geschichtschreiber.

Von

Wilhelm Hoffner.

I.

Johannes von Müller.

Die Geschichtschreiber einer Nation stehen in unmittelbarerer Wechselbeziehung zu dem politischen Leben derselben als irgend ein anderer Kreis rein intellectueller Thätigkeit. Geschichtschreiber daher, welche in deutscher Sprache die Nation bewegten,

haben wir erst gehabt, seitdem sich diese Nation in der Anschauung der französischen Revolution, im Kampf gegen die Fremdherrschaft auf ihre eigne politische Zukunft besann. Von da ab begann die stolze Reihe bedeutender Forscher und Darsteller, deren Wort — ich erinnere nur an Johannes Müller, Niebuhr, Schlosser, Dahlmann, von den Verstorbenen — eine der tiefwirkendsten Gewalten in unserer politischen Entwicklung war. Soll man den nennen, der zuerst mitten in den politischen Kämpfen seiner Zeit Geschichte schrieb, nicht für die Gelehrten, sondern für die Nation, wie einst die Alten gethan: so ist es Johannes Müller.

Das bedächtige Genie Justus Möser's hatte, während der siebenjährige Krieg und dann die französische Revolution Europa bewegten, ohne von diesen Ereignissen mit fortgerissen zu werden, an ruhiger Erforschung der deutschen Verfassung und Verwaltung und ihrer Veränderungen sich begnügt. Eine jüngere leidenschaftlichere Generation kam empor. Wie aus der Revolution Bonaparte sich erhob, ganz Europa in eine seit Jahrhunderten unerhörte Bewegung gerieth, alle politischen Grundsätze in's Wanken, ja die Zukunft Europa's selber: sehen wir die Geschichtschreibung in diese Bewegung verflochten; Johann von Müller's unruhige und leidenschaftliche Natur, sein wechselndes Schicksal, sein tragisches Ende, spiegeln das Schicksal der deutschen Geschichtschreibung in dieser Krisis unsrer Nation. In der Wissenschaft selber noch kein festes kritisches Fundament, in den politischen Maximen unsicheres Tasten, ein gewaltiges Bedürfniß lebendiger politischer Erfahrung, eine tiefe Empfindung der europäischen Krisis, abwechselnd begeisterter Kampf gegen die Universalmonarchie Napoleon's und resignirte Verzweiflung: das waren nicht nur die Grundzüge in Johann von Müller's Stellung zu dieser Zeit, sondern mehr oder minder in der unsrer ganzen deutschen Geschichtschreibung.

Man mag sich seinem Zeitgenossen Spittler verwandter fühlen, ja selbst ihn höher schätzen: aber Johannes von Müller bleibt der classischen Historiker dieser Periode. Auf gleichem Fuße verkehrte er mit Goethe, Humboldt, Schiller, Fichte, Gentz, den größten Staatsmännern seiner Zeit. Friedrich und Napoleon sahen ihn und interessirten sich für ihn. Er war der erste deutsche Historiker, der das Gefühl hatte, für Jahrtausende zu schreiben, wie Thukydides und Tacitus. Und sein Werk, obwohl ein Fragment, das der großen Anlage seines Geistes durchaus nicht beikommt, hat etwas Unvergängliches in sich. Das Alles vor Allem, weil er ein voller, übermächtig empfindender, von allem Großen und Edlen bewegter Mensch war: was auch für den Geschichtschreiber das Erste ist. Darum bewegt uns noch heute sein Schicksal.

Johannes Müller wurde am 3. Januar 1752 zu Schaffhausen geboren. Von seiner Familie hatte allezeit einer in Räthen oder Gerichten in obrigkeitlicher Würde gesessen; sein Vater war Diakonus zu Schaffhausen. In mäßigem Wohlstand ein sorgsamer, am alten Glauben hängender, nach Schweizerart ängstlicher und allem Fremden gegenüber mißtrauischer Mann. Von mütterlicher Seite, von welcher den meisten bedeutenden Männern ihre Grundanlage kommt, erbte er lebhaften Geist, Gemüthstiefe, starkes historisches Interesse. Der Vater seiner Mutter, ebenfalls ein Prediger, hatte eine große Sammlung schweizerischer Geschichtsquellen zusammengeschrieben: noch bevor der Kleine lesen konnte, erzählte er ihm bei einer Sammlung historischer Kupferstiche die Geschichten, welche sie vorstellten; neun Jahre alt versuchte der Knabe die Geschichte seiner Vaterstadt zu beschreiben, mit elf Jahren wußte er die Namen und Zahlen jeder einzelnen Regierung der vier Hauptmonarchien auswendig. Wie Niebuhr war er ein frühreifes Genie, beinahe ein Wunderkind; von beider Gedächtniß werden die erstaunlichsten Dinge glaubwürdig erzählt. Sie waren für die Geschichte geboren.

Aus äußeren Gründen bestimmte ihn sein Vater zur Theologie. Noch gab es, in der Enge der damaligen Gelehrtenwelt, keinen freien graden Weg zu den geschichtlichen Studien. Denn auch der Unterricht war zumeist in den Händen der Theologen. Mit achtzehn Jahren kam er nach Göttingen, das damals auch durch Schlözer, Gatterer und die Schule Mosheim's noch der Hauptsitz der historischen Wissenschaften war. Seine Briefe sind zunächst

voll schwärmerischer Begeisterung für seine Lehrer, in denen allen er große Männer sieht, besonders für Peter Miller, in dessen Hause er wohnte und der ihn mit dem Gedanken erfüllte, ein neuer Mosheim zu werden: denn in diesem trefflichen Theologen sah er, nach seiner Weise, den Inbegriff menschlicher Größe. Aber die Orthodoxie, die theologische Schwärmerei, seine ganze Denkart bekam einen gewaltigen Stoß, als sich Schlözer mit seinem sehr kühlen und energischen Naturell seiner bemächtigte. Die Geschichte ergriff ihn ganz. Er faßte den Plan, der Geschichtschreiber der Schweiz zu werden. Mit dieser Hoffnung im Herzen trennte er sich, obwohl sehr schwer, von Göttingen und von Deutschland.

Im October 1771 kehrte er nach Schaffhausen zurück. Er begann zu predigen und verwaltete das Professorat der griechischen Sprache an dem dortigen collegium humanitatis. Er begann aber auch jene ungeheure Sammlung von Excerpten und Urkunden zur Geschichte der Schweiz, mit der er beinahe zehn Jahre beschäftigt war, bevor der erste Band erscheinen konnte. Haller sandte ihm, mit der edelsten Uneigennützigkeit, seine so unschätzbare Urkundensammlung zur Benutzung. Heinrich Füßli in Zürich unterstützte ihn mit gleicher Aufopferung. Man war schon damals voll Erwartung seines Werks.

Aber der Gegensatz seiner durch die französische Literatur genährten Denkart und der engen, theologischen Gesinnung, die ihn umgab, drückten auf seine Seele. Er hat stets vermieden, in den deutschen Cantonen der Schweiz längere Zeit zu leben. Er hat nie ernsthafte Sehnsucht empfunden, in sie zurückzukehren, auch nicht in seinen am meisten kritischen Lagen. Der Geschichtschreiber der Schweiz, der Bewunderer ihrer guten alten Sitten und ihrer guten alten Denkart war Zeit seines Lebens für seine Person unfähig, in dieser Luft altschweizerischen Sinnes zu athmen. Obwohl sein Enthusiasmus für das alles ganz aufrichtig war und sich bei Gelegenheit kleiner Gebirgsreisen auf's Aeußerste zu steigern pflegte: er für seine Person hatte andere Bedürfnisse.

Ueber all' seine kühnsten Hoffnungen wurde diesen Bedürfnissen seines Geistes und seines Herzens genug gethan, als er im Frühling 1773 auf einer Zusammenkunft der helvetischen Gesellschaft zu Schinznach Victor von Bonstetten kennen lernte. Bonstetten war aus einer der aristokratischen Familien von Bern und Waadtland, wie er denn auch später eine Zeit lang an der Spitze des letzteren stand: sieben Jahre älter als Müller, ihm ähnlich an Feuer der Seele und tiefem Gefühl, wissenschaftlicher Begeisterung, durch Weltkenntniß und aristokratische Erscheinung sein Vorbild. „Da entstand gleich dem Blitz, der eine schnell durchfahrende, Alles umfassende Flamme urplötzlich entzündet, jene Freundschaft, deren Urkunden Friderika Brun, die dänische Muse, derselben Empfindung würdig, vor die Augen des Publicums gebracht hat." Es sind die berühmten Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund, welche Müller's Correspondenz mit Bonstetten von 1771 bis 1779 enthalten: ein Denkmal der glühenden Begeisterung jener Jahre für das Alterthum, für alles Große in späteren Schriften und Geschichten, da sich ihm eben damals die wirkliche politische Welt und höhere Gesellschaft öffneten und mit ihnen ein neues Verständniß alter Bücher. Im Spätherbst besuchte er den Freund auf seinem Schloß im Waadtlande. Der Beschluß ward gefaßt, die Bande seiner heimischen Lage zu zerreißen. Man suchte eine Stellung für ihn, in welcher er sich zu dem Beruf seines Lebens, frei von Amtsgeschäften und im Umgang mit der großen Welt, ausbilden könnte. Er übernahm es, die beiden Söhne des Herrn Tronchin-Calandrini, Procureur-Général zu Genf, zu unterrichten. Von beiden Seiten wie von der seiner Freunde sah man die Sache so an, daß es darum zu thun war, ihm freie Muße zu schaffen. Mit diesem Entschluß fand er sich erst sich selber wiedergegeben. Er erzählt: „Müller, eben damals durch Beschränkung auf einen zu kleinen Zirkel etwas herabgestimmt, im Begriff zu heirathen, und auf dem Wege eines gewöhnlichen Schriftstellerlebens, erwachte plötzlich mit neuer Hoffnung zu jenem obgedachten Ideal einer der Geschichtschreibung und wohl auch politischer Wirksamkeit gewidmeten Laufbahn."

Die glücklichste Zeit seines Lebens begann. Hier, an den wunderbaren Ufern des Genfer See's, wo in denselben Jahr-

zehnten Gibbon seine Geschichte Roms begann und dann, wieder dahin zurückkehrend, vollendete, hier wo Voltaire seinen literarischen Hof hielt, wo so viel unsterbliche Werke entstanden sind: begann auch Johann von Müller Einzelnes zu seiner Schweizergeschichte auszuarbeiten. Tronchin, einer der ersten Männer von Genf, machte ihn in den aristokratischen Kreisen der Gesellschaft heimisch. Er lernte dort Karl Bonnet kennen, den edlen geistvollen Schriftsteller über die Religion, die Unsterblichkeit und den Geist der Geschichte, der hier ebenfalls als ein Aristokrat von Genf auf einem Landgute lebte. Als die Beschäftigung mit den Zöglingen seiner Natur, die gegen allen Unterricht starke Abneigung hatte, nicht angemessen erschien, bezog er das Landhaus eines Freundes, Francis Kinloch, eines zwanzigjährigen Jünglings aus Südcarolina, mit dem er täglich mehrere Stunden die großen Schriftsteller alter und neuer Zeit las. „Auf dem Hügel von Chambesis in einem bescheidenen Landhause, dem aber die höchsten Gebirge der alten Welt, die Pracht des lemanischen See's, die unvergleichliche Cultur der Ufer entgegenlagen, im Genuß der Meisterstücke des menschlichen Geistes, im täglichen Umgang Bonnet's, auch mit Voltaire, so lebten die Freunde bei anderthalb Jahre. Hierauf rissen die Stürme der nordamerikanischen Revolution sie auseinander." Dann lebte er wechselsweise im Hause Bonnet's, bei Bonstetten. Er begann die Schattenseite dieser seiner Lage zu empfinden; so zart die Freunde auch das Verhältniß nahmen: er lebte auf ihre Kosten. Das wäre ihm unmöglich gewesen, hätte er nicht von seiner Aufgabe und von der Freundschaft ein überschwängliches Gefühl gehabt. Im Frühjahr 1779 richtete er ein Collegium in Genf ein, über Universalgeschichte, das außerordentlichen Beifall fand. „Es ist ein unbegreifliches Vergnügen, alle Zeiten und Völker zu durchwandern, und auf dem ganzen Erdboden Alles nach und nach hell zu machen, so daß man überall zu Hause sei. Der Schweizerhistorie ist es von großem Nutzen, ich sehe nun einen ausgedehnteren Kreis und bemerke besser, was zur Kenntniß unsrer Kinder nöthig ist." Endlich waren auch für diese alle Folianten excerpirt, alle Theile der Schweiz durchwandert, alle Urkunden durchmustert. Nach ungeheurer Arbeit, die in seinem Briefen an uns zum Erstaunen vorübergeht, ward der erste Band im Jahre 1780 gedruckt.

Es war Müller zu Theil geworden, was einigen wenigen bedeutenden Menschen, daß er berühmt geworden war, noch bevor er etwas gethan hatte. Die Schweiz war in Erwartung seiner Schrift gewesen. Als er einst bei Voltaire zum Besuch war, stellte dieser ihn den Anwesenden mit den Worten vor: „Dieser junge Mann mit dem Gesicht von 15 Jahren ist des Schweizerlandes Geschichtschreiber." Er selber, von Kind auf einem Ruhme nachstrebend, der dem der alten Geschichtschreiber gleich sei, hatte ungemeine Hoffnungen. Die außerordentliche Wirkung des ersten Bandes, der rasch vergriffen war, durfte er, nach solchen Erwartungen so vieler bedeutenden Zeitgenossen, ruhig hinnehmen. Die heftigen Widersprüche, welche sich in der Schweiz erhoben, hatte er erwarten müssen: sie mißstimmten ihn dennoch tief. Für sich selber und seine Zukunft hoffte er bereits nichts mehr vom Erscheinen seines Werkes in der Schweiz selber, welcher am nächsten gelegen hätte, ihren großen Geschichtschreiber zu lohnen. Er war der Schweiz überdrüssig. Zugleich mit dem Erscheinen seines Werkes verließ er sie. In Schaffhausen trennte er sich von seinem Bonstetten. Zunächst begab er sich nach Berlin.

Er hatte den dringenden Wunsch, sein Schicksal für immer festgestellt zu sehn. Gelang es in Deutschland nicht, so blieb ihm Genf, wo er durch seine Vorlesungen weiter wirken konnte und wo aristokratische Familien ihm Aussicht auf eine lebenslängliche Rente gemacht hatten. Das sollte aber nur das letzte Mittel sein. Bevor er nach Berlin kam, in Halberstadt bei Gleim, wo er Alles voll seines Ruhms fand, entwarf er eine kleine französische Schrift, da er wußte, daß Friedrich kein Deutsch lese. Berlin gefiel ihm außerordentlich. „Friedrich — schrieb er — ist mein Held, schön Alles und stark das Heer." Nun erschien sein französisches Buch, das eine Schilderung der Universalgeschichte, Betrachtungen über Bern und eine Geschichte der Unruhen in Genf enthielt, und ward an Friedrich überschickt. Er ward zum König gerufen.

Die anſchaulichſte Erzählung dieſes Beſuchs iſt in einem franzöſiſchen Brief an Bonſtetten, aus dem ich die Stelle überſetze: „Ich ſtand vor ihm. Sein Geſichtsausdruck erſchien anfangs wie verhüllt; ich konnte ſeiner nicht habhaft werden. Aber dann, bei Gelegenheit von irgend etwas, das ich ſagte, erhob der König den

Johannes von Müller.

Kopf, der Ausdruck ſeines Geſichts war gleich dem des Gottes von Cythere. Bonſtetten, ich ſah nie einen ſo jugendlichen Greis, ſo feurige Augen, feinere Züge, ein ſanfteres Geſicht. O Friedrich, Friedrich! ich werde nie vergeſſen, wie ich Dich in dieſem Augenblicke ſah, mich ewig erinnern, daß ich Cäſar und Alexander geſehen habe. Ich liebe den König. Meine Augen ſtehen voll Thränen, indem ich Dir dies ſchreibe.“ — „Er ſpricht von Allem mit unendlich viel Anmuth und Geiſt, mit einer Würde, deren ich mir erſt bewußt wurde, als ich ihn erſt verlaſſen hatte, vor Allem mit einer bezaubernden Güte.“ Der Eindruck war nicht gegenſeitig. Als ihn der König ſah, hatte d'Alembert bereits ihn zum Mitgliede der Akademie vorgeſchlagen. Friedrich antwortet: „Ihr Herr Meyer — er verwechſelt den Namen, ſo wenig Intereſſe hatte er für Müller — iſt hier geweſen; ich geſtehe, daß ich ihn ſehr für das Kleine fand. Er hat einen Abriß der Univerſalgeſchichte geſchrieben, in welchem er ſorgfältig wiederholt, was Andere beſſer als er geſagt haben. Will man bloß nachſchreiben, ſo wird man die Zahl der Bücher in's Unendliche vermehren, ohne daß das Publicum etwas gewinnt. Das wahre Genie hält ſich nicht bei kleinlichen Unterſuchungen auf.“ Die Sache war damit abgemacht. Müller

kehrte nach der Heimath zurück, da, was man ihm sonst bot, in der That unannehmbar für ihn war.

Auf der Durchreise fand er in Kassel eine kleine vorläufige Stellung. In Genf waren Unruhen ausgebrochen, welche die Aristokratie bedrohten, die dort allein seine Stütze war. Es schien im Augenblick nicht gerathen, dahin zurückzukehren. So nahm er den Antrag des Generals von Schlieffen an, der ihm eine Pension von 400 Thalern verschaffte, mit der Verpflichtung, seine Vorlesungen über allgemeine Geschichte zu wiederholen. Es war das Verdienst dieses trefflichen Mannes, daß er ihn bei dem Plan der Schweizergeschichte erhielt. Vieles Andere, zumal die Geschichte der Alten, deren Schriftsteller hier der Unermüdliche der Reihe nach insgesammt las und excerpirte, reizte ihn; die herrschende Manier der Franzosen gewann in ihm das Uebergewicht über den Gegenstand und die Form seiner Schweizergeschichte; mißwollende Besprechungen ärgerten ihn. Wozu diese unendlichen Studien an dem undankbaren Stoff verschwenden? Es war eine Zeit hypochondrischer Stimmungen für ihn, so natürlich nach allen Enttäuschungen der letzten Jahre. „Es verfolgt mich," schreibt er seinem Bruder, „seit einiger Zeit ein Ueberdruß des Lebens, den ich kaum bezwingen kann." „Ich darf keinen Augenblick vom Buche wegsehen, muß meiner ganz vergessen und mich in die Vorwelt hineinfühlen, wenn ich nicht entsetzliche Stunden haben will. Nicht als finde ich in mir etwas Zurückschreckendes, ich fühle nur die Verlassenheit." Der derbe Schlözer schreibt ihm: „Eine Zulage wünsche ich Ihnen, damit Sie heirathen können, sonst leiden mit der Zeit Ihre Talente und Ihr ganzes Schicksal." Er selber aber fand, daß nur die vollkommenste Freiheit in so kritischen Zeiten dem Historiker die Möglichkeit gebe, zu schreiben, was er denke, und seine Meinung vom gegenwärtigen Geschlecht sei der Art, daß sie ihn weit davon entferne, sich durch neue Bande an dasselbe zu knüpfen. In solcher Stimmung nehmen seine Studien eine religiöse Richtung. Indem er die Alten, zumal die Philosophen bis auf Augustus las, schien sich ihm in Christus Alles zu vollenden. „Wenn ich tausend Strahlen bis auf ihren Ursprung verfolgte und fände sie in demselben alle beisammen, so müßte ich wohl diese Stelle für ihren Mittelpunkt halten." In diesen Stimmungen entstand seine merkwürdige Schrift über die Reisen der Päpste. Schon in der Schweizergeschichte stand der Kampf gegen eine Universalmonarchie, die österreichische, welche an die Thore der Schweiz klopfte, in der Mitte aller Ereignisse. Von diesem Lieblingsgedanken, daß die Freiheit Europa's auf dem Gleichgewicht der verschiedenen Kräfte beruhe und daß ihr 'größter Feind die Universalmonarchie sei, erschien hier nur eine Anwendung. In rapiden, anschaulichen Zügen schildert er, wie das Papstthum dem nach der Herrschaft der Welt und auch nach der der Gewissen greifenden Kaiserthum überall einen Damm entgegensetzte. So auch heute der absolutistischen Gewalt. Diese absolutistische Gewalt zu verstärken heißt ihm, es für „das Interesse der Tauben halten, einen Preis zu setzen auf die Vergrößerung der Klauen des Geiers." Er übersendet die Schrift an den Papst und die Cardinäle: vielleicht ging doch durch seine verstimmte Seele, die über den Jugendplan der Schweizergeschichte weit hinausgriff, der Gedanke an die vaticanische Bibliothek. Wenigstens schrieb er an Bonstetten: „Was auch vorzüglich nach Rom mich neigen läßt, ist die wunderbare Entwicklung von Winckelmann's Genie, seitdem er dort war." Und in Kassel ertrug er es nicht mehr. Er schloß mit Tronchin ein Uebereinkommen, die letzten Jahre von dessen Leben bei ihm zu sein, dann eine Pension von 800 Gulden lebenslänglich zu beziehen; dann wieder ertrug er das Verhältniß nicht und flüchtete sich aus ihm in die Einsamkeit des Guts von Bonstetten. Dort in tiefer Abgeschiedenheit arbeitete er den ersten Band der Schweizergeschichte zu seiner jetzigen Gestalt um und schon 1786 erschienen die beiden ersten Bände.

Aus diesen Arbeiten riß ihn der Antrag zu der Bibliothekarstellung in Mainz. „Wenn je — schrieb man ihm von dort — ein Protestant an einem solchen Ort zu stehen verdient, so kann derjenige, welcher der erste unter allen Protestanten dieser Zeit die Hierarchie vertheidigt, wohl vorzüglichen Anspruch darauf machen." In seiner Abschiedsrede in Bern empfahl

er der Schweiz die „Umschmelzung aller ewigen Bünde der dreizehn uns zugewandten Orte in einen allgemeinen bestimmteren Bund, wodurch dafür gesorgt werde, daß gegen Ausländer alle mit gemeinem Nachdruck agirten.“ Die Gefahr der Schweiz lag an einem ganz andern Punkte, den er, der sich mit der aristokratischen Partei so eng liirt hatte, freilich nicht sehen konnte oder wollte. Und in Mainz treibt er nun ganz auf der hohen Fluth der Politik. Friedrich hatte 1785 gegen Kaiser Joseph's Vergrößerungspläne den Fürstenbund gegründet, der die Erhaltung des Reichs in seinem damaligen Zustande zum Zweck hatte. Schon die Reisen der Päpste hatten gegen Joseph's Reformen eigentlich ihre Schneide gerichtet. Nun, da auch Mainz zum Fürstenbunde gehörte und Müller mit Herzberg, dem Minister Friedrich's, in beständiger Correspondenz stand, nach Berlin immer noch die Augen gerichtet hatte: schrieb er seine erste Schrift *über den Fürstenbund* (1787). Die politische Freiheit, durch welche die Verfassung und die Besitzungen jedes Staates sicher sind, ist auf das Gleichgewicht gegründet. Dies Gleichgewicht ward seit Karl V. durch die österreichische Universalmonarchie in Europa bedroht. Zur Erhaltung desselben wurden die Unionen gegen Karl V. und Ferdinand II. gegründet. Diese Unionen sind das für Deutschland naturgemäße Mittel; denn der deutsche Bund ist eine Eidgenossenschaft, seine Hilfe in Krisen liegt demnach in neuen stärkeren Associationen. Die natürliche Schutzmacht einer solchen Union ist Preußen. Da diese Schrift gefiel, ward Johannes Müller seitdem ausschließlich zu Staatsgeschäften verwandt. Er ging in solchen nach Rom. Der Kurfürst ernannte ihn zum geheimen Legationsrath mit bedeutendem Gehalt. Als Preußen gegen den Fürstenbund lau wurde: schrieb Müller die freieste, entschiedenste, deutscheste Schrift seines Lebens: „*Deutschlands Erwartungen vom Fürstenbunde.*“ Mit bitterem Spott hielt er Preußen vor: nun reducire sich der Zweck dieser Union auf zwei Punkte. Zu machen, daß Baiern das Glück habe, statt Joseph's II. den Herzog von Zweibrücken zum Landesvater zu bekommen! Und wenn Joseph ohne fünfzigjährige Deliberationen einen Mißbrauch entfernen wolle, ihn darin zu hindern! Es gelte aber, eine thätigere Reichsverfassung, ein Gesetzbuch, eine angemessene Defensivanstalt; „zu echtem Reichszusammenhang, alsdann auch zu gemeinem Vaterlandsgeiste, damit auch wir endlich sagen dürfen: *Wir sind eine Nation.*“ Wenig Hoffnung ist auch auf die Fürsten der Union; sollte auch diese geringe täuschen, dann mögen sie stehen oder fallen; der Enthusiasmus für ihre Unionen und Waffen hört auf. Es war das einzige Mal in seiner deutschen politischen Laufbahn, daß aus den weichen Worten des Mannes, dessen erklärter politischer Standpunkt war, die Aristokratie in Bern zu loben, in Nordamerika die Demokratie, in Preußen den Militärstaat, überall urkundliches Recht, die Empfindungsweise eines in einer Republik Erzogenen hervorbrach; es war ein Jahr vor Ausbruch der französischen Revolution; über Europa hing die schwüle Empfindung des Kommenden, und Niemand hatte einen stärkeren Instinkt für das zu Erwartende als Johannes Müller.

Joseph starb. Damit änderte sich die österreichische Politik und Müller wurde mit dem Titel eines kaiserlichen Raths und bedeutender Pension, zugleich in den Adelsstand erhoben, nach Wien berufen. Zu gleicher Zeit hatte man für die Bibliothek zu Hannover und die Berliner Akademie mit ihm unterhandelt. Er stand auf der Höhe seines Ruhms und, es scheint, seines Glücks. Aber er hatte anstatt der angemesseneren die glänzendere Stellung erwählt, wozu nun einmal seine Natur und die aristokratischen Gewohnheiten, die er aus seinen Genfer Verhältnissen mitbrachte, ihn stets geneigt machten. Bei großen Besoldungen hatte er stets kaum zu leben und war von seinen Bedürfnissen bei jedem wichtigen Entschluß abhängig. Man war von beiden Seiten in das neue Verhältniß mit verdeckten Absichten hineingegangen. Müller hoffte politische Stellungen, der kaiserliche Hof, daß er katholisch würde. Man machte ihn zum ersten Custos der Bibliothek. Die erste Bibliothekarstelle verschloß sich ihm. Er sollte nur unter Wiener Censur drucken lassen. „Soll ich nun — schreibt er an Bonstetten — in dieser Periode der Verwirrung und Erschütterung in meinem fünfzigsten Jahr

wieder in die Welt hinaus um ein Stück Brot? Denn in der Schweiz habe ich ja Alles verloren."

Wieder wendet er seine Hoffnungen nach Berlin. Im Frühjahr 1804 begab er sich auf ein paar Wochen dahin. Er erschien sich, als er den preußischen Boden betrat, wie ein aus der Fremde heimgekommener Sohn. „Es schien mir ohne Raisonnement so, daß Preußens Sachen die meinigen seien und die des Glaubens meiner Väter." Er war glücklich, hier überall seine Werke bekannt zu sehen, Stellen aus ihnen recitiren zu hören. Man machte ihn zum Kriegsrath und Mitglied der Akademie mit 3000 Thalern Gehalt. Er wollte eine Geschichte Friedrich's des Großen schreiben. Er schien geeignet, in der gefahrvollen Lage Deutschlands zum guten Einvernehmen zwischen Preußen und Oesterreich mit beizutragen; besonders durch sein Verhältniß zu Gentz, der seit 1803 in Wien war. Johann von Müller aber erscheint weder durch wahre Liebe zu Preußen, trotz seiner enthusiastischen Ausdrücke, noch durch Festigkeit der großen Lage gewachsen. Der leitende Gedanke seines ganzen politischen Denkens, der Kampf gegen die Universalmonarchie und die Erhaltung des Gleichgewichts, seine damals einzige historische Gelehrsamkeit, seine unvergleichliche Beredtsamkeit — das alles bestimmte ihn zu einer Stellung neben den Gentz, Fichte und den anderen Vorkämpfern der deutschen Freiheit. Als das Unwetter nahte: suchte er in Petersburg ein ruhiges Unterkommen. Als es hereinbrach, schrieb er: „Ich preise die Fügung, welche mich von der Geschäftslaufbahn entfernte. Jetzt wird mehr und mehr Livius mein Meister, welcher die hohe Gestalt aller Zeiten so verewigte, daß August politisch fand, sein Freund zu sein." Als die Franzosen in Berlin standen: „So wenig als Cicero, Livius, Horaz dem großen Cäsar oder dem glücklichen August verborgen haben, daß sie vormals wider ihn gewesen, so wenig habe ich verhehlt, bisher von einer anderen Partei oder vielmehr in einer anderen Ansicht gewesen zu sein, die ich, da nun Gott entschieden, willig aufgebe, bereit, bei der großen Weltumschaffung wo nicht mitzuwirken, doch sie wenigstens ganz unparteiisch zu beschreiben. Es ist eine unaussprechlich erhebende Beschäftigung des Geistes, von den Trümmern des gefallenen Europa den Blick auf den ganzen Zusammenhang der Universalgeschichte zu werfen." Er citirt die Alten, wie der Teufel die Bibel, und bedient sich des großen Ueberblicks über die Dinge, welcher dem Geschichtschreiber zukommt und in dem er so glücklich ist, um seine Erbärmlichkeit als handelnder Mensch damit zu bedecken. Er war reif zu jener berühmten Audienz vom 20. November bei Napoleon. „Der Kaiser fing an von der Geschichte der Schweiz zu sprechen: daß ich sie vollenden solle;" dann unter verschiedenen Gesprächen: „wie Alles verkettet und in der unerforschlichen Leitung einer unsichtbaren Hand ist und er selbst groß geworden durch seine Feinde; von der großen Völkerföderation, von dem Grund aller Religion und ihrer Nothwendigkeit; daß der Mensch für vollkommen klare Wahrheiten wohl nicht gemacht ist und bedarf, in Ordnung gehalten zu werden, von der Möglichkeit eines gleichwohl glücklichen Zustandes, wenn die vielen Fehden aufhören, welche durch allzu verwickelte Verfassungen, dergleichen die deutsche, und unerträgliche Belastung der Staaten durch die übergroßen Armeen hervorgerufen worden. Der Kaiser sprach anfangs wie gewöhnlich; je interessanter die Unterhaltung wurde, immer leiser, so daß ich mich ganz bis an sein Gesicht bücken mußte und kein Mensch verstanden haben kann, was er sagte; wie ich denn auch Verschiedenes nie sagen werde." Vielleicht erhalten wir in der Correspondenz Napoleon's ein Bild des Eindrucks, das ihm Müller machte; auch so ist sichtlich, mit welcher Absichtlichkeit der Kaiser ihm die Vortheile einer Universalmonarchie aufdringt. Das Resultat für Müller war, man müsse sich umdenken. Sein Gehalt ward fortbezahlt; die Generäle sahen ihn oft zur Tafel; man sagte ihm, Paris sei für ihn der einzige Ort. In solcher Lage hielt er in der Akademie am 24. Januar 1807 jene Rede auf Friedrich den Großen in französischer Sprache, welche seinen Abfall von der deutschen Sache zur Thatsache machte. „Und Du, unsterblicher Friedrich, wendest Du Dein Auge noch auf die Ereignisse der Welt, dann wirst Du, Sieger, größere Macht stets dem folgen sehn, der Dir am meisten gleicht, Du wirst sehn, wie die unveränderliche Verehrung Deines Namens die

Franzosen, die Du so liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Verehrung Deiner eminenten Größe einigt." Mit dieser — man ist versucht zu sagen Lästerung Friedrich's schloß die Rede. Als dann die französische Partei eine Zeitschrift: Der rheinische Bund, gründete: vertheidigte er darin den Rheinbund. Der schweizerischen Eidgenossenschaft fehlte ein Protector: den wird nun der zukunftreiche deutsche Bund haben. Ein Sturm des Unwillens erhob sich gegen Müller. Aber Goethe übersetzte seine Rede auf Friedrich. Die Müller genau kannten, bemitleideten ihn. Gentz, Fichte, Hufeland, Alexander von Humboldt, die besten Männer suchten ihn von weiteren Schritten zurückzuhalten und aufzurichten. Man sah nun, welchen Werth die Besten auf ihn legten. Er nahm eine Professur in Tübingen an, kam um seine Entlassung ein, in der Hoffnung, der König werde sie ihm verweigern und ihm dabei eine Ehrenerklärung thun: er erhielt eine formell gefaßte Entlassung. Auf der Reise trafen ihn Couriere von Paris mit der Ernennung zum Minister-Staatssecretär von Westfalen und der Einladung nach Fontainebleau. Sein schwankender Charakter hielt ihn ab, eine Ablehnung, die er im Herzen hatte, dem scharf und decidirt die Sache abmachenden Napoleon auszusprechen.

Von hier ab ist das Interesse an ihm zu Ende, sein historischer Beruf war mit Füßen getreten. Wie ein solcher Mann Schritt für Schritt zu solchem Verrath gezogen wird, ist von psychologischem Interesse. Von da ab aber theilte er das gewöhnliche Schicksal der Ueberläufer. Als er sah, daß er weder Macht noch Vertrauen besaß, Gutes zu thun: blieb er, um Böses zu verhindern. Der Kummer rieb ihn auf. Er starb am 29. Mai 1809.

Damals, als sein Abfall offenkundig geworden war durch die Vertheidigung des Rheinbunds, hat ihm Gentz einen Absagebrief geschrieben, wahrhaft edel, jede gemeine Auslegung seines Entschlusses zurückweisend, aber den Grund desselben und seine Natur durchblickt er tief, den Grund für die Schicksale seines gesammten Lebens. „Die ganze Zusammensetzung Ihres Wesens ist ein sonderbarer Mißgriff der Natur, die einen Kopf von außerordentlicher Stärke zu einer der kraftlosesten Seelen gesellte. Die Masse von vortrefflichen Gedanken, von sinnreichen und oft tiefen Combinationen, die seit zwanzig Jahren durch Ihre Feder gegangen, schien sich bloß für Andere zu entwickeln, in Ihnen selbst hat nichts haften, nichts Wurzel schlagen können. Sie sind und bleiben das Spiel jedes zufällig vorübergehenden Eindrucks." Nimmt man hierzu die frühe Gewöhnung an eine aristokratische Lebensweise, welche er mit Gentz theilte, die Heimathlosigkeit eines familienlosen Lebens, so erklärt dies, wie seine politischen Ansichten keine Macht hatten über seine Entschlüsse. Es kam aber eine eigenthümliche Biegsamkeit dieser Einsichten selber hinzu. Ueberall wo ihm Kraft, herrschender Geist begegnen, nehmen sie seine Seele gefangen. Er war unter der Macht jeder großen Thatsache, jeder heroischen Erscheinung. Denn von dieser Macht befreit den Historiker allein die Einsicht in den Zusammenhang und die Gesetze. Und diese grade unter allen großen Eigenschaften des Geschichtschreibers, freilich die größte, war ihm versagt.

Ich glaube nicht, daß je ein Mensch eine so ungeheure Excerptenmasse über die gesammte Geschichte der europäischen Menschheit aufgehäuft hat als Johann von Müller. Mit der Kindheit beinahe begann er und hat, inmitten aller Reisen, aller Gesellschaften, aller politischen Geschäfte sie beständig vermehrt. Dazu brachte ein unvergleichliches Gedächtniß alle diese Züge an einander: die anschaulichsten waren ihm die liebsten. Obwohl er bedeutende Kenntniß der Finanz- und politischen Geschäfte besaß: so findet man weder in seiner Schweizer- noch in seiner allgemeinen Geschichte, daß er durch diese seinen Stoff wirklich aufklärte. Es bedurfte einer ganz anderen Methode und ganz anders angelegter Männer, um hier auf den Wegen Möser's weiter fortzuschreiten. Vielmehr arbeitete er aus den Excerpten, welche lauter einzelne Züge für die Darstellung von Begebenheiten und Charakteren enthielten. Nur einzelne politische und moralische Reflexionen fügte er ein. Die große Arbeit seiner Geschichtschreibung war, was er die Composition nannte. Dies war die kunstvolle und nachdrückliche Zusammenfügung der Züge zum anschaulichsten Bilde; er behandelte in dieser Beziehung jedes einzelne Capitel wie ein kleines Kunstwerk, daher man auch solche

Capitel gerade aus ihm so gut auswählen und für sich nehmen kann. Selbst Widersprüche in den Zügen scheute er sich nicht, nach verschiedenen Quellen, wie sie von verschiedenen Gesichtspunkten ausgingen, in seiner Darstellung aufzunehmen. Er wollte nur erzählen, was er in den Quellen fand und nichts verschweigen. Darin bestand die Treue des Historikers.

Eine unglaubliche Anstrengung wandte er auf den Stil. So arbeitete er einmal den ersten Band allein in Rücksicht auf denselben um, dergestalt daß er sogar den übelklingenden Zusammenstoß der Consonanten überall entfernte. Seine Umarbeitungen waren Kürzungen. Denn die Prägnanz der Form liebte er bis zum Springenden und Abgerissenen, nach dem Muster der alten Historiker, in welche sich nie Jemand so eingelebt hat als er. Schon 1777, also als der erste Band noch sehr unvollkommen in seiner Form war, schreibt er seinem Bruder, daß kein Capitel darin sei, das nicht fünf oder sechsmal umgearbeitet worden wäre, und im ganzen Buch keine Redensart, die ihn nicht mehrere Spaziergänge auf seinem Zimmer gekostet hätte. Auch der Verbesserung von Freunden, wie von Bonnet unterwarf er diesen Band. Der Stil, der aus solcher Anstrengung eines für historische Form unstreitig genial begabten Kopfes entstand, war von ungemeinem Einfluß auf die Form unserer Historiker. Ein so genialer Schriftsteller als Ranke erscheint in seinem ersten Werk sehr unter seinem Einfluß. Darin daß er eine künstlerische Prosa zu schaffen unternahm, wie sie die Alten besaßen, welche der Würde der Geschichtschreibung entspräche, von der er ganz erfüllt war, hat er auf alle nachfolgenden wahren Geschichtschreiber gewirkt.

Man kann wohl sagen, daß seinen Anfängen und dem Ungemeinen, was man von ihm erwartete, das nicht entsprach, was er leistete. Früh, unter dem Einfluß von später ganz zurücktretenden Empfindungen, hatte er sich dafür entschieden, der Geschichtschreiber seines Vaterlandes zu werden. Nur beständiger Antrieb von außen ließ ihn stets wieder zur Fortsetzung dieses Werkes zurückkehren. Der Plan seiner männlichen Jahre, für welchen so ungeheure Sammlungen angelegt wurden, der dem Geist seiner Zeit, wie er in französischen und deutschen Historikern hervortrat, entsprach, war die Universalgeschichte. Die leidenschaftliche Unruhe seines Geistes ließ ihn dies Werk nicht vollenden. Was davon nach seinem Tode gedruckt ist, enthält bewundernswürdige Blicke, zumal in der italienischen und österreichischen Geschichte: aber es ist eben ein ganz fragmentarischer und abgerissener Ueberblick. Wie er zu arbeiten pflegte, hätte derselbe wohl doch bei der Composition selber viel mehr inneren Zusammenhang erhalten.

So bleibt die Geschichte der Schweiz sein Hauptwerk. Es war einzig in seiner Zeit darin, daß es aus einer gewaltigen politischen Empfindung entsprang. Schon 1774 spricht er so über Art und Richtung desselben. „Ich schreibe in der Sprache, mit dem Ernst eines alten ehrwürdigen Schultheißen oder Bürgermeisters, der seinem Vaterland die alten Großthaten vorhält, auf daß es dieselben nachahme, der auf einem Reichstag der europäischen Nationen die großen Vorzüge der Verfassung und Regierung der Schweizer ausführt und den jungen Bürgern von Bern und Schaffhausen ihre Gesetze und Ordnungen erklärt.“ Es war immer eine Rolle, mehr oder weniger, in welcher er redete, aber in dieser spricht er bewundernswürdig. Nie zuvor, seit den Historikern des Alterthums, die ihm immer vor der Seele standen, hatte ein Historiker so zu seinem Vaterlande, von der Empfindung desselben ganz erfüllt, geredet. Er wendet sich in den berühmten Vorworten an die einzelnen Städte, mahnt sie an ihren Ruhm, zeigt ihnen ihre Lage und Aufgabe; das ganze Werk redet zu den Eidgenossen; es ist kein todtes Schriftdenkmal. Man könnte sich denken, daß seine Capitel bestimmt gewesen wären, wie Herodot's Perserkriege der Versammlung der Eidgenossen vorgelesen zu werden, daß sie diese bis zu Thränen ergriffen hätten. Denn was für Zeiten waren es, in denen er redete!

Als er begann, erhoben sich in der Schweiz überall gegen die aristokratischen Verfassungen volksthümliche Ideen und Bewegungen. Während er die Geschichte des ewigen Bundes schrieb, stürzte dieser Bund vor der demokratischen Bewegung zusammen, die französische Schweiz ward abgerissen; die demokratische Partei hatte sich mit Bonaparte verbündet. Dieser

kritischen Lage seines Vaterlandes war er leider weder durch Unparteilichkeit noch durch politischen Tiefblick gewachsen. In Genf und Bern kam er in die Gesellschaft der aristokratischen Partei. In dieser Zeit spricht er von der sonderbaren Aufgabe: „sich so auszudrücken, daß die Obrigkeiten die Wahrheit lernen, ohne daß ihn die Unterthanen verstünden, und die Unterthanen so zu unterrichten, daß sie vom Glück ihres Zustandes recht überzeugt sein möchten.“ In solcher Lage ward er zum Moralisten, da politische Höhe der Geschichtschreibung die durchdachteste Gesinnung verlangt. Er traf mit seiner Moralpredigt einen wesentlichen Punkt. „Die Basis der Monarchien läßt sich berechnen; die Grundfeste der Republiken ist moralisch, fest oder locker wie die Gemüther.“ Viel wichtiger war noch, daß er erkannte, wie eine Erziehung, die zwischen scholastischer und controversistischer Enge und Rousseau und Voltaire schwanke, ein unrepublikanisches Geschlecht hervorbringen müsse, wie Nationales in Leben und Literatur gebracht werden müsse, wie Kenntniß der Verfassung, Einsicht in politische Dinge, Studium der Alten den Nationalgeist allein stärken könnten. Das Wichtigste, daß seine Schrift selber dies leistete, daß sie die Geschichten der Vorzeit bis in die Alphütten wieder neu belebte. Aber damals hätte allein die nothwendige Reform von Verfassung und Unterricht der Schweiz inmitten der allgemeinen Erschütterung von Europa größere Sicherheit gewähren können. Aber Johannes Müller kannte in Fragen der Verfassung keine höhere Instanz als die verbrieften Rechte.

Nichts Mittelmäßiges war in dieser genialen Natur; außerordentliche Tugenden und außerordentliche Schwächen. Das Größte, was er that, war doch, daß er zuerst einem modernen Volke die ganze Erinnerung seiner Vergangenheit so anschaulich hinstellte, daß diese Bilder sich an allen Orten wieder erneuten, wo die Begebenheiten geschehen waren, daß die Jugend von ihnen erfüllt wurde, daß durch die so erneuten Erinnerungen die Schweiz selbst in den Augen der Nachbarnationen erhoben wurde. Denn es entstand ein durchaus verschönertes Bild dieses Landes durch sein Werk.

Literarisches.

Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes. Von Ludwig Häusser. Dritter Band. Berlin. Weidmann'sche Buchhandlung. 1863.

Die unmittelbaren Folgen der Schlachten von Jena und Auerstädt sind zu bekannt, um besonders erwähnt werden zu müssen. Auch würden diese beiden Niederlagen unter andern Umständen nicht den gänzlichen Umsturz der preußischen Macht herbeigeführt haben, denn die Preußen hatten im siebenjährigen Kriege bei Collin, Hochkirchen und Kunersdorf ebenfalls höchst unglücklich gefochten und waren aus dem Kampfe zuletzt siegreich hervorgegangen. Das preußische Heer hatte damals allerdings nicht mit einem Feldherrn wie Napoleon und seinen seit vierzehn Jahren durch ununterbrochene Kriege gestählten Truppen zu thun gehabt. Dagegen war Preußen in jener Zeit von drei Seiten, im Osten von den Russen, im Süden von den Oesterreichern, im Westen von den Franzosen angegriffen worden, ganze Provinzen waren verloren gegangen, und die Hauptstadt selbst hatte zweimal den Feind in ihren Mauern gesehen. Außerdem war der preußische Staat unter Friedrich II. an Hilfsquellen bedeutend ärmer als unter Friedrich Wilhelm III. Aber damals stand nicht nur ein großer Mann an der Spitze des Landes und Heeres, der in keiner Noth verzagte und immer neue Mittel des Widerstandes zu finden wußte, sondern er war auch von einer Phalanx von Kriegern umgeben, die, bei geringeren Geistesgaben als er, von derselben muthigen Ausdauer und Entschlossenheit erfüllt waren, und in denen das Gefühl der Treue und Ehre mit der Kraft eines natürlichen Instinkts wirkte. Auch im Volk waren ähnliche Gesinnungen vorhanden.

Der vertrauteste Freund Friedrich's des Großen in jener Zeit, der Marquis d'Argens, schreibt an ihn bei Gelegenheit der Besetzung Berlins durch die Oesterreicher, es hätten sich unter den Einwohnern Züge von Patriotismus kundgegeben, die, wären sie im Alterthum vorgekommen, in den Gesängen der Dichter fortgelebt und einen unsterblichen Ruf erlangt haben würden. Aus Ostpreußen, das von den Russen, aus Schlesien, das von den Oestreichern eingenommen war, langten bei dem großen König unaufhörlich Freiwillige an, und die Behörden sandten ihm auch aus den occupirten Provinzen, sobald irgend eine Möglichkeit vorhanden war, selbst unter persönlichen Gefahren, alle verfügbaren Gelder

u. 1806 wurde Preußen nur von Einer Seite her angegriffen, die meisten Provinzen waren durch zahlreiche feste Plätze geschützt, die Elbe, die Havel, die Oder und Weichsel boten eine Menge natürlicher und künstlicher Vertheidigungspunkte dar, eine Großmacht wie Rußland stand damals nicht wie im siebenjährigen Kriege gegen Preußen, sondern war mit ihm verbündet, und dennoch schien Alles nach einem einzigen unglücklichen Tage verloren, trat eine Muth- und Kopflosigkeit, eine Lähmung und Ohnmacht ein, wie selten in der Geschichte gesehen worden ist. So bekannt auch die Ereignisse jener Zeit sind, man erstaunt immer wieder von Neuem, wenn man an die plötzliche Auflösung aller Bande, die lange Reihe von Capitulationen ganzer Corps und starker Festungen, den Mangel des gewöhnlichsten Pflicht- und Ehrgefühls erinnert wird. Diese traurige Erscheinung verliert jedoch viel von ihrem auffallenden Charakter, wenn man sich die in dem damaligen Preußen herrschenden Zustände vergegenwärtigt. Denn ein so complicirtes, aus moralischen und materiellen Elementen mannigfach gemischtes, sichtbaren und unsichtbaren Einflüssen ausgesetztes Wesen wie der Staat bleibt nicht lange in derselben Lage, sondern wechselt Farbe und Gestalt je nach der geistigen Atmosphäre, in der er lebt, steigt oder sinkt je nach den Ideen, von denen er erfüllt wird, und der Stärke oder Schwäche derer, die mit seiner Leitung beauftragt sind. Es ist eines der hervorstechendsten Verdienste der deutschen Geschichte von Häusser, auf eine auch dem größern Publicum zugängliche Weise dargethan zu haben, wie Deutschlands politische Organisation vom Westphälischen Frieden an so veraltet, morsch und gebrechlich geworden war, daß daraus zuletzt eine Katastrophe wie die Auflösung des deutschen Reichs und die Stiftung des Rheinbundes hervorgehen mußte. Was Preußen insbesondere betrifft, so hat unser Verfasser die Ursachen des moralischen Verfalls und der politischen Schwäche schärfer und klarer nachgewiesen als in manchen andern diesen Gegenstand speciell behandelnden Werken geschehen ist. Der innerste Grund, nicht der Niederlagen von Jena und Auerstädt, denn auch die Franzosen sind unter dem Convent und dem Directorium mehr wie einmal geschlagen worden, sondern des auf jene Schlachten folgenden Umsturzes des Staates und der Auflösung des Heeres, lag darin, daß Preußen nach Friedrich's des Großen Tode in seiner staatlichen Entwicklung stehen geblieben war, und sich von den Ideen, welche anfingen, die Zeit in Bewegung zu setzen, abgewandt hatte. Die preußischen Staatsmänner glaubten nach dem Tode des großen Königs genug zu thun, wenn sie das, was er geschaffen, erhielten, ohne daran zu denken, daß durch die französische Revolution die ganze Weltlage sich verändert hatte, daß mit diesem Ereigniß neue Kräfte auf dem Schauplatz erschienen waren, und daß unter solchen Umständen ein Stillstand nichts als ein verhüllter Rückschritt war. Man muß über diese Epoche der preußischen Geschichte nachlesen, was Häusser im ersten und zweiten Bande seines Werks über die leitenden Persönlichkeiten, die innern Verhältnisse, den öffentlichen Geist, die diplomatischen Verhandlungen, die Kriegsführung so genau und unparteiisch dargestellt hat. Ungeachtet des redlichen Willens und der guten Absichten Friedrich Wilhelm's III., ungeachtet einiger partiellen Verbesserungen und der Abstellung der gröbsten unter seinem Vorgänger eingeschlichenen Mißbräuche, war der Staat bis zu dem großen Wendepunkt nach dem Tilsiter Frieden in unbemerktem aber beständigem Sinken begriffen. Jede Epoche im Leben eines Volks ist schwach, die nicht aus sich selbst schöpfen kann, sondern von dem Ertrage einer ihr vorangegangenen Zeit leben will. Da die Regierung Friedrich's des Großen für ein unübertreffliches Muster angesehen wurde, von dem man glaubte, sich nicht ungestraft entfernen zu dürfen, obgleich derselbe unter Verhältnissen gewaltet hatte, die von denen seiner Nachfolger ganz verschieden waren, so mußte diese Copie, je mehr sie sich der Zeit nach von dem Original entfernte, immer weniger von dessen Geist an sich tragen. Denn es lassen sich wohl die Formen, aber nicht der Charakter eines großen Mannes oder einer großen Epoche künstlich erhalten. Die seltenen und außerordentlichen Erscheinungen im Leben der Völker müssen, im Ganzen, als Mittel der Begeisterung und Erhebung angesehen werden, dürfen aber im Einzelnen nicht nachgeahmt werden, da ein solches Verhalten, bei der unausbleiblichen Ungleichheit der Zeiten und der Umstände, leicht das Gegentheil von dem hervorbringt, was damit bezweckt wird.

Friedrich der Große soll in seinen letzten Jahren, sei es aus Ueberzeugung oder in einem Anfall von übler Laune, geäußert haben, daß seine Armee demoralisirt sei. Wahrscheinlich hatte er Recht, und er würde mit ihr 1780 nicht dasselbe wie zwanzig Jahre vorher ausgerichtet haben. Die Maschine war noch in festem Gange, aber der sie früher belebende Hauch war verflogen. Seitdem war nicht nur nichts geschehen, um den Geist des Heeres zu erhöhen, sondern auch die naheliegenden von der Erfahrung gebotenen materiellen Verbesserungen waren außer Acht gelassen worden. Die Zusammensetzung der Armee, auf deren Schultern dieser Staat mehr als irgend ein anderer ruhte, das

Werbesystem, die dem Verdienst und der Befähigung nicht förderlichen Regeln des Avancements, die Ausrüstung und Verpflegung waren mit allen ihren Mängeln dieselben wie in den Rheinfeldzügen geblieben, nur daß es 1806 noch mehr als früher an Kraft und Einsicht fehlte. Dabei hatte bis zum Ausbruch des Krieges, wo in vielen Gemüthern, beim Anblick der allgemeinen Verwirrung und Planlosigkeit, die Ahnung eines bevorstehenden Unglücks aufstieg, in den höhern Sphären der Armee eine unbegreifliche Selbstüberschätzung und Verblendung geherrscht. Der General Rüchel soll einmal in einem militärischen Zirkel in Potsdam die Aeußerung gethan haben, daß es im preußischen Heer mehr wie einen Feldherrn gebe, der es mit Napoleon aufnehmen könnte.

Die letzten Monate des Jahres 1806 waren die traurigsten jener drangvollen Zeit, denn es sah damals aus, als ob der preußische Staat sich nicht wieder erheben werde. In Berlin schien man die fremde Herrschaft am willigsten aufzunehmen, und sich an sie am leichtesten gewöhnen zu wollen. Die bestehenden Behörden und Einrichtungen dauerten ohne Unterbrechung fort, nur daß Alles nach der Intention und dem Interesse der französischen Befehlshaber und ihrer Militärverwaltung geschehen mußte. Der vaterländische Geist schien eine Zeit lang von dem Druck der so plötzlich eingetretenen Ereignisse wie betäubt und gab kein Lebenszeichen von sich. Erst das tapfere Verhalten des preußischen Corps unter L'Estock bei Eylau, die tüchtige Vertheidigung von Danzig, Colberg, Graudenz, Kosel, Neisse, Glatz, die patriotischen Versuche zum Widerstand gegen den Feind in Pommern und Schlesien, die, obgleich von militärischen Kreisen ausgehend, auch in dem sonst friedlichen Theile der Bevölkerung Anklang und Unterstützung fanden, frischten die ermatteten Hoffnungen wiederum etwas an. Da machte die Niederlage der Russen bei Friedland und der Friede von Tilsit dem Blutvergießen, aber nicht den übrigen Leiden des Krieges ein Ende, indem Preußen noch längere Zeit über von den Franzosen besetzt blieb, und von ihnen gedrückt und ausgesogen wurde. Die in Tilsit begonnene und ein Jahr später in Erfurt fortgesetzte Annäherung Napoleon's und Alexander's schien den Continent der Herrschsucht und Vergrößerungslust der beiden Kaiser Preis zu geben und die Unabhängigkeit der Völker zerstören zu wollen. Häusser schließt diesen inhaltsschweren Abschnitt (S. 119.) mit der Bemerkung, daß in keiner andern Zeit das Dasein der europäischen Welt in ihrer eigenthümlichen Art ernster als durch den Bund des östlichen Barbarenthums mit dem neuen abendländischen Cäsarismus in Frage gestellt worden. Denn wenn es möglich gewesen wäre, diesen Zustand zu einem dauernden zu machen, so würde der freien uns darum mannigfaltigen Entwicklung des europäischen Geistes ein einförmiges Gepräge aufgedrückt und der moralische und politische Fortschritt aufgehalten worden sein.

Friedrich Wilhelm III. hatte sich nicht gleich nach den erlittenen Unfällen von der Nothwendigkeit einer Systemsänderung und einer anderweitigen Besetzung der obersten Staatsstellen überzeugen können. Er glaubte, die traurigen Erfahrungen, die er im October und November gemacht hatte, nur militärischen Gründen zuschreiben zu müssen, obgleich sie tiefer lagen. Er behielt sogar noch eine Zeit lang Haugwitz bei, der durch seinen Leichtsinn und seine Schlaffheit so viel zu dem verzweifelten Stande der Dinge beigetragen hatte, ließ durch Lucchesini und Zastrow mit Napoleon unterhandeln, und stieß unter starken Ausdrücken von Mißfallen und Unzufriedenheit Stein von sich, der, da er den Einfluß gewisser persönlichen Umgebungen für verderblich hielt, seine Entlassung verlangt hatte. Aber nachdem der Frieden geschlossen und Friedrich Wilhelm seine Lage klarer übersehen konnte, ging er mit Entschiedenheit an eine große Reform des Staates, und gewann es über sich, Stein mit deren Ausführung zu beauftragen, obgleich der überlegene Geist und der Unabhängigkeitssinn des wiedereingesetzten Ministers einem Fürsten, der an eine unumschränkte Gewalt gewöhnt war, zuweilen etwas drückend erscheinen mußte. Selten ist der rechte Mann so zur rechten Zeit, wie damals Stein in Preußen, erschienen. Er wurde für dasselbe, was Richelieu, allerdings unter andern Umständen und zu andern Zwecken, aber mit ähnlicher folgerechter Nothwendigkeit einst für Frankreich, und neuerdings William Pitt für England gewesen, zugleich ein Mann der That und des Gedankens, der Theorie und Praxis, und er hat, wenn man die kurze Zeit seines Wirkens und die entgegenstehenden Hindernisse in Betracht zieht, nicht weniger als diese beiden großen Minister geleistet. Die Aufhebung der Erbunterthänigkeit, die Errichtung der Städteordnung, die Verbesserungen in der Verwaltung, haben Stein zu einem Regenerator Preußens gemacht, und ihm unter den deutschen Staatsmännern älterer und neuerer Zeit ohne allen Vergleich die erste Stelle verliehen. An die politischen Schöpfungen Stein's reihten sich die militärischen Reformen Scharnhorst's; der von Fichte, Schleiermacher, Ernst Moriz Arndt, dem Tugendbund, der Stiftung der Universität Berlin, der Einführung des Turnens gegebene Umschwung, besonders in den Ideen und Sitten

der Jugend der gebildeten Stände, breitete sich im Stillen über ganz Deutschland aus, und arbeitete der Erhebung des Jahres 1813 vor.

Obgleich Häusser's deutsche Geschichte überall den Charakter der Gründlichkeit, Klarheit und Reife des Urtheils an sich trägt, so sind doch, wie in jedem geschichtlichen Werk, das einen längern Zeitraum umfaßt, die einzelnen Abschnitte nicht alle gleich anziehend, was von der Verschiedenheit des Stoffs abhängt, den der Historiker nicht wie der Dichter frei gestalten kann. Der Abschnitt: „Die Reform in Preußen" ist einer der dem Gegenstand nach dankbarsten, aber auch einer von denen, die in der Ausführung am gelungensten sind. Wir haben in Bezug auf die beiden ersten Bände dieses Werks die Bemerkung gemacht, daß der Verfasser in seiner Darstellung zuweilen das Persönliche zu sehr dem Sachlichen unterordnet, und die Leser über das Wesen der hervorragenden Erscheinungen jener Zeit nicht immer hinreichend aufklärt. Dieses Urtheil findet aber keine Anwendung auf den dritten Band dieses Werks, in welchem von Männern wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, Fichte, Schleiermacher, Ernst Moriz Arndt, Graf Philipp Stadion, Metternich, Wilhelm von Humboldt u. s. w. ein Charakterbild, in längern oder kürzern Zügen, aber immer wahr und lebendig, entworfen wird.

Wir müssen, da wir nicht auf die Einzelheiten dieses Werks eingehen können, sondern nur den wesentlichen Inhalt desselben in Kurzem zusammenfassen und einige Betrachtungen daran anknüpfen, Vieles ganz übergehen, was wohl erwähnt zu werden verdiente. Wir wollen aber den Leser auf den Abschnitt: „Rheinbündische Zustände" (S. 220 bis 255) aufmerksam machen, da derselbe Thatsachen enthält, die dem größern Publicum weniger bekannt als manches Andere sind, und doch zur Kenntniß jener Epoche gehören.

Die Katastrophe in Bayonne, die erzwungene Abdankung der spanischen Bourbonen, die Gefangenschaft Ferdinand's VII. und seiner Brüder, hatten die übelste Seite in Napoleon's Wesen, die Mischung von Gewaltsamkeit und List, vor den Augen der Welt in einer Weise enthüllt, die selbst nach der Hinrichtung des unglücklichen Herzogs von Enghien noch überraschen konnte. Die alten Dynastien fühlten sich von dieser tyrannischen That Napoleon's, die etwas hatte, was an den Orient erinnerte, und zugleich eine so große Geringschätzung gegen seine legitimen Collegen auf den Thronen an den Tag legte, auf das Aeußerste verletzt und bedroht. Auf der andern Seite machte die unerwartete Erhebung des spanischen Volks einen Eindruck wie kein anderes Ereigniß seit dem Ausbruch der französischen Revolution. Es handelte sich jetzt wie damals, wenn auch unter andern Formen, wieder um ein allgemeines nationales Interesse, das zu dem Herzen aller andern Völker sprach. Frankreich hatte, seitdem es seine eigene Freiheit verloren, auch die Sympathien des Auslandes eingebüßt. Es schien nur noch dazu da zu sein, um seinem großen Zwingherrn die Werkzeuge zur Unterdrückung Anderer zu liefern. Der begeisterte, von Erfolg gekrönte Widerstand der Spanier brachte in ganz Europa eine elektrische Wirkung hervor. In diesem Augenblick entschloß sich das sonst so vorsichtige und abwägende Oesterreich zu einem neuen Kampfe gegen den Eroberer, die, wie uns scheint, kühnste und ruhmvollste That seiner neuern Geschichte, durch die es bewies, daß es wahrhaft eine Großmacht war, und den Muth und die Kraft zu entscheidenden Unternehmungen besaß. Es stellte in dieser niedergedrückten Zeit ein Beispiel von unschätzbarem Werth auf, welches auch der unmittelbare Erfolg seiner kühnen Schilderhebung sein mochte, es machte den Spaniern durch seine Diversion in einem Augenblick Luft, wo der Dränger in Person gegen sie vorgegangen war, und zwang ihn, einen großen Theil seiner besten Truppen aus dem Lande herauszuziehen, das er nach seiner Art schon mit scharfer Kralle gefaßt hatte, und über die Pyrenäen und den Rhein nach der Donau zu führen. Oesterreich rechnete bei seinem Unternehmen auf den Doppelkrieg, den Napoleon jetzt zu führen haben würde, auf die sichtbar werdende Erschöpfung Frankreichs, auf eine Landung der Engländer an der Nordseeküste, auf eine Erhebung Norddeutschlands, die sich auch dem Westen und Süden mittheilen konnte. Es hatte große militärische Kräfte in Bewegung gesetzt, und war zugleich der Mittelpunkt einer geistigen Propaganda geworden, die überall in Deuschland geheime Verzweigungen hatte; es war mit einem ihm sonst fremden Aufschwunge in den Kampf gegangen, trug nationale statt dynastischer Ideen zur Schau, und forderte Deutsche, Polen und Italiener zu Unabhängigkeit und Freiheit auf. Aber alle diese großen Anstrengungen waren für den Augenblick vergeblich. Die Stunde des Gewaltigen war noch nicht gekommen, die Völker hatten noch nicht das Wort aus der Höhe vernommen: „Bis hieher und nicht weiter und hier sollen sich legen deine stolzen Wellen!" Oesterreich unterlag und mußte den Frieden mit großen Opfern erkaufen.

Merkwürdig ist es, daß ein noch nicht achtzehn Jahre alter Handelslehrling, Ferdinand Staps, der Sohn eines Predigers zu Naumburg an der Saale, durch seine kundgegebene Absicht, den Weltgebieter zu ermorden, auf die

Beschleunigung der Friedensunterhandlungen nicht ohne Einfluß gewesen ist. Napoleon war in dem Lande der blutigen Rache, in Italien und Spanien, unversehrt, selbst unbedroht geblieben. Es mußte deshalb einen um so tieferen Eindruck auf ihn machen, unter dem contemplativen Volke der Deutschen auf einen so verzweifelten Entschluß und eine so persönliche Gefahr zu stoßen.

Diese kurze, aber sehr verwickelte, schwer darzustellende Epoche von Napoleon's Erscheinen an der Donau bis zum Wiener Frieden mit dem Trauerspiel in Tirol in ihrer Mitte und an ihrem Schluß die mannigfaltigen Bewegungen der Heere auf so verschiedenen Punkten, und die einzelnen politischen Zwischenfälle sind von Häusser mit großer Klarheit und Genauigkeit dargestellt worden, wie man ihm denn überhaupt nachrühmen muß, in seiner Erzählung nie Dunkelheiten und Lücken gelassen zu haben, was nicht gewöhnlich in Werken ist, die eine große Fülle ineinandergreifender Thatsachen behandeln.

Das Unterliegen Oesterreichs nach so großen Anstrengungen mußte für den Augenblick eine tiefe Niedergeschlagenheit hervorbringen. Aber dieses Gefühl dauerte nicht lange. Deutschland hatte durch den letzten Krieg an Selbstgefühl gewonnen, denn Oesterreich hatte seine Sache mit der des deutschen Volks verflochten, und war zwar besiegt, aber nicht gedemüthigt worden. Der Tag von Aspern, die Tapferkeit, mit der die österreichischen Truppen überall gefochten, der Heldenmuth des Tiroler Landvolks, die Unternehmungen Dörnberg's, Schill's, des Herzogs von Braunschweig hatten zum ersten Mal in den Massen den Gedanken an einen activen Widerstand gegen die fremde Herrschaft wach gerufen. Der Funke zu einer nationalen Erhebung war von Spanien aus herübergeflogen, war von dem letzten Kriege genährt worden, und bedurfte nur eines günstigen Hauches, um zur Flamme emporzulodern. Auf der pyrenäischen Halbinsel dauerte der Kampf mit derselben Hartnäckigkeit fort, und Wellington, „l'homme fatal" wie ihn Chateaubriand bei einer gewissen Gelegenheit nennt, war erschienen, wie der schwarze Punkt am Horizont, der auf der See den kommenden Sturm anzeigt. Vor Allem sorgte Napoleon selbst dafür, daß das Gefühl des Druckes, mit dem er auf Europa lastete, sich allmälig selbst unter den niedrigsten Schichten der Bevölkerung, die früher dem öffentlichen Leben ganz fern gestanden, verbreitete. Er ließ Preußen durch Contributionen, Lieferungen, Durchmärsche methodisch aussaugen. Nachdem er es Stein unmöglich gemacht hatte, im preußischen Dienst zu bleiben, erklärte er denselben in die Acht und zwang ihn zur Flucht, aber ohne dessen patriotischen Eifer und seine unermüdliche Thätigkeit zur Befreiung des Vaterlandes lähmen zu können. Hardenberg übernahm die Leitung der preußischen Angelegenheiten, ein Mann, der sich an Größe des Charakters und Weite des Blicks nicht mit Stein vergleichen ließ, aber doch im Ganzen auf dem von diesem gelegten Grunde fortbaute und das Staatsschiff unter den Klippen jener gährenden Zeit, von dem Mißtrauen Napoleon's gegen Preußen, dem Widerstande der Anhänger des Alten im eigenen Lande, der Ungeduld der Patrioten, welche die Zeit der Erhebung gegen Frankreich nicht erwarten konnten, gedrängt, bald fest, bald nachgiebig, mit großer Klugheit zu leiten wußte.

Napoleon hatte nach dem Wiener Frieden den Gipfel menschlicher Hoheit und äußern Glücks erreicht, auf dem ihm aber, wie auch bei Alexander dem Großen und Cäsar in ihrer letzten Zeit der Fall gewesen, zu schwindeln anfing. Die Tiefe seines Verstandes, die Klarheit seines Blicks wurde von dem Glauben an seine Unwiderstehlichkeit und die unwandelbare Dauer seines Glückssterns verdunkelt. Er kannte fortan keine andern Rechte und Pflichten an als die, welche sich mit seiner Herrschsucht vereinigen ließen, und legte seinen eigenen durch lange Gewohnheit zur andern Natur gewordenen Gefühlen Zwang an, indem er sich von seiner ersten Gemahlin trennte und die österreichische Kaiserstochter heirathete. Er dachte durch diese Verbindung in den Augen des französischen Volkes noch zu steigen, seinen Ursprung gewissermaßen zu veredeln, und die Zukunft seiner Dynastie zu sichern. Er irrte sich hierin wie in so Vielem, was er von dieser Zeit an that. Die neue Kaiserin ward in Frankreich nie populär, und er selbst trat damit den alten Regentenhäusern nicht näher, zumal er fortfuhr, dieselben nach wie vor, selbst seinen Schwiegervater nicht ausgenommen, zu verletzen und zu demüthigen. Den Rheinbundsfürsten, die ihn gegen Preußen und Oesterreich hatten unterstützen müssen, legte der Kampf gegen Spanien jetzt noch schwerere Opfer auf. Sie waren außerdem bei den häufigen von ihm angeordneten Gebietsveränderungen nicht einmal ihres Daseins recht sicher, indem irgend ein kolossaler Plan des angeblichen Protectors zu ihrem völligen Untergang führen konnte. Er vereinigte Holland und den Ueberrest des Kirchenstaats mit Frankreich, und ließ sich mit dem Papstthum in Streitigkeiten ein, bei denen ihn seine gewöhnlichen Gewaltschritte zu keinem Ziel führen konnten. Napoleon drückte und bedrohte aber nicht bloß die Fürsten, sondern lastete noch schwerer auf den Völkern, indem die Continentalsperre

gegen England in die täglichen Gewohnheiten des Lebens störend eingriff, den Verkehr hemmte, eine Menge harter Maßregeln zur Folge hatte, und die Handelsplätze und Seeküsten der Verarmung entgegenführte.

In der übelsten Lage befand sich Preußen, das, scheinbar selbständig, da es nicht in den Rheinbund eingetreten war, unter allen Staaten am meisten das Mißtrauen und die Abneigung des übermüthigen Siegers erregte. Es verdiente aber auch diese Auszeichnung, indem es der Mittelpunkt des moralischen Widerstandes gegen die französische Herrschaft und der Herd war, auf dem die Flamme der Hoffnung auf eine baldige Befreiung am hellsten brannte, aber auch mehr als einmal zur Unzeit hervorzubrechen drohte. Die Erbitterung über die erlittenen Drangsale und Demüthigungen war so groß geworden, daß manche bedeutende, aber leidenschaftliche Stimmen im offenen Bruch und Kriege gegen Napoleon die einzige Möglichkeit der Rettung sahen und den König in diesem Sinne zu bestimmen suchten. Das von Spanien gegebene Beispiel übte einen zauberischen Einfluß aus, und ließ die Unterschiede in der gegenseitigen Situation übersehen, die so groß waren, daß das, was in dem einen Lande heilsam sein konnte, in dem andern vielleicht zum Untergang geführt hätte. Häusser kommt mehrmals auf dieses ungestüme Drängen der Kriegspartei in Preußen zurück, und erwähnt auch des sonderbaren Umstandes, daß einige Heißsporne unter den Gegnern Frankreichs an eine Wiederholung russischer Geschichtsscenen dachten, und nicht abgeneigt gewesen wären, den Prinzen Wilhelm statt des regierenden Königs auf den Thron zu setzen. Friedrich Wilhelm III. wies jedoch, sei es, daß er die Lage der Dinge besser durchschaute, oder weil er und sein Haus bei einer voreiligen That am meisten zu verlieren hatten, jene verlockenden Rathschläge mit löblicher Standhaftigkeit zurück, und beharrte dabei, im Innern Alles, so viel von ihm abhing, zur Benutzung eines günstigen Moments in Bereitschaft zu setzen, demselben aber nicht verwegen vorzugreifen. Er war entschlossen, nicht ohne Widerstand zu fallen, wenn, wie es den Anschein hatte, der Sieger damit umgehen sollte, die preußische Monarchie in Trümmer zu schlagen, wollte aber nicht, bevor nicht ein entscheidender Schlag gefallen, der eine wahrscheinliche Aussicht auf Befreiung von dem fremden Joch gewährte, Alles auf einen mehr als zweifelhaften Wurf des Gelingens setzen. Diese Auffassungsweise war die den Umständen angemessenste und ist von der Zukunft bestätigt worden.

Napoleon gab durch seine Politik die Veranlassung, daß ein solcher für die Welt glücklicher Moment früher eintreten sollte, als vermuthet werden konnte. Denn die Meinung war sehr verbreitet, daß er während seines Lebens wohl nicht gestürzt werden könne, und daß man seinen Tod abwarten müsse, wo die Kette, die sein gewaltiger Arm um so viele Völker geschlungen hatte, von selbst brechen werde. Aber sowohl das, was er nach Oesterreichs letztem Unterliegen unterließ, als das, was er that, war geeignet, seinen Sturz zu beschleunigen. Er war in seinem ungeheuren Stolz dahin gekommen, weder moralische noch natürliche Hindernisse zu berücksichtigen, Alles, was er wollte, für möglich zu halten, und das Schicksal selbst herauszufordern.

Der Krieg in Spanien war, wie Napoleon nach seinem Fall selbst eingestanden hat, der Krebsschaden, der an seiner Macht nagte. Anstatt nach dem Wiener Frieden in Person dahin zu gehen, und diesen Kampf, der die Grundlage seiner Macht, die Vorstellung von seiner Unbesiegbarkeit, zu erschüttern drohte, um jeden Preis zu beendigen, zeigte er sich mit seiner jungen Gemahlin den verschiedenen Provinzen seines Reichs, traf zur Unterwerfung der pyrenäischen Halbinsel nur halbe Maßregeln, überredete sich, daß er diesen Krieg aus der Ferne eben so gut zu leiten vermöchte, als wenn er gegenwärtig wäre, und schloß wie absichtlich die Augen vor der innern Erregung, die das Beispiel dieses ungebrochenen Widerstandes in Europa hervorbringen mußte. Während in Spanien seine Adler den Ruf der Unüberwindlichkeit verloren, und er die dortigen Angelegenheiten nicht mit der ihm sonst gewöhnlichen Entschlossenheit und Rastlosigkeit führte, beging er im Norden einen unerhörten Eingriff in die bestehende Ordnung der Dinge, indem er unter dem Vorwande, die Continentalsperre zu vervollständigen und wirksamer zu machen, einen Strich deutschen Landes von 605 Quadratmeilen mit 1,200,000 Einwohnern unmittelbar mit Frankreich vereinigte. Er entthronte bei dieser Gelegenheit den Herzog von Oldenburg, einen nahen Verwandten des russischen Kaiserhauses, und beraubte die Hansestädte ihrer uralten Unabhängigkeit. Häusser hat in diesem Abschnitt seines Werks das Verfahren der Werkzeuge des Napoleon'schen Unterdrückungs- und Aussaugungssystems, namentlich Davoust's und Bourienne's, ohne Uebertreibung, aber in gebührender Weise gebrandmarkt.

Nach dem Wiener Frieden stand auf dem ganzen europäischen Continent nur noch eine Macht ungebrochen da. Es war dies Rußland, dessen Regierung zwar seit 1807 von Napoleon beeinflußt wurde, aber doch nicht unter seine Botmäßigkeit gefallen war. Die Folgen

der Continentalsperre, durch die Rußland zu verarmen anfing, das ungeheure Uebergewicht, das Frankreich nach dem Unterliegen Oesterreichs erlangt hatte, erschütterten den Kaiser Alexander in seiner bisherigen Ueberzeugung von dem Werth des französischen Bündnisses für ihn, und die Beraubung des Herzogs von Oldenburg löste die persönlichen Bande, welche zwischen den beiden Kaisern einige Jahre lang bestanden hatten.

Napoleon's Glücksstern war im Süden aufgegangen. Die Siege in Italien und Aegypten hatten seinen Namen mit einem magischen Glanz umgeben. Er hatte später an der Donau und der Weichsel große Erfolge davongetragen, aber es lag schon in dem Feldzug von 1807, auf den Schneefeldern von Pultusk und Eylau ein unnennbares Etwas, das ihn hätte daran erinnern können, daß er sich schon nicht mehr auf seinem natürlichen Boden befand, und daß es bedenklich sein würde, über denselben noch hinausgehen zu wollen. Aber grade die mit dem Wagstück verbundene Gefahr und der Drang, die letzte Schranke niederzureißen, die ihn von seinem Ziel, den ganzen Continent zu seinen Füßen zu sehen, noch trennte, trieb ihn zu dem Zuge gegen Rußland an. Er zwang Oesterreich und Preußen zur Stellung von Hilfstruppen gegen den Monarchen, der mit beiden früher so eng verbündet war. Die Kriegspartei in Preußen dachte selbst in diesem gefährlichen Augenblick, wo das Land von Napoleon'schen Truppen ganz umstellt war, an eine Erhebung gegen die französische Herrschaft. Aber der König widerstand diesem Ansinnen, unterwarf sich dem Gebot der Nothwendigkeit und ging auf das Bündniß mit Frankreich, so schwer es ihm auch fallen mußte, ein.

Häusser hat die welthistorische Katastrophe in Rußland, von der es so viele und ergreifende Schilderungen gibt, nur in ihren Hauptzügen dargestellt, indem er, in Uebereinstimmung mit dem Titel und Gegenstand seines Werks, den größten Raum den Ereignissen gewidmet hat, die auf deutschem Boden vorgefallen sind. Nur das wollen wir noch bemerken, daß auch aus Häusser's Angaben mit Bestimmtheit hervorgeht, daß der Rückzug der Russen von der Düna bis an die Moskwa kein in voraus bedachter Plan, keine zusammenhängende Berechnung gewesen, sondern vornehmlich auf Scharnhorst's Rath ausgeführt worden ist, so wie Stein's Einfluß der folgenschwere Entschluß des Kaisers Alexander zugeschrieben werden muß, die Friedensanträge Napoleon's abgewiesen zu haben. Die Russen haben dies aus nationaler Eitelkeit und Mißgunst gegen deutsches Verdienst in Abrede stellen wollen.

Der dritte Band von Häusser's deutscher Geschichte endigt mit der Erwähnung des neunundzwanzigsten von Molodeczno aus datirten Bülletin's (3. December 1812), in welchem Napoleon der erstaunten Welt wenigstens einen Theil der lange verhüllt gebliebenen Wahrheit über das Ergebniß seines Feldzuges in Rußland eingestand, mit dem eine neue Epoche in der Geschichte begonnen hat.

Auf heimischer Erde. Neue Novellen von Karl Frenzel. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler.

Eine neue Sammlung ausgezeichneter Novellen, die den wohlthuendsten Eindruck hinterlassen. Frenzel zeigt darin nicht nur richtige Empfindung und Gestaltungskraft, indem die Conflicte interessant und die Charaktere fesselnd sind, er versteht auch zu schildern und durch einen ebenso maßvollen wie schön gerundeten Stil, durch das Ausmalen sinniger Einzelheiten zu erfreuen. Da ist nichts leicht genommen, nichts oberflächlich behandelt, aber keine Spur von Sucht nach Originalität beeinträchtigt den natürlichen Fluß der Begebenheiten, die spannend erfunden und ungezwungen zu Ende geführt sind. Diese Novellen verdienen bei allen Freunden einer gediegenen Unterhaltungslectüre die wärmste Empfehlung.

Neues vom Büchertisch.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Kultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. gr. 16. Jena, Costenoble. 2 Thlr. 15 Sgr.

Beta, H., Aus dem Herzen der Welt. 2 Bde. 8. Leipzig 1866, Grunow. 2 Thlr. 20 Sgr.

Biedermann, Wold. Freiherr v., Goethe und Leipzig. Zur 100jährigen Wiederkehr des Tages von Goethe's Aufnahme auf Leipzigs Hochschule. 2 Thle. 8. Leipzig, Brockhaus. 3 Thlr.

Bodenstedt, Friedrich, Die Lieder des Mirza-Schaffy, mit einem Prolog. 15. auf's Neue vermehrte Auflage, mit 2 Titelbildern in Photographie. 16. Berlin, von Decker. 1 Thlr.; in engl. Einband mit Goldschnitt 1 Thlr. 15 Sgr.

Frenzel, Karl, Dichter und Frauen. Studien. 3. Sammlung. 8. Hannover 1866, C. Rümpler. 1 Thlr. 10 Sgr.

Grimm, Brüder, Deutsche Sagen. 2. Aufl. Mit 1 Abbildung der Sage, nach W. von Kaulbach. 1. Lieferung. gr. 16. Berlin, Nikolai's Verlag. 10 Sgr.

Hamerling, Rob., Ahasverus in Rom. Eine Dichtung in 6 Gesängen. 8. Hamburg 1866, J. P. F. E. Richter. 1 Thlr.

Weſt und Oſt der Pyrenäen.

Von

Karl Schröder.

Die Feſtſtellung der „natürlichen Grenzen,“ welche an andern Punkten der Erde dem Geographen und dem Politiker manche ſchwere Stunde bereitet hat, kann wohl nirgends zweifelloſer ſein, als zwiſchen Frankreich und Spanien. In der That, die Natur kann kaum eine Grenze kräftiger und beſtimmter zeichnen, als ſie es that, da ſie die iberiſche Halbinſel vom übrigen Europa ſchied und zwiſchen dem Atlantiſchen Ocean und dem Mittelmeer jenen gewaltigen Gebirgskamm aufwarf, den wir Pyrenäen nennen. In einer Länge von 56 Meilen, faſt in einem einzigen ſcharfen Grat ſich hinziehend und an mehreren Stellen bis zu einer Höhe von 12,000 Fuß ſich erhebend, ſteht dies Gebirge wie eine Mauer zwiſchen den beiden Ländern da; nur Saumpfade führen über den Grat, und auch dieſe zum Theil, wie die berühmte Rolandsbreſche im Cirque de Gavarnie, in einer Höhe von nahezu 10,000 Fuß, und ſo den größten Theil des Jahres ganz unzugänglich. Man fragt ſich vergebens, welche Wahrheit in der Phraſe liegen ſoll, die man nun ſchon ſo lange hört, wenn von dem Verkehr zwiſchen Frankreich und Spanien die Rede iſt: „Es gibt keine Pyrenäen mehr!“ Die heute exiſtirenden Verkehrswege reichen nicht entfernt hin, dieſen etwas großſprecheriſchen Ausſpruch zu rechtfertigen.

Allerdings ſind dieſelben nicht ganz ſo dürftig, wie es nach Vorſtehendem ſcheinen möchte. Zwei große Straßen vermitteln den Verkehr zwiſchen dem Rumpf von Europa und ſeinem weſtlichſten Gliede. Aber beide wagen ſich nicht an die eigentliche Kette. Die eine, im äußerſten Weſten, von Bayonne beherrſcht, zieht ſich durch die Hügel, in denen ſich das Gebirge zum Atlantiſchen Ocean herabſenkt; ſie theilt ſich dann bald, rechts über Irun und durch die baskiſchen Provinzen nach Altcaſtilien führend, links über Elizondo ſich Navarra zuwendend. Die andere, im Oſten, von Perpignan bewacht, führt unter den Kanonen des Fort Bellegarde hindurch nach Catalonien hinein, auch ſie nicht durch die eigentlichen Pyrenäen, deren letzter Pfeiler, der Mont Canigou, hier zu einer tiefen Senkung abfällt. Die beiden dann noch wieder im Oſten ſich erhebenden kurzen Gebirgszüge tragen nicht mehr den Namen Pyrenäen: ſie ſind bekannt unter dem Namen Montagnes Albères, die bei Port Vendres endigen, und Sierra de Roſas, die im Cap Creus ausläuft.

Digitized by Google

Zu den Basken.

Lourdes. Pau. Bayonne. Biarritz. Fuentarabia. San Sebastian.

Wer von Bagnères de Bigorre aus Bayonne zu erreichen strebt, thut wohl daran, nicht für den ganzen Weg die Eisenbahn zu wählen, die über Morceux gehend ihn einen großen Umweg machen und alle Langeweile des Departement-des-Landes kosten läßt, sondern sich zu Wagen nach Pau zu begeben, von wo eine andere Bahn nach Bayonne führt. Auch um nach Pau zu gelangen, hat man die Wahl zwischen zwei Wegen; wir wählen nicht den gewöhnlichen, der dem Laufe des Adour folgend bei Tarbes die Ebene betritt und sich bis Pau in einer gemessenen Entfernung von den Bergen hält, — denn Tarbes, obwohl Hauptort des Departement, ist eine unbedeutende, langweilige Stadt, — sondern wir übersteigen gleich hinter Bagnères die Hügel, die gegen Westen das Thal des Adour begrenzen, und betreten bei Lourdes das schöne Thal des Gave de Pau, des bedeutendsten unter den Nebenflüssen des Adour und hier schon weit stattlicher als jener selbst bei Tarbes.

Lourdes, am rechten Ufer des Gave gelegen und überragt von dem langgestreckten Bau eines sehr alten und ehemals sehr festen Schlosses, hat in der Geschichte Südfrankreichs seiner Zeit eine nicht unbedeutende Rolle gespielt. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit die Ueberlieferung Recht hat, die das Schloß unter dem Namen Mirambel schon zu einem Waffenplatz der Araber in ihren Kämpfen gegen die Franken macht, aber zu den Zeiten der Albigenserkriege wie der englisch-französischen Kämpfe um die Gascogne war Lourdes als der festeste Platz der Grafschaft Bigorre, als der Schlüssel zu den vielen reichen und bevölkerten Seitenthälern, die hier gegen das Gavethal ausmünden, und damit als die Beherrscherin mehrerer wichtiger nach Aragon hineinführender Pässe ein viel und heiß umworbener Besitz. Endlich an die Krone Frankreich gefallen und seiner strategischen Wichtigkeit beraubt, vertauschte das alte Schloß, wie so viele andere, seine glorreiche kriegerische Vergangenheit mit der traurigen Aufgabe, Staatsgefangene zu verwahren. Hier saßen nach der Aufhebung des Edicts von Nantes Protestanten, die des Verbrechens beschuldigt waren, in der Bibel gelesen zu haben; hierher schickte man die Leute, die das Unglück hatten, den Courtisanen von Versailles zu mißfallen; hier wurde denjenigen, welche den Ministern Ludwig's XV. gegenüber die Unvorsichtigkeit hatten, durchaus ehrliche Leute sein zu wollen, Gelegenheit geboten, über Nutzen und Wirkung der lettres de cachet nachzudenken; hier endlich saß in Folge eines schreienden Bruches des Völkerrechts Lord Elgin, der britische Gesandte, der zum Curgebrauche nach Bagnères gekommen war und plötzlich auf Napoleon's Befehl gefangen genommen wurde. Seit jener Zeit aber hat das Schloß gar keine Aufgabe mehr, als unter der Zahl der für monumens historiques erklärten Baudenkmäler zu figuriren; die paar Soldaten, die unter den fest gemauerten Gängen umherschlendern und von dem gewaltigen Wartthurm aus die schöne Aussicht genießen können, ergeben sich den allerfriedlichsten Beschäftigungen und können sich, wenn ihre Mittel ihnen das erlauben, ihre Gedanken darüber machen, daß das heutige Geschlecht vielleicht an den mit dem grauen Gestein verwachsenen Schloßmauern sich ein Exempel genommen hat, um auf dem jenseitigen Ufer die Fundamente der neuen schönen Kirche mit den zackigen Formen des Felsens zu verschmelzen.

Und hiermit kommen wir auf das, was heutzutage die Berühmtheit der kleinen Stadt ausmacht und ihr noch einige Bedeutung für die Pyrenäenlandschaften wenigstens zu verschaffen verheißt: nämlich auf die Grotte de Massavielle mit ihrem wunderthätigen Madonnenbilde und der wunderbaren Heilquelle. Man gestatte uns, bei diesen Dingen um des großen Aufsehens willen, welches sie in den weitesten Kreisen gemacht haben, etwas länger zu verweilen.

Man kann sich nicht längere Zeit in den Pyrenäen aufhalten, ohne von der jungen Bernadette Soubirous zu hören. Dieses arme Mädchen hatte nämlich am 11. Februar 1858, damals vierzehn Jahr alt, eine Erscheinung der Jungfrau Maria in der bis dahin sehr wenig beachteten Grotte de Massavielle. Diese Erscheinung,

wo von Thomas Morus, entworfen für ein Land, das nirgends ist, Utopien, das Land der Utopier, Utopia, Nirgendland, Utopia, Nirgendland, Utopia, Nirgendland

fand ſich nach einigem Suchen ein anderer Chemiker, der erklärte: das Waſſer beſitze gar keine Heilkraft.

Böſe Leute, die noch dazu gut unterrichtet zu ſein behaupten, ſagen zwar, daß eine Veröffentlichung der auf der Präfectur in Tarbes liegenden Acten ganz ſeltſame Dinge an's Licht fördern würde, aber der Glaube hat triumphirt. Um dem Befehl der Erſcheinung nachzukommen, wurden Geldſammlungen veranſtaltet: für

Schloß Heinrich's IV. in Pau.

500 Franken kann man den Titel eines fondateur du sanctuaire de la Grotte de Lourdes erlangen, für 200 Franken der Welt als bienfaiteur principal bekannt werden, und dieſe Ehre ſcheint vielbegehrt. Wer heute aus dem Stadtthor von Lourdes tritt, ſieht ſchon von Weitem die mächtigen Fundamente einer Kirche über dem Grottenfelſen emporragen, und wenn man ſich glücklich durch die Reihe von Buden, in denen Einem einen Unzahl von Photographien, Medaillen und Roſenkränzen angeprieſen wird, durchgearbeitet hat, kann man ſich überzeugen, daß das Geld reichlich eingehen muß, denn zahlreiche Steinmetzen ſind beſchäftigt, den ſchönen Pyrenäenmarmor zu mächtigen Quadern zu bearbeiten, und die Kirche wächſt von Tag zu Tag. Die Grotte ſelbſt iſt durch ein eiſernes Gitter abgeſchloſſen; ein marmornes Muttergottesbild, vor dem eine Menge von Kerzen brennt, ſteht an dem Orte der Erſcheinung; die Quelle, neben welcher Badeſtuben für Sieche erbaut werden, rinnt aus einer hübſchen Marmoreinfaſſung, und blecherne Trinkgefäſſe ſtehen zum beliebigen Gebrauche dabei.

Man denke nun über die ganze Sache, wie man will: ſo viel ſteht feſt, daß die Kirche und alle dazu gehörigen Baulichkeiten der Landſchaft zu einem beſondern Schmucke dienen, und wer zufällig an einem Marientage den See von Lourdes, einen der wenigen Gebirgsſeen der Pyrenäen, in ſeiner Bergeinſamkeit beſucht hat und nun, auf dem rechten Ufer des Gave zurückkehrend, vor ſich das alte ernſte Schloß auf dem grauen Felſen, rechts auf dem andern Ufer am Fuße der hohen Berge den Kirchenbau, und vor der von unzähligen Lichtern ſchimmernden Grotte die ganze Menſchenmaſſe knien ſah, namentlich die Frauen mit ihrer kleidſamen Kopf-

tracht, den langen, weit scheinenden rothen oder weißen Capulets, — der wird sich gestehen müssen, daß er einen sehr schönen Anblick gehabt hat.

Doch lassen wir die Grotte mit ihren Wundercuren und verfolgen wir die Chaussee, die sich am rechten Gaveufer hinzieht und uns in wenigen Stunden einem andern Curorte zuführt, der als solcher eines weit solideren Rufes genießt als Lourdes, — wir meinen Pau, neben Nizza und Montpellier der berühmteste klimatische Curort Frankreichs und ein beständiger Gegenstand des Neides für die Bewohner von Bagnères. Mit welchem Eifer wird jeder Tag notirt, an dem es in Pau regnete, mit welcher Ruhmredigkeit jeder schöne Tag in Bagnères gepriesen. Denn der Lieblingswunsch der Bagnéraiser ist, eine saison d'hiver zu haben, wie sie Pau hat. Dieser Wunsch ist gewiß verzeihlich, aber der Neid gegen Pau höchst albern. Für eine saison d'hiver fehlen in Bagnères bis jetzt alle Bedingungen. Bei aller Milde ist die Temperatur in Folge der Nähe des Hochgebirgs doch scharfen Wechseln unterworfen, und heftige Winde treiben nicht selten im Thal ihr Spiel. Dazu bietet für einen Winteraufenthalt der übelgebaute Ort so gut wie keinerlei Zerstreuungen und Amüsements. Das Alles ist freilich im Sommer ganz anders: wenn dann Pau auf die Zahl seiner ständigen Bewohner reducirt ist, vermag Bagnères seine tausend und aber tausend Gäste kaum zu fassen und weiß sich denselben dann auch als angenehme Wirthin zu zeigen. Das thut aber den ganzen Winter hindurch Pau in reichstem Maße. Oper, Schauspiel, Bälle, Concerte, Militärmusik wetteifern mit dem stets gleichmäßig weichen, von keinem Winde gestörten Klima und der herrlichen Gegend, den Aufenthalt in Pau angenehm zu machen, und so erklärt es sich leicht, wenn das Verzeichniß der Wintergäste in Pau ein stattliches Heft bildet, während sich das von Bagnères recht dehnen muß, um mehr als eine Spalte der kleinen Localzeitung einzunehmen.

Die gewaltigen Haiden, die südlich vom Unterlauf der Garonne bis zum Adour reichen und als die Haiden (les Landes) par excellence bekannt sind, strecken mehrere Arme bis in die Nähe des Gebirgs vor. Zu diesen gehört auch die Lande du Pont-Long, die als Plateau bis an den Gave reicht und steil gegen den Fluß abfällt. Hier, auf der Höhe des Südrandes, liegt Pau, das sich dem von Norden Kommenden schon lange durch eine große Zahl der hübschesten Landhäuser und geschmackvoller klösterlicher Bauten ankündigt. Durchschnitten wird dies Plateau von einer ziemlich tiefen, vom Hedas durchströmten und vielfach überbrückten Schlucht, an deren beiden Seiten, an den Abhängen wie auf der Höhe, sich die Stadt hinzieht. Diese erhöhte Lage in einiger Entfernung vom eigentlichen Gebirge ist besonders geeignet, überall die schönste Aussicht zu bieten; besonders das Panorama von der Place Royale, die eine weiße Marmorstatue Heinrich's IV. trägt, der Concertplatz der Militärmusik und der Sammelpunkt der eleganten Welt ist, — besonders dies Panorama ist häufig der Gegenstand dithyrambischer Schilderungen gewesen. Und mit allem Recht! Wer an der Brüstung steht, die den gegen Süden offnen Platz begrenzt, hat zu seinen Füßen den schönen Gave, der hier sein Bett in die Breite dehnt und in mehrere Arme sich theilt, als könnte er nicht genug von der entzückenden Gegend umfassen; drüben liegt hinter der mächtigen Brücke die niedliche Vorstadt Jurançon, Heimath eines köstlichen Weines, umgeben von reichen, üppig grünenden und mit den schönsten Baumgruppen durchwirkten Gefilden, umsäumt von langen Zügen anmuthiger Höhen, von denen eine Unzahl weißer Häuschen und Schlösser herableuchtet, und die von Stufe zu Stufe aufsteigend ihr smaragdnes Gewand im Sonnenglanz ausbreiten; und dahinter dehnt sich, vom Auge kaum zu umfassen, in ätherischer Klarheit, in herrlichster Bläue das weißgekrönte Gebirge aus, mächtig überragt vom Pic du Midi d'Ossau, rechts allmälig sich senkend gegen den Ocean zu, links immer gewaltiger noch aufstrebend bis gegen die in dämmernder Ferne verschwindende Maladettagruppe. In diesem wundervollen Panorama gibt es nichts Störendes, nichts Hartes und Strenges. Man schwelgt in der Idee einer vollendeten heitern Schönheit und scheidet mit dem Eindruck eines reinen Genusses.

Die Bewohner von Pau wie der Landschaft Bearn überhaupt bewahren mit großer Pietät das Andenken jener Zeit, da Bearn ein selbständiges Land war und die Herrscher von Bearn auf dem navarresischen Königsthron saßen. Jeder Bearner ist noch heute, darin dem Bretonen gleich, in erster Reihe Bearner und erst in zweiter Linie Franzose; er geräth in Zorn, wenn man ihm vorwirft, er rede Patois; er hält fest daran, es sei Bearnaisisch; sein Stolz ist, daß Bearn für die Krone Frankreich nur dadurch gewonnen wurde, daß das Ländchen in seinem Herrscher den Franzosen ihren besten König gab: lou nouste Henric, wie die einfache Inschrift seines Denkmals lautet. Aus diesem Cultus einer schönen Vergangenheit entspringt denn auch die rührende Liebe namentlich des Bewohners von Pau für das schöne Denkmal, welches ihm jene Zeiten hinterlassen haben: das mit den lieblichsten Erinnerungen so unzertrennlich verwachsene Schloß, heute Château d'Henri IV. genannt.

In der That, das Schloß von Pau hat schöne Tage gesehn! Zuerst zur Residenz erhoben durch Gaston Phöbus, den ersten Vicegrafen von Bearn, der, wenngleich durch ein Verbrechen, den königlichen Titel von Navarrra erwarb, war das Schloß demgemäß erweitert und verschönert worden. Dann kamen bald die glänzenden Jahre, da Heinrich II. von Navarra und Bearn die schöne Margaretha von Valois, Franz' I. Schwester, beimgeführt hatte, und diese, die Pau besonders liebte und das Schloß mit dem herrlichen Park umgeben hatte, um sich ihren Dichterhof versammelte, in dem sie, die schöne geistvolle, leichtsinnige Frau, selbst der hellste Stern war, sie, die vierte Grazie, die zehnte Muse, la Marguerite des Marguerites. Aber gegen das Ende ihrer Tage entsagte sie dem leichten Leben und suchte in frommen Uebungen zu vergessen, daß sie von dem Vorrecht geistvoller Frauen, in ihren Ansichten etwas frei zu sein, einen gar so großen Gebrauch gemacht hatte. Sie beschäftigte sich mit den religiösen Fragen der Zeit, und nun wurde das Schloß zu Pau der Aufenthalt ernster Männer, der Vorkämpfer der Reformation, die nach harten Verfolgungen in Frankreich hier in Bearn ein huldvolles Asyl fanden, und vielleicht ist es den Einflüssen von Margarethens letzten Jahren zu danken, daß ihre Tochter Johanna von Albret die feste Stütze des Protestantismus in Frankreich wurde. Und als am 14. December 1553 diese edle Fürstin den Knaben gebar, der eines Tages Heinrich IV. werden sollte, da gab es wieder einen hohen Freudentag im Schlosse zu Pau, in welchem Heinrich II., der auch noch die Krone von Navarra wieder verloren hatte, seit Margarethens Tode still und traurig gehaust hatte.

Die Erzählung von der Geburt Heinrich's IV. ist zu niedlich, als daß wir sie nicht hierhersetzen sollten.

Johanna von Albret war während ihrer Schwangerschaft von Pau abwesend. Als aber die Zeit ihrer Niederkunft herannahte, verlangte Heinrich, ihr Vater, daß dieselbe im Schlosse zu Pau stattfinde. Johanna gehorchte; sie verließ den französischen Hof und traf am 4. December 1553 in Pau ein. Nun ging das Gerücht, Heinrich beabsichtige eine zweite Heirath und habe ein Testament gemacht zu Gunsten einer hohen Dame, die ihm ein lebhaftes Interesse einflößte. Dies Gerücht beunruhigte Johanna, und sie war eifrig bemüht, das Testament, wenn ein solches existirte, in ihre Gewalt zu bringen. Auch erreichte sie wirklich, daß ihr Vater ihr eines Tages eine goldene Kapsel an einer langen goldenen Kette zeigte und ihr verhieß, ihr mit der Kapsel und dem darin enthaltenen Testamente ein Geschenk zu machen, wenn sie ihm während ihrer Niederkunft ein bearner Lied singen würde, „damit sie nicht ein weinerliches und sauertöpfisches Kind zur Welt brächte." Johanna versprach es und hatte die Kraft, Wort zu halten. Als ihre Zeit kam, stimmte sie den Gesang an, mit dem die Frauen von Bearn zur Muttergottes vom Cap du Pont um eine kurze und glückliche Niederkunft zu flehen gewohnt waren. Sie sang noch, als der Knabe zur Welt kam, und zwar ohne zu weinen oder zu schreien.

Heinrich war außer sich vor Vergnügen. Er drückte seiner Tochter die Goldkapsel in die Hand und sagte: „Das ist für Dich," und mit den Worten: „Und das ist für mich," nahm er das Kind, wickelte es in seinen Mantel und trug es auf

ſein Zimmer. Er bedeckte den Knaben mit Küſſen, goß in einen goldenen Becher einige Tropfen Weins von Jurançon, bei deſſen Geruch der Kleine den Kopf hob, rieb ihm die Lippen mit einer Knoblauchszehe, flößte ihm den Wein ein, den der Knabe gierig verſchluckte, und rief: „So! Du wirſt ein echter Bearner werden!“

Ob nun der vorzeitige Genuß des Weines von beſonderem Einfluß auf den Knaben war, — jedenfalls entwickelte der wackere Junge einen ſolchen Durſt, daß er ſieben Ammen ruinirte, bis endlich eine kräftige bearner Bäuerin ſeinen Anforderungen zu genügen vermochte.

Mit dem Tage, da Heinrich IV. ſein väterliches Schloß mit dem Louvre vertauſchte, war der Glanz von jenem geſchwunden. Die Jahre des Unglücks der bearner Herrſcher hatten das Schloß zu einem glänzenden Fürſtenſitze gemacht; nun da ihre Nachkommen über Frankreich herrſchten, wurde ihr Stammſchloß vernachläſſigt. Werthvollere Stücke des Mobiliars wurden in andere königliche Paläſte gebracht, der Reſt verſchenkt. Die Mauern begannen zu verfallen; bald konnte Heinrich's IV. Geburtszimmer nicht mehr beſucht werden, weil es keinen Fußboden hatte. Die Revolution machte eine Caſerne aus dem Schloß, und erſt Louis Philipp wandte ihm ſeine Sorge wieder zu und ſetzte eine namhafte Summe zur Reſtauration des Schloſſes aus. Dieſe Reſtauration iſt nun freilich etwas rückſichtslos zu Werke gegangen und hat, wenigſtens im Aeußern, ein faſt ganz neues Schloß gebaut, in welchem 1848 Abd el Kader mit ſeinem Serail Gefangener war, und welches gegenwärtig für etwaige Beſuche des Kaiſers im Stande gehalten wird. Aber die alten Erinnerungen haften nach wie vor an der Stelle, und die Liebe der Bearner hat ſich auch auf das Schloß in ſeiner jetzigen Geſtalt übertragen.

Und man muß zugeben, daß dieſe gegenwärtige Geſtalt, welche ſie von der urſprünglichen Form noch ſo bedeutend ab, mindeſtens ſehr geſchmackvoll iſt. Auch wer das Innere beſichtigt, wird zwar keine kaiſerliche Pracht finden, aber überall einer geſchmackvollen Eleganz begegnen und ſich namentlich an den faſt alle Zimmerwände bedeckenden Gobelins erfreuen, die in der That von ſeltener Vollendung ſind. Von hiſtoriſchem Intereſſe iſt ſo gut wie nichts, wenn wir die große Schildkrötenſchale ausnehmen, die nach der Tradition Heinrich's IV. Wiege war.

Gelegen iſt daß Schloß ganz im Weſten der Stadt. Die beiden großen Straßen, welche einander faſt parallel die Stadt in ihrer ganzen Länge durchlaufen, münden hier gegen die Brücke, welche den iſolirt ſtehenden Schloßhügel mit der Stadt verbindet. Umgeben iſt das Gebäude von ſchönen Gartenanlagen; dieſe leiten über zu dem ausgedehnten Park, deſſen herrliche ſchattige Alleen auf der Höhe unmittelbar am Fluß ſich hinziehen und überall einzelne Partien jenes großen Panoramas zeigen, welches wir oben zu ſchildern verſuchten.

Sardinenhändlerin in Bayonne.

Die Bahn führt uns, immer in gleichmäßiger Entfernung von der ſchöngeformten blauen Kette der Berge ſich haltend, durch ein ſchönes, üppig grünendes, buſch- und baumreiches Land, bewäſſert durch zahlloſe Flüßchen und beſät mit altersgrauen Dörfern, in deren meiſten noch bedeutende Burgruinen Zeugniß geben von der Macht der alten Seigneurien, die

Digitized by Google

in der Nähe der Pyrenäen am vollständigsten entwickelt war. Ihr Ende erreicht die Bahn schon einige Kilometer vor Bayonne bei Mousserolles am linken Ufer des Adour, den wir mit Erstaunen als einen breiten majestätischen Fluß wiedersehn. Allerdings gehört die ganze erziehende Gewalt der beiden Gaven von Pau und Oloron dazu, um dem grünen Jungen, den wir bei Bagnères verließen, dieses ernste, würdige, männliche Ansehn

Baigneur in Biarritz.

zu geben. In einiger Höhe immer unmittelbar am Ufer entlang und gegen den Fluß durch eine steinerne Brustwehr begrenzt, führt uns von hier der Weg an einer ununterbrochenen Reihe von Lagerhäusern hin, die den angenehmen Duft guter Weine aushauchen. Wir sehen den Adour hinunter bis ins Herz der Stadt: zahlreiche Brücken, schöne belebte Quais mit vielen Schiffen, links die eigentliche Stadt, nur wenig überragt von einer mächtigen Kathedrale mit stumpfem Thurm, rechts vom Hügel herab drohend das feste Fort St. Esprit, und wenn wir uns umdrehen auf der Banquette des Omnibus (sonst Impériale genannt), so schweift unser Blick den schönen Fluß hinauf, und über den Gipfeln breiter und formschöner Baumgruppen winken uns wieder die tiefblauen Berge. Es ist ein reiches, anmuthiges Bild, welches Bayonne dem Ankommenden bietet.

Schon seiner Größe und Einwohnerzahl nach, besonders aber als Festung und großer Handelsplatz ist Bayonne eine bedeutendere Stadt als Pau, ohne jedoch Hauptort des Departements zu sein. Es ist eine historische Reminiscenz, die der revolutionären Departementaleintheilung von 1790 seltsam zu Gesichte steht, daß man die alte Hauptstadt von Bearn, die Wiege der Bourbonen, mit einer Präfectur bedachte, während sich Bayonne mit einer Sousprăfectur begnügen mußte. Doch hat Bayonne den Vortheil, Sitz eines Bischofs zu sein, vor Pau voraus. In Bayonne — baskisch Bayo Ona, d. i. guter Hafen; von Lapurdum, dem römischen Namen der Stadt, trägt noch heute die Landschaft den Namen Labourd — macht sich uns zuerst bemerklich, daß wir uns in unmittelbarer Nähe der spanischen Grenze befinden. Die Inschriften der Verkaufsläden sind fast ohne Ausnahme wenigstens in französischer und spanischer Sprache, zumeist bloß spanisch; fast überall hört man neben dem Französischen das Spanische sprechen, Letzteres sogar ausschließlich in der auf dem rechten Ufer gelegenen Vorstadt St. Esprit, welche fast ganz von den Nachkommen aus Spanien vertriebener maurischer Juden bewohnt ist. Auch die äußere Erscheinung der Stadt ist von vorwiegend spanischem Gepräge. Zwar wer bloß die Quais betrachtet, sei es des Adour oder der hübschen Nive, die innerhalb der Stadt in den Adour mündet, der wird kaum irgend eine Eigenthümlichkeit bemerken. Es sind das eben saubere, elegante Straßen von durchaus allgemein europäischem Ansehn; nur dürften anderswo die Hafenarbeiter, Lastträger u. s. w., die schläfrig und apathisch auf den Dämmen umherliegen — wie denn überhaupt der Südländer gegen seine eigene Sonne sich viel empfindlicher zeigt als der Nordländer — etwas vollständiger

gekleidet sein. Aber anders ist es, so wie man eine Seitenstraße betritt. Diese Straßen sind alle außerordentlich belebt und scheinen es vielleicht noch mehr, weil sie eng sind, und von einer wohlthuenden, fast niederländischen Sauberkeit. Die Häuser, alle hell gestrichen und sehr reinlich, sind schmal und hoch; vor jedem Fenster fast ein kleiner Balcon; die Jalousieläden von allen Farben sind geöffnet, aber nicht zurückgeschlagen, sondern stehen grade weg; die weit vorspringenden Dächer, die über den engeren Straßen sich fast berühren, geben einen angenehmen Schatten, — das ist eben auch das Bild so ziemlich aller Straßen in den kleinen und der meisten Nebenstraßen in den großen spanischen Städten, in denen nur zu oft die Sauberkeit in Wegfall kommt.

Bayonne ist, wie man weiß, eine Festung, und zwar ersten Ranges, aber von den meisten übrigen Festungen zu seinem Vortheil dadurch unterschieden, daß man kaum zu dem Bewußtsein kommt, sich an einem befestigten Orte zu befinden. Nicht als ob die Fortificationen dem Auge verdeckt blieben: St. Esprit liegt recht offensichtlich und trotzig da; man kann an keiner Seite die Stadt betreten, ohne starke Wälle, Zugbrücken und feste Thore zu passiren; ja mitten in der Stadt, an den belebtesten Straßen machen sich einige Forts breit. Aber die specifische Festungsathmosphäre fehlt. Nirgends spürt man die Casernenluft enger, winkliger, mürrischer Festungsstraßen; nirgends empfängt man, wie sonst meist, den Eindruck einer Stadt, die in ihrem Gürtel beengt und gepreßt wird und in ihrer eigenen entwicklungsberaubten Kraft ersticken zu müssen scheint. Hier ist überall Luft und Raum; nirgends fühlt man sich gedrückt, und vielfache große rasenbedeckte Plätze mit schattigen Alleen tragen noch dazu bei, den Eindruck einer breiten Behaglichkeit hervorzurufen.

Der Fremde wird in Bayonne schwerlich eine Mahlzeit halten, ohne daß man ihm von dem Schinken vorsetzte, der den Gourmands den Namen Bayonne besonders theuer macht. Von der unbestreitbaren Vortrefflichkeit dieses Landesproductes trägt Bayonne allein den Ruhm davon, aber die Fabrication desselben ist so wenig auf Bayonne beschränkt, wie die der Gothaer Würste auf Gotha oder der Ziegenbainer Stöcke auf Ziegenhain. Die ganze französische Seite der westlichen Pyrenäen liefert dazu schätzbares Material, selbst in den Städten von Biscaya wird man häufig einer Fabrica de jamon begegnen. Von besonders günstigem Einfluß auf das Fleisch der Schweine sind ohne Zweifel die vortrefflichen süßen Kastanien, mit denen man sie mästet. Daneben aber erfreuet sich das Schwein noch einer ganz besonderen Pflege. Wer mit jenem Lehrbuch der Naturgeschichte denkt: „Das Schwein verdient seinen Namen mit Recht, denn es ist ein sehr unreinliches Thier," wird nicht wenig erstaunt sein beim Anblick der Schweine in den Pyrenäen, meist strahlend nicht von Fett allein, sondern auch von musterhafter Sauberkeit. Und man wird sich eines komischen Eindruckes nicht erwehren können, wenn man die alten Weiber vor ihren Hausthüren sitzen sieht, neben sich einen Eimer, zwischen den Knien ein Schwein gefaßt haltend und dieses nun mit Wasser und Bürste bearbeitend. Und diese Reinlichkeit ist auch nicht ohne wohlthätige Folgen für die Gemüthsentwicklung des Schweins: Treue und Anhänglichkeit gegen seine alternden Pflegerinnen gewinnen Raum in seinem gemästeten Herzen; dem Hunde gleich läuft es der Hüterin nach auf Schritt und Tritt, zärtlich sie beschnüffelnd, und diese, welche die Tasche voll Mais hat, weiß dadurch, daß sie ab und an einige Körner nicht vergebens fallen läßt, das Thier noch inniger an sich zu fesseln. Es ist überhaupt ein rührendes Verhältniß zwischen so zwei Wesen. Da stehen diese alten Weiber auf dem Felde, mit ihren langen braunen Kapuzenmänteln, geschäftig die Spindel drehend, sonst den ganzen langen Tag nur beschäftigt, ein einziges Schwein zu hüten und hie und da mit freundlich ermunterndem Zuruf es zu grüßen. Und es ist stark zu vermuthen, daß auch die ambrosische Nacht ihr enges familiengleiches Zusammenleben nicht stört. Man begreift nur nicht, wie sich das Weib entschließen kann, einen so zärtlich gepflegten Gefährten doch an's Messer zu liefern.

Man verzeihe uns diese Abschweifung. Aber sie lag so nahe, und „den schlechten Mann muß man verachten, der nie bedacht, was er verschlingt." Gilt es ja

doch auch, je mehr wir uns der spanischen Grenze nähern, allmälig Abschied zu nehmen von der guten französischen Küche und sich an spanische Gerichte zu gewöhnen. Ein wahres Glück, daß die größeren Hotels meist von Franzosen gehalten werden, die der heimathlichen Küche treu bleiben! Man rühmt die Spanier als das nüchternste, im Essen und Trinken mäßigste Volk von Europa. Aber es gibt Leute, die noch mäßiger sind: nämlich die Fremden, die genöthigt sind, in einer spanischen fonda, posada oder gar in einer venta zu essen. Diese Mäßigkeit ist freilich nicht sowohl ein Verdienst, als vielmehr die Wirkung höchst unliebsamer Ursachen. Schon der puchero, ein beliebtes Nationalgericht, bestehend aus fettem Fleisch, Kartoffeln, Kohl und haselnußgroßen Erbsen, Alles in einem Topfe zusammen gekocht, ist keine sehr angenehme Speise, aber bedeutend vorzuziehen den meisten andern Gerichten, die alle durch eine übertriebene Anwendung von Oel oder Knoblauch mehr oder weniger ungenießbar werden. Leider kann man sich nicht einmal am Weine schadlos halten, da der an Vater Homer's Zeiten erinnernde Gebrauch, denselben in Schläuchen von Bocksfell aufzubewahren, ihm einen sehr widerwärtigen Beigeschmack gibt. Indessen gehört letztere Praxis zumeist dem Norden von Spanien an.

Unsere gastronomischen Erörterungen, deren Wichtigkeit übrigens Niemand verkennen wird, haben uns über Gebühr lange in Bayonne aufgehalten. Wir beeilen uns nunmehr, einen höchst lohnenden Ausflug zu machen, und begeben uns zu dem Ende in die Rue du Gouvernement, von wo aus alle halbe Stunde ein Omnibus nach Biarritz geht.

Omnibus oder Diligencen sind in Deutschland allmälig eine seltene Erscheinung geworden. In Frankreich dagegen, wo das Eisenbahnsystem bei Weitem noch nicht so entwickelt ist, spielen diese Wagenriesen, gegen welche die deutschen Postwagen wahre Kinder sind und von denen selbst die süddeutschen „Stellwägen," der Schrecken aller Reisenden, keine Vorstellung erwecken können, noch immer eine große Rolle. Diese Diligencen sind in vier verschiedene Abtheilungen getheilt, von denen die Banquette oder Impériale, das Coupé in zweiter Etage, am meisten zu empfehlen ist, schon weil man bei der beständig drohenden Gefahr des Umwerfens sicher ist, im weitesten Bogen zu fliegen und Keinen der Mitreisenden zu incommodiren. Ein solcher Wagen faßt, ohne überfüllt zu sein, reichlich zwanzig Personen, eine Zahl, die sich bei kleineren Fahrten durch die gebotene Möglichkeit des Aufstellens, Anhängens und Zusammenquetschens noch um ein Bedeutendes steigert; gezogen wird er von fünf oder sechs magern, am ganzen Leibe rasirten Pferden, die man anfänglich mit Mißtrauen betrachtet, die aber, sobald ihnen einmal die Peitsche um die Ohren geschwirrt hat, im tollsten Galopp mit dem Wagen durchgehen. Diese wilde Jagd beginnt schon in der Stadt. Um die schärfsten Ecken geht es im sausenden Galopp; die an solchen Stellen ertönenden Warnungsrufe des Kutschers, als da sind: garde à vous, oder accrochez-vous, sind völlig überflüssig, weil jeder die drohende Lebensgefahr immer vor sich hat und alle möglichen Vorsichtsmaßregeln trifft, namentlich in der Höhe, wo man im Vorbeifahren den Bewohnern der Beletage die Hand schütteln könnte, wenn man eine Hand frei hätte. Und mitten im Laufe stehen die Pferde plötzlich wie angewachsen, wenn ein Mensch am Wege steht, der einen Finger aufhebt, um anzudeuten, daß er mitfahren will. Zwar mindert sich der Eifer der Gäule etwas, wenn wir die Chaussee gewonnen haben, aber sie erneuert sich vor jedem Hügel, der zu übersteigen ist: ein scharfer Knall mit der Peitsche, und die Gäule setzen sich in einen rasenden Galopp, der einem deutschen Kutscher die Haare zu Berge treiben würde; die Höhe wird im Sturm genommen, und in besänftigtem Trabe geht es weiter.

Die Entfernung von Bayonne bis Biarritz ist nicht bedeutend. Nicht sehr lange sind wir auf der wenig interessanten Chaussee gefahren, so merken wir an einem frischeren Luftzug, daß wir uns der Küste nähern. Rechts taucht der Leuchtthurm auf, links einige Häuser, wir erkennen die Villa Eugenie, und nun — Thalatta! Thalatta! Vor uns liegt es ausgebreitet in majestätischer Klarheit, das ewige Meer, verschwimmend in blauer Unendlichkeit, glatt und ruhig; nur gegen das Ufer zu

Arbeiten die mit Vorliebe dem Land, wo unsere Väter und die Wiege Roms lag, zugewendet wurden, und auf die Studien der Jugend, die sich in Italien vollendeten, zurückblickten. Aber auch in Deutschland war Savigny nicht fremd geblieben. Seine Briefe aus Italien, die Bücher, die er sandte, die Besuche, die er machte, die Gastfreundschaft, die er übte, hatten ihn mit vielen Deutschen, die dort weilten, in Verbindung gebracht. Auch in Deutschland hatte er Freunde und Verehrer gefunden, und sie hatten ihn, als er 1808 nach Landshut berufen wurde, mit Freuden begrüßt. Aber sie hatten auch Feinde und Gegner gefunden, und

M. Carl v. Savigny.

1808 hat Karl Ludwig von Haller in seinen Restaurationen Savigny vorgeworfen, er habe sich in Italien dem Katholicismus genähert, Italien — wird dort gesagt — sei Savigny's Bildungsland gewesen, Italien — heißt es — sei ja auch sein Name. Es ist wahr, Savigny hat sich in Italien mit Vorliebe dem Studium des Mittelalters gewidmet, und es ist wahr, daß er dort mit Katholiken, Priestern und Geistlichen verkehrte. Aber Savigny war kein Katholik, und er ist es nie geworden. Er war ein Protestant, und er ist es geblieben. Er hat sich in Italien nicht bekehrt, wie Friedrich Schlegel, und er hat sich nicht bekehren lassen, wie Adam Müller. Er hat sich nicht bekehrt, weil er nicht bekehrt werden konnte. Er hat sich nicht bekehren lassen, weil er nicht bekehrt werden wollte. Er hat sich nicht bekehrt, weil er nicht bekehrt werden durfte. Er hat sich nicht bekehrt, weil er nicht bekehrt werden konnte. Er hat sich nicht bekehrt, weil er nicht bekehrt werden wollte. Er hat sich nicht bekehrt, weil er nicht bekehrt werden durfte.

eiſernen Brücke und hält ſich dann bei San Sebaſtian nahe an der Küſte des Biscayiſchen Buſens, den die Franzoſen Golfe de Gascogne, die Spanier Mar Cantábrico nennen. Der Gebirgscharakter der ſpaniſchen Nordküſte ſtellt einem Eiſenbahnbaue viele Schwierigkeiten entgegen. Vielfältig hat man den Bahnkörper durch Sprengung dem Felſen abtrotzen müſſen,

Die kaiſerliche Villa in Biarritz.

und zahlreiche Tunnel ſind nothwendig geworden. Leider hat man den Sprengungen wie den Tunneln eine ſo geringe Breite gegeben, daß für ein zweites Geleiſe kein Platz mehr iſt, ja daß das leicht ſich ſammelnde Regenwaſſer keinen genügenden Abfluß findet und den Bahnkörper fortwährenden Störungen unterwirft.

Daß man durch Schaden klug wird, iſt ein alter Satz; es iſt dabei nicht geſagt, ob nur durch eigenen oder auch durch fremden Schaden. Letzteres iſt unzweifelhaft das Angenehmere, und wir wollen dem Leſer an unſerem Theile dieſe Möglichkeit bieten und ihm rathen, St. Jean de Luz, die einzige namhafte Station bis zur Grenze, unbeſichtigt zu laſſen. Das kleine Städtchen, an einer unbedeutenden Meeresbucht gelegen, bietet gar nichts von Bedeutung: die beiden Häuſer von hiſtoriſchem Intereſſe, die Maiſon Louis XIV. und das Chateau de l'Infante, die bei der hier vollzogenen Hochzeit Ludwig's XIV. und der Infantin Maria Thereſia 1660 den hohen Häuptern zur Wohnung dienten, ſind wirklich durchaus mäßige Gebäude; langweilig iſt der ſchlechte Hafen, rings umgeben von einer hohen Mauer, die das Städtchen gegen das Meer ſchützen ſoll. Denn das Meer iſt ein gefährlicher Nachbar für den Ort: im vorigen Jahrhundert riß eine Sturmfluth einen ganzen Stadttheil mit ſich fort, deſſen Trümmer man noch heute zur Zeit der Ebbe auf dem Meeresboden bemerken ſoll. Von dieſem Schlag ſcheint ſich St. Jean de Luz nicht wieder erholt zu haben. Alles zeugt von Armuth, Alles iſt in Verfall, ſchmutzig wie die trägen Bewohner.

Die Grenze bildet, wie man weiß, die Bidassoa. Unmittelbar diesseits der großen hölzernen Brücke, die über den Fluß führt, liegt das freundliche Dörfchen Béhobie, jenseits das Städtchen Irun; diesseits hält eine kleine Abtheilung Franzosen die Wache, jenseits sieht man zwar auch rothe Hosen, aber die grauen Käpis der spanischen Linie. Hier ergießt sich die Bidassoa in eine tiefe und ziemlich breite Bucht, die nur während der Fluth vom Meere bedeckt ist, und am hügeligen rechten Ufer dieser Bucht gehen wir, statt die Brücke zu überschreiten, noch eine Strecke weiter meerwärts bis nach Hendaye. Die Uferhügel gewähren uns einen weiten Ausblick auf das Meer und das reiche, grünende, wohlbebaute Land, dessen Cultur sich oft bis gegen die Höhen der Berge hinaufzieht und zwischen dessen Hügeln Dörfer und reiche Gehöfte in buntem Wechsel liegen. Nur Eines könnte stören in diesem lachenden Bilde: nicht das ernste graue Fuentarabia auf dem Hügel jenseits der Bucht, aber diesseits ein großer Trümmerhaufen, zerstörte Mauern, Gerippe von Häusern, wild überwuchert vom Epheu, nur hie und da ein neues weißes Häuschen dazwischen, an und in die Ruinen geschmiegt, — das ist Hendaye, die französische Grenzstation der Bahn, 1793 ohne allen Grund von der spanischen Garnison von Fuentarabia zusammengeschossen und seitdem nicht wieder aufgebaut. Von hier läßt man sich nach Fuentarabia übersetzen, d. h. während der Fluth; wer während der Ebbe anlangt, wird wie Schreiber dieses einen Fischer besteigen und sich über den schlammigen Meerboden tragen lassen müssen bis dahin, wo ein Nachen uns über die schmale, aber reißende Bidassoa bringt. Das wilde Flüßchen hat in alter Zeit als fons rapidus dem Ort Fuentarabia den Namen gegeben; seine schnellen Wasser haben auch eine historische Merkwürdigkeit zerstört und von der Conferenzinsel, auf der 1659 der pyrenäische Friede geschlossen wurde, nur noch ein Stückchen übrig gelassen, welches nach nicht zu langer Zeit wohl auch verschwunden sein wird.

Wir klimmen den Hügel hinauf, den Fuentarabia krönt. Eine große Kirche mit geborstenen Mauern, ein zerfallendes großes Schloß, daneben noch ein alter Palast, dessen mächtige Mauer nur drei Fenster zeigt, Alles aus braunem düstern Sandstein gebaut, das ist der melancholische Eindruck, den wir empfangen und in den kleine grüne Fensterläden an dem Palaste, in dem sich der Geistliche eingerichtet hat, seltsam und fremd hineinscheinen. Die ehemals feste Mauer wehrt uns den Eintritt nicht mehr: große Stücke sind niedergefallen, wir klettern über den Schutt weg und befinden uns zwischen den öden Trümmern einer großen Vergangenheit. Es ist ein unbeschreiblicher Eindruck, den Fuentarabia macht, mit Nichts zu vergleichen. Hier sehen wir nicht Ruinen einer Burg, eines Klosters, welche der Krieg zerstörte, hier ist keine Spur von Gewalt. Wir haben den unendlich wehmüthigeren Anblick des einfachen Verfalles, des Ausgestorbenseins. Und doch wird auch dieser Eindruck gleich wieder verdrängt, denn Fuentarabia ist nicht ausgestorben. Wir betrachten die Fensterverzierungen und steinernen Altane, wahre Kleinode der Sculptur, an dem alten Schlosse, dessen Dach längst eingefallen ist, — und sehen plötzlich in den Ruinen Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Wir betreten scheuen Schrittes die Kirche, deren Eingang keine Thür, sondern ein zerrissener schwerer Teppich bedeckt, Alles in einem Zustande unsäglichen Verfalles, — und wir sehen Betschemel und vor den bettelhaften Flittern des Hochaltars angezündete Kerzen. Und wenn wir die Kirche verlassen und um die Ecke biegen, da sehen wir denn freilich, daß wir uns in einer bewohnten Stadt befinden. Eine nicht lange, schmale Straße dehnt sich vor uns aus, in der uns mehrere große graue Paläste auffallen von jener schweren Pracht und steifen Würde, welche die spanische Renaissance kennzeichnen. Die weit vorragenden Dächer, gestützt von reich geschnitzten Consolen, berühren sich fast über der Straße. Aber welch ein Anblick! die großen Portale dieser Paläste sind fest und, wie man sieht, schon lange verschlossen; die mächtigen steinernen Wappenschilder, von Herzogs- und Grafenkronen überragt, sind verwittert und drohen mit dem Herabsturz; vor den Fensteröffnungen des Erdgeschosses ist kunstvolles eisernes Gitterwerk, in den oberen Stockwerken findet man noch einzelne schön gearbeitete

Altane, Alles die Spuren reichster Vergoldung tragend. Aber durch die leeren Fensterhöhlen sieht man in den wüsten innern Raum der Häuser: die durchlöcherten Dächer hängen herab, Zimmerdecken sind niedergebrochen, das Balkenwerk der Wände, seiner Steinfüllung beraubt, steht skelettartig da, hier und da ragen noch die morschen Reste einer Treppe, — Alles modernd, verfallend, verblichener Glanz, bankerutter Reichthum, bettelhafte Pracht. Und neben diesen todten Palästen von ehedem, noch im Elend stolzen Ansehns, hat sich das lebendige kleine Handwerk von heute bescheiden eingenistet, und zwischen die grauen Riesen drängen sich schmale niedliche Häuschen, mit grünenden Balconen und Gitterfensterchen, hinter denen Gevatter Schneider und Handschuhmacher ihr spießbürgerliches Wesen treiben, und aus denen niedliche Mädchen, das reiche schwarze Haar in einen dicken herabhängenden Zopf geflochten, mit ihren dunkeln Augen neugierig hervorlugen und erstaunt den Fremden betrachten, der an die alten häßlichen dunkeln Mauern seine Blicke verschwendet, anstatt in ihre lebendigen frischen Gesichter zu schauen. Das Spanien Karl's V. und Philipp's II. unmittelbar neben dem Spanien Isabella's II., — das ist es, was diesen wunderbaren Eindruck hervorbringt. Das ganze Gewicht mehrerer Jahrhunderte lastet auf uns, in einen einzigen Anblick drängt sich die Summe einer langen Geschichte zusammen: von glorreicher Höhe herab ein langer tiefer Fall, und nun ein Streben und Ringen mit kaum nennenswerthem Erfolg, aus diesem Verfall sich wieder emporzuarbeiten an die Oberfläche der Geschichte, — in der That, der Führer hat Recht: c'est la ville espagnole par excellence!

Wer nicht etwa Zeichner ist, wird in Fuentarabia nichts finden, was zu längerem Verweilen einlüde. Wir suchen den drückenden Empfindungen zu entrinnen und wenden dem Städtchen den Rücken. Aber meidet das alte Stadthor: es ist dem Einsturz nahe, und zahlreiche Stellen der niederliegenden Mauer lassen euch ungehindert passiren. Lassen wir auch das kleine schmutzige Irun unbesichtigt, verlassen wir überhaupt die Straße und gehen über die grünen Berge, von denen herab wir das Meer und das reiche Baskenland zu einem schönen Bilde vereinigt sehen: überall Fleiß und Wohlstand, auf den Fluren wie in den Gehöften, den Stammsitzen der stolzen kräftigen Basken, der ältesten und echtesten Einwohner Spaniens, lauter geborener Hidalgos. Und über jedem Hofthor sehen wir ein mächtiges Familienwappen, das mit Stolz und Selbstgefühl von Generation zu Generation conservirt wird. Denn jeder Baske ist ein Edelmann. Nicht daß seine persönliche Eitelkeit den Adel usurpirte: derselbe ist grundecht und datirt von den Schlachtfeldern, auf denen das christliche Spanien mit den Mauren rang. Hier wurde von den spanischen Herrschern der Adel an die Bewohner ganzer Thäler und Landschaften verliehen, und so finden alle Familienwappen in dem Wappen der Städte oder Landschaften ihre Vereinigung und ihren gemeinsamen Herleitungspunkt. Und wer heute die Enkel betrachtet, glaubt gern, daß ihre Vorfahren sich stets besonders auszeichneten: es ist ein mannhaftes, knorriges Geschlecht, tüchtig und ehrenfest, einen wohlthuenden Gegensatz bildend gegen die Bewohner mancher anderer spanischer Provinzen, und im Bewußtsein seiner Vorzüge sieht der Baske mit Verachtung auf den wohlfeilen Spott andrer Spanier, die ihn gern zu einem starrsinnigen Dummkopf stempeln möchten.

Auf halbem Wege zwischen Fuentarabia und San Sebastian finden wir unsern Bergpfad unterbrochen. Zu unsern Füßen zeigt sich plötzlich eine weite herrliche Meeresbucht, die fast ein Binnensee scheinen möchte: nur eine schmale Durchfahrt verbindet die Bucht mit dem Meere, von dem sie durch hohe Hügel getrennt ist. Dieser kleine felsige Canal, von einem alten Fort bewacht, gibt dem Orte Pasájes den Namen, der an der Nordseite der Bai, zu beiden Seiten der Durchfahrt, langhingestreckt am Fuße der Berge liegt. Zum Unglück ist der Canal sehr flach, sonst müßte Pasájes einer der vorzüglichsten Häfen von Europa sein. So ist die Bewohnerschaft des Ortes auf die Fischerei angewiesen, die von Alt und Jung getrieben wird. Auch die Frauen lenken den Kahn mit Meisterschaft, und ihnen liegt es ob, den Fremden über die

Bucht zu führen. Wer von den Bergen herabsteigt und sich dem Landungsplatz der Bote nähert, sieht sich plötzlich von einer Schaar lärmender Weiber umgeben, die in einer unmöglich zu verstehenden Sprache wild durcheinander schreien und sich in einer Weise, die Einem für sein Leben bange machen könnte, den Reisenden streitig machen, oder richtiger den Realen,*) den man ihnen für die Ueberfahrt bezahlt. Auch hier, wie in allen ähnlichen Fällen, wird dem Streit am schnellsten dadurch ein Ende gemacht, daß man ohne Weiteres in irgend ein Bot steigt, dessen Eigenthümerin sich ohne Säumen einfindet.

Am Südrande der Bucht führt die Bahn vorbei, doch setzen wir für den Rest des Weges bis San Sebastian unsern Marsch über die Berge fort und haben nach nicht langer Zeit die hübsche Hauptstadt von Guipuzcoa vor uns.

Der Ursprung der Stadt San Sebastian reicht bis in die grauesten Zeiten hinauf. Wenn trotzdem die Stadt durchaus neu ist, so liegt der Grund davon in den vielfachen Schlägen, mit denen das Schicksal San Sebastian heimgesucht hat. Mehr als zehnmal haben Feinde oder Feuersbrünste die Stadt vernichtet; zuletzt wurde sie, die von den Franzosen besetzt war, 1813 von den eigenen Verbündeten der Spanier, den Engländern, völlig dem Erdboden gleich gemacht. Und kaum wieder aufgebaut, hatte sie eine neue Belagerung durch ein Carlistisches Heer auszustehen; dies Mal rettete die englische Besatzung die Stadt.

Um die pittoreske Lage der Stadt recht würdigen zu können, folge uns der Leser auf den Monte Orgullo, einen steilen Felsen, der das Castell von San Sebastian trägt. Der Pfad, der im Norden, auf der dem Meer zugewandten Seite, an starken Batterieen vorbei, uns hinaufführt, überschreitet etwas unterhalb des Gipfels einen kleinen schmucklosen Friedhof, gelegen wie wohl wenige in der Welt, auf dem unter einfachen Grabmälern mehrere englische Officiere und ein hoher spanischer Geistlicher ruhen, die bei der Vertheidigung von San Sebastian gegen die Carlisten 1836 gefallen sind. Von dem Gipfel des Felsens endlich bietet sich eine entzückende Aussicht: erhaben gegen Norden auf die azurne Fläche des Oceans, schöner fast noch gegen Süden nach dem Lande zu. In weitem Bogen lagert sich eine Kette grüner Berge amphitheatralisch um eine runde Meeresbucht herum, die von ihrer muschelförmigen Gestalt den Namen la Concha hat. Die Enden des bergigen Halbkreises fallen schroff in's Meer ab, rechts einen Leuchtthurm tragend, links von einem alten Signalthurme gekrönt. Aus der Tiefe dieser Bucht, in welche die malerisch gewundene kleine Urumea sich ergießt, schiebt sich eine flache, schmale, sandige Landzunge weit vor, die Bucht gleichmäßig theilend, allmählich sich erweiternd und an ihrer Spitze den ganz isolirten Monte Orgullo tragend. Und an der Südseite dieses Berges, unmittelbar zu unsern Füßen, eng an den Felsen geschmiegt, liegt die Stadt, nach einem einheitlichen Plane erbaut, von West nach Ost von ganz graden schmalen Straßen durchlaufen, die überall unter rechten Winkeln sich schneiden. Auch die Häuser sind alle von gleichmäßiger Höhe, in demselben Stil gebaut, mit derselben gelben Farbe gestrichen; die Hauptgebäude, wie die herrliche Kirche Santa Maria Fabricata, dann noch eine Pfarrkirche, ein Kloster, ein Arsenal, eine Caserne, lehnen sich unmittelbar an den Felsen an. In der Mitte der Stadt sehen wir die Plaza de la Constitucion, — jede noch so kleine spanische Stadt hat einen so benannten Platz, — von Arcaden umgeben und in Folge der Bauart der Häuser, die unter einem Dache fortlaufen, dem Hofe eines großen Gebäudes zu vergleichen, eine Art Palais Royal im Kleinen. Gegen Süden liegt die ganze Häuserfront offen gegen die Plaza vieja, einen großen sandigen Platz, der mit dem Lande zusammenhängt und einen großen Circus trägt, der 10,000 Menschen faßt und zu Stiergefechten (corrida de toros) dient. Erhöht wird der Eindruck durch eine musterhafte Sauberkeit, trotz der Enge der Straßen. Dieselbe erklärt sich daraus, das San Sebastian keine Arbeiterquartiere hat, wie sonst wohl jede Stadt: der Hafenarbeiter wohnt unter dem Dache desselben Hauses,

*) 1 Real, in 8½ Quartos getheilt, ist = 2 Sgr.; 4 Realen = 1 Peseta; 5 Pesetas = 1 Duro. Die Umschrift des spanischen Geldes lautet: Ysabel II. por la gracia de Dios y la constitucion reina de las Espanas.

dessen Beletage der reiche Kaufmann oder der hohe Beamte inne hat. So wird neben der Ungleichartigkeit des Baustils auch die Unsauberkeit der von den niederen Volksclassen bewohnten Quartiere vermieden. Und mit einer großartigen Oekonomie des Raumes ist man zu Werke gegangen; keine andere Stadt von 10,000 Einwohnern dürfte so wenig Platz einnehmen. Freilich haben auch die Häuser so gut wie keine Höfe, von Gärten gar nicht zu reden.

Beide Enden der Stadt werden vom Meere bespült. Im Osten sieht man noch Reste der ehemals festen Mauer, die man niedergelegt hat; im Westen liegt, unvergleichlich geschützt durch den Monte Orgullo und Molos, der kleine Hafen, in dessen Bassin ein isolirt aufstrebender kleiner Fels eine Capelle trägt. Hier am Strande befinden sich auch die Seebäder, die neben dem lebhaften Handel noch eine Quelle des Wohlstandes für die Stadt zu werden versprechen und ganz dazu angethan sind, den französischen Bädern an der Atlantischen Küste erfolgreich Concurrenz zu machen.

Bilder aus Spanien.

Von Arthur Stahl.

Sevilla.

Eine der vorzüglichsten Tugenden des erzählenden Reisenden nennt man, aus guten Gründen, die Wahrhaftigkeit, und obwohl Niemand zweifeln würde, wenn ich von Andalusien nur Schönes sagte, so will ich mich ihrer doch befleißigen und gestehen, daß die landschaftlichen Reize Andalusiens mich enttäuscht haben. Auch glaube ich nicht, daß der Grund davon die späte Jahreszeit — Anfang November — war, denn die Bäume, welche es dort gibt, haben um diese Zeit nichts von ihrer Frische verloren, das glänzende Blaugrün der Olive hebt sich unvergleichlich von der saftgrünen, üppigen Orange, Feldbau wird überhaupt nicht viel getrieben und Wiesen sah ich nicht in Spanien.

Sobald man aber einmal angefangen hat, von dem zu abstrahiren, was man bei uns eine freundliche und bebaute Gegend nennt, so erhalten diese weiten, schweigenden, ungenutzten Landstriche einen Ausdruck vornehmen Ernstes, den man lieb gewinnt, einen Ausdruck von Großartigkeit, der so vollkommen zu den großartigen geschichtlichen Monumenten des alten Spaniens stimmt, daß, wenn es anders wäre, man zuletzt erstaunt sein würde, als fände man die Pyramiden in einem englischen Garten.

Für den Reisenden, welcher ein Land sucht, das den modernen Fortschritt repräsentirt, wird in Spanien das Mißbehagen nicht aufhören; er muß nach England gehen — für den Künstler aber, den Geschichtsforscher, den Architekten ist Andalusien wirklich ein Eldorado und neben Italien das interessanteste Land, welches er auf unserem Planeten bereisen kann.

Zur Zeit der Mauren, welche die Bodencultur zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatten, war das Land zwischen Cordoba und der jetzigen Hauptstadt von Andalusien, Sevilla, fruchtbar und lachend, ihr unerreichtes Bewässerungssystem gab in Spanien selbst dem sterilen Boden eine Ertragfähigkeit, welche er später nie wieder erlangt hat, und ihrer Sitte, mit Stieren zu pflügen anstatt mit dem Maulthier, welches zu schwach ist, das mächtige Erdreich tief zu furchen, wird andrerseits der blühende Culturzustand zugeschrieben, in welchem sich diese Gegenden in ihrem Besitz befanden. Jetzt versandet der Guadalquivir, das Regenwasser, nicht mehr künstlich vertheilt, sammelt sich, erzeugt Sümpfe und diese unter der glühenden Sonne epidemische Fieber; die kleinen Städte, welche die Eisenbahn berührt, sind ärmlich und in Verfall. Einer der sonst blühendsten Orte: Guadajoz, ist ganz ausgestorben, 1841 besaß er, constatirt, noch einen Einwohner, jetzt überlebt nur die Kirche noch Häuser und Menschen. Auch die Ruinen von Italica, dem Geburtsorte des Kaiser Trajan, sieht man unfern liegen.

Ein eigenthümliches und neues Ansehn erhält die Landschaft zwischen Cordoba und Sevilla dadurch, daß zuerst allgemein die Aloe und Tuna, eine Cactusart mit dicken fleischigen Blättern, als Einfassung der Ländereien gebraucht

wird und undurchdringliche Gehege bildet; für den Nordländer eine durchaus tropische Erscheinung. Sie trägt vortreffliche Früchte, die birnenförmig, von einer stacheligen Schaale umgeben, eine crême-artige Füllung enthalten, deren Geschmack einer sehr guten Stachelbeere gleicht. Besonders erquicklich werden sie dadurch, daß, obwohl nur die glühende Sonne sie reift, sie stets eiskalt sind. In Mexiko gibt es bekanntlich gegen zwanzig Arten dieser Cactusfrüchte.

Wir näherten uns Sevilla, der vielbesungenen poetischen, der heitersten und elegantesten Stadt unter der Sonne!

Die Landschaft wurde belebter und freundlicher, die Gluth der Abendsonne verklärte sie, Pinien krönten die Höhen und von dem rosenfarbnen Himmel zeichnete sich klar und phantastisch der wundersame Bau der Giralda.

Es ist ein hohes Vergnügen, in Sevilla anzukommen, und ich denke, selbst der grübelndste Hypochonder hört auf, das Leben für eine Mystification zu halten, so lange er sich in diesem Zauberkreis befindet.

Ist es die Luft, ist es die reizende Stadt, sind es die Menschen, ist es Murillo? Aber mit dem ersten Gang durch die breiten Straßen, über die weiten Plätze mit ihren Orangen und Springbrunnen — weht uns ein Odem von Lebenslust an, strömt es so erregend und warm durch die Adern, als sei man plötzlich aus einer Erstarrung des Körpers und der Seele in den wogenden Gluthstrom des Lebens getaucht.

Wo gäbe es aber auch eine Stadt, die mit den natürlichen Vorzügen der Lage, des südlichen Klima's, die höchsten Reize der Kunst verbände und zwar einer Kunst, wie sie keines der spätern Jahrhunderte hervorgebracht hat. Die Kathedrale, die Giralda, der Alcazar, die Meisterwerke Murillo's und inmitten dieser Umgebung eine Gesellschaft von einer geistigen Beweglichkeit und Grazie der Form, wie man sie selbst in Madrid vergebens suchen würde.

Sevilla liegt südlicher als Palermo, Athen und Smyrna. Dies sichert ihm sein herrliches Klima; die reine balsamische Frische seiner Luft aber der Umstand, daß die Ebene am Ufer des Guadalquivir, in welcher es sich weitläuftig hinstreckt, von Orangen und Olivenhainen bedeckt ist, daß die Stadt gegen fünfzig (die Sevillaner sagen 111) Plätze besitzt, die mit Bäumen bepflanzt sind, und daß endlich jedes Haus fast einen Hof mit Pflanzen geschmückt oder ein Gärtchen besitzt.

Die Stadt rühmt sich eines sehr alten Ursprungs, wie die Inschrift am Thore de Jerez besagt:

Hercules me edificó;
Julio Cesar me cercó
De muros y torres altas;
Y el rey santo me ganó
Con Garci Perez de Vargas.

Trotz dieses hohen Alters und seiner historischen Monumente aber, die jenen von Cordoba nichts nachgeben, macht die Stadt einen völlig verschiedenen Eindruck, sie hat nichts Ruinenhaftes oder Verarmtes, sie ladet im Gegentheil unwiderstehlich zum Wohnen ein, ist elegant, vornehm, belebt, trägt nicht den Baustil der verschiednen Epochen, sondern ist die einzige Stadt in Spanien, welche fast durchweg in einem Stil erbaut ist, der ihr Charakter und Reiz gibt.

Es besteht diese Bauart in einer für das Klima sehr glücklichen Vereinigung des maurischen und spanischen Geschmacks. Von den Mauren, die ihre Häuser nach der Straße hin abschlossen, entlehnte sie den unbedeckten innern Hof, oder besser bezeichnet Vestibule, denn seine Benutzung ist sehr verschieden von der häuslichen Benutzung unserer Höfe. Es ist der hübscheste und gepflegteste Ort im spanischen Hause, Empfangszimmer, Wohnraum und liebster Aufenthalt der Familie. Er ist mit Marmor getäfelt, hat eine Fontaine in der Mitte und immer Blumen, die in dem tropischen Klima prachtvoll gedeihen.

Um diesen Hof herum führt ein Säulengang, der eine offne Galerie trägt und an welcher oben und parterre die Wohnräume liegen. Zwischen den Säulen, den Galerien, in Ampeln, an der Wand befestigten Vasen, überall Blumen; und der Duft, gewiß eine der vornehmsten und exclusivsten Personagen in dieser nicht immer balsamischen Welt, ist in diesen Häusern täglicher Gast. Aber auch auf den

Straßen begegnet man ihm in ganz Sevilla, denn die Häuser sind offen. Und hier beginnt die Bauart der Spanier oder ich möchte lieber zu behaupten wagen, der Spanierinnen. Denn das Umschließen und Ummauern der Häuser war Haremssitte und die stolze Spanierin, welche sie bis auf den Grund getilgt wissen wollte, gab dem Hause viele Fenster und jedem Fenster einen Balcon, dem platten Dach anstatt der schwerfälligen Mauerzinnen eine luftige Galerie, über welche es sich reizend herabblickt, öffnete das Hausthor weit und stellte nur zwischen sich und die Gesellschaft oder den blühenden Hof und die Straße eine zierlich gegitterte durchsichtige Thür, wie von Elfenhänden aus Goldfiligran gefügt. In der That, man kann ihr nicht genug danken. Denn es gibt keinen anmuthigeren Eindruck als den, welchen man zu jeder Tagesstunde in den Straßen von Sevilla hat. Entweder es ist die erquickende Frische des Hofes selbst, oder man sieht eine elegante Dame, von der Mantilla halb verschleiert, die in dem zierlich mit Marmor getäfelten Raum vor der Gitterthür steht und die Glocke zieht, eine Senorita auf dem Balcon, oder an Sommerabenden — und dies ist die Festdecoration von Sevilla — die Höfe mit bunten Lampen phantastisch beleuchtet, eine Gesellschaft von schönen Männern und anmuthigen Frauen mit frischen Blumen im Haar, mit jener vornehmen Grazie sich bewegen, welche den Spaniern so unnachahmlich eigen ist.

Und hier, während jene Gesellschaft in der lauen Nacht unter Sternengeflimmer, narkotischem Blumenduft und Wassergeplauder sich unterhält, Eis ißt, declamirt, Guitarre spielt und mit dem kleinen Fächer Blicke fängt und versteckt — sei erlaubt, einige Worte über die äußere Erscheinung der Spanier zu sagen. Die Männer sind im Allgemeinen schöner als die Frauen, von einer edlen, ausdrucksvollen ernsten Gesichtsbildung und in den vornehmen Kreisen von einer Noblesse der Haltung, wie man sie vielleicht in jedem andern Lande vergeblich suchen würde. Zum Theil aber liegt der Grund, warum man mehr schöne Männer als Frauen sieht, wohl einfach darin, daß jene es länger bleiben. Die Spanierin erscheint nach unserm Geschmack leicht zu klein, zu voll, zu phlegmatisch, aber freilich gibt es auch unter ihnen exquisite Frauen.

Was den Charakter der Spanier betrifft, so hat er bei Weitem mehr Aehnlichkeit mit dem deutschen als der französische oder italienische, und gewiß beruhen die vielfachen Verbindungen zwischen Spaniern und Deutschen auf einem tief sympathischen Zuge. Schlaue Berechnung und gemüthlose Klugheit sind ihrer innersten Natur fremd, der Spanier ist zu stolz, um kleinlich zu sein, die Spanierin zu gut und zu naiv. Auch die Coketterie liegt ihrem Chgrakter durchaus fern. Fühlt sie warm, so wird sie es zeigen, bleibt sie kalt, so läßt sie keinen Augenblick darüber in Zweifel, ist sie aber wirklich von einem Strahl der Leidenschaft getroffen, so flammt ihr ganzes Wesen in Gluth auf; dann aber läßt sie sich nicht lieben — sie liebt.

In Andalusien kommt zu diesen allgemeinen Charakterzügen noch ein andrer, der sich dem schwerblütigen Nordländer unvergeßlich einprägt, es ist dies ein Zug von Heiterkeit, der die Sevillaner wie mit einer zweiten Atmosphäre umgibt, eine übersprudelnde Heiterkeit, eine Lebendigkeit, die selbst den trockensten Pedanten bezwingen würde. Wie lacht der Andalusier! Dieser Klang, so lebenswarm, so lockend zum Genuß, so harmlos, scheint alle graue Theorie, ja alle Noth des Lebens auszulöschen und ich glaube, wenn man Methusalem's Alter erreichte, man würde nicht aufhören, sich zu sehnen nach dem musikalischen, herzerquickenden, andalusischen Lachen.

Bezeichnend auch in dieser Richtung ist, daß die Sevillaner ihren beliebtesten Spaziergang las delicias getauft haben; und wenn er auch recht hübsch ist, so liegt es doch ganz in ihrer glücklichen und genügsamen Natur, bescheidne Dinge mit einem poetischen Namen zu belegen.

Wenn man über den Spaziergang de las delicias und durch die schöneren Stadttheile sich in die ärmlicheren begibt, so lasse ich dahin gestellt, ob es noch ärmere gibt; was ich davon sah, machte mir weder den Eindruck des Elends noch der Verkommenheit, wie es häufig in andern Städten, wie Cordoba, der Fall gewesen war. Zwar sah man in dem Gewirr von Menschen, die sich in den offenen Hausfluren, auf den Straßen, unter den Bäu-

wie in glänzenden Verhältnissen. Er ist ein sehr reicher Herr. Er besitzt Häuser, und besonders eine schöne Villa, und seine Villa besitzt einen Garten, und in seinem Garten sind Bäume, und auf seinen Bäumen Früchte, und in seinen Früchten Würmer. Er ist ein sehr reicher Mann. Er ist ein sehr reicher Mann, und seine Frau ist eine sehr reiche Frau. Sie ist eine sehr reiche Frau, und ihr Vater ist ein sehr reicher Mann. Er ist ein sehr reicher Mann, und sein Sohn ist ein sehr reicher Mann. Sie sind sehr reiche Leute, und ihre Leute sind sehr reich. Sie sind sehr reiche Leute, und ihre Leute sind sehr reich. Sie sind sehr reiche Leute, und ihre Leute sind sehr reich. Sie sind sehr reiche Leute, und ihre Leute sind sehr reich.

Friedrich Friedrich Friedrich.

Friedrich (der), dem schenken, sagt der Gerichtsvollzieher, wenn er Pfänder wegnimmt. Er schenkt mir nichts, er hat mir nichts geschenkt, er wird mir nichts schenken. Er schenkt Ihnen nichts, er hat Ihnen nichts geschenkt, er wird Ihnen nichts schenken. Er schenkt ihm nichts, er hat ihm nichts geschenkt, er wird ihm nichts schenken. Er schenkt uns nichts, er hat uns nichts geschenkt, er wird uns nichts schenken. Er schenkt euch nichts, er hat euch nichts geschenkt, er wird euch nichts schenken. Er schenkt ihnen nichts, er hat ihnen nichts geschenkt, er wird ihnen nichts schenken. Er schenkt mir nichts, er hat mir nichts geschenkt, er wird mir nichts schenken. Er schenkt Ihnen nichts, er hat Ihnen nichts geschenkt, er wird Ihnen nichts schenken. Er schenkt ihm nichts, er hat ihm nichts geschenkt, er wird ihm nichts schenken. Er schenkt uns nichts, er hat uns nichts geschenkt, er wird uns nichts schenken. Er schenkt euch nichts, er hat euch nichts geschenkt, er wird euch nichts schenken. Er schenkt ihnen nichts, er hat ihnen nichts geschenkt, er wird ihnen nichts schenken.

Friedrich (der), dem schenken, sagt der Gerichtsvollzieher, wenn er Pfänder wegnimmt. Er schenkt mir nichts, er hat mir nichts geschenkt, er wird mir nichts schenken. Er schenkt Ihnen nichts, er hat Ihnen nichts geschenkt, er wird Ihnen nichts schenken. Er schenkt ihm nichts, er hat ihm nichts geschenkt, er wird ihm nichts schenken. Er schenkt uns nichts, er hat uns nichts geschenkt, er wird uns nichts schenken. Er schenkt euch nichts, er hat euch nichts geschenkt, er wird euch nichts schenken. Er schenkt ihnen nichts, er hat ihnen nichts geschenkt, er wird ihnen nichts schenken. Er schenkt mir nichts, er hat mir nichts geschenkt, er wird mir nichts schenken. Er schenkt Ihnen nichts, er hat Ihnen nichts geschenkt, er wird Ihnen nichts schenken. Er schenkt ihm nichts, er hat ihm nichts geschenkt, er wird ihm nichts schenken. Er schenkt uns nichts, er hat uns nichts geschenkt, er wird uns nichts schenken. Er schenkt euch nichts, er hat euch nichts geschenkt, er wird euch nichts schenken. Er schenkt ihnen nichts, er hat ihnen nichts geschenkt, er wird ihnen nichts schenken.

a handsome Corinthian portico and other fittings, the whole of which were destroyed by fire in 1865. The present building, which is a handsome structure of stone in the Italian style, was opened for the transaction of business in 1868. The Bank of England has a branch here.

Old Bank.

und von da an stets mit Cordoba rivalisirend wurde sie 1021 die Hauptstadt eines selbständigen maurischen Königreichs unter Mohamed Abu-el-Kasem. Sie sah viele Kämpfe unter der muselmanischen Herrschaft, gelangte aber doch zu hoher Blüthe und ihr verdanken wir zwei der herrlichsten arabischen Bauwerke in Spanien; den Alcazar und die Giralda. 1240 endlich wurde sie von den Gothen zurückerobert, Ferdinand der Heilige hielt einen prachtvollen Einzug und machte sie für immer zu einer christlichen Stadt. In der Sacristei der Kathedrale wird als eine Reliquie der mächtige goldne Schlüssel gezeigt, welchen er aus den Händen der Besiegten empfing.

Alphons der Weise (der seltsamerweise zum deutschen Könige gewählt wurde, ohne daß er Lust gehabt zu haben scheint, die Herrschaft anzutreten) machte Sevilla wiederum zur Hauptstadt seines Reiches und nun vor fernen Eroberungen gesichert, mit einer neuen Bevölkerung und stets wachsendem Reichthum, nahm die Stadt allmälig die Physionomie an, welche sie noch heute hat. Pedro, der grausame aber prachtliebende König, der den Alcazar restaurirte, später Ferdinand und Isabella, liebten Sevilla sehr, machten der Kathedrale, die gegen 1500 vollendet wurde, große Schenkungen- und es konnte um diese Zeit dem Welthandel Gesetze dictiren, denn das Gold aus den Minen von Mexico und Peru strömte ihm zu und noch jetzt trägt ein fester Thurm am Schifflandungsplatze des Guadalquivir, in welchem man die ankommenden Schätze aus der neuen Welt aufbewahrte, den Namen: Torro del Oro, Goldthurm.

Viele berühmte Männer wurden in Sevilla geboren, vor Allen Velasquez und Murillo, welcher durch sein Genie und die von ihm begründete Malerakademie Sevilla auch zur Capitale der Kunst in Spanien machte.

Die Rolle, welche Sevilla in der modernen Geschichte Spaniens spielte, ist bekannt. Immer ging es tapfer und gesinnungsvoll aus den Kämpfen hervor und wenn es auch Zeiten hatte, wo seine Macht und sein Reichthum sank, so macht es doch jetzt, ohne allen Zweifel neben Barcellona, den blühendsten Eindruck der großen Städte Spaniens.

Von der Alameda de Hercules pflegt man den Weg nach der Plaza de Torros zu nehmen.

Die Arena für Stiergefechte in Sevilla ist ein mächtiges Gebäude mit einer schönen Facade und sieht, halb Ruine, einer jener gewaltigen Arenen gleich, in welcher die Löwen- und Gladiatorenkämpfe im Alterthum gehalten wurden.

Ein Orcan hat die obere Sitzreihe zerstört und in eine der Wände eine Bresche gerissen, durch welche man, als befinde man sich in einem Panorama, einen prachtvollen Blick auf die Kathedrale mit der Giralda hat. Der Schaden ist nicht ausgebessert und dies sicher im Gefühl des Reizes, welchen der Zufall dem Gebäude gegeben hat.

Jetzt erwartet der Leser ohne Zweifel die Beschreibung eines Stiergefechts, später eines Fandango und einer Maja. Aber diese Dinge sind bei uns landläufig geworden und — fast bekannter als hier.

Von der hübschen Fonda de Paris an der Plaza de la Madalena war die Entfernung bis zur Kathedrale gering und dahin wendet der Reisende wohl unwillkürlich täglich seine Schritte.

Obwohl es nicht leicht ist, sich in Sevilla zu orientiren, da die Stadt eine mächtige Ausdehnung und wenig durchlaufende Straßen hat, die Spitze der Giralda dient überall als Wegweiser, bis man, auf der Plaza del Triunfo angelangt, den schönen maurischen Thurm bewundern kann. Er ist vollständig erhalten und von der Moschee übergeblieben, auf deren Stelle jetzt die Kathedrale steht, welcher die Giralda als Glockenthurm dient. Beides ist von einem mit Orangen bepflanzten Klosterhof umgeben und dann und wann gibt noch im Umkreis eine abgebrochne Säule Kunde von der zerstörten Moschee.

Die Giralda wurde um das Jahr 1000 von dem arabischen Baumeister Hoever erbaut und war zuerst zu einem Observatorium bestimmt. Erst später erhöhte man den Thurm und gab ihm die freihängenden Glocken. Seinen Namen aber erhielt er durch die Figur, welche seine Spitze krönt und die el Giraldilla genannt wird, weil sie sich bei dem leisesten Winde dreht. (Vom spanischen Zeitwort girar, drehen.)

Die Giralda ist von herrlicher und, wie alle die Bauwerke der Araber, von so fein berechneter Construction, daß man sich beim ersten Anblick ihre große Höhe, fast 400 Fuß, kaum zum Bewußtsein bringt. Der Thurm ist viereckig, von gewaltigen Grundmauern und die reizenden Stuckverzierungen der Außenseite, die Doppelbögen der Fenster mit den schlanken Jaspisſäulen, die obere leichte Galerie, sind so gut erhalten, daß man alle Ursache hat, den beiden Schutzheiligen von Sevilla, Santa Justa und Rufina, welche, arme Töpferstöchter, in einer furchtbaren Sturmnacht durch ihre Gebete die Giralda vor dem Untergange retteten und in allen Kirchen, dieselbe haltend, gemalt zu sehen sind, für ihre Frömmigkeit zu danken. Das Ersteigen der Giralda ist sehr bequem, da sie keine Treppen, sondern einen sanft ansteigenden gepflasterten Weg hat und Stufen nur zu der obersten Galerie. Von dieser aus, durch die unmittelbar darüber hängenden Glocken zuweilen wie von Donnerschlägen erschreckt, genießt man eine wahrhaft prachtvolle Aussicht über die Kathedrale, die ganze Stadt mit ihren weißen Häusern und üppigen Gärten, weit über den Guadalquivir, die große Vorstadt Triana und die blühende Ebene. Die Beleuchtung war magisch, der Himmel azurblau, die Luft balsamisch, wie ich sie nie geathmet hatte, es war kaum möglich, sich zu trennen, und bei diesem Anblick vor Allem fühlt man sich von der Poesie dieser Stadt wie von Zauberarmen festgehalten.

Das Aeußere der Kathedrale macht einen sehr eigenthümlichen Eindruck, mehr interessant als schön, denn man entdeckt auf den ersten Blick, daß auch hier die Ueberreste der arabischen Architektur in den gothischen Bau aufgenommen sind. Schon die spitz gezackten Mauerzinnen, der kühne maurische Bogen des Hauptportals, die seltsamen Verzierungen der Wandflächen, die unabsehbaren Galerien, die Dächer mit so unbedeutenden Thürmchen, daß sie kaum als solche erscheinen — dies Alles, gestehe ich, verwirrt durch Unklarheit und beunruhigt das Auge, welches von der Großartigkeit des Ganzen getroffen nach der Harmonie des Planes sucht. Noch bevor es ganz gelungen war, traten wir ein und — alles Denken verging, jede Frage verstummte, Schauer der Bewunderung überrieselten mich und bannten mich regungslos an die Schwelle.

Die Kathedrale von Sevilla ist so groß, daß Notre-Dame von Paris mit aufgerichtetem Kopfe darin spazieren gehn könnte, wie Theophile Gautier sagt. Sie hat 400 Fuß Länge und 291 Fuß Breite, neun Thore bilden den Eingang.

Das Ganze ist in fünf Schiffe getheilt. Ich sah hinauf an den grandiosen Pilastern, stark, als sollten sie das Gewölbe des Himmels tragen, zu der unermeßlichen Höhe des Mittelschiffs. Die Moschee von Cordoba stand zum Vergleich vor meinem geistigen Auge und nun wußte ich, daß es in der Welt keinen Baustil gibt, der sich messen könnte mit der hehren Gewalt, mit der Majestät der Gothik!

„Keine Kirche Spaniens," sagt ein anderer Reisender, „ist von so imposanten Proportionen. Es ist ein Tempel wie für Riesen erbaut, aber das sind nicht die schwerfälligen Massen der römischen Werke aus cyklopischen Blöcken geformt, es ist eine bewunderswerthe Harmonie, welche das tiefste religiöse Gefühl einflößt.

Alles ist dort groß, die Osterkerze, hoch wie der Mast eines Schiffes, wiegt 2050 Pfund, der Bronzeleuchter, welcher sie trägt, sieht der Vendômesäule ähnlich und ist dem Leuchter nachgebildet, welcher im Tempel von Jerusalem steht."

Ich fühlte also diese Bewunderung nicht allein, aber je größer sie ist, desto lebendiger fühlt man die Unmöglichkeit, durch Beschreibung der Einzelheiten den Totaleindruck wiederzugeben. Auch sind der Sculpturen, der Gemälde, der Reichthümer der Kirche so viele, daß die Aufzählung ermüden würde — die Kathedrale von Sevilla muß man sehen. Es war Messe, als wir eintraten. Brausende Orgelklänge durchflutheten den majestätischen Raum. Wo nicht ein Streifen Sonnenlicht durch die gemalten Fenster fiel, war heilige Dämmerung. Es mochte eine große Zahl von Andächtigen sein, welche innerhalb des vergoldeten Gitters am Hochalter kniete; sie verschwand vollständig in dem gewaltigen Tempel. Wohin das Auge blickte, entdeckte es noch einen majestätischen Raum, wo die tiefste Einsamkeit zu herrschen schien. Welche Verhältnisse der Breite zur Länge, aber auch welche Höhe! Die grandiosen Phantasiebilder

aus der Genesis zogen mir durch den Sinn, als ich zu dieser grauen Unendlichkeit emporsah ... Und der Geist Gottes schwebte über den Wassern... Die Seele wiegt sich in Harmonien und alles Wollen löst sich in unnennbare Befriedigung auf.

Nun trat ich vor, um auf einer der Platten des schwarz und weiß getäfelten Marmorfußbodens eine Inschrift zu lesen:

A Castillo y a Leon
Nuevo Mundo dió Colon.

Hier liegt Fernan Columbus, der Sohn des Christoph, welcher sehr reich starb und der Kathedrale seine Reichthümer und seine werthvolle Bibliothek vermachte.

In der heiligen Woche errichtet man auf dieser Stelle einen Bau von Holz, le Monumento, von 120 Fuß Höhe, welcher von unzähligen Wachskerzen beleuchtet, in dieser gewaltigen Kathedrale einen wunderbaren Effect geben soll.

Das Coro und der Hochaltar sind auch hier umbaut, aber das vergoldete Gitter von kunstvoller Arbeit läßt hineinsehen und gibt dem Allerheiligsten einen geheimnißvollen Reiz, der, wie der katholische Ritus im Süden überhaupt, sehr fein auf Phantasie und Sinne berechnet ist.

Die Stühle des hohen Chors wie der Hochaltar sind von bewunderungswürdiger Holzschnitzerei, die Altargeräthe von Gold, überaus reich und gediegen.

Sitzplätze für die Gemeinde gibt es nicht in den spanischen Kirchen. Die vornehmste Spanierin selbst kniet auf den Marmorplatten, höchstens bringt der Diener ihr eine Matte von Esparto. Wie unvergleichlich schön aber ist die Spanierin in der Kirche mit ihrer stolzen und graciösen Haltung, dem ernsten bleichen Gesicht und der Mantilla, nach welcher kein anderer Kopfputz der Welt noch ein Frauenantlitz anmuthig zu kleiden vermag.

Von den überreichen Sehenswürdigkeiten der 37 Seitencapellen sei mir nur erlaubt, eines Gemäldes Murillo's zu erwähnen, des heiligen Antonius von Padua in der Capelle de Batisteria.

Die Franzosen erklären dieses Bild überhaupt für das schönste Bild des Malers, und der Marschall Soult, welcher in Madrid wenig Umstände machte, kostbare Murillo's zu entführen, sah sich hier zu seinem Leidwesen genöthigt, mit dem Kirchencapitel zu unterhandeln. Er machte ihm den Vorschlag, als Kaufpreis die Leinwand des heiligen Antonius von Padua mit Goldstücken zu belegen. Aber so empfänglich auch sonst die Spanier für eine gewisse Noblesse im Goldausgeben sind, der chevalereske Vorschlag rührte sie nicht und die Sevillaner hatten keinen Kaufpreis für das berühmte Bild.

Das zweite schöne Bild Murillo's: „Der Schutzengel" hängt in der Kirche selbst neben dem Hauptportal. Nur einmal im Jahre, am Himmelfahrtstage, wird das gewaltige Thor desselben geöffnet, und nur an diesem einzigen Tage hat das Bild seine volle Beleuchtung. Es hat dadurch eine Art religiöser Weihe erhalten und ist während jenes Tages von Schaulustigen belagert. Die jungen Mütter führen ihre Kleinen vor das Bild und bekränzen den Altar des Schutzengels der Kinder.

Diesen zu Liebe scheint auch hier, wie in fast allen spanischen Kirchen, ein anderer Kinderfreund al fresco an die Wand gemalt, der große Christoph. Hier gab ihm Luis de Vargas 32 Fuß Länge und einen enormen, gutmüthigen Kopf.

Die Luft unter den Orangen des Vorhofes, an dem Bassin, das den Muselmanen zur heiligen Waschung diente, bevor sie ihre Moschee betraten, war nach langem Schauen erquicklich. Die Giralda lag jetzt in vollem Sonnenschein, es war als hätte sie sich gestreckt in der lichtdurchtauchten Luft und die Contouren traten schärfer hervor.

Der Kathedrale gegenüber, an der Plaza del Triunfo, dessen dritte Seite der Alcazar begrenzt, liegt die Börse: la Casa Lonja.

Sie ist wie alle öffentlichen Gebäude in Spanien splendid gebaut, mit einer Verschwendung von Marmor, wie man sie wohl nur hier und in Italien findet. Eine majestätische Treppe von rothem Marmor führt in das obere Stockwerk, wo in großen, schön ausgestatteten Sälen die Archive aufbewahrt werden und in einem besonderen Gemach dasjenige, welches den Besuch der Börse interessant macht: el Archivo de Indias. Hier befinden sich in Mahagonischränken hinter Glas alle Urkunden und Documente, die sich auf die Entdeckung und den Besitz der neuen Welt beziehen, von der Ausfertigungsurkunde zur ersten Reise des Columbus bis zu den Besitztiteln der jetzigen Königin.

Die Handschriften des Columbus, der katholischen Isabella, des Fernan Cortez, Pizarro's — man sieht sie mit eigner Erregung. Auch hängt hier ein Bild des Columbus, wie eine Statue des Mannes den Hof der Lonja ziert. Man hat in der Börse den großen Schatzgräber am besten zu schätzen gewußt, und da sich außer dem Bilde der Königin kein anderes und keine andere Statue dort befindet, so macht dies einen leicht komischen Eindruck.

Das bei Weitem schönste Portrait des großen Christoph Columbus hängt in der Bibliothek Colombine, es hat die denkende Stirn und den kühnen Blick des Mannes, welcher jenseits des Oceans eine neue Welt schaut.

Diese Bibliothek ist älter als jene des Escorial und eine der bedeutendsten Spaniens. Sie befindet sich ebenfalls an der Plaza del Triunfo, in einem Gebäude, das seinen Eingang vom Orangenhof der Kathedrale hat. Sie wurde, wie bereits erwähnt, von Fernan Columbus gestiftet, mit der seines berühmten Vaters vereinigt und enthielt nach seinem Ableben bereits 20,000 der kostbarsten Werke, welche zu jener Zeit existirten. Seitdem wurde sie unablässig vermehrt und erhielt ihre jetzige Bedeutung.

Nach Aufhebung der Klöster sah man die Nothwendigkeit, die Bilder in einem besondern Raum zu vereinigen und wählte dazu die großen Säle des Klosters de la Merced. Ein besonderer Saal wurde den Prachtwerken Murillo's, über vierzig, bestimmt. Ich besprach sie eingehend in einer Lebensbeschreibung des großen Malers.*)

Noch viele andere Schöpfungen aus der Malerschule von Sevilla finden sich hier wie in den Kirchen; Namen wie de Castro, Luis de Vargas, Roelas, Herrera, Pacheco, Ribalta, Velasquez sind würdig vertreten, aber es hat mir scheinen wollen, als kämen sie hier noch weniger als in Madrid neben Murillo zur Geltung.

Als wir aus dem Museum de la Merced wieder auf den freien Platz hinaustraten, welchen auf hohem Piedestal die Statue Murillo's schmückt, hatte es geregnet. Und wie regnet es im Süden! Das ist kein zauderndes Tröpfeln von Wölkchen zu Wölkchen, das ist ein Guß, ein Wasserschwall, ein Sturz von warmen, schweren, brausenden Regenfluthen. Aber die Straßen von Sevilla werden nicht schmutzig, das Wasser läuft in der Mitte zusammen und die weißen Platten, mit welchen sie gepflastert sind, sehen nach dem Regen nur um so sauberer aus.

Jetzt strahlte die Sonne bereits wieder und in ganz Spanien erinnere ich mich nicht, einen Eindruck von solcher Ueppigkeit und Frische gehabt zu haben als den des Gartens, welcher zum Palast des Herzogs von Montpensier, San Telmo, gehört, den wir gleich darauf besuchten.

Um eine Vorstellung von der Größe dieses prachtvollen Gartens zu geben, sei erwähnt, daß er über 5000 Orangenbäume enthält, die jetzt von goldnen Früchten beladen waren und deren jährlich zwei Schiffsladungen nach England gehen. Diese wechseln mit Palmen, Pfefferbäumen, Magnolias, Rosenbäumen, mit sammtnen Rasenflächen und den üppigsten Blumenanlagen. Außerdem findet man im Palast, welchen der Herzog, dessen Gemalin bekanntlich die Schwester der Königin von Spanien ist, zeitweise bewohnt, eine zwar nicht große, aber auserwählte Sammlung von Gemälden.

Als wir am folgenden Morgen nach einem Spaziergange durch die Straßen von Sevilla über den Markt, dem Universitätsgebäude, dem Hause des Pilatus vorüber und nach einem Besuche in der Caredad, in deren Capelle Murillo's berühmte Bilder: „Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend" und die „Vertheilung der Brote" hängen, in die Nähe der Kathedrale zurückkehrten, fanden wir großes Getümmel. Festtäglich geputzte Gruppen standen an den Kirchthüren und die erwartungsvollen Gesichter der Erwachsenen wie die Lustigkeit der Kinder zeigte, daß sich hier etwas Absonderliches begebe. Es ließ auch nicht lange auf sich warten. Denn plötzlich stürzte der Bischof in vollem Ornat, gefolgt von der ganzen Clerisei und der Gemeinde, mit so eiligen Schritten aus der Kirche auf den freien Platz, als haben die Gewölbe den Einsturz gedroht. Und noch seltsamer nahm es sich aus, daß draußen ganz ruhig Vorbereitungen getroffen wurden, den Gottesdienst fortzusetzen.

Das Ganze war, wie man uns nun erklärte, eine kirchliche Feier zur Erinnerung

*) Deutsches Museum. Murillo in Spanien.

an den heutigen Jahrestag des Erdbebens von Lissabon. Die Erdstöße, welche den größten Theil von Lissabon zerstörten, waren in Sevilla sehr heftig gewesen und hatten den Messe lesenden Priester so erschreckt, daß er wie alle Zuhörer in wilder Hast die Kirche verließ, aber als sich nichts weiter zutrug, auf dem Platze die Messe weiter las. Die bewegliche Phantasie des Volkes im Süden will solche Darstellungen, und wenn man dazu lächelt, wie zu den phantastischen Spielen lebhafter Kinder, so begreift man zugleich die Macht des Katholicismus im Süden, der in feinster psychologischer Berechnung nie unterläßt, den Schwächen der menschlichen Natur Concessionen zu machen.

Schulen gibt es in Sevilla in großer Zahl, doch scheint die Privaterziehung sehr beliebt, denn man nennt gegen 120 Privatanstalten.

Im Alcazar befindet sich eine Akademie der schönen Künste und hier wohnt auch die berühmteste spanische Schriftstellerin, welche von Geburt väterlicherseits eine Deutsche ist: Fernan Caballero.

Unter den vielen Fabriketablissements fällt in der Nähe des Palastes San Telmo ein gewaltiger Bau, gleich einer Citadelle von Gräben umgeben, in's Auge. Es ist die große Tabacksfabrik, die, neben den Arbeitern, gegen 4000 Frauen beschäftigt. Hier werden die tabatierenführenden unter meinen verehrten Lesern vielleicht von einer wehmüthigen Erinnerung beschlichen an den wunderbaren „Rapé" von Sevilla, den goldfarbigen, narkotisch duftenden . . . hier allein wird er bereitet. Und so winken alle Arten von Genüssen Denen, welche sich locken lassen „Nach Sevilla!"

Mineralquellen auf Formosa.

Graf Brenier de Montmorand, französischer Generalconsul in Shanghai, hat auf Formosa die Entdeckung von noch thätigen Vulcanen und von Schwefelquellen gemacht. Beide liegen an Höhen, deren chinesischer Name Schwefelquellen bedeutet. Auf die Vulcane stößt man in einer Schlucht, wo sich auf engem Raume zwanzig kleine Krater erheben, von denen einige noch Dampf, Asche und Schwefel ausstoßen, während die andern erloschen zu sein scheinen. Mitten unter den Vulcanen liegen drei tiefe Brunnen, deren Wasser eine hohe Temperatur hat, aber nicht kocht. Einige Meter davon fließt reichlich Wasser ab, das frisch und geschmacklos ist, aber den Mund zusammenzieht. Die Schwefelquellen liegen ebenfalls in Vertiefungen. Es sind ihrer zwei und beide setzen zu Zeiten aus. Die Temperatur der einen fand Graf Brenier zu 212 Grad F., während in der Luft 85 Grad waren. Die ganze anstoßende Hochebene wird von unterirdischem Feuer erwärmt und ist der einzige Ort auf Formosa, wo Ananas und Bananen im Freien wachsen.

Literarisches.

Zwei Werke über Palästina sind kürzlich erschienen. Das eine „Palästina, beschrieben von E. Hergt" (Weimar, Geographisches Institut), die Ergebnisse eingehender gelehrter Studien, und das andere „Wanderungen durch Palästina von Conrad Furrer" (Zürich, Orell, Füßli & Comp.) gibt in sehr fesselnder Darstellung die Schilderung eigener Beobachtungen des Verfassers. Jedes dieser beiden ist in seiner Art vortrefflich; wenn man die gründlichen Mittheilungen Hergt's durchstudirt und sich auf diese Weise mit Palästina, welches der Verfasser ebenfalls aus eigener Anschauung zu kennen scheint, bekannt gemacht hat, gewährt es einen ganz besonderen Genuß, mit Furrer noch einmal diese poesievollen und uns von Kindheit an interessanten Gegenden zu durchwandern, um so mehr, da der Verfasser es vermied, die ausgetretenen Heerstraßen zu ziehen und das Land nach allen Richtungen hin genau durchforscht hat.

Die neue Ausgabe für 1865/66 von Dr. O. Hübner's statistischer Tafel aller Länder der Erde ist soeben erschienen. Sie enthält: Größe, Regierungsform, Staatsoberhaupt, Bevölkerung, Ausgaben, Schulden, Papiergeld und Banknotenumlauf, stehendes Heer, Kriegs- und Handelsflotte, Ein- und Ausfuhr, Zolleinnahmen, Haupterzeugnisse, Münze und deren Silberwerth, Gewicht, Ellenmaß, Hohlmaß für Weine und Getreide, Eisenbahnen, Telegraphen, Hauptstädte und die wichtigsten Orte aller Länder der Erde.

Das Thermometer

und die Erdtemperatur.

Von

Th. v. Kupffer.*

Die Wärme dehnt alle Körper aus. Wenn man eine meſſingene Kugel, die noch eben durch einen ihr angepaßten Ring gegangen iſt, über einer Spirituslampe erhitzt, ſo geht ſie nicht mehr durch den Ring, weil ihr Durchmeſſer zugenommen hat. Noch mehr als die Metalle dehnen ſich die Flüſſigkeiten aus, noch mehr als die Flüſſigkeiten die Gaſe. Wenn man eine Flaſche, welche einen engen und langen Hals hat, mit einer Flüſſigkeit ſo anfüllt, daß dieſe bis in den Hals ſteigt, und erhitzt dann die Flaſche, ſo wird die Flüſſigkeit im Halſe deutlich ſteigen. Dehnte ſich das Glas, aus welchem die Flaſche gemacht iſt, allein aus, ſo würde deren innerer Raum größer werden, die Flüſſigkeit müßte alſo ſinken; dehnte ſich die Flüſſigkeit in demſelben Verhältniß aus wie das Glas, ſo würde die Flüſſigkeit weder ſinken noch ſteigen, da der Raum, den die Flüſſigkeit einnimmt, in demſelben Verhältniß ſich vergrößern würde, als der Raum in der Flaſche; die Flüſſigkeit ſteigt alſo nur darum im Halſe der Flaſche, weil ſie ſich mehr ausdehnt als das Glas. Um zu zeigen, daß die atmoſphäriſche Luft und die Gaſe ſich ausdehnen, muß man ſie abſperren, das heißt, man führt einen Tropfen Queckſilber oder Oel in den engen Hals ein (der freilich zu dieſem Verſuch ſehr eng und auch ziemlich lang ſein muß), ſo daß, wenn ſich die Luft in der Flaſche ausdehnt, der Tropfen gehoben wird; man wird alsdann beobachten, daß die geringſte Erwärmung, ja ſelbſt wenn man nur die warme Hand an die Flaſche legt, den Tropfen ſogleich in die Höhe treibt, ja ſogar ganz hinausſtößt.

Die Ausdehnung der Flüſſigkeit durch die Wärme gibt uns daher ein Mittel an die Hand, die Zunahme und Abnahme der Wärme zu beobachten und zu meſſen. Man nimmt eine ſehr enge Glasröhre, deren innerer Durchmeſſer durchgängig gleich ſein muß — er mag z. B. nicht mehr als $^1/_{10}$ Linie betragen, eine ſolche Röhre nennt man eine Haarröhre — und ſchmilzt an das eine Ende derſelben eine Hohlkugel von etwa 1 Zoll Durchmeſſer an. Die Glasbläſer thun das mit großer Geſchicklichkeit, indem ſie das eine Ende der (an beiden Enden offenen) Röhre vermittelſt der Glasblaſelampe zuſchmelzen, dann ſo erweichen, daß wenn man in das andere offen gebliebene Ende

*) Aus dem Nachlaſſe des kaiſerl. ruſſiſchen wirkl. Staatsraths Th. von Kupffer.

hineinbläst, an dem glühenden und weichen Ende eine Kugel entsteht. Nachdem Alles erkaltet ist, wird Quecksilber in die Kugel getrieben; ich sage getrieben, denn die Röhre ist zu eng, um das Quecksilber hineingießen zu können. Dieses Hineintreiben des Quecksilbers geschieht mittelst des Drucks der Luft: man erhitzt die Kugel ein wenig, und stellt dann das offene Ende der Röhre, die Kugel nach oben, in ein Gefäß mit Quecksilber. Durch die Erhitzung der Kugel wird eben ein Theil der Luft, die sie enthält, ausgedehnt, und mithin hinausgetrieben; stellt man nun das offene Ende der Röhre in ein mit Quecksilber gefülltes Gefäß, so daß die äußere Luft nicht wieder hineinkann, so wird die herausgetretene Luft, während die Kugel erkaltet, durch Quecksilber ersetzt. Auf diese Weise füllt sich ein Theil der Kugel mit Quecksilber; um nun die Kugel ganz mit Quecksilber zu füllen, wird sie jetzt über einer Spirituslampe so lange erhitzt, bis das Quecksilber anfängt zu kochen; die Dämpfe des Quecksilbers treiben alsdann die Luft völlig aus der Kugel, und wenn man nun wieder das offene Ende der Röhre in ein Quecksilbergefäß stellt, so steigt, während Alles erkaltet, das Quecksilber aus dem Gefäß allmälig in die Kugel und füllt dieselbe vollends aus.

Man ist nun im Besitz eines Apparats, welcher aus einer mit Quecksilber gefüllten Kugel und einer in dieselbe mündenden Haarröhre besteht, die zum Theil auch Quecksilber enthält. Legt man die warme Hand an die Kugel, so dehnt sich das Quecksilber aus; es wird aber in der Röhre um so mehr steigen, je enger die Haarröhre ist. Hat z. B. die Kugel einen halben Zoll inneren Durchmesser, so ist ihr Inhalt ungefähr $^1/_{16}$ Cubikzoll; dehnt sich also das Quecksilber in der Kugel um $^1/_{1000}$ aus, das heißt um $^1/_{16000}$ Cubikzoll, so wird das Quecksilber in der Haarröhre bedeutend steigen; da diese $^1/_{10}$ Linie im Durchmesser hat, so würde $^1/_{16000}$ Cubikzoll in derselben eine Länge von ungefähr $^1/_5$ Zoll einnehmen. Um dies Steigen des Quecksilbers in der Röhre gut beobachten zu können, befestigt man an dieselbe eine Scala, die in Grade getheilt ist. Damit das Quecksilber aber nicht hinauskann, wird die Röhre an ihrem obern Ende zugeschmolzen, nachdem man durch Erwärmung das Quecksilber bis an's Ende der Röhre hat steigen lassen; wenn in diesem Augenblick die Röhre zugeschmolzen wird, so wird alle Luft ausgeschlossen, und es befindet sich über dem Quecksilber, in der Röhre, ein völlig luftleerer Raum. Das ist um so nöthiger, weil die Luft das Quecksilber bald oxydiren und dessen Oberfläche verunreinigen würde. Man kann leicht erkennen, ob der Raum wirklich luftleer ist oder nicht, indem man die Röhre umkehrt; ist keine Luft darin, so wird das Quecksilber ohne Hinderniß bis an's Ende der Röhre fließen, und der luftleere Raum sich in der Kugel (als dem in dieser Lage der Röhre höchsten Punkt) bilden.

In der ersten Zeit nach der Erfindung des Thermometers, denn so wird bekanntlich ein auf die soeben angegebene Art gewonnener Apparat genannt, d. h. etwa vor 200 Jahren, schrieb man es bloß dem Zufalle zu, auf welchen Grad das Ende der Quecksilbersäule hinfällt. Später aber fand man, daß die Wärme, bei welcher das Wasser kocht, und bei welcher der Schnee schmilzt, immer dieselbe ist. In der That, wenn man in einem geheizten Zimmer in irgend ein Gefäß eine Masse Schnee legt, und ein Thermometer hineinsteckt, so wird erst das Quecksilber in der Röhre sinken, wegen der Kälte des Schnees, nachher aber, während der Schnee schmilzt, bis zu einem gewissen Punkte wieder steigen, um hier stehen zu bleiben, bis der Schnee ganz und gar geschmolzen ist, und dann erst wieder in die Höhe zu gehen. Die Wärme, oder die Temperatur, bei welcher der Schnee schmilzt, ist also eine sehr bestimmte, und kann auf der Thermometerscala bezeichnet werden.

Dieselbe Erscheinung wiederholt sich beim Kochen des Wassers; wenn man ein Gefäß mit Wasser auf's Feuer stellt, und ein Thermometer in's Wasser hineinsenkt, so wird das Quecksilber im Thermometer mehr und mehr steigen; aber sobald das Wasser anfängt zu kochen, steigt das Quecksilber nicht mehr, sondern bleibt stehen, und diesen Punkt kann man ebenfalls auf der Scala anmerken: es ist der Kochpunkt des Wassers. Wir werden nachher sehen, daß der Kochpunkt des Wassers nicht ganz so beständig ist, als der Schmelzpunkt des Schnees (oder der Gefrierpunkt des Wassers), sondern vom Druck der Luft abhängt.

Hat man nun zwei bestimmte Punkte

auf der Thermometerscala, so ist es leicht, dieselbe zwischen diesen Punkten in eine große Anzahl gleiche Theile zu theilen; man wird auf diese Art völlig vergleichbare Thermometer erhalten, und jeder kann sich ein Thermometer construiren, das für alle bestimmten Wärmegrade dieselben Angaben machen wird, ohne daß man nöthig hätte, die verschiedenen Thermometer miteinander zu vergleichen.

Die Zahl von Graden, die zwischen dem Schmelzpunkt des Schnees und dem Kochpunkt des Wassers enthalten sind, sind bei verschiedenen Völkern verschieden angenommen worden. In ganz Europa mit Ausnahme von England wird die Temperatur des Schmelzens des Schnees mit 0 bezeichnet. Die Entfernung dieser Temperatur von der Temperatur des kochenden Wassers wird in dem größten Theile von Deutschland und in Rußland in 80 Theile getheilt, das nennt man die 80theilige oder Reaumur'sche Scala; in Frankreich und Schweden theilt man sie in 100 Theile und nennt ein solches Thermometer das 100theilige oder Celsius'sche. In England theilt man diese Entfernung in 180 Theile und nennt sie Fahrenheit'sche Grade; man setzt aber beim Schmelzpunkt des Schnees nicht 0, sondern 32°, also beim Kochpunkt des Wassers nicht 180°, sondern 212°; 0 ist also schon ein Kältegrad, und liegt $14^0\,^2/_9$ der 80theiligen Scala unter dem Schmelzpunkte des Schnees. Am leichtesten ist es, die Angabe des 80theiligen Thermometers in Angabe des 100theiligen zu verwandeln; man braucht nur den 4. Theil hinzuzuaddiren. So sind 20° R. = 25° C., 10° R. = 12°,5 C., u. s. w. Will man umgekehrt die Angabe des 100theiligen Thermometers in Angabe des 80theiligen verwandeln, so muß man den fünften Theil abziehen; so ist 30° C. = 24° R. u. s. w. Fahrenheit'sche Grade verwandelt man in Reaumur'sche, indem man erst 32° abzieht, und dann den Rest mit $^4/_9$ multiplicirt; so ist 62° F. = $13^0\,^1/_3$ R., 60° F. = 12°,44 R.; die erste ist die Normaltemperatur der russischen Längenmaße, die zweite die Normaltemperatur des in Rußland eingeführten Alkoholometers.

Wir haben schon oben angedeutet, daß die Temperatur des kochenden Wassers nicht genau dieselbe bleibt, wenn der Druck der Luft sich ändert, der bekanntlich durch das Barometer angezeigt wird. Dieser Umstand hat jedoch keine Wichtigkeit, wenn man nur bestimmt, bei welchem Druck der Luft die Temperatur des kochenden Wassers beobachtet werden muß, um richtig den zweiten festen Punkt des Thermometers zu geben. Man ist übereingekommen, daß derjenige Druck der Luft zur Bestimmung des Siedepunktes benutzt werde, unter welchem das Barometer bei einer Temperatur von $13^0\,^1/_3$ R., 30 russische oder englische Zoll angibt.

Die Temperatur des schmelzenden Schnees ändert sich auch ein wenig bei Veränderung des Luftdrucks, aber diese Aenderung ist so gering, daß sie bei dem gewöhnlichen auf der Erdoberfläche stattfindenden Luftdrucke in seiner größten Veränderung ganz übersehen werden kann.

Besitzt man nun ein solches Thermometer, auf welchem der Schmelzpunkt des Schnees und der Kochpunkt des Wassers genau verzeichnet sind, so kann man mit Hilfe desselben die Temperatur irgend eines festen, flüssigen oder gasförmigen Körpers mit Sicherheit von einer Temperatur zur andern bringen, und dabei seine Ausdehnung messen; man wird finden, daß die Ausdehnung der verschiedenen Körper zwischen diesen beiden Temperaturen sehr verschieden ist. Die nachstehende Tabelle gibt diese Ausdehnung für verschiedene feste und flüssige Körper.

Hierbei ist vorher zu bemerken, daß man die Ausdehnung der festen Körper gewöhnlich nur in einer Richtung beobachtet; man beobachtet zum Beispiel, um wie viel eine Stange länger wird, wenn man sie vom Schmelzpunkt des Schnees bis zum Kochpunkt des Wassers erhitzt. Es ist aber leicht aus der Vergrößerung, die eine Dimension erleidet, die Vergrößerung nach allen drei Dimensionen, das heißt nach Länge, Breite und Dicke zu berechnen; sie ist drei mal so groß, d. h. ein Körper, der sich in einer einzigen Richtung um $^1/_{1000}$ ausdehnt, dessen Volumen oder körperlicher Inhalt wird sich durch dieselbe Temperaturhöhe um $^3/_{1000}$ ausgedehnt haben. Man nennt die Ausdehnung in einer Dimension die lineare, die Ausdehnung nach allen Dimensionen die cubirte. Bei den Flüssigkeiten und Gasen, die keine bestimmte Dimension haben, wohl aber ein bestimmtes Volumen, ist na-

türlich nur von der Cubik-Ausdehnung die Rede.

Eine Stange, deren Länge bei der Temperatur des Schmelzpunktes des Schnees der Einheit gleich ist, dehnt sich also, wenn sie bis zur Temperatur des kochenden Wassers erhitzt wird, aus:

Glas um	0,000891
Platin	0,000884
Stahl nicht gehärtet . . .	0,001078
„ gehärtet	0,012400
Eisen	0,001220
Gold	0,001466
Kupfer	0,001717
Messing	0,001890
Silber	0,001909
Zinn	0,001937
Blei	0,002848
Zink	0,002941

Ein Volumen folgender Flüssigkeiten, welches der Einheit gleich ist, und von der Temperatur des schmelzenden Schnees bis zur Temperatur des siedenden Wassers erhitzt wird, dehnt sich aus:

Quecksilber um	0,018018
Wasser	0,043161

Was die Gase betrifft, so dehnen sie sich alle beinahe genau um dieselbe Größe aus. Die atmosphärische Luft dehnt sich zwischen den angegebenen Temperaturen um 0,365 aus, welches mehr als ein Drittheil ist. Kohlensäure, Cyangas, schweflige Säuren dehnen sich ein klein wenig mehr aus. Es scheint, daß diejenigen Gase, die sich durch keinen Druck und durch keine Erniedrigung der Temperatur in tropfbare Flüssigkeiten verwandeln lassen, diejenigen sind, welche die geringste Ausdehnung durch die Wärme erhalten; z. B. atmosphärische Luft, Wasserstoffgas, Kohlenoxydgas. Diese Gase dehnen sich so nahe um dieselbe Größe aus, daß man wohl sagen kann, ihre Ausdehnung sei gleich; sie beträgt $^{11}/_{30}$ ihres Volumens.

Da die Gase sich so sehr durch die Einwirkung der Wärme ausdehnen, so kann man mit ihnen die Veränderung der Temperatur am genauesten messen, aber sie eignen sich nicht zu Thermometern zum täglichen Gebrauch, weil es schwer ist, die Luft abzusperren und überdies ihr Volumen nicht nur bei Zunahme der Temperatur, sondern auch bei Zunahme des Luftdrucks sich ändert. Es bleiben also nur die Flüssigkeiten übrig, und vorzugsweise das Quecksilber, und nur für so große Kältegrade, bei denen das Quecksilber gefriert, wendet man Spiritus an.

Man nimmt für die Gase aus theoretischem Grunde an, daß die Zunahme ihres Volumens der Zunahme ihrer Temperatur bei allen Temperaturen proportional ist, was bei den Flüssigkeiten und festen Körpern nicht der Fall; es gilt also eigentlich nur für das Luftthermometer der Gebrauch, die Zunahme des Volumens zwischen den Temperaturen des schmelzenden Schnees und des kochenden Wassers (nach Reaumur) in 80 gleiche Theile zu theilen, um nun anzunehmen, daß jeder Grad wirklich dem 80. Theil der ganzen Wärmezunahme entspricht. Beim Quecksilberthermometer hat man es nicht nur mit der Ausdehnung des Quecksilbers, sondern auch mit der Ausdehnung des Glases zu thun, da die bei Thermometern beobachtete Ausdehnung des Quecksilbers dem Ueberschuß der Ausdehnung des Quecksilbers über die Ausdehnung des Glases gleich ist, d. h. mit der sogenannten scheinbaren Ausdehnung des Quecksilbers.*) Glücklicherweise ist die scheinbare Ausdehnung des Quecksilbers wenigstens zwischen den beiden angegebenen Temperaturen der Zunahme der Wärme genau proportional, wie man aus der Vergleichung eines Quecksilberthermometers mit einem Luftthermometer sehen kann; aber über die Temperatur des kochenden Wassers hinaus findet diese Proportionalität nicht mehr Statt; in den höheren Temperaturen dehnt sich das Quecksilber etwas mehr aus als in den niedrigern. Man hat gefunden, daß wenn man die gleichmäßige Theilung eines Quecksilberthermometers und eines Luftthermometers über die Temperatur des kochenden Wassers hinaus fortsetzt, und zwar so, daß man den Zwischenraum zwischen der Temperatur des schmelzenden Schnees und des kochenden Wassers in 100 gleiche Theile theilt, und so weiter forttheilt, das Quecksilberthermometer 200°

*) Beim Luftthermometer hat man es freilich auch mit der scheinbaren Ausdehnung der Luft zu thun, aber die Ausdehnung des Glases ist im Vergleich mit der Ausdehnung der Luft so gering, daß man die erstere wenigstens in den meisten Fällen vernachlässigen kann.

zeigt, wenn das Luftthermometer nur 197°,5 angibt, das Queckſilberthermometer 300°, wenn das Luftthermometer nur 294°,5 anzeigt. Da nun das Luftthermometer die wahre Temperatur angibt, ſo müſſen alle Angaben des Queckſilberthermometers, die über 100° hinausgehen, erſt nach dem Luftthermometer corrigirt werden. Dieſe Unterſchiede erleiden zuweilen in den höhern Temperaturen noch dadurch eine kleine Aenderung, daß die verſchiedenen Glasſorten ſich oft verſchieden ausdehnen, ſo daß man zur Beſtimmung höherer Temperaturen eigentlich immer noch das Luftthermometer anwenden ſollte. Die Anzeigen eines in gleiche Theile getheilten Spiritusthermometers ſind aber ſelbſt bei den gewöhnlichen und beſonders bei den ſehr niedrigen Temperaturen im Winterfroſt gar nicht den wahren Temperaturen entſprechend, und wenn man ein Spiritusthermometer zur Beobachtung der Lufttemperatur gebrauchen will, ſo muß man es immer vorher mit einem guten Queckſilberthermometer vergleichen und darnach ſeine Fehler beſtimmen. Dieſe Vergleichung iſt freilich bei ſehr tiefer Temperatur nicht mehr möglich, da das Queckſilber bei 32° R. ſchon gefriert, und ſich dann ganz in die Kugel zurückzieht, während es ſchon früher einen unregelmäßigen Gang annimmt, aber bei ſo großer Kälte kommt es auf eine ſehr genaue Schätzung der Temperatur ja auch nicht an.

Nicht minder kann man Metalle zu Thermometern brauchen, nur muß man bei ihnen beſondere Vorrichtungen treffen, damit ihre geringe Ausdehnung dem Auge ſichtbar werde. Ein ſolches iſt das Quadrantthermometer, welches man in Uhrform gebracht hat, ſo daß man es bequem in der Taſche tragen kann. Der wichtigſte Theil dieſes Inſtruments ſind zwei Streifen aus Stahl und Kupfer, die aufeinander gelöthet und gemeinſchaftlich gekrümmt worden ſind, ſo daß ſich der Kupferſtreifen nach innen zu befindet; wird ein ſolcher Doppelſtreifen erwärmt, ſo wird die Krümmung geringer, weil ſich das Kupfer mehr ausdehnt als der Stahl; iſt alſo das eine Ende deſſelben innerhalb des Uhrgehäuſes befeſtigt, ſo bewegt ſich das freie Ende nach außen der Krümmung zu. Dieſe Bewegung dreht einen Zeiger herum, der außerhalb des Gehäuſes, auf dem Zifferblatt der Uhr, einen in Grade eingetheilten Bogen durchläuft, und ſo die Temperatur im Innern des Gehäuſes anzeigt.

Die Verzeichnung der Grade auf dem Zifferblatt eines ſolchen Thermometers muß nach einem gewöhnlichen Queckſilberthermometer geſchehen, das man neben dem erſteren aufhängt, oder mit demſelben zugleich in Waſſer von verſchiedenen Wärmegraden taucht.

Ein anderes auch ſehr bekanntes Metallthermometer iſt das Breguet'ſche, welches aus einem dreifachen, aus Platina, Gold und Silber zuſammengelötheten, und zu einer Spirale gewundenen Streifen beſteht; der Goldſtreifen trennt den Silberſtreifen von dem Platina und dient eigentlich nur, um die beiden Metalle aneinanderzulöthen. Man kann aus der obigen Tabelle ſehen, daß die Ausdehnung des Goldes das Mittel hält zwiſchen der Ausdehnung des Platina und der des Silbers. Dieſe Spirale wird an ihrem obern Ende befeſtigt, von dem ſie frei herunterhängt; ſobald die Temperatur ſteigt, dreht ſich das untere Ende der Spirale, indem die Krümmung der einzelnen Gänge der Spirale größer oder kleiner wird, je nachdem das Silber, das ausdehnſamſte der drei Metalle, die innere oder die äußere Lamelle bildet; ein horizontaler Zeiger, der am untern Ende der Spirale befeſtigt iſt, zeigt auf einem Zifferblatt an, um wie viel die Spirale ſich gedreht hat; auch dieſes Thermometer wird durch Vergleichung mit einem gewöhnlichen Queckſilberthermometer in einzelne Grade getheilt. Wenn der dreifache, aus Silber, Gold und Platin beſtehende Streifen durch Ausſtreckung ſehr dünn gemacht wird, ſo iſt dies Inſtrument ſehr empfindlich, und zeigt die Temperatur gewöhnlich ſchneller an als ein Queckſilberthermometer. Die aus der Werkſtatt von Breguet in Paris hervorgegangenen Spiralen haben kaum $^1/_{100}$ Linie Dicke.

Gilt es, ſehr hohe Temperaturen zu meſſen, z. B. den Schmelzpunkt der Metalle, ſo kann man (ausgenommen bei Zinn und Blei) natürlich kein Queckſilberthermometer anwenden, denn das Queckſilber kocht ſchon bei 280° R.; da hat man denn in neuerer Zeit Luft angewandt, die in einem Platinagefäß enthalten iſt, und welche in ein Gefäß mit Queckſilber

mündet. Das Platinagefäß befindet sich in dem schmelzenden Metalle, dessen Temperatur bestimmt werden soll, oder wenigstens so nahe demselben, daß man annehmen kann, es habe mit dem Metalle dieselbe Temperatur. Eine enge Platinaröhre setzt dieses Gefäß mit einer außerhalb des Ofens befindlichen, doppelt gekrümmten senkrechten Glasröhre in Verbindung; der herabsteigende und heraufsteigende Zweig der Glasröhre sind beide mit Quecksilber gefüllt, welches die im Platinagefäß enthaltene Luft absperrt. Bei gewöhnlicher Temperatur muß die Quecksilberoberfläche in beiden Zweigen der Röhre gleich hoch stehen, was man an einer zwischen beiden Zweigen befindlichen Theilung sehen kann. Erhitzt sich nun die Luft im Platinagefäß, so dehnt sie sich aus, und drückt auf der Quecksilberoberfläche, bis an die sie reicht. Das Quecksilber sinkt also in diesem Zweig der Röhre, und steigt im andern in die Höhe; aus dem Unterschied der beiden Höhen kann man die Temperatur berechnen.

Das Pyrometer (so nennt man diese für höhere Hitzgrade bestimmten Thermometer) von Wedgwood*) ist freilich veraltet, und wird kaum mehr gebraucht, doch verdient es wohl einer Erwähnung wegen seiner Einfachheit. Dieses Pyrometer beruht auf der Eigenschaft des Töpferthons, sich im Feuer zusammenzuziehen, zu „schwinden," was daher kommt, daß dieser Thon im Feuer einen Theil seiner Feuchtigkeit verliert; wenn man also nun von diesem Thon einen genauen Cylinder formt, dessen Länge genau mißt und ihn dann in den Tigel wirft, in welchem das Metall schmilzt, dessen Schmelzhitze man bestimmen will, so wird er in einiger Zeit kürzer, und wenn man nach Beendigung der Operation, das heißt, wenn Alles wieder kalt geworden ist, den Cylinder wieder herausnimmt und seine Länge mißt, so wird man sie geringer finden, und um so geringer, je höher der Hitzegrad war, dem der Cylinder ausgesetzt wurde. Weiß man also, um wie viel die Länge des Thoncylinders für jeden Hitzegrad mehr abnimmt, so ist es leicht, die Hitze zu berechnen, die er ausgehalten hat. Es versteht sich von selbst, daß jeder Thoncylinder nur einmal gebraucht werden kann, da er durch die Hitze gebrannt wird und seine Länge sich nicht wieder herstellt. Um die Verkürzung des Cylinders genau zu messen, befestigt man zwei Lineale so auf ein Brett, daß sie ein klein wenig convergiren, und dabei ihre gegenseitige Entfernung voneinander am einen Ende der größern, am andern der kürzern Länge des Cylinders gleich ist. Legt man nun den Cylinder zwischen beide Lineale, so wird man ihn demjenigen Ende, an welchem die beiden Lineale convergiren, desto näher schieben können, je kürzer der Cylinder geworden ist, das heißt, je größer die Hitze war, der er ausgesetzt worden ist. Eine Theilung auf dem einen Lineal gibt die Stelle an, bis zu welcher der frische Cylinder geschoben werden konnte. Damit die Theilung gleich die entsprechende Anzahl Grade gebe, werden erst die Schmelzpunkte auf derselben bestimmt, die bekannt und leicht zu erhalten sind.

Wir wollen hier die Schmelzpunkte verschiedener Substanzen mittheilen:

	Reaumur. Grad.
Gehämmertes englisches Eisen .	1280
Weiches französisches Eisen . .	1200
Der strengflüssigste Stahl . .	1120
Der leichtflüssigste Stahl . . .	1040
Graues Gußeisen 2. Schmelzung	960
Leichtflüssiges weißes Gußeisen .	840
Gold	1000
Silber	800
Bronze	220
Antimon	347
Zink	288
Blei	267
Wismuth	205
Zinn	184
Schwefel	87
Legirung aus 8 Theilen Wismuth, 5 Theil. Blei, 3 Theil. Zinn	80
Legirung aus 4 Theilen Wismuth, 1 Theil Blei, 1 Theil Zinn .	75½
Phosphor	34½
Weißes Wachs	54½

*) Josiah Wedgwood (1730 bis 1795) war der Sohn eines Töpfers und ergriff selbst dieses Handwerk. Er stellte im Verein mit Chryselius das nach ihm Wedgwood genannte Steingut her, erfand selbst das durchsichtige Jaspisporcellan und den künstlichen schwarzen Basalt, componirte die Terra cotta, ein achatartiges Steingut ꝛc. Durch seine Töpferfabriken schuf er das Städtchen Etruria in Staffordshire, wohin er eine Kunststraße anlegte; auch gab er zum Bau des Canals Trent und Merfey Anlaß.

	Reaumür. Grad.
Gelbes Wachs	49
Stearin	39 bis 34½
Walrath	39
Seife	26½
Waſſer	0
Terpentinöl	8
Queckſilber	31½

Die intereſſanteſte Anwendung, die man vom Thermometer gemacht hat, iſt die Beſtimmung der Temperatur der Luft, welche zum Zweck hat, die Geſetze zu ſtudiren, nach welchen die Temperaturen auf der Oberfläche der Erde verbreitet ſind, und wie die verſchiedenen Klimate entſtehen, die einen ſo großen Einfluß auf die Vertheilung der Pflanzen auf der Erdoberfläche haben. Um die Temperatur der Luft zu erfahren, ſtellt man ein gewöhnliches Queckſilberthermometer im Freien in den Schatten, ſo daß die Sonne daſſelbe nicht treffen kann, und lieſt es zu verſchiedenen Zeiten des Tages ab — nur bei ſehr niedrigen Temperaturen, wie ſie in Rußland häufig vorkommen, bedient man ſich eines Spirituſsthermometers, das man vorher genau mit einem Queckſilberthermometer verglichen hat. Man wird finden, daß die Temperatur der Luft ſehr veränderlich iſt, nicht nur nach den Stunden des Tages, ſondern insbeſondere nach den Jahreszeiten; doch iſt eine gewiſſe Regel unverkennbar; Morgens, bei Sonnenaufgang, iſt es gewöhnlich am kälteſten, gegen 2 Uhr Nachmittags am wärmſten; der Januar iſt der kälteſte, der Juli der wärmſte Monat. Dieſe Geſetze werden immer deutlicher und beſtimmter, je größer die Anzahl der Beobachtungen iſt, aus denen man ſie ableitet, und deshalb iſt es unerläßlich, alle Tage und jeden Tag mehrere Male zu beobachten, um ſich einen deutlichen und beſtimmten Begriff vom Gange der Temperatur an irgend einem Orte der Erdoberfläche zu machen; wenn man das Mittel aus einer ſehr großen Anzahl von Beobachtungen nimmt, ſo heben ſich die zufälligen Unregelmäßigkeiten auf. Da nun die Temperatur einen ſo großen Einfluß hat auf die Cultur der Pflanzen, auf die Geſundheit der Menſchen, auf alle unſere bürgerlichen Beſchäftigungen, ſo hat man einige Anſtalten errichtet, wo die Temperatur der Luft mehrere Male im Tag und regelmäßig alle Tage fort beobachtet wird. In einigen dieſer Anſtalten beobachtet man alle Stunden, Tag und Nacht, ſo daß 24 Beobachtungen auf jeden Tag kommen; das Mittel aus allen dieſen Beobachtungen (das heißt, ihre Summe dividirt durch ihre Anzahl) kann man dann wohl mit Recht die mittlere Temperatur des Tages nennen. Summirt man die mittlere Temperatur aller in einem gewiſſen Monat enthaltenen Tage und dividirt die Summe durch die Anzahl der Tage die im Monat enthalten ſind, ſo erhält man die mittlere Temperatur des fraglichen Monats und nimmt man das Mittel aus allen monatlichen Mitteln, ſo hat man das Jahresmittel, oder die mittlere Temperatur des Jahres. Berechnet man ferner auf dieſe Art die Beobachtungen mehrerer aufeinander folgender Jahre, ſo wird man finden, daß ſowohl die Jahresmittel für verſchiedene Jahre, als auch die Mittel für dieſelben Monate in verſchiedenen Jahren ſehr von einander abweichen können, wenn auch ein allgemeines Geſetz unverkennbar iſt, z. B. daß der Sommer immer wärmer iſt als der Winter, dieſes allgemeine Geſetz leidet nie eine Ausnahme und beweiſt auf's Unwiderleglichſte, daß die Sonne die Hauptquelle der Wärme auf der Oberfläche der Erde iſt. Nimmt man aber die Mittel aus mehreren Jahren, wozu in dem nordiſchen Klima wohl 20 Jahre gehören, ſo erhält man unveränderliche Zahlen für die mittlere Temperatur der Jahre und Monate, und dieſe Zahlen werden dann mit Recht für die wahre mittlere Temperatur des Jahres und der Monate an dem fraglichen Ort gehalten.

Es wäre eine große Arbeit, die mittlere Temperatur eines Ortes zu beſtimmen, wenn man nur dadurch dahin gelangen könnte, daß man alle Stunden, Tag und Nacht, beobachtete, und dadurch erſt nach Jahren die richtige mittlere Temperatur erhielte. Glücklicherweiſe iſt das nicht nöthig; man erhält die mittlere Temperatur auch ſehr genau, wenn man täglich nur dreimal beobachtet, Morgens um ſechs Uhr, Nachmittags um zwei Uhr und Abends um zehn Uhr; oder auch, wenn man die Stunde ſechs ſcheut, um ſieben Uhr Morgens, zwei Uhr Nachmittags und neun Uhr Abends; alsdann muß man aber, um die mittlere Temperatur des Tages zu erhal-

ten, die doppelte Abendbeobachtung zu der Morgen- und Nachmittagsbeobachtung addiren und das Ganze durch 4 dividiren. Auch erhält man sehr genau die mittlere Temperatur, wenn man des Morgens um zehn Uhr und Abends um zehn Uhr beobachtet, und das Mittel aus allen diesen Beobachtungen nimmt; ebenso, wenn man die höchste und niedrigste Temperatur jedes Tages beobachtet, und ebenfalls das Mittel aus Beiden nimmt. Die niedrigste Temperatur des Tages läßt sich bequem mittelst eines Minimum-Thermometers beobachten, das ist ein gewöhnlicher Spiritus-Thermometer, in dessen Innern sich ein Glascylinder befindet, der innerhalb der Haarröhre sich hin und her bewegen kann, aber nie über die Oberfläche des Spiritus hinausgeht, wenn er nicht gewaltsam hinausgeschoben wird; dies beruht auf einer Wirkung der Adhäsion des Spiritus an den Glascylinder. Stellt man ein solches Thermometer erst vertical, so daß die Kugel oben ist, so sinkt der Cylinder in der Haarröhre hinab, bis er die Oberfläche des Spiritus erreicht hat: da bleibt er stehen, eben weil er wegen der Adhäsion des Spiritus nicht über dessen Oberfläche hinauskommen kann. Stellt man nun das Thermometer horizontal an den Ort, wo man die niedrigste Temperatur beobachten will, so wird sich die Oberfläche des Spiritus, bei zunehmender Kälte, nach und nach der Kugel nähern, und der Glascylinder mitgehen, da er nicht über die Oberfläche des Spiritus hinauskann; wenn aber die größte Kälte erreicht ist, und nun der Spiritus sich wieder ausdehnt, weil es wärmer geworden ist, so bleibt der Glascylinder liegen und entfernt sich nicht mehr mit der Oberfläche des Spiritus von der Kugel; man braucht also nur später, nachdem die größte Kälte längst vorüber ist, nachzusehen, welchem Kältegrade die Stellung des Glascylinders entspricht, um zu wissen, bis zu welchem Grade die Temperatur während der Abwesenheit des Beobachters gesunken ist. Es versteht sich von selbst, daß man nach jeder Beobachtung den Cylinder wieder an die Oberfläche zurückbringen muß, indem man dem Thermometer auf einige Augenblicke wieder eine senkrechte Lage giebt, die Kugel oben. Dieses Thermometer erspart die Beobachtung ganz früh am Morgen, bei Sonnenaufgang, die, besonders im Sommer, immer beschwerlich ist. Leichter ist es, die größte Wärme des Tages direct zu beobachten, da diese immer so ziemlich um dieselbe Zeit statt hat, nämlich gegen zwei Uhr Nachmittags; aber auch diese Beobachtung hat man erleichtert durch den Gebrauch des Maximumthermometers. Das Maximumthermometer ist ein Quecksilberthermometer, in dessen Röhre sich ein Cylinder von Stahl (oder Kohle) befindet; stellt man dieses Thermometer erst senkrecht, die Kugel nach unten, so sinkt der Stahlcylinder bis auf die Oberfläche des Quecksilbers herab; stellt man das Thermometer nun horizontal und es wird nach und nach wärmer, so geht das Quecksilber an (das heißt, seine Oberfläche entfernt sich von der Kugel) und der Stahlcylinder wird mit vorgeschoben; wenn aber die höchste Wärme erreicht ist, und dieselbe wieder abnimmt, so geht das Quecksilber zwar zurück, der Stahlcylinder aber bleibt liegen, da Quecksilber und Stahl keine Adhäsion zu einander haben; man kann also viel später an der Stellung des Stahlcylinders sehen, wie viel Grade der Thermometer bei der größten Wärme anzeigte.

Die Sonne erwärmt bekanntlich die Oberfläche der Erde desto mehr, je höher sie am Himmel steht, deshalb ist es eben im Sommer wärmer als im Winter, und zu Mittag wärmer als des Morgens. Man nehme den Schein für die Wirklichkeit, denke sich den Himmel als eine Hohlkugel und die Sonne als einen leuchtenden und wärmenden Punkt auf derselben; man denke sich ferner die Oberfläche der Erde rings um unsern Standpunkt verlängert, bis an die Hohlkugel, das heißt bis an den Horizont; alsdann ist die Einwirkung der Sonne auf den Punkt der Erdoberfläche, den wir gerade einnehmen, der senkrechten Linie proportional, die man von der Sonne auf die verlängerte Erdoberfläche fällen kann: dieses Gesetz wird nicht nur von der Erfahrung, sondern auch von der Theorie bewiesen. Geht nun die Sonne eben auf, so ist diese Linie gleich Null, die Sonne wirkt also gar nicht auf meinen Standpunkt; wenn sie aber höher und immer höher steigt, wird die oben genannte Linie, mithin auch die Wirkung der Sonne, immer größer und größer und erreicht endlich ihren größten Werth, wenn die Sonne am höchsten ist, das heißt zu Mittag. Bis dahin muß also die Erwärmung meines

Standpunktes auf der Oberfläche der Erde immer mehr zunehmen. Von Mittag an nimmt die Höhe der Sonne ab, also auch ihre wärmende Einwirkung auf die Oberfläche der Erde: dennoch nimmt die Wärme noch nimmer zu, wie die Erfahrung lehrt, bis zwei Uhr Nachmittags ungefähr, und von da an nimmt sie erst wieder ab. Dies erklärt sich leicht auf folgende Weise. Die Sonnenstrahlen erwärmen die Oberfläche der Erde; diese aber behält nicht die Wärme, die ihr mitgetheilt wurde, sondern verliert sie ganz oder zum Theil durch Ausstrahlung wieder an die umgebenden Luftschichten, die, besonders in den hohen Regionen, bedeutend kälter sind als die Oberfläche der Erde; im Hochgebirge der Schweiz und des Kaukasus kann man mitten im Sommer sehen, daß, wenn es recht heiß unten im Thale ist, die Bergspitzen von bleibendem Schnee bedeckt sind. So lange noch die Sonne steigt, ist die Menge der empfangenen Wärme bedeutend größer als die ausstrahlende; die Wärme häuft sich immer mehr an und der Import der Erdoberfläche steigt immer höher. Sinkt nun die Sonne wieder, nachdem sie zu Mittag ihren höchsten Standpunkt erreicht hat, so nimmt zwar die Wärme, welche sie ausstrahlt, ab, aber diese Wärme übertrifft doch immer noch die Wärme, welche die Erde durch Ausstrahlung verliert, und es häuft sich noch immer mehr Wärme an, bis endlich der Zuschuß der Wärme von der Sonne so gering wird, daß die Ausgabe die Einnahme übertrifft, und von diesem Augenblicke an erkältet sich die Oberfläche der Erde. Diese Erkältung nimmt immer mehr zu, bis die Sonne wieder anfängt zu wirken, also bis zum nächsten Sonnenaufgang; deshalb ist es auch immer kurz vor Sonnenaufgang am kältesten. Man sieht, daß die höchste Temperatur nicht mit der höchsten Einwirkung zusammenfällt, sondern erst einige Zeit später eintritt, weil sich die Wärme allmälig anhäuft, und diese Anhäufung den Zeitpunkt der höchsten Wärme etwas hinausschiebt. Man sieht nun auch leicht ein, warum der wärmste Monat nicht derjenige ist, in welchem die Sonne den höchsten Standpunkt erreicht, das heißt der Juni, sondern der Juli. Die höchste Temperatur des Tages tritt zwei Stunden später ein als die größte der täglichen Höhe der Sonne, das heißt um ein Zwölftel der ganzen Periode später; die größte Wärme des Jahres tritt einen Monat, das heißt wieder um ein Zwölftel der ganzen Periode später ein, als der höchste jährliche Standpunkt der Sonne. Je mehr man sich dem Aequator nähert, desto höher steigt die Sonne täglich am Himmel auf, desto wärmer müssen also auch die Tage sein. Die Zunahme der Wärme nach dem Aequator zu ist aber geringer als die Abnahme der Winterkälte; denn da die Sommertage in den höheren Breiten viel länger sind, die Wintertage dagegen viel kürzer als am Aequator, so hat die Sommerwärme in den nördlichen Gegenden mehr Zeit sich anzuhäufen, die Winterwärme dagegen weniger; der Mangel an Erwärmung wird also im Sommer durch eine längere Dauer der Einwirkung ersetzt; im Winter freilich tritt der entgegengesetzte Fall ein. Die mittlere Temperatur des Juli ist z. B. in Irkutsk $+14{,}8^0$ R., in Nicolajew (ungefähr unter demselben Meridian) $+ 18{,}1^0$ und die Temperatur des Januar $— 17{,}0^0$ und $— 3{,}6^0$; der Sommer ist also in Nicolajew um $3{,}3^0$ wärmer als in Irkutsk, der Winter dagegen um $13{,}4^0$. Solche Beispiele könnte man noch sehr viele anführen.

Die größte Sonnenhitze findet nicht am Aequator statt, sondern an den Wendekreisen, weil die Sonne bei ihrem Vorrücken vom Aequator nach den Wendekreisen, und umgekehrt, sich mit abnehmender Geschwindigkeit den letzteren nähert, und mit zunehmender Geschwindigkeit von den letzten entfernt, so daß sie am längsten über dem Theil der Erdoberfläche weilt, der in der Nähe der Wendekreise liegt, während sie über den Aequator ziemlich rasch hingeht; die längere Einwirkung der Sonne bringt eine größere Erwärmung hervor als die größere Höhe.

Da die jedesmalige Wärme der Erdoberfläche gleich ist dem Ueberschuß der empfangenen Wärme über die ausgestrahlte, so hängt diese Wärme sehr von der Fähigkeit der Erdoberfläche ab, Wärme zu empfangen und auszustrahlen. Es ist aus der Physik bekannt, daß die Körper in dieser Eigenschaft große Verschiedenheit zeigen; manche Körper strahlen die Wärme in großer Menge aus, saugen sie aber auch in großer Menge ein; andere hingegen besitzen diese Eigenschaft in geringerm Grade; auch

hängt diese Eigenschaft sehr von dem Zustande der Oberfläche ab. Unter den Metallen z. B. ist das Silber dasjenige, welches diese Eigenschaft im geringsten Grade besitzt; eine mit Kienruß geschwärzte Oberfläche strahlt beinah 10mal soviel Wärme aus, als eine polirte Silberoberfläche; schwarzes Ackerland, und überhaupt das Festland, erhitzt sich viel mehr in der Sonne als eine Wasseroberfläche, erkältet sich aber auch mehr, wenn die Sonne abwesend ist, deshalb ist der Unterschied der Temperatur von Sommer und Winter, von Tag und Nacht, auf dem Festlande bedeutend größer als auf dem Meere. Ferner spielt hierbei die Durchsichtigkeit und Feuchtigkeit der Atmosphäre eine große Rolle; Wolken vermindern die Ausstrahlung der Erdoberfläche während der Nacht, und die kältesten Morgen haben dann statt, wenn der Himmel ganz heiter ist; feuchte neblige Länder zeigen die geringsten Schwankungen in der Temperatur. Man sieht schon aus dem Angeführten, von wie vielen Umständen die Vertheilung und Veränderung der Temperaturen auf der Erdoberfläche abhängt, so daß, bei dem jetzigen Stande der Naturwissenschaften noch an keine vollständige Erklärung derselben zu denken ist; man kann sie aber studiren, durch vergleichende Beobachtung die Thatsachen festsetzen und so ist eine eigene Wissenschaft entstanden, die man Klimatologie nennt und welche überhaupt alle Erscheinungen umfaßt, die den Zustand der Atmosphäre an jedem besonderen Punkte der Erdoberfläche, auf den Meeren und dem Festlande charakterisiren.

Wir haben eben gesehen, daß die wärmende Einwirkung der Sonne ihrer Höhe über der Erdoberfläche proportional ist; sie muß also ganz verschwindend gering sein an allen Orten, wo die Sonne sich nur sehr wenig über den Horizont erhebt. Das ist an den beiden Polen der Erde der Fall, am Nordpol sowohl wie am Südpol; hier empfängt die Oberfläche der Erde gar keine Wärme von der Sonne, die Sonnenstrahlen gleiten über dieselbe weg und haften nicht. Dennoch haben diese Gegenden eine gewisse Wärme, denn man kann durch künstliche Mittel eine Temperatur hervorbringen, die noch niedriger ist; durch eine Mischung von Schwefelsäure und Schnee kann man eine Kälte von 40° erzeugen, durch die sehr rasche Verdunstung von Aether kann man sehr starken Spiritus zum Gefrieren bringen, wozu eine Kälte von 80° gehört; und ist es somit wahrscheinlich, daß der wahre Nullpunkt der Wärme noch viel niedriger liegt. Nun ist aber im höchsten Norden nie eine niedrigere Temperatur beobachtet worden als — 40°, und auch da nur in besonderen Ausnahmefällen, wenn sich die Oberfläche der Erde durch ganz besondere Umstände mehr als gewöhnlich abgekühlt hatte. Woher kommt also dieser Wärmegrad am Pol, da die Sonne ihn nicht hervorgebracht haben kann? Um dies zu erklären, haben die Physiker angenommen, daß der Weltraum schon eine gewisse Temperatur besitzt, was freilich sehr wahrscheinlich ist, da er durch das wärmeverbreitende Licht so vieler Sonnen erhellt ist — denn jeder Fixstern ist ja bekanntlich eine Sonne, deren Strahlen sich in allen Richtungen durchkreuzen und wohl eine gewisse, wegen der großen Entfernung der Sonnen voneinander freilich niedrige Temperatur hervorbringen, die man die Temperatur des Weltraums nennen kann. Man sieht leicht ein, daß dann, wenn der Raum, in welchem die Erde sich befindet, eine gewisse Temperatur hat, kein Punkt auf der Oberfläche derselben auf die Dauer eine niedrigere Temperatur als die Temperatur dieses Raumes haben kann; denn sollte auch durch irgend eine Ursache Mangel an Wärme auf irgend einem Punkte der Erdoberfläche entstehen, so würde derselbe doch bald durch die im Weltraume verbreitete Wärme ersetzt werden, deren Menge als eine unerschöpfliche angesehen werden kann.

Als eine dritte Wärmequelle kann noch die innere Wärme der Erde angesehen werden. Man hat längst die Beobachtung gemacht, daß, wenn man in Bergwerken in die Tiefe hinabsteigt, die Wärme des Gesteins immer mehr zunimmt. An der Oberfläche der Erde ist die Temperatur sehr veränderlich, je tiefer man hinabkommt, desto beständiger wird sie: erst verschwinden die täglichen Veränderungen der Temperatur, endlich sogar die monatlichen; in einer Tiefe von 50 bis 60 Fuß (was nach den Localitäten verschieden ist) wird die Temperatur des Gesteins ganz unveränderlich; diese Temperatur ist gewöhnlich sehr wenig von der mittleren Jahrestemperatur an der Oberfläche verschieden. Das kommt daher, weil der Erdboden und

tiefer das Gestein schlechte Leiter sind, so daß, ehe die Wärme von der Oberfläche in die Tiefe dringt, die Wärme an der Oberfläche sich schon öfter verändert hat; deshalb können sich diese Veränderungen der Tiefe nicht mittheilen, und man hat in der Tiefe nur das Mittel aus den verschiedenen Temperaturen der Oberfläche. Daher steigt die Temperatur des Bodens in einer gewissen Tiefe allmälig, ohne von täglichen Aenderungen unterbrochen zu werden, und fällt wieder, um das nächste Jahr von Neuem dasselbe Steigen und Fallen zu erleiden. Dabei fällt die höchste Temperatur, eben wegen der Langsamkeit der Mittheilung der Temperaturen, nicht in die Mitte des Sommers, wie an der Oberfläche der Erde, sondern auf den Herbst, und die niedrigste Temperatur fällt nicht auf die Mitte des Winters, sondern viel später, auf den März oder April. Hat man nun endlich die Tiefe erreicht, wo die Temperatur des Gesteins keine Aenderung mehr erleidet, und steigt noch tiefer hinab, so nimmt die Wärme immer mehr zu, um etwa 1^0 auf 100 Fuß, und in sehr tiefen Bergwerken ist die Hitze zuweilen so unerträglich, daß die Bergleute gezwungen sind, ganz entkleidet zu arbeiten. Es ist höchst interessant wahrzunehmen, wie in Gruben, die unter hohen Breiten liegen (z. B. in Nertschinsk), wenn man im Sommer hinabsteigt, die Luft anfänglich immer kälter und kälter wird, bis man endlich Eis antrifft; die mittlere Temperatur der Luft ist nämlich in Nertschinsk noch drei Grade unter Null; in derjenigen Erdschicht also, wo die Temperatur constant wird, und wo sie von der mittleren Temperatur an der Oberfläche wenig verschieden ist, kann sich kein Wasser im flüssigen Zustande befinden. Steigt man aber noch tiefer hinab, so fließt wieder Wasser aus dem Gestein, woraus folgt, daß die Temperatur wieder über Null gestiegen ist, und von nun an nimmt die Temperatur immer mehr zu, je tiefer man geht.

Da diese Zunahme der Wärme nach der Tiefe hin nirgends eine Ausnahme erleidet, so kann sie wohl keine locale Erscheinung sein, und läßt darauf schließen, daß der Kern der Erde sehr heiß sein müsse, und diese Vermuthung wird noch durch manche andere Erscheinungen erhärtet, von denen ich nur einige anführen will. Alle Quellen, die aus großer Tiefe kommen, sind sehr heiß, oft kochend heiß; in diesem Falle sind die meisten Mineralwasser, die eben, weil sie ganz aus der Tiefe des Gesteins hervorbrechen, auf ihrem langen Wege eine große Menge mineralischer Bestandtheile aus dem Gestein haben auflösen können. Die vulcanischen Ausbrüche beweisen dasselbe; es ist geschmolzenes Gestein, das aus der Tiefe hervorbricht; denn so tief man auch Gelegenheit hat, die vulcanischen Massen zu verfolgen, immer haben sie alles übrige Gestein durchbrochen und kommen aus den tiefsten Punkten. Die Erdbeben endlich beweisen, daß die feste Erdrinde, auf der wir leben, eben nicht sehr dick ist, da sie in solche Schwingungen versetzt werden kann. Endlich beweist die Gestalt der Erde selbst, daß dieselbe früher flüssig war, eine geschmolzene Masse in Form eines Tropfens, der an den Polen durch seine drehende Bewegung abgeplattet wurde; die Größe der Abplattung, so viel sie bekannt ist, entspricht gleichfalls ziemlich genau der Hypothese, daß die Erde früher flüssig war. Wodurch anders aber könnte sie flüssig geworden sein als durch Schmelzung? Die Erde besteht aus Gestein, das sich nicht oder nur sehr wenig in Wasser auflöst, und das Wasser ist die einzige Flüssigkeit, die sich in großer Menge in der Natur vorfindet; das Flüssigwerden derselben konnte also wohl nicht durch Auflösung bedingt werden.

Da nun die große, einst geschmolzene Masse der Erde schon seit langer Zeit an ihrer Oberfläche erkaltet und fest geworden ist, so müßte diese Oberfläche überall die Temperatur des Weltraums haben (d. h. ungefähr — 30 Grad), wenn die Sonne nicht auf ihren größten Theil einwirkte. Die innere Wärme der Erde, so groß sie auch in größerer Tiefe ist, kann deshalb auch auf die Wärme der Luft an der Oberfläche nur einen sehr geringen Einfluß haben; doch könnte es wohl sein, daß ihre Einwirkung in geringer Tiefe schon merklich wird und daß deshalb mehr oder weniger tief wurzelnde Vegetation aus derselben Vortheil zieht; wenigstens hat man bemerkt, daß in höheren Breiten die Temperatur des Bodens in sehr geringen Tiefen bedeutend höher ist, als die mittlere Temperatur der Luft.

Die Wärme an der Oberfläche der Erde

hat also drei Ursachen; 1) die Erwärmung durch die Sonne, welche die Hauptquelle aller Wärme ist; 2) die Temperatur des Weltalls, die selbst in denjenigen Gegenden der Erde noch einige Wärme enthält, auf welche die Sonne nicht wirken kann; endlich 3) die innere Wärme der Erde, deren Wirkung freilich nur sehr mäßig sein kann. Da die beiden letzten Wärmequellen einen so geringen Einfluß äußern, so wollen wir nur die erste, die Sonnenwärme, noch einigen Betrachtungen unterwerfen.

Wenn die Oberfläche der Erde vollkommen gleichartig wäre, so würde die mittlere Temperatur jedes Ortes auf derselben von der Entfernung des Orts vom Aequator abhängen, da alle Punkte, welche dieselbe Entfernung vom Aequator haben (also dieselbe Breite), wieder dieselbe mittlere Temperatur besitzen. Nun ist aber die Oberfläche der Erde außerordentlich verschieden, dort ist es ein Meer, hier das feste Land, und auch das feste Land zeigt große Verschiedenheit; bald ist es gebirgig, bald eben; in gebirgigen Gegenden sind die höheren Gegenden kälter, ja die höchsten selbst im Sommer mit Schnee bedeckt. Die ebenen Gegenden sind da fruchtbar und trefflich bebaut und saugen mit ihrer schwarzen Erde die Sonnenstrahlen begierig ein; dort sind es Sandwüsten, deren weiße unfruchtbare Flächen einen großen Theil der von der Sonne empfangenen Wärme wieder an die Atmosphäre zurückstrahlen, so daß Kälte und Wärme auf's Grellste miteinander abwechseln. So kommt es denn, daß die Temperatur sogar unter derselben Breite sehr verschieden sein kann, je nachdem man sich auf dem Festlande, das auch in geognostischer Beziehung so verschieden ist, in größerer oder geringerer Entfernung vom Meere, oder auf dem Meere selbst befindet. Im Meere mischen sich die Wasser von verschiedenen Temperaturen; es entstehen Strömungen, die warmes Wasser vom Aequator nach dem Pole (auf der Oberfläche) und kaltes Wasser von dem Pole zum Aequator (in der Tiefe) führen; es geschieht hier dasselbe, als wenn man die Thür zwischen zwei verschieden erwärmten Zimmern offen läßt; die kalte Luft des kalten Zimmers fließt unten in das warme Zimmer, und die warme Luft des warmen Zimmers fließt oben in's kalte, so daß bald beide Zimmer dieselbe Temperatur haben. Deshalb ändert sich auf dem Meere oder in der Nähe des Meeres die Temperatur weniger als im Innern des Festlandes; der Unterschied der Sommer- und Wintertemperatur beträgt z. B. an der Westküste von Frankreich weniger als in Nertschinsk, im Innern von Asien. Auf Inseln, die ganz einsam mitten im Weltmeere liegen, herrscht eine große Gleichförmigkeit der Temperatur, in Otaheiti z. B. schwankt die Temperatur das ganze Jahr hindurch nur um wenige Grade. Der kalte Winter des Festlandes drückt die mittlere Temperatur des Jahres bedeutend herab, besonders im Norden; deshalb sinkt die mittlere Temperatur unter derselben Breite immer mehr, je mehr man sich vom Ocean entfernt. In Edinburg, obgleich es da nicht, wegen der Nähe des Meeres, an kalten Winden und kalten Nebeln fehlt, ist die mittlere Temperatur des Jahres + 7° R., in Moskau, welches ungefähr dieselbe Breite hat, erreicht die Jahrestemperatur kaum + 3,5°; in Irkutsk, obgleich es 3 Grad südlicher liegt, als Moskau, beträgt die mittlere Temperatur 0,4°. Doch ist gewiß die größere Entfernung vom Ocean nicht allein daran schuld, daß es in Irkutsk kälter ist als in Moskau, denn dieser Einfluß kann sich unmöglich auf so weite Entfernungen erstrecken; es sind wohl weit mehr die Winde, die im Westen des großen asiatisch-europäischen Continents vorherrschend aus dem Süden kommen, also aus südlichen, wärmeren Gegenden, wogegen die herrschenden Winde im Osten dieses Continentes die Nordostwinde sind, welche aus nördlichen, mithin kälteren Gegenden kommen. Deshalb nimmt auch die mittlere Temperatur von Irkutsk nach Osten nicht wieder zu, obgleich man sich wieder dem Ocean (nämlich dem Stillen) nähert, sondern nimmt noch immer mehr ab, wie man aus der mittleren Temperatur von Gzersk und Ochotsk sieht. Der Nähe des Meeres, von dem man sich den Nordpol bedeckt denkt, obgleich eigentlich keine rechte Ursache dazu da ist, da noch Niemand am Nordpol gewesen ist, schreibt man es auch zu, daß der kälteste Punkt der Erdoberfläche nicht auf den Pol selbst fällt, sondern daß es deren zwei giebt, die beide in einiger Entfernung vom Nordpole liegen, der eine in Nordamerika, der andere in Nordsibirien. Diese Punkte nennt

man Kältepole, und es iſt merkwürdig, daß ſie mit den magnetiſchen Polen zuſammenfallen.

Die Getreideverwüſter.

Von

Karl Ruß.

Friſch grüne, lachende Saaten. Ueber ihnen der klare, wundervoll blaue Himmel, hier und da überhaucht von zarten, weißen Wölkchen, zwiſchen denen jubelnde Lerchen in den goldenen Sonnenſtrahlen erglänzen. Könnte es wohl einen ſchöneren und erhebenderen Anblick geben?

Dennoch geht der Bauer betrübten Herzens zwiſchen den Aeckern dahin. Unzählige Pflänzchen in der Saat ſind nämlich vergilbt und gehen dem Untergange entgegen, ſo daß der Verluſt ein ſehr beträchtlicher ſein wird. Ein anderes Feld zeigt in etwas ſpäterer Zeit ein nicht minder betrübendes Ausſehen. Hier iſt der größte Theil des Weizens „in den Hoſen“ ſitzen geblieben. Während nämlich die geringere Anzahl der Halme ſich kräftig entwickelt hat und friſch emporgeſchoſſen iſt, da haben die Aehren der anderen ſich nicht erhoben, ſondern ſitzen, klein, welk und ſchlaff, und theilweiſe fahl geworden, noch in den Blattſcheiden. Aber noch nicht genug; — immer ſchwerer wird das Herz des armen Landmannes. Noch ſpäter, bald gegen die Erntezeit hin, erſcheint ein großer, weiter Roggenplan, als ſei er von einem Hagelſchlage heimgeſucht oder eine Viehheerde über ihn getrieben worden. Die Mehrzahl der Halme liegt zerknickt und umgebrochen da und hat nur taube, leere Aehren entwickelt. Daher iſt dann der Ausfall des ganzen Ernteſegens ein ſo großer, daß er wohl die Hälfte, zuweilen ſogar bis Neunzehntheile deſſelben erreicht.

Seit Menſchengedenken bereits ſind dergleichen Schäden am Getreide bekannt. Allein keineswegs wußte man auch ihre Urſachen ſich zu erklären. Aberglaube und Unwiſſenheit ſuchten allerlei wunderbare Dinge hervor; Zauberer und Hexen ſollten die Unheilſtifter ſein oder beſondere Strafen des Himmels das Getreide ſo verwüſten u. ſ. w. Andere, etwas klügere Leute ſchoben die Schuld auf die Elektricität, auf Spätfröſte und andere ungünſtige Witterungseinflüſſe oder gar auf die oft in großen Schaaren die Kornfelder beſuchenden Vögel. Auf den wirklichen Grund kam man aber erſt ſehr ſpät, als die Verheerungen immer häufiger und beängſtigender wurden. Fleißige und aufmerkſame Beobachtung lehrte nun, daß es die Larven von vier, den Gattungen der Gallmücken und Fliegen angehörenden Kerbthieren ſind, welche dies Unheil anzurichten vermögen.

Erſt die neueſte Naturforſchung hat die Lebensweiſe und verderbliche Thätigkeit dieſer winzigen und doch ſo furchtbaren Feinde der Getreidepflanzen, und ſomit der Menſchheit, völlig an das Licht gezogen. Und wenn auch der Menſch grade gegen die Legionen ſeiner Widerſacher aus der Kerbthierwelt am allerwehrloſeſten daſteht — ſo iſt doch die rechte, genaue Kenntniß eines Feindes meiſtens ſchon ſeiner halben Beſiegung gleich; mindeſtens bietet ſie die einzige Möglichkeit einer ſolchen überhaupt.

In Nordamerika hat man eine Gallmücke, deren Larve im Getreide lebt, bereits ſeit dem Jahre 1776 beobachtet. Sie erſchien zuerſt auf Long-Island und wanderte mit dem Fortſchreiten der Civiliſation immer weiter weſtwärts, ſo daß ſie jetzt überall vorkommt, wo überhaupt Weizen, Roggen u. ſ. w. angebaut werden. Die Amerikaner glauben, daß die von ihrem eigenen Landesvater an die Engländer nach Amerika verhandelten heſſiſchen Hilfsſoldaten dieſe Gallmücken mit ihrem Bettſtroh dort eingeſchleppt hätten — und nennen ſie deshalb Heſſenfliege. Jedenfalls iſt dieſe Bezeichnung aber durchaus bedeutungslos, denn einerſeits läßt es ſich nicht denken, daß die Brut dieſes Ungeziefers in dem gebrauchten Stroh während der langen Seereiſe ſich lebendig erhalten habe, und andererſeits findet man außer ihr auch die übrigen, bei uns auftretenden Arten dieſer Kerbthiere dort ebenfalls — ein Beweis, daß auch dieſe dort urſprünglich zu Hauſe, wenn auch früher nicht beobachtet waren, und daß die armen Heſſen alſo an ihrem Kommen wahrlich ſchuldlos ſind. Ihr wiſſenſchaftlicher Name, unter dem ſie bereits allgemein bekannt und berüchtigt war, iſt Weizenverwüſter —

Cecidomyia destructor Say — und eigentlich ist auch dieser ebenfalls nicht richtig, denn sie sucht nicht blos den Weizen, sondern auch den Roggen und anderes Getreide heim.

Einzelne Gegenden Nordamerikas hatten von den Larven des Weizenverwüsters so bedeutend zu leiden, daß man sich gezwungen sah, den Weizenanbau dort zeitweise ganz aufzugeben. Es wurden deshalb von Seiten der Regierungen eigens Gelehrte angestellt, mit dem Auftrage, die Lebensweise dieser Kerbthiere, sowie alle etwaigen Hilfsmittel zu ihrer Vertilgung zu erforschen. In den Jahresberichten des Ohio-Staats-Ackerbaurathes erschienen denn auch sehr ausführliche Mittheilungen darüber. Eine große Zahl von ausgezeichneten Forschern, unter denen wir die Namen Harris, Herrick, den des Staats-Entomologen Dr. Asa Fitch in Amerika und Bazin in Frankreich hervorheben wollen, hat sich eingehend mit dem Weizenverwüster beschäftigt.

Nachdem inzwischen dieser Insectenfraß in vielen Ländern, Ungarn, England, Frankreich, Schweden, mehr oder weniger verheerend aufgetreten, wurde er abwechselnd auch in verschiedenen Strichen Deutschlands in beunruhigender Weise bemerkt. Erst seitdem aber, etwa seit den Jahren 1858 bis 1859 und besonders seit den nur zu empfindlichen Verwüstungen der Weizenfelder Schlesiens im letztvergangenen Sommer, haben auch unsere deutschen Forscher allen diesen Kerbthieren ihre volle Aufmerksamkeit zugewandt. Und eben ihren gründlichen Beobachtungen, hauptsächlich denen der Professoren Loew in Meseritz, Kühn in Halle und Cohn in Breslau, sowie auch den Erfahrungen vieler Landwirthe selbst, ist die recht genaue Kenntniß derselben zu danken. Außer den amerikanischen und französischen Berichten liegen uns eine große Anzahl deutscher landwirthschaftlicher und naturwissenschaftlicher Zeitschriften vor, z. B. die „Schlesische landwirthschaftliche Zeitung," „Annalen der Landwirthschaft," „Zeitschrift des landwirthschaftlichen Central-Vereins der Provinz Sachsen," „Allgemeine land- und forstwirthschaftliche Zeitung," „Aus der Heimath" und „Stettiner entomologische Zeitung," unter denen besonders das ersterwähnte, trefflich redigirte und weitverbreitete Blatt eine große Fülle hierhergehörender Mittheilungen enthält. Theils nach allen denselben, namentlich aber nach der eingehenden Uebersicht des auf das Vortheilhafteste bekannten „Landwirthschaftlichen Centralblatts für Deutschland," theils nach eigenen Beobachtungen und Untersuchungen, wollen wir den Lesern diese winzigen und doch so furchtbaren Feinde der Menschheit in möglichst erschöpfender Schilderung vorführen.

Ihrer außerordentlichen Kleinheit wegen ist die Beobachtung und Erforschung dieser Thierchen ungemein schwierig. Im freien Zustande ist sie vollends unmöglich; als der einzig erfolgversprechende Weg gilt ihre Erziehung im Glaskasten, aus den in den Getreidepflanzen und Halmen befindlichen und vom Felde oder in den Scheunen eingesammelten Larven und Puppen.

Für Deutschland erschien zuerst die Roggengallmücke — Cecidomyia Secalina Loew — als die gefährlichste. Nachdem sie Professor Loew in seiner kleinen Schrift „Die neue Kornmade und die Mittel, welche gegen sie anzuwenden sind" (Züllichau 1859), zuerst ausführlich beschrieben, ergaben die neuesten Beobachtungen unumstößlich, daß sie kein Anderer und Geringerer sei, als der Weizenverwüster oder die Hessenfliege selber. Es ist eine etwa drei Millimeter lange Mücke, deren „Kopf und Brustschild schwarz gefärbt sind, der Hinterleib des Männchens ist braunschwarz, an den Seiten heller, die Mittellinie der Oberseite lohgelb, die Flügelwurzeln sind licht braunroth. Bei dem Weibchen sind der ganze Bauch und die Mittellinie des Hinterleibes himbeerroth." Das Weibchen legt seine Eier im Herbst, bald nach dem Hervorsprossen der jungen Saaten zu zehn bis zweiundzwanzig Stück an die zarten Blättchen der Getreidepflanzen. Aus diesen blaßgelben, kaum 0,3 Millimeter großen Eierchen schlüpfen nach ungefähr acht Tagen die Larven (eigentliche Maden), welche ausgewachsen drei Millimeter lang, von Farbe weiß und an den Seiten durchscheinend sind, mit gelblich weißem Fettkörper. Sie kriechen zwischen der Blattscheide und dem Halme hinab und setzen sich meistens am untersten Knoten fest. Hier leben sie nagend und saugend von dem Safte des Pflänzchens — wodurch dies eben kränkelt, gelb wird und meistens bis zum Frühjahre hin eingeht. Inzwischen wachsen die Ma-

den aber bis zu ihrer vollen Größe heran und verwandeln ſich dann in dunkelbraune Scheinpuppen, aus denen erſt kurz vor dem Ausſchlüpfen des vollkommenen Inſects, die eigentlichen Puppen entſtehen. Jede dieſer Gallmücken legt ungefähr 80 Eier (Beobachtung von B. Wagner), beſetzt damit alſo vier bis acht und wohl noch mehrere Pflanzen. Dies iſt jedoch noch keineswegs der ganze Umfang des Unheils, welches ſie zu ſtiften vermögen — ſondern die ungefähr im April ausgeflogene erſte Generation dieſer winzigen Unholde legt noch zum zweiten Mal im Jahre ihre Bruten an die Sommerſaaten. Hier iſt ihr Wirkungskreis dann ein etwas anderer; die Halme ſind jetzt nämlich bereits ſoweit entwickelt, daß durch das Saugen und Nagen der Larven die ganze Pflanze ſo leicht nicht mehr zu Grunde geht. Wohl aber kränkelt dieſelbe ebenfalls, kann ſich keineswegs ſtark und ſtraff entwickeln und auch keine vollen körnerreichen Aehren ausbilden. Wo die Larven ſitzen, bildet ſich eine Anſchwellung und ſpäterhin, wenn der Halm ſeine größte Ausbildung erreicht hat, kann er ſtarkem Regen oder Wind nimmer widerſtehen, er bricht um — und fault und verdirbt ebenfalls. Je nachdem nun dieſe Gallmücken von der Witterung und anderen Verhältniſſen begünſtigt werden, entwickeln ſie ſich etwas früher oder ſpäter und in mehr oder minder großer Menge. Ihre regelmäßig in jedem Jahre zweimal erwachſenden Bruten können aber natürlich ungeheuren Schaden anrichten.

In der Geſellſchaft dieſes Getreideverwüſters erſcheint häufig noch ein anderer, die Fritfliege — Oscinis (Chlorops) Frit Fabr. — ein noch viel winzigeres Thierchen. Dieſe Fliege iſt nur circa eine halbe Linie lang, glänzend ſchwarz, mit ſchwarzen Schenkeln und Schienen, blaßgelben Füßen; etwas bräunlichen Flügeln; ſie laufen ſchnell und fliegen hüpfend auf (das ſicherſte Kennzeichen aller Chloropsarten). Während die Gallmücken nach dem Eierlegen bald abſterben, bleiben die Oscinisfliegen länger lebendig. In ihrer Lebensart und Entwicklung, wie in ihrer Schädlichkeit iſt ſie der erſteren Gallmücke völlig gleich. Aber nicht bloß in Geſellſchaft mit den Gallmücken iſt die Fritfliege bisher vorgekommen, ſondern hier und da hat man ſie auch allein und dann meiſtens in ungeheurer Menge beobachtet. So hat ſie beſonders die Gerſtenfelder Schwedens mehrfach in erſchreckender Weiſe verheert. Um ihre oft nur zu furchtbare Schädlichkeit zu bezeichnen, nennt der Landmann ſie dort den Aufkäufer. Auch in Ungarn und Oeſterreich hat man ihre verderblichen Spuren häufig genug gefunden.

Der dritte unſerer Weizenverwüſter iſt ein naher Anverwandter des vorigen, die gelbe oder bandfüßige Weizenhalmfliege, Chlorops taeniopus Meigen, auch grünäugige Fliege oder Grünfliege genannt. Sie war es, welche die Weizenernte des Jahres 1864 in Schleſien ſo arg verheerte und damit die Urſache zu den zahlreichen und emſigen Beobachtungen wurde. Es iſt eine „dreieinhalb bis vier Millimeter große Fliege, deren Flügel bedeutend länger als der Leib ſind und die, als Chlorops, ebenfalls hüpfend auffliegt. Ihre Farbe iſt einigermaßen verſchieden, der Unterkörper iſt ſchwefelgelb bis citronengelb gefärbt, der Oberkörper hat die gleiche Grundfarbe. Die Fühler ſind ſchwarz gefärbt, kurz, das dritte, tellerförmige (beſonders charakteriſtiſche) Glied iſt an der Wurzel mit einer Borſte verſehen. Der Scheitel iſt mit einem ſchwarzen Dreieck gezeichnet deſſen Spitze aber den Stirnrand nicht erreicht. Der Rücken iſt mit drei breiten und zwei ſchmäleren ſeitlichen ſchwarzen Striemen verſehen, das Schildchen iſt ungefleckt. Der Hinterleib hat vier ſchwarzbraune Querſtreifen. Die Beine ſind gelb; an den Vorderfüßen iſt die Ferſe ſchwarz, die beiden folgenden Glieder gelb, die zwei letzten aber ſowohl hier, als an den anderen Füßen ſchwarz.“ Meigen, welcher ſie in Deutſchland zuerſt beſchrieben und nach dem ſie den wiſſenſchaftlichen Namen trägt, nannte ſie, ihrer bunten, geringelten Füße wegen: bandfüßig. Er und auch andere Schriftſteller bezeichneten ſie immer als „ſelten vorkommend und unſchädlich“ und das war ſie bis in die neuere Zeit hinauf bei uns auch in der That — während man ſie in England und Nordamerika als ſehr ſchädlich ſchon längſt kannte. In ihrem verderblichen Auftreten unterſcheidet ſie ſich auf das Beſtimmteſte von den beiden vorigen. Sie legt nämlich ihre winzigen Eier, und zwar faſt regelmäßig nur je eins, an das unterſte Ende der ſich eben entwickelnden Aehre. Hier bohrt ſich die aus-

schlüpfende Larve hinein und frißt sich bis zum obersten Halmknoten hinunter, in dessen Nähe sie sich verpuppt. Die fußlose Fliegenlarve von circa 5 Millimeter Länge ist von weißer Farbe, mit gelblich durchleuchtendem Fettkörper; ihre Scheinpuppen sind fünf bis sechs Millimeter lang, hell oder gelblich braun, am Kopfende dunkler braun. Durch die inmitten des Halmes angelegte Freßbahn, wird derselbe natürlich in seiner Ausbildung völlig verkümmert. Meistens bleiben die Aehren in den Blattscheiden sitzen oder erheben sich nur wenig über dieselben. Wenn sie noch höher emporzuschießen vermögen, so hängen sie doch später welk und schlaff hinab und stets ist die Körnerbildung beeinträchtigt oder wohl gar völlig vernichtet.

Als den letzten dieser kleinen Unholde lernen wir wieder ein Mitglied der Gallmücken kennen. Es ist die Weizengallmücke — Cecidomyia tritici Kirby — welche wiederum eine ganz andere Lebensweise führt. Auch sie ist zuerst in Nordamerika und England verheerend aufgetreten, wenigstens früher als bei uns bemerkt und beobachtet worden. Seit dem Jahre 1856 kennt man sie in den Rheinlanden und Sachsen genauer. Sie wird etwa zwei Millimeter groß, ist lebhaft gelb, mit wasserhellen, am Rande gewimperten Flügeln. Erst wenn der Weizen soeben seine Aehren zu entwickeln beginnt, erscheint diese Gallmücke und legt ihre Eier, je zu zehn und darüber in eine Aehre. Hier entwickeln sich die gelben, etwa bis zwei Millimeter groß werdenden Maden und leben in den Blüthen, zwischen den Spelzen, wodurch sie meistens die Körnerbildung vollständig vernichten. Die Aehren werden mißfarbig, braunfleckig und erscheinen bei näherer Besichtigung durch den Schmutz der Larven verunreinigt. Sobald die Maden ausgewachsen sind, schnellen sie sich aus den Aehren hervor, so daß sie zur Erde fallen, in welche sie sich nur ein wenig verkriechen und verpuppen. Der durch sie verursachte Schaden ist keineswegs minder bedeutend, als der ihrer vorhergehenden Verwandten.

Fassen wir nun die Ergebnisse aller dieser Beobachtungen kurz zusammen. Der Weizenverwüster (Hessenfliege) und die Fritfliege entwickeln sich alljährlich in zwei Generationen, was man von der bandfüßigen Weizenhalmfliege nicht weiß und bei der Weizengallmücke ganz bestreitet. Wähnend die drei ersteren in und an den Halmen leben und auch hier ihre Verwandelungen durchmachen, wohnt die letztere allein in den Aehren und sucht zum Verpuppen die Erde auf. Auch ist diese von den anderen noch dadurch verschieden, daß sie nur am Weizen vorkommen soll, während die drei übrigen an allen Getreidearten überhaupt und auch an vielen Gräsern gefunden werden. Jedes dieser Kerbthiere ist somit von vornherein an dem Orte und den charakteristischen Spuren seiner Thätigkeit zu erkennen — und nur die beiden ersteren, ganz verschiedenartigen Kerbthierfamilien angehörenden, stimmen dennoch in derselben völlig überein. Statt der beiden erwähnten unpassenden Namen würde man die Cecidomyia destructor am bezeichnendsten mit ihrem volksthümlichen: Getreideschänder benennen, welcher auch dem wissenschaftlichen — destructor, d. h. Verwüster — am besten entspricht.

Hiernach und hierauf hatte man neue Pläne entworfen und mannigfache Vorschläge zur Bekriegung und Vertilgung dieser winzigsten und doch fast allerfurchtbarsten Feinde der Menschheit gemacht. Allein ob man auch das Verbrennen und Vernichten der Stoppeln oder gar, im schlimmsten Falle, der ganzen Ernte vorschlug und ausführte, ob man durch Abweiden, Schröpfen, Walzen u. s. w. gegen die arge Brut wüthete, ob man spät oder früh aussäete, diese oder jene Weizensorte wählte, Kalk, andere Aetzmittel und Beräucherungen anwandte, große Fackeln oder andere Feuer des Nachts auf den Feldern anzündete, denen sie in ungeheuren Massen zufliegen sollte, ja obwohl man sie sogar in feinen Fliegennetzen einzufangen versuchte — — in der nächsten Schwärmzeit belehrten immer neue Myriaden der Ungeheuerchen den armen Menschen, daß gegen solche Feinde alle seine Macht und all sein Witz vergeblich sei. Gerade ihnen gegenüber steht er völlig macht- und wehrlos da — und wenn nicht das ewige, hehre und weise Walten der Natur selbst wieder das gestörte Gleichgewicht herstellte und durch die wirksamsten Einflüsse dem Ueberhandnehmen dieses, wie auch alles übrigen Ungeziefers zu steuern wüßte, dann würde wohl bald der ganze

Getreidebau ſeiner Vernichtung entgegengehen — und die ganze Menſchheit wäre damit in ihrer Exiſtenz auf das Aeußerſte gefährdet. Nachdem man alle obigen, größtentheils aus Amerika uns überkommenen Abhilfsmittel als völlig wirkungslos, mindeſtens keineswegs ausreichend, erkennen mußte, hat man endlich auf dem naturgemäßeſten Wege eine Anzahl von wirklich Erfolg verſprechenden Hilfsmitteln in dem Kampfe gegen dieſe Thiere gefunden — und zwar dadurch, daß man die Natur belauſchte, um eben ihre wirkſamen Waffen kennen und, wenn möglich, ebenfalls benutzen zu lernen.

Hier erſchien nun zuerſt das, was der Wahn unwiſſender Leute als die Urſache des Schadens angeſehen, grade als eins der wichtigſten Mittel gegen denſelben. Dies iſt der Beſuch der Vögel auf den Feldern. Recht ernſtlich mahnend zeigt auch das Auftreten dieſer Getreideverwüſter wiederum darauf hin, wie wahrhaft unverantwortlich der Menſch den nützlichen Vögeln (und Thieren überhaupt) gegenüber gehandelt. In kaltem, unverantwortlichem Egoismus hat er ſie ihrer kleinen Körper, als Braten für Leckermäuler, wegen geſchoſſen und gefangen, in Unverſtand ſie als Verderber ſeines Obſtes und Getreides verfolgt und ſchließlich in empörender Gleichgiltigkeit oder Habſucht ihre Heimath, ihre Brut- und Niſtgelegenheiten ihnen durch das Herabſchlagen der Wälder geraubt — und nun muß er einſehen, daß nur durch thörichtes Menſchenbeginnen das Gleichgewicht in der Natur ernſtlich bedroht werden kann, nun fehlen ihm immer mehr die allein wirſamen Beſchützer und Erhalter ſeiner wichtigſten Lebensbedürfniſſe, ſeines Obſtes, Getreides u. ſ. w. Auch bei dieſer Gelegenheit hat man beobachtet, daß grade zur Schwärmzeit der Getreide-Gallmücken und Fliegen große Schaaren von Hänflingen und Zeiſigen in den Kornfeldern ſich niederlaſſen — um dieſe winzigen Kerbthiere zu fangen. Daſſelbe iſt auch mit vielen anderen, beſonders aber mit den inſectenfreſſenden Vögeln der Fall, welche einzeln auf den Feldern, in den Hecken der Raine u. ſ. w. leben. Vor allen verdienen die Feldlerchen die größte Beachtung aus dieſem Grunde. Eine recht dringende Mahnung zum Schutze aller Singvögel dürfte daher auch hier nicht überflüſſig ſein und ſie ſei daher allen Natur- und Menſchenfreunden auch bei dieſer Veranlaſſung warm an das Herz gelegt! Ein anderes Hilfsheer in dieſem Kampfe bietet uns die Natur unter den Kerbthieren ſelbſt: die Raubinſecten. Vornan in den Reihen der Krieger gegen die Getreideſchädiger ſtehen die Libellen, Spinn- oder Waſſerjungfern genannt, welche unzählige derſelben erſchnappen und verſchlingen. Ihnen reihen ſich die Raubfliegen, Raubkäfer u. ſ. w. an. Und leider ſind grade dieſe Thiere in ihrer Nützlichkeit für den Naturhaushalt allenthalben noch gar wenig bekannt — wie viel weniger noch geſchützt. Wie viele Menſchen vermögen z. B. die nützlichen von den ſchädlichen zu unterſcheiden? Wahrlich, doch nur eine verſchwindend geringe Zahl! — Es dürfte ſich aber wirklich der Mühe verlohnen, alle die Raubinſecten in ihrem Thun und Treiben zu beobachten, um ſie recht kennen, ſchätzen — und kräftig ſchützen zu lernen.*)

Die allerwirkſamſten Bekämpfer jener Getreidefeinde ſind aber ihre ausſchließlichen Verfolger (ebenfalls aus der Kerbthierwelt), mehrere Arten von Schlupfweſpen (Ichneumonen). Als man die Larven und Puppen der Gallmücken und Fliegen aus dem Getreide einſammelte und in Glaskäſten bis zur Verwandlung aufbewahrte, bemerkte man bald, daß unter den ausgeſchlüpften vollkommenen Inſecten, ſtatt der ſtets nur zweiflügeligen Gallmücken und Fliegen, ſich ſehr viele vierflügelige Schlupfweſpen befanden. Die Mütter dieſer letzteren hatten ihre Eier in die Larven und Puppen der erſteren gelegt, wodurch ſie natürlich zu Grunde gerichtet wurden. In dieſer Weiſe vernichten dieſe kleinen Schmarotzer alljährlich unzählige und oft den überwiegend großen Theil der Getreideverwüſter. Dieſe unſchätzbaren Schlupfweſpen ſind noch winzigere, glänzend ſchwarze und ſehr lebhafte Thierchen, von denen man bis jetzt ſchon fünf verſchiedene, grade in den Larven unſerer

*) Es ſei mir vergönnt, in Betreff näherer Belehrung über die für den Naturhaushalt nützlichen Thiere, außer auf Gloger's Schriften, Karl Vogt's „Nützliche und verkannte Thiere," auch auf mein, ſoeben bei Max Böttcher in Berlin erſchienenes Buch: „In der freien Natur" hinzuweiſen, deſſen vierter Abſchnitt „Unſere nächſten Freunde aus der Thierwelt" dieſelben möglichſt eingehend zu ſchildern ſich beſtrebt.

Gallmücken und Fliegen lebende Arten beobachtet hat und deren leichtes Erkennungsmerkmal in dem Unterschiede ihrer Flügelzahl besteht.

Dem verständigen und verständnißvoll beobachtenden Landmann ist ein Mittel an die Hand gegeben, um aus der Beobachtung einer Anzahl eingesammelter Larven und Puppen der kleinen Getreidefeinde einen ziemlich sichern Schluß auf das Wiederkommen oder Fortbleiben derselben im nächsten Jahre ziehen zu können. Nach der vortrefflichen Anleitung Ratzeburg's sammeln nämlich die Forstwirthe, bei bedeutend erscheinenden Raupenverheerungen, eine große Anzahl von Raupen und Puppen ein und bewahren dieselben in verschlossenen Gläsern sorgfältig auf — um die aus denselben sich entwickelnden Schlupfwespen zu zählen. Zeigen sich dann nur 15 bis 25 Prozent der Raupen von den Schmarotzern befallen, so ist für das nächste Jahr immerhin noch eine Fortsetzung des Raupenschadens zu erwarten, während derselbe, nach den sichersten Erfahrungen, als bestimmt beseitigt betrachtet werden darf, sobald nur aus 25 bis 30 Stück von hundert der Raupen Schlupfwespen entschlüpfen. Man ist dann sogar so sicher, daß man das Raupensammeln völlig einstellt und fest darauf baut, der Wald werde sich ganz von selbst (d. h. durch die Thätigkeit der bereits in überwiegender Anzahl vorhandenen Schlupfwespen) reinigen. — Warum soll dasselbe nicht auch bei den Weizenfeldern der Fall sein? Immerhin dürfte es sich der Mühe verlohnen, den Versuch zu unternehmen. Man möge nun im Spätherbst, Frühling oder noch später, kurz vor dem Ausschlüpfen, die Larven oder Puppen der Getreideverwüster aus dem beschädigten Getreide einsammeln, immer wolle man die daraus entwickelten vollkommenen Insecten sorgsam beobachten und zählen — um nach den Procenten der erscheinenden Schlupfwespen das Wiederkommen oder Fortbleiben der Plage, ebenso wie die Forstwirthe, berechnen zu können. Im Uebrigen ist noch darauf zu achten, daß man nicht etwa noch mit Vertilgungsmaßregeln, Umpflügen oder Verbrennen der Stoppeln beginne, wenn sich bereits mehr Schlupfwespen als Fliegen und Mücken zeigen.

Hieran reihen sich nun eine Anzahl von Verhaltungsregeln, welche der Professor Kühn auf naturgemäße Beobachtung der kleinen Getreideverwüster gegründet und in den oben genannten landwirthschaftlichen Zeitschriften mitgetheilt hat. (Von ihm stammen auch die ganz genauen, ebendaselbst angegebenen Beschreibungen her.) Ihre verständige Befolgung dürfte wirklich in den meisten Fällen sich als zweckmäßig und die gewünschten Erfolge gewährend erzeigen.

1. Nicht zu frühe und nicht zu späte Aussaat im Herbst, nicht vor dem 18. September und nicht nach dem 10. October. Die erste Saat im Spätsommer ist diesen Kerbthieren vorzugsweise ausgesetzt, weil mit ihrem Emporsprossen grade die Zeit ihres Eierlegens zusammenfällt. In gleicher Weise ist dies mit der zu späten Herbstsaat der Fall, welche im Frühjahr in der Entwickelung lange zurück- und für das Eierlegen unserer Schädiger geeignet bleibt. 2. Man vermeide unbedingt den Anbau von Sommerroggen, wenn die Getreidemaden (eben die Larven unserer Kerbthiere) im vorhergehenden Herbst bemerkt wurden. Auch säe man die Gerste dann nicht zu früh, höchstens Ende Mai oder Anfangs Juni. Beide würden dem Insectenfraße vorzugsweise ausgesetzt sein. 3. Man suche alle Pflanzen, die vom Samenausfall des Weizens erwachsen sind, bis Ende August durch Abweiden zu vertilgen, sobald Klee untergesäet wurde. Es sind nämlich in der Regel alle diese selbstgesäten Pflänzchen ungemein reich mit Maden besetzt, sobald die Insecten überhaupt auftreten. Die zuerst ausschwärmenden Mücken finden noch wenig oder keine junge Saat vor und so bieten ihnen diese wilden Getreidepflanzen der Stoppelfelder sehr willkommene Gelegenheit zum Ablegen der Eier. Bleibt nun das Land als Kleebrache für's nächste Jahr liegen, so können die Larven auf das Beste überwintern und im nächsten Frühjahr schwärmen dann die Mücken und Fliegen zahlreich aus und werden den Sommersaaten verderblich. Hat man aber durch Beweidung während des August diesen Nachwuchs vom ausfallenden Getreide vernichtet, so ist den Insecten hier die Gelegenheit zum Ablegen genommen. 4. Wo dagegen nicht Klee unter das Getreide gesät wurde und die Stoppel also

im Herbst zum Umbruch kommt, da lasse man die von ausgefallenen Körnern erwachsenen Pflanzen bis Mitte September ungestört. Hier dienen diese Pflanzen als treffliche Köder, die reichlich mit Eiern besetzt werden. Pflügt man dann im Herbst, unter Anwendung des Schälfeches tief um und bestellt im Frühjahr auf die Herbstfurche, so kommen die Larven unter eine so starke Bodenschicht zu liegen, daß die zarten Mücken und Fliegen sich bei ihrer Entwicklung nicht hindurcharbeiten können und somit umkommen. Ganz besonders rathsam erscheint schließlich noch die bereits von Amerika aus vorgeschlagene Wahl kräftiger und sich zahlreich verstaudender Getreidesorten, weil ihnen jene Unheilstifter weniger anhaben können. Jedes Beschädigen oder Aufhalten des Getreides im Wachsthum, durch Abweiden, Schröpfen muß als durchaus unvortheilhaft angenommen werden, weil zarte, schwache und kränkelnde Pflanzen der Beschädigung vorzugsweise ausgesetzt sind.

Zur Zerstörung der in der Erde ruhenden Larven der Weizengallmücke hat man auch das Ueberfahren des Bodens mit Walzen vorgeschlagen, allein dasselbe bietet doch keine völlige Sicherheit dafür, daß die Brut zerdrückt werde. Und viel wichtiger als alle möglichen künstlichen Schutzmittel sind im Ganzen doch die einfachen natürlichen: Schützt und hegt die Singvögel, beobachtet alle Thiere rings um Euch her — damit ihr die schädlichen von den nützlichen sicher unterscheiden, die ersteren genau kennen und dann auch wohl bekriegen, und die letzteren ebenfalls kennen und wirksam schützen lernt! —

Wenn nun alle diese Mittheilungen ein großes praktisches Interesse zunächst allerdings nur für den Landwirth bieten — so dürfen wir uns doch wohl davon überzeugt halten, daß sie auch für jeden Natur- und Menschenfreund, ja, für jeden denkenden und gebildeten Menschen von großer Wichtigkeit erscheinen. Und damit dürfte also ihre Darstellung in einem für den Schoß der Familie bestimmten Blatte nicht nur entschuldigt, sondern auch wohl begründet sein.

Literarisches.

Naturwissenschaftliche Blicke in's tägliche Leben. Von Karl Ruß. Breslau, Ed. Trewendt.

Ein Buch, welches sich an die Hausfrauen wendet und ihnen mancherlei interessante Aufklärungen über Dinge gibt, die in Haus, Küche und Garten tagtäglich als etwas Selbstverständliches vorkommen, wobei sich aber nur selten die Frauen Rechenschaft geben, wie das alles mit der Wissenschaft zusammenhängt. Namentlich ist der Frauenbotanik ein ausführliches Augenmerk zugewendet, und nicht nur die nützlichen, sondern auch die schönen Kinder der Flur und des Gartens, sowie die künstlich gezogenen Zimmerpflanzen finden darin eine anziehende Beschreibung. Wir empfehlen das hübsch ausgestattete Buch allen denkenden Frauen und zwar um so mehr, da es auch in sehr natürlichem Stile geschrieben ist und nebenbei manche hübsch erzählte Anekdote enthält.

Neues vom Büchertisch.

Buch, das, der Welt, ein Inbegriff des Wissenswürdigsten und Unterhaltendsten aus den Gebieten der Naturgeschichte, Naturlehre, Länder- und Völkerkunde, Weltgeschichte, Götterlehre ꝛc. Jahrg. 1865. 24 Lieferungen. Mit 12 Stahlstichen und 36 Chromolithographien. hoch 4. Stuttgart, Hoffmann. à Lieferung $4\frac{1}{2}$ Sgr.; cplt. in engl. Einband 3 Thlr. 28 Sgr.

Gurlt, Prof. Dr. E. F., Lehrbuch der vergleichenden Physiologie der Haussäugethiere. 3. verm. Aufl. Mit 4 Kupfertafeln. Berlin, A. Hirschwald. 3 Thlr.

Luschka, Prof. Dr. Hub, Die Anatomie des Menschen in Rücksicht auf die Bedürfnisse der praktischen Heilkunde bearbeitet. 3. Bd. 1. Abtheilung. A. u. d. T.: Die Anatomie der Glieder des Menschen. Mit 72 Holzschn. Lex.-8. Tübingen, Laupp. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Reis, Gymnasiallehrer Dr. Paul, Das Wesen der Wärme. Versuch einer neuen Stoffanschauung der Wärme, mit vergleichender Betrachtung der übrigen jetzt gebräuchlichen Wärmetheorien. In allgemein fasslicher Darstellung. 2. bedeutend vermehrte Aufl. gr. 8. Leipzig, Quandt & Händel. $27\frac{1}{2}$ Sgr.

Ruß, K., In der freien Natur. Schilderungen aus der Thier- u. Pflanzenwelt. gr. 8. Berlin, Boettcher. $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Waitz, Prof. Dr. Theod., Anthropologie der Naturvölker. 5. Theil. A. u. d. T.: Die Völker der Südsee. Ethnographisch und culturhistorisch dargestellt. 1. Heft. Die Malaien. Mit 1 Karte. gr. 8. Leipzig, Friedrich Fleischer. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Ungedruckte Briefe Beethoven's.

Mitgetheilt von

Ludwig Nohl.

Die nachfolgenden Briefe und Billets Beethoven's, zumeiſt gerichtet an den k. k. Hofconcipiſten Ignatz v. Gleichenſtein, habe ich nach Vollendung meiner Ausgabe der „Briefe Beethovens“ (Stuttgart. Cotta 1865) bei der Wittwe von Gleichenſtein in Freiburg im Breisgau gefunden und nach den Originalien ſelbſt copirt. — Beethoven liebte, wie man aus Nr. 61 jener Sammlung ſieht, die Frau Baronin von Droßdick, als ſie noch unverheirathet war und Thereſe von Malfatti hieß. Ihr Vater war ein Couſin des berühmten Arztes gleichen Namens. Die Familie war ſehr muſikaliſch und Beethoven gab der Tochter Thereſe, die ſehr ſchön ſpielte, Clavierunterricht, verliebte ſich in ſie und wollte ſie auch heirathen. Davon hielt ihn jedoch mit gutem Fug ſein Freund Gleichenſtein zurück, der mit der anderen Schweſter, der noch jetzt lebenden Wittwe Gleichenſtein, verlobt war und dieſelbe am 29. Mai 1811 zur Gattin nahm. Thereſe heirathete im Jahr 1817 in Worms. Sowohl dieſe Notizen wie die nachfolgenden Briefe an Gleichenſtein werden hier zum erſten Male veröffentlicht. — Noch iſt zu bemerken, daß das beigefügte Porträt Beethoven's nach der Albert'ſchen Photographie der Bleiſtiftſkizze gemacht iſt, die der alte Director Schnorr von Carolsfeld, Großvater des jüngſt verſtorbenen genialen Sängers von R. Wagner's „Triſtan,“ um das Jahr 1808 in ein Porträtſkizzenheft der Familie Malfatti hinwarf. Es zeigt den Meiſter im Coſtüm der Geſellſchaft, ſogar etwas adoniſirt, und der modiſch zugeſtutzte Backenbart deutet den Löwen an, der in zarten Roſenguirlanden gefeſſelt iſt. Nähere Details über dieſes bisher unbekannte Lebens- und Liebesverhältniß Beethoven's, das von nicht unbedeutender Wirkung auf ſein künſtleriſches Schaffen war, vermag erſt die Biographie des Meiſters zu geben.

1.

Lieber guter Gleichenſtein — dieſes ſei ſo gut dem Copiſten morgen zu übergeben. — Es iſt wie Du ſiehſt wegen der Sinfonie — übrigens falls er nicht fertig iſt, morgen mit dem Quartett, ſo nimmſt Du's weg und gibſt es ſodann in's Induſtriecomptoir. Meinem Bruder kannſt Du ſagen, daß ich ihm gewiß nicht mehr ſchreiben werde. — Die Urſache, warum, weiß ich ſchon, ſie iſt dieſe, weil er mir Geld geliehen hat und ſonſt Einiges ausgelegt, ſo iſt er, ich kenne meine Brüder, jetzt ſchon beſorgt, da ich's noch nicht wiedergeben kann, und wahrſcheinlich

der andere, den der Rachegeiſt gegen mich beſeelt, auch an ihm — das Beſte aber iſt, daß ich die ganzen 1500 Gulden aufnehme (vom Induſtriecomptoir) und damit ihn bezahle, dann iſt die Geſchichte am Ende — der Himmel bewahre mich, Wohlthaten von meinen Brüdern empfangen zu müſſen. — Gehab Dich wohl — grüße beſt — Dein Beethoven.

NB. Die Sinfonie ſchickte ich von hier an's Induſtriecomptoir, ſie werden ſie wohl erhalten haben — wenn Du wieder herkommſt, bring etwas von gutem Siegellack mit.

[Außen] An Seine Hochwohlgebohren den Hrrn. von Gleichenſtein in Wien.

Abzugeben auf der hohen Brücke Nr. 155, 2ter oder 3ter Stock.

2.

Ich denke — Du läßt Dir wenigſtens 60 fl. über die 1500 bezahlen oder wenn Du glaubſt, daß es mit meiner Rechtſchaffenheit beſtehen kann — die Summe von 1600 — ich überlaſſe Dir's jedoch ganz, nur muß Rechtſchaffenheit und Billigkeit Dein Pol ſein, wonach Du Dich richteſt.

3.

Die Gräfin Erdödy glaubt, Du ſollteſt doch mit ihr einen Plan entwerfen, nach welchem ſie, wenn man ſie, wie ſie gewiß glaubt, angeht, tractiren könne — Dein Freund Ludw. Beethoven.

Wenn Du dieſen Nachmittag Zeit hätteſt, würde es die Gräfin freuen, Dich zu ſehen.

4.

Mein Lieber, Dein Freund Frech hat voriges Jahr an Breuning Holz gelaſſen, welches wohlfeiler iſt, erzeige mir den Gefallen und ſpreche ſeine Frechheit in meinem Namen an, mir freundſchaftlichſt auch ein paar Klafter zu laſſen. Die Gräfin Erdödy iſt ſehr krank, ſonſt hätte ich Dich eingeladen.

5.

Sei ſo gut und ſieh, daß Du das Original zu dem aufgeſetzten Contract findeſt — ich brauche es — was willſt Du denn mit einer Abreiſe ohne mich? —

6.

Liederlicher Baron — ich hab' Dich geſtern umſonſt erwartet — mach nur doch, daß ich weiß, ob mir durch ſeine Frechheit Holz zukommt oder nicht — ich habe einen ſchönen Antrag als Capellmeiſter zum König von Weſtphalen erhalten — man will mich gut bezahlen — ich ſoll ſagen, wie viel Ducaten ich haben will — ꝛc. — ich möchte das mit Dir überlegen — wenn Du daher kannſt, komm dieſen Nachmittag gegen halb vier zu mir — dieſen Morgen muß ich ausgehen.

7.

Die Gräfin [Erdödy] ladet Dich heute zum Speiſen ein — ſchreib nach Fezburg (?), wie hoch man ſich einlaſſen wolle, um ein Piano zu kaufen*) — vergiß nicht wegen der Hamburger Federn.

8.

Wenn die Herren ſich als die Miturheber jedes neuen größern Werks betrachteten, ſo wäre es der Geſichtspunkt, woraus ich am erſten wünſchte betrachtet zu werden, und ſo wäre der Schein, als wenn ich einen Gehalt für nichts beſäße, verſchwunden [Vrgl. Br. Beeth. Nr. 48 f.].

9.

Da mir die Frau von M. [Malfatti] geſtern ſagte, daß ſie heute doch ein anderes Piano bei Schanz ausſuchen wollte, ſo wünſchte ich, daß ſie mir hierin völlige Freiheit ließ, eins auszuſuchen, über 500 fl. ſoll's nicht koſten, ſoll aber weit mehr werth ſein, Du weißt daß mir dieſe Herren immer eine gewiſſe Summe anbieten, wovon ich nie Gebrauch mache, dieſes macht aber wohl, daß ich einmal ein theures Inſtrument ſehr wohlfeil bezahlen kann, und gern würde ich hier die erſte Ausnahme von meinem feſtgeſetzten Betragen in dieſem Stücke machen, ſobald Du mir nur zu wiſſen machen wirſt, ob man meinen Vorſchlag annehme. — Leb wohl, lieber guter Gl., heute ſehen wir uns, wo Du mir zugleich die Antwort geben kannſt. Dein treuer

Beethoven.

10.

Ich verlange keine Beſuche von Ihnen, Hochgeehrteſter, kein Stelldichein, damit

*) Frau von Malfatti wollte ein Clavier für ihre Töchter kaufen (vgl. Br. Beeth. Nr. 61).

Sie nicht in Verlegenheit gesetzt werden, solches nicht halten zu können oder zu wollen — kurzum gar nichts — als daß Sie die Gefälligkeit haben, erstens nach London zu schreiben [vergl. Nr. 45 der Br. Beeth.], zweitens: mir einige tüchtige gesunde starke Federkiele zu besorgen, das Geld, das solche kosten, bitte ich Sie der Rechnung einzuverleiben, die, wie Sie wissen, ich schon längstens von Ihnen wünschte — und jetzt wirklich dringend von Ihnen fordere. — Mein Bedienter wird sich morgen früh desfalls bei Ihnen erkundigen, kann es dann noch nicht sein, übermorgen — oder auch noch später — meine Freundschaft soll Ihrer Gemächlichkeit keine Schranken setzen. Ihr Verehrer L. v. Beethoven.

Pour Mr. de Gleichenstein.

11.

Den Einschluß sandte ich Dir gleich gestern Nachmittags nach Deiner ersten abschläglichen Antwort. Man sagte, Du seist im Theater und doch war's kaum halb 5 Uhr. — Aus dem Beigeschlossenen von Schweiger*) siehst Du, daß ich darauf rechnete, daß Dorner**) schon wisse, daß er kommen könnte, und so sagte ich Dir weder Stunde noch sonst was — ich selbst kündigte Dich vor dem Anfang der Probe beim Erzherzog an, und er nahm es sehr gütig auf. — Du hast viel verloren, nicht wegen Nichtanhörens meiner Musik, aber Du hättest einen liebenswürdigen talentvollen Prinzen gesehen und Du würdest als der Freund Deines Freundes gewiß nicht die Höhe des Rangs gefühlt haben. — Verzeih' mir diese kleine stolze Aeußerung, sie gründet sich mehr auf das Vergnügen, auch diejenigen, die ich liebe, gleich hervorgezogen zu wissen, als auf eine kleinliche Eitelkeit. — So hab' ich doch nur immer nur Empfindlichkeit und Wehe von Deiner Freundschaft. Leb wohl, diesen Abend komme ich zu den lieben Malfattis.

[Dazu sandte Beethoven den Zettel des erzherzoglichen Kammerherrn: Dorner habe ich bereits mit Erlaubniß des Erzherzogs schon avertirt, er ist auch schon bestimmt, dem Herrn umzublättern. Ihr Freund Gleichenstein wird wohl auch ein Plätzchen finden, das er mit uns theilen wird. Der Erzherzog befindet sich wie gestern, und freut sich auf diesen Abend wie Ihr Freund Schweiger.

Pour Monsieur Louis van Beethoven.]

12.

Wie kann man am geschwindesten und wohlfeilsten nach Linz*) kommen? — Ich bitte, mir diese Frage zu erschöpfen — hast Du denn gar keine Aussicht, eine andere Wohnung zu bekommen? — Samstag oder Sonnabend werde ich Dich vielleicht nach Hernhals**) einladen — gehab Dich wohl — und liebe mich. Beethoven.

Pour Mr. Baron de Gleichenstein.

13.

Deine Nachricht stürzte mich aus den Regionen des höchsten Entzückens wieder tief herab. — Wozu denn der Zusatz, Du wolltest mir es sagen lassen, wenn wieder Musik sei, bin ich denn gar nichts als Dein Musikus oder der Andern? — so ist es wenigstens auszulegen, ich kann also nur wieder in meinem eigenen Busen einen Anlehnungspunkt suchen, von außen gibt es also gar keinen für mich; nein nichts als Wunden hat die Freundschaft und ihr ähnliche Gefühle für mich. — So sei es denn, für Dich, armer B., gibt es kein Glück von außen, Du mußt Dir Alles in Dir selbst erschaffen, nur in der idealen Welt findest Du Freunde. — Ich bitte Dich, mich zu beruhigen, ob ich selbst den gestrigen Tag verschuldet, oder wenn Du das nicht kannst, so sage mir die Wahrheit, ich höre sie ebenso gern, als ich sie sage — jetzt ist es noch Zeit, noch können mir Wahrheiten nützen. — Leb wohl — laß Deinen einzigen Freund Dorner nichts von alle dem wissen.

14.

Lieber Freund, so verflucht spät — drücke alle warm an's Herz — warum kann meines nicht dabei sein? Leb wohl, Mittwochs früh bin ich bei Dir — der Brief ist so geschrieben, daß ihn die ganze Welt lesen kann — findest Du das Pa-

*) Kammerherr des Erzherzogs Rudolf.
**) Arzt und Freund des Malfatti'schen Hauses.

*) Dort wohnte früher Beethoven's jüngster Bruder, der Apotheker Johann van Beethoven.
**) Hernals, Dorf vor Wien.

pier von dem Umſchlag nicht rein genug, ſo mach ein anderes drum, bei der Nacht kann ich nicht ausnehmen ob's rein iſt — leb wohl, lieber Freund, denk und handle auch für Deinen treuen Freund

Beethoven.

15.

[Außen] Entwurf einer muſikaliſchen Conſtitution [vergl. Br. Beeth. Nr. 48]. eheſtens in wirkliche Dienſte des Hofes treten zu können — oder Adjunction, wenn es der Mühe werth iſt. — Contract mit den Theatern mit ebenfalls dem Titel als Mitglied eines Ausſchuſſes der Theatraldirection, — feſtgeſetzter Tag für eine Akademie für immer, auch wenn dieſe Direction ſich verändert, im Theater, wogegen ſich Beethoven verbindet, für eine

Ludwig van Beethoven.

Zuerſt wird der Antrag vom König von Weſtphalen ausgeſetzt. —

B. kann zu keinen Verbindlichkeiten wegen dieſem Gehalt angehalten werden, indem der Hauptzweck ſeiner Kunſt, nämlich die Erfindung neuer Werke, darunter leiden würde — dieſe Beſoldung muß B. ſo lange verſichert bleiben, als derſelbe nicht freiwillig Verzicht darauf leiſtet — den Kaiſerlichen Titel auch wenn es möglich — abzuwechſeln mit Salieri und Eibeler — das Verſprechen vom Hof, der Armenakademien, wo man es am nützlichſten finden wird, jährlich ein neues Werk zu ſchreiben — oder zwei derſelben zu dirigiren — einen Ort bei einem Wechsler oder dergleichen, wo Beethoven den angewieſenen Gehalt empfängt — der Gehalt muß auch von den Erben ausbezahlt werden. —

16.

Lieber G., ich bitte Dich, mir ſo geſchwind als möglich — dieſen Wechſel

auswechseln zu lassen, mein Bruder weiß nicht wohin damit — sonst würde ich Dich nicht bemühen — sollte es nöthig sein, daß ich eilig mit Dir zu demjenigen gehen sollte, der den vorigen ausgewechselt, so bin ich bereit — leb wohl — übermorgen früh schicke ich zu Dir — ich kann nicht, sonst käme ich zu Dir. Beethoven.

17.

Laß mich es wissen, wenn Du vielleicht den Wechsel nur mit viel Schwierigkeit anbringen kannst — ich werde sodann selbst sehen, wie ich mich bei einem Wechselgeschäft benehmen kann — in Eile Dein Freund Beethoven.

18.

Sei so gut, lieber Freund, und schreib mir in ein paar Zeilen im Französischen auf, wie ich an den Grafen Würm ein Billet zu der Redoute schreiben muß — Dir ist's leicht, mir nicht — morgen früh schicke ich drum — auf der Redoute sah ich Dich nicht.

19.

Haben Sie die Gefälligkeit, lieber D., und theilen Sie den Inhalt des Decrets Gleichenstein ganz kurz mit — wenn Sie Zeit haben, besuchen Sie mich einmal. — Es wird mir lieb sein, wenn wir uns zuweilen sehen. Ganz Ihr Beethoven.

20.

Lieber Gleichenstein, wenn Du kannst gegen zwölf oder ein Uhr zu mir kommen, so sag's dem Bedienten, jedoch bestimme die Stunde, ich hab' mit Dir irgendwo hinzugehen.

21.

Da ich mit meiner Zeit nicht auslange diesen Morgen, so komme ich gegen Mittag zum Wilden Mann im Prater, ich vermuthe, daß ich dort keine wilde Männer, sondern schöne Grazien finden werde, und dafür muß ich mich auch noch erst harnischen. — Daß Du mich, weil ich grade nur zu Mittag kommen kann, für keinen Schmarutzer hältst, weiß ich, und so komme ich grade, sind ich euch noch zu Hause, so ist's gut, wo nicht, so eile ich zum Prater, um euch zu umarmen. Freund Beethoven.

22.

Ich bin nicht wohl und kann daher nicht zu Dir kommen. — Nimm die paar Flaschen Wein, bei Dir werden Sie doch eher angebracht — ich kann wohl denken, daß die Ankunft M. Dich ganz fodert, und kann Dich daher nicht einmal bitten, mich zu besuchen, kannst Du jedoch, so komm allein — leb wohl — hab mich lieb. Dein Beethoven.

23.

Ich bitte Dich, mir heute sagen zu lassen, wenn die M. [Malfatti] zu Hause Abends bleiben — Du wirst sicher einen angenehmen Schlaf gehabt haben — ich habe zwar wenig geschlafen, ziehe aber ein solches Erwachen ziehe ich allem Schlaf vor. Leb wohl. Dein treuer Beethoven.

24.

Hier, mein Lieber, Dein Brief an Winter.*) — Erstens steht darin, daß Du mein Freund bist — zweitens, was Du bist, nämlich k. k. Hofconcipist — drittens, daß Du kein Kenner von Musik, aber doch ein Freund alles Schönen und Guten — in Rücksicht dessen ich den Capellmeister gebeten, falls was von ihm aufgeführt wird, daß er Dir Gelegenheit verschaffe, daran Theil zu nehmen. — Du hast hier einen Wink, Dich deswegen etwas eifrig bemüht zu zeigen — gehört zu den politischen Wissenschaften, wovon Dein Freund wenig versteht — vielleicht dient Dir's noch zu etwas Anderem in München — und nun leb wohl, lieber Freund — reise glücklich — und denk zuweilen an mich — grüß das Brüderchen. Dein wahrer Freund Beethoven.

Pour Monsieur de Gleichenstein.

25.

[erhalten den 18. März, beantw. den 20. März.]

Du siehst, mein lieber guter Gleichenstein, aus Beigefügtem, wie ehrenvoll nun mein Hierbleiben für mich geworden — der Titel als kaiserlicher Capellmeister kommt auch nach — ꝛc. — Schreibe nun nur sobald als möglich, ob Du glaubst, daß ich bei den jetzigen kriegerischen Umständen

*) Peter Winter, der bekannte Componist des „Unterbrochenen Opferfestes," damals Hofcapellmeister in München.

[1809] reiſen ſoll, und ob Du noch feſt geſonnen biſt mitzureiſen; mehrere rathen mir davon ab, doch werde ich Dir hierin ganz folgen; da Du ſchon einen Wagen haſt, müßte die Reiſe ſo eingerichtet werden, daß Du mir und ich Dir eine Strecke entgegenreiſe — ſchreib geſchwind. — Nun kannſt Du mir helfen eine Frau ſuchen, wenn Du dort in F. eine ſchöne findeſt, die vielleicht meinen Harmonien einen Seufzer ſchenkt, doch müßte es keine Eliſe Bürger ſein, ſo knüpf im Voraus an. Schön muß ſie aber ſein, nichts nicht Schönes kann ich nicht lieben — ſonſt müßte ich mich ſelbſt lieben. Leb wohl und ſchreibe bald. Empfehle mich Deinen Eltern, Deinem Bruder. Ich umarme Dich von Herzen und bin Dein treuer Freund Beethoven.

26.

Lieber, guter Freund Gleichenſtein!

Ich ſchicke Dir hier 300 fl. — mache mir nur zu wiſſen, ob Du mehr brauchſt und wie viel?? ſo ſchicke ich's gleich — und bitte Dich mir, da ich eben ſo wenig davon verſtehe als ſehr zuwider mir alles dergleichen iſt, Leinwand oder Bengalen für Hemden, auch wenigſtens ein halb Dutzend Halstücher zu kaufen. — Handle nach Deinem Gutdünken hierin, nur laß es nicht anſtehen, Du weißt, ich brauch's. — Dem Kind [Schneidermeiſter, vergl. B. B. Nr. 249] habe ich 300 fl. heute vorausgegeben und habe hierin ganz nach Deiner Maxime gehandelt. —

Joſeph Henickſtein [Bankier] hat mir heute das Pfund Sterling zu 27 fl. und einen halben ausbezahlt und ladet Dich und mich ſammt Clementi auf Morgen zu Mittage ein, ſchlages ja nicht ab, Du weißt, wie gern ich mit Dir bin, laß mir jedoch ſagen, ob ich dem Henickſtein darf ankündigen, daß man ſicher auf Dich rechnet — nicht wahr, Du ſchlägſt nicht aus.

Grüße nur Alles, was Dir und mir lieb iſt, wie gern würde ich noch hinzuſetzen und wem wir lieb ſind???? wenigſtens gebührt mir dieſes ? zeichen. — Ich habe heute und morgen ſo viel zu thun, daß ich nicht, wie ich wünſche, zu Dir kommen kann.

Leb wohl, ſei glücklich — ich bin's nicht. — Dein Beethoven.

[Außen] Für Freund Gleichenſtein.

27.

Der Erzherzog [Rudolf, Beethoven's Schüler] läßt mich noch geſtern Abends erſuchen, heute gegen halb zwei Uhr zu ihm zu kommen, wahrſcheinlich komme ich vor 3 Uhr nicht fort, ich habe daher geſtern gleich für uns Beide abſagen laſſen — begegneſt Du dem Henickſtein, ſo ſag ihm, daß ich Dir ſeine Einladung gleich zu wiſſen gemacht, indem er eben keinen zu ſtarken Glauben auf mich hat, worin er auch in Betrachtung ſeiner nicht ganz Unrecht hat. Ich habe geſchrieben, daß wir uns ſelbſt auf ein andermal einladen wollen — ich danke ſehr für Deine Bemühungen — es war mir leid, Dich verfehlt zu haben, aber — ich erwarte Dich ſo ſelten bei mir, daß es mir zu verzeihen, wenn ich hierin nie auf Dich rechne — ob Du mit Dorner [Arzt] zum Erzherzog heute Abend kommen kannſt, erhälſt Du von mir noch zeitig genug Nachricht. — Dein

Beethoven.

28.

[Antw. den 16. Juni.]

Lieber Gleichenſtein — die vorgeſtrige Nacht hatte ich einen Traum, worin mir vorkam, als ſeiſt Du in einem Stall, worin Du von ein paar prächtigen Pferden ganz bezaubert und hingeriſſen warſt, ſo daß Du Alles rund um Dich her vergaßeſt.

Dein Hutkauf iſt ſchlecht ausgefallen, er hat ſchon geſtern morgen in aller Frühe einen Riß gehabt, wie ich hieher bin, da er zu viel Geld koſtet, um gar ſo erſchrecklich angeſchmiert zu werden, ſo mußt Du trachten, daß ſie ihn zurücknehmen und Dir einen andern geben, Du kannſt das dieſen ſchlechten Kaufleuten derweil ankündigen, ich ſchicke Dir ihn wieder zurück — das iſt gar zu arg.

Mir geht es heut und geſtern ſehr ſchlecht, ich habe erſchreckliches Kopfweh, — der Himmel helfe mir nur hiervon — ich habe ja genug mit einem Uebel — — wenn Du kannſt, ſchicke mir Baahrd Ueberſetzung des Tacitus — auf ein andermal mehr, ich bin ſo übel, daß ich nur wenig ſchreiben kann — leb wohl und — denke an meinen Traum und mich. Dein treuer Beethoven.

Baaden am 13. Juni.

Aus dem Briefe von Simrock [Verleger in Bonn] erhellt, daß wir wohl von Paris — noch eine günstige Antwort erwarten dürfen, sage meinem Bruder eine Antwort hierüber, ob Du's glaubst, so daß Alles noch einmal geschwind abgeschrieben wird. — Schick mir Deine Nummer von Deinem Hause.

Pour Mr. de Gleichenstein.

Antworte mir morgen wegen dem Hut.

29.

Mein lieber Gleichenstein! Ich hatte noch nicht Zeit, Dir mein Vergnügen über Deine Ankunft zu bezeigen, oder Dich zu sehen — auch Dich über etwas aufzuklären, was Dir vermuthlich sehr aufgefallen sein wird — welches jedoch im Wesentlichen Dir nichts schaden kann, da ein anderes Werk erscheint, wo Dir das geschieht, was Dir gebührt — oder unserer Freundschaft*) — ich bitte Dich, Dich doch genau zu erkundigen, was der Ducaten jetzt gilt, ich werde morgen gegen 7 halb 8 zu Dir in die Stadt kommen — leb wohl. Wie immer Dein Freund

Beethoven.

30.

Herr von Gleichenstein mein Freund — hat Ihnen in Rücksicht meiner einen Vorschlag zu machen, wodurch Sie mich Ihnen sehr verbindlich machen würden, wenn Sie ihn annähmen — nicht Mißtrauen in Sie führte diesen Vorschlag herbei, nur meine jetzigen starken Ausgaben in Rücksicht meiner Gesundheit, und eben in diesem Augenblick unüberwindliche Schwierigkeiten, da, wo man mir schuldig ist, Geld zu erhalten. — Ihr ergebenster

Baden, am 23. Juni. Beethoven.

An das Kunst- und Industriecomptoir in Wien.

31.

Hier sehe den kaiserlichen Geschmack — die Musik hat sich der Poesie so herrlich angeschmiegt, daß wirklich man sagen kann, daß sie beide ein paar langweilige Schwestern sind — mach mir zu wissen, ob ihr zu Hause bleibt — aber bei Zeiten. — Kalter Freund, leb wohl — was es auch mit Dir sein mag, Du bist's einmal nicht recht — noch nicht im entferntesten Grade, wie ich der Deine. Beethoven.

32.

Ich hoffe von Dir eine Antwort — was den Brief von Simrock anbelangt, so glaube ich, daß man diesem mit Modificationen doch die Sachen geben könnte, da es doch immer eine gewisse Summe wäre, man könnte mit ihm den Contract auf nur Paris machen, Er kann doch nachher thun, was er will — so könnte das Industriecomptoir nichts dagegen einwenden — was glaubst Du? — mir geht's noch nicht sehr gut, ich hoffe, es wird besser werden — komm bald zu mir — ich umarme Dich von Herzen — viele Empfehlungen an einen sehr gewissen Ort. Dein Beethoven.

Baaden am 16. Juni.

[Außen] Meinem Freunde Gleichenstein ohne Gleichen im Guten und Bösen. Das Numero von Gleichensteins Wohnung.

33.

Lieber guter Gleichenstein! ich kann durchaus nicht widerstehen, Dir meine Besorgnisse wegen Breunings*) krampfhaftem fieberhaften Zustande zu äußern, und Dich zugleich zu bitten, daß Du soviel als nur immer möglich Dich fester an ihn anknüpfst, oder ihn vielmehr fester an Dich zu ziehen suchst; meine Verhältnisse erlauben mir viel zu wenig, die hohen Pflichten der Freundschaft zu erfüllen, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich daher im Namen der guten edlen Gefühle, die Du gewiß besitzest, daß Du mir diese für mich wirklich quälende Sorge übernimmst, besonders wird es gut sein, wenn Du ihn suchst mit Dir hier oder da hinzugehen, und (so sehr er Dich zum Fleiße anspornen mag) Du ihn etwas von seinem übermäßigen, und mir scheint, nicht immer ganz nöthigen Arbeiten abzuhalten. — Du kannst es nicht glauben, in welchem exaltirten Zustande ich ihn schon gefunden — seinen gestrigen Verdruß wirst Du wissen — Alles Folge von seiner erschrecklichen Reizbarkeit, die ihn, wenn er ihr nicht zuvorkommt, sicher zu Grunde richten wird.

*) Es handelt sich um die Dedication eines Werkes. Anfangs sollte ihm das Vierte Clavierconcert gewidmet werden; diese Widmung erhielt jedoch der Erzherzog Rudolf und später Gleichenstein dafür die große Sonate mit Violoncell Op. 69.

*) Stephan von Breuning, Beethoven's Jugendfreund von Bonn her, war damals k. k. Hofconcipist in Wien.

Ich trage Dir also, mein lieber Gleichenstein, die Sorge für einen meiner besten bewährtesten Freunde auf, um so mehr, da Deine Geschäfte schon eine Art von Verbindung zwischen euch errichten, und Du wirst diese noch mehr befestigen dadurch, daß Du ihm öfter Deine Sorge für sein Wohl zu erkennen gibst, welches Du um so mehr kannst, da er Dir wirklich wohl will — doch Dein edles Herz, das ich recht gut kenne, braucht wohl hierin keine Vorschriften; — Handle also für mich und für Deinen guten Breuning. Ich umarme Dich von Herzen

Beethoven.

34.

Lieber guter G.! — Du kamst nicht gestern — ohnehin müßte ich Dir heute schreiben — nach Schmidt's*) Resultat darf ich nicht länger hier bleiben — daher bitte ich Dich, die Sache mit dem Industriecomptoir sogleich vorzunehmen; was das Schachern betrifft, solches kannst Du meinem Bruder Apotheker — übertragen, — da die Sache selbst aber von einiger Wichtigkeit ist und Du bisher immer mit dem Industriecomptoir für mich Dich abgabst, so kann man dazu aus mehreren Ursachen meinen Bruder nicht gebrauchen. Hier einige Zeilen wegen der Sache an das J.-C. — Wenn Du morgen kommst, so richte es so ein, daß ich mit Dir wieder hereinfahren kann — leb wohl.

Ich habe Dich lieb und magst Du auch alle meine Handlungen tadeln, — die Du aus einem falschen Gesichtspunkte ansiehst, so sollst Du mich darin doch nicht übertreffen — vielleicht kann West mit Dir kommen — — Dein Beethoven.

Matthias Claudius,

der Wandsbecker Bote.

„Vergesse Deutschland nie des biedern Dichters, aus dem wie aus wenigen die unsträfliche echte Natur sprach!"

(Herder, Inhaltsanzeige zu „Stimmen der Völker in Liedern.")

Der biedere Dichter, den Herder in unserm Motto der Vergessenheit entrissen wissen möchte, es ist kein anderer, als Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. Und gewiß, der wackre Asmus, er darf es fordern, daß Deutschland seiner nie vergesse. Gar manch köstliches Lied und manchen sinnigen Brief hat er dem deutschen Volke aus seiner Botentasche dargereicht, die so lange fortleben werden, als es noch ein deutsches Volk gibt, und schnöder Undank wär's, wenn man den biedern Claudius das Schicksal anderer Boten theilen, wenn man ihn gleichgiltig gehen ließe, nachdem er seine Botentasche geleert hat!

Wie bei wenigen Dichtern in diesem Grade, ergänzen und beleuchten sich eben bei Claudius Mensch und Dichter gegenseitig, so daß man seine Werke nicht richtig und allseitig würdigen kann, ohne sie in Beziehung zu seinem Charakter und seinem innersten Wesen zu setzen. Eben daher erklären sich auch die so verschiedenen und großentheils einseitigen Beurtheilungen, die der Wandsbecker Bote erfahren hat und noch erfährt.

Claudius' Leben war mehr ein inneres als ein äußeres, und sowohl jenes als dieses war mehr ein sich ruhig entfaltendes Stillleben als ein ungewöhnlich bewegtes; dennoch aber sind beide nicht ohne interessante Einzelzüge und Wechselfälle.

Fast sollte es nach einer ironischen Vorbedeutung ausschauen, daß schon Claudius' Geburtstag ein Gegenstand der widersprechendsten Angaben ward, ja theilweise bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Nach einer authentischen Notiz des Buchhändlers Perthes, Claudius' Schwiegersohns, wurde Matthias Claudius am 15. Aug. 1740, und zwar in dem kleinen holstein'schen Flecken Reinfeld, zwei Meilen westlich von Lübeck, geboren. Claudius' Vater war Prediger in Reinfeld, wie auch dessen Ahnen in ununterbrochener Reihe Jahrhunderte hindurch Geistliche gewesen waren.

Unter acht Kindern aus zweiter Ehe des Vaters war Matthias das zweite. Schon von früher Jugend auf zeichnete sich der Dichter durch ein weiches und tiefes Gemüth aus, und das fromme, patriarchalische Leben im Elternhause legte schon früh in sein Herz den Keim der Religiosität. Doch nicht minder stark bildete sich eine andere Seite des kindlichen Gemüths aus: die Liebe zur Natur. Die schöne ländliche

*) Professor Dr. Schmidt war lange Zeit Beethoven's Arzt. Vergl. Br. Beeth. Nr. 18. 23. 27.

Umgebung des Geburtsorts offenen Auges und Herzens zu durchstreifen und auf einem kleinen Kahne über die Silberfluthen der drei kleinen Seen, die sich in der nächsten Nähe des Elternhauses befanden, dahinzugleiten, das gehörte schon früh zu den schönsten Freuden des Knaben.

Die Erziehung der Kinder leitete bis zur Confirmation der Vater selbst. Der Unterricht erstreckte sich auf die deutsche und die alten Sprachen und die Mathematik; die neueren Sprachen und unsere schöne Literatur, um die es damals überhaupt noch ziemlich schlecht stand, scheinen Matthias fremd geblieben zu sein.

Nach der Confirmation kam derselbe auf die lateinische Schule zu Plön, der derzeitigen Haupt- und Residenzstadt Holsteins. Auch hier waren die neueren Sprachen vom Unterrichtsplane ausgeschlossen, doch gestattete die reichlich zugemessene freie Zeit Claudius, durch Privatfleiß hier den Grund zu seiner spätern Vertrautheit mit der französischen, englischen, italienischen, spanischen, holländischen, schwedischen und dänischen Sprache zu legen.

Nach Absolvirung dieser Anstalt, 1759 oder 1760, bezog Claudius dann die Universität zu Jena. Anfangs legte er sich hier auf das Studium der Theologie; bald aber nöthigte ihn ein Brustleiden, dasselbe mit dem der Jurisprudenz und der Cameralwissenschaften zu vertauschen. Wahrscheinlich war indeß bei diesem Umsatteln auch der Umstand mit im Spiele, daß Claudius' Seele nicht mehr so ganz bei der Theologie war; immerhin aber hat der Dichter nach menschlicher Berechnung mit diesem Wechsel seinen wahren Beruf verfehlt, da er nach solcher ganz zum Dorfpfarrer geboren zu sein scheint.

Claudius' Natur neigte mehr zum zweifellosen Aufnehmen und passiven Aufsichwirkenlassen, denn zum eignen Forschen und Prüfen und scharf philosophischen Denken hin, und so konnte er sich denn auch mit der mathematisch scharfen Philosophie Christian Wolff's nicht befreunden, die damals durch Schüler Wolff's in Jena vertreten war. Wie sein positiver Bibelglaube an ihrer „natürlichen Theologie," so nahm sein speculationsfeindlicher Geist an ihrer strengen formalen Logik und sein poetisches Gemüth an ihrem Mangel an einer erhebenden Idealität Anstoß, und so kommt es, daß der Dichter noch später im Wandsbecker Boten satirisch gegen diese Philosophie zu Felde zieht.

Auf der Universität sattelte Claudius zum ersten Male seinen Pegasus. Die Anregung dazu verdankte er der „Teutschen Gesellschaft," die sich die Pflege der schönen Wissenschaften und die Verbesserung der deutschen Sprache zur Aufgabe gemacht hatte, und deren Mitglied Claudius war. Unter dem Titel „Tändeleien und Erzählungen" gab er nämlich 1764 einen Band Schäfer- und Götteridyllen nach Art der Gerstenberg'schen — und moralische Erzählungen à la Gellert heraus. Es war ein trauriger Anfang, den er mit der Schriftstellerei machte, und ein Anfang, der ihn auf ganz falsche Bahnen führte. Von mondsüchtiger Liebelei schwärmte er, ohne die Liebe, — Moral aus dem Leben und für das Leben predigte er, ohne das Leben kennen gelernt zu haben. Wundern kann es uns somit nicht, wenn die Kritik die Tändeleien unbarmherzig hart mitnahm; wundern kann's uns aber bei dem Claudius, wie wir ihn später kennen lernen, auch nicht, daß dieser von dem verfehlten Jugendversuche nichts mehr wissen wollte.

Nach zurückgelegten Universitätsjahren kehrte Claudius in das Elternhaus zurück, ohne aber einen sichern Halt für eine praktische Lebensstellung gewonnen zu haben. Ungefähr ein Jahr hatte er hier verlebt, als er die Stelle eines Secretärs bei einem Grafen Holstein erhielt. Diese Stellung führte ihn nach Kopenhagen und ließ ihn dort die nähere Bekanntschaft von Klopstock und andern Größen der Kunst und Wissenschaft machen. Ein reges geistiges Leben herrschte in diesen Kreisen, und als einen literarischen Mittelpunkt für sie schuf Gerstenberg die „Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur," die in allen deutschen Landen Anklang fanden.

In dem nähern Umgange mit Klopstock theilte sich des Messiassängers Christus-, Natur- und Vaterlandsliebe mehr und mehr auch Claudius mit, und bald war dieser einer der wärmsten Verehrer des Dichterheroen.

Schon im Spätherbst 1768 verließ Claudius Kopenhagen wieder, um in Hamburg die Redaction der „Adreß-Comptoir-Nachrichten," eines neu gegründeten Blattes, zu übernehmen. In mehrfacher Hin-

ſicht iſt dieſe Ueberſiedlung für den Dichter bedeutungsvoll. Einmal legte ſeine Thätigkeit an den „Nachrichten“ den erſten Keim zu ſeiner ſpätern Schriftſtellerei im Volkston; dann aber auch war Hamburg damals der Mittelpunkt deutſcher Intelligenz und der Sammelplatz der größeſten Geiſter der Nation. Mit Leſſing, dem großen Dramaturgen, wie mit Reimarus, dem Philologen und Verfaſſer der „Wolfenbüttler Fragmente eines Ungenannten,“ und Baſedow, dem berühmten Pädagogen, kam er bald in nahe Berührung. Wie früher von Klopſtock, ſo ward Claudius jetzt von Leſſing ein eifriger Verehrer, ohne aber gegen jenen kälter zu werden. Sein Verhältniß zu Leſſing wurde bald ein intim freundſchaftliches, ein Beweis, daß ſeinem geſunden Geiſte damals jeder orthodoxe Pietismus fern lag.

Auf einer Durchreiſe gewann auch der damals ſechsundzwanzigjährige Herder Claudius' ganzes Herz, und es entſpann ſich zwiſchen Beiden eine für ihr ganzes ſpäteres Leben ſegensreiche Freundſchaft. Ihre Liebe zur Poeſie, die beiderſeits in Klopſtock das höchſte Ideal eines Dichters erblickte, war das einigende Band, das ſie umſchlang, und wenn daſſelbe auch in der Folgezeit durch das Auseinandergehen der religiöſen Anſichten Beider zeitweiſe ein wenig gelockert wurde, ſo iſt es doch nie gänzlich geriſſen.

Ein ſchmerzlicher Verluſt mußte es unter dieſen Umſtänden nothwendig für Claudius ſein, als um Oſtern 1770 Herder und Leſſing kurz nach einander Hamburg für immer verließen. Jetzt feſſelte auch ihn nichts mehr an die große Stadt mit ihrem Gewühl; im Gegentheil zog es ihn jetzt faſt unwiderſtehlich nach dem friedlich idylliſchen Landleben hin. Da er nun auch um dieſe Zeit in Folge von Zwiſtigkeiten mit dem Eigenthümer der „Adreß-Comptoir-Nachrichten“ von der Redaction dieſes Blattes zurückgetreten war, ſo mußte es ihm doppelt erwünſcht kommen, als ihn gegen Ende des Jahres der Buchhändler Bode aufforderte, an dem in Wandsbeck erſcheinenden „Wandsbecker Boten“ mitzuarbeiten. Freudig nahm Claudius das Anerbieten an, und nicht minder freudig ſiedelte er nach dem ländlichen Flecken in der nächſten Nähe Hamburgs über.

Hatte Claudius auch ſchon in ſeinem Hamburger Blatte einen ähnlichen launigen Volkston angeſchlagen, als wie er ihm ſpäter ſo eigenthümlich wurde, ſo darf doch der „Wandsbecker Bote“ mit Recht als die eigentliche Geburtsſtätte deſſelben angeſehen werden, und da es vollends auch eben ſeine Wirkſamkeit an dieſem Blatte iſt, der er ſeinen ſtehend gewordenen Beinamen verdankt, ſo iſt das gewiß Aufforderung genug für uns, derſelben eine beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen.

Der „Wandsbecker Bote“ ſollte nach Claudius' eigenem Programme in einen „politiſchen“ und einen „gelehrten“ Theil zerfallen, doch war der Dichter anfangs nicht einig mit ſich darüber, „wie man den letztern neu und etwas Eignes habend einrichten könne... „Ein naiver launigter Ton in den Recenſions“ — ſo ſchreibt er ſelbſt an Herder — „wäre freilich ganz gut, aber ein Menſch kann ja nicht alle Recenſions machen, und wer darf anderer Leute Arbeit ändern? und ſo ferner, kurz es ſchwebt mir manchmal ſo etwas vor Augen; aber ich kann es nicht recht gewahr werden.“

Später aber iſt er's gewahr geworden, und ſo erließ er ſchon am 1. Januar 1771 im heitern Bänkelſängerton ein Programm, das den Ton ahnen läßt, den er im „Boten“ anzuſchlagen gedenkt.

„Das Blatt erſchien viermal wöchentlich auf je zwei Quartblättern in ſehr beſcheidener Ausſtattung. Der politiſche Theil, der aus andern Zeitungen zuſammengeſtellt iſt, nimmt in der Regel drei Seiten ein, dann folgen die meiſt ziemlich ungelehrten „Gelehrten Anzeigen,“ aus Poeſien, kleinen Proſaaufſätzen und kurzen Bücherkritiken beſtehend; die Gedichte werden ſpäter wohl auch verwieſen in einen beſondern „Poetiſchen Winkel.“... Claudius' Sächelchen ſind meiſt ohne Namen, nur hier und da „der Bothe“ unterzeichnet; doch verräth ihn ſein Stil und Ton auch da in der Regel, wo die Beiträge nicht in die geſammelten Schriften übergegangen ſind.“ (Herbſt, S. 117.)

Der „gelehrte“ Theil und der „poetiſche Winkel“ des „Wandsbecker Boten“ nun, ſie ſind eben die Fundgruben für Claudius' echte Volkspoeſie in poetiſchem und proſaiſchem Kleide geworden. Hier beſingt er durch den Mund eines humoriſtiſchen Landboten in volksthümlicher und launiger Sprache die Freuden des Landlebens, das

Glück des Bauernstandes, die Schönheit der Natur und später Freud' und Leid des Familienlebens; hier begeistert er zur Nächsten- und Vaterlandsliebe und verfolgt er Thorheit und Laster durch Spott und Verachtung. Die besten der Gedichte und kleinen Prosaaufsätze sind später in die ersten Theile der gesammelten Werke übergegangen, welche spätere Sammlung indeß manche Veränderungen und auch noch Zusätze erfahren hat.

Frisch aus dem Herzen heraus und frisch in des Volkes Herz hinein soll das echte Volkslied tönen, „ohn' Alfanz d'rum und d'ran;" frisch aus dem unmittelbaren Gefühle heraus wird es dann schon die Frucht treiben, die sich von außen her als kühle, verstandesmäßige Reflexion nimmermehr in's Herz verpflanzen läßt, vielmehr nur den lebendigen Flug des Volksliedes hemmt!

Auf diesem höchsten Standpunkte des Volksliederdichters behauptet sich nun freilich der Bote nicht immer; selbst das allbekannte Abendlied: „Der Mond ist aufgegangen," das Herder sogar als einziges zeitgenössisches Lied in seine „Stimmen der Völker in Liedern" aufnahm, um, wie er sagt, „einen Wink zu geben, welches Inhalts die besten Volkslieder sein und bleiben werden," — selbst dieses ist neben seinen lieblichen Schönheiten durchaus nicht frei von dem reflectirenden Hindurchblicken der dichtenden Persönlichkeit; ja, man darf sagen, daß dieserhalb nur die beiden ersten Strophen vollberechtigten Anspruch darauf haben, ein Volkslied im wahren Sinne des Worts zu sein. Es sind die beiden schönen Strophen:

„Der Mond ist aufgegangen;
Die gold'nen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar;
Der Wald steht schwarz und schweiget,
Und aus den Wiesen steiget
Der weiße Nebel wunderbar.

Wie ist die Welt so stille,
Und in der Dämmrung Hülle
So traulich und so hold!
Als eine stille Kammer,
Wo ihr des Tages Jammer
Verschlafen und vergessen sollt." —

Wenn in des Wandsbecker Boten Herz auch vorzugsweise die Liebe zu dem Bauernstande Platz gefaßt, so hat es daneben doch auch noch Raum für Vaterlands- und allgemeine Menschenliebe.

Eine allgemeine Nächstenliebe athmen unter Anderm die Verse:

Und laß uns ruhig schlafen,
Und unsern kranken Nachbar auch"

im Abendliede — und:

„Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein!"

im Rheinweinliede, — noch mehr aber ein „Brief an Andres," in dem er sich freut, daß Andres dem lahmen Dietrich eine Bärenmütze und ein Holzbein heimlich auf's Strohlager hat hinlegen lassen, und in dem er's nun dem Andres ausreden will, durchaus dem Danke zu Leibe gehen zu wollen, „denn" — so sagt er — „was ist's denn groß, zu geben, wenn man's hat? Wenn aber keine Seel' von weiß, sieh! dann hat man noch immer den Knopf auf'm Beutel, dann ist's noch immer ein treuer Gefährt' um Mitternacht und auf Reisen, und man kann's ordentlich als'n Helm auf'n Kopf setzen, wenn ein Gewitter aufsteigt. Herzlicher Dank thut wohl sanft, alter Narre, doch ist das auch keine Hundsfötterei, heimlich hinlegen und dann dem armen Volk als'n unsichtbarer guter Geist hinter'm Rücken stehen, und zusehn, wie's wirkt, wie sie sich freuen und handschlagen und nach dem unbekannten Wohlthäter suchen. Und da muß man sie suchen lassen, Andres, und mit seinem Herzen in alle Welt gehn." — —

Ein neues Element ward den Poesien des Wandsbecker Boten noch dadurch zugeführt, daß er gleich bei seinem ersten Eintritte in Wandsbeck das Mädchen seines Herzens gefunden hatte: Rebekka, die Tochter des Zimmermeisters Behn daselbst. Seit dem ersten Augenblicke, daß er sie gesehen, schwand ihr Bild nie wieder aus seinem Herzen.

Ein merkwürdiges Streiflicht wirft es auf Claudius' Gemüthsverfassung, daß er mitten in diesen Liebesträumen, „in der blühendsten Entfaltung seines Lebens- und Liebesglücks, Gedanken an Tod und Vernichtung, wenn auch zu künstlerischer Zuversicht aufgelöst," scheinbar mit wehmüthigem Wohlgefallen, Raum geben konnte, wie er es in der wenige Wochen vor der Hochzeit niedergeschriebenen Betrachtung „Was ich wohl mag!" thut.

Nachdem Claudius sich die Einwilligung der Braut und ihrer Eltern im Herbst des Jahres 1771 verschafft hatte, feierte er am

15. Mai 1772 die Hochzeit mit ſeiner angebeteten, erſt funfzehnjährigen Rebekka. Die Feier ſelbſt war originell genug. Ohne den eigentlichen Zweck merken zu laſſen, hatte er mehrere Freunde, unter ihnen auch Klopſtock, und den Paſtor loci zu ſich eingeladen. Scherzweiſe fing er dann an, von „copulirt werden“ zu ſprechen und zog die letztere iſt's, die uns fortan auch aus ſeinen Liedern entgegentönt.

Leider aber wurde Claudius' häusliches Glück nicht ſelten durch Nahrungsſorgen getrübt, da des Dichters Einnahme vom „Boten“ nur ſchwach und ſchwankend war. Um ſich eine neue Erwerbsquelle zu öffnen, begann er, das Beſte aus ſeinen Beiträgen

Matthias Claudius.

darauf einen königlichen Aufgebotsdispens heraus, worauf ſich dann der wahre Sinn der Sache enthüllte.

Wiewohl noch jung, war ſeine Rebekka doch ganz des Dichters würdig. Ohne ſtädtiſche Bildung genoſſen zu haben, ſo daß Claudius ſie ſcherzweiſe ſein „Bauermädchen“ nannte, war ſie doch mit Vorzügen an Körper, Geiſt und Herz gleich reichlich ausgeſtattet. An ihrer Seite lernte der Dichter wahres, inniges Familienglück und die Poeſie des Hauſes kennen, und zum „Wandsbecker Boten“ zu ſammeln und als die erſten beiden Theile ſeiner Werke unter dem Titel „Asmus omnia sua secum portans, oder ſämmtliche Werke des Wandsbecker Boten“ herauszugeben, und zwar im Selbſtverlage, da kein Buchhändler „dumm genug“ — wie er ſich ſelber gegen Herder ausdrückt — war, ihm „etwas dafür zu geben.“

Da des Dichters Ehe reichlich mit Kindern geſegnet wurde, ſo machte das natürlich die Geldverlegenheit nur von Jahr zu

Jahr noch drückender. Aber Claudius war eine von den Naturen, die sich um das „Laufegold“ nicht härmen und sich sorglos ihres Lebens freuen, so lange ihnen nur das Nöthigste nicht fehlt. So lebte das junge Paar trotz alledem ein harmlos glückliches Leben, und das vollends, als Voß nach Wandsbeck zog und von hier aus die Herausgabe seines Musenalmanachs leitete.

Eine drohende Gestalt aber nahmen die Nahrungssorgen an, als Claudius 1775 vom „deutschen Boten,“ welchen Titel der frühere „Wandsbecker Bote“ seit 1773 geführt hatte, zurücktrat, weil das Blatt seinem Ende entgegenging. Kümmerlich fristete der Dichter die Existenz der Seinen durch spärlichen Uebersetzerlohn. Wie aber den Dichter selbst inmitten dieser peinlichen Nahrungssorgen nicht sein alter heiterer Humor verließ, das bezeugt das um diese Zeit gedichtete „Rheinweinlied:“

„Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher,
Und trinkt ihn fröhlich leer!
In ganz Europia, ihr Herren Zecher,
Ist solch ein Wein nicht mehr!
— — — — — — —

Ihn bringt das Vaterland aus seiner Fülle!
Wie wär er sonst so gut?
Wie wär er sonst so edel, wär so stille,
Und doch voll Kraft und Muth!
— — — — — — —

Am Rhein! Am Rhein! da wachsen unsre Reben!
Gesegnet sei der Rhein!
Da wachsen sie am Ufer hin, und geben
Uns diesen Labewein!

So trinkt ihn denn, und laßt uns alle Wege
Uns freun und fröhlich sein! —
Und wüßten wir, wo Jemand traurig läge,
Wir gäben ihm den Wein.“

Wie Claudius und Voß nach des Letzteren Worten „etwas Gesellschaftliches für den Boten“ dichteten, so thaten sie das nicht minder für den von H. Voß herausgegebenen Musenalmanach, und diesem Umstande verdankt das „Rheinweinlied“ seine Entstehung. Es erschien zuerst im Almanach für 1776, wurde aber schon 1775 gedichtet. Von verschiedenen Componisten in Musik gesetzt, ward das Lied bald in ganz Deutschland gesungen; die bei Weitem am populärsten gewordene Melodie ist die von Joh. André in Offenbach. In den zwanziger und vierziger Jahren wollte eine unverbürgte Sage, angeblich auf Grund einer mündlichen Aeußerung Hebel's, dem Wandsbecker Boten die Autorschaft dieses schönen Liedes streitig machen und sie einem baden'schen Kirchenrath Sander zuerkennen; doch konnte sich dieses Gerücht nicht behaupten und schon längst unterliegt Claudius' Urheberschaft des „Rheinweinliedes“ keinem Zweifel mehr. —

Vergeblich hatten sich schon Claudius' Freunde um ein Unterkommen für den brotlosen Dichter bemüht, als es endlich Herder gelang, ihm die neugeschaffene Stelle eines Oberlandescommissionsmitgliedes in Darmstadt, mit der ein Einkommen von 800 fl. verbunden war, zu verschaffen.

Doch die Stelle war nicht für ihn, oder vielmehr er, der träumerische, unpraktische Bote, war nicht für die Stelle geschaffen. Mehr sagte ihm die Leitung der den Zwecken der Landescommission dienenden „hessen-darmstädtischen privilegirten Landeszeitung,“ die er zugleich zu besorgen hatte, zu. Als nach mehrjährigem Bestande der Commission sich herausstellte, daß ihre Wirksamkeit nicht von den ersehnten segensreichen Folgen begleitet war, und in Folge dessen eine Disharmonie in ihrer Mitte ausbrach, legte Claudius seine ganze Stellung, auch die Redaction der Zeitung, nieder und kehrte nach seinem lieben Wandsbeck zurück, von dem ihm die Trennung schwer genug geworden war.

Wieder war jetzt der biedere Asmus frei; wieder athmete er die erquickende Landluft Wandsbecks: aber wieder kehrten auch bei ihm die alten Nahrungssorgen ein, und wieder mußte er übersetzen, um ihrer möglichst Herr zu werden. Erst 1788 ward dem Dichter eine sorgenlose Existenz dadurch gesichert, daß ihn der König von Dänemark zum ersten Revisor der Hamburger Bank mit einem Jahrgehalte von 800 Reichsthalern ernannte. Diese Anstellung war Claudius um so willkommener, als sie ihm gestattete, in Wandsbeck zu wohnen, und als sie von seiner Zeit alljährlich nur wenige Wochen des Herbstes in Anspruch nahm.

Dauernd weilte fortan Claudius in Wandsbeck; aber der alte stets heiter gelaunte Wandsbecker Bote war er nicht mehr. Ein Anderer, als er ging, kam er zurück, und mehr und mehr wurde der Dichter ein Anderer. Leider, müssen wir sagen, wurde er's; es war keine wohl-

thuende Veränderung, die mit ihm vorging. Der mystische Ton, der schon immer leise und gedämpft, und daher angenehm berührend, in seinen Poesien angeklungen war, er wurde jetzt mehr und mehr ein herrschender in denselben und nahm immer eine düsterere Färbung an, und der alte launige Humor, der allen Dingen die heitere Seite abzugewinnen gewußt hatte, ohne aber eines tiefen, warmen Ernstes baar zu gehen, immer seltener und seltener lächelt er uns noch auf einen Augenblick freundlich entgegen.

Aber woher diese Veränderung bei dem Dichter, der eben in dem Gewande, in dem er sich bisher gezeigt, Freunde und Lorbeeren errungen hatte?

Mit Recht fragen wir so; aber schwer ist's, diese Frage zur Genüge zu beantworten. Vielleicht mag der Tod, der dem Dichter kurz vor seiner Abreise von Darmstadt in einer schweren Krankheit nahe getreten war, vielleicht die stets mit der Zahl der Kinder wachsende äußere Noth einen größern oder geringern Antheil an dieser Verfinsterung der Ansichten des Boten gehabt haben; wahrscheinlich aber hat das Studium derartiger Werke den unverkennbar schon früher vorhanden gewesenen Keim zum Mysticismus zum Durchbruche gebracht, unter andern wohl vornehmlich das Werk Saint Martin's: „Des Erreurs et de la Vérité," das er in's Deutsche übersetzte, und Tauler's Predigten und Schriften.

Zu Tage tritt der neue Geist in Claudius' Schriften zuerst in den drei letzten Stücken des 3. Bandes seiner Werke, welche wahrscheinlich erst in Wandsbeck geschrieben sind, während der erste größere Theil des Bandes, der noch den alten beliebten Humor athmet, noch aus Darmstadt datirt. Es sind jene ernsten Schlußstücke: „Ueber das Gebet, an meinen Freund Andres," „Eine Correspondenz zwischen mir und meinem Vetter, angehend die Orthodoxie und Religionsverbesserungen" und die „Parentation über Anselmo."

Aber noch ist es nicht ganz der spätere düster mystische Ton, der in diesen „ernsten" Stücken herrscht; im Gegentheil sind namentlich die ersten beiden der genannten Stücke nicht ohne liebliche Schönheiten.

Das Zeichen des Kreuzes, das von nun an des Dichters Panier wird, schließt den dritten Band und führt jeden der folgenden ein. Wie es schon dieses Symbol, das an die Stelle der früheren Frösche getreten ist, andeutet, ist von nun an der Ernst bei Weitem überwiegend, und nur noch in wenigen freundlichen Strahlen blickt der alte Humor hindurch, der früher fast Alles mit seinem heitern Lichte übergoß.

Die Richtung, die dem Boten so die Freunde entfremdete, erhielt neue Nahrung, als ihm 1780 seine heiß geliebte Mutter und wenige Jahre später sein Lieblingssohn Matthias durch den Tod entrissen ward. „Ich dachte lange schon," so bekennt er selber, „mein Glaube sei fest und stark, in der Stunde aber, in der ich meinen Matthias in den Sarg legte, da wollte Ergebung und Demuth fast nicht halten, und der Glaube ward hart geprüft; da erst lernte ich verstehen, was es mit dem Menschenleben auf Erden auf sich hat; was vorherging, war nur Kinderspiel."

Zu den Stürmen der Revolution, die am Ende des Jahrhunderts aus Frankreich daherbrausten, nahm der Wandsbecker Bote eine ziemlich passive Stellung ein; zu den die Welt bewegenden Principien hingegen stellte er sich im Großen und Ganzen feindlich; er war zu sehr ein Freund des Althergebrachten und „der göttlichen Ordnung der Dinge," als das es anders hätte sein können.

In Folge seiner principiellen Antipathie gegen die Umwälzungen gerieth Claudius auch in den berüchtigten Streit mit von Hennings, dem Herausgeber des „Genius der Zeit." Diese Zeitschrift vertrat nämlich die Ideen der neuen Aufklärung, und Claudius bemühte sich, eine ihr entgegenarbeitende Wochenschrift in's Leben zu rufen. In Folge davon versuchte Hennings durch einen angeknüpften Briefwechsel mit dem Boten versöhnend und vermittelnd auf denselben einzuwirken; als dieser Versuch aber mißlang, übergab er den Briefwechsel mit einer ausführlichen Darlegung des ganzen Streites der Oeffentlichkeit unter dem Titel: „Asmus, ein Beitrag zur Geschichte der Literatur des achtzehnten Jahrhunderts." Obwohl diese Mittheilungen nicht frei von Parteifärbung sind, so werfen sie doch auch für das unparteiische Auge auf Claudius nicht ein unbedingt günstiges Licht, indem der Briefwechsel ihn unter der Hülle scheinbarer Bescheidenheit

doch nicht frei von hartnäckigem Steifen gegen jede fremde Ansicht und Belehrung erscheinen läßt.

Schwer wurde dem liebenden Vater die Trennung von seinen erwachsenen Kindern, von denen zwei Töchter sich glücklich verheiratheten — die älteste an den Buchhändler Perthes, die jüngere an den Arzt Max Jacobi, F. H. Jacobi's Sohn, — während des Dichters Lieblingssohn Johannes nach Hamburg kam, um die Kaufmannschaft zu erlernen. Die ganze Liebe des Vaterherzens spiegelte sich bei dieser Gelegenheit noch in den Lebensregeln ab, die er dem Sohne mit auf den Weg gab, und die unter dem Titel: „An meinen Sohn Johannes" in die gesammelten Werke aufgenommen worden sind.

Außer der Trennung von den erwachsenen Kindern berührte den alternden Dichter auch noch der Verlust vieler alten Freunde durch den Tod schmerzlich. So starben kurz nach einander Lavater, Klopstock, Herder und verschiedene andere Freunde des Wandsbecker Boten. Solche Todesfälle mochten denn auch dem greisen Dichter den Gedanken an den eignen Tod nahe legen, und das Vorgefühl desselben war es, das ihn schon 1802 — 13 Jahre, bevor sich der Tod wirklich bei ihm einstellte, — seinen Lesern „Valet" sagen läßt.

Obwohl im Sommer und Herbst 1814 von körperlichen Beschwerden aller Art vielfach heimgesucht, feierte Claudius doch noch am 15. August 1815 im Kreise der Seinen, die theilweise dazu aus der Ferne herbeigeeilt waren, fröhlich und glücklich seinen fünfundsiebenzigsten Geburtstag; es war sein letzter. Zu Anfang des Decembers verschlimmerte sich sein Zustand dermaßen, daß er, den Bitten seiner Kinder nachgebend, nach Hamburg zu seinem Schwiegersohne Perthes zog, um dort seinem Arzte, Dr. Heyse, näher zu sein. Sieben Wochen lag er hier auf dem Krankenbette, und während dieses Krankenlagers zeigte sich noch sein edles Herz im schönsten Lichte. Fern von allem Klagen und Murren, freute er sich des blauen Himmels und des Anblicks der Seinen, und war diese Zeit für ihn „eine Zeit des Dankes und fast ununterbrochener Freundschaft und Liebe." „Er ist so ruhig und so freundlich," schreibt seine Tochter Karoline, „ja man möchte sagen vergnüglich, daß ich aus Freude darüber den Schmerz, der in mir ist, nicht zu Worte kommen lasse." Einmal rief er seine Karoline Nachts an sein Bette und sagte: „Ich muß die Nacht zu Hilfe nehmen, denn der Tag ist wahrlich zu kurz, um Dir zu danken, liebes Kind."

Viel betete er zu Gott, „seinem starken Helfer," daß die Versuchung nicht zu stark werden möchte, sah es auch gern, wenn Umstehende beteten; laut aber wollte er's nicht haben.

„Am Donnerstage, dem 19. Januar 1815," so schreibt sein Schwiegersohn Perthes an F. H. Jacobi, „begann der eigentliche Todeskampf. Der Arzt wollte ihm nicht 6—12 Stunden Leben mehr geben; er konnte aber immer das Räthsel der Trennung, welches er scharf in's Auge gefaßt hatte, nicht gelöst finden, und er sagte mehrmals: „Mein ganzes Leben habe ich auf diese Stunde studirt, und noch weiß ich nicht, wie es enden soll." — Den 21. Morgens 10 Uhr wurde der Todeskampf noch ernstlicher und er fühlte das Ende näher kommen. Er betete nur noch: „Führe mich nicht in Versuchung und erlöse mich von dem Uebel." Um 2 Uhr wußte er das Ende bestimmt, ließ sich auf die Seite legen und den Schweiß abtrocknen, — — sagte eine Minute darauf einigemal: „Gute Nacht! gute Nacht!" — dann versagte ihm die Sprache. Noch einmal schlug er die Augen groß und hell auf. — Er that drei starke Athemzüge und verschied. —

„Sein Leichnam ist merkwürdig anzusehn: so müde und satt, befriedigt vom Irdischen und dabei noch im Obertheil des Kopfes die großen, schönen, menschlichen Formen und um den Mund noch die Fülle der Liebe. — Das Ende dieses Mannes ist wahrhaft merkwürdig — die volle Kraft des Geistes behielt er auch bis zum letzten Augenblick." —

In seinem lieben Wandsbeck, in dem er im Leben so gern geweilt, sollte der Bote auch im Tode noch ruhen. Seine Leiche wurde dorthin gefahren und unter Gesang der Schuljugend zu ewiger Ruhe gebettet. Ein einfaches gußeisernes Kreuz mit Namen, Geburts- und Sterbetag und der Aufschrift aus Joh. 3, 16: „Also hat Gott die Welt geliebt" u. s. w. bezeichnet die Stelle, wo der Dichter seinen Boten-

ſtab niedergelegt hat. Ganz neuerdings hat das dankbare Wandsbeck durch eine eiſerne Einfriedigung das Grab geſichert.

Auch dichteriſche Nachrufe fielen wie Blumen auf das Grab des entſchlafenen Boten.

Und noch hat Deutſchland ſein auch nicht vergeſſen; erſt noch zu ſeinem hundertjährigen Geburtstage, am 15. Auguſt 1840, ſetzte man dem Boten im Wandsbecker Gehölz, ſeinem Lieblingsſpaziergange, einen einfachen granitnen Denkſtein mit Stab, Hut und Taſche, dieſen Symbolen ſeines Botenberufs.

Ein ungleich ſchöneres, edleres und bleibenderes Denkmal aber noch hat ſich der Dichter ſelbſt geſetzt durch ſeine Dichtungen, ein Denkmal in den dankbaren Herzen ſeiner Nation!

Kunſt-Notiz.

Goethe-Galerie. Goethe's Frauengeſtalten nach Handzeichnungen von Wilhelm v. Kaulbach. In Kupfer geſtochen von Mandel, Raab, Sachs, Schäffer, Stang, Weber u. A. Mit erläuterndem Texte von Adolph Stahr. Zweite, dritte und vierte Lieferung: Dorothea, Gretchen I. und II., Iphygenie, Helene, Eugenie. Preis à 6 Thlr. München, F. Bruckmann's Verlag.

Das erſte Blatt der zweiten Lieferung bringt „Hermann und Dorothea," eine prachtvolle Compoſition voll realiſtiſcher Lebenswahrheit und ſinniger Behandlung der Einzelheiten. Außer den Geſtalten der Liebenden, iſt namentlich auch die Stimmung in der Landſchaft unvergleichlich ſchön: die Ruhe des Sommerabends nach ſchwülem Tage ſpricht aus der ganzen Gegend, aus Blatt, Strauch und namentlich aus dem üppigen Kornfelde. Die Rebe an Hermann's Seite iſt etwas groß gerathen, namentlich dürften die Trauben vor der Erntezeit weniger entwickelt ſein. In der Geſtalt Dorotheen's erkennen wir das geſunde derbe Mädchen, das ſich willig zur Dienſtbarkeit eignet und vertrauend dem Führer folgt. Wundervoll ſind die beiden Köpfe. Die tüchtige Kraft geſunder Gemüther ſpricht deutlich daraus, obwohl der Ausdruck eigentlich auf keine Stelle in Goethe's Epos anzuwenden iſt. Soll der Moment feſtgehalten ſein, wo Hermann den unſichern Tritt des Mädchens die Stufen hinableitet, ſo iſt ſeine erzählende Haltung nicht ganz entſprechend, da Goethe ihn früher die Erklärung über das Elternhaus geben läßt. Nach Stahr's Meinung hat Kaulbach dieſe beiden Momente in ſeinem Bilde vereint, was allerdings eine etwas willkürliche Erklärung iſt. Am beſten thut man, wenn man das Bild ohne ſolche Nebengedanken genießt und ſich an der friſchen, echtdeutſchen Gemüthstiefe darin recht herzlich erfreut.

Das folgende Bild ſtellt Gretchen's Kirchgang dar. Auch hier iſt das Ganze vortrefflich, aber auch hier wieder hat Kaulbach ſich von Goethe nicht viel beeinfluſſen laſſen und während der Dichter Gretchen aus der Kirche kommen läßt, hat Kaulbach ſie dargeſtellt, wie ſie in das Gotteshaus geht. Die Eile der ſich zur Kirche drängenden Menſchen iſt meiſterhaft in der Gruppe dargeſtellt, welche ſoeben die Schwelle des Gotteshauſes überſchreitet, und trotzdem, daß man die Perſonen, namentlich die Mutter mit den beiden Kindern, nur von der Rückſeite erblickt, geben ſie doch ein außerordentliches individuelles Leben zu erkennen. Wie robuſt ſchreitet die ihre Kinder fortziehende Frau vorwärts. Gewiß eine ſchlagfertige Mutter. Die Geſtalt Gretchen's ſelbſt iſt in der fortſchreitenden Haltung unübertrefflich, wenngleich der Kopf nicht ganz dem Bilde entſpricht, das durch Goethe in uns wachgerufen iſt. Wohl erkennt man das etwas ſchnippiſche liebe Geſchöpf, aber die Haltung des Geſichts und der Blick haben ein zu gedankenloſes, ſtarres Weſen, das wir nicht bei Gretchen erwarten, namentlich nicht in dem Augenblicke, wo das ſinnige Mädchen, das ſo gottesfürchtig iſt, zur Kirche geht. So ganz Kind, muthwilliges, harmloſes Kind iſt Gretchen nicht. Durch manches harte Erlebniß, das ſie ſelbſt erzählt, hat ſie den Ernſt des Lebens ſchon erfahren, wenn auch ihr Gemüth noch der unerſchloſſenen Knoſpe gleicht. Will man ſich ſtreng an die Worte halten, die der böſe Geiſt ſpäter von ihr ſagt: „Halb Kinderſpiel, halb Gott im Herzen," ſo hat Kaulbach nur den Ausdruck des erſten Theiles der Charakteriſtik völlig richtig wiedergegeben. Die Richtung Kaulbach's, welche ganz frei von Sentimentalität iſt und überall der Natur ſich anſchmiegt, ſpricht aus dieſem Geſichte, das man ſonſt ſo gern etwas idealiſirt ſieht, in faſt zu realiſtiſcher Weiſe. Der Gott im Herzen Gretchens ſpricht nicht aus dieſen Augen.

Das erſte Blatt der dritten Lieferung zeigt uns Gretchen vor dem Marienbilde, alſo das Gegenſtück des eben erwähnten Bildes. Merkwürdigerweiſe hat Kaulbach es hier ganz vermieden, das Geſicht der Büßerin zu zeigen. Ganz niedergeſchmettert und die Hände ringend, kniet ſie vor der ſchmerzenreichen Madonna; die Geſtalt iſt von einem unſäglichen Reiz umfloſſen, Hals und Arme unvergleichlich ſchön und

die Gewandung von vollendeter Ausführung. Wundervoll und von höchster malerischer Wirkung ist der Ausblick, den man durch die Bogenthür der Capelle nach dem Brunnen hat, wo eine Gruppe klatschsüchtiger Nachbarinnen das Schicksal der Büßenden durchhechelt. Die Scenerie ist hier echt deutsch, bis in's Kleinste den alten deutschen Meistern abgelauscht und die Gestalten der klatschenden Gruppe zeigen eine humoristische Zusammenstellung verschiedener Frauenfiguren, unter denen die jüngere durch üppige Formen sich auszeichnet, während die Scheinheiligkeit einer ergrauten Sünderin höchst komisch wirkt. Auf der einen Seite die trostlose Verzweiflung des edlen Geschöpfes, auf der anderen die Alltäglichkeit der gemeinen Menschennatur im schönsten Sonnenschein. Welch ein wirksamer Contrast! Beides meisterhaft und wahr bis in die kleinste Einzelheit.

Das folgende Blatt zeigt Goethe's Iphigenie, wie sie den Bruder, der vor den Erinnyen, die an der Tempelschwelle ihm entgegentreten, zurückbebt, tröstend naht." Die wunderbare Vielseitigkeit Kaulbach's zeigt sich in diesem Bilde. Wohl ist die Erscheinung des Orest nicht so wirksam, als es der Schwester gegenüber zu wünschen wäre, namentlich erscheint der Kopf, durch die völlige Wegwendung des Gesichtes, dem so kräftig entwickelten Körper gegenüber, etwas unbedeutend, aber welche stille Erhabenheit, welche classische Ruhe spricht aus der Gestalt und den Zügen Iphigenien's! Zwar hat hier wieder der Zeichner sich nicht streng an Goethe's Dichtung gehalten und er vereinigt das Schaudern des Orest vor den Erinnyen mit dem Abwenden desselben von Iphigenie, als sie, die von ihm noch nicht Erkannte, ihn in die Arme schließen will und er sie von unheiliger Lust ergriffen wähnt. Dieser Umstand hat denn auch den Ausdruck der Iphigenie etwas unklar werden lassen. Ist es die von Schwesterliebe ergriffene Verlassene, die dem Bruder die Arme öffnet? Dazu scheint ihr Gesicht zu marmorn, zu wenig vom Affect belebt. Ist es die Priesterin, die den Reuigen zu trösten sucht? — So sehr sich Stahr, dessen Erklärung übrigens bei Weitem mehr sich mit Goethe als mit Kaulbach befaßt und ganz selbständig als Commentar des Dichters auftritt, bemüht, diese Widersprüche zu erklären; wir gestehen, daß wir nicht ganz darüber hinweg können. Für Goethe's Iphigenie gibt es einmal keine Situation wie die dargestellte und Kaulbach ist hier in dem Bestreben eine antike Frauengestalt zu geben, weitergegangen, als es die Dichtung verlangte.

Man wird wohl nicht allzuviel wagen, wenn man es seltsam findet, daß Kaulbach die Helena aus „Faust's zweitem Theil" als eine von Goethe's Frauengestalten gewählt hat. Goethe's Helene soll nichts weiter sein, als der Abglanz griechischer Kunst, und es ist kaum möglich, eine so abstracte Gestalt im Sinne des Dichters wiederzugeben. Kaulbach hat denn auch davon Abstand genommen, irgendwie diese Helene darzustellen; er hat vielmehr die Vereinigung, welche sie in der Tragödie mit Faust eingeht, benutzt, um ein Liebespaar in zärtlicher Umschlingung zu geben, und die leichte Geniengestalt des Euphorion, der sich vom Schooße der schönen Frauenfigur aufschwingt, ebenso wie die lauernde Chorführerin, bilden gewissermaßen die Attribute, welche dem Beschauer erklären, daß dieser kraftvolle, im romantischen Geschmack gekleidete Mann und das üppige Weib an seiner Brust Faust und Helena vorstellen. Die Schönheit der beiden, in zärtlicher Umschlingung weilenden Menschen ist eine echt Kaulbach'sche. Die üppige Fülle, welche nur gemäßigt ist durch die Linie der Schönheit, schwellt die Formen und drängt zum Genuß. Eine heiße Atmosphäre umfließt die Gruppe, während Euphorion, der geflügelte Genius mit der Leier, wie von zartem Duft gewoben ist und sich gleichsam zur einer anderen Region aufschwingt.

Das folgende Blatt führt Eugenie aus der „Natürlichen Tochter" vor. In echt fürstlicher Schönheit kniet sie vor dem Spiegel und will sich das Ordensband umhängen, indem sie die Bedenklichkeiten der Hofmeisterin zurückweist. Wenn man sich eine schöne Prinzessin denken will, in deren Gesicht und Figur die blühendste, voll entwickelte Jugend, überhaucht vom wahren Schimmer jener Vornehmheit, die selbst die kräftige Gesundheit zart erscheinen läßt, ausgeprägt ist, so muß sie eine solche von Geist belebte Feinheit der Züge zeigen, kurzum, sie muß aussehen, wie diese Eugenie. Was aber ganz besonders wirksam bei diesem Blatte erscheint, ist die wahrhaft täuschende Technik in Bezug auf die Behandlung der Stoffe der Gewänder, welche das knieende Mädchen trägt. Der schwere Atlas, die zarten Spitzen, das Band, der Schmuck, alles das ist so vollendet und bis in jede Einzelheit richtig ausgeführt, daß schon diese Eigenthümlichkeit allein das Blatt zu einem Meisterwerke stempelt.

Die Stahr'sche Erklärung, welche, wie bereits erwähnt, zugleich den selbständigen Werth einer Goethe-Erklärung hat, gibt vor dem Commentare auch die Mittheilung der Entstehung des Schauspiels „Die natürliche Tochter," zu welchem Goethe die Memoiren einer Tochter des Herzogs von Conti-Bourbon benutzte und worin er die Zerrüttung der socialen Zustände, als Vorboten der französischen Revolution schildern wollte.

Dem Vernehmen nach hat Stahr seine Erklärung der Goethe-Kaulbach'schen Frauengestalten auch in separater Ausgabe erscheinen lassen und wir zweifeln nicht, daß ein solches Buch sein Publicum finden wird.

Zur

Geſchichte des deutſchen Handwerks.

Von

Ludwig Stahl.

Nicht der Handwerker im Gegenſatz etwa zum Landbauer, auch nicht das Handwerk in dem modernen Gegenſatz gegen Fabrik, als kleiner Gewerbsbetrieb gegen den großen, ſoll der Gegenſtand dieſer Abhandlung ſein, ſondern die Corporation, die organiſche Verbindung derer, welche ein und daſſelbe techniſche Berufsgeſchäft, daſſelbe Handwerk trieben. Man pflegt wohl dieſe Verbindung gemeinhin mit dem Worte Zunft zu bezeichnen und zwar mit vollem Rechte, wenn die Rede von den Handwerken der ſpäteren Jahrhunderte iſt, da es außer den Handwerken keine Zünfte mehr gab; aber für die erſte, intereſſantere Hälfte des Beſtandes der Handwerke hat die Zunft eine andere Bedeutung. Es gab da gar viele Zünfte, welche mit dem Handwerke in keinerlei Verbindung ſtanden, und ſelbſt die Handwerkszünfte und die Handwerke waren nicht ein und daſſelbe, denn jene reichten auch dann weit über das Handwerk hinaus, eine Handwerkszunft konnte Mitglieder jeglichen Standes und Berufes umfaſſen. So z. B. finden wir unter den Mitgliedern der Schneiderzunft zu Mainz im fünfzehnten Jahrhunderte nicht bloß Schneider, ſondern auch Frauen ohne jegliches Erwerbsgeſchäft, Gewerbtreibende, Handwerker im gewöhnlichen Wortſinn, die ſich noch nicht zum Handwerk aufgeſchwungen hatten, wie Lichterzieher und Seifenſieder, dann Herrendiener, die doch in kein Handwerk aufgenommen werden konnten; aber auch Herren, Ritter, und ſelbſt Geiſtliche, Weltprieſter, ſind in dem Zunftbuch als Genoſſen verzeichnet. Sie alle freuten ſich des mächtigen Schutzes der Schneider, nahmen an deren Gelagen Theil, wurden, wenn ſie ſtarben, von ihnen zu Grabe geleitet, ſo wie die Zunft für ſie Meſſen leſen ließ und Kerzen auf dem Altar verbrannte ꝛc. Alle waren Mitglieder der Zunft, aber nicht Genoſſen des Handwerks; denn dem konnten nur Handwerksleute, in dem angeführten Beiſpiele nur Schneider, zugehören. Dieſe engere Verbindung, welche allein Gegenſtand meiner Abhandlung ſein wird, war der Kern der Handwerkszünfte, nur ſie hatte die große Bedeutung für Deutſchland, von der ich ſpreche, ſie war der Stolz der Genoſſen, die doch auch Zunftmitglieder waren, und ſie wurde ſchlechthin Handwerk genannt. „Gott ehre das Handwerk," „ich grüße das Handwerk, Meiſter und Geſellen," das iſt die Sprech- und Schreibweiſe der

Genossen; nie finden wir: „Gott ehre die Zunft ꝛc.“ —

Das Handwerk ist ein dem deutschen Volke ausschließlich eigenes Institut. Zünfte als Gruppirungen der Städtebewohner zu öffentlichen Zwecken, insbesondere als Abtheilungen der bewaffneten Macht, der ja alle Bürger angehörten, oder als politische Eintheilung für Besetzung der Aemter und dergleichen kommen in den ersten Jahrhunderten, welche sich ja durch das corporative Leben und Treiben überhaupt hervorthun, auch in den Städten aller andern Länder vor, in Italien, Frankreich und Spanien, England, Dänemark und Schweden; ja in manchen romanischen Ländern finden sie sich sogar früher und allgemeiner als in Deutschland, und nicht selten bildeten große Handwerke eine Zunft für sich; auch haben die Handwerker jener Länder oft das mit den deutschen gemein, daß sie die Gewerbspolizei zu üben hatten, über die Solidität der Producte wachten, die Preise, die Löhne festsetzten, so daß der Einzelne in gewissem Maße unter Aufsicht und Zucht des ganzen Gewerbes stand; aber jenes innige Band, welches alle Glieder eines deutschen Handwerks verknüpfte, so daß das ganze Handwerk eine einzige Familie bildete, das Individuum in der Gemeinschaft fast völlig aufging, das Charakteristische des deutschen Handwerks, findet sich nur bei ihm, sonst nirgends, selbst nicht bei den übrigen Völkern deutschen Stammes, daher auch nirgends das Handwerk die hohe politische und sociale Bedeutung gewann, wie in Deutschland.

Ursprünglich und noch zur Zeit der Entstehung der Städte leibeigen oder hörig, hatten die Gewerbleute in Städten doch schon während ihrer Unfreiheit Verbindungen, die zwar mit den späteren nicht verglichen werden dürfen, aber dennoch die Grundlage waren, auf der das spätere Handwerk sich aufbaute. Denn mit jenen lockeren Verbänden traten sie doch ihren Herren schon als ein Ganzes gegenüber. Die Pflichten, die ihnen als Unfreien zukamen, wurden nicht mehr jedem Einzelnen aufgelegt und zugemessen, sondern die ganze Last lag auf der Verbindung, welche jedem Einzelnen seinen Antheil an der Leistung vorschrieb. Die Pflichtleistungen wurden allmälig fixirt, dann in eine Geldleistung umgewandelt, und schließlich die ganze Leistung durch Zahlung oder einen anderen Dienst abgelöst. So wurde nicht der Einzelne, Einer nach dem Andern, sondern die ganze Verbindung wurde frei, jeder Einzelne mit ihr; jeder trat in die Freiheit über durch die Gemeinschaft und an solche gebunden. Handwerk um Handwerk löste sich derart, das eine früher, das andere später, aus dem Hörigkeitsverhältniß, und diese Verbindungen, das Hauptelement der Städte, wuchsen an Zahl und Bedeutung in und mit diesen. Sie wurden unterstützt und vermehrt von einzelnen weltlichen und geistlichen Landesherren, von manchen Kaisern, welche die Kraft, welche in jenen Vereinen lag, wohl erkannten und sie für ihre Zwecke benutzen wollten. Dagegen wurden sie auch ebenso aus Furcht vor ihrer Kraftentwicklung von anderen Landesherren und Kaisern verfolgt und unterdrückt, alle Verbindungen wurden abgethan, die Genossen sollten wieder in die Abhängigkeit von den Herren zurückgebracht werden. Aber trotz dieser vielfach sich wiederholenden Anfeindungen und Verfolgungen erhoben sie sich immer wieder, ja sie nahmen dauernd zu an Kraft und Bedeutung und stiegen endlich zu solcher Macht, daß sie im vierzehnten Jahrhunderte — fast gleichzeitig durch ganz Deutschland — das Regiment in den Städten theils vorübergehend, theils für längere Dauer sich aneignen konnten. Diese Zähigkeit im Widerstand, dieses stetige Wachsthum an Macht und Werth trotz der Angriffe von Seiten der herrschenden Gewalt und Autorität ist ein sicherer Beweis dafür, daß der Geist und Zweck der Handwerke mit dem Geiste und den Anforderungen jener Zeiten in voller Harmonie standen, daß ihre Einrichtungen die entsprechendste Form für ihren Zweck waren, so wie dagegen das allmählige Siechen und schließliche Verschwinden des Handwerks trotz der lebhaftesten und energischen Unterstützung durch die bereits weit mächtiger gewordene Staatsgewalt in den folgenden Jahrhunderten eben so bestimmt darthun, daß das Handwerk sich überlebt hatte, daß Ziel, Form und Mittel den geänderten Verhältnissen, den Anforderungen der vorgeschrittenen Zeiten nicht mehr entsprachen.

Der große Wechsel in dem Geschicke und der Bedeutung des Handwerks, sein allmäliges Steigen in der Macht bis zum höchsten Gipfel, der Leitung des Regimentes, und darauf sein Versiechen und Versinken, sein unläugbar wohlthätiger, segnenswürdiger Einfluß auf Gang und Entwicklung deutscher Cultur, und seine spätere ebenso unläugbar bedauerliche Wirkung auf unser Vaterland, alles das kann wohl unsere Theilnahme erregen und uns veranlassen zu forschen, aus welcher Quelle denn jene Corporation ihre Kraft gezogen, und was später diese Kraft in Schwäche verkehrt hat. Daher versuche ich, das Wesen und die Einrichtung des deutschen Handwerks den Lesern vor Augen zu stellen; jedoch ist es mit Rücksicht auf den Umfang des Stoffes und den mir vergönnten Raum nöthig, eine Periode aus den achthundertjährigen Dauer des Handwerks vorzugsweise zu behandeln, und zwar wähle ich die anziehendere und erfreulichere Periode, die Zeit der Jugend des Handwerkes bis ohngefähr zu Ende des fünfzehnten Jahrhundertes.

In der sittlichen Haltung der Handwerksleute dürfen wir nun freilich jene Kraftquelle der Verbindung nicht suchen; denn wenn auch hervorragende Intelligenz und Bildung, hohe Sittlichkeit, Ernst des Strebens oder großer Reichthum gewaltige Factoren im öffentlichen Leben sind, Personen und Corporationen Macht und Ansehen zu verschaffen vermögen, so war doch den Handwerkern jener Zeit, von welcher ich spreche, keiner jener Vorzüge gegeben. Das Bild, das man uns gar oft von ihnen entwirft, der Meister und Familienvater der personificirte Ernst und Fleiß, ein Ausbund von Mäßigkeit, die Meisterin still im Hause waltend in voller Ergebenheit gegen ihren Mann und Herrn, die jungen Leute beiderlei Geschlechtes angethan mit der höchsten Sittsamkeit und Bescheidenheit, Alle zusammen Muster der Frömmigkeit und des Gottvertrauens, dieses hübsche Bild des alten Handwerkslebens ist ein Phantasie — kein historisches Bild. In jener Zeit allgemeiner Rohheit, in welcher Reichsstrafen wegen Trinkens und Fluchens über Fürsten und Herren verhängt werden mußten, in welcher selbst die Geistlichkeit an grober Sittenlosigkeit litt, da war auch der Handwerker nicht über das Laster erhaben, auch ihn kennzeichnet nur die größte Rohheit, Völlerei, Sittenlosigkeit; auch er war zu allen Gewaltthaten bereit, wofür die oft wiederholten Verbote und Strafsteigerungen, so wie die in den alten Acten aufgezählten Straffälle genügend bürgen. Hunderte von hundertmal erneuerten Vorschriften, welche sich nach der Art jener Zeit auf das Verhalten der Handwerksgenossen in allen Vorkommnissen des Lebens erstrecken, sind ein Beleg dafür, daß selbst die gewöhnlichsten Anforderungen des Anstandes und der guten Sitte unbeachtet blieben, selbst durch Strafen nicht voll zur Geltung gebracht werden konnten. Das Einzelleben des Handwerkers, viel zu unschön, um hier näher darauf einzugehen, war nicht geeignet, der Verbindung die hervorragende Stellung, das Ansehen, den Einfluß zu verschaffen, die sie in der That besaß, die Quelle hierfür müssen wir vielmehr ausschließlich in Zweck, Geist und Form der Verbindung aufsuchen.

Seit Jahrhunderten ist als hervorstechendes Merkmal des Handwerkes die Exclusivität anerkannt, das Streben, die Zahl der Handwerksgenossen thunlichst einzuengen, den Zugang, die Aufnahme zu erschweren, um jedem Genossen sicheren Absatz seiner Producte, hohen Monopolpreis, das heißt, möglichst großen Erwerb, bei möglichst geringer Anstrengung zu sichern; daher die vielen wahrhaft chikanösen Hindernisse, welche dem selbständigen Gewerbebetrieb entgegengestellt wurden. Will man das Monopolisirungssystem auf seinem Gipfelpunkte mit einem Worte bezeichnen, so nennt man heute noch den Zunftzwang. Lassen sich aus solcher Tendenz die Wirkungen der Handwerke in der zweiten Hälfte ihres Bestehens, die Erlahmung und Stabilität der deutschen Industrie, die Erschlaffung des Bürgerthums, das Philisterthum wohl erklären, so ist doch unmöglich, grade den entgegengesetzten Erfolg in der ersten Zeit aus derselben Tendenz der Exclusivität abzuleiten, wenn nicht besondere Verhältnisse in jener Zeit die Exclusivität nothwendig machten. Man kann allerdings sich solche Lage eines Landes, besonders unter dem Drucke fremder vorgeschrittener Völker, denken, nur darf daran nicht gedacht wer-

den, wenn von dem damaligen Deutschland die Rede ist, dessen Zustände grade entgegengesetzter Art waren, so daß eine Beschränkung der Concurrenz nicht nur nicht nothwendig, sondern ohne verderbliche Folgen nicht einmal zulässig war. Aber in der That findet sich auch in jener Zeit in dem deutschen Handwerke keine Spur solcher exclusiven Tendenz. Wenn auch schon in frühester Zeit der Eintritt in das Handwerk nicht ganz frei war, wenn auch den Bedingungen für die Aufnahme Mancher nicht genügen konnte, und daher an Gewerbefreiheit im gegenwärtigen Sinne des Wortes nicht gedacht werden darf, so lag doch nirgends die Absicht der Monopolisirung zu Grunde, ja die meisten Hindernisse, welche den Gewerbsbetrieb hemmten, entsprangen aus Ursachen, auf welche die Handwerke gar nicht einwirken konnten, und nicht selten stellten sie sich sogar gegen das Interesse und den Willen der Handwerker ein. Der Widerspruch, in den ich durch diese Behauptung mit der, seit lange allgemein herrschenden Ansicht gerathe, wird eine nähere Begründung rechtfertigen.

Zunächst spricht gegen meine Behauptung, daß schon in den ältesten Zeiten, soweit unsere Geschichtsquellen hierüber zurückreichen, einige sehr bedeutende Handwerke als geschlossene, in der Zahl der Genossen beschränkte erscheinen. Aber eine genauere Kenntnißnahme ergibt sofort, daß daran weder die Handwerke schuldtragen, noch daß überhaupt eine Beschränkung des Handwerksbetriebes stattfand. Die ganze Einrichtung hat gar nichts mit der Erlaubniß zum Betrieb zu thun, sondern mit dem jener Zeit geltenden Marktzwang für Fleisch und Brot, mit der Vorschrift, daß sie nur an einem bestimmten Orte, dem Markte, feilgeboten werden durften und mußten, dem Verbot des Hausverkaufes. Die Beschränkung bezog sich auf die Verkaufsstellen. Diese, Fleisch- und Brotbänke, waren nicht Eigenthum der Metzger und Bäcker, sondern gehörten überall dem Landesherrn oder der Stadtbehörde, dem Rathe. Der Landesherr allein hatte das Recht, solche Bänke zu errichten, und er errichtete sie, um daraus ein Einkommen zu ziehen. An die geeigneten Handwerker verpachtet, floß der Pachtschilling in die landesherrliche Casse, oder ein Theil der Bänke war den, von ihm ernannten, Richtern und Vögten zugetheilt, welche sie in gleicher Weise ausnutzten. Wo der Rath der Herr war, wurden gleichfalls die Bänke den einzelnen Rathsherren, gewissermaßen als Besoldung, zugewiesen, oder der Ertrag floß in die Stadtcasse und wurde für öffentliche Zwecke, Straßen-, Brückenbau ꝛc. verwendet. Die Verkaufsstellen waren, wie anderes Eigenthum, übertragbar und veräußerlich. Die Landesherren, oft genug in Geldnoth, verkauften die Bänke an reiche Bürger, gaben die Rente gegen Capital. Solcher Verkauf konnte aber nur dann eine genügende Summe einbringen, wenn der Käufer sicher war, daß ihm die Rente nicht durch Vermehrung der Bänke geschmälert werde, daher in der That der Landesherr sich verpflichten mußte „keine neuen Bänke anzulegen, noch die alten zu verlegen.“ Die Käufer aber waren nicht nothwendig Handwerker, welche die Bänke selbst benutzen konnten, vielmehr meistens Bürger anderen Berufes, da die Handwerker nicht reich genug waren, oder die Kirche, Klöster wurden Eigenthümer durch Kauf, nicht selten in erster oder zweiter Hand durch Geschenk, und alle diese nutzten die Bänke auf dem Wege der Verpachtung, wie vorher die Landesherren. So bildete das Eigenthum an den Bänken einen besonderen Erwerbszweig, von dem Handwerke, dem sie dienten, ganz unabhängig; ja wenn der Eigenthümer nicht zufällig auch Handwerksgenosse war, durfte er die Bank nicht unmittelbar nützen; nur ganz ausnahmsweise war ihnen das erlaubt, wenn sie einen geeigneten Handwerksknecht hielten. Waren die Bänke dagegen Eigenthum der Stadt oder den Rathsherrn zugetheilt, so wurden sie meist auf dem Wege des Erbpachtes an Handwerker verliehen, und gingen so allmälig in Eigenthum der Handwerker über. Dem Handwerk selbst war jeder Einfluß auf die Zahl der Verkaufsstellen entzogen, sie hing lediglich von dem Willen und Verfügen des Landesherrn ab, dessen Recht auf den Käufer oder Eigenthümer überhaupt überging. Wie wenig aber die Beschränkung der Verkaufsstellen mit einer Beschränkung des Handwerksbetriebes, der Zahl der

Handwerker gemein hatte, erhellt am deutlichsten aus den Bestimmungen über die Aufnahme in das Handwerk. Meldete sich Einer um die Meisterschaft, so hatten die Metzger wie die Bäcker nur darüber zu sprechen, ob etwas gegen seine Ehre vorliege; mußten sie ihn für unbescholten erklären, so konnten sie ihm die Aufnahme nicht versagen, wie groß auch die Zahl der Meister und wie klein die der Verkaufsstellen sein mochte. Eben deswegen lief jene landesherrliche Beschränkung dem Interesse des Handwerks sogar zuwider; auch wußte man sie allmählig zu neutralisiren. Wo das Eigenthum durch Verkauf von Seiten des Fürsten an Bürger übergegangen war, wußte der Rath dennoch, in geschickter Benutzung neuer Geldnoth, auf den Grund der Nothwendigkeit hin die Erlaubniß zur Vermehrung der Bänke zu erringen, oder es wurden Freibänke errichtet, oder endlich wurde auf hartnäckiges und gewaltiges Andringen der Handwerke der Verkauf im Hause gestattet. — Brot- und Fleischverkauf waren durch ganz Deutschland denselben Schranken unterworfen; aber partiell, in einzelnen Landstrecken erstreckten sie sich noch auf andere Handwerke. So in Schlesien der Tuchverkauf. Dieser war ausschließlich an ein gewisses Haus, die Reichtuchkammer, geknüpft, welches, Eigenthum des Herzogs, einer Anzahl reicher Bürger verkauft wurde, auf die nun des Herzogs Recht überging, so daß sie in das Privilegium des ausschließlichen Tuchverkaufs eintraten; ihnen zu Gunsten durften weder die Tuchmacher noch die Beginen das selbst gefertigte Wollgewebe unmittelbar ausschneiden, durften nicht mehr als drei Bürger sich zum Ankauf eines ganzen Stückes Tuch vereinigen ꝛc. Aus diesen erblichen reichen Eigenthümern der Reichtuchkammer bildete sich dann allmählig eine besondere, sich den Patriciern anreihende Bürgerclasse, die Tuchhändler. Aehnlich verhielt es sich daselbst mit der Reichkrämerei. In weiterem Umkreise war der Verkauf des Schuhgewerbes, meist auf dem Markt vollzogen, in gleicher Weise beschränkt, die Zahl der Schuhbänke geschlossen, und wollte sie der Rath vermehren, mußte er die landesherrliche Erlaubniß erkaufen, wogegen er die Pachteinkünfte aus den Bänken zog. Bedeutende, aber dem Handwerk fernstehende Erwerbsarten, wie Schenkgerechtigkeit, Brauereien ꝛc., deren Beschränkung aus gleicher Quelle floß, seien nur zur Vollständigkeit genannt. — Man erkennt in den eben geschilderten Vorgängen den Ursprung der Realrechte, und sie führten auch zum sogenannten Meilenrecht, d. h. dem Verbote innerhalb eines gewissen Umkreises, gewöhnlich einer Meile, um die Stadt, Gewerbe der speciell genannten Art zu betreiben. Jene Realrechte, die später auf die Entwicklung der Handwerke so hindernd einwirkten, und den Uebergang zu einem freieren System erschwerten, waren ursprünglich auf die genannten Handwerke beschränkt, erst später dehnten sie sich auf eine Unzahl andrer Handwerker, wie Schneider, Barbiere ꝛc. aus, und machten deren Betrieb zu einem verkäuflichen und erblichen Monopol. Wie sehr aber das mit dem früheren Geist der Handwerke im Widerspruch steht, ist wieder daraus erkennbar, daß in sehr zahlreichen Handwerksstatuten ausdrücklich die Einung als unverkäuflich bezeichnet wird; und ebenso wenig war sie erblich; denn Sohn und Tochter, resp. ihr Mann, erbten zwar die Zunft, sie blieben innerhalb jenes Umkreises um das Handwerk, dessen ich in den einleitenden Worten erwähnte, aber um in das Handwerk zu kommen, dasselbe üben zu dürfen, genügte die Verwandtschaft mit dem verstorbenen Genossen nicht, sie mußten das Recht, wie ein Anderer, allen vorgeschriebenen Bedingungen genügend, erwerben.

Aber auch diese Bedingungen hatten die Handwerke nicht vorzuschreiben; theils waren sie ihrer Einwirkung wieder vollständig entrückt, theils hatten sie wohl einen Einfluß, übten ihn aber in solcher Weise, daß daraus nur um so klarer und schärfer sich ergibt, wie ihnen jede exclusive Tendenz fremd war. Der Zunftzwang, der schon im elften Jahrhundert bestand, gab ihnen nicht das Recht, die Bedingungen für Zulassung zum Handwerksbetrieb festzustellen, zu mehren oder zu mindern; er sprach bloß aus, daß derjenige, welcher ein Handwerk treiben wollte, es nicht außerhalb des Verbandes treiben durfte; er wurde gezwungen, in die Handwerksverbindung einzutreten, er mußte mit dem Handwerk

dienen, d. h. die Verpflichtung gegen Stadt oder Landesherrn mit übernehmen, er mußte mit dem Handwerk „Lieb und Leid tragen.“ Die Bedingungen für Zulassung zum Gewerbbetrieb waren dagegen von ihnen wenig abhängig, und zwar waren sie durch ganz Deutschland dieselben; jeder wurde zugelassen, der Bürger der Stadt war und das Handwerk mit der Hand wirken (d. h. selbst arbeiten) konnte; und dann mußte ihn auch das Handwerk gegen eine bestimmte Abgabe aufnehmen.

Auf die Erwerbung des Bürgerrechtes übte das Handwerk keinen Einfluß; der Rath der Stadt hatte es zu verleihen, und auch er nicht nach Willkür, sondern die Erfordernisse, um zum Bürgerrecht zu gelangen, waren wieder fast durch ganz Deutschland dieselben, nämlich: eheliche Geburt, und persönliche Freiheit. Der Leibeigene oder Hörige konnte nicht Bürger werden, aber er wurde frei, wenn er eine gewisse Zeit hindurch, gewöhnlich ein Jahr, manchmal drei, fünf, bis zehn Jahre, in der Stadt gesessen hatte, ohne von seinem Herrn reclamirt zu werden. Ferner war Unbescholtenheit ein Erforderniß, d. h. wer Bürger werden wollte, durfte kein Verbrechen begangen haben, das ihn seiner Ehre beraubte. In den östlichen Ländern, welche die Deutschen den Wenden oder Slaven abgenommen hatten, wo sie daher diese nicht als gleichberechtigt ansahen, konnte auch ein Wende oder Slave oder dessen Sohn nicht Bürger werden. Das waren die wenigen, einfachen durch ganz Deutschland allein geltenden Erfordernisse für das Bürgerrecht, womit dann auch das Recht des Handwerksbetriebes verbunden war, wenn der Bürger fähig war, das Handwerk mit eigener Hand zu üben.

Diese zweite Bedingung könnte nun allerdings als eine Beschränkung der Zahl der Handwerksgenossen betrachtet werden, wenigstens im Vergleich mit unsern modernen Einrichtungen. Die Errichtung von Kleider- und Möbelmagazinen durch solche, welche weder Nadel noch Hobel und Säge führen konnten, war dadurch allerdings unmöglich gemacht; nur darf man nicht die Absicht der Monopolisirung unterlegen; manche andere Gründe konnten jene Bedingung nothwendig gemacht haben. Die Aufgabe der Handwerke, für die Solidität ihrer Producte im weitesten Umfange einzustehen, die Aufgabe der Gewerbspolizei legte es sehr nahe, vor Allem sich der Befähigung der Genossen im Allgemeinen zu vergewissern, um die Untersuchung der Arbeitsproducte, die Schau, nicht auf alle Erzeugnisse ausdehnen zu müssen. So wurden aus der Fremde hereingebrachte Kleidungsstücke von den Schaumeistern untersucht, ehe sie zum Markt zugelassen wurden; diese Arbeit wäre unermeßlich gewesen, hätte man alle Arbeiten der Schneider am Orte ebenso der Schau unterziehen wollen. Auch die Gliederung der Stadtbevölkerung konnte zu jenem Zwange geführt haben; denn neben dem Handwerker waren noch die Glieder anderer Erwerbsarten, insbesondere die Handelsgeschäfte, in Corporationen verbunden und auch sie hatten das Recht, Jeden der sich durch Handel nähren wollte, in ihre Verbindung zu zwingen; neben dem Handwerk der Tuchmacher bestand die Zunft der Tuchhändler (Gewandschneider), neben den Leinwebern standen die Leinwandhändler (Leinwetter) ꝛc., wer nicht Tuch machen, nicht Leinzeug weben, sondern nur fertige Waare verkaufen wollte, der durfte dieß immerhin, aber er gehörte dann nicht in das Handwerk der Tuchmacher oder Leinweber, sondern er gehörte in die Handelszunft, dort hatte er die Aufnahme zu verlangen. So führte auch die Voraussetzung, daß der Handwerker sein Handwerk muß selbst wirken können, streng genommen nicht zur Beschränkung des Gewerbebetriebes, sondern wies nur jeden dem Verbande zu, dem er der Erwerbsart nach zugehört. Damit sind Erklärungsgründe für jene Bedingung genug gegeben, ohne zur exclusiven Tendenz greifen zu müssen; aber entscheidend sind auch hier nur die Thatsachen, die Art, wie die Handwerke die Bedingung zur Geltung brachten, und diese spricht für meine Behauptung. Als Beweis, daß Einer das Handwerk üben könne, genügte die durchlaufene Lehrzeit, oder ein Probestück, oder beides zusammen. Als Lehrling wurde jeder ehelich Geborene angenommen, und die Lehrzeit dauerte nie länger als drei Jahre. Bedenkt man, daß nichts hinderte, früh in die Lehre zu

treten (denn Schulzwang bis zum fünfzehnten Jahre beſtand noch nicht), daß ſelbſt die Meiſter ältere Lehrlinge, „die ihnen über die Hand gewachſen waren“ nicht liebten, ſo kann man in der Vorſchrift dreijähriger Lehrzeit kein Hinderniß, keine Ausſchließungstendenz, nicht einmal ein weſentliches Verzögerungsmittel erkennen; denn ſchon vor dem ſiebenzehnten Jahre konnte man ausgelernt haben, und ſich um das Meiſterrecht bewerben, und das war doch ſehr früh, in Betracht, daß der Meiſter ſofort „eigenen Rauch führen“ d. h. heirathen mußte. Wollte man vielleicht annehmen, daß der Mangel an Mitteln, das Lehrgeld zu bezahlen, manchen hindern mochte, in die Lehre zu treten, ſo halte ich dem entgegen, daß das Lehrgeld erſt viel ſpäter eingeführt, und dann allerdings als Beſchränkungsmittel benutzt wurde; dagegen erhielt der Lehrling in der Zeit, von der ich ſpreche, nicht nur, ſobald er eingetreten war, Nahrung und Kleidung vorſchriftsmäßig von dem Meiſter, ſondern auch in den meiſten Handwerken ſchon nach dem erſten Jahre Geldlohn. Die Auferlegung einer beſtimmten Geſellen- oder Dienſtzeit war gleichfalls unbekannt, und konnte der Lehrling nach vollendeter Lehrzeit ſofort ſich dem Probeſtück unterziehen. Auch dieſes läßt, ſoweit wir darüber Nachricht haben, nicht erkennen, daß es — wie in der Folge — mißbraucht wurde. Das Probeſtück war ganz der Sache entſprechend gewählt; nur häufig geſuchte, marktgängige Producte, deren Anfertigung weder viele Zeit noch bedeutenden Aufwand in Anſpruch nahm, wurden als Aufgabe geſtellt. Schließlich kann ich nicht unterlaſſen zu bemerken, daß bei weitem nicht alle Handwerke die Vorſchrift der Lehrzeit und des Probeſtückes kannten. Beide finden ſich vielmehr nur bei ſolchen Handwerken, deren Producte nicht im Einzelnen durch die Schau überwacht werden konnten, bei Schneidern, Schuhmachern, Färbern, Waffenſchmieden ꝛc., „daß der Kaufmann nicht betrogen und geſchädigt werde.“

(Schluß folgt.)

Der Telegraph von Hughes.

Die erſten telegraphiſchen Apparate gaben nur flüchtige Zeichen für das Auge, und waren daher aufmerkſame und zuverläſſige Beobachter erforderlich, um die Depeſchen, die der Draht brachte, richtig aufzuſchreiben. Die Praxis lehrte zwar, daß es nicht ſo gar ſchwierig war, dieſe Anforderung zu erfüllen, denn in England findet man häufig 12jährige Knaben in dieſem Dienſt beſchäftigt, indeſſen da jede Depeſche durch mehrere Hände geht, ſo iſt immerhin doch ein Irrthum möglich. Das Publicum hat aber ein Recht zu fordern, daß es gegen jeden Irrthum geſchützt ſei. Eine ungleich größere Sicherheit war dadurch zu erreichen, daß der Telegraph ſelbſt die Depeſchen niederſchrieb. Eine ſolcher Apparat wurde von Morſe angegeben und iſt jetzt allgemein im Gebrauch. Er gravirt die Depeſche am Ankunftsorte ſofort auf einen Papierſtreifen ein, ſo daß der Beamte ſelbſt die Botſchaft nicht erſt zu Papier zu bringen hat. Eine größere Sicherheit gegen Irrungen iſt dadurch allerdings erreicht, aber von allen Mängeln iſt dieſer Apparat doch nicht frei. Er ſchreibt nämlich nicht mit unſern gewöhnlichen Schriftzügen, ſondern er bedient ſich eines eigenen Alphabets, deſſen Buchſtaben, ebenſo wie die Zahlen, aus Punkten und Strichen zuſammengeſetzt ſind. Man kann alſo die Depeſche dem Empfänger nicht ſo übergeben, wie ſie der Telegraph ſelbſt niedergeſchrieben hat, ſondern ſie muß erſt aus der Morſe'ſchen Sprache in die gewöhnliche überſetzt und niedergeſchrieben werden. Die Erfahrung lehrte zwar, daß die Beamten in kurzer Zeit eine große Gewandtheit hierin erlangten, aber dennoch hat ſich dieſer Zeitverluſt in der neueſten Zeit, wo der Depeſchenverkehr in Folge der Ermäßigung der Taxen eine immer größere Ausdehnung erlangt hat, ſehr fühlbar gemacht. Hat der Beamte ſich eine große Geſchicklichkeit angeeignet, ſo kann er allerdings 300 Buchſtaben oder 60 Worte in der Minute telegraphiren, aber dieſes Reſultat wird ſchon dadurch weſentlich beeinträchtigt, daß man in derſelben Zeit nur 40 Worte ableſen und niederſchreiben kann. Im praktiſchen Dienſt ſelbſt bringt man es mit dem Morſe'ſchen Telegraphen nur auf 18 Depeſchen zu 20 Worten in der Stunde oder zu 6 Worten in der Minute. Allerdings iſt dies ein bedeutender Fortſchritt

gegen 1854, wo man nur 12 Depeschen in der Stunde telegraphiren konnte, aber dennoch reicht dieses Resultat heute nicht mehr aus, so daß man an Orten, wo ein großer Zusammenfluß von Depeschen stattfindet, mehrere Apparate hat aufstellen und mehrere Drahtleitungen hat einrichten müssen.

Dieses Hilfsmittel ist außerordentlich kostspielig. Je mehr daher der telegraphische Verkehr an Umfang zunimmt, um so mehr tritt die Frage in den Vordergrund, ob es nicht möglich sei, Apparate mit einer größeren Leistungsfähigkeit zu schaffen, die sich etwa zu den alten verhalten wie die heutigen Locomotiven zu den frühern Schnellposten. An Versuchen hat es nicht gefehlt, aber die Erfahrung hat gezeigt, daß man sich hinsichtlich der Schnelligkeit nicht zu großen Illusionen hingeben und nicht voreilig das alte System, das sich schon lange erprobt hat, verdammen darf.

Es lag auf der Hand, daß man versuchte, die Depeschen mit unsern gewöhnlichen Buchstaben auf einen Streifen Papier zu drucken und diesen dem Empfänger zuzustellen. Dabei ist aber erforderlich, daß die neuen Apparate sicher arbeiten, leicht zu handhaben und zu repariren sind. Diese letztern Bedingungen sind aber sehr schwierig zu erfüllen und dem ist es zuzuschreiben, daß von der großen Zahl der neuern Schreib- und Drucktelegraphen, so sinnreich ihre Einrichtung auch ist, nur wenige etwas für die Zukunft versprechen.

Von besonderm Interesse ist hier der Drucktelegraph von Hughes. Er gehört, wie der von Morse, Nordamerika an, denn Hughes ist Professor der Physik in New-York. Dieser Apparat unterscheidet sich wesentlich von allen bisher bekannten dieser Art. Hughes ist dem von seinen Vorgängern gebahnten Gleise nicht gefolgt, sondern hat kühn einen neuen Weg eingeschlagen. Er stellte an seinen Apparat die kühne Anforderung, zu drucken, ohne daß das Rad, auf dessen Peripherie die Buchstaben angebracht sind, angehalten wird. Der Hebel muß genau andrücken, so bald der erforderliche Buchstabe den Papierstreifen passirt. Daß diese Forderung höchst schwierig zu erfüllen ist, liegt auf der Hand, da das Typenrad 150 Umdrehungen in der Minute macht. Und doch ist sie erfüllt worden. Der Beamte hat es beliebig in seiner Hand, Buchstaben oder Ziffern, die nebst den Interpunktionszeichen auf einem zweiten Strang neben den Buchstaben angebracht sind, einzustellen und zu drucken.

Die französische Regierung hat das Patent im October 1860 für 200,000 Franken angekauft unter der Bedingung, daß der Apparat bei einer sechsmonatlichen Probe sich bewähre. Diese Probe ist glänzend bestanden. Auf der Linie zwischen Paris und Marseille, auf einer Entfernung von circa 100 geographischen Meilen, konnte man ohne Zwischenrelais bei 100 bis 120 Umdrehungen des Typenrades 151 Buchstaben oder 30 Worte in der Minute telegraphiren. Dieser Telegraph ist nicht der vorzüglichste unter den Typendrucktelegraphen. Obgleich er den Morse'schen bei Weitem an Leistungsfähigkeit übertrifft, so war es doch sehr fraglich, ob er diesen allgemein verdrängen wird, da er diesem an Einfachheit im Bau und in der Einrichtung wesentlich nachstand. Noch 1862 waren die Apparate von Hughes zwischen Paris, Lyon, Marseille, Bordeaux, Havre und Lille im Gange, wurden aber wegen der starken Abnutzung und häufigen Unordnungen meistentheils bis dahin außer Betrieb gesetzt, wo eine entsprechende Anzahl Apparate zum Auswechseln vorräthig sein wird. Auch in England ist dieser Typendrucktelegraph von der United-Kingdom electric Telegraph Company angewendet worden und zwar zuerst zwischen London und Birmingham.

Von besonderer Bedeutung ist dieser Telegraph für lange untermeerische Leitungen, da er nur einen sehr schwachen Strom erfordert. Er ist deshalb auch für die Linie nach Indien durch den Persischen Golf ausgewählt worden. Ebenso ist dieser Apparat noch vortheilhaft für zwei sehr weit von einander entfernte Orte, an denen der Zufluß von Depeschen so groß ist, daß er durch die gewöhnlichen Mittel nicht mehr bewältigt werden kann.

Neuerdings hat dieser interessante Apparat nicht allein auf dem französischen Telegraphennetz eine große Verbreitung gefunden, sondern auch in England und Rußland mehr festen Fuß gefaßt. Seine gegenwärtige Leistungsfähigkeit beläuft sich mit Einschluß der unvermeidlichen Zeitverluste auf 60 Worte in der Minute, so daß also dieser Telegraph dieselbe Arbeit leistet wie vier Copisten. Ein Redner spricht ungefähr 100 bis 200 Worte in der Minute, je nachdem sein Vortrag mehr oder weniger fließend ist. Da aber in

jeder Rede Pausen vorkommen, so kann man nur annehmen, daß ein Redner doppelt so rasch spricht, als der Telegraph von Hughes arbeitet. Man hat Hoffnung, daß man diesen Apparat der Art werde vervollkommnen können, daß er sofort im Stande ist, das gesprochene Wort zu expediren. Das wäre ein gewaltiger Fortschritt in der Telegraphie, wenn man sofort die bedeutenden Reden in den Parlamenten und bei andern wichtigen Gelegenheiten in alle Welt versenden könnte.

Frankreichs Depeschenverkehr.

Das Telegraphennetz umfaßte im J. 1864 3760 Meilen Linien und 12,661 Meilen Leitungen. Gegen das Vorjahr wurden die Linien um 156 Meilen oder 4,39 Procent und die Leitungen um 635 Meilen oder 5,28 Procent vermehrt. Das Küstentelegraphensystem hatte eine Länge von 195 Meilen mit 292 Meilen Leitungen. Die Zahl der Stationen belief sich auf 610,73 oder 13,59 Procent mehr als 1863. Befördert wurden in Frankreich selbst 1,654,406 Depeschen (164,383 oder 11,03 Procent mehr) und 313,342 internationale Depeschen (48,498 oder 18,31 Procent mehr). Während sich die Einnahme von den französischen Depeschen von 3,305,994 Franken (881,598 Thaler) auf 3,565,934 Franken (950,425 Thaler), also um 7,86 Procent gesteigert hatte, war die von den internationalen Depeschen von 2,631,911 Franken (701,843 Thaler) auf 2,557,338 Franken (681,957 Thalern) oder um 2,83 Procent zurückgegangen. Zu der Gesammteinnahme von 6,123,272 Franken (1,632,872 Thaler) oder 3,12 Procent mehr gegen 1863 haben die internen Depeschen 58,24 Procent und die internationalen Depeschen 41,76 Procent beigetragen. Der Durchschnittsertrag einer internen Depesche war 2 Franken 15 Centimen (17,2 Silbergroschen) gegen 2 Franken 22 Centimen (17,76 Silbergroschen) im Vorjahr und einer internationalen Depesche 8 Franken 16 Centimen (2 Thaler 5,28 Silbergroschen) gegen 9 Franken 94 Centimen (2 Thaler 19,52 Silbergroschen). Auf Paris allein kommen 540,558 Depeschen oder 27,32 Procent der Gesammtheit; davon blieben im Lande selbst 387,277 oder 23,41 Procent der internen Depeschen und 153,281 (48,91 Procent der internationalen Depeschen) gingen in's Ausland. Der Gesammtdepeschenverkehr in Paris hatte sich um 22,42 Procent gesteigert, im innern Verkehr um 23,29 Procent und im internationalen Verkehr um 20,3 Procent. Die Einnahme belief sich in Paris auf 2,193,505 Franken (584,934 Thaler) oder 35,82 Procent der Gesammteinnahme von ganz Frankreich. Das ist mehr als die gesammte Einnahme von 83 Departements, die weniger als 200,000 Franken einnehmen. Nach Paris folgt Marseille mit 637,755 Franken (170,68 Thaler), dann folgen Havre, Lyon und Bordeaux mit mehr als 200,000 Franken, Rouen, Nantes, Lille, Mühlhausen, Nizza und Toulouse mit mehr als 50,000 Franken, und Dünkirchen, Montpellier, Straßburg und Cette mit mehr als 30,000 Franken. In 12 Städten beläuft sich die Einnahme auf mehr als 20,000 Franken und in 35 Städten auf mehr als 10,000 Franken. 20 Departements nehmen noch nicht 10,000 Franken ein. Die geringste Einnahme hat das Departement Lozère mit 3423 Franken (913 Thaler). — Vor 1862 kostete eine Depesche von Paris nach Straßburg 6 Franken (1 Thaler 18 Silbergroschen), nach Bordeaux 7 Franken 10 Centimen (1 Thaler 26,8 Silbergroschen) und nach Marseille 8 Franken 70 Cent (2 Thaler 9,6 Neugroschen). Seitdem aber beträgt die Depeschengebühr für ganz Frankreich nur 2 Franken (16 Neugroschen). Diese Ermäßigung hat den Depeschenverkehr bedeutend gesteigert. Im Jahre 1860 wurden 711,652 Depeschen befördert und diese brachten eine Einnahme von 4,144,082 Franken (1,105,088 Thaler). 1864 war also die Zahl der Depeschen um 176,93 Procent gestiegen und die Einnahme um 47,76 Procent. Gegen 1860 sind die Telegraphenlinien um 42,38 Procent vermehrt worden und die Zahl der Stationen um 101,37 Procent.

Neues vom Büchertisch.

Bernoulli's Dampfmaschinenlehre. 5. Aufl. gänzlich umgearb. u. stark verm. durch Prof. C. Th. Böttcher. 2. Abth. m. 168 in d. Text gedr. Holzschn. gr. 8. Stuttgart, Cotta. 1 Thlr. 24 Sgr.

Felisch, J., Was in der Luft vorgeht. Populäre Vorträge über Luftdruck, Luftschifffahrt und Meteorologie mit Berücksichtigung der Höhenverhältnisse der verschiedenen Länder. Mit 1 Regen- und Windkarte. 8. Berlin 1866. Springer's Verlag. 2/3 Thlr.

Neueſtes aus der Ferne.

Eine neue Religion in Neuſeeland.

Die Maoris auf Neuſeeland haben das Chriſtenthum plötzlich angenommen. Eben ſo plötzlich haben ſie den neuen Glauben wieder, gleich einem unbequemen Kleide, von ſich abgeworfen. Ein Zufall hat während des jetzigen Krieges zwiſchen den Engländern und den Eingeborenen zu dieſer Entdeckung geführt. Die treugebliebenen Bewohner von Wanganui hatten ſich auf eine Inſel in Hinterhalt gelegt. Feindliche Maoris, die den Fluß hinabruderten, wurden plötzlich mit einem Gewehrfeuer begrüßt und verloren viele Menſchen. Sterbend ſprachen dieſe die Worte: Pai Marire aus, und bei näherer Nachforſchung zeigte ſich, daß damit der neue Glaube bezeichnet wird. Die wörtliche Bedeutung iſt: Es iſt gut, ruhig zu ſein. Der Pai-Marireismus iſt indeſſen nichts weniger als ein Quietismus, ſondern ein Heidenthum, auf das man jüdiſche Vorſtellungen gepfropft hat. Die Eingeborenen ſind von den chriſtlichen Glaubensboten reichlich mit Bibeln verſorgt worden und haben aus den Schilderungen des alten Teſtaments herausgeleſen, daß zwiſchen ihren Schickſalen und denen der Juden eine große Aehnlichkeit (Unterdrückung durch Fremde) beſteht. Sie betrachten daher die Juden mit großer Vorliebe und nennen ſie ihre Brüder und Glaubensgenoſſen. Sie halten ſich gleich den Juden für das auserwählte Volk Gottes und erwarten einen Moſes, von ihnen Topare genannt, der ſie aus der Knechtſchaft erlöſen und den Pakeha (Engländer), den modernen Pharao, in's Meer treiben wird. Die jüdiſchen Propheten haben Wunder gethan und dieſelbe Kraft beſitzen auch die Maori-Prieſter. Es iſt ihnen von Gott verliehen, Schiffe an das Ufer heranzuziehen und an den Felſen zerſchellen zu laſſen; die Elemente ſind ihrem Willen unterthan, ihre Gemeinde iſt unverwundbar. Merkwürdigerweiſe haben die vielen Tödtungen und Verwundungen, die im jetzigen Kriege vorgekommen ſind, den Glauben an die Unverwundbarkeit der wahren Gläubigen nicht erſchüttert. In zwei Beziehungen weicht der Pai-Marireismus vom Judenthum ab. Unter ſeinem Deckmantel ſind die Maoris zu ihrem alten Cannibalismus zurückgekehrt und ihre Prieſter haben die Gabe, in fremden Zungen zu reden.

Für den Urſprungsort des neuen Glaubens gilt der Bezirk von Taranaki, deſſen Bewohner immer eine große Vorliebe für ihr urſprüngliches Heidenthum bewahrt haben. Von dort ſind Bekehrer in Schaaren ausgezogen und haben Wunder gethan. In den Erfindern des Pai-Marireismus kann man ſich nicht täuſchen; es ſind die alten heidniſchen Prieſter, die durch die chriſtlichen Glaubensboten Macht, Anſehn und Reichthum verloren haben. Sie erzählen, daß ſie den neuen Glauben vom Erzengel Gabriel erhalten haben, der ſie häufig beſucht und das Maori-Volk in ſeinen beſondern Schutz genommen hat. Vielleicht haben die Prieſter den jetzigen Aufſtand allein verſchuldet, jedenfalls iſt der

Fanatismus, den ſie aufgeſtachelt haben, bei den Unabhängigkeitskämpfern mit wirkſam. Zum erſten Male hat ſich in dieſem Kriege Haß gegen die Glaubensboten geäußert. Bei frühern Unruhen und Aufſtänden verſchonte man ſie in dem Grade, daß ſie in die Pa's der feindlichen Maoris hineingehen und dort gottesdienſtliche Handlungen vornehmen konnten, jetzt ſind ſie vorzugsweiſe Gegenſtand der Verfolgung. Ermordet wurde bis jetzt bloß Einer, Karl Sylvius Volkner aus Caſſel, der achtzehn Jahre auf Neuſeeland thätig geweſen. Er beſuchte im März 1865 mit einem andern Miſſionär und den Brüdern Levi, zweien Juden, Opotiki und wurde auf die qualvollſte Art hingeſchlachtet. Den andern Miſſionär retteten die Levi's, die man als Glaubensbrüder verſchonte, unter großer Gefahr.

Die Sclaverei in Braſilien.

Von den Beweggründen des Krieges, den Braſilien in den Plataſtaaten führt, wird geſagt, daß ſie in dem Beſtreben der Braſilier zu ſuchen ſeien, die Sclaverei auf die ſüdamerikaniſchen Republiken im ungeheuren Stromgebiet des Silberfluſſes auszudehnen. In der That hat Braſilien, jetzt der einzige Sclavenſtaat des amerikaniſchen Feſtlandes, ein Intereſſe daran, längs ſeiner Südgrenze, deren Bewachung eine Unmöglichkeit iſt, nicht von freien Staaten umgeben zu ſein, in denen flüchtige Sclaven jederzeit ein Aſyl finden. Es iſt freilich mehr als fraglich, ob es eine richtige Politik iſt, die Sclaverei beibehalten zu wollen. Die Farbigen leben auf braſiliſchem Boden in einer Zahl, die eine Gefahr für den Staat in ſich ſchließt. Darin liegt auch der Grund, daß die kaiſerliche Regierung die Verträge, die gegen den Sclavenhandel auf offenem Meer beſtehen, im Allgemeinen mit großer Strenge ausgeführt hat. Sie iſt in der Beſorgniß ſo vertragstreu geweſen, daß die Schwarzen, wenn ſie noch mehr zunehmen, ihre Macht fühlen und einen Racenkrieg beginnen werden. Die eigentliche Zahl der in Braſilien lebenden Sclaven läßt ſich nicht ermitteln. Farbige überhaupt ſoll es im Lande vier Millionen — die Hälfte der Geſammtbevölkerung! — geben und 3,500,000 davon ſollen Sclaven ſein. Nach der amtlichen Statiſtik, die auf den Angaben der Pflanzer beruht, beſchränkt ſich die Zahl der Sclaven auf 2,500,000. Die Pflanzer haben aber ein Intereſſe daran, die Menge ihrer Sclaven, für welche ſie eine Kopfſteuer bezahlen, geringer anzugeben, als ſie wirklich iſt, und man wird daher vielleicht drei Millionen Sclaven annehmen können.

Die braſiliſchen Sclaven repräſentiren alle Farben von dem Ebenholzſchwarz des eingeführten Afrikaners an bis zu der bleichen Farbe des Pflanzers ſelbſt. Daß ein Unrecht darin liege, einen Menſchen in Sclaverei zu halten, davon hat kein Braſilier eine Idee. Der Staat ſelbſt beſitzt Sclaven, von deren Arbeit er einen Theil ſeines Einkommens herleitet. Klöſter haben Sclaven und betrachten ſie als das perſönliche Eigenthum des Heiligen, deſſen Namen ihr Kloſter führt. Das Findelhaus in Rio Janeiro kauft gelegentlich Sclavinnen und verwendet ſie als Ammen. Man nennt ſogar ſpeculative Aerzte, die kranke Schwarze kaufen, um ſie herzuſtellen und zu höheren Preiſen zu verkaufen. Daß die Sclaven im Allgemeinen hart behandelt werden, kann man nicht ſagen. Die Braſilier betrachten einen Sclaven wie wir ein Pferd oder einen Stier betrachten und behandeln ihn ſo milde, daß ſeine Lage in der Regel beſſer als die des europäiſchen Arbeiters iſt. Außer den Sonntagen hat er im Laufe des Jahres noch verſchiedene Feſttage, an denen er ſich eine Erholung gönnen kann, und in vielen Fällen ſchenkt man ihm auch den Sonnabend, damit er ſein kleines Stück Feld beſtelle. Die Städte wimmeln von Sclaven und freien Farbigen. Geht man auf den Kai's von Rio Janeiro, ſo begegnet man Trupps der erſtern; voran geht ein Anführer, der eine Calebaſſe ſchwingt, in der Kieſel oder Muſcheln raſſeln, und die Sclaven folgen ihm mit elaſtiſchem Schritt und lautem Geſang, obgleich ſie Laſten tragen, über die ſelbſt ein deutſcher Sackträger erſchrecken würde. Dieſer mißtönende Geſang wurde einmal von der Regierung verboten, weil er eine wahre Qual für die Weißen iſt, aber die Neger wurden ſo niedergeſchlagen und arbeiteten ſo läſſig, daß man ihnen das Singen wieder erlauben mußte.

Ein bedeutender Theil der Farbigen in den Städten beſteht aus Freien. Die Sclaven erhalten ſehr häufig die Erlaubniß, ſich zu beſchäftigen wie ſie wollen, und

müssen ihrem Herrn dafür täglich eine gewisse Summe bezahlen. Was sie darüber verdienen, ist ihr Eigenthum, und da der höchste Werth eines Sclaven selten 2000 Gulden überschreitet, so liegt es in der Gewalt der Meisten, sich früher oder später ihre Freiheit zu erkaufen.

Trotz ihrer milden Form bleibt die Sclaverei auch in Brasilien immer Sclaverei. Der Pflanzer macht sich kein Gewissen daraus, das Kind von der Mutter, das Weib vom Manne zu trennen. Die Frau und Mutter wird vielleicht auf eine so ferne Pflanzung verkauft, daß ihr keine Hoffnung bleibt, Mann und Kinder im Leben jemals wieder zu sehen. Kein Gesetz schützt ferner den Sclaven gegen Mißhandlungen seines Herrn. Will er ihn nicht selbst quälen, so schickt er ihn in ein Besserungshaus und gibt ihm ein Schreiben mit, das den Director bittet, den Ueberbringer auspeitschen zu lassen. Die Sclavinnen geben den Besserungshäusern in dieser Beziehung am Meisten zu thun. Im Innern ist die Lage des Sclaven auch bei Weitem nicht so günstig wie an der Küste. Da sehr wenige Afrikaner mehr zur See eingeführt werden, so sind die Sclaven im Innern selten und theuer geworden. In Folge dessen können sie nicht viel für sich verdienen und müssen, wenn sie sich loskaufen wollen, dem Herrn mehr zahlen. Dies wird sich ändern, sobald Brasilien mehr Eisenbahnen hat. Der Pflanzer wird es dann vortheilhaft finden, in den Städten freie Neger zu miethen.

v. d. Decken in Afrika.

Die neuesten Nachrichten, die dieser deutsche Reisende von sich gegeben hat, sind in dem Augenblicke abgegangen, als er sich anschickte, seine lange vorbereiteten Unternehmungen zu beginnen. Er hatte für sie in Europa zwei Dampfschiffe bauen lassen, die in Stücken nach Zanzibar geschafft und dort wieder zusammengesetzt wurden. Der eine kleinere Dampfer, Passepartout, war bereits nach vier Tagen in Stand gebracht. Der größere Dampfer, Welf, machte eine sechsmonatliche Arbeit. Das Schiff ist 119 Fuß lang, 15 Fuß breit, hat nur zwei und einen halben Fuß Tiefgang, besitzt eine Niederdruckmaschine von 45 Pferdekraft und ist mit fünf Geschützen bewaffnet. Seine Besatzung besteht aus zehn Europäern (zumeist Deutschen) und zweiunddreißig Schwarzen. Die europäischen Begleiter des Freiherrn sind Ritter v. Schicky von der österreichischen Kriegsmarine, Maschinenmeister Kauter, ebenfalls ein Oesterreicher, Dr. Link, ein preußischer Militärarzt, der Maler Eduard Trenn, ein hannöver'scher Feuerwerker, ein Jäger, ein zweiter Maschinist, noch ein Jäger, ein Koch und ein Tischler. Am 16. Juni verließ v. d. Decken, von der englischen Corvette Lyra ins Schlepptau genommen, Zanzibar und erreichte nach einem zweitägigen Aufenthalt in Lamoo glücklich Thula. Der Welf bestand seine Probe in der fürchterlich hoch gehenden See vortrefflich. Thula ist eine Insel unter ein Grad südlicher Breite und zwischen ihr und dem Festlande liegt eine ziemlich geschützte Rhede. Schräg gegenüber münden zwei Flüsse, der Thula und der Schamba, die v. d. Decken zuerst erforschen will. Der Thula mündet acht Meilen südlich, der Schamba zwanzig Meilen nördlich. (Die Meilen scheinen neue geographische, 60 auf den Grad oder vier auf die deutsche Meile, zu sein.) Falls der Wasserstand der beiden Flüsse zu niedrig ist, will der Freiherr zuerst den Dschuba befahren. Derselbe mündet einige Minuten südlich vom Aequator und ist nach der Angabe der Eingeborenen der bedeutendste aller ostafrikanischen Flüsse. Woher der Dschuba komme, darüber werden die verschiedensten Vermuthungen aufgestellt. Man sucht seine Quellen an den Schneebergen Kenia und Kilimandscharo, im See Victoria Nyanza und in den abessinischen Alpen. Den letztgenannten Ursprung hält v. d. Decken für den wahrscheinlichsten, und zwar wegen des Laufes, den der Dana und der Ozi nehmen. Er hat beide Flüsse selbst befahren, jedoch nicht weit aufwärts. Der Ozi, den Miani erforschen zu wollen scheint, hat eine geringe Tiefe; sein Flußbett ist nicht breit und die Krümmungen sind bedeutend, so daß der Fluß als Wasserstraße keine große Aussicht bietet. Der etwa zehn Minuten südlicher fließende Dana wäre entschieden vorzuziehen, meint v. d. Decken und fügt hinzu (in einem Briefe an Dr. v. Scherzer): „Uebrigens halte ich den Dana und den Ozi für einen und denselben Fluß, welcher nur ein großes Delta bildet. Ich bin wenigstens etwa dreißig Meilen im Land mit einem Canoe von

Ozi nach dem Dana durch Canäle gelangt.“ Er beſchwert ſich weiterhin, daß ſich Livingſtone für ſeine Erforſchung die von ihm gewählten Punkte ebenfalls auserſehen habe, und es iſt in der That ſeltſam, daß in einem Lande, welches der unbekannten Gegenden ſo viel bietet, ein Reiſender das Prioritätsrecht des andern nicht achtet. „Morgen früh, am 23. Juni,“ ſchließt der Brief, „mache ich mich mit meinem kleinen Dampfer auf den Weg nach dem Thulafluß, von drei Europäern und drei Schwarzen begleitet, und werde dieſen Fluß ſo weit hinauffahren, als ich Fahrwaſſer finde. Herr v. Schickh bleibt auf dem „Welf“ zurück und wird erſt folgen, wenn ſich der Fluß wirklich als ein ſchiffbarer erweiſt.“

Triſtram's Forſchungen in Paläſtina.

Theologen, Alterthumsforſcher und Dichter haben das heilige Land nach allen Richtungen bereiſt und die Welt mit ſeinen hervorſtechendſten Zügen bekannt gemacht. Die Naturgeſchichte des heiligen Landes iſt aber faſt ganz vernachläſſigt worden und höchſtens hat man einmal eine Merkwürdigkeit, z. B. das Vorkommen des Krokodils in einem der Flüſſe, einer Beſprechung unterzogen. Eine vollſtändige, auf eigenen Beobachtungen beruhende Naturgeſchichte des Landes zu geben, hat der Engländer Triſtram zum erſten Male unternommen. Er hat Paläſtina mit einer Geſellſchaft von Naturforſchern zehn Monate bereiſt und die werthvollſten Sammlungen angelegt. Die Bearbeitung der einzelnen Fächer haben Naturforſcher übernommen und ihre Arbeiten ſollen ſpäter mit den von Triſtram und Dr. Günther bereits veröffentlichten zu einer „Synopſis der Flora und Fauna Paläſtina's zuſammengeſetzt werden. Bis jetzt liegen vor von Triſtram eine Reiſebeſchreibung: „Das Land Israels“ und Berichte über die Vögel und Mollusken, von Dr. Günther aber Berichte über die Reptilien und die Fiſche des heiligen Landes.

Die Geſammtzahl der Vögelarten Paläſtina's, die von Mitgliedern der Expedition gefangen oder beobachtet wurden, iſt 322. Aus den großen Claſſen der Gralatores und Natatores werden nicht wenige fehlen. Von jenen 322 Arten figuriren 260 auch in europäiſchen Verzeichniſſen. 31 kommen in Oſtafrika vor, aber nicht in Europa, oder höchſtens auf gelegentlichen Streifzügen, und ſind hauptſächlich Wüſtenvögel aus Nubien und der Sahara. 7 ſtammen aus Oſtaſien, 4 aus Nordaſien, 4, alle zu den Familien der Möven und Meerſchwalben gehörend, vom rothen Meer, und 27 Arten ſind, ſo weit unſere gegenwärtige Kenntniß reicht, als Paläſtina und den angrenzenden Gebieten eigenthümlich zu betrachten. 9 Arten davon werden hier zum erſten Male beſchrieben, die Uebrigen, die wir durch Hemprich und Ehrenberg kennen gelernt haben, ſind bis jetzt nicht nach England gekommen.

Von den Reptilien und Fiſchen Paläſtina's wußten wir bisher ſehr wenig. Beddome, der 1862 in Paläſtina war, hat eine kleine Sammlung mitgebracht, die unter den ungeheuren Maſſen naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände im britiſchen Muſeum ſo gut wie verſchwindet. Die Reptilien und Batrachien, die Triſtram ſich verſchafft hat, gehören zu 40 Arten. Die Meiſten von ihnen ſind mit der Fauna des Mittelmeerbeckens identiſch oder ihr nahe verwandt. Bloß eine Art iſt indiſch. Zwei Eidechſen und eine Schlange werden als neu beſchrieben. Von den Fiſchen, die ſich unter ſiebzehn Arten unterordnen, haben die Meiſten ſyriſche Formen und die Uebrigen beweiſen die Verwandtſchaft der Fauna des Jordans mit jener des Nils und anderer afrikaniſcher Ströme. Im See von Galiläa leben zehn Arten von Fiſchen. Wie ſeltſam, daß von den Tauſenden von Reiſenden, welche dieſe Gewäſſer früher beſucht haben, ſich nicht ein Einziger die Mühe genommen hat, Proben der apoſtoliſchen Fiſche mit nach Hauſe zu bringen.

Die auf dem Lande und in den Flüſſen geſammelten Mollusken beſtehen aus 120 Arten. Triſtram bemerkt über ſie: „Der Charakter der Molluskenfauna Paläſtina's kennzeichnet ſich durch dieſelbe Mannigfaltigkeit, die man auch an der übrigen Fauna und an der Flora wahrnimmt. Sie verräth jedoch mehr Uebereinſtimmung mit dem allgemeinen Charakter des Mittelmeerbeckens und weniger Spuren von einer Beimiſchung afrikaniſcher und indiſcher Formen. Arten des öſtlichen Europa's ſind ſelten, viele Arten hat der Jordan mit dem Nil und dem Euphrat gemeinſchaftlich, eine iſt ihm eigenthümlich. Die ſchöne Gruppe

Achatina, die mehr Feuchtigkeit verlangt, als Palästina sie im Allgemeinen besitzt, wird bloß durch einige unbedeutende und fast mikroskopische Arten vertreten.

Das Gebirge Bayan Aul.

In der Steppe der Kirgisen südlich von der Postenlinie, die von Pawlodar auf Semipalatinsk läuft, erhebt sich aus der Ebene das mauerähnliche Gebirge von Bayan Aul. Seine Felsbildungen sind so grottesk und zum Theil wunderbar, daß sich eine große Zahl von Sagen an sie knüpft. Beim Anblick dieser senkrechten Felsen hält man eine Besteigung des Gebirges für unmöglich, aber es gibt einen zum Gipfel führenden Weg, den die Kirgisen sogar bereiten. Bis auf einen Wald von kränkelnden Tannen, der sich auf einer Seite bis zu einer gewissen Höhe zieht, ist das Gebirge kahl und besteht aus nichts als Steinen. Die Felsart ist Granit, der so glatt und durch die Einwirkung des Wassers so ausgewaschen ist, daß er den sonderbarsten Anblick gewährt. Unten scheint das Gebirge durch eine Aufeinanderschichtung von Steinplatten mit abgerundeten und verwitterten Rändern entstanden zu sein. Diese Steinplatten, die einen Durchmesser von zehn bis zwanzig Metern haben, liegen eine auf der andern und erreichen eine solche Höhe und werden auf eine so unbegreifliche Weise im Gleichgewicht erhalten, daß man nicht ohne Aengstlichkeit unter ihnen durchgehen kann. Bald sieht man Säulen, die im Verhältniß zu ihrem Durchmesser so hoch sind, daß man glaubt, sie müßten von jedem Windhauch bewegt werden, bald ähneln dieses Steingebilde Straßen mit Häusern, oder Grotten, oder Festungswerken, und der Reisende fragt sich in diesem Chaos oft, wo der Ausgang sein könne. Der Gipfel ist ganz anders; dort sieht man keine Glätte, keine abgerundeten Ecken mehr, und Alles ist durch und übereinander geworfen, als habe ein fürchterlicher Stoß die Felsen zerbrochen. Alle geologischen Anzeichen sprechen dafür, daß das ganze Gebirge Bayan Aul ursprünglich eine Insel war, die mit der Hälfte ihrer Höhe aus den Fluthen emporragte und später von unterirdischen Kräften gehoben wurde.

Das Gebirge bietet so viele Phänomene dar, daß die abergläubische Furcht des Kirgisen, der es zur Nachtzeit durchreitet, sich wohl erklärt. Schwitzende und zitternde Steine, Thore, Säulengänge — Alles hat seine Sagen. Wahrhaft merkwürdig ist die folgende Erscheinung. Fast auf dem Gipfel des Gebirges liegt ein See mit süßem Wasser, der ungefähr eine halbe Stunde lang, und nur ein paar tausend Fuß breit ist. In diesem See, der nirgends einen sichtbaren Einfluß oder Ausfluß hat, leben Fische in großer Menge, deren Anwesenheit schwer zu erklären ist. Der Ingenieur Anatole Jaunez Sponville, dessen Bericht über eine Reise in der Kirgisensteppe uns vorliegt, hatte gehört, daß das Wasser zu einer bestimmten Stunde in der Nacht aufkoche, wenn auch nicht der geringste Wind wehe, es steige zugleich und bekomme wieder die Höhe, die es vor der am Tage stattfindenden Verdunstung gehabt habe. Sponville ritt in der Nacht zum See, erreichte ihn aber erst in dem Augenblicke, wo das Kochen aufhörte. Das Wasser war indessen noch sehr bewegt, obgleich die Luft so still war, daß eine angezündete Kerze nicht flackerte. Die Kirgisen erzählten ihm, daß das Phänomen im Winter seltener sei, daß dann aber bei jedem Kochen des Sees seine Eisfläche in Trümmer gehe. Sponville erklärt die Erscheinung auf folgende Weise: Auf einem nahen, fast unersteiglichen Gipfel liegt ein anderer See, der keine Fische hat, nie gefriert und von Quellen gespeist wird. Dieser See liegt höher und steht mit dem kochenden See in unterirdischer Verbindung. Vermindert sich in dem letztern durch Verdunstung das Gewicht des Wassers, so dringt das Wasser des obern Sees ein. Der kochende See ist mithin einfach eine aussetzende Quelle.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 16 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 112.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1866.

Dornröschen.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

I.

In einer armen Stadt.

Der fadenscheinige Vorhang an der Thür bewegte sich noch; der Tritt des Hinabsteigenden ließ sich auf der baufälligen Treppe von Stufe zu Stufe verfolgen. Jetzt war der Scheidende drunten, nun öffnete sich die schwere Hausthür mit seufzendem Laut und fiel dann mit dumpfem Schlage auf das Lederkissen zurück, und im nächsten Augenblick sagte das junge Mädchen, das auf dem Stuhle mehr hockte als saß und das Gesicht an die weder großen noch hellen Scheiben gedrückt hatte, in lebhaftem Ton: „Was für ein hübscher und angenehmer Mann der Cousin ist! Bei dem wird's einmal gelten, was der Pfarrer sagt: Und er soll Dein Herr sein! — Dem traut man's zu."

„Wird der Glaube auch vorhalten, wenn er Dein Herr würde? Denn das wünschest Du, scheint's," warf die Schwester hin, die auf dem zweiten Stuhl in der Fensternische saß und auch jetzt nicht von ihrer Tapisserie aufschaute. Die Stimme klang wundersam weich für die scharfen Worte.

„Mein Herr? Weßhalb nicht?" fragte die Erste und durch das kecke Gesichtchen flog ein beinah übermüthiges Lächeln. „Ich meine, unseren hiesigen Affen und Bären wäre er leicht vorzuziehen. Er ist hübsch, jung, ein Cavalier, reich — ist er reich, Mama?" wandte sie sich plötzlich an die Dame, welche in einem Lehnstuhl am Sophatisch so tief zurückgesunken ruhte, daß man von dem Platze aus, welchen die Fragende in der Nähe des Fensters ein-

nahm, schwerlich etwas von ihrer Gestalt bemerken konnte.

„Reich?“ klang es zurück in einem Ton, von dem schwer zu sagen war, ob er mehr finster oder mehr melancholisch; „mein Kind, Deine Großmutter nennt seine Jahresrente für uns ein Vermögen, das aller Noth ein Ende machen würde.“

„Also abgemacht!“ rief die Junge und war mit einer federleichten, graziösen Wendung vom Stuhl auf und vor dem Spiegel, der über der Console am nächsten Pfeiler hing. Sie strich mit den Fingerspitzen die dunklen Locken zurück, welche sich weiter als nöthig auf die reine Stirn und die rosigen Wangen gedrängt hatten, und nickte dem schönen Bilde im Glase mit einem neuen, übermüthigen Lächeln zu. „Abgemacht, Mama! Diese Rente brauchen wir nicht einmal, sondern für immer, — Du, Großmama, Hermine — o Schwester,“ und sie wandte sich zu dieser und sprach im pathetischen Tone weiter: „O Schwester, die Knospe deiner Liebe wird unter solchem Himmelsthau —“

„Vergiß Dich nur selber nicht,“ wurde sie von der Stickerin unterbrochen, durch deren geneigtes Antlitz bei den letzten Worten der Schwester ein finsterer Zug geglitten war.

„Ich? O von mir ist keine Rede! Mein Lohn ist das Glück, das ich für euch alle erblühen sehe — eine reiche Tafel, eine schöne Toilette, die Seligkeit in den Armen des Heißgeliebten und bisher doch Unerreichbaren —“

Die Sprecherin wurde hier von zwei Seiten unterbrochen; die Schwester nahm mit zornigem Laut ihre Arbeit hastig zusammen, erhob sich jäh vom Sitz und schritt glühenden Gesichts der Thür zu, und während dem sprach eine neue Stimme vom Sopha her mit trocknem, hartem Klang: „Mein Kind, Deine Etourderien werden mir beschwerlich. Ich glaube, es wird Dir nützlich sein, wenn Du Dich in Deinem Zimmer zu fassen und auf das zu besinnen suchst, was sich für die Deinen und Dich selbst schickt. Adieu, mon enfant.“

Die Redende, welche wir, wie angedeutet, bisher noch nicht gehört haben, war eine anscheinend sehr große, alte Dame, die in der Ecke des Sophas in auffällig steifer Haltung saß. Sie benutzte die Rücklehne gar nicht und auch die zur Seite nur so weit, daß sie den scharfen Ellenbogen, welcher zwischen den zurückgeschobenen Spitzen des Aermels und dem langen schwarzen Filethandschuh sichtbar wurde, ganz leicht gegen dieselbe gestützt hatte, während die im Schooß ruhenden, verschlungenen Hände lässig die Daumen um einander spielen ließen. Dies Spiel endete auch während ihrer Worte nicht, und es war überhaupt keine andere Bewegung an ihr sichtbar geworden, als daß sie die bis dahin vor sich hinstarrenden, mächtig großen und runden, dunkelbraunen Augen erhoben und mit einem ihrer Rede entsprechenden harten und kalten Blick der Uebermüthigen zugewendet hatte. Dieser Blick hielt, noch als die Alte schwieg, sein Ziel mit unverändertem Ausdruck fest und folgte der Kleinen, welche, wenn auch mit schmollender Miene, jeden Widerstand und jede Widerrede aufgegeben, durch das große Gemach bis zur Thür und blieb an dieser haften, bis sie geschlossen war und der Vorhang völlig regungslos vor ihr niedersank. Da erst senkte sich das Auge, und Gesicht und Gestalt der Dame nahmen wieder jene Regungslosigkeit an, welche an die Steinbilder erinnern mußte, die wir hie und da auf einem alten Grabmal ausgehauen sehen.

Es war im Zimmer todtenstill, als weile kein lebendes Wesen darin. Es tickte nicht einmal eine Uhr, und von der Straße so wenig, wie aus dem Hause, kam ein einziger Laut störend in das Schweigen.

Nach einer verhältnißmäßig langen Zeit erst wurde wieder ein Wort vernehmbar, und diesmal kam es von der Dame, welche in der Nähe der Alten im Lehnstuhl ruhte, gleichfalls ohne ihre Stellung bisher verändert zu haben.

„Ich verdenk's Dir nicht, Mama,“ sagte sie in dem gleichen, halb finsteren, halb melancholischen Tone wie vorhin, „daß Du Constanze ein wenig zurechtgewiesen, — ihr Mund spricht oft Dinge aus, die man wirklich kaum anhören darf! — im Uebrigen aber scheint sie mir leider Gottes das Richtige getroffen zu haben — nur daß wir es denken, während sie es ausgeplaudert. Wenn es mit dem Vetter wirklich so steht, wie man sagt —“

Die Alte zuckte die Achseln. „Wirklich so steht, wie man sagt? Seltsam, mein Kind!“ sprach sie und wiederum machte

ſich in ihrer Stimme jene Härte und Trockenheit vernehmbar, die wir vorhin das junge Mädchen zurechtweiſen hörten. „Du könnteſt das nach meiner Meinung mindeſtens ebenſo gut wiſſen wie die Anderen.“

„Doch wohl kaum, Mama, da ich mich niemals recht um all die Zweige und Blätter unſeres Stammbaums bekümmert habe — das Laub iſt zu dicht, wenn auch des dürren mehr als des grünen! — und —“

Sie hielt hier inne, ohne daß man zu entſcheiden vermocht hätte, ob nur in Folge eines inneren Antriebes oder weil ihr die Augen der Mutter etwa Schweigen auferlegten, die ſich eben mit aller Größe und Starrheit ihr zuwendeten. Und nach einer kurzen Pauſe redete die Alte auch: „Ja leider, leider haſt Du Dich um dieſen Stammbaum ſtets wenig genug gekümmert, für Dich ſelbſt ſo gut wie für Deine Familie und die Deinen alle! Du hatteſt immer andere Dinge im Auge, gleichviel, ob ſie Dir und uns —“

Weiter kam auch die Matrone nicht. Die Tochter erhob ſich plötzlich mit einer gewiſſen — Ungeduld, darf man wohl ſagen, aus ihrem Stuhl, eine üppige, nur vielleicht etwas zu ſtarke Geſtalt mit ein wenig verlebten, aber noch immer ſchönen Zügen, und ordnete gleichfalls vor dem Spiegel ihre Locken. „Ich denke, das laſſen wir ruhen, Mama,“ ſagte ſie dabei in einem hörbar gelangweilten Ton. „Du ſollteſt mir das am allerwenigſten vorhalten, was meiſtens müßiges Geſchwätz und im Uebrigen längſt abgethan iſt. Ich habe ſicherlich nicht mehr zu bereuen, als jede Andere,“ fügte ſie hinzu, indem ſie ſich jetzt wieder in's Zimmer zurück und gegen die Mutter wandte: „Zucke nur die Achſeln, Mama! Daß ich das miſerable Leben, welches man mir bot, mir ſo erträglich wie möglich machte, das rechne ich mir zum Mindeſten niemals als Sünde an. Jedenfalls wär's dann eine luſtige und beglückende geweſen — damit werde ich ſchon fertig, ſage ich.“

„Wohl Dir,“ ſprach die Alte eiskalt; es hatte ſich nichts in ihrer Haltung geändert und nichts in dem grauen, ſteinernen Geſicht, und die Daumen gingen ſo gleichmäßig um einander herum, als ſeien ſie ein mechaniſches Kunſtwerk.

Die Tochter war zu ihrem Stuhle getreten und ließ ſich jetzt nieder, aber ohne ſich wie vorhin zurückzulehnen. Sie ſtützte ſich nur bequem auf die Seitenlehne, ein wenig gegen die Nachbarin auf dem Sopha geneigt, und nach einer Weile ſprach ſie mit einem leichten, gewiſſermaßen gutmüthigen Lächeln und auch in ähnlichem Ton: „Zanken wir uns nicht, Mama.“

Hatte ſie mit dieſen Worten und Tönen eine Beſchwichtigung und Wiederanknüpfung verſucht, ſo war das indeſſen eine Täuſchung geweſen, denn die Mutter unterbrach ſie mit unveränderter Starrheit: „Ich zanke nie, mein Kind.“

Nach einer kleinen Pauſe ſagte die Tochter mit der gleichen Gutmüthigkeit: „Nun, chère mère, ich meine auch nur: laſſen wir die alten Irrungen und Mißverſtändniſſe, und reden von der Gegenwart, die für uns viel wichtiger ſein muß. Sage mir ein wenig von des Vetters Familie und Umſtänden — ich weiß wenig davon, wiederhole ich, und redete auch über ſeinen Reichthum nur das nach, was Du mir neulich andeuteteſt. Iſt es wirklich ſo? Und in welchem Grade ſind wir eigentlich verwandt? Du begreifſt, Mama,“ fügte ſie hinzu, „*die* Frage dürfte die allerwichtigſte werden für uns — wenigſtens wollen wir es hoffen.“

Die alte Dame zuckte von Neuem die Achſeln. „Seine Großmutter — die Eltern ſind längſt todt, — iſt meine leibliche Tante, die Wittwe des Onkels Eugen Maria, der vor etwa zehn Jahren ſtarb. Das iſt, denke ich, einfach genug. Einen Dispens würdeſt Du alſo ſchon brauchen, wenn es käme, wie Du hoffſt,“ ſetzte ſie mit einem neuen Achſelzucken hinzu. „Ich —“ und zum erſten Mal kam eine Art von Bewegung in das ſtarre Geſicht, indem ſich die Brauen ein wenig zuſammenzogen und die Augen düſterer blickten, — „ich hoffe das nicht, mein Kind, obgleich auch ich mich ſeit acht Tagen ſchon unaufhörlich frage: Was will der junge Menſch hier bei uns?“

Die Tochter ſchüttelte mit einem ſorgloſen Lächeln den Kopf. „Eine Verwandtenreiſe, meine ich,“ ſagte ſie, „vielleicht auch eine Brautſuche — wenigſtens wollen wir uns Mühe geben, daß es eine ſolche wird.“

Die ſtarren Augen hafteten feſt auf ihr und die Matrone fragte in einem eigen-

thümlichen, gedämpften Tone: „Hier oder in Hagen, Leonore?“

Die Tochter lachte hell hinaus. „Mir ist wahrhaftig nicht nach Lachen zu Muth, Mama,“ meinte sie dann, „aber das ist zu komisch! Cousine Emma ist mindestens um ein oder gar zwei Jahre älter als Robert und überdies — soll ich Dir ihr Bild zeichnen, Mama? Aber gleichviel, die Concurrenz halten Hermine und Constanze, hoff' ich, aus.“

„Auch vor der alten Marianne — meinst Du?“ fragte die Greisin, und diesmal klang in der Stimme etwas wie ein Spott, der für Leonore wohl peinlicher sein mußte, als alle Kälte und Härte, denn sie wurde jählings, und wenn auch nur für einen Moment, dunkelroth. „Du bist zwar unendlich unbekannt mit diesen Personen,“ redete die Mutter weiter; „dennoch solltest Du Dich noch ein wenig daran erinnern, daß und wie sich des jungen Menschen Großmutter, die Marianne, vordem von uns abgewendet — von Dir besonders, mein Kind, erinnere Dich nur!“ —

„Bah!“ machte Leonore mit der verächtlichsten Betonung und Bewegung. „Was frage ich nach der Neigung oder Abneigung einer alten langweiligen Frömmlerin!“

„Deren Enkel Du mit Deiner Tochter verheirathen willst,“ warf die Alte trocken hin, „und zwar einen Enkel, den sie erzogen hat und der so abhängig von ihr und ihren Ansichten ist, als es sonst Kinder von den eigenen Eltern zu sein pflegen. Ich wiederhole, Du thust überaus unbekannt mit all diesen Dingen, so daß es mir fast verdächtig wird, wenn ich auch Deinen Zweck nicht recht verstehe,“ redete sie weiter, und ihre Haltung war so steif und ihr Gesicht so steinern wie je, und die Daumen drehten sich im gleichmäßigsten Tempo. „Hast Du es also wirklich nicht erfahren, so will ich Dir sagen, daß grade Marianne damals sich am offensten über Dich geäußert hat — damals, mein Kind — Du verstehst mich wohl! — und daß mir weder etwas von einer Sinnesänderung noch von einem Zerwürfniß mit ihrem Enkel bekannt geworden ist. Ich erfahre sonst dergleichen.“

Es war wieder eine lange Stille im Gemach. Leonore hatte sich von Neuem ganz in den Stuhl zurückgelehnt, so daß sie selbst für die Mutter nur halb sichtbar sein konnte; sie regte sich nicht, und als sie sprach, war es wiederum jener zwischen Düsterheit und Melancholie schwankende Ton, den wir anfangs belauscht. „Und ist Graf Robert wirklich so reich?“ fragte sie.

„Wie ich Dir neulich sagte, mein Kind. Sein Vater war wohlhabend und hat eher zusammengehalten als verschwendet. Sein Großvater, Eugen Maria, war reich, die alte Marianne ist es gleichfalls. — Das alles kommt auf ihn, und dazu —“

„Es ist noch ein Sohn da“, fiel Leonore nachdenklich ein, „der Leo Hagenbach auf Hochdorf — dem bin ich früher einmal begegnet — ein schöner, stattlicher Mann, liebenswürdig und lebenslustig —“

„Verwittwet und kinderlos. Den beerbt Robert Laar gleichfalls, wollte ich eben sagen. Es kommt das ganze Vermögen in seine Hände — rechne immerhin jährlich hundert bis hundertdreißigtausend Gulden. Du rechnest nicht zu hoch.“

„Der Baron Leo kann noch kein alter Mann sein, Mama,“ warf Leonore nachdenklich hin.

„Aber seit elf, zwölf Jahren verwittwet, mein Kind, und immer doch ein hoher Fünfziger. Da heirathet man nicht wieder.“

„Hm, Mama — wir haben auch sonst überraschende Heirathen in der Familie gehabt,“ sagte die Tochter mit gedämpfter Stimme.

Durch die starren Züge der alten Dame zuckte es jäh und heftig, die Augen erhoben sich mit einem düsteren, fast drohenden Blick zu der Tochter und die schmalen Lippen zitterten, so fest sie auch aneinandergepreßt waren. Erst nach einer Weile sagte sie mit gefalteter Stirn dumpf: „Du weißt, ich hasse diese Erinnerungen.“

„Ich bitte dafür um Verzeihung — es entfuhr mir nur so, da doch eine gewisse Aehnlichkeit vorhanden sein möchte,“ erwiderte Leonore wiederum nachdenklich. „Aber lassen wir das gehen, Mama,“ fügte sie dann in offnerem und leichterem Tone hinzu. „Nehmen wir Deine Rechnung für Graf Robert als richtig an — ich verstehe nicht, wie Du dann gegen einen Plan auf ihn sein kannst, der sich uns ja fast von selber aufdrängen muß, wenn man ihn auch noch nicht so fix und fertig vor sich hat, wie vorhin Constanze, und noch weniger ihn so schnell ausspricht. Im

Uebrigen — was nützt hier Umschweif oder Maske, liebe Mutter —." Die Sprecherin erhob sich zugleich und ihr Ton war jetzt weder leicht, noch so düster, wie im bisherigen Verlauf des Gesprächs, sondern beinah so trocken wie derjenige der Alten, — „wenn einmal von solchem Plan überhaupt die Rede ist, bleibt bei Herminens Thorheit Constanze doch die Einzige, die bei ihm in Betracht kommt, und daß wir zum Aufschieben keine Zeit haben — ich glaube, Du täuschest Dich über unsere Umstände so wenig wie wir selbst."

Die Greisin war dieser zum Mindesten seltsamen Rede — denn die Gedankenstriche, welche jetzt die Leser darin finden, waren auch zwischen den gesprochenen Worten zu bemerken gewesen und schienen fast noch mehr Stoff zum Nachdenken zu gewähren als die vernehmbaren Laute selber, — mit mehr Aufmerksamkeit gefolgt, als wir sie bisher anscheinend aufwenden sahen. Waren doch sogar die Daumen zur Ruhe gekommen und die Augen wirklich auf der Tochter haften geblieben. Und nun, da Leonore schwieg, sagte sie nach einer kleinen Pause auch in hörbar bewegterem Tone: „Deinem Plane entgegen sein, mein Kind? Was fällt Dir ein? Woraus schließest Du das? Mache Du doch Pläne, so viel Du willst, und führe sie aus, so gut Du kannst, und würde aus diesem etwas, so wollte ich Dir von Herzen gratuliren, — heißt das, wenn Constanze Lust hat, auf deine Intentionen ebensoviel einzugehen wie auf ihre eigenen und sich auch später Deinem Interesse ergeben zu zeigen —"

„Mama, das ist seltsam! Du zweifelst doch nicht —"

„Ich zweifle an Manchem, mein Kind, was Anderen unableugbar erscheint, und ich glaube an Dies und Jenes, was Du vielleicht für unglaublich hältst. Wer lange lebt und sich Illusionen fern hält, lernt Beides. Aber von alle dem ist keine Rede. Macht euren Plan und führt ihn aus — mir recht, aus mehr als einem Grunde. Mich aber beschäftigt mit Deiner Erlaubniß für jetzt die Frage mehr und wesentlicher, die ich schon vorhin that und von Dir so seltsam beantwortet erhielt: Was will er hier? Oder besser vielleicht: Was *soll* er hier? Ist das ein reiner, zufälliger Einfall, frage ich, oder ein wohlüberlegter Entschluß mit einem ernstlich verfolgten Zweck? Von Deiner sublimen Erklärung erlaubst Du mir wohl zu schweigen und es auszusprechen: Marianne und die Ihren haben sich uns — man möchte sagen, schon seit mehr als einer Generation — selten genähert; wo das aber einmal geschah, war sicherlich etwas dabei, das uns verzweifelt wenig Vergnügen und diese Verwandten uns kaum theurer machte. Das ist mit einem Wort das Lange und Kurze von dieser Affaire," schloß sie und legte den vom Schooß genommenen Fächer mit bemerkbarer Kraft auf den Tisch, „und was Du willst und was Du thust, Du würdest nach meiner besten Ueberzeugung ungewöhnlich klug handeln, wolltest Du Dein Aug' für jede seiner Mienen und Bewegungen und Dein Ohr für jeden Ton und jeden Laut offen halten. Deine Art, weiß ich, ist das freilich nicht."

Leonore hatte während dieser Worte in der Nähe der Mutter gestanden und durch ihre ganze Haltung bewiesen, daß sie, um der letzten unumwundenen und herben Bemerkung zu gedenken, doch auch sehr wohl von dieser Art abweichen und vortrefflich Acht geben könne. Den Angriff selbst ignorirte sie — vielleicht hatte sie ihn gar nicht recht gehört, — und ging, da die Mutter schwieg, wieder einmal mit sorgenvoller, ja düsterer Miene und den Kopf auf die Hand gestützt, ein paar mal leise hin und her. Dann blieb sie neben dem Lehnstuhl stehen und sprach gedämpft: „So oder so, Mama — resigniren kann ich diesmal nicht, gleichviel, ob wir ausnahmsweise Glück haben oder wie gewöhnlich Unglück. Wer am Ertrinken ist, greift nach einem Strohhalm — das ist ja zum Sprichwort geworden, weil's so oft passirt und so richtig ist! — und zu ertragen vermag ich unsere jetzige Lage auch nicht länger. Es *muß* sich Hilfe finden, oder —" und in das Gesicht der Sprecherin trat ein Zug, der an die versteinerte Miene der Mutter erinnerte, — „oder man wird vielleicht mehr und Schlimmeres über uns zu sprechen haben, als man vordem über mich allein gethan hat. Du hassest diese entfernten Verwandten," fügte sie hörbar erbittert hinzu, „Du beargwöhnst sie und klagst sie an; ich halte mich damit mehr in der Nähe. Onkel Joseph residirt auf Hagen in Pracht und Ueberfluß, während wir nicht das nackte Leben haben, und denkt nicht daran,

uns zu helfen. Das Nadelgeld einer seiner Vogelscheuchen von Töchtern — aber genug davon! Ich will mich nicht echauffiren — umsonst!"

Es trat wirklich etwas wie ein Lächeln in die starren Züge der Alten; sie sagte jedoch nichts, und erst als Leonore mit unveränderter Aufregung bemerkte: „Wenn Du mir nur einen einzigen wirklichen Grund für Deinen Argwohn gegen diese Menschen, für Deine Mahnung zur Vorsicht angeben könntest!" — versetzte sie, nicht nur schon wieder starr, sondern sogar mit einer Erneuerung des Krampfes, der vorhin einmal ihre Züge verzerrt hatte: „Den kann ich Dir nennen, mein Kind! Ich habe vor acht Tagen einen Brief jenes — Verfluchten erhalten, und er war von demselben Ort datirt, wo auch die alte Marianne in diesem Sommer gewesen. Genügt's?"

Und ohne auf eine Antwort zu warten, erhob sie sich und stand in so steifer Haltung, wie sie gesessen, eine große, dürre Gestalt, welche die engen Kleider noch auffälliger erscheinen ließen. Und sie nahm den Hut von einem Nebentischchen und setzte ihn auf, nicht vor dem Spiegel, und dann endlich sprach sie völlig im alten Ton, kalt, trocken und herb: „Gott befohlen, mein Kind. Ich will fahren, und wann ich wieder hereinkomme, weiß ich nicht. Willst Du mit den Kleinen auf ein paar Wochen zu uns kommen, so wird uns das recht sein, weißt Du, und könntest Du den jungen Menschen mitbringen, so wäre es noch besser. Adieu, mon enfant."

Ein leichtes Nicken, eine Berührung der beiderseitigen Fingerspitzen, und sie ging starr davon und hinaus, mit so außerordentlich leisem Schritt, mit einem so geräuschlosen Oeffnen und Schließen der Thür, daß es auf Jemand, der es zum ersten Mal beobachtete, einen sehr überraschenden Eindruck hätte machen müssen. Er würde grade das Gegentheil von dieser Erscheinung erwartet haben.

Leonore freilich fand darin nichts Besonderes. Sie hatte vielmehr gar nicht darauf geachtet und der Scheidenden nicht nachgesehen, sondern nach dem sogenannten Händedruck das Auge mit düsterem Blick auf dem Boden haften lassen. Sie bemerkte in der Stimmung, welche sie für den Moment beherrschte, nicht einmal, daß eine andre Thür in der Ecke des Gemachs, in der oberen Hälfte mit durch weiße Vorhänge verhüllten Glasscheiben versehen, leise geöffnet wurde und einen dunklen Lockenkopf und ein hübsches, keckes Gesichtchen hereinlauschen ließ. Ja sie sah es nicht, langsam und zögernd war Constanze freilich am wenigsten —, daß das Mädchen nun ganz hereintrat, herbeieilte; und erst da der zarte Arm sich um sie legte und die feine Hand die ihre faßte, zuckte sie zusammen und sah auf, mit unwilligem Blick, mit verdrießlichem Laut.

„Mama, was verstimmt Dich so?" fragte die Kleine mit einem so zärtlichen Ton, wie wir ihn nach ihrem früheren Gebahren ihr schwerlich zugetraut haben möchten. „Doch nicht das Gerede der Großmutter — Worte beißen nicht, hast Du ja selber oft genug gesagt, — und über all' die mysteriösen Andeutungen wirst Du Dich doch nicht ärgern oder quälen, die, ich wette darauf, für Großmama selbst ebenso mysteriös sind wie für uns Hörer?"

Die Augen der Dame ruhten mit einem gleichfalls beinah zärtlichen Blick auf der anmuthigen Tochter und sie fragte in einem nichts weniger als strengen Ton: „Hast du gehorcht, Thörin?"

„Gewiß, Mama, was sollt' ich denn Anderes thun? Etwa nach Befehl mich mit der maulenden Hermine herumplagen? Oder mich mit Nachdenken quälen und dabei auf noch größere Thorheiten kommen, als ihr mir ohnehin schon nachrühmt? Hätte ich nur etwas Anderes erlauscht als all das — dumme Zeug, von dem ich kein Wort verstand, als daß Du's zuletzt immer schwerer und schwerer nahmst, so, wie ich Dich gar nicht kenne, Mama! Du bist sonst doch stets die Leichtherzigste von uns und — wir sind ja doch nicht schlimmer daran als eigentlich immer? Contrair, Mama," fügte sie mit einem Aufleuchten des früheren Uebermuths hinzu, „ich meine besser! Denn was ich vorhin so aus heller Verzweiflung heraustollte, weil ich bei all dem Schweigen und den sérieusen Worten beinah erstickte und nothwendig ein wenig Leben in euch bringen mußte, — sieh, Mama, das könnte mein voller Ernst werden. Der Cousin gefällt mir wirklich — es ist etwas aus ihm zu machen. Nur Großmama muß uns mit ihrer Kälte, ihrem Argwohn, ihrem Spä-

ben vom Leibe bleiben. Dabei friert selbst Unsereins ein oder verliert doch allen Lebensmuth. Hast Du's nicht gemerkt, seit sie da, war der Cousin wie ausgetauscht."

Leonore holte so tief Luft, daß es beinah wie ein Seufzer klang. „Ja, viel Annehmlichkeit pflegt Deine Großmutter den Ihren nicht mitzubringen," redete sie dann. „Sie nimmt Einem obendrein noch, was man sich etwa davon bewahrt hat. Mir wenigstens geht's so. Was hab' ich mich sonst vom Leben wenig anfechten lassen und wie schwer nehme ich's jetzt! Verdruß und Mißgunst, Sorgen und Grillen sind nun meine täglichen Gäste, und wenn wir wirklich gar zu den Alten hinausmüßten —"

„Nur das nicht, Mama, nur das nicht!" unterbrach Constanze ungestüm diese Rede. „Lieber hier hungern als draußen — schlemmen thun sie dort freilich auch nicht," fügte sie sarkastisch hinzu.

„Hungern — wäre es nur das!" sprach die Dame, indem sie leise den Kopf schüttelte. „Aber dabei fällt mir ein, daß Graf Laar heut' Abend wiederkommen will und daß unser Tisch leer ist. Geh', mein Kind, und sieh' nach, was noch etwa anzuschaffen ist, damit er doch nicht gleich uns hungern und dürsten muß. Für Hermine ist das zu prosaisch. Geh', mein Kind; ich will noch einen Brief schreiben — noch einen!"

Das Mädchen ging, die Mutter blieb zurück und kramte aus einem Secretär ein unsauberes Schreibgeschirr und aus einer Mappe einen Bogen Papier hervor — das eine schien lange nicht gebraucht, von dem andern nur ein geringer Vorrath zu sein. Wohin man hier blickte, war Verfall und Mangel.

Die Dame setzte sich an die niedergelassene Klappe, aber zum Schreiben kam sie nicht, sondern saß, die Wange auf die Hand gestützt und die Augen gesenkt, alsbald wieder in dem Stuhle zurückgelehnt, schweigend und regungslos. Von dem leichten Sinn, den die Tochter ihr, den sie selbst sich nachgerühmt, den wir gleichfalls vorhin wenigstens noch einmal aufblitzen sahen, ließ sich jetzt nichts mehr bemerken. Es lag sichtbar ein Druck auf ihr, der selbst den Körper niederhielt und für den Geist nichts übrig ließ als das, was unter Umständen die allertraurigste Beschäftigung desselben sein kann — die Erinnerung. Es gab viel, viel in der Vergangenheit, das die Dame niemals zu vergessen vermochte, dessen sie sich erfreuen mochte, das sie nicht bereuen wollte, das sie wie überwunden betrachtete, und Alles contrastirte mit dem, was die Gegenwart bot, auf das Allerschärfste. Dabei bleibt Niemand heiter oder auch nur muthig.

Die Familie der Freiherren von Hagenbach, der ihre Mutter entstammte, war eine alte und edle, eine vornehme und reiche, ja man hielt sie, obgleich sie nicht zum hohen Adel zu rechnen war, doch fast für die angesehenste des Landes und ehrte sie am Throne so gut wie unter den Standesgenossen, in allen Classen als solche. Dahin hatte es der alte Joseph Eugen — diese Namensverbindung war in der Familie heimisch — gebracht, der zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts starb und den Ruhm eines deutschen Ehren- und Kernmannes mit in's Grab nahm. Er hatte bewiesen, was man durch eine vernünftige und kluge Wirthschaft selbst damals erreichen konnte; er hinterließ seine Besitzungen dem Erbherrn um das Doppelte vergrößert und um das Zehnfache verbessert und konnte seinen zahlreichen Kindern außer dem sehr großen Vermögen ihrer Mutter auch aus seinen eigenen Ersparnissen Summen zuwenden, durch welche die Bevorzugung des Erstgeborenen den Geschwistern weniger empfindlich werden mußte und ihnen Allen ein standesgemäßes Leben ermöglicht wurde.

Eine wie große Ausnahme ein solches Verfahren und wie böse Folgen die gewöhnliche Handlungsweise herbeizuführen vermöchte, zeigte sich indessen in derselben Familie, und zwar schon bei dem Sohne des Alten, dem Vater jener versteinerten alten Frau, in welcher wir Leonorens Mutter kennen lernten. Zu Anfang desselben Sinnes wie der Vorfahr, hatte er nicht nur die Heirath der genannten Tochter — sie hieß Eugenie — mit einem sehr geliebten, aber auch sehr armen Grafen von Meeran zugegeben und das junge Paar auf das Väterlichste unterstützt, sondern auch den übrigen nachgeborenen Kindern das Vermögen ihrer gleichfalls reichen Mutter sicher in Aussicht gestellt. Bei seinem Tode fand sich indessen leider etwas ganz Anderes. Das erwähnte Vermögen war bis auf ganz geringe Summen, nach Uebereinkunft der

Gatten, zum Majorat geschlagen und den übrigen Kindern, selbst der geliebten und bevorzugten Tochter, blieb wenig mehr als die nackte Armuth. Es blieb zweifelhaft, ob der Verstorbene nur durch seinen plötzlichen Tod verhindert worden, gerechter für sie zu sorgen.

Wie diese Ungerechtigkeit auf die anderen Geschwister wirkte, interessirt uns hier noch nicht; die Gräfin Meeran hatte sie aber bis in's Leben getroffen, sie nicht nur gegen die Eltern, sondern auch gegen alle Welt verbittert, wo sie fortan nichts mehr als Gegner sah, mit denen sie um ihren Vortheil zu kämpfen. habe, und sie mit einem Wort zu der harten und starren, geizigen, mißgünstigen, rachsüchtigen Frau gemacht, für die man sie nicht bloß im Kreise der Familie erkennen wollte. Es war ihr freilich Vieles, wo nicht Alles im Leben fehl geschlagen, — der Gatte ein schwacher, unbedeutender Mann, an dem sie niemals eine Stütze gehabt und für den sie sich nicht einmal jene gewisse Achtung zu erhalten vermocht hatte, welche andere Ehen wenigstens nicht ganz unglücklich werden läßt; das Erbe der Geschwister und anderer Verwandten, auf das sie, wie gering es auch sein mochte, dennoch gerechnet, gleichfalls verloren — ihr gestohlen, hieß sie es; zu den höchsten Ansprüchen erzogen und bis in ihre besten Jahre nie auch nur an den Gedanken an eine Entbehrung gewöhnt, und nun zu einem täglichen Entbehren verurtheilt, — es war nicht wenig, was ihr auferlegt worden, müssen wir wiederholen, selbst wenn das Mißgeschick sich auch nur auf die angeführten Punkte beschränkt hätte.

Allein es blieb nicht einmal bei ihnen — Glück und Unglück kommt in Haufen, sagt das Volk — und die Jahre, die vorüberrollten, besserten in ihren Umständen und Aussichten nichts, sondern brachten immer mehr des Schlimmen. Der Majoratsherr, ihr Bruder, hatte nur Töchter; der nächstberechtigte Erbe, jener Baron Leo, dessen wir erwähnen hörten, war kinderlos, und es stand daher ihr eigener Sohn dem Besitze nicht mehr fern, da in der Familie die Nachkommen der Töchter schon mehrmals zur Herrschaft gelangt waren. Allein ihr Sohn, den sie reich verheirathet, hatte Frau und Kind nach kurzer Ehe verloren und weigerte sich seitdem auf das Entschiedenste einer neuen Heirath, ein kranker und trauriger Mann und obendrein, ohne daß man in ferneren Kreisen den Grund erfuhr, von der Mutter in kaum verhehlter Feindschaft geschieden. Endlich, ihre Tochter Leonore hatte sie gleichfalls an einen schwer reichen Mann verheirathet, einen hochbejahrten, verwittweten, aber kinderlosen Grafen von Werth, dessen Vermögen beim bald zu erwartenden Heimfall dann Alles wieder gut und die ganze Familie glücklich machen konnte, — so unumwunden rechnete Gräfin Eugenie und die Welt rechnete ihr nicht minder offen nach. Jedoch auch hier zeigte sich der böse Rechnungsfehler, daß Herr von Werth erstens viel länger lebte als man erwartet, und zweitens seiner Frau, — die beiden Kinder hatte er stets nur mit einem spöttischen Lächeln die Seinen nennen wollen — nichts hinterließ als Schulden. Er hatte sein Vermögen durchgebracht, indem er sich noch in seinem Alter einer Lebensweise hingab, welche ihm lebend und todt einen nichts weniger als beneidenswerthen Ruf eintrug. Er selbst hatte dieselbe auf dem Sterbebett damit beschönigt, daß er nach seinem Tode alle Erbstreitigkeiten unmöglich machen wolle, indem er selber sein Erbe auf die für ihn angenehmste Weise aufnütze.

Das war, was von den Vorfahren und der Mutter aus an die Frau herantrat, welche noch immer vor dem Schreibsecretär ihren finstern Gedanken nachhing — es war freilich noch Anderes genug da, über das sie leicht hinwegging, was sie vielleicht auch gar nicht recht wußte, sondern nur ahnte; wir wissen schon, daß sie sich weder um den Stammbaum noch um die Geschichte oder die lebenden Glieder ihrer mütterlichen Familie viel gekümmert hatte. Und in den letzten Punkten war auch der Uebergang zu dem eigenen Leben gegeben. Sie sah sich als ältestes Kind ihrer noch glücksfrohen Mutter — sie hatte die im Leben so generösen und im Tode so ungerechten Großeltern gut genug gekannt! — sie litt unter dem hereinbrechenden Mangel und der geistigen Verbitterung des Vaterhauses; sie war — ein hartes, aber wahres Wort! — auf den Markt gestellt und verhandelt worden an den nicht geachteten, geschweige denn geliebten Greis; sie hatte dem Leben die lustigsten Seiten abzugewinnen versucht und sich weniger an das Ur-

theil der Welt gekehrt als ihrem Temperament nachgegeben. Sie hatte mit einem Wort gelebt, wie das Vermögen des Gatten, wie seine Gleichgiltigkeit es ihr gestattete, wie es ihrer eigenen Sorglosigkeit entsprach. Und sie fand sich nach seinem Tode jählings in eine Lage versetzt, von der sie bisher keine Ahnung gehabt. Denn als wäre in jenem frivolen Ausspruch, den wir vom Grafen Werth angeführt, doch etwas Anderes als nur ein grausamer Spott gewesen, hatte er seinen Vermögensruin bis an seinen Tod fast vollständig vor den Seinen wie vor aller Welt zu verbergen verstanden.

Die Tage, da sie in glänzenden Kreisen die Königin der Feste und der Herzen gewesen, die waren auf Nimmerwiederkehr dahin, und man wußte in diesen Kreisen nichts mehr von ihr, als daß sie zu jenen Erinnerungen gehörte, die man, wenn sie überhaupt einmal auftauchen, achselzuckend oder gar verstimmt sobald wie möglich auf die Seite schiebt.

Und sie saß in der alten räucherigen, verkommenen Stadt, in dem schier ruinenhaften Hause, weil ihre Armuth in der gleich armen Umgebung am wenigsten auffiel und die herrschende Billigkeit ein selbständiges Weiterleben wenigstens nicht durchaus unmöglich machte. Denn wenn sie auch in der Nähe der Ihren weilte, wollte sie doch nicht ganz zu ihnen zurückkehren, zu stolz oder zu scheu, um das Urtheil und die Vorwürfe der Welt sich in diesen Kreisen mit noch vermehrter Schärfe wiederholen zu lassen. Es war ein Leben, wie es für diese Frau grade kaum unerträglicher gedacht werden konnte; ihre ganze Natur nicht nur, sondern auch ihre ganze Vergangenheit lehnte sich leidenschaftlich dagegen auf. Und die Töchter — die einzigen Wesen vielleicht, denen sie eine Art von Liebe widmete — dem gleichen Loose verfallen, — und dann endlich der reiche Cousin, der erste aus der ganzen Familie, der sich ihr wirklich munter und unbefangen, freundlich genaht.

Es war so viel, viel, was aus der Vergangenheit und Gegenwart, ja selbst aus der Zukunft vor den Augen der niedergedrückten Frau vorüberzog! — Und der Brief wurde heute noch nicht geschrieben.

II.

Romantische Plaudereien.

Am Abend, der diesem schlimmen Morgen folgte, sah es freilich in dem Gemache so gut, wie mit der schwermüthigen Dame ganz anders aus. Es zeigte sich in dem weiten Raume nicht grade Glanz und Pracht, aber doch Ordnung und eine Art von der behaglichen und ruhigen Vornehmheit, wie wir sie in den Wohnräumen einer alten Familie finden mögen, welche sich fern von Ostentation in der ihr gewohnten und bequemen Einfachheit hält, sicher daß sie von jedem ihrer Gäste richtig gewürdigt werde. Die Kerzen waren ganz gewöhnliche, allein es waren ihrer genug, um ein grade angenehmes Licht zu verbreiten; es stand nicht viel Silber auf dem Tische, wie es übrigens bei einem so einfachen Abendessen — eigentlich war's nur ein sogenannter Thee — auch gar nicht an Ort und Stelle gewesen wäre, das Service zeigte sich jedoch von altem Sèvresporcellan und einige andere Stücke — Wasserkrug und Gläser — waren von noch größerem Werth, ja für jeden Kenner wahre Cabinetsstücke aus der besten Zeit unserer alten deutschen Kunst. Endlich die Schalen und Flaschen enthielten auch, was einem guten Appetit die trostvolle Versicherung gab, daß für ihn volle Befriedigung an diesem Tische zu finden sein würde — eine Erkenntniß, welche auf die Stimmung der meisten von uns eine bei Weitem nachhaltigere und erfreulichere Wirkung zu haben pflegt, als es „zartbesaitete" Gemüther gelten lassen wollen.

Graf Robert Laar, der Cousin und Gast, war ein noch junger Mann von wenig Prätensionen, und heiter genug geartet, um es sich überall und leicht wohl werden zu lassen, auch vernünftig und einfach genug erzogen, um dort, wo er sich aufhielt, einen nicht allzu großen Werth auf die besseren oder schlechteren Glücksumstände zu legen, die ihm entgegentraten. Er wußte im Ganzen ungefähr, wie es mit der Familie stand, die er heimgesucht, und hatte sich bei den zwei Besuchen, welche ihn bisher zu ihr geführt, davon durch den Augenschein überzeugen können, daß die ihm gewordenen Mittheilungen nicht übertrieben zu nennen waren. Alles, was er im Hause, im Zimmer, ja an den Damen selbst gesehen, sprach von der Beschränktheit ihrer Lage,

allein was den jungen, an ganz andere Zustände und eine gänzlich verschiedene Lebensweise gewöhnten Mann schier unheimlich berührt und fast zurückgeschreckt hatte, war die grenzenlose Gleichgiltigkeit gegen diese Glücksumstände, die ihm überall entgegengetreten, die Vernachlässigung und Unordnung — Unsauberkeit, hätte man's beinah' heißen mögen! — in der Umgebung; die Reste eines nichts weniger als luxuriösen Frühstücks, die man bei seinem Eintritt entfernt; die zu Hauskleidern degradirten alten Staatsgewänder, welche wenigstens die Mutter kleideten; der leichtherzige — auch hier hatte der junge Mann nur mit Mühe eine andere Bezeichnung zurückgehalten — Ton der ihm gebotenen Unterhaltung, und was sich noch sonst in dieser Weise daran schloß.

Das fand er nun zu seiner Ueberraschung und wirklichen Freude heut' Abend sehr verändert — schon bei seinem Eintritt fiel es wie eine Art Last von ihm ab und wurde ihm heimlich zu Muth, und dieser Eindruck steigerte sich noch, da er neben dem wohlbesetzten, einladenden Tisch vor der Dame stand, die sich in einfacher, aber geschmackvoller und der Jahreszeit entsprechender Kleidung vom Lehnstuhl erhoben hatte und ihm freundlich die Hand zum Kuß bot, mit einem heiteren Blick der glänzenden Augen und den Worten: „Von Herzen willkommen, Cousin!"

Die Töchter waren noch nicht da. Statt ihrer saß ein Herr in der Sophaecke, oder ruhte dort vielmehr zusammengesunken, nachdem er zur Begrüßung des Gastes nur eine flüchtige Bewegung gemacht, welche ihm, der sehr müde oder angegriffen zu sein schien, sichtbar nicht leicht wurde, — ein noch junger Mann, dessen Gesichtsfarbe und Züge jedoch gleichfalls jene mühsame Bewegung erklärten, und in dessen dunkles Haar sich bereits silberweiße Fäden gemischt hatten.

„Bruder Eugen," stellte Gräfin Leonore vor, „dies ist der Vetter Robert Laar, der sich einige Tage bei dem Onkel in Hagen aufhielt und nun freundlicherweise auch bei uns einspricht — wir wissen solche Aufmerksamkeit zu schätzen, Cousin," fügte sie mit einer Art von anmuthiger Heiterkeit hinzu, in der sich keine Spur von Empfindlichkeit erhorchen ließ; „die Ihren dort drüben haben uns nicht verwöhnt." Und auf ihren Bruder deutend, der, wie gesagt, schon wieder in die Ecke zurückgesunken war, schloß sie, jetzt mit fast innigem Tone: „Sie müssen mit meinem Bruder Nachsicht haben, lieber Robert; er ist, betrübend genug, fast immer leidend und jetzt obendrein vor Kurzem sehr krank gewesen, so daß mich der Ausflug zu uns recht ernstlich erschreckt hat.

„Machen Sie's sich bequem," fuhr sie nach einigen zwischen den Dreien gewechselten Reden fort, — „zum ersten Mal, eigentlich, Cousin, wenn Sie auch schon zweimal da waren. Ich mag an diese Besuche gar nicht gern denken — was müssen Sie für einen Begriff von unserm Leben, ja von uns selbst erhalten haben!" Und ohne auf die herkömmliche artige Einwendung zu achten, sprach sie mit leisem Kopfschütteln und einem fast weichen Lächeln weiter: „Ich habe keinen Grund zu verheimlichen, daß es uns nicht zum Besten geht — man weiß in der Welt ja mehr als genug davon, und wer es noch nicht wüßte, dem würde es unser Aufenthalt in dieser traurigen Stadt und dieser Hausruine deutlich genug sagen. Wir haben dieses Leben nicht gewählt, aber auch nicht verschuldet — doch wir wollen das traurige Thema nicht weiter verfolgen. Ich wollte auch nur bemerken, daß sich trotz aller solcher Beschränkung die Würde und die Anmuth des Lebens aufrecht erhalten läßt und daß Sie die vermißt haben mögen. Es geht uns schlimm, Vetter," fügte sie mit erneutem Kopfschütteln hinzu. „Die beiden Alten, welche uns zu unserer Bedienung auch im Unglück treu blieben, lagen hart darnieder und wir waren bis heute, ja selbst heut' noch, auf uns selbst oder auf gemiethete Hilfe angewiesen. — Wohl dem, der niemals dergleichen Zustände kennen zu lernen hat!" schloß sie seufzend. „Das Unglück wird grade durch solche kleine Nadelstiche doppelt fühlbar und schwer."

Es war in diesen Worten und in der ganzen Weise der Gräfin etwas so Offenes hier, so Würdiges und Gefaßtes da, daß Robert, der dem bisherigen Auftreten der Dame noch nichts Aehnliches hatte entnehmen können, sich dadurch auf das Lebhafteste angesprochen fand. Es kamen eben auch die beiden Töchter herein — die stille Hermine, deren Ernst hart an Verstimmung

und Verdrießlichkeit gegrenzt haben würde, wenn die Schönheit der feinen, regelmäßigen Züge nicht den Beobachter dieſen Fehler leicht hätte überſehen laſſen; die übermüthige Conſtanze, die jedoch heut' Abend in einer Haltung erſchien, welche des jungen Mannes Aufmerkſamkeit ihr ſtets von Neuem heimlich zuwandte: ſo maßvoll war ſie, ſo freundlich, ſo — verſtändig, hätte man's heißen mögen, mit einem leiſen Zuge von Ernſt und Nachdenken auf der klaren Stirn, und dennoch aus dieſer verhältnißmäßigen Ruhe hie und da mit der ganzen Fröhlichkeit und dem ganzen Ungeſtüm ihrer Natur aufflatternd wie eine Lerche, der es hier unten in dem Staub und Kraut zu langweilig und eng wird und die ſich jauchzend hinaufwirft in ihr luftiges, ſonniges Gebiet.

Das „traurige Thema," wie Gräfin Leonore ihre entſchuldigenden und erklärenden Reden geheißen, war wirklich zu Ende. Die Unterhaltung nahm alle Glieder des kleinen Kreiſes in Anſpruch, und man fing an ſich zu gefallen und wohl zu fühlen. Selbſt der kranke Mann in der Sophaecke lebte auf, und man ſah wohl ein Lächeln durch die bleichen Züge gleiten oder hörte auch ein munteres, ja ſcherzendes Wort ſich in die Plaudereien der Andern miſchen.

Gräfin Leonore hatte, wie wir erfuhren, vordem in der großen, ja in der größten Welt gelebt und geglänzt, und von den bedeutenden Menſchen, an denen dieſer Zeitraum zu Ende des einen, zu Anfang des andern Jahrhunderts ſo reich war, hatten die meiſten ſo oder ſo einmal ihre Lebenskreiſe berührt, die Heerführer und Staatsmänner, die Dichter und Gelehrten, die Künſtler, die geiſtvollen Leute — es gab deren damals, die ſich mit dieſem Titel begnügten — die Damen endlich, berühmt durch ihren Geiſt oder ihre Schönheit — es war ein wunderbarer, glanzvoller Kreis, wie man ihn nie wieder, weder vorher noch nachher, ſich vereinen ſah, wenn man freilich auch zugeſtehen muß, daß es kaum jemals eine Zeit gab, wo die Menſchen ſo viel Veranlaſſung und Gelegenheit fanden, aus dem Dunkel des vereinzelten, des herkömmlichen ſtillen Tageslebens herauszutreten und ſich mit all ihren Vorzügen und Mängeln der Welt zu zeigen, wo ſo viel Ruhm erworben, ſo viel Liebe verlangt und gewährt, wo die Schönheit, der Geiſt ſo umworben und gefeiert wurde, wo man endlich die Gegenwart ſo ganz genoß und von dem Vor- und Nachher ſo wenig wiſſen mochte.

In dieſem Wirbel war die Gräfin daheim geweſen, und man mußte ihr wohl zugeſtehen, daß ſie ſich in ihm nicht bloß unbedächtig hatte forttreiben laſſen, ſondern auch geſehen und gehört, beobachtet und geurtheilt hatte und das Erfahrene auf das Anziehendſte wiederzugeben verſtand, — nicht in langen Berichten, die jede Unterhaltung eines Kreiſes vernichten, ſondern in raſchen, kecken, glänzenden und pikanten Zügen, hie und da hingeworfen, luſtige Illuſtrationen des ruhig fortlaufenden Textes.

Der Gaſt freilich ſtand ſeinerſeits gleichfalls nicht zurück. So jung er auch noch war, hatte er doch ſchon ein bewegtes Leben hinter ſich, da er ſich an den gewaltigen Kämpfen, welche Deutſchland von der Herrſchaft der Fremden befreit hatten, gleich den meiſten Altersgenoſſen mit Leib und Seele betheiligt, während er nachher auf einer Univerſität ernſten Studien obgelegen, und dazwiſchen und ſpäter auf ausgedehnten Reiſen ſich die Welt angeſehen, und wiederum bei der alten Großmutter und dem Onkel, auf den eigenen Beſitzungen den Zauber und Segen der Heimath und des ſtillen Familienlebens genoſſen hatte. Auch davon wurden heut' Abend Klänge laut, die grade in dieſem Kreiſe, auf die Mutter und die Töchter, ſelbſt auf den Grafen Eugen, vom tiefſten Eindruck ſein mochten — waren ſie doch ſo fremd für dieſe Menſchen, welchen ihr Daheim faſt nur wie eine Art Gefängniß erſcheinen mußte und die in der Familie kaum etwas anderes als Zwietracht, Sorgen und Noth kennen gelernt hatten.

„Ihre Großmutter," ſagte Gräfin Leonore in nachdenklichem Ton, da im Geſpräch eine Pauſe eingetreten war, nachdem der junge Mann der ehrwürdigen Verwandten eben mit beſonderer Liebe gedacht; „Ihre Großmutter, Couſin — was beſchwören Sie mit ihr für ein Bild, für eine Zeit vor mir herauf! — Ich erinnere mich ihrer nur aus meiner früheſten Jugendzeit und habe ſie ſeit meinem Vermählungstage, glaube ich, nicht wieder geſehen — ſie war damals ſchon bejahrt

und muß jetzt sehr alt sein. Ist sie denn immer noch wohl und kräftig — aufgelegt zu solchen Reisen, wie Sie eben davon sprachen?"

„Gottlob ja," versetzte der Gast mit innigem Ton und Blick. „Sie ist gesund und rüstig, sie ist heiter und theilnehmend, liebenswürdig und ehrwürdig, beides, ein wahres Prachtstück von einer alten Dame, die mir immer jene Anekdoten in's Gedächtniß bringt, nach denen die berühmte oder berüchtigte Ninon noch im achtzigsten Jahre Leidenschaft einzuflößen vermochte. Ich protestire sonst freilich feierlich gegen jede Vergleichung meiner theuren alten Großmama mit jener Schönheit," fügte er munter hinzu, „aber hier gibt es eine Aehnlichkeit — man könnte, ja man muß sich eigentlich in sie verlieben — voll solches Segens, voll solcher Anmuth und Schönheit, voll solches Zaubers ist sie — nicht für mich allein, meine Damen, nein für Jedermann, der ihr nahe treten darf. Aber alt ist sie freilich sehr, so alt, daß Niemand in der Familie ihr an Jahren vorangeht, Niemand sie noch als jung gekannt hat — selbst wohl Ihre Mutter nicht, gnädige Cousine. Es mag das ein eigen Gefühl sein, sich da, wo man einmal als die Jüngste eingetreten, nun nach und nach zur Aeltesten werden zu sehen."

„Und doch erleben und fühlen wir das alle, wenn wir zu unseren Jahren kommen," bemerkte Gräfin Leonore mit einem leichten Achselzucken und einem lächelnden Blick auf ihren Gast. „Aber Ihre Großmutter kann sich dessen doch nicht rühmen, da, so viel ich weiß, freilich noch ein Aelterer in unserer Familie lebt." Sie sagte das leicht hin und ihr Auge ruhte noch immer lächelnd auf Robert.

Der junge Mann begegnete diesem Blick mit sichtbarem Erstaunen. „Ein Aelterer?" wiederholte er. „Das ist mir neu. Wer könnte das sein, da meine Großmutter sonst doch ganz vortrefflich Bescheid weiß in diesen alten Familienhistorien — fast ebenso gut wie Baronin Agnes auf Hagen," fügte er launig hinzu.

„Seltsam!" sprach Gräfin Leonore und schüttelte ein wenig den Kopf. „Hat sie denn nie von dem alten Vagabunden, dem Baron Bruno, geredet? Sie schließen aus dem Beiwort wohl, lieber Robert," setzte sie ihre Erwiederung fort, „daß wir uns dieses Gliedes nicht grade rühmen können. Vermuthlich hat Ihre Großmutter auch darum nicht von dem alten Menschen gesprochen, glaube ich fast. Grade einer Natur, wie Sie uns dieselbe schilderten, dürfte der Alte am fremdesten erscheinen."

„Bruno?" wiederholte Robert auch diesmal, aber in einem mehr nachdenklichen Ton und sein blaues, tiefes Auge glitt gleichsam suchend über seine Nachbarn. Aber eine Antwort fand er nicht, da Hermine nicht von ihrer Arbeit aufblickte und der Graf Eugen die Hand schattend über die Augen gelegt hatte, so daß von seiner Miene nichts zu erkennen war. Constanze endlich sah die Mutter mit einem erstaunten Blick an und sagte eben lebhaft: „Aber das ist noch viel seltsamer, Mama, daß auch ich von diesem Verwandten noch nie gehört! Großmama pflegt uns doch immer über dergleichen Vorlesungen zu halten und das Namensregister uns vorzutragen. Wer ist das, Mama? Vagabunde — das gefällt mir, der Titel verheißt einen ganzen Band alter Historien, wie ich sie liebe!"

Die Dame entsprach dieser Aufforderung nicht sogleich, so daß Robert Zeit gewann zu bemerken: „Ich weiß gleichfalls nichts von ihm, obgleich mir ist, als habe ich einmal vor langer, langer Zeit des Namens und seines Trägers erwähnen hören. Und daher schließ' ich mich der Bitte der Comteß an — alte Historien, ganz abgesehen von dem besondern Interesse der gegenwärtigen, sind auch meine Liebhaberei."

„Und doch, und doch, mein Lieber!" sprach Leonore mit einer Art Verwunderung, — „Sie sollten eigentlich noch in diesem Sommer mit ihm zusammengetroffen sein — Sie sind mit Ihrer Großmutter doch in —"

„Schlangenbad, meinen Sie?" fragte Robert, da sie wie nach dem Namen suchend inne hielt.

„Ja, Schlangenbad heißt es!" sprach sie. „Also dort — ist denn die Gesellschaft so zahlreich oder sollte er Ihnen absichtlich ausgewichen sein?"

„Dort wäre er gewesen, gnädige Cousine? Ein Baron Bruno Hagenbach — so heißt er doch? Ich hörte und sah nichts von ihm."

„Seltsam!" sagte Gräfin Leonore. Ihr Auge ruhte gedankenvoll, zerstreut auf dem Gaste. Und erst nach einer langen Weile

fügte sie gedämpft hinzu: „Dort war er bis vor Kurzem; wenigstens schrieb er von dort an meine Mutter.“

„Aber Mama, spanne uns doch nicht auf die Folter mit all Deinen Bemerkungen und Ausrufungen, Deinem Geheimthun!“ bat Constanze ungeduldig. „Du siehst, der Cousin weiß davon so wenig wie ich und möchte doch davon hören — auch wie ich, gelt Cousin?“ fügte sie mit einem lachenden Blick auf ihn hinzu.

Gräfin Leonore zuckte die Achseln. „Was ist da viel zu erzählen, thörichtes Kind,“ redete sie, „zumal ich selber doch nur die Grundzüge des Ganzen kenne — es reizte mich nie etwas, in die Einzelheiten einzudringen. Bruno ist der jüngste Sohn des alten Joseph Eugen — unser aller Groß- oder Urgroßvaters, und soll der Liebling der Eltern gewesen sein, die ihn auch dann noch nicht aufgaben, als er durch das tollste Leben sich und sie in Schulden stürzte, seine Gesundheit und seinen Ruf ruinirte und den heimischen Boden endlich so heiß fand, daß er auf und davon — Gott weiß wohin ging und viele Jahre nie wieder von sich hören ließ. Die Eltern sollen den Schmerz um ihn nie überwunden haben, ja vor ihrer Zeit vielleicht daran gestorben sein. Die Geschwister freilich mochten anders darüber denken und werden ihn, da er dreißig Jahre später, glaube ich, plötzlich wieder auftauchte, nicht allzufreundlich empfangen haben, zumal er auch mit Forderungen erschien, die Niemand Lust hatte zu erfüllen. Er wurde endlich von meinem Onkel Arnold — ich muß hier ein Sprichwort anführen: gleiche Brüder, gleiche Kappen!“ unterbrach sich die Erzählerin, die nach und nach ernster, ja beinah finster geworden, — „also von meinem Onkel Arnold aufgenommen, sage ich, oder wußte sich vielmehr bei demselben so einzunisten, daß er auch nach dessen Tode dort fest blieb als Vormund von Arnold's Kind und als Vermögensverwalter — Vergeuder, sollte man's heißen, denn er hat sein Leben lang nicht das Festhalten, sondern nur das Loswerden verstanden,“ schloß die Gräfin.

„Aber Du nanntest ihn Vagabunde — fährt er denn noch immer umher?“ fragte Constanze.

„So viel wir erfahren — ja.“

„Aber warum, Mama? Er muß ja doch sehr — sehr alt sein?“

„Warum? Weil er, glaub' ich, die verrückte Idee hat, daß die andern Verwandten und darunter hauptsächlich Eure Großmutter, welche ja des Onkels Arnold leibliche Schwester, ihm jenes Kind nehmen wollen, das ihm nun einmal anvertraut wurde und das er auf seine Weise erzieht — wenn es überhaupt noch lebt; denn es weiß Niemand mehr von demselben, als was er schreibt.“

„Also wieder eine neue Cousine!“ sagte Constanze nach einer Pause mit einer Art Seufzer. „Es kann Einem bange werden vor dieser Verwandtschaft. Sie ist wie ein Kartoffelacker, den ich einmal zu Hagen sah. Man glaubt ihn abgeerntet, aber wo man hineingräbt, stößt man doch wieder noch auf einzelne, übersehene Knollen. Ich wundere mich nur, daß die Großmama auch diese hier stets übersehen hat — das sind nun schon zwei an dem einen Abend!“

Robert lächelte zu diesen lustigen Worten, meinte dann jedoch, indem er sich zu der Dame des Hauses wendete, schon wieder ernster: „Das ist mir Alles neu und wird mir immer auffallender. Der Bruno muß ja also ein Bruder meines Großvaters, der Schwager der lieben alten Großmutter sein —“

„Das ist er,“ fiel Gräfin Leonore ein. Ihr Auge ruhte wieder mit jenem halb nachdenklichen, halb zerstreuten Blick auf dem jungen Mann.

„Und doch nie ein Wort von ihm!“ fügte dieser seiner früheren Rede hinzu. „Das ist mehr als seltsam — es ist ein Geheimniß, und ich fühle eine unmenschliche Lust es aufzuklären. Aber wenn Ihre Frau Mutter mit ihm correspondirt —“

„Sie möchten sie um Aufklärung befragen?“ unterbrach ihn Leonore rasch. „Thun Sie das lieber nicht. Meine Mutter haßt den Namen sogar, geschweige denn seinen Träger, und verschließt ihm ihr Ohr, wie sie Jenem ihr Herz verschlossen hat.“

„Das wird immer räthselhafter!“ sagte Constanze in einem ganz eigenen Tone — war er mehr schalkhaft, oder mehr verächtlich, oder nur naiv unschuldig? — „Ein Vagabund, der ein junges Mädchen erzieht und dabei so in der Welt umherschweift, daß ihm Niemand folgen und Keiner ihn entdecken kann, trotzdem aber mit Großmama in Correspondenz steht und sogar ihr Herz in Bewegung gebracht hat —

charmant, Hermine! Meinst Du nicht, daß sich daraus mit einigen Räuberhöhlen und christlichen Recken ein ganz schönes romantisches Gedicht machen ließe?"

Die Aufgerufene antwortete nichts, dafür aber gab der Onkel in der Sophaecke, der während des ganzen letzten Gesprächs keine Bewegung gemacht, plötzlich einen Beifall zu erkennen, den Niemand von ihm erwartet hatte und welcher ihm die Augen Aller zuwandte. Er kehrte sich daran freilich nicht und setzte nun zu dem ersten heiseren Lachlaut, wie es schien, in bester Laune hinzu: „Schade, Stanzi, daß es keine Stoffsammler für die Dichter gibt, wie Dessinzeichner für die Weber! Du würdest unter ihnen glänzen!"

„Bestärke sie noch in ihrem thörichten Uebermuth!" bemerkte die Mutter mißbilligend.

„Wenn ich sie lobe, weil sie das Rechte getroffen und die Hauptpunkte angemessen heraus und an's Licht gerückt?" fragte er noch immer gewissermaßen lebhaft entgegen. „Es gibt der Romantik, wie ihr das heißt, noch mehr im Leben, als man gewöhnlich meint, und man braucht nicht die Dichter dazu, um von ihr zu erfahren. Aber man achtet nicht darauf, weil man viel weniger Sinn dafür hat, als Ihr schmachtenden Damen mitsammt Euren Kritikern Euch einbildet, und schämt sich hie und da auch wohl, daraus viel Wesens zu machen, da für den Betroffenen gemeinhin wenig Erfreuliches und Ehrenvolles dabei herauskommt. Da treten dann die Dichter ein und lassen die Historie durch verschiedene Feen so lange verschlimmern und verschönern, bis das daraus geworden ist, was die Leser wollen."

Er hatte sich während der letzten Sätze schon wieder fest in die Ecke zurückgelegt und allmälig langsamer, eintöniger und leiser gesprochen, ja die Schlußworte waren beinah' wie ein Hauch verklungen — man sah und hörte es, wie der Mann von Neuem in seine gewöhnliche Stille und anscheinende Theilnahmlosigkeit zurücksank, aus der er sich seit der Unterhaltung während der ersten Stunde fast nur noch aufrichtete, um ein Glas Wein auszutrinken. Trotzdem war auch das, was man von ihm gehört, so außergewöhnlich, daß die Seinen wohl dadurch überrascht sein durften. Selbst Hermine hatte zu ihm aufgesehen und seinen Worten gelauscht, und die Augen seiner Schwester hafteten mit einem ganz besondern, forschenden, beinah' finstern Ausdruck noch eine gute Weile auf ihm und kehrten immer von Neuem mit flüchtigem Aufblicken zu ihm zurück, als er schon längst wieder geschwiegen und sich vermuthlich innerlich nicht im Entferntesten mehr mit dem angeregten Thema beschäftigte.

Aber auch für die Anderen sollte es zu Ende sein. „Lassen wir all diese Dinge ruhen," sagte Gräfin Leonore, die sich endlich zusammennahm; „Du bemerkst selbst, Eugen, daß bei der Romantik im Leben wenig Erfreuliches und Ehrenvolles herauszukommen pflegt, und in diesem Falle dürfte das mehr zutreffen als irgendwo sonst, abgesehen von den Räthseln, die nicht wir berufen sind zu lösen, und von der Langenweile, die mir wenigstens dergleichen einzuflößen pflegt. Es müßte doch wunderlich zugehen, wenn wir nicht bessere Unterhaltungsstoffe in uns zu finden wüßten. Erzählen Sie uns ein wenig von Ihrem Herzen, Cousin," fügte sie mit einem gewissen heiteren Uebermuth hinzu, der den an ihrer Tochter bemerkten sehr erklärlich machen konnte. „Sie sind doch gewiß in Lagen und Verbindungen gekommen, haben mit hübschen oder interessanten Frauen, außer Ihrer Großmutter, verkehrt, wo nicht bloß der gesellschaftliche Ton anklang, und doch nicht ernst genug, um discret davon zu schweigen. Sehen Sie, das unterhält und amusirt immer. Schütteln Sie innerlich den Kopf über mich, Robert?" schloß sie, da seine Miene allerdings nichts davon verrieth, daß er sich durch die seltsame Aufforderung angesprochen fühlte. „Liebes Kind — ich spreche nur aus, was Andere bloß denken. Wer ist ehrlicher?"

Der junge Mann lächelte jetzt. „Sie haben Recht, meine Cousine," erwiederte er, „ich war ein wenig überrascht, — man redet ja so selten offen mit einander! — und daneben bestürzt, daß Sie von meinem Herzen etwas wissen wollen, während ich noch selber nichts von ihm weiß. — Oder doch," unterbrach er sich, und auf das schöne, frische Gesicht und in die glänzenden Augen trat ein heiteres Lachen, — „doch! Ich kann Ihnen in der That eine höchst absonderliche Geschichte mittheilen, die ich einmal erlebt und die mein Herz

wirklich in Bewegung gesetzt haben könnte, hätte sie nur ein ander Ende gehabt. Allein wir müssen damit doch noch einmal auf das Gebiet der Romantik zurückkehren, das Sie uns verschließen wollen, und zwar zu dem Satz Ihres Herrn Bruders, daß es mehr von dieser Romantik im Leben gibt, als die prosaischen Menschen glauben wollen."

„Das klingt ja fast wie die Vorbereitung zu einem Märchen," bemerkte Constanze munter. „Reizend, Cousin! Das hören wir, besonders Hermine, für unser Leben gern!"

„Ein Märchen, Cousine?" sprach er in einem auffällig ernsten Tone, „davon ist es auch wirklich etwas, und zwar von einem sehr alten, schönen — eine in der That wunderliche oder wunderbare Historie. Aber erzählen wir!

„Es ist jetzt zwei Jahre her," fing er an, „als ich in den Universitätsferien einen Freund und alten Kameraden besuchte, der schon auf der väterlichen Besitzung hauste und geheirathet hatte. Von dort aus sollte ich zu einem Rendezvous mit meinem Onkel Leo reisen, der mir den Vorschlag gemacht hatte, mit ihm den Rest meiner freien Zeit in der Schweiz zu verleben. Die junge Frau meines Freundes wurde nach einigen Wochen krank und meine Gegenwart dadurch so überflüssig, daß ich, da die Gefahr vorüber, wieder aufbrach, obgleich die von dem Onkel bestimmte Zeit noch nicht da war. Das prachtvolle Wetter jenes Herbstes und die alte liebe Gewohnheit verlockten mich zu einer Fußreise durch die — sehen Sie, da kommt's schon! — wirklich höchst romantischen Landstriche, welche ich durchschneiden mußte.

„Am zweiten Morgen wanderte ich früh von einem einsamen Gebirgsdorf fort, wo ich übernachtet, und schlug mich den Tag über seelenvergnügt durch die prachtvollsten Berg- und Waldpartien, bei dem herrlichsten Wetter, das nur gegen Mittag etwas gar zu warm wurde. Die Straße hatte man mir genau beschrieben — einen angebotenen Führer hatte ich, wie immer, abgelehnt, — und so schritt ich, wiederholt gesagt, seelenvergnügt fort, ohne mich immer an den wirklichen gebahnten breiten Weg zu binden. Ich glaubte verstanden zu haben, daß ich nur die Richtung inne zu halten habe, um Nachmittags an mein Ziel zu gelangen, und da ich auf meinen Wanderungen noch niemals müde geworden, sah ich nicht ein, weßhalb ich gelegentlich mir versagen sollte, in ein friedensvolles grünes Seitenthal hineinzulauschen oder eine Höhe zu erklimmen, welche mir eine lohnende Aussicht über all diese wilden oder anmuthigen Reviere verhieß.

„Die Straße mußte doch aber wohl nicht so ganz unverfehlbar sein oder ich hatte mich nicht genau genug über sie instruirt, oder mich zu weit entfernt; genug als ich das nächste Mal von einer solchen Abschweifung zu ihr zurückkehrte, gerieth ich auf einen Weg, den ich zuerst noch für den richtigen hielt, bald jedoch für einen falschen erkennen mußte: er führte doch bald gar zu weit von der vorgeschriebenen Richtung ab, zeigte sich alsbald auch immer vernachlässigter und für ein Gefährt fast unpassirbar, und führte mich in Regionen, die augenscheinlich selbst von dem geringen Verkehr weit entfernt waren, den ich auf der rechten Straße bisher immer noch bemerkt hatte. Ich begegnete keinem Menschen mehr, dafür aber kreuzte das Wild häufig einzeln oder in Rudeln meinen Pfad oder erschien in seiner Nähe, wenig vor mir zurückscheuend. Und es wurde immer stiller umher und immer einsamer, möchte ich sagen, der Wald höher und geschlossener; nirgends war mehr eine Rodung, ein Schlag zu sehen, und als ich eine Höhe hinanstieg, mich umzuschauen, sah ich weit und breit nichts Anderes als die grünen Wipfel. Kurz, ich hatte mich auf das Schönste verirrt und mußte wohl dem noch vorhandenen, schon beinahe nur zum Fußwege gewordenen Pfade folgen, gleichviel wo und wann er mich zu Menschen führen würde. Daraus würde ich mir freilich nicht viel gemacht haben," fügte der Erzähler lächelnd hinzu; „allein ich fing an hungrig zu werden, da es schon über Mittag hinaus und das verheißene Försterhaus nicht erschienen war, und zum anderen fühlte ich mich auch müde; es war, wie gesagt, sehr warm geworden und das wurde in diesen engen Thälern trotz des Waldschattens merkbar genug.

„Ich dachte schon daran, mir einen hübschen Platz an einem der nicht seltenen Bäche zu suchen, um dort Hunger, Müdigkeit und Hitze im Schlaf zu vergessen, als

ich, um den vorspringenden Fuß eines Berges biegend, jählings eine Menschenwohnung vor mir sah — ein altes wunderliches Gebäude, von dem Gott nur wissen mochte, was es einmal gewesen, — ein selbständiges Jagdschlößchen oder der Rest eines größeren Bauwerks, oder ein wirklicher kleiner, im Lauf der Zeit verlassener und vergessener Herrensitz — es konnte das alles sein. Für seine Unbewohntheit sprach die tiefe Stille, die es umgab — es drang kein Laut zu mir herüber, der von Menschen oder Hausthieren hätte herrühren können. Als ich jedoch näher kam, sah ich seitwärts nicht nur etwas von einem Garten, der in ganz erträglicher Cultur zu sein schien, sondern hinter dem Hauptbau auch noch ein Gebäude sichtbar werden, das zur Stallung oder Scheune dienen konnte. Weiter rückwärts schloß der Wald die Lichtung, aber er war dort bald zu Ende, wenigstens sah ich den blauen Himmel durch seine Stämme leuchten.

„Menschen sah ich auch nicht, da ich ganz herankam und auf den umfriedigten Platz vor dem Gebäude trat. Doch kam mir ein großer und edler Hund entgegen, ein so schönes Thier, wie ich nur eines gesehen habe. Allein war er so gutmüthig oder übte ich auch über ihn die Gewalt, die ich an mir dergleichen Geschöpfen gegenüber auch sonst schon beobachtet habe — die Thiere wissen es übrigens vortrefflich, ob sie in einem Fremden Feind oder Freund ihrer Herrschaft und ihrer selbst vor sich haben, — er beroch mich nur und begleitete mich dann ganz freundlich und behaglich zu der offenen kleinen Seitenthür. Ich rief ein „Grüß Gott“ hinein — es kam keine Antwort. Ich trat ein, auf einen dämmerigen, kühlen Flur, in ein Gemach — Gesindestube oder Wirthschaftszimmer — in eine halbdunkle Küche, wo noch Kohlen im Herdloch glimmten und ungereinigtes Geschirr stand — von Menschen nichts zu sehen noch zu hören.

„Dann kam ich auf den eigentlichen, großen Hausflur, aus dem die Hauptthür in's Freie führen mußte, — eine alte, hohe und weite Halle mit Resten verräucherter Stuccaturarbeit an Wänden und Decke. Und dann öffnete ich, da der Hund, der mich immer ernsthaft begleitete, dahin sich wendete, eine Thür seitwärts und schaute in ein großes, schönes Gemach hinein, auch mit Stuccatur verziert, mit Hirschgeweihen und Rehgehörnen hie und da an den Wänden, mit alterthümlichen Möbeln, kühl und voll einer wunderbaren, goldgrünen Dämmerung, da die Sonnenstrahlen durch das Laub eines großen vor den Fenstern stehenden Baumes zurückgehalten wurden. — Und in diesem wunderbaren märchenhaften Licht ruhte nah am Fenster in einem alten lederbeschlagenen Lehnstuhl ein junges Mädchen und schlief fest; mit rosigen Wangen, die Lippen leise geöffnet, das Köpfchen leicht gegen die schwarzen Polster gesenkt.“

„Dornröschen — Dornröschen!“ rief hier Constanze und klatschte lachend in die Hände. „Cousin — Sie sind ja selber ein Dichter!“

„Ja, Dornröschen!“ sagte der junge Mann, der aus dem anfänglichen behaglichen oder gar fast ein wenig spöttischen Ton seiner Erzählung längst zu einem ernsteren, ja bewegteren übergegangen war; „an Dornröschen dacht' ich in dem Augenblick, es war wirklich etwas Aehnliches hier vor mir; der Wald umher konnte sehr wohl für die hohe Dornhecke gelten, die Stille des Zauberschlafs herrschte allenthalben, die Schöne war auch da, und der Hund, der, seit wir eingetreten, sich an der Schlummernden Seite niedergesetzt und mich regungslos mit ernstem Aug' ansah, störte die Illusion keineswegs mehr. Es war wunderbar, märchenhaft, wiederhole ich, und wenn hier von einer Dichtung die Rede wäre, könnte es nur die der Natur oder des Zufalls sein — ich habe kein Wort hinzuerfunden.“

„Und hätte der Hund Sie nicht zurückgehalten, so hätten Sie sie doch geküßt, die Prinzessin, und den Zauber gelöst!“ neckte Constanze.

Robert schüttelte den Kopf. „Ich glaube kaum, daß ich mich so weit in's Märchen hineingedacht habe,“ sagte er mit ernstem Lächeln. „Sie schlief so tief und friedlich, daß ich es nicht einmal über das Herz brachte, sie überhaupt zu wecken, sondern mich leise aus der Thür zurückzog und dieselbe schloß — doch nicht ganz ohne einen Märchenstreich,“ fügte er heiterer hinzu. „Denn auf einem Stuhl neben der Thür lagen ihr Hut und ein buntes Halstüchlein, — das nahm ich mit. Ich mußte doch ein „Wahrzeichen“ haben, wie man das zu heißen pflegt.

„Der Hund hatte mich nicht hinausbegleitet," erzählte er weiter. „Ich ging zu dem Stall, in welchem mir ein paar Kühe die Köpfe neugierig zuwendeten; dann, da ich wieder keinen Menschen fand, auf den nahen Waldsaum zu und durch ihn hinaus auf eine kleine Weitung, wo sich ein paar meist abgeerntete Felder zeigten. Da sah ich auf einem Haferacker ein paar Menschen beschäftigt und erhielt endlich Auskunft, auch über das einsame Haus. Meinen Besuch verschwieg ich instinktmäßig und hatte wohl daran gethan. „Es ist gut, daß der Herr Euch nicht gesehen hat, er würde Euch über Weg und Steg examiniren und Euch barsch und ohne Auskunft fortschicken," meinte der alte Knecht. „Er ist rauh und wunderlich und liebt keinen Fremden." Er wies mich dann an, den Waldsaum entlang und über die nächste Höhe zu gehen, wo ich bald wieder auf die Straße stoßen und in einer Stunde bei der Försterei sein werde, die ich hätte schon Mittags erreichen sollen. So weit war ich umgegangen."

„Hollah, mein Herr, so entgehen Sie uns nicht!" rief Constanze, als Robert hier enden zu wollen schien. „Sie haben doch auch von der Dame und ihrer Familie gehört, und das —"

„Eine Dame war es nun grade nicht," fiel er lachend ein, „sondern Tochter oder Enkelin eines alten Müllers, der seine nicht weit entfernte Mühle dem Sohn übergeben hatte und sich in dies abgelegene, Gott weiß wann und wie ihm zugekommene Eigenthum zur Ruhe setzte. Er sei eben ein Kauz und Jagdnarr, meinte der Knecht, und in der Försterei bestätigte man mir das mit dem Hinzufügen, daß man diese Zurückgezogenheit mit allerhand schlimmen Thaten in Verbindung bringe, die er auf dem Gewissen haben solle. Man bedauerte das schmucke Kind, das unter seinen Thorheiten mit zu leiden und von dem er schon ein paar sich meldende Freier barsch zurückgewiesen habe. Das ist denn Alles," schloß Robert mit einer Neigung des Hauptes, „einfach genug und doch in Wahrheit mit einem Anstrich von Romantik."

„Und glauben Sie wirklich an den Stand des Mannes, der auf einen so außergewöhnlichen Einfall gerieth?" fragte Gräfin Leonore nach einer längeren Pause mit nachdenklichem Blick und Ton.

„Sicher, meine Cousine," lautete die ruhige Antwort. „Es sprach nichts gegen diesen Stand oder für ein Geheimniß. Solche Leute haben eben zuweilen auch ihre Einfälle, meine ich."

„Und wo, wenn man's wissen darf, fand dies Abenteuer statt?" fragte sie von Neuem.

„In der Rhön, meine Cousine. Ich gelangte am folgenden Tage nach Meiningen," versetzte er sichtbar verwundert und fügte auch hinzu: „Sie interessiren sich so lebhaft —"

„O, es kam mir dabei nur eine Aehnlichkeit in den Sinn," sagte sie jetzt leichthin. „Ich hörte einmal dergleichen — aber freilich, ganz so romantisch war es doch wohl nicht." —

„Und haben Sie nie wieder nach diesem bösen Müller und seiner gefangenen Tochter sich erkundigt?" forschte Constanze schalkhaft.

„Ich bin nicht wieder in die Gegend gekommen, wenigstens bisher nicht," entgegnete Robert einfach, „und für's Erste dürfte auch wenig Aussicht zu einem solchen Ausfluge sein."

Es war mittlerweile spät geworden und Graf Eugen, welcher nicht bei der Schwester wohnte, sondern im Gasthof eingekehrt war, erhob sich, um die für ihn nöthige Ruhe aufzusuchen. Unvermuthet schloß sich auch der junge Verwandte ihm an und erklärte, jetzt sogleich Abschied nehmen zu wollen, da er sich zur Abreise für den folgenden Tag entschieden habe. Gräfin Leonore war sehr überrascht.

„Ich meinte, Sie wollten noch mehrere Tage verweilen?" bemerkte sie. „Sie hatten auch meinen Eltern in Meerau einen Besuch zugedacht, Cousin, wenn ich Sie recht verstanden habe. Meine Mutter rechnet fest darauf."

Robert zuckte in einer Weise die Achseln, die von wenig Nachgiebigkeit und Höflichkeit zeugte, doch das Lächeln, das seine Miene erhellte, machte das für seine Wirthin wieder gut. „Meine gnädige Cousine," sagte er dazu, aber mit einer Art von Unbefangenheit und doch auch wieder mit unverkennbarer höflicher Kühle, welche die Beobachterin von Neuem aufmerksam machte, „Sie haben wohl schon gemerkt, daß ich in ganz altmodischer Weise an den Meinen hänge, und da mir Onkel Leo von

einem Unwohlsein der Großmutter schreibt, so mag ich nicht länger fern sein. Bei ihrem Alter ist selbst eine Unbehaglichkeit nicht mehr gleichgiltig. Bei dem Herrn Grafen und der Frau Gräfin von Meeran übernehmen Sie meine Entschuldigung. Ich kenne ja jetzt den Weg hieher und werde ihn hoffentlich bald wieder betreten dürfen."

Als die Männer, die wirklich mit einander gingen, geschieden waren, blieb es zwischen den Damen ein paar Augenblicke still. Dann stand jedoch Constanze auf und blies die Lichter bis auf eines aus und sagte dabei zu der Schwester, welche bei der plötzlich eingetretenen Dämmerung die wieder aufgenommene Arbeit mit einem unwilligen Laut auf den Tisch legte, in bedächtigem Ton: „Höre, München, wenn ich mir Alles recht überlege, machen wir einen Tausch. Du gibst mir Deinen Husaren und nimmst statt meiner den Cousin. Für mich paßt er nicht — die Romantik ist Dein Fach, und seine Augen hingen auch an Deiner stillen Schönheit —"

Hermine hatte sich schon bei den ersten Worten erhoben und war, mit finsterem Blick über die rücksichtslose Schwester hinstreifend, zum Fenster in den vollen Schatten getreten. Jetzt aber regte sich auch die Mutter, die seit dem Abschiede im Lehnstuhl geruht, und unterbrach die Worte mit einem harten: „Laß das Geschwätz!" Und nachdem sie aufgestanden und ein paar Mal, sichtbar in schweren Gedanken, auf- und abgegangen war, blieb sie in Herminen's Nähe stehen und fragte gedämpft: „Was hältst Du von ihm?"

Die Tochter wandte sich ihr zu. „Von wem? Vom Cousin?"

„Von wem sonst?" sprach die Mutter ungeduldig. „Ich meine, hältst Du ihn für ehrlich?"

„Ich verstehe Dich nicht recht, Mama."

„Hat er das, was er da erzählte, wirklich nur als Anekdote, als ein Erlebniß mitgetheilt oder zu einem besonderen Zweck und ausdrücklich für uns — zurecht gemacht?"

Hermine schüttelte leise den kleinen Kopf. „Es kam ja sehr zufällig die Rede darauf," meinte sie, „und dann forderten wir ihn zur Erzählung auf."

„Nachdem er uns die Aufforderung in den Mund gelegt und das Thema überhaupt aufgebracht."

„Ich glaube, Du gehst zu weit in Deinem Argwohn," sagte Hermine ernst, „wenigstens sehe ich nicht ein, was für eine Absicht grade diese Erzählung hervorgerufen haben sollte, wenn nicht die, uns zu unterhalten oder sich selbst an ein anmuthig Begegniß zu erinnern. Ueberhaupt kommt Graf Laar mir nicht im Entferntesten wie ein Mann der Geheimnisse und Intriguen vor, sondern wie ein gutmüthiger und heiterer, gemüthlicher und anhänglicher Lebemann, durch den nur gelegentlich eine Ahnung des Höheren hinstreifen mag."

„Hm!" machte Gräfin Leonore, indem sie sich abwandte und ihren Gang durch das Gemach wieder begann. Und erst nach einer ziemlich langen Pause blieb sie stehen und sagte, die finster nachdenklichen Augen auf das düster brennende Licht gerichtet, mit einem Ton, als spräche sie mehr zu sich selbst als zu den Töchtern: „Ich fange an zu glauben, daß meine Mutter doch nicht so Unrecht hatte, als sie fragte: Was will er hier? Ja — ja — was wollte er hier? frage auch ich." — —

Die Herren waren indessen langsam dem Gasthof zugewandelt, in welchem auch Robert Aufnahme gefunden, — viel Auswahl war in der alten Stadt nicht, — neben einander, während der Diener des Grafen Eugen, der den Gebieter sonst gelegentlich zu stützen hatte, einige Schritte zurückblieb. Sie wechselten indessen nur wenig Worte auf dem überhaupt auch nicht langen Wege und nicht eines, das nicht für Jedermanns Ohren gewesen wäre. Erst nahe vor dem Gasthause legte Graf Eugen seinen Arm in den Robert's und zog den jungen Mann von der Thür fort, in den dunkeln, milden Abend hinein.

„Mein lieber Cousin," sprach er dabei im ruhigen, nur einigermaßen gedämpften Unterhaltungston, „ich bin nicht viele Jahre älter als Sie und weiß von der Welt sicherlich bei Weitem weniger, allein ich kenne unsere hiesigen Verhältnisse und Menschen leider viel besser und darf Ihnen daher, auch wenn Sie nicht so bald wieder herkommen, schon einen Rath geben. Seien Sie auf Ihrer Hut — auch wo gar kein Grund dazu vorhanden scheint, — und glauben Sie ohne Weiteres nicht ein Wort von Allem, was man Ihnen sagt, selbst meiner Schwester nicht, obgleich sie besser ist, als Mancher von ihr denkt. Es geht

ihr eben schlecht und sie wird dadurch abhängiger von Einflüssen, die sonst von ihr abgleiten würden."

Und da Robert nichts erwiederte, fügte der Andere, seine Schritte zum Gasthofe zurücklenkend, im früheren Tone hinzu: „Sie hörten auch allerhand von dem alten Bruno. Ich selbst sah ihn nie, aber ich weiß, daß man vielleicht ganz anders über ihn urtheilen muß. Und wenn Sie ihm einmal begegnen sollten, so sagen Sie ihm, daß ihm hier keine Freunde leben. — Gott befohlen, Cousin."

III.

Und das Schloß wurde allmälig ganz vergessen.

Es ist ein wildes und armes Land, das sich vor uns ausbreitet, wenn man überhaupt diese Bezeichnung gebrauchen darf, da von „Breite" hier nirgends etwas zu sehen. Das Gebirge läuft weiterhin freilich in die große Ebene aus, allein dort haben wir nichts zu thun, sondern finden uns hier noch auf einem Terrain, das so rauh wie möglich gebrochen ist. Die Höhenzüge schieben sich bunt durch und neben einander hin, die Thäler, welche hie und da sich zwischen ihnen aufthun, sind auf den geringsten Raum beschränkt; überall drängen sich auch in sie noch einzelne Vorsprünge hinein, heben sich Felsenmassen hervor, hat Geröll und Gestein, von den Kuppen und Wänden abstürzend, den Grund weithin verschüttet. Da ist von Aeckern keine Rede; sie fänden kaum eine rechte Fläche, und wo sie in der Nähe der wenigen armen Dörfer oder Weiler mit unendlicher Mühe bearbeitet und erhalten werden, flößt vielleicht der nächste schwere Regen den fruchtbaren Boden rettungslos in's Thal hinab. Selbst der Matten gibt es nicht viele oder große; die Thäler sind zu enge, die Höhen zu schroff. Aber man braucht das alles auch nicht, da die Bevölkerung eine sehr spärliche und genügsame und mit dem zufrieden ist, womit ihre Vorfahren zufrieden gewesen. Und es hat noch Niemand versucht, wider denjenigen zu kämpfen, der dies Gebiet erobert hat und über dasselbe seine Fahnen wehen läßt — das ist der grüne Wald, der in den Thälern herrscht und auf den Höhen, der lüstern die Matten umfängt und hartnäckig an die Aecker herandrängt, dessen Posten überall stehen, wo sie nur einen Platz fanden, sich festzuklammern. Ihn stört Niemand im Großen, denn von „Holzmangel" weiß man hier zu Lande noch nichts, und Flüsse und Straßen, auf denen man seine Stämme davonschaffen könnte, sind nirgends zu finden.

Es ist ein armes und vernachlässigtes, ja fast vergessenes Land — wir bitten die Leser nicht zu übersehen, daß wir nicht im zweiten Drittheil, sondern im Anfang unseres Jahrhunderts es besuchen, — und es gibt Manchen unter denjenigen, welche sich in seinen Besitz theilen, der vielleicht nicht einmal auf der Karte sich dieses Stück Eigenthum angesehen oder niemals sonst an dasselbe gedacht hat, als wenn er die geringen Zinssummen seinen Pächtern stunden muß, weil ein Gewittersturm oder Wolkenbruch die arme Ernte vernichtete. Ja es existiren hier Striche genug, von denen man kaum recht weiß, wem sie gehören, ob der Krone, ob einem Privatmann, und wo, wenn man nach dergleichen fragte, die Besitzer wegen der Grenzen in unabsehbare Processe verwickelt werden müßten. Die Familien, von denen mehr als eine ihren Stammsitz in diesen Gegenden zu suchen hat, haben sich seit langen Jahren in's Unterland, meistens weit in die Ferne gezogen, und wo man wirklich noch auf ein altes graues Herrenhaus stößt, ist es entweder eine Ruine oder längst einem Pachter oder Verwalter zur nichts weniger als behaglichen Wohnung überlassen. Die Freiherren von Hagenbach auf Hagen wohnen noch am nächsten, d. h. immerhin gleichfalls fünfzehn bis zwanzig Stunden weit von dem Kern des Waldgebirges entfernt, und ihnen gehört fast der ganze westliche Theil. Allein sie machen es nicht anders als die anderen Familien, und seit den Zeiten des alten Joseph Eugen, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts hier zuweilen große Jagden abhielt, hat man kaum jemals eines ihrer Glieder in diesen Gebieten wieder zu sehen bekommen.

Wenn man von Süden her an den Hügeln und Vorbergen, welche sich weit in das offnere Land hineinerstreckten, vorüber in das Waldgebirge selber eindrang, mochte man, je nachdem man Glück hatte oder nicht, und sich, man hätte sagen mögen: nicht von einer vernünftigen Ueberlegung und Berechnung des Weges, sondern vom

reinen Zufall oder viemehr von der träumerischen Lust am planlosen Weiter- und Weiterschweifen fortziehen ließ, endlich eine Höhe hinabsteigend und aus dem Walde tretend, auf ein altes Haus stoßen, das unendlich einsam inmitten der kleinen Thalweitung lag. Da war kein Dorf dabei oder auch nur ein ländlicher Weiler, — es war nichts als der graue, massive, quadratisch aufsteigende Bau, aus dessen Ecken, oben am hohen, spitzzulaufenden Dach winzige Thürmchen wie kleine Erker hervorsprangen, und außerdem nur ein einziges niedriges, mit Stroh gedecktes Gebäude neben dem größeren. Eine Umfriedigung, bald eine verfallende Mauer, bald eine verwilderte Hecke oder ein aus dürren Zweigen geflochtener Zaun, begrenzte vorn und zur Seite einen mäßigen Platz, wie ihn der Landmann für sein Vieh und seine Ackergeräthe und was dergleichen mehr ist, in der Nähe des Hauses gebraucht, und seitwärts zeigte sich ein ziemlich großer Garten mit Gemüsebeeten, Beerensträuchern und einigen Obstbäumen, denen es übrigens hier nicht allzu wohl zu gehen schien. Nach rechts hin bemerkte man, wenn man näher kam, ein paar kleine Felder, deren Anbau ihrem Besitzer Mühe genug machen mochte, und rückwärts endlich breitete sich der Wald wieder über die Gründe und Höhen, ohne daß eine Lücke, geschweige denn sein Ende zu sehen gewesen wäre.

Aber selbst die kleine Weitung, in der wir stehen, war nicht ganz frei oder übersehbar. Ueberall erhoben sich aus ihr noch einzelne Stämme oder ganze Gruppen, der Rand des Baches, der durch den Grund murmelte, war von dichtem Gebüsch eingefaßt, und um das alte Gebäude her standen einige gewaltige Bäume, mit ihren Zweigen die Mauern streifend und mit ihrem flüsternden Laub die Fenster beschattend, welche klein und unregelmäßig vertheilt das Gemäuer durchbrachen.

Wer von dem Dasein des alten Baues überhaupt etwas erfahren hatte, mochte auch wohl wissen, daß er vordem nicht immer so einsam gewesen und gleichfalls seine Tage des Glanzes und der Feste erlebt hatte. Eine früher hier angesessene, reichbegüterte edle Familie hatte auf dem Platze ein Jagdhaus gehabt, um die lustigen Gesellschaften unterzubringen, die zur Herbstzeit in diesen wildreichen Revieren dem Waidwerk oblagen. Dann war es von einem seiner späteren Herren ausgebaut und bewohnt worden und endlich war der inzwischen verarmte alte Stamm in diesem seinem letzten Besitz vollends ausgestorben. Die Freiherren von Hagenbach waren die Erben geworden, und da ihre Besitzungen sich fast immer nur vergrößert hatten, mußte es wohl auch jetzt noch dazu gehören oder vielleicht einem der jüngeren Kinder überlassen worden sein.

Davon war indessen wenig oder nichts bekannt, zum Mindesten außer der Familie, da, um das zu wiederholen, in der ganzen Umgegend nur selten ein Mensch gefunden werden mochte, der überhaupt nur noch von dem alten Hause wußte, geschweige denn es aus eigener Anschauung kannte. Man hatte es, weil nicht der entfernteste Grund vorlag, sich daran zu erinnern, allmälig immer mehr vergessen, und der seltsame Name desselben — Stocks — wurde nirgends mehr gehört. Der alte Verwalter, der dort haushielt, und einige ebenso bejahrte Dienstleute entnahmen ihre meisten Bedürfnisse dem Garten und den Feldern beim Hause, und ganz besondere Fälle ausgenommen, konnten Jahre vergehen, ohne daß man Einen von ihnen in der Umgegend zu sehen bekam, während noch seltener Jemand sie in ihrem alten Neste aufsuchte, wo, wie man das zu heißen pflegt, nichts zu holen war und Besuche Fremder ersichtlich nur ungern empfangen, ja meistens ohne Weiteres zurückgewiesen wurden.

Und so lag denn das Haus in seiner Einsamkeit und der Wald umher wurde immer höher und dichter; die Straße, die ihn vordem nicht fern von der Niederlassung durchschnitten, ging nach und nach ein und die Fußsteige verwuchsen. Der Bau wurde allgemach immer grauer und düsterer und die Menschen, die darin hausten, kamen zu höheren und höheren Jahren, selbst gleichfalls grau und nicht mehr heiter. Denn aus der Stille und Abgeschlossenheit der Heimath und ihrer Umgebung sprach ihnen nicht mit Fröhlichkeit und Lust zu Herzen, und selbst die Sonne leuchtete ernst herab auf die majestätischen dunkeln Tannen und die uralten knorrigen Eichen, welche zu tief schatteten, um noch viel frisches junges Grün unter sich aufkommen zu lassen.

Das junge Mädchen, welches dort am

Bach unter den tief herabhängenden Zweigen ruhte, war wirklich wie ein Lichtpunkt in diesem ernsten Bilde, und selbst die Sonne mußte wohl ihr besonderes Ergötzen an ihm haben, da ihre Strahlen, wie oft das junge Geschöpf auch schier verdrießlich mit dem Buche zur Seite rückte, dennoch stets wieder eine Lücke zwischen dem sich schon bunt färbenden Laube zu finden wußten, wo sie hinabkommen und die Kleine umgaukeln konnten. Und das Lichte an ihr war nicht bloß das einfache weiße Kleidchen, das die schlanken Glieder umhüllte, sondern auch das Gesicht mit der frischen und doch feinen Röthe der Gesundheit auf den Wangen, und all die Jugend und Unschuld, die aus den hie und da aufblickenden Augen, aus den harmonisch schönen Zügen sprach. Man durfte sie wohl mit Freuden anschauen und zugleich mit Erstaunen. Denn was man auch umher sah: das Haus, die gewaltigen Bäume, die starren Felswände, welche dort hinten aus dem Walde hervortraten, die Menschen endlich, wenn Einem überhaupt einmal Jemand von ihnen begegnete — es war Alles so still und grau, so rauh und so grämlich, in langsamem Verfall dem Untergange entgegenreifend; und hier erblühte mitten im Verfall und aus ihm das frischeste und schönste Leben, wie eine Blume, die sich zuweilen in einem verwilderten Garten plötzlich leuchtend erschließt, und Niemand weiß, woher sie gekommen.

Es war ein stiller Tag. Beim Hause regte sich nichts und der Wald umher ruhte im tiefen Schweigen. Man mußte genau aufhorchen, wenn man das Fließen des Wassers vernehmen wollte, und nur zuweilen wurde ein ganz leiser, raschelnder Laut bemerkbar, wenn sich ein dürres Blatt ablöste und fallend an ein anderes streifte, welches noch am Zweige haftete, oder wenn eine Eichel auf die Laubdecke des Bodens herabfiel.

Das junge Mädchen hatte den Zank mit den Sonnenstrahlen aufgegeben. Sie hatte das Buch — es war ein recht großes — zugeschlagen und das Köpfchen in die Hand gelegt und saß, die Wimpern gesenkt, regungslos da, in den Bach hinabschauend, der seine krystallklare Fluth zwischen den Uferbüschen und Binsen lustig, aber geräuschlos vorüberziehen ließ. Zu sehen war dort freilich wenig. Zuweilen trieben ein paar Blätter vorüber und hie und da schossen die Forellen blitzgleich entlang und vorbei. Allein das Mädchen schaute auch dies nicht einmal und wußte nichts von Allem, was sie umgab. Das mußte man wohl merken, wenn man auf sie sah und über die Stirn jenes — wir müssen schon sagen: unnennbare Etwas gebreitet fand, das sich hervorhebt aus dem träumenden Innern und auch das Aeußere des Menschen gleichsam verhüllt vor der Gegenwart und Umgebung.

Jetzt aber schaute sie dennoch auf, wenn auch nur langsam die Augen erhebend zu der blauen Höh', denn es war ein leiser, ferner Ton zu ihr herabgedrungen, der dennoch wunderbar genug durch die rings herrschende Stille klang, — der Ruf der Wandervögel, welche bereits aus dem Norden herüber zu streifen begannen. Zu erblicken war indessen von ihnen noch nichts und das Mädchen hatte den träumerischen Blick schon wieder zum Bache hinabgesenkt, als sie zusammenzuckte und das Auge plötzlich hell von Neuem aufschlug und zurückschauen ließ nach dem Störer ihrer Einsamkeit, der eben leise ihre Schulter berührt hatte.

„So, Du!" sagte sie, und der augenblickliche Schreck oder Verdruß in ihrem Gesichte machte einem sonnigen Lächeln Platz, und ihre Stimme klang wunderbar hell und lieblich, — „so, Du! Nun ja, wo's nicht nöthig ist, da bist Du bei der Hand und drängst Dich heran und erschreckst mich. Aber wo Du aufpassen sollst und Deine Treue zeigen, da — geh' Du nur, wir sind noch lange nicht wieder gut Freund mit einander. Guck' mich nur nicht so jammervoll an — 's hilft Dir nichts!" setzte sie hinzu und nickte dazu bekräftigend mit dem Kopfe.

Diese Strafrede war an einen sehr großen Hund von der edelsten Neufundlandrace gerichtet, der, wie gesagt, herangekommen war und, bedenklich vielleicht über die Unaufmerksamkeit und Zerstreutheit seiner Gebieterin, sie endlich leise zu berühren gewagt hatte. Zuerst, da sie ihn angeblickt und erkannt, und auch noch bei ihren ersten Worten hatte man ihm das helle Vergnügen angesehen, das ihm diese Begrüßung bereitete, und sein buschiger Schweif bewegte sich auf das Lebhafteste. Dann aber, da die Anklage laut geworden, hatte er mit

einem Begütigungsversuche die Tatze erhoben und leise auf des Mädchens Schoß gelegt, und endlich, als dies Zeichen seiner Anhänglichkeit des Eindrucks verfehlte, sich niedergesetzt und die Herrin immer schwermüthiger angesehen, bis es bei ihren letzten Worten auch damit zu Ende war und er, gesenkten Hauptes und mit vorhängenden Ohren wie das böse Gewissen selbst und zugleich wie die tiefste Zerknirschung aussah.

Das Mädchen fing an zu lachen. Sie streckte die Hand aus und zupfte ihn am Ohr, so daß er schon etwas beruhigt wieder aufsah, aber doch erst im nächsten Augenblick den Kopf wirklich erhob und mit einer gewissen Lebhaftigkeit umwandte, da hinter ihnen jetzt eine Stimme sagte: „Bleib' ganz ruhig, Röschen, und sprich nicht laut. Es treibt sich da wieder irgend so ein Landstreicher umher. Du sitzest hier ganz gut — Samuel wird ihn baldigst expediren."

Daß sie sich umschaute, versteht sich von selbst, allein erschrocken war sie gar nicht und auch nicht überrascht. Sie bot im Gegentheil dem Sprecher, der in dem Gebüsch hinter ihr noch so verborgen stand, daß man nichts weiter als den vorgestreckten Kopf sah, mit herzlichem Lächeln die Hand und versetzte: „Bist Du schon zurück, Großpapa? Ich meinte, Du wolltest erst zur Nacht heimkommen."

Er bog das Gebüsch aus einander und trat zu ihr heraus, die Mütze abnehmend und den Kopf trocknend, denn bei der regungslosen Luft konnte Einem auf einem Gange schon noch warm werden, wenn man auch nur so wenig Haare hatte, wie der „Großpapa," dessen Nacken allein von einem Kranze silberweißer Löckchen umgeben war. Augenbrauen und Bart zeigten sich dafür desto stärker; die einen hingen, gleichfalls weiß, tief auf die Augen, und der andere, eisgrau und dicht, streckte seine Spitzen bis auf den Rockkragen herab. Man sah es auch sonst diesem Gesicht an, daß es einem uralten Manne zugehöre, so tief waren die Falten und so eingefallen der Mund; auch die Figur war hager und in ihren Bewegungen steif und eckig, aber fest war sie dennoch und die Jahre waren für sie noch nicht zu schwer geworden. Der Alte mochte noch immer seinen Mann stehen und Strapazen besser ertragen als mancher Jüngere. Der Zustand der Stiefel deutete auf einen nicht kurzen noch mühelosen Marsch hin, von Ermüdung indessen war dem Greise nichts anzumerken.

Er ließ sich ruhig auf dem Plätzchen nieder, das die Enkelin, zur Seite rückend, ihm einräumte, und stemmte seinen Stock vor sich auf den Boden. „Ich sah das Gewürm, als ich eben drüben aus den Tannen treten wollte," sagte er und strich den Bart von den Lippen. „Der Bursch' schien nicht übel Lust zu haben, ein wenig umherzuflankiren, schlich wenigstens gegen den Garten zu und wandte den Kopf wie ein Fuchs nach allen Seiten. Da attrapirte ihn Samuel und nahm ihn mit zurück, den Landstreicher." Und indem er den Kopf schüttelte, fügte der Greis hinzu: „Ich muß auf bessere Wächter denken. Caro hat seine Privatgänge und achtet dann nicht mehr auf Haus und Hof."

Die Kleine lachte. „Darüber hatte auch ich ihm eben Vorstellungen gemacht, da Du kamst," sprach sie mit einem Blick auf den augenscheinlich verlegenen Hund. „Aber was hilft's! Furcht ist darin, wie Du zu sagen pflegst, aber keine Besserung."

„Hast auch Du etwas bemerkt?" fragte er lebhaft.

„Behüte Gott, Großpapa. Es war auch kein neuer Zank, sondern schon ein alter — gelt, Gesell, Du weißt sehr gut, was ich meine?" setzte sie, dem Hunde zunickend, hinzu.

Das Thier nahm sich das jedoch für den Augenblick weniger zu Herzen als vorhin. Es wandte vielmehr plötzlich den Kopf langsam um, die Ohren hebend und die Augen mit einem eigenthümlich aufflammenden Blick durch das Buschwerk der Lichtung zudrehend, welche das Haus umgab. Und dann fuhr es auf und sprang vorwärts. Gleich darauf hörte man sein tiefes Bellen, welches jedoch auf den Ruf einer Stimme von den Gebäuden her alsbald wieder still wurde.

Ueber das faltige Gesicht des Greises zuckte ein leichtes Lächeln. „Er beweist uns eben, daß wir ihm Unrecht thaten," meinte er, „und daß er nur über Dich einen Augenblick seiner Pflicht vergaß — 's passirt ja auch anderen Creaturen, Röschen, hm?" Und da sie nur, gleichfalls lächelnd, die Achseln zuckte, sprach er, schon wieder ernster, weiter: „Allein es ist wahr, ich sah

Dich schon mehrmals gar nicht so freundlich mit dem alten Thier wie sonst, wo ihr stets ein Herz und eine Seele. Und ich seh' Dich auch immer häufiger still und nachdenklich; Du retirirst Dich wie Deine Kameraden, die wilden Vögel, wenn's ihnen nicht recht ist. Sie sitzen dann abseits auf einem Zweig und blasen die Federn auf und geben ihren Gedanken Audienz. Hm, Röslein? Was gibt's? Was hast Du nachzudenken oder Grillen zu fangen und mit Deinen Liebhabern zu zanken?"

Es war in dieser Rede trotz aller Laune doch auch etwas Ernstes und das Auge des Alten hing an der Kleinen mehr mit Forschen als mit herzlicher Freundlichkeit. Das merkte Röschen, wie er sie genannt, sehr gut und es zeigte sich nun auch in ihrem Gesicht fast zugleich mit dem Lächeln, das des Greises Rede hervorgerufen, ein ganz anderer Ausdruck, der nur auf ein halb verlegenes, halb unbehagliches Gefühl gedeutet werden konnte, welches sich in dem jungen Herzen regen mochte.

„Du hast Recht," sagte sie nach einer kleinen Pause, und hob dabei die Augen nicht auf, und die Anzeichen des Mißbehagens erschienen jetzt ausgeprägter um den kleinen Mund. „Es ist nicht mit mir wie sonst, wo ich nichts im Kopf hatte, als was der Tag mit sich brachte. Und mit dem Caro zank' ich, ja. Aber das gehört zusammen."

„Und was ist das?" fragte er. Die Brauen hingen noch tiefer über die Augen als sonst und die Stirn zeigte starrere Falten. Man merkt' es wohl, daß dies Gesicht sehr streng und zornig dareinschauen konnte.

„Ich wollt' es Dir eigentlich nicht sagen, wie ich es Dir bisher nicht gesagt," erwiederte sie, und jetzt sah sie zu ihm auf mit den himmelblauen, klaren und tiefen Augen. „Ich hab's mit der Verene hin und her überlegt, was —"

„So, also nicht allein?" fiel er ein.

„Nein," entgegnete sie mit einem Ausdruck der Verwunderung über die Frage und redete nach einer Pause weiter: „Stell' Dir nichts Besonderes vor, Großpapa, es ist eigentlich nur die reine Dummheit von mir oder die kindische Angst vor fremden Blicken — wir verstecken uns hier ja wie die Narren —"

„Wie die Narren nicht, Kind," unterbrach er sie von Neuem mit ernstem Kopfschütteln. „Es gibt mehr als einen nur zu guten Grund dafür, daß wir allein bleiben und keinen Lärm in der Welt machen. Aber komm endlich zu Ende."

„Vielleicht irr' ich mich auch ganz und gar," sprach sie nachdenklich — hatte sie von seiner Bemerkung überhaupt etwas gehört? — „Es ist am Ende nichts. Aber gleichviel, Du mußt mir versprechen, mit den Leuten nicht zu zanken — das mache ich zur Bedingung. Sie können nichts dafür.

„Siehst Du, es ist im Frühling gewesen," fuhr sie fort, da er zur Antwort nur genickt hatte; „in den letzten Maitagen. Du warst den Tag zuvor abgereist — ich erfahre ja nicht, wohin! — Die Leute waren den ganzen Tag draußen auf der Kreuzwiese beim Heu und gingen auch gleich nach dem Mittagsessen wieder hinaus, so daß ich ganz allein daheim blieb — mache kein so finsteres Gesicht, Großpapa," unterbrach sie sich und strich mit der kleinen braunen Hand über die freilich tief gefurchte Stirn des Greises; „das muß hie und da wohl vorkommen, wie Du weißt, denn sie haben draußen zu thun und ich soll ihnen ja nicht helfen! Nun gut, ich hatte den Morgen im Garten bei den Blumen hantirt und war recht ordentlich müde geworden. Ein heißer Tag war's auch, und so kam's, daß ich, als die Leute fort und Alles umher so still und ich so allein war, in Deinem alten Lehnstuhl einschlief, so fest, als wär's wirklich Nacht und rechte Schlafenszeit. Ich hab's auch ganz ruhig gethan, denn ich war müd', sag' ich nochmals. Und — daran hab' ich damals aber gar nicht gedacht — der Caro war draußen und achtete auf das Haus.

„Ich habe lange geschlafen. Da ich aufwachte, war die Sonne schon von den Fenstern fort und ich kriegte darob keinen kleinen Schreck, da ich den Leuten hatte Vesperbrot bringen wollen. Einen zweiten Schreck kriegt' ich aber, da der Caro bei mir im Zimmer, obgleich die Thür geschlossen war. Wär' Verene denn daheim gewesen und hat ihn hinein und mich schlafen lassen? Und da ich auf und zur Thür sprang, wurde ich noch bestürzter, denn auf dem Stuhle dort hatt' ich meinen Hut und das kleine seidene Tuch liegen gehabt, das Du mir im vorigen Herbst mitbrach-

test, und nun war dasselbe fort — das konnte Verene nicht gethan haben und noch weniger ein Fremder, da der Hund ja bei mir. Und ich wußt' es ganz genau, daß das Tuch da gelegen; denn ich hatt' es angesehen und mich daran erinnert, wie ich mich damals über Deine Heimkehr so sehr gefreut, mehr als Du's eigentlich verdienst, Großpapa, denn Du machst Dir gar nichts mehr aus mir."

„Närrchen!" sagte er; es klang aus dem Worte doch auch etwas wie Ungeduld heraus.

„Ich find's gar nicht närrisch, sondern recht betrübt," meinte sie ernsthaft, „und wahr ist es auch. — Aber wir wollen uns nicht zanken. Also, wie ich das Alles gesehen und bei mir bedachte, daß es doch wohl Samuel oder Verene genommen haben müßten, um mich mit meinem festen Schlaf zu necken, macht' ich mich hinaus und traf den Christoph, der für sich und die Andern das Vesperbrod geholt hatte und eben wieder fort wollte. „Bist Du's?" fragte ich. „Bist Du im Zimmer bei mir gewesen?" — „Im Zimmer? Nein," sagte er. „Ich wußte gar nicht, daß Ihr daheim, Fräulein. Meinte, Ihr wäret mit Caro in den Busch." — „Wer war denn hier?" fragt' ich wieder. „Im Zimmer war Jemand, hat den Hund hereingelassen und mein Tuch mit fortgenommen — ich schlief." — „Sieh den Spitzbuben!" rief er ganz verblüfft und erzählte dann auf mein Forschen, daß vor einer halben Stunde etwa ein Mensch zu ihnen auf die Wiese gekommen sei, der sich verirrt und beim Hause vergeblich nach einem Menschen gerufen haben wolle und dann, da er sie durch die Stämme bei der Arbeit gesehen, herübergekommen sei. Der Samuel habe ihn zurechtgewiesen. „Sieh, der Spitzbube!" fügte Christoph hinzu. „Sah so reputirlich aus und lügt und stiehlt! Da muß ich nur gleich weiter nachsehen! Aber — der Hund ist draußen gewesen, sagt Ihr? Das capir' ich nicht, daß der's gelitten, ist doch sonst scharf genug."

„Nun siehst Du, Großpapa," fuhr Röschen noch einmal nach einem tiefen Athemzuge mit leisem Kopfschütteln fort, „ich capirte nicht bloß dies, sondern auch noch manches Andere nicht. Ich hab' mit der Verene und dem Samuel lang und breit darüber verhandelt, und es fand sich Alles, wie's der Knecht gleich anfangs gesagt. Ein schmucker junger Mann, ein Herr, ist's gewesen, der nach seiner Angabe nicht in's Haus gekommen und nichts von dem gewußt, was darin. Allein natürlich war das nicht die Wahrheit, denn er nur kann den Hund hereingelassen und mein Tuch genommen haben. Es ist ja nichts dabei," fügte sie unschuldig hinzu, aber über das Gesichtchen flog dennoch ein flüchtig Roth. „Es war vertragen und ich habe noch andere. Aber was will er damit? Was kann's ihm nützen? Und sonst hat nichts gefehlt."

„Ein Wahrzeichen wollt' er haben, daß die Prinzessin, die er entdeckt, ihn daran einmal wieder erkennen kann," bemerkte der Alte nicht ohne Laune. „Weißt Du nicht, daß es in den Märchen immer so zugeht? Aber —" und die Stirn faltete sich wieder und er strich mit einer gewissen Heftigkeit den Bart auseinander, — „aber die ganze Bande werde ich mir einmal vornehmen und ihr ein Capitel über —"

„Das darfst Du nicht, Großpapa!" unterbrach sie ihn lebhaft und nahm seine Hand, die eben den Stock niederstoßen wollte. „Du hast's mir versprochen, nicht zu zanken, sie können nichts dafür —"

„Der Teufel hole sie! Sie können dafür!"

„Und mit dem Caro zanke ich schon selber, das ist der einzige Schuldige; denn der hätt' es nicht leiden sollen, daß da ein fremder Mensch hereinkommt und mich belauscht," schloß sie, und es war etwas Wunderliebliches in dem neuen Erröthen, welches das ganze Gesichtchen übergoß, und in dem Ausdruck von süßer Schamhaftigkeit, der durch die feinen Züge glitt. „Sieh, Großpapa, das ist mir das Aergste, und ich verwind's nicht. Und ebenso grüble ich darüber nach, daß der Hund gleich gut Freund mit ihm gewesen, und was er mit meinem Tuch will — das mit dem Wahrzeichen ist ja nur Dein Spaß."

Es war eine lange Pause vergangen, als der alte Herr — es prägte sich in seinem ganzen Aeußeren etwas aus, das man wohl mit dem Ausdruck „vornehm" bezeichnen mußte, und das den Titel rechtfertigte, den wir ihm geben, — die finstern Augen auf die Enkelin richtete und mißgestimmt sagte: „Und natürlich hat der alte Dummkopf ihn ohne Examen laufen lassen —

weiß nicht Namen noch Stand, nicht woher, noch wohin! Das kenn' ich schon."

„Du thust Samuel Unrecht, Großpapa," entgegnete Röschen ernst. „Der Fremde ist aus dem S.'schen gekommen und hat nach Breitenfeld gewollt, sich aber unterwegs verirrt, was Samuel auf dieser Strecke für ganz leicht erklärt. Er hat ihn dann zurecht gewiesen, nach Bachenau hinab, welches der Fremde als eine ihm von seinen Bekannten angegebene Station bezeichnet hatte. Nach seinem Namen hat Samuel natürlich nicht gefragt, aber bei Gelegenheit drunten in Bachenau sich unter der Hand nach ihm erkundigt. Sie wußten von ihm, haben ihn aber nicht gekannt. Es war ein schmucker, junger, freundlicher und höflicher Mann, guter Leute Kind, heißt Verene ihn, — und kein Landstreicher, wiederhole ich. Was ist denn von dem zu besorgen, selbst wenn er einmal wiederkäme, wie es bisher nicht geschehen ist?"

Eine neue Pause wurde erst nach einer ganzen Weile durch die grollenden Worte beendet: „Und warum verschwieg man mir das Alles?"

„Daß Du Dich nicht um nichts ärgern solltest," versetzte sie munter; „es verdrießt Dich ja Jeder, der uns hier heimsucht."

„Und mit Recht, Kind, mit Recht!" sprach er finster. „Es ist uns von draußen bisher wenig Anderes als Unheil gekommen und etwas Gutes oder auch nur etwas, das man nicht viel besser entbehren könnte, niemals. Das wissen auch die Anderen."

„Und doch, Großpapa," sagte sie, durch seinen Ton eingeschüchtert, „es war ja kein Landstreicher oder Vagabund, den man sich hätte vom Leibe halten müssen, sondern —"

„Das sind die Schlimmsten nicht, Kind!" fiel er ein. „Wenigstens fürcht' ich sie nicht wegen solcher Extraction und denke, im Nothfall schon mit ihnen fertig zu werden. Die sind's nicht, um derentwillen wir da so menschenscheu leben."

„Und gibt es deren überhaupt, Großpapa?" fragte sie ernsthaft und beinah nachdenklich, „und wer sind sie? Du hast mir nie einen Grund für unsere Einsamkeit angegeben."

„Das ist auch gar nicht nöthig, Kind," antwortete er mit einem Anfluge von guter Laune. „Selig sind, die da nicht wissen und doch glauben — weißt Du das nicht? Mißfällt's Dir etwa hier? Das wäre etwas ganz Neues. Du hast sonst geweint, wenn wir einmal ausflogen, als meine alten Knochen noch reisefähiger waren."

„Und es ist auch nirgends so heimlich und traut, so schön wie hier in unsrem Walde," sagte sie mit einem Ausdruck von Innigkeit, der auch das Gesichtchen wunderbar durchdrang. „Ich will nie fort, nie! Aber einsam ist es hier doch oft sehr, zumal wenn auch Du einmal nicht da. Und es leben so viel fröhliche Menschen draußen in der Welt. Davon könnten immerhin ein paar zuweilen mit uns lachen, plaudern und leben!"

Der alte Herr hatte sich erhoben und zwar, da er tief gesessen, nicht leicht und nur mit Hilfe des fest in das Moos gestützten Stocks. Er stand nun, die lange hagere Figur steif aufgerichtet, vor der Kleinen und ließ die Augen mit einem Blick auf ihr haften, in dem sich, je länger er währte, desto unverkennbarer eine Milde, ja beinah Wehmuth zeigte, welche man diesem scharfen, vorhin so finster und streng blickenden Auge kaum hätte zutrauen mögen.

„Ja, ja, Röschen," sprach er dann mit gleichfalls hörbar bewegter Stimme, „ich weiß es gut und hab's mir oft genug gesagt, daß ich Dich da in einem Käfig halte, der für Dich lustigen wilden Vogel schier gar zu eng ist, als daß er Dich nicht ängstigen sollte —"

„Großpapa!" Sie sprang auf, sie umschlang ihn mit beiden Armen und schaute durch jäh aufschießende Thränen zu ihm empor. „Großpapa, was redest Du! Ist's nicht bei Dir am schönsten auf der ganzen Welt?"

Seine Hand strich leicht über das blonde Haar des kleinen Kopfes. „Ganz recht, Kind, Du hast mich lieb, Du bist gern bei mir, von dem Du gut genug weißt, daß er es am besten mit Dir meint. Allein — was ist, das ist, und gegen den tiefen Trieb der Natur im Menschen kann selbst der Herrgott nicht aufkommen. Es ist einmal so. Glaube mir, ich sinne Tag und Nacht auf wenig Anderes, als wie ich all diese verzwickten Zustände ändern und bessern könnte, aber überall schiebt sich mein Alter und Deine Stellung wie ein Schlagbaum vor jede bessere Aussicht. Man muß

eben Geduld haben und Vorſicht, Vorſicht, Kind! — Und nun, mein Herzblatt," ſchloß er und ſchob ſie ſanft von ſich, um nach einer großen, altmodiſchen Uhr zu ſehen, „laß uns hinein, es iſt Mittagszeit und Verene zankt ſonſt mit Recht über unſer Zuſpätkommen, — thut's ohnehin leicht. Ich denke, Samuel wird uns den Burſchen vom Halſe geſchafft haben."

Als ſie über den Platz hinüber zum Hauſe gingen, ſtand eine runde, behagliche Frau in der Seitenthür, die weiße Schürze aufgeſteckt und den Arm in die Seite geſtemmt, während im ziemlich mißvergnügten Ausdruck ihres noch hübſchen Geſichts die außerordentlich lesbare Frage ſichtbar war: Nun, iſt es euch nachgrade gefällig? — Zu einem wirklichen Ausſprechen derſelben kam ſie jedoch ebenſo wenig wie zu dem einer zweiten, die ſich noch viel auffälliger in dem jählings zürnenden Aug' und der ganzen, verfinſterten Miene abzeichnete, als ſie die Thränenſpuren bemerkte, welche ſich aus des Mädchens Augen noch nicht ganz verloren hatten. Sie erhob ihren Blick mit einer bedenklichen Schnelligkeit und Schärfe zu dem alten Herrn, ihre Lippen öffneten ſich — da aber ſagte der Greis auch ſchon in einem gewiſſen, grämlichen Ton, der den Mißmuth der Frau vielleicht gleichfalls und nicht weniger zurückdrängte als die Unterbrechung ſelbſt: „Na, Verene, wie iſt's? Iſt der Burſch' fort, der vorhin mit Samuel parlirte? Was wollte der Landſtreicher bei uns?"

„Sagen der gnädige Herr lieber: Landſchleicher — das war er," lautete die Antwort. „Einer von der ſchleichenden, ſpionirenden, ſanftmäuligen und unverſchämten Race, die ſich ſonſt Gottlob aus dem Gebirg fortgezogen zu haben ſcheint. Aber er iſt fort — der Caro hat ihm Beine gemacht und — das Eſſen wird aber kalt, und meine Schuld iſt's nicht, wenn es der Herrſchaft dann nicht ſchmeckt. — Wie Du erhitzt ausſiehſt, mein Herzblatt," fügte ſie, gegen Röschen gewendet, mit zärtlichem Ausdruck hinzu, „und Deine Augen —"

„Das Eſſen wird kalt," unterbrach ſie der alte Herr und ſchritt, ſie ohne Umſtände auf die Seite ſchiebend, in die Thür.

Es war ſtill auf dem Hofe und ſtill im Hauſe, und auch der Wald, und was in ihm hauſte, hielt die Mittagsraſt. Das wurde auch noch lange nicht anders, obſchon die Bewohner ſich hie und da bei dieſer oder jener Beſchäftigung zeigten. Der alte Herr ſaß auf der Bank unter einem der Bäume vor der Thür und hielt mit dem Samuel genannten Mann, dem Verwalter, ein „Examen" ab, das von demſelben, wie es ſchien, indeſſen wohl beſtanden wurde — die Falten auf des Gebieters Stirn glätteten ſich immer mehr und der grämliche Ausdruck ſeines Geſichts wich allmälig einem nur noch ſorgenvollen.

„Dir iſt alſo abſolut nichts aufgefallen, Alter?" fragte der Herr endlich zum Schluß des Geſprächs und ſtand zugleich auf und ging, die Hände auf den Rücken gelegt, vom Verwalter gefolgt, einige Schritte weiter.

„Nichts, Gnaden," erwiederte Samuel kopfſchüttelnd. „Zwei Beſucher in Jahr und Tag — der im Mai und der von heut — da läßt ſich doch nichts von Ueberlauf ſagen. Ja ſelbſt in der Umgegend ſind wir Niemand begegnet als dieſem und dem vielleicht, der nun einmal da herum ſeine Gänge hat und uns längſt bekannt iſt. Aber Ihr müßt das Alles ebenſo gut wiſſen wie ich. Es fragt kein Menſch nach uns und ich glaube, es weiß auch keiner mehr von uns."

Der Herr ging einige Schritte weiter und vollends in den Garten hinein. Endlich ſagte er: „Und doch, Samuel, und doch! Der im Frühling incommodirt mich weniger, obſchon's mir nicht angenehm, wenn er das Kind wirklich geſehen. Ein Mann von Stande, wie Du ihn ſchilderſt, gibt ſich nicht zum Spion für ſie her — es müßte denn Einer von ihnen ſelber ſein. Und ich kenne keinen ſolchen unter ihnen, obgleich ich die Geſellſchaft gut genug im Kopfe habe. Aber der von heut —"

„Gnaden, es kann ſich ſchon Einer da herum einmal verirren! Ganz aus der Welt ſind wir doch nicht."

„Verirren? Solch Pack verirrt ſich nie, hat, wenn keine wirkliche Kenntniß, doch eine viel zu gute Naſe für Weg und Steg. Und bloß plaiſirshalber hieher zu kommen, nur um ſich die Gelegenheit ein wenig anzuſehen — glaubſt Du's, Samuel? Ich nicht. Ein Weg führt nicht hieher, und um auf's Gerathewohl in die Reviere hineinzuſtreifen, dazu ſind ſie zu wild. Verlaß Dich darauf, der Burſch' iſt nicht umſonſt gekommen. Ich habe die Ahnung

in mir, daß uns etwas bevorsteht, und — Du weißt, sie hat mich nie betrogen," schloß er düster.

„Das ist lange her, Gnaden," warf der Verwalter von Neuem kopfschüttelnd ein.

„Eben darum, Alter," lautete die Antwort. „Vergessen hat sie uns nicht, darauf wette ich Seele und Seligkeit. Und wenn sie etwas von uns erfahren hat, dann haben wir sie so gewiß auf dem Nacken, wie heut auf gestern folgt. Dumm hat man sie am Ende niemals nennen können und diese Eigenschaft wenigstens hat ihr ihr Pathe, der Teufel, nicht mitgegeben. Sie weiß nichts von Stocks; aber wenn sie davon erfährt, wird sie auch noch Leute finden, die von demselben und daß es in meinem Besitz, wissen. Und dann sind all unsre Märchen umsonst."

„Sechzehn Jahre, Gnaden!" wandte Samuel wiederum ein.

„Spreu!" Der Herr fuhr sich langsam über die tiefgefaltete Stirn. „Und wäre ich nicht so alt und marode und kennte ich einen einzigen zuverlässigen Menschen — es wäre doch vielleicht besser in einer Stadt. Es kommt mir zuweilen so vor, Samuel, als hätte ich aus lauter Liebe und Vorsicht einen gründlich dummen Streich gemacht. Allein nun ist es zu spät, ihn zu verbessern. Und das fällt mir um so schwerer auf's Herz, als die Kleine anfängt, es hier gar zu still und einsam zu finden, — verdenken kann man's ihr kaum. Ich muß nur einmal zu Steinheim hinüber und mit ihm conferiren. Und wenn ich's recht überlege —" er warf den Kopf noch höher auf, — „ich könnte heut noch aufbrechen."

Der Verwalter warf einen bedenklichen Blick auf den Himmel, wo sich schwere Wolken zu zeigen begannen, während allmälig auch der Wind erwacht war und mit immer stärkerem Wehen durch die alten Wipfel und nun auch schon über die Lichtung selbst zu streichen begann. „Heut noch, Gnaden?" wiederholte er dann des Gebieters Worte. „Das geht nicht. Ihr kommt vor Nacht in kein Quartier, und es gibt Regen und Sturm, bevor eine Stunde um ist."

Der Herr, der eben erst dieselbe Beobachtung gemacht haben mochte, zuckte verdrießlich die Achseln. „Also morgen," sagte er, „und zwar so früh wie möglich. Der Christoph kann mich bis Leitheim begleiten. Und statt aller besonderen Instructionen, Alter, merke Dir zweierlei," fügte er im entschiedenen Tone hinzu; „einmal, es bleibt bei den alten Bestimmungen noch fester als sonst, und zweitens wird Niemand beim Hause geduldet, geschweige denn in dasselbe aufgenommen, der nicht hieher gehört, — Niemand, Alter. Und sieh nach einem recht scharfen Hunde; Caro wird zu alt."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Geschichtschreiber.

Von

Wilhelm Hoffner.

II.

Barthold Georg Niebuhr.

Möser schrieb in Zeiten, in welchen Deutschland politisch todt war. Er wie Mascov und Schlözer legten den Grund zu unserer deutschen historischen Wissenschaft. Aber ihre historischen Werke bewegten ihre Generation noch nicht: denn die Welt gewaltiger historischer Factoren, der politischen Leidenschaften, nationaler Macht und Vergrößerung, revolutionairen Freiheitsdranges war noch nicht in ihrer Seele, noch weniger in ihrer historischen Betrachtung. Schlözer war in all seiner Nüchternheit eine freie und leidenschaftliche Natur. Seine Anzeigen wurden von den Fürsten gefürchtet. In seiner Geschichtschreibung stand er in den Grenzen seiner Zeit. Es kam eine Generation, welche in der Reife der historischen Betrachtung und des Lebens die französische Revolution und den Umsturz der europäischen Weltordnung erlebte; welche, längst fertig und der Ruhe bedürftig zur Vollendung des Begonnenen, nun sich umdenken sollte und wie das Leben von Neuem beginnen. Goethe gehörte ihr an. Was aber dem Dichter vergönnt war, ward bei dem Historiker und Politiker zur reinen Unmöglichkeit. Er ward in diese Bewegung mit hineingerissen. Die beiden genial begabten Historiker dieser Generation sind beide, in politischen Stellungen, der nationalen Sache durch ihre Lage entfremdet, vom Gram aufgerieben, gestorben. Johann von Müller und Spittler. Es kam endlich die Generation, welche in diesen Stür-

men aufgewachsen, in aufstrebendem Alter die Befreiung Deutschlands erlebte und nachher vermöge der Erfahrungen dieser großen Epoche, in gelehrter Ruhe alles Vergangene in neuem Lichte sah. Es ist eine lange Reihe berühmter Historiker und Forscher, welche derselben angehören. Ich nenne Eichhorn, Savigny, Niebuhr, Schlosser, auch Raumer, Wachsmuth gehören ihr noch an. Dies ist die schöpferische Epoche, welche unserer Geschichtsschreibung ihr unerschütterliches Fundament gab, formal in der wahren Quellenkritik, inhaltlich in der Wiederherstellung des ganzen innern in großartiger Gesetzmäßigkeit sich entwickelnden Lebens der Nationen, wie es in der gesellschaftlichen und Verfassungsgeschichte sein Gerüst, in der Geschichte der Cultur seine lebendige Gestalt hat.

Eichhorn wie Savigny waren von wahrer Genialität. Ihre Schöpfung ist die Rechtsgeschichte. Der Kopf aber, welcher Alles schöpferisch umfaßte, was die neue Geschichtschreibung ausmacht: Kritik der Quellen, Studium des Rechts, der Verfassungen und der Finanzen, philosophische Einsicht in die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung, Leidenschaft und Größe des politischen Urtheils — Alles, die einzige Vollendung der Form ausgenommen, für die inmitten so wichtiger Geschäfte und so erstaunlicher Studien weder Talent noch Interresse sich bei ihm entwickeln konnten — dieser war Barthold Georg Niebuhr. Sein Leben gewährt ein ungemeines Interresse. Wenn die Schopenhauer'sche Secte im Leben ihres Meisters, das jedes wahren Genies, mit seiner Einsamkeit, seiner Weltverachtung, seiner ausschließlichen Pflege der persönlichen Intelligenz abgebildet sieht, und zu fürchten steht, daß unreife und blasirte Naturen sich eine solche Lehre gern aneignen: dann gebe man ihnen das Leben dieses Mannes in die Hand, wie es in Aufzeichnungen und Briefen anspruchslos von seiner Schwägerin herausgegeben ist; an Genie Schopenhauer, wie uns scheint, überlegen, zweifellos aber sehr weit an wirklicher und wohlthätiger Wirkung, ist er, wie diese Briefe ihn zeigen, ein unvergängliches Beispiel des treuesten, edelsten Gebrauchs der höchsten genialen Kräfte.

Er war der Sohn des berühmten Reisenden Carsten Niebuhr, der als Ingenieurhauptmann, mit Herausgabe seiner Beschreibung von Arabien und seiner Reisen beschäftigt, zu Kopenhagen lebte. Am 27. August 1776 wurde er geboren. Im zweiten Lebensjahre kam er in deutsches Land, nach Meldorf im Süderdithmarschen, wo sein Vater als Landschreiber in Civildiensten war. Dort sah er von früh auf eine auf Communalverfassung gebaute Freiheit und in der Einsamkeit des Landlebens lernte er eine stille und gleichförmige Gelehrtenexistenz lieben, welche dann auch später, mitten in wichtigen Geschäften, stets sein Lieblingswunsch blieb. Durch die Erzählungen des Vaters, durch die eminente sachliche Klarheit, welche derselbe über jedes Verhältniß ausbreitete, durch die unendlich sorgsame Anleitung desselben bildete sich in ihm ein Genie der Ueberwältigung sprachlichen, geographischen und historischen Stoffes aus, wie es vielleicht in der ganzen Geschichte der historischen Wissenschaften nicht seines Gleichen hat. Nicht 30 Jahre alt beherrschte er 20 Sprachen. Die politischen Ereignisse beschäftigten den Knaben gewaltig. Die Begebenheiten des Türkenkriegs von 1788 verwoben sich in seinen Träumen zu den detaillirtesten Erzählungen, wie sie auf genauester Ortskenntniß beruhten: so daß zuweilen eintrat, was er im Voraus zusammengeträumt. Die französische Revolution erfüllte seine Knabenseele mit Abneigung. Der Weltreisende hatte ihn gelehrt, in England das Vorbild aller politischen Freiheit zu erblicken.

Der Vater wünschte eine diplomatische Laufbahn für ihn. In dem Hause seines Freundes Busch in Hamburg, wo Klopstock, Lessing, was von Bedeutung Hamburg berührte, verkehrten, sollte er zunächst die große Welt und ihren Ton kennen lernen (1792). Der sechzehnjährige, innerlich stolze und äußerlich blöde Jüngling konnte sich nicht zurechtfinden: nach drei Monaten holte ihn der Vater wieder. Bei großem praktischen Kopf war doch sein Gelehrtencharakter bereits entschieden.

Er studirte zwei Jahre in Kiel. Hegewisch vertrat die Geschichte. Es scheint, daß Reinhold, dieser edelste Schüler Kant's, dessen Geist die Universität beherrschte, die Sitten besserte, den Sinn für philosophische Tiefe einprägte, auch auf ihn den größten Einfluß gewann. Jacobi, dem er damals begegnete, begeisterte ihn. Aus diesen glück-

lichen wissenschaftlichen Anfängen riß ihn ein Ruf des Ministers Grafen Schimmelmann, welcher den noch nicht Zwanzigjährigen, der aber bereits die größten Erwartungen erregte, zu seinem Privatsecretär wünschte. Sein Vater entschied für die Annahme. Auf der Reise dahin begegnete er seiner künftigen Frau: er nahm einen tiefen Eindruck von ihr mit.

Von 1796 bis in den April 1798 dauerte sein erster Aufenthalt in Kopenhagen. Der treffliche Finanzminister liebte und schätzte ihn. Aber abermals vertrieb ihn das Geräusch der großen Welt. Die Gräfin sammelte einen geistreichen Zirkel um sich, dem er sich als Hausgenosse nur schwer entziehen konnte. Eine Zeit lang übernahm er eine Stellung bei der Bibliothek. Endlich entschloß er sich, nachdem er seine Eltern und die Eutiner Freunde wiedergesehen, sowie seine Verlobung in Eutin gefeiert hatte, zu einer längeren Reise nach England. Dort hoffte er den Schwung seines Geistes, der ihm in den Verhältnissen der letzteren Jahre ganz gesunken schien, in seinen alten Studien wiederzufinden. Anderthalb Jahre brachte er dort in Studien und Beobachtungen zu, welche die Grundlage seiner Staats- und Finanzkunde wurden. Dann, nach seiner Zurückkunft ward er von Schimmelmann zum Assessor im Commerzcollegium ernannt. Mit einem Einkommen, das für die einfache Häuslichkeit, die er sich einrichtete hinreichte. „Ich finde mich“ — schreibt er damals der Braut, in Begriff sie nach Kopenhagen zu holen — „fast zu sehr, fast bis zur Aengstlichkeit vom Glück begünstigt. Aber Du sollst mich auch nach bestem Gewissen streben sehen, zu werden, was ich zu werden vermag.“ Es begann eine glückliche Zeit für ihn. Seine Stellung befriedigte ihn so, daß er den Antrag einer Professur in Kiel ablehnte. Er stieg rasch zum ersten Bankdirector. Daneben lebte er in der alten Geschichte und eine Abhandlung reifte, welche er in Kiel begonnen hatte und die einen der fruchtbarsten Punkte seiner römischen Studien betraf, über die Natur der römischen Staatsländereien, deren Vertheilung, Colonien, Ackergesetze u. s. w. Dann, als 1805 Oesterreichs Unglück alle Edelgesinnten erschütterte, begann er die erste philippische Rede des Demosthenes zu übersetzen: er wollte sie drucken lassen, im Gefühl der Aehnlichkeit jener alten Weltlage mit der damaligen Europa's, Bonaparte gegenüber. Die politische Lage Europa's bemächtigte sich auch seines in der alten Geschichte lebenden Geistes. Die Zeit kam, in welcher er auch an seinem Theile an dem ungeheuren Ringen zwischen dem Napoleonischen Militärstaat und Europa theilnehmen sollte.

Schon 1805 war Niebuhr befragt worden, ob er nicht geneigt sei, im Finanzfach in preußische Dienste zu treten. Er hatte es damals abgelehnt. Inzwischen war ein junger vornehmer Däne in eine Stellung befördert worden, auf welche ihm selber seine Dienste und seine Kenntniß einen Anspruch gaben. Dazu war es keine Freude, gegen den Ruin der dänischen Finanzen durch die von diesem Staat beobachtete Neutralität zu arbeiten. Als ihm daher unerwartet im März 1809 die Stellung eines Mitdirectors der ersten Bank in Berlin angetragen wurde, nahm er sie an. Im vollsten Gefühl des Kampfes, welcher Preußen bevorstand.

Er trat in diesen Staat in dem Augenblicke ein, da derselbe zusammenzubrechen schien und gemeinsame Noth und Arbeit banden seine edle Seele so im Lauf der Jahre an denselben, daß Preußen keinen patriotischeren Bürger besaß als ihn. Ein paar Tage vor der schrecklichen Jenaer Schlacht traf er in Berlin ein. Gleich nach derselben begann die Flucht der Behörden und Cassen, nach Stettin und Danzig, von da weiter nach Königsberg, bis denn Stein, der damals Finanzminister war, nach Memel weiterging. Stein ward entlassen. Niebuhr war entschlossen, da er für die Behandlung der Finanzen nichts Gutes hoffte, mit ihm seinen Abschied zu nehmen und so lange in der Einsamkeit von literarischen Arbeiten zu leben, bis sich zeige, ob in Europa noch ein Fleck bleiben werde, der von der Tyrannei Napoleon's verschont sei. Aber es hielt ihn immer wieder zurück, daß man in den rasch wechselnden Lagen jener Monate seiner nicht entbehren konnte. Hardenberg, Stein's Nachfolger, bat ihn mit Thränen im Auge, bis auf das Letzte mit dem Könige und ihm auszuhalten. Als dann der unglückliche Friede von Tilsit geschlossen war, Hardenberg entlassen und nun eine zusammengesetzte Commission zur Behandlung der Finanzgeschäfte ernannt war, auch Niebuhr

in ihr, wies der König sein abermaliges Entlassungsgesuch zurück; so wenig er von der neuen Einrichtung hoffte, war es ihm doch Herzenssache zu bleiben. Endlich übernahm Stein, worauf Niebuhr im Stillen gehofft hatte, im Anfang October die ganze innere Administration. Die erste Nothwendigkeit war, Geld zu schaffen und die Franzosen aus dem Lande los zu werden. Niebuhr wurde nach Holland gesandt, um dort eine Anleihe zu negociiren. Ueber ein Jahr verweilte er dort in den schwierigen Verhandlungen. Es war ihm eine Erholung von so drückenden Geschäften, Geschichte und Zustände dieses merkwürdigen Landes zu studiren. Er drang auf seine Zurückberufung; denn die Zukunft Preußens erschien den holländischen Banquiers zu precär, um eine Anleihe zu wagen. Im Augenblick als seine Rückberufung eintraf, erhielt er annehmbare Anerbietungen. Aber der König von Holland versagte seine Einwilligung und so war auch diese letzte Hoffnung eitel.

Die große Zeit der Reform preußischer Gesetzgebung hatte begonnen. Niebuhr war grade mit der Behandlung der Finanzen am wenigsten einverstanden. Eine Beurtheilung seiner Finanzpolitik und der von Hardenberg, die ihm besonders gegenüber stand, ist noch von einer Geschichtschreibung zu erwarten, welche die Geschichte der preußischen Reform in den Details behandelt. Obwohl er in dieser Lage wiederholt seine Entlassung wünschte, mochte man doch seine ungemeinen Kenntnisse nicht entbehren. Zuweilen klagte er, wie er sich auf die Rolle eines belebten Finanz- und Administrationslexikons reducirt sähe." Er war gern bereit, die Pläne Anderer auszuführen: nur mußte er sie für ersprießlich halten. Nachdem er bis 1810, also in der wichtigsten Periode der Reformpolitik in verschiedenen sehr einflußreichen Stellungen gewirkt hatte, forderte er 1810 abermals seine Entlassung. Anstatt dieser erhielt er seine Ernennung in eine neue Finanzcommission. Erst als er darauf bestand, nach mehrtägigen Unterhandlungen, erfolgte seine Ernennung zum Historiographen, an Johann von Müllers Stelle; mit dem Vorbehalt, daß er auf Auffordern dem Finanzministerium mit Rath und Gutachten an die Hand gehe. Auch diese letzte freie Mitbetheiligung fand ein Ende, als er eine Vorstellung gegen einen von Hardenberg gebilligten Finanzplan an den König sandte. Der König mißbilligte den leidenschaftlichen Ton derselben. Es scheint allerdings, daß Niebuhr die Ruhe und Gefügigkeit, welche zum Zusammenarbeiten in großen Geschäften nun einmal nothwendig ist, nicht besaß. Er war reizbar, sein Ehrgefühl penibel; seine Befürchtungen denjenigen gegenüber, welche er für schädlich hielt, grenzenlos. Er war zum Gelehrten geboren.

Wir stehen bei der wichtigsten Epoche seines Lebens. Seine geschichtliche Thätigkeit in einer großen Zeit hatte ihn mit neuen Gesichtspunkten erfüllt. Als er nun den Faden seiner wissenschaftlichen Existenz, den er im zwanzigsten Jahre fallen gelassen hatte, wieder aufnahm, mußte er freilich am tiefsten empfinden, wie er an jugendlicher Frische und Größe der Pläne und Ideen verloren; wir aber sehen vor allem, daß ihm nun erst das Leben die Augen für vergangene Zeiten ganz geöffnet hatte.

Außerordentlich rasch entschied sich nun das Werk seines Lebens und ward der Grund desselben gelegt. Bald nachdem er seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder aufgenommen hatte, entschloß er sich, auf Spaldings Antrieb, im kommenden Winter an der neu gegründeten Universität zu lesen. Die Zeit des Entschlusses war kurz. Am letzten August kam ihm die Aufforderung. Seine erste Idee war, über die Verfassungen des Alterthums zu lesen. Mitte September war er bereits für römische Geschichte entschieden. Mit dem November begann die Vorlesung. Männer wie Savigny und Schleiermacher waren unter seinen Zuhörern. Der allgemeine Beifall trug ihn, so daß er mit einer ihm sonst ganz ungewöhnlichen Schnelligkeit producirte. Savigny begriff und äußerte sofort, daß mit diesen Vorlesungen eine neue Epoche für die römische Geschichte beginne. Das war kein kleines Wort von dem Manne, der unter allen Lebenden am besten hierüber urtheilen konnte. Mitten in diesen Arbeiten, im Vollgefühl seines Genius und doch des absteigenden Lebensalters, ruft er gelegentlich aus: „Ach hätte ich nur meine Kräfte benutzt, als ich noch mehr jugendliches Leben hatte und etwas aus mir werden konnte!" Schon im Mai begann dann der Druck des ersten Bandes. Er schüttelte reife Früchte.

Aber der große Entscheidungskampf riß auch ihn aus dem ruhigen Fluß der Studien. Zuerst als einen leidenschaftlichen Zuschauer; dann erhielt er von Neuem Gelegenheit einzugreifen. Der Winter 1812 — 13 verging im beständigen Hin- und Hermarschiren der Franzosen, im athemlosen Verfolgen ihres russischen Feldzugs. Dann kam der Abzug derselben aus Berlin — im Februar 1813. Der Kreis von Menschen, in welchem er lebte, Schleiermacher, Savigny, Buttmann war in jeder Art von begeistertem Antheil und Opfer voran. Niebuhr mit einigen Freunden ließen sich einexerciren und erbaten sich vom König die Erlaubniß, in ein Regiment zu treten. Seine edle Frau, kränklich und mehr als an ihrem Leben an ihrem Manne hängend, war mit einer enthusiastischen Freude, wie allein so ungeheure Ereignisse sie hervorbringen, bereit, ihn sein Leben wagen zu sehen. Es war dem Geschichtschreiber Roms mit seiner Grundanschauung Ernst. Der König verweigerte die Erlaubniß, verhieß aber, ihm seinen Talenten angemessene Aufträge zu geben. Gegen Ende April ward er von Hardenberg im Namen des Königs sofort nach Dresden berufen. Die Unterhandlung mit den englischen Abgeordneten wegen der Subsidien, welche dem ausgesogenen Preußen die Mittel des französischen Krieges geben sollten, wurde ihm übertragen. Am 14. Juni 1813 ward der Allianz- und Subsidienvertrag zwischen England und Preußen unterzeichnet. Dann im Februar 1814 ward er nach Holland geschickt, um dort mit den englischen Commissären die ferneren Subsidiengeschäfte zu unterhandeln. Im Spätherbst 1814 schrieb er über Preußens Recht gegen den sächsischen Hof: eine vortreffliche Staatsschrift.

Er sollte den Sieg der preußischen Waffen, der ihn so glücklich machte, nicht mit heiterer Seele genießen. Politische Sorgen und häusliches Unglück trafen ihn. Sein Vater, lange blind und gelähmt, starb im April 1815. Es war, wie er sich ausdrückte, der Anfang seiner Verarmung, nachdem er sich so reich gefühlt. Mit seiner tiefen weichen Seele fühlte er sich fast wie ein alleinstehender Jüngling verwaist. Ein paar Monate drauf verschied seine Frau in seinen Armen. Als er sie, nicht lange vor ihrem Tode, gefragt hatte, ob er ihr keine Freude machen, ihr nichts zu Gefallen thun könne, hatte sie gesagt: „Du sollst Deine Geschichte vollenden, wenn ich lebe und wenn ich auch nicht lebe.“ So hatte sie ihn verstanden und in seinen höchsten Bestrebungen mit ihm gelebt.

Ein paar Wochen nach ihrem Tode wurde er zum Gesandten in Rom ernannt. Der Posten war grade damals von besonderer Schwierigkeit, da mit dem päpstlichen Hof über die Stellung der katholischen Kirche in Preußen eine Uebereinkunft geschlossen werden sollte. Für ihn hatte er noch eine besondere Bedeutung. Er sollte die Stadt sehen, studiren, in den günstigsten Verhältnissen in ihr leben, deren Geschichte zu schreiben er begonnen hatte. Es war eine ungemeine Förderung seiner Studien. Schon in Verona machte er eine für die Geschichte des römischen Rechts außerordentlich wichtige Entdeckung. Er erkannte in einem codex rescriptus einen juristischen Schriftsteller. Da er wegen ungenügender chemischer Reagentien und mangelnder Zeit nur den Anfang entziffern konnte, hielt er ihn für den Ulpian; nachher zeigte sich, daß es Gajus war. Göschen und Bethmann-Hollweg, damals noch jung, aber schon juristische Meister, reisten von Berlin nach Verona, unter Savigny's begeistertem Antheil, um den Gajus herzustellen. Auf der Vaticana in Rom entdeckte er Fragmente zu den Reden des Cicero, einige Blätter von Livius, von Seneca und Hyginus. Seine Geschichte gedieh indeß nicht so, wie er gehofft. Lange vermißte er seine Bibliothek. Dann die Freunde. „Ich war mein Lebelang eine Pflanze, „„von den Lüften umschmeichelt, von der Sonne genährt, vom Regen groß gezogen,““ die Natur hegte und pflegte mich liebreich, ich gedieh und zuweilen schoß die Ahnung durch mein Wesen, wenn Dir das alles entzogen würde? Es ist mir entzogen, ich habe meinen Gärtner verloren, bin in ein zerstörendes Klima hineingeworfen.“ Im Briefwechsel mit Savigny allein — an den diese Worte gerichtet sind — fand er einen Sporn der Forschung. „Ihre Briefe — schreibt er ihm — wirken auf mich, wie das Blut auf Schatten, die damit getränkt werden.“ Seit Machiavelli waren diese Beiden die größten historischen Köpfe, welche römische Geschichte studirt

haben; es war natürlich, daß für Beide in ihrer Freundſchaft ein ſolches Glück lag. In ihrem damaligen brieflichen Verkehr entwickelte ſich die große, für die mittelalterliche Geſchichte überaus wichtige Entdeckung, daß die römiſchen Städteverfaſſungen nicht in der Völkerwanderung untergingen, ſondern ſich erhielten und das Fundament der republikaniſchen Verfaſſungen des Mittelalters bildeten. An dieſen Gedanken ſchloſſen ſich fortbildend und neugeſtaltend die Arbeiten einiger Neueren. Aus der Analogie mit den heutigen Landmaßen Italiens fand er die Erklärung der altrömiſchen. Für die oskiſche Sprache fand er Anhalte der Entzifferung. Das alles waren Fragmente. Zu einer Fortſetzung der römiſchen Geſchichte fehlte ihm die Stimmung. Abſprechende Recenſionen verletzten ihn als Symptome des öffentlichen Geiſtes. Seine Forſchungen ſchienen keine jüngere Generation anzuregen. Ihre Früchte wurden erſt ſpäter bemerkbar.

Rom hatte ihm von vornherein nicht behagt. Mehr als billig ſchilt er auf

Barthold Georg Niebuhr.

Goethe, daß dieſer Italien ganz äſthetiſch betrachte und darüber ſeines gegenwärtigen Schickſals vergeſſe. Erſt als ihm von ſeiner zweiten Frau, einer Nichte, Marcus (es iſt der ſpätere bekannte Freund Friedrich Wilhelm's IV.) geboren ward: begann in ihm ein friſcher Muth ſich zu regen. In ſeinen Geſchäften am päpſtlichen Hofe blieb er zwei Jahre lang ohne Inſtructionen. Als ſie endlich kamen, verhandelte er ſieben Monate; den Abſchluß mußte er Hardenberg überlaſſen. Eine

Beurtheilung seiner diplomatischen Fähigkeiten ist noch unmöglich. Ein außerordentliches Verdienst erwarb er sich, indem er die junge deutsche Malerschule, unter ihnen Cornelius und Overbeck, um sich sammelte, ihnen den Halt seines Ansehns gab, mit Aufträgen, Geld, geselliger Stellung, Bemühungen in Berlin sie unterstützte. Es schmerzte ihn sehr, daß Cornelius nicht für Preußen gewonnen ward. Mit der edelsten Freude und Theilnahme verfolgte er ihren Gang; mit schonender Toleranz den Neokatholicismus einiger. Er selber, von dem tiefsten religiösen Gemüth, hätte doch den römischen Laren in seinem Hause opfern können. Denn die Macht des Glaubens, der eine große Nation in einfacher und bester Sitte bestärkt hatte, war ihm mehr als die Dogmen.

1823 erlangte er endlich seine Entlassung aus Verhältnissen, welche ihm von Jahr zu Jahr drückender geworden waren. Er wünschte sich in Bonn niederzulassen; die Achtung des Königs und die Neigung des Kronprinzen zu ihm als einem seiner ersten Lehrer, der einst mächtig auf seinen jungen Geist gewirkt hatte, ordnete die Stellung ganz nach seinen Wünschen. Seine Wirksamkeit dort war außerordentlich. Er erfüllte seine Zuhörer mit dem großen Gefühl der Würde historischer Wissenschaft. Er war die Seele wichtiger Unternehmungen, wie der Herausgabe der Byzantinen. Die reife Tiefe seiner Natur ergriff Jeden, der sich ihm näherte. Er selbst freute sich ohne Affectation an dem Gedanken, daß er das Ziel seiner Jugendwünsche, den Beruf eines öffentlichen Lehrers, nun doch nach so langen Umwegen, mit den reichsten Erfahrungen beladen zurückkehrend, erreicht habe.

Aber er verzehrte sich in der edlen Leidenschaft, mit welcher er die politischen Verhältnisse verfolgte. Die unerwartete französische Revolution ergriff ihn gewaltig. Seine Erschütterung zu begreifen, muß man bedenken, wie ihm und andern großen Männern bei diesem Ereigniß sofort die Analogie der ersten Revolution vor Augen stand. Es schien, als ob der Tartarus sich wieder öffnete, um zum zweiten Male seit 50 Jahren die Ordnung der Dinge in sich hinabzuziehen. „Wir blicken in eine, wenn Gott nicht wunderbar hilft, bevorstehende Zerstörung, wie die römische Welt sie um die Mitte des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung erfuhr: auf Vernichtung des Wohlstands, der Freiheit, der Bildung, der Wissenschaft.“ Er vollendete nicht die Ausarbeitung des dritten Bandes seiner römischen Geschichte. Den Abend des 25. December hatte er auf dem öffentlichen Lesezimmer in der Lectüre der französischen Zeitungen zugebracht und ging nun, innerlich und äußerlich erhitzt, durch das rauhe Frostwetter den weiten Weg nach Hause zurück. Er trat in Classen's Zimmer, der als Lehrer seines Sohnes im Hause wohnte, und rief ihm zu: „Das ist wahre Beredtsamkeit: Sauzet's Rede müssen Sie lesen, er allein spricht die Sache aus wie sie ist, daß es sich von keiner Rechtsfrage handelt, sondern vom offnen Kampf feindlicher Gewalten! Sauzet muß ein bedeutender Mann sein.“ „Aber — setzte er gleich hinzu — ich fühle mich sehr erkältet, ich muß mich niederlegen.“ Er stand nicht wieder auf. Er starb am 1. Januar des Jahres 1831.

Uns dünkt, den einzigen Ranke ausgenommen, hat Deutschland kein ihm gleiches historisches Genie hervorgebracht. Das tritt unvollkommen aus dem kolossalen Fragment der römischen Geschichte hervor. Er konnte dieselbe nicht in Zeiten führen, in welchen die Quellen gestatten, Charaktere darzustellen, Parteikämpfe, Schlachten und geistige Umwälzungen zu schildern. Seine Briefe sind hier ein Ersatz. Uns sei eine allgemeine Bemerkung an dieser Stelle erlaubt. Die drei bedeutendsten älteren deutschen Historiker — Möser, Johannes von Müller, Niebuhr, können alle drei, in Bezug auf ihre Genialität, nicht aus ihren Werken völlig erkannt werden. Alle drei haben Denkmale hinterlassen, welche zeigen, was für ein Reichthum des Geistes an umfassenden Ideen aller Art dazu gehört, was für ein sprudelndes inneres Leben, das sich nach allen Seiten wendet, damit ein bestimmter ungeprägter Stoff mit freier Seele gestaltet werde. Diese Denkmale haben aber nicht nur einen historischen Werth. Möser's patriotische Phantasien, Müller's Briefe eines jungen Gelehrten, Niebuhr's Leben und Briefe sind eine außerordentlich glückliche Nahrung für die Zeit der ersten gelehrten Beschäftigung bei dem Uebergang auf die Universität. Von Niebuhr's Leben zumal wünschen wir, daß kein Jüng-

ling die Universität betrete, ohne an diesem Bilde eines großen Gelehrten sich erhoben zu haben. Diese Abschweifung wird verzeihlich scheinen, wenn sie irgend Eltern anregt, dies Buch dem Sohne in die Hand zu geben. Für die wissenschaftliche Behandlung der Entwicklung Niebuhr's und seine Stellung in Geschäften und Wissenschaft bleiben andere Wünsche.

Nur wenige Historiker haben wie Gibbon und in anderer Weise Ranke das Glück und die Beharrlichkeit gehabt, einen ungeheuren Stoff in ihrer Darstellung vollständig zu umfassen. Indeß ist auch das Bruchstück Niebuhr's in seiner Art ein Ganzes. Und zwar von der allergrößten Bedeutung. Die Anfänge der Völker bieten einer Forschung, welche den Zusammenhang der Geschichte verstehen möchte, drei gewaltige Probleme. Die Entstehung der ältesten Poesie oder das Epos. Diese untersuchte an Homer zuerst Friedrich August Wolf; nachher Lachmann an diesem und den Nibelungen. Unzählige folgten. Dann Tradition und Aufzeichnung der ältesten Geschichte in ihrem Verhältniß zu den wirklichen Zuständen. Diese untersuchte an der römischen Geschichte Niebuhr. Endlich Entstehungsweise und älteste Denkmale der Religionen. Dies Problem nahm für das Christenthum mit kritischem Geiste Christian Baur in Angriff. Diese drei Untersuchungen haben Unzählige beschäftigt. Sie sind noch weit davon entfernt abgeschlossen zu sein. Ja, Manche glauben sehr kritisch und weise zu sein, wenn sie diese Probleme für unlösbar halten. Wie diese Untersuchungen auch verlaufen mögen: jedenfalls nehmen die Werke dieser drei außerordentlichen Männer eine feste und bedeutende Stelle in der Geschichte des menschlichen Geistes ein.

Man muß in den Untersuchungen Niebuhr's zwei sich ergänzende Probleme unterscheiden. Das eine, die Natur der Quellen der römischen Geschichte zu erkennen, und das andere, aus sichern Thatsachen Schlüsse auf die Natur der ältesten römischen Verfassung und Gesellschaft zu ziehen. Von diesen beiden Problemen ist nicht das erste einfach die Grundlage für die Lösung des andern, sondern sie greifen ineinander. Ja Niebuhr ging von dem zweiten aus. Seine ersten Ideen betrafen die Agrarverhältnisse. Auf diesem zweiten wichtigeren und ganz positiven Gebiete lag seine Größe. Die literarhistorisch-kritische Frage beschäftigte weit weniger sein Interesse und in ihr blieb seine Forschung am unvollkommensten. Seine Divination der ältesten Entwicklung von Gesellschaft und Recht in Rom war völlig original. Man hat zwar Beaufort als seinen Vorgänger betrachten wollen, der ihm den Weg gezeigt. Allein dieser ging von einem ganz andern Punkte aus und ihr Weg kreuzte sich nur. Während Niebuhr in den nachweisbaren ältesten Verhältnissen eine echte Geschichte auffand, von welcher dann die sagenhafte der Tradition von selber wie eine Verkleidung abfiel: hatte Beaufort die Widersprüche dieser Tradition untersucht, die Unhaltbarkeit derselben aufgewiesen, es war ihm genug, so die herrschende Ansicht der Geschichte vernichtet zu haben.

Noch haben die Untersuchungen, welche massenhaft auf Niebuhr's Werk folgten und die grade in den letzten Jahren, nach Erscheinen von Mommsen's römischer Geschichte wieder in neuer Bewegung sind, kein sicheres Resultat ergeben, von welchem aus Niebuhr gewürdigt werden könnte. Selbst in der literarhistorischen Frage ist seine Hypothese noch nicht als beseitigt zu betrachten. Die Liedertheorie hat entschieden große Schwierigkeiten. Um so mehr bestätigt sich die ihr zu Grunde liegende Ansicht, daß die Tradition der römischen Geschichte den Stempel alter römischer Ueberlieferungen trage, am wenigsten von den griechischen Pädagogen und Schriftstellern den Römern aufgeschwatzt sei. Für alles Uebrige ist bei ihm die Grundlage. Wie es Savigny ausspricht: „Niebuhr's Werk hat der Behandlung der Geschichte des Alterthums einen ganz neuen Charakter verliehen und dadurch entschiedenen Einfluß auf jede neue Forschung auf diesem Gebiete erlangt. Diesem Einfluß kann sich Keiner entziehen, auch seine Widersacher nicht, denn sie kämpfen mit Waffen, die sie von ihm geborgt haben."

Aber seine grundlegende Stellung reicht weit über die römische Geschichte hinaus durch die Bedeutung, welche seine Methode für die Geschichtschreibung überhaupt gewann. Ottfried Müller gestaltete durch sie die Behandlung griechischer Geschichte neu, Ranke die der mittelalterlichen. Wenn

man heute ihre Elemente aufzählt, so erscheinen sie beinah trivial: so sehr ist sie in die ganze Geschichtschreibung eingedrungen.

Buch.

Von

F. Lichterfeld.

Den Namen Buch führt eine kleine unbedeutende Ortschaft, zwei Meilen nördlich von Berlin.

Der Ursprung des Dorfes fällt in die Wendenzeit, ebenso der Name, der von dem slawischen Buk „die Buche" herrührt.

Als die brandenburgischen Marken an das Haus Hohenzollern übergingen, gehörte Buch der Familie von Roebel, die drei Jahrhunderte in dessen Besitz blieb. Zur Zeit der Reformation lebten daselbst der kurbrandenburgische Rath Hans von Roebel und sein Sohn Joachim. Beide waren so eifrige Anhänger der Lehre Luther's und so mit Melanchthon befreundet, daß dieser eigens nach Buch kam, um zwei Kinder Joachim's über die Taufe zu halten. Dabei schenkte er der dortigen Kirche, welcher seit 1539 ein lutherischer Prediger in der Person des Dionys Jesaias Richter vorstand, eine Gesammtausgabe von Luther's Werken und eine eigenhändig geschriebene Exegese über Paulus' Spruch an die Kolosser (3, 16): „Die Rede des Herrn Christi soll in Euch reichlich wohnen in aller Weisheit und Ihr sollt Euch unter einander lehren und ermnern." (Siehe S. 372.)

Obgleich das Ganze mit zitternder Hand geschrieben zu sein scheint, so haben die canzleimäßig steifen lateinischen Schriftzüge doch einen bestimmten Charakter. Das Autograph trägt die Unterschrift: „Scriptū manu philippi" und die Jahreszahl 1559. Melanchthon hat es somit etwa ein Jahr vor seinem Tode geschrieben.

Trotz wiederholter Kriegsbedrängnisse, denen der kleine Ort ausgesetzt war, befindet sich die Gesammtausgabe von Luther's Werken und die Handschrift seines Freundes noch heutzutage in fast unversehrtem Zustande in dem Bucher Kirchenarchiv.

Im Jahre 1670 verkaufte der letzte Roebel auf Buch die Güter an den Freiherrn Gerhard Bernhard von Pöllnitz, und dieser Gerhard Bernhard, der Großvater des durch seine abenteuerlichen Kreuz- und Querzüge bekannten Memoirenschreibers und Ceremonienmeisters Friedrich's des Großen, macht Buch's zweite Rarität aus.

Als im October 1760 ein vereinigtes Heer von Russen und Oesterreichern gegen Berlin vorrückte und die Stadt besetzte und brandschatzte, blieben auch die umliegenden Ortschaften nicht frei von feindlicher Einquartierung und bis auf den heutigen Tag hat sich die Erinnerung an jene Schreckenszeit auf dem Lande erhalten; haben die Bewohner von Buch die Spuren des Axtschlags, der damals in den Altar ihrer Kirche drang, — indem eine Ausbesserung der schadhaften Stelle absichtlich unterblieb, — doch noch heutzutage sichtbar vor Augen. Selbst die Särge in der herrschaftlichen Gruft durchsuchten und durchstöberten die beutegierigen Kosaken.

Der zuerst daselbst Beigesetzte war jener Freiherr von Pöllnitz; denn die Familie von Roebel hatte ihr Erbbegräbniß in der Marienkirche zu Berlin.

Gerhard Bernhard v. Pöllnitz war 1676 gestorben; zur Zeit der Russenoccupation mithin schon 84 Jahre todt. Man denke sich nun das Erstaunen des Cantors, als er nach dem Abzuge der Feinde, — die der Ruf von der Ankunft des Königs rasch von hinnen gescheucht, — statt Verwesungsstaub und morscher Gebeine eine zwar vertrocknete, sonst jedoch vollständig erhaltene Leiche vorfand. — Eiskalt lief es den Dörflern bei diesem Anblick über den Rücken; denn so etwas konnte nicht mit rechten Dingen zugehen. Der Pöllnitz mußte nach ihrer Meinung eine Sünde mit in's Grab genommen haben, daß er nicht sterben konnte. Wie viel Zeit und Mühe es dem Prediger gekostet, die Abergläubischen von dem wirklichen Sachverhalte zu überzeugen, davon schweigt die Bucher Chronik.

Was bei den ägyptischen Mumien „Mum," das ist Specereien und Cedernharz gethan, das that in Buch lediglich die Oertlichkeit, die trockne Luft des Grabgewölbes. Nichtsdestoweniger ist die Bucher Mumie die schönste, die man sich denken kann, war es früher in noch höherem Grade; denn als die Franzosen nach der Entscheidungsschlacht von Jena und

Paulus zu den
Colossern

Die rede des Herrn
christi soll in euch
Reichlich wohnen,
in aller weisheit, vnd
ihr solt euch vntereinan
der Lehren vnd erinnern

Amen,

Scriptū manu
Philippi.
1559

Auerstädt in raschem Siegeszuge bis nach Königsberg vordrangen, bekam Buch wiederholt feindliche Einquartierung, und nicht nur an den Lebenden, auch an der Leiche des Freiherrn G. B. von Pöllnitz übten sie ihren frivolen Uebermuth. Man brachte seinen Mumienkörper an das Tageslicht, stellte ihn gegen das Thor des Grabgewölbes und gab ihm eine Muskete in die Hand. Die gespenstige Schildwache fiel um und brach die Nasenspitze ab.

Diese Verstümmlung abgerechnet, ist die Leiche vom Kopf bis zu den Zehen erhalten; die Fleisch- und Weichtheile natürlich eingeschrumpft; die Haut vertrocknet, elastisch gespannt, pergamentähnlich in Qualität und Farbe. Sie ist der schützende Ueberzug, der dem mürben, gewichtlosen Knochengebäude Halt und Zusammenhang gewährt. Selbst ein paar Kopf- und Barthaare finden sich noch an der nun bald zweihundertjährigen Leiche vor, und weiß gleich Elfenbein, ist — mit Homer zu reden — der Zaun der Zähne. Die tiefe Narbe in der Stirn rührt, der Tradition nach, von einem Säbelhiebe aus dem dreißigjährigen Kriege her, in dessen Verlauf das Dorf fast ganz verwüstet wurde.

Für die Identität der Leiche spricht die Aufschrift des Sargdeckels, denn wenn die durch eingeschlagene Nägel gebildeten und zopfig verschlungenen Schriftzüge auch Einzelnes im Dunkel lassen, so kann bei dem Namen selbst doch nicht der leiseste Zweifel obwalten. Die Aufschrift lautet buchstäblich: „Der Hochhochwohlgeborne Herr Herr Gerhard Bernhard Freiherr von Pöllnitz, Herr auf ... (?) Reichau und Buch Churfürstl. Brandenb. Geh. Kriegsrath General Wachtmeister Oberstallm. und Kammerherr Oberster über Dero Leibgarde zu Fuß Gouverneur der churfürstl. Residentien Berlin Cöln und Friedrichswerder ist geboren den 18. Januar 1617 gestorben den 24. ... (?) 1676."

Die Söhne des Freiherrn G. B. von Pöllnitz verkauften 1724 das Gut an den damaligen Staatsminister von Viereck; von diesem ging es auf seinen Schwiegersohn, den Geh. Rath und Domprobst zu Havelberg Friedr. Christ. Hieronymus von Voß über, und ist zur Zeit noch im Besitz seiner Nachkommen, weßhalb auch die Särge dieser beiden Familien verschlossen gehalten werden. Nur einige Kindersärge machen eine Ausnahme davon, und es beweisen die kleinen Schläfer für die Fortdauer des Austrocknungsprocesses.

Der zuletzt in der Gruft Beigesetzte ist der am 11. Februar 1823 gestorbene Staatsminister Otto Carl Friedrich von Voß, der Sohn des Vorigen. Den Sarg seiner bereits vor ihm gestorbenen Schwester Julie würde man dagegen vergebens in dem Erbbegräbnisse suchen. „Nur nicht in diese Gruft!" hatte sie im Angesichte ihres nahen Todes geäußert, und wurde demzufolge unter der Kuppel der Kirche dem Schoß der Erde übergeben.

Von dem Verlangen beseelt, ihren König dem verderblichen Einflusse seiner, zur Gräfin Lichtenau erhobenen, Geliebten zu entziehen, hatte sie der Werbung Friedrich Wilhelm's II. nachgegeben und sich am 22. December 1786 morganatisch mit ihm trauen lassen. Aber der königliche Liebhaber kehrte zur Rietz zurück und am 23. März 1789, bald nach der Geburt eines Sohnes erlag die jugendliche Dulderin dem Schmerz getäuschter Hoffnung.

In der Abgeschiedenheit des Parkes setzte ihr der Bruder ein prunkloses Denkmal aus Stein, worauf ein Relief des Todtenengels, der eine Sterbende mit seinem Gewande umhüllt, und die Inschrift: „Soror optima, amica patriae, Vale;" aber kein Name ist genannt, nur der Geburts- und Sterbetag der „besten Schwester und Freundin des Vaterlands."

Nah bei dem Monument, im Dunkel schwarzer Edeltannen steht wetterbrüchig noch die Lieblingsbank der früh Verblichenen, von der in Buch die Sage geht, sie sei durch ihre Nebenbuhlerin vergiftet worden. Wie grundlos auch dieses Gerücht, der romantisch düstre Charakter des Parkes macht es zur poetischen Wahrheit. — Wohin der Blick, wohin der Schritt sich wendet, derselbe Ernst der Stimmung und der Farbe; träumerisches Halbdunkel oder tiefe Schatten; und wenn der Sturm nicht durch die Wipfel rauscht, das Dampfroß nicht mit schrillem Pfiff vorüberbraust, — die Todtenstille von La Trappe.

Noch hat der Kampf der neuen gegen die alte Zeit, der Kampf der Industrie gegen die Romantik hier nicht begonnen; aber wie lange wird es dauern und der großartige Buchengang, die Bewunderung

aller Besucher des Parks, ist — Brennholz; der Platz, wo jetzt noch düstre Trauertannen stehn — ein Bahnhofschuppen?

Literarisches.

Staats- und Gesellschaftsrecht der französischen Revolution von 1789 bis 1804. Von Dr. Karl Richter. 1. Band. Berlin, Julius Springer.

Die Geschichtschreibung ist längst hinweg über die antiquirte Auffassung, als sei die französische Revolution nur eine rohe Masse von Ereignissen gewesen, von Schlachten und Kämpfen. Man hat längst in der französischen Revolution einen Organismus entdeckt, und hat sie selbst als ein organisches Ganzes geschildert. Die eigentliche Aufgabe des Historikers, der diese Epoche zu seiner Domäne wählt, besteht nicht sowohl in der Darstellung der Ereignisse an sich — er wird in der geistigen Bewegung, den Siegen und Niederlagen der Ideen das Gebiet seiner Arbeit erkennen. Nur eine Bearbeitung von diesem Standpunkt kann den Anforderungen von heute genügen, denn der Geist des neunzehnten Jahrhunderts weist in allen seinen Fortschritten dauernd auf die französische Revolution hin, welche ihn wach rief und seine Geburtsstunde laut verkündigte. Keinem denkenden Kopfe kann die Schuld entgehen, welche die Gegenwart jener gewaltigen Vergangenheit schuldet. Der Verfasser des vorliegenden Werks steht auf dem definirten Standpunkt. Er sieht in der französischen Revolution „nicht eine grauen- und schaudererregende Verwirrung des menschlichen Gefühles und Geistes, nicht ein furchtbares Weltgericht Gottes über die sündige Menschheit, nicht ein Ereigniß, das die Geschichte mildthätig verzeichnet und lehrt, als ein abschreckendes Beispiel kommenden Geschlechtern. Er sieht in der französischen Revolution ebensowenig die Wahrheit als unantastbar verkörpert, daß Staaten und Völker, um groß und frei zu werden, Revolutionen machen müssen, als in der Darstellung ihrer Geschichte die Lehrerin, wie man sie machen soll." Er wollte keine Parteischrift schreiben. Aber er erkennt in der französischen Revolution „die Geburtsstunde des Geistes, der das neunzehnte Jahrhundert beherrscht. Die Erschütterungen, die sie begleiten, der Sturm, der sie durchbraust, der Donner der Kanonen, der sie verkündet, die Brandfackel, die sie durchleuchtet, die Ströme von Blut und Thränen, die sie kennzeichnen, sind Zeugen der Gewalt und Größe dieses Geistes. Nur das Schwache und Ohnmächtige wird ohne Schmerzen geboren. Was aber leben, lange leben soll, das muß Weh und Leid ertragen, Gefahren trotzen, Jammer und Elend überdauern können." Indem er auf dem Boden der Gesetzgebung der französischen Revolution sich bewegt, hat Richter die schwierige, aber dankenswerthe Aufgabe übernommen, das hier einschlagende, ungeheure Material zu bearbeiten und zu einem systematischen Ganzen zusammenzufassen. Die Ereignisse begleiten seine Darstellung nur wie Folgen eines großen Gedankens, oder wie die Gründe eines solchen, und bilden lediglich den äußeren Rahmen. Von einer Parteinahme des Verfassers ist, wie bereits angedeutet, nach keiner Seite hin die Rede. So fest und unwandelbar das Wort des Gesetzes ist, so fest und sicher mußte die Ueberzeugung des Verfassers dem Stoffe folgen. Zu einer Analyse des ersten Bandes, der einstweilen erst ausgegeben ist, können wir uns den bemessenen Raumverhältnissen gegenüber nicht verstehen, so verlockend, so lohnend eine derartige Skizze immerhin winken mag. Nur mit zwei Worten sei über den Inhalt referirt, daß an die Einleitung, welche im Besondern die Bedeutung und den Umfang, die Eintheilung und die Behandlung einer Rechtsgeschichte der französischen Revolution erörtert, sich der erste Haupttheil „Das öffentliche Recht" anschließt, der in drei Abschnitten „Das Land," „Das Volk" und „Die Staatsgewalt" behandelt. Sicher ist es kein irriges Prognostikon, das verdienstvolle Werk darf auf das regste Interesse und die allgemeinste Theilnahme hoffen. Es bietet dem Historiker ein überreiches, übersichtlich geordnetes Material für eine bisher von der Geschichtschreibung fast gar nicht berücksichtigte Partie, und die Rechtswissenschaft findet in dieser großen, werthvollen und gediegenen Arbeit eine willkommene Ergänzung für die Erkenntniß des Geistes der Gesetze des neunzehnten Jahrhunderts. Dabei ist die Darstellung Richter's eine so lichtvolle und klare, so entfernt von der Sprache der Schule, von jedem gelehrten Schwulst und Beiwerk, daß sein Werk sich für Jedermann als ein gleich anziehendes, gleich fruchtbares Studium legitimirt.

Die Prämonstratenser des zwölften Jahrhunderts. Von Franz Winter. Berlin, Schweigger'sche Hofbuchhandlung.

Unter den deutschen Völkerschaften war es der sächsische Stamm, bei welchem die Predigt für die Kreuzzüge nach dem Morgenlande verhältnißmäßig mit nur sehr geringer Begeisterung aufgenommen wurde; die Betheiligung der Sachsen an den Fahrten nach dem gelobten Lande erwies sich als eine spärliche. Die Erscheinung findet in der Thatsache ihre Erklärung, daß die niedersächsischen Fürsten mit der Zähigkeit, die diesem Volk und Stamm eigen, an ihrem besonderen Kreuzzugsgedanken festhielten, an der Christianisirung und Germanisirung der heid-

nisch-slawischen Wendenländer. Für die Christianisirung der Wendenländer aber tritt im zwölften Jahrhundert ganz besonders der Prämonstratenser-Orden hervor, den Erzbischof Norbert von Magdeburg auf diese Missionsthätigkeit gewiesen hatte. Die Monographie von Winter unternimmt es, gestützt auf die Quellen, welche für den Gegenstand reichlich fließen, die Thaten des Ordens und seine Geschichte im nordöstlichen Deutschland zu erzählen, speciell die Geschichte von 13 Klöstern und Stiftern der Prämonstratenser in dieser Gegend. Die Darstellung hält sich allgemein faßlich und verständlich, stellenweise aber ist sie, was allerdings zum Theil durch den spröden Stoff selbst bedingt werden mochte, trocken und ermüdend. Am ansprechendsten liest sich das sechste Capitel über die Ursachen des Ordensverfalls, obwohl auch hier Manches, und keineswegs das Wichtigere und Entscheidende, in allzu gedehnter Ausführung behandelt zu sein scheint. Zu tadeln bleibt es, daß der Verfasser trotz zahlreicher Noten unter dem Text doch in den Text sehr häufig längere oder kürzere Citate aus seinen lateinischen Chroniken aufnimmt. Der Anhang, räumlich von unverhältnißmäßig großer Ausdehnung, enthält eine Menge von Excursen und Quellenauszügen.

Von den anerkannt trefflichen Büchern, welche bei Otto Spamer in Leipzig alljährlich um die Weihnachtszeit erscheinen und sich besonders gut zu Festgeschenken eignen, liegen uns wieder mehrere neuere vor, welche der „Jugend- und Hausbibliothek" angehören, die bereits aus einer ganzen Reihe von illustrirten Werken zur Belehrung und Unterhaltung besteht. Diese „Jugend- und Hausbibliothek" zerfällt in Unterabtheilungen oder Serien, von denen uns namentlich die Serie der „Entdeckungsreisen in der Heimath" sehr wohl gefallen hat. Der Verfasser derselben, Hermann Wagner, durchstreift nämlich das Gebiet der Wohnstube, Haus, Hof, Garten, Feld und Flur, Wald und Haide und im letzten Bändchen macht er Streifzüge in Stadt und Land. So vom Nächsten auf das Entferntere übergehend, führt er seine jungen Freunde vom Hause durch Busch und Feld zur Stadt, durch die Stadt und zum Thiergarten; Alles, was den Sinnen auffällt, in die Betrachtung ziehend, überall naturwissenschaftliche Belehrung anknüpfend und das alles in einem anregenden, hier und da mit Humor gewürzten Tone. So z. B. macht er Besuche in einem Gewächshause, wo der Gärtner einige Excursionen in das Gebiet der Botanik anstellt und Aufschlüsse über tropische Gewächse gibt. In dieser und ähnlicher Weise werden alle erdenklichen Gegenstände der naturwissenschaftlichen Forschung herangezogen. — Mehr der Unterhaltung gewidmet, aber vom besten Geiste getragen sind u. a. die historischen Erzählungen: „Der große König und sein Recrut," oder „Das Buch merkwürdiger Kinder," welches die Jugend hochberühmter Menschen schildert. Auch die „Wohlthäter der Menschheit," eine Reihe von Charakterschilderungen, gehören hierher. Die Ausstattung sämmtlicher Spamer'scher Bücher ist sehr splendid; die Illustrationen, theilweise in Farbendruck, zeichnen sich vortheilhaft aus, und der Umstand, daß die Sachen fast alle in mehreren Auflagen erschienen sind, beweist die dauernde Anerkennung im Publicum.

Der neunundzwanzigste Jahrgang des bei J. J. Weber in Leipzig erscheinenden „Illustrirten Kalenders" ist in derselben Weise wie die früheren Jahrgänge, nun auch für das Jahr 1866 ausgegeben worden. Nach dem sehr reichhaltigen Kalendarium, dem allmonatlich eine Abbildung der Stellung des gestirnten Himmels beigegeben ist, folgt der astronomische und chronologische Kalender. Dann beginnt die „Illustrirte Chronik," welche die Erzeugnisse des vergangenen Jahres in Bezug auf Kirche, Schule, Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Kunst u. s. w., mit Porträts und sonstigen Illustrationen bringt. Ihnen schließt sich der statistische Kalender an und diese Abtheilung, welche Aufschlüsse über den gegenwärtigen Stand aller öffentlichen Anstalten und Verhältnisse gibt, ist so erschöpfend und trefflich eingerichtet, daß sie dem ganzen Unternehmen einen überaus praktischen Werth verleiht. Das Format entspricht der großartigen Anlage des Kalenders und die Ausstattung dem Renomee der Verlagshandlung.

Neues vom Büchertisch.

Gedichte v. K. (König Karl XV. von Schweden.) Aus dem Schwedischen. gr. 16. Berlin 1866. Stilke & van Muyden. 1/3 Thlr.

Glasbrenner, Adolf, Neuer Reinecke Fuchs. 4. verbess. Ausg. gr. 16. Leipzig 1866. Keil. 1 Thlr.

Hartmann, Moriz, Nach der Natur. Novellen. 3 Bde. 8. Stuttgart 1866. E. Ebner. 3 Thlr.

Hartmann, Moriz, Die letzten Tage eines Königs. Historische Novelle. 8. Stuttgart 1866. E. Hallberger. 1 1/3 Thlr.

Hettner, Hermann, Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. 1. und 2. Theil. 2. umgearb. Aufl. gr. 8. Braunschweig. Vieweg & Sohn. 2 2/3 Thlr.

Heyse, Paul, Dramatische Dichtungen. 4. Bdchen. 8. Berlin 1866. Hertz. 5/6 Thlr.

Schücking, Levin, Gesammelte Erzählungen u. Novellen. 5. und 6. Theil. 8. Hannover 1866. C. Rümpler. 1 1/3 Thlr.

Stahr, Adolf, Goethe's Frauengestalten. I. gr. 8. Berlin, Guttentag. 1 Thlr. 6 Sgr.

Einige

Bemerkungen über Himmelskunde.

Von

J. H. von Mädler.

Unverkennbar haben in unsern Tagen astronomische Kenntnisse eine Verbreitung erlangt, wie nie zuvor; mögen wir die rein wissenschaftliche Thätigkeit, oder die Theilnahme, welcher sie sich im Publicum zu erfreuen hat, in's Auge fassen. Was das Erstere betrifft, so weiß Jeder, der einen Einblick in die Arbeiten der Himmelsforscher gethan hat, daß die zu lösenden Aufgaben sich in's Unabsehbare vermehrt haben. Vor 100 Jahren lagen fünf Planeten zur Berechnung vor, jetzt 93. Damals kannte man einen periodischen Kometen: jetzt zwischen 30 und 40. Damals begnügte man sich mit genauerer Bestimmung der dem bloßen Auge sichtbaren Sterne, von denen gleichwohl noch viele unbeachtet blieben: jetzt wird nicht allein eine weit schärfere Bestimmung als früher gefordert, sondern auch für die Hunderttausende teleskopischer Sterne eine gleiche Genauigkeit verlangt. Damals lag das unermeßlich reiche und ausgedehnte Feld der Doppelsterne noch ganz unbetreten und unbearbeitet, jetzt haben wir von ihm Besitz genommen und eine lange Reihe von Namen, beginnend mit Chr. Mayer und W. Herschel, sind auf ihm anzutreffen. Wir könnten diese Beispiele noch beträchtlich vermehren; wir könnten darthun, daß kein einzelner Zweig der Wissenschaft, möge er auch noch so entfernt vom Hauptstamme grünen, gefunden werden kann, der nicht in unserm Jahrhundert ungleich besser als früher cultivirt wird.

Und das so erlangte reiche Wissen wird populärisirt und in Schulen gelehrt, in einer Ausdehnung, die früher ganz unbekannt war.

Dennoch sind wir noch weit entfernt behaupten zu können, daß das wahre Wesen, der eigentliche Zweck der Astronomie, ihre so mannigfaltige Anwendung so wie die Mittel, deren sie sich bedient, im großen Publicum richtig erkannt und gewürdigt seien. Würde man sonst so vielen einer ernsten Antwort ganz unwürdigen Fragen begegnen, über die wir Auskunft geben sollen — würden Schriften wie Nicollet's Mondgeschichten oder noch ganz neuerlich die von dem in Jamaika niedergefallenen gravirten Meteorstein Glauben finden — würde der letzte Ueberrest der zu Grabe getragenen Sterndeuterei, — wir meinen den Kometenwahn — die Massen noch heut in Schrecken setzen können, wenn es anders und besser stände? Gewiß wird

eine Zeit kommen, wo alle diese Klagen verstummt sein werden; aber noch leben wir nicht in ihr; noch dürfen die, deren Wirkungskreis die Volksbelehrung ist, die Hand nicht vom Pfluge ziehen, wenn wir nicht wieder rückwärts gehen, wenn nicht die Wünsche derer, die von der Volksverdummung das Heil der Welt erwarten, ihre Erfüllung finden sollen.

So z. B. sieht man häufig an den Astronomen die Forderung stellen, er solle das Wetter vorher bestimmen. Und aufrichtig gestanden: die Astronomen sind zum Theil selbst Schuld daran. Schon der Umstand, daß wir von manchen „Sternwarten" nichts oder fast nichts erhalten haben als meteorologische Beobachtungen in großer Ausdehnung und Ausführlichkeit, muß als ein Abweg bezeichnet werden. Oder soll Lichtenberg's sarkastische Erklärung, eine Sternwarte sei ein Ort, wo die Sterne warten, zur Wahrheit werden? Wir verkennen den hohen Werth dieser Beobachtungen ganz und gar nicht, aber man nenne die Institute, deren Hauptaufgabe sie bilden, meteorologische Observatorien und nicht Sternwarten; man bezeichne ihre Vorsteher als Physiker und nicht als Astronomen, und die falschen Vorstellungen, die man sich von ihnen im Publicum macht, werden verschwinden.

Härteren Tadel noch verdienen die, welche in directer Weise zur Befestigung eines Wahnes beitragen, den sie bekämpfen sollten. Der Verfasser dieses Artikels hat die Mitwirkung, zu der er für verschiedene Kalender aufgefordert wurde, nie anders als unter der Bedingung zugesagt, daß alle Wetterprophezeihungen daraus verschwinden müßten, und nie hat er eine Klage darüber vernommen, daß diese Kalender deshalb weniger Absatz fänden. Warum geschieht das nicht allgemein? Der alten Astrologie haben wir ein Ende gemacht, weil Keiner von uns sich mehr fand, der unredlich und gewissenlos genug gewesen wäre, die Leichtgläubigkeit des Volks in dieser Weise auszubeuten. Konnte dies gelingen, und so vollständig gelingen, warum vertilgen wir nicht in ähnlicher Weise noch andre Wahngebilde, die doch im Grunde derselben Quelle entstammen?

Die früheren Jahrhunderte gefielen sich in der freilich sehr bequemen Behauptung: Sonne, Mond und alle Gestirne seien einzig um der Erde willen vorhanden, und diese, oder noch specieller das Menschengeschlecht, sei der alleinige Zweck der Schöpfung; und diese Ansicht wurde nicht selten als die specifisch christliche bezeichnet. Nun ist die neuere Astronomie zu Resultaten gelangt, die sie berechtigen, den Satz aufzustellen:

Wie sich ein einzelnes Sandkorn zur gesammten Erdkugel verhält, so verhält sich die Erde zum ganzen Universum.

Ja es ist mit diesem Satze vielleicht noch zu wenig gesagt, und das Mittelglied der Proportion noch viel zu klein, um sie als richtig erscheinen zu lassen. So wenig nun Jemand behaupten wird, die ganze schöne Erde sei nur da um eines einzigen Sandkorns willen, so wenig Grund hat die andre Annahme, die ganze unermeßliche Schöpfung Gottes sei nur da um der Erde willen.

In dieser letztern Annahme aber liegt der wahre Ursprung der Astrologie und von Allem, was damit in Verbindung stand und mit ihr stehen und fallen muß. Wie jedes Erdengeschöpf, so hat auch jeder Weltkörper, groß oder klein, entfernt oder nahe, seinen wahren und eigentlichen Zweck in sich selbst, und was sie einander gegenseitig nützen oder auch schaden, kann nie in erster Linie in Betracht kommen, nie als ihr wahrer Endzweck angesehen werden.

Den frühesten Bestreitern der Astrologie, einem Pico von Mirandola, einem Sanchez und andern muthigen Männern — denn in jener Zeit gehörte kein geringer Muth dazu: man setzte Leib und Leben auf's Spiel — hielt man die Frage entgegen: wozu denn, wenn die Sterne nicht die Schicksale der Menschen regierten und vorherbestimmten, Gott sie erschaffen habe? Und der Hauptunterschied zwischen der Volksmeinung von damals und jetzt besteht darin, daß die, welche heut noch diese Frage stellen, sich nicht mehr der Waffen der Inquisition bedienen, daß sie nicht mehr einen Galiläi in den Kerker, noch einen Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen zu schicken vermögen — ein großer Fortschritt allerdings, aber noch bei Weitem nicht genug.

Von einer ganz andern, ja gewissermaßen entgegengesetzten Seite wird den

Astronomen zugemuthet, möglichst Vieles und Interessantes über die Bewohner der Planeten ꝛc. zu erzählen und diese Wißbegierigen begrüßen jeden weiteren Fortschritt der Optik und Mechanik in Verfertigung der Fernröhre mit dem stillen Wunsche, daß es endlich doch einmal gelingen werde, die Seleniten zu sehen.*) Sie erwarten von uns Schilderungen, wie sie am Ende des 17. Jahrhunderts Fontenelle und Huyghens gaben, wenn nicht gar ähnliche, wie um 1740 der „Himmelsschlüssel" des albernen Kindermann sie dem Publicum darbot. Nun, wir geben gern Antwort auf Fragen dieser Art, freilich nur so weit, als wir es als gewissenhafte Männer vermögen. Fragt man uns z. B., ob auf dem Monde Menschen leben oder doch leben können, so antworten wir ganz bestimmt mit Nein. Verallgemeinert man dagegen den Begriff und frägt, ob die fremden Weltkörper bewohnt, von lebenden Geschöpfen eingenommen sind, so antworten wir, daß die Beobachtungen, so weit sie reichen können, uns alle zur Bewohnbarkeit allgemein nothwendige Einrichtungen zeigen, daß wir bei einigen derselben sogar große Aehnlichkeit mit unserer Erde finden;**) daß wir außer Stande sind, uns einen andern allgemeinen Zweck als den der Bewohnung bei den Weltkörpern zu denken, und daß wir mit den alten Astrologen in dem einen Punkte übereinstimmen: Gott habe nichts Unnützes und Zweckloses erschaffen. Mit dieser Antwort aber begnügen wir uns, und deuten nur noch auf die große Verschiedenheit der Schwere hin, der mit Nothwendigkeit eine entsprechende Verschiedenheit der organischen Formen zur Seite stehen muß. Wird es verlangt, so vermögen wir für jeden Planeten, ja für jedem einzelnen Ort auf denselben, den Kalender zu schreiben, dem keine der wesentlichen Rubriken unseres Kalenders fehlen wird. Aber auf Größe, Gestalt, Lebensdauer und Lebensweise der Planetenbewohner können wir nichts positiv Gewisses aussagen und werden das nie vermögen. Vielmehr muß mit aller Bestimmtheit darauf hingewiesen werden, daß diese von Vielen so hoch gestellte Conjecturalastronomie weit entfernt ist, den Hauptgegenstand unserer Forschungen und Bestrebungen zu bilden, und daß den Directoren öffentlicher Sternwarten andre Pflichten obliegen als die, sich nach den Seleniten umzusehen. Wir sind überzeugt, daß die heutige Welt nicht betrogen, sondern belehrt sein will, und wenn Leichtgläubigkeit und Wundersucht auch noch nicht ganz von unsrer Erde verschwunden sind, so wollen wir den Resten derselben wenigstens keinen Vorschub leisten. Abgesehen von allem Andern ist uns unsere Ehre bei der Nachwelt zu lieb und werth, und wir können nicht wünschen, die Glaubwürdigkeit unserer Beobachtungen und Bestimmungen für kommende Jahrhunderte gefährdet zu sehen durch solche aus unsrer eigensten Ueberzeugung nicht hervorgegangene und wissenschaftlich werthlose Producte.

Der wahre und eigentliche Hauptzweck der Himmelsforschung ist die immer schärfere Bestimmung der Oerter, Entfernungen und Bewegungen der Weltkörper, und in weiterer Folge die Kenntniß der Gesetze (richtiger des Gesetzes), nach welchen diese Bewegungen erfolgen. Damit im nothwendigen Zusammenhange stehen die Arbeiten, welche den Charakter einer Vorausbestimmung haben, obgleich sie nichts weniger als Prophezeihungen sind, sondern einfach Ergebnisse unserer auf sicherem Grunde fußenden Berechnungen, die von Jedem ausgeführt werden können, der die Mühe nicht scheut, in diesen Berechnungen heimisch zu werden, möge er übrigens beobachtender Astronom sein oder nicht.

Vielen mag dies sehr prosaisch erscheinen und sie hätten anekdotenartige Schilderungen der Vorgänge auf den verschiedenen Weltkörpern viel freudiger begrüßt. Aber sie mögen bedenken, daß eben dieser oben angegebene wissenschaftliche Hauptzweck der Sternkunde auch den wahren praktischen Nutzen, die hohe Wichtigkeit der Astronomie

*) Es wird nicht undienlich sein, hier eine Vergleichung aufzustellen. Ein Fernrohr, das einen Gegenstand von 12 Fuß Durchmesser auf der Oberfläche des Mondes zeigen könnte, müßte auch im Stande sein, ein einzelnes Menschenhaar in zwei Meilen Entfernung sichtbar zu machen. Die Vergrößerung müßte eine 60- bis 80tausendmalige sein und noch nie ist auch nur der zehnte Theil einer solchen verwirklicht worden.

**) Am meisten wohl bei Mars, der uns ganz bestimmt eine Atmosphäre und atmosphärische Niederschläge wahrnehmen läßt.

für öffentliche Wohlfahrt und Sicherheit in sich schließt. Nur wenn dieses Ziel rein und fest im Auge behalten wird, können Erdkunde, Geschichte, Zeit- und Kalenderrechnung, Nautik und wie vieles Andre die Hilfe finden, deren sie so wesentlich bedürfen und welche die frühesten Zeiten des Menschengeschlechts so schmerzlich vermißten. Und haben diejenigen, welche verächtlich auf die vermeinten Minutien der Astronomie herabsehen, wohl daran gedacht, daß sie ohne dieselben schwerlich eine Tasse Thee oder Kaffee vor sich haben würden? Ohne die Forschungen eines Regiomontanus und seiner Zeitgenossen hätten die Columbus und Gama die Wege nicht gefunden, die sie nach Amerika und Indien führten; und auf welchem andern Wege hätten wir die genauen geographischen Ortspositionen erlangt, die bei allen Wege- und Canalbauten so unentbehrlich sind?

Aber auch selbst die feinen Beobachtungen, welche die Oberflächen der Körper unsers Sonnensystems betreffen und die das Einzige sind, was uns möglicherweise zu einigen Resultaten über die Naturökonomie auf fremden Weltkörpern führen kann — selbst diese sind unbrauchbar und unverständlich, wenn sie nicht auf gute Orts- und Bahnbestimmungen bezogen werden können, oder die Beobachter es versäumen, sie auf solche zu beziehen.

Mit Recht ist daher zu allen Zeiten, vor wie nach Erfindung des Fernrohres, als Hauptgrundlage der Wissenschaft das angesehen worden, was wir im Vorstehenden bezeichnet haben, und nur wer in diesem Geiste arbeitet, kann die Himmelskunde wahrhaft fördern; einerlei ob er damit die Volksgunst gewinne oder nicht. Und da die Jahrhunderte, wo es lebensgefährlich war, die wissenschaftlich erkannte Wahrheit laut zu verkünden, weit hinter uns liegen und ihre Wiederkehr nicht zu fürchten ist, so hoffen wir um so zuversichtlicher, daß die Himmelskunde dieses Ziel nie aus dem Auge verlieren, nie von dem als einzig richtig erkannten Wege wieder ablenken oder sich ablenken lassen werde.

Aber nicht nur über den Zweck und das eigentliche Wesen der Himmelsforschung; auch über die Mittel, deren sie sich bedient, herrschen irrige Meinungen. Man verkennt oder übersieht, daß auch das größte und trefflichste Fernrohr für sich allein noch keine Sternwarte macht; man erwartet mit vielleicht unbewußter Einseitigkeit alles Heil und allen Fortschritt nur von der immer weiter getriebenen Vergrößerung, die wir nur dann mit Freuden begrüßen können, wenn sehr vieles Andre gleichzeitig verbessert und vergrößert wird. Dies fordert eine nähere Erklärung.

Das Erste, was der beobachtenden Astronomie obliegt, ist nicht die so und so vielmalige Vergrößerung der Gestirne, sondern die möglichst scharfe Bestimmung ihres Ortes so wie der zugehörigen Zeit. Sehr früh schon ist dies richtig erkannt worden und die verschiedensten Werkzeuge, Triquetum, Astrolabium u. s. w. bis zu dem Quadranten hin, wurden dazu angewandt in einer Zeit, die das Fernrohr noch nicht kannte. Von Hipparch bis Tycho, durch fast zwei Jahrtausende hindurch, gehen diese Bemühungen, deren Resultate freilich nicht alle auf uns gekommen sind, denen wir aber die wahren und unerschütterlichen Grundlagen verdanken, auf denen die heutige Astronomie erbaut ist. Ja als das Fernrohr 1609 erfunden und bekannt geworden war, währte es noch gegen 70 Jahre, bevor man es mit dem Meßinstrument verband, was zuerst von Hook in England geschah. Von Galiläi und Kepler bis zu Hevel ist das Fernrohr zwar zur Betrachtung, aber nicht zur Beobachtung der Weltkörper angewandt worden, und wenn man die Umstände erwägt, nicht mit Unrecht. Abgesehen davon, daß jede neue Erfindung erst in sich selbst erstarken muß, bevor sie den vollen Nutzen gewähren kann, und daß das Fernrohr von dieser Regel keine Ausnahme machte, so kann auch das vollkommenste Instrument dieser Art zunächst nur eine Verschärfung des Sehens bewirken, was zu einer genauern Ortsbestimmung nur dann dienen kann, wenn gleichzeitig die Theilung der Meßinstrumente, die Sicherheit ihrer Aufstellung, so wie die Bestimmung der Zeit in gleichem Maße verschärft wird. Das aber ist bei Weitem schwieriger als die Verfertigung eines Fernrohrs. Um von diesem den rechten Nutzen zu ziehen, mußte erst ein Huyghens die Pendeluhr erfinden, ein

Olaus Römer die Aufstellung des Quadranten sichern, ein Graham und Bird ihn genauer eintheilen. Wenn beispielsweise alle diese und noch manche andre, hier nicht aufgeführten Erfordernisse, sämmtlich zehn Mal genauer und zuverlässiger als früher hergestellt sind, so werde ich mit einem zehn Mal vergrößernden Fernrohr an diesem Instrument eben so gute Beobachtungen machen als mit einen 1000mal vergrößernden, und ich werde das erstere wählen, sowohl der bequemeren Anbringung und leichteren Handhabung als der Schonung des Auges wegen. Das übersah Hooke, als er gegen Hevel behauptete, er werde nun 60mal genauere Bestimmungen erhalten, da das Fernrohr seines Quadranten 60mal vergrößere. Erst in neuerer Zeit sind die geschicktesten Astronomen dahin gelangt, die Genauigkeit Tycho's, des bei Weitem besten Beobachters der fernrohrlosen Zeit, etwa 60-mal zu übertreffen, obgleich wir Fernröhre besitzen, die einige tausendmal vergrößern.

Für unsere Meridiankreise, die jetzt an die Stelle der Quadranten und Radien getreten sind, können überhaupt die größten Fernröhre und Teleskope keine Anwendung finden. Die Dimensionen der Meridianfernröhre dürfen keine Ausdehnung erreichen, welche eine bequeme Handhabung unmöglich macht. Eine Brennweite von 6 Fuß, eine Vergrößerung von 150—200, ein Objectiv von 4 Zoll Durchmesser ist gewöhnlich das Maximum für ein zu Meridianbeobachtungen angewandtes Fernrohr. Weiter zu gehen, würde nicht allein keinen wesentlichen Nutzen gewähren, sondern die Arbeit des Beobachters in hohem Maße erschweren. Schon bei der oben angegebenen Größe bedarf es, da der Gelehrte doch in der Regel nicht die Arme eines Lastträgers besitzt, einer besondern Maschinerie zur Umlegung wie zum Transport überhaupt. Und die etwa von der Zukunft zu hoffenden Vervollkommnungen werden weit mehr von der Mechanik als von der Optik zu erwarten sein. Die letztere wird auf möglichste Reinheit, Gleichmäßigkeit und Farblosigkeit der zu den Objectiven verwandten Glasmasse zu achten haben, während der Mechanik noch sehr wichtige und mannigfaltige Probleme vorliegen, die sie nach und nach lösen wird. Ohne eine genaue Zeitbestimmung ist jede Beobachtung werthlos. Die vollkommenste aller Uhren ist allerdings das Universum selbst, doch um es sicher und bequem zu gebrauchen, bedürfen wir die Hilfe desjenigen Zweiges der Mechanik, der schon seit Jahrhunderten als Uhrmacherkunst sich äußerlich von ihr abgesondert hat. Auch hierin bleibt noch Manches zu thun übrig, so Großes auch bereits geschehen ist. Man hat den äußersten Scharfsinn aufgeboten, um Uhren herzustellen, deren Gang in allen Jahreszeiten (Temperaturen) gleichmäßig ist, deren Abweichungen eine längere Zeit hindurch unmerklich sind und die während einer kürzeren Zwischenzeit das Intervall vollkommen verbürgen. Der Himmel selbst leistet dann das Uebrige. Ein zweckmäßig aufgestelltes Meridianinstrument und eine gute astronomische Uhr sind die unerläßlichen Haupterfordernisse einer jeden Anstalt, die in unseren Tagen den Namen Sternwarte führen will. Was sie außerdem an Instrumenten besitzt, hängt ab von den Ansichten des Besitzers und von den Mitteln, die er verwenden kann und will. Namentlich in England gibt es viele Privatsternwarten, die nur diese beiden Hauptstücke, und zwar meist in geringen Dimensionen, besitzen, und die mit 30—50 Pfund Sterling erbaut und ausgerüstet sind. Und selbst viele öffentliche findet man, die wie Göttingen und Altona jene beiden Hauptrequisite in hoher Vollkommenheit, aber sehr wenig Anderes und namentlich gar kein größeres Fernrohr besitzen.

Diese größeren Fernröhre in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Ausführung sind überhaupt von ziemlich neuem Datum. Vor Dollond's Erfindung mußte man sie ungeheuer lang machen, wenn sie stark vergrößern sollten, und die Cassini, Huyghens, Moraldi und Bianchini haben in der That mit diesen 100—250 Fuß langen Instrumenten, mühsam genug, gearbeitet. Seit es Dollond gelang, das Farbenspiel in den Fernröhren zu beseitigen durch Zusammensetzung der Objective aus verschiedenen Glassorten, kann man mit einem 10 Fuß langen Rohre mehr sehen als früher mit einem von 120 Fuß Länge, und dies ist nicht nur den Meridiankreisen sehr zu Statten gekommen, sondern hat auch die allgemeine Anwendung hinreichend kräftiger

Fernröhre erst möglich gemacht. Früher bedurfte es der Mittel eines Ludwig XIV., um Cassini mit jenen Riesenfernröhren, deren Gebrauch so äußerst unbequem war, auszurüsten; jetzt vermag jeder einigermaßen bemittelte Privatmann sich ein Fernrohr anzuschaffen, das eben so viel und wohl noch mehr leistet als jene Cassini'schen, ohne so enorme Zurüstungen zu bedürfen. Sie werden in England, Frankreich und Deutschland, jetzt auch in Nordamerika, in einer Vollkommenheit ausgeführt, die den frühern Zeiten ganz unbekannt war.

Ein zweites zu gleichem Zwecke bestimmtes Instrument steht den Fernröhren zur Seite, das Spiegelteleskop, was Newton zuerst zu Stande brachte. Von Unkundigen wird häufig Fernrohr und Teleskop verwechselt oder für gleichbedeutend gehalten, wiewol das Princip ein ganz verschiedenes ist. Beim Fernrohr geht der Lichtstrahl durch eine Glaslinse (das Objectiv) hindurch, beim Teleskop wird er von einem Hohlspiegel zurückgeworfen. Gute Teleskope geben äußerst klare und scharfe Bilder, die in mancher Beziehung den Fernrohrbildern vorzuziehen sind, aber ihr Gebrauch ist bei Weitem weniger bequem, da bei gleicher Länge das Gewicht eines Teleskops viel größer ist als das eines Fernrohrs. Wir besitzen Taschenfernröhre und fast Jedermann kennt und gebraucht sie; wir werden aber nie Taschenteleskope besitzen. Für manche Arbeiten wird das Teleskop seine Vorzüge stets behaupten, in Ganzen jedoch wird das Fernrohr auch in Zukunft in allgemeinem Gebrauch bleiben, namentlich für alle Aufgaben, bei denen Messungen vorkommen. Für das Meridianinstrument ist das Teleskop vollends ganz unbrauchbar.

Das größte der jetzt existirenden Teleskope ist das des Lord Rosse zu Castle Town in Irland, es hat 53 Fuß Brennweite, einen Spiegel von 6 Fuß Durchmesser und ein Gesammtgewicht von 70,000 Pfund. Das größte achromatische Fernrohr dürfte Lissabon besitzen, es hat 26 Fuß Brennweite und ist vor Kurzem dort aufgestellt worden.

Die Theilnahme und Bewunderung, welche diese kolossalen Himmelsstürmer im Publicum gefunden haben und die auch den großartigen durch sie ausgeführten Arbeiten zu Statten kommt, verdienen sie im vollen Maße; wir sind weit entfernt, sie herabzuwürdigen und ihre hohe Wichtigkeit in Zweifel zu ziehen; aber man geht zu weit, wenn man von ihrer Vervollkommnung, wohl gar nur einseitig von ihrer Vergrößerung, allein und ausschließlich das Heil der Wissenschaft erwartet. Ohne die fortwährende Mitwirkung der Meridianinstrumente wären sie nichts und ihre Leistungen würden nichts nützen. Weder können sie die Zeit bestimmen, noch den Ort eines einzigen Fixsterns feststellen, wenigstens nicht mit der heutigen Tages erforderlichen Genauigkeit, und doch muß dies allem Andern zu Grunde liegen, wie wir oben gezeigt haben.

Wir haben im Vorstehenden nur der Schwerfälligkeit des Gebrauches und insbesondere der Bewegung gedacht, die unvermeidlich eintritt, sobald das Beobachtungsinstrument eine gewisse Größe überschreitet. Indeß hat die fortgeschrittene Mechanik hier größtentheils Abhilfe geschafft, und wir dürfen erwarten, daß dies in Zukunft noch mehr der Fall sein werde. Aber eine ganz verschiedene Art von Hindernissen besteht für die Riesenінstrumente, bei denen nicht wie bei den mechanischen einfach auf Abhilfe zu rechnen ist: wir meinen die atmosphärischen Schranken. Die stärkeren Vergrößerungen erfordern eine reine und ruhige Luft, und jedem beobachtenden Astronomen ist die Grenze bekannt, welche er in seinem Klima nicht überschreiten kann. In Dorpat z. B. konnte ich nur sehr selten und auf kurze Zeit eine 1000malige, niemals im Laufe von 25 Jahren die 1500- oder 2000malige, wozu die Oculare vorhanden waren, anwenden. In Südeuropa mag man etwas weiter gehen können, doch gewiß auch nur selten. Man vergesse nicht, daß, wenn ich das Gestirn 1000mal vergrößere, jedes Dunstbläschen, jedes Stäubchen in der Luft gleichfalls 1000mal vergrößert wird, und eben so seine Bewegung. Oft ist die Luft, insbesondere bei starker Kälte, dem Anschein nach ganz heiter und die Sterne glänzen wunderbar hell. Tritt man an's Fernrohr so bemerkt man ein Zittern der Himmelslichter, das alle feineren Beobachtungen unmöglich macht. Man versucht es mit geringeren

Vergrößerungen, um doch etwas zu arbeiten, allein zuweilen ist auch das vergeblich.

Die Instrumente auf größere Höhen zu bringen, würde in unserm Nord- und Mitteleuropa nicht viel helfen, sie sind, wie alle Bergbesteiger dies erfahren haben, gewöhnlich mehr noch als die Thäler mit Nebeln erfüllt. Dagegen bieten die tropischen, so wie einige subtropische Gegenden Asiens, Afrika's und Amerika's Klimate, in denen von der Wirkung der Riesenfernröhre mehr als bei uns erwartet werden kann. Lassel konnte in Malta die Uranusmonde deutlich sehen, die er mit demselben Instrument in Liverpool vergebens gesucht hatte. Piazzi Smyth hat auf dem Pik von Teneriffa Sterne der vierzehnten Größe mit Instrumenten gesehen, die in Edinburgh kaum bis zur zwölften reichten, und uns Darstellungen der Jupiterskreise geliefert, wie sie in Europa nirgend hätten ermöglicht werden können. Auf mehreren westindischen Inseln kann man den Schatten der Bäume im Venuslichte deutlich wahrnehmen und beim Vollmonde ganz bequem lesen; ja man versichert, daß sehr scharfe Augen ohne Bewaffnung den Jupiter als Scheibe, so wie Venus als Sichel gesehen hätten. Solche Klimate müßten ausgesucht, gründlich in meteorologischer Beziehung erforscht, und dann mit Rieseninstrumenten von höchster optischer wie mechanischer Vollkommenheit, so wie mit kundigen und geschickten Beobachtern besetzt werden. Und soll ein solches Institut dauernd bestehen, so werden auch Werkstätten verschiedener Art, so wie ein Uhrmacher und ein Mechanikus ersten Ranges, in der Nähe und zur Hand sein müssen. Möglich ist alles dieses, obwohl mit bedeutenden Kosten, aber der günstige Erfolg würde sie lohnen: wir würden nicht allein die Planetenoberflächen, so wie Sonne und Mond, gründlicher kennen lernen und manche neue Entdeckungen im Sonnensystem machen, auch in das Innere des Fixsternhimmels könnten wir tiefer eindringen. Eine nicht zu überschreitende Grenze aber wird auch hier gezogen sein, und wenn sie erreicht ist, werden die in's Ungemessene schweifenden Hoffnungen derer, die alle diese Schwierigkeiten gering achten oder ganz übersehen, nicht verstummen.

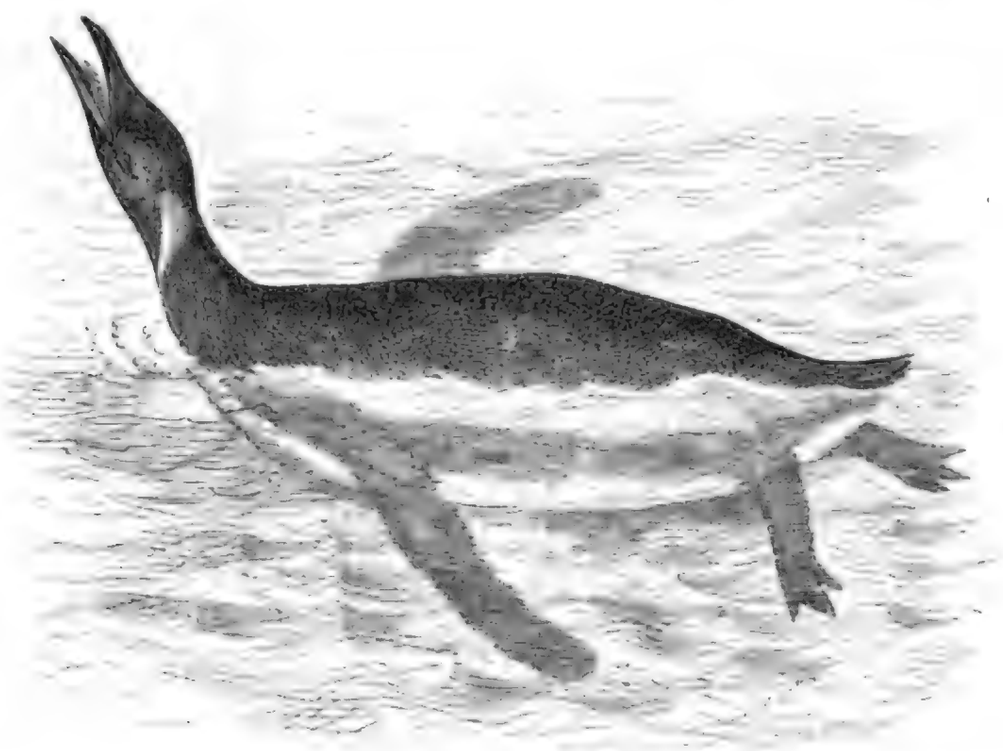
Aber, wir wiederholen es: soll die Wissenschaft durch diese Veranstaltungen wahrhaft fortschreiten, so wird nicht bloß an Riesenfernröhre und deren zweckmäßige Localität, sondern an sehr vieles Andre gedacht werden müssen, das wir hier nur zum Theil erwähnt haben, da sich nicht Alles so einfach darstellen läßt. Nur das Eine möge noch erwähnt sein, daß allen Beobachtungen, allen praktischen Arbeiten des Astronomen fortwährend zur Seite stehen muß der Theoretiker, der die Formeln und Regeln aufstellt, um zuverlässige wissenschaftliche Resultate aus den Beobachtung zu ziehen, namentlich auch sichere Vorausberechnungen zu machen, ohne welche aus dem planmäßigen Suchen des Astronomen ein blindes Herumtappen werden würde. Die Theoreme der höhern Mathematik, die von so Manchen für unfruchtbare Speculationen, für bloße exercitia ingenii gehalten werden, sie finden ihre Anwendung in den Naturwissenschaften, namentlich in der Astronomie und die für sie unentbehrlichen Hilfswissenschaften, insbesondere der Optik und Mechanik. Die eben erst entdeckte Differentialrechnung bewährte ihre hohe Wichtigkeit sofort in der Entdeckung des Gesetzes der allgemeinen Gravitation, der frühere Forscher zwar nahe gekommen, aber in Ermangelung jenes analytischen Hilfsmittels sie nicht gefunden hatten. Und Dollond machte seine berühmte, oben erwähnte Erfindung der achromatischen Objective nur dadurch, daß Euler ihm theoretisch vorgearbeitet hatte, so daß der Praktiker nur auszuführen brauchte, was der Analyst ihn gelehrt. — Man nehme dem Astronomen Newton's Principia, Laplace's Mécanique céleste, Gaußens Theoria motus und ähnliche theoretische Werke ersten Ranges, und er wird mit allen seinen Instrumenten, und wären sie die größten und trefflichsten, verlassen dastehen.

Nicht bloß die strenge Wissenschaft ist in unsern Tagen vorgeschritten, auch das Publicum ist ein andres und intelligenteres geworden. Man begegnet, im cultivirten Europa wenigstens, nicht leicht mehr der Frage, was die Kometen bedeuten. Und wenn wir oft auf andre treffen, die wir noch nicht beantworten können, so sind doch diejenigen viel seltner, die keiner Antwort werth sind.

Der Königs-Pinguin.

Die europäiſchen Ornithologen haben vor Kurzem die Freude gehabt, einen Königs-Pinguin im zoologiſchen Garten von Regents Park ankommen zu ſehen. Obgleich man verſchiedene Verſuche gemacht hat, lebende Exemplare der merkwürdigen Gruppe nach Europa zu bringen, ſind ſie bisher alle geſcheitert.

Der Pinguin des zoologiſchen Gartens von Regents Park, den Commodore William Fenwick von einer Klippe in der Nähe der Falklandsinſeln mitbrachte, hat den Naturfreunden ihre Freude leider bald verdorben: er hat trotz aller Sorgfalt nicht am Leben erhalten werden können. Gleich allen Pinguins lebt er nur in der ſüdlichen Hemiſphäre und zwar mehr im Waſſer als auf dem Lande. Zu fliegen iſt ihm gänzlich verſagt und ſeine Bewegungen auf dem Lande, die er in aufrechter Stellung ausführt, ſind langſam und linkiſch, aber im Schwimmen und Tauchen übertrifft er die meiſten Fiſche. Er jagt ſeine Beute bei den ſchwerſten Stürmen, durchſchneidet die heftigſte Brandung und ſpringt mit ſolcher Leichtigkeit in die Luft, daß man ihn von einem fliegenden Fiſche kaum unterſcheidet. Seine Knochen ſind ſehr feſt und enthalten nicht Luft, wie bei den anderen Vögeln, ſondern ein öliges Mark. Die Luftzellen, welche bei den anderen Vögeln die verſchiedenen Eingeweide umgeben, ſind beim Pinguin klein und unentwickelt. Die Muskeln ſind ebenfalls außerordentlich feſt und von dunkelrother Farbe. Bei den zum Fliegen beſtimmten Vögeln iſt der obere Bruſtmuskel, der die Flügel niederdrückt, weit ſtärker als der untere, der ſie wieder hebt, bei dem Pinguin, der die Flügel durch das weit ſtärkeren Widerſtand leiſtende Waſſer vorwärts bewegen muß, iſt jener äußere Muskel ungleich mehr entwickelt. Höchſt eigenthümlich ſind die Federn, die aus wenig mehr als dem Kiel beſtehen, der ſo flach iſt, daß die Federn eine Reihenfolge übereinander geſchobener Stufen bilden und mit Schuppen große Aehnlichkeit haben. Auf der Bruſt und dem Bauche ſind die Federn ziemlich in rechten Winkeln umgebogen, d. h. die Baſis tritt grade aus der Haut hervor und die Spitzen ſchieben ſich zu waſſerdichten Lagen übereinander. Ebenfalls eigenthümlich ſind die Federn des Schwanzes, nämlich ſo feſt und ſteif, daß ſie den Körper ſtützen und mit den beiden Beinen den Dreifuß bilden, auf dem das aufrecht ſtehende Thier ruht. Die Pupille des Auges, die bei anderen Vögeln rund iſt, beſteht bei dem Pinguin aus



Pinguin im Waſſer.

neue Species 1910. Fig. Farbige, vor dem Augenlicht Schwanz- und Schnabel- 1911. 12. 31. Tafel 1911. Schnabel 1911. Tafel 1911.

Anhang: Literatur zur Ergänzt 1911. Ergänzt 1911 in russischer Sprache.

West und Ost der Pyrenäen.

Von

Karl Schröder.

Nach Catalonien.

Narbonne. Perpignan. Figueras-Gerona. Barcelona. Montserrat.

Bis zu dem Zeitpunkte, wo die im Bau begriffene Bahn von Pau über Lourdes und Tarbes zum Anschuß an die große Linie Bordeaux-Cette vollendet sein wird, muß, wer von Bagnères aus diese Linie erreichen will, sein Leben bis Montréjeau einer Diligence anvertrauen. Gleich bei Bagnères erhebt sich die Straße auf die Höhe des breiten Hügelrückens, der im Osten das obere Adourthal, als Campanerthal allbekannt und vielverherrlicht, begrenzt und die Flußgebiete des Adour und der Garonne scheidet. Zwischen beiden müssen wir uns durch die trostlosen Haiden von Lannemezan durcharbeiten, aber wir werden entschädigt durch die reichen grünen Hügellandschaften, die uns die Nähe des Garonnethals ankündigen, und durch Einblicke in die schönen Querthäler, die sich nach dieser Seite zu öffnen, besonders die Vallée d'Aure und die Vallée de Lys, in welch letzterer Bagnères de Luchon liegt. Und was der Gegend zu besonderem Schmucke dient, namentlich in den Augen dessen, der sich an den Anblick des Adourthals gewöhnt hat, das sind die Dörfer. In der Gegend von Bagnères liegen diese meist kahl; die Häuser, die nach der Straße wenig oder keine Fenster haben, sind aus rohen grauen Feldsteinen gebaut, und da die großen Schieferbrüche in der Nähe die Bewohner von selbst darauf hinweisen, ihre Häuser mit Schiefer zu decken, so ist der Gesammtanblick der Dörfer ein häßliches graues Einerlei. Dort hingegen, nach der Garonne zu, lachen uns hübsche weiße Dörfer aus reichen Baumgruppen entgegen, und das Auge, auch nicht mehr ermüdet durch die vielbeliebten uniformen Pappelalleen, genießt mit Vergnügen den lang entbehrten Anblick rother Ziegeldächer.

Wir erreichen den breiten Strom der Garonne bei Montréjeau; die Bahn, die von hier nach Toulouse führt, folgt dem Laufe des Flusses, dessen fruchtbares Thal von anmuthigen grünen, vielfach ruinengekrönten Hügeln gesäumt wird. Wir verlassen die Garonne da, wo sie in weiter Biegung ihre nordwestliche Hauptrichtung gewinnt, bei Toulouse — une ville excessivement laide et désagréable pour les étrangers, wie mich ein kundiger Freund versicherte, — und folgen nunmehr der Richtung des Canals du Midi oder von Languedoc. Man weiß, daß dieses mächtige Unternehmen, das vierzehn Jahre bis

zu seiner Vollendung brauchte und zu dessen Speisung grandiose Bassinbauten ausgeführt wurden, den großartigen Zweck verfolgte, das Mittelmeer mit dem Ocean zu verbinden und dem Schiffsverkehr zwischen den südlichen und westlichen Häfen Frankreichs die Umschiffung Spaniens zu ersparen. Man weiß ebenso wohl, daß dieser Zweck in keiner Weise erreicht ist, daß der Canal keine Kriegsschiffe trägt und auch, da er in den flachen Etang von Thau mündet, gar nicht einmal in Wirklichkeit zwei Meere verbindet und somit nur dem Binnenverkehr dient. Eine Fahrt am Canal entlang ist höchst monoton: der Verkehr auf demselben ist gering; die hohen Pappeln, mit denen der Damm besetzt ist, hindern die Aussicht; die Pyrenäen treten in weite Ferne zurück, und das gut angebaute Land mag zwar für den Landmann sein Anziehendes haben, aber entbehrt durchaus landschaftlicher Schönheit. Aber die Scenerie ändert sich plötzlich, sobald wir Castelnaudary im Rücken haben. Hier treten die Vorberge der Pyrenäen im Süden, vom Norden her die als Montagnes noires bekannten Ausläufer der Sevennen nahe an den Canal heran, der hier seine Höhe erreicht und die Scheide zwischen dem oceanischen und mediterranen Stromgebiet übersteigt. Wir passiren Carcassonne, dessen dunkelgraue gothische Cité, in ihrer scharfen Profilirung einem verkörperten alten derben Holzschnitte gleichend, von dem breiten Rücken eines steilen Hügels ernst auf die gradlinigen Straßen der neuen Stadt herunterschaut, und befinden uns am Rande des provenzalischen Tieflandes. Die ganze Natur ist plötzlich verändert. Aus dem behäbigen Reichthum des westlichen Abhanges, aus den weiten grünen Maisfeldern und Wiesenstrecken, den sanften obstbaumbewachsenen Hügeln glauben wir uns wie durch einen Zauber unter einen entlegenen Himmel versetzt: nackte braune Hügel, steile Abhänge und drohende Felsen, brauner mit Bäumen sparsam bewachsener Boden, statt des saftigen Grüns der Obstbäume das graue staubige Laub der Oliven, braune Dörfer an die Abhänge der Hügel hinangeklebt, mit dem Hintergrunde in derselben Farbe verschmelzend, die Kirchen überragt oder vielmehr anscheinend bedroht von massiven viereckigen Thürmen, in den Dörfern braune leidenschaftliche Gesichter, denen man eine Mischung von keltischem, gothischem und arabischem Blut anzusehen meint, und ebenso bizarr verbunden oder nebeneinandergestellt in den Städten die Stilarten und Reste der verschiedenen Herrschaften, von denen dieser Landstrich wechselnd besessen war, und ihrer heterogenen Cultur. Das ist namentlich der Charakter von Narbonne, der alten Stadt tectosagischer Häuptlinge, römischer Statthalter, gothischer Könige, arabischer Emirs und feudaler Herzöge. Neben der gespenstig aufragenden unvollendeten gothischen Kathedrale sehen wir römische und maurische Thürme, die alte cypressenbeschattete Stadtmauer mit ihren Inschriften, Grabmälern, Büsten und Reliefs ist ein wahres Museum unter blauem Himmel.

Bei Narbonne verlassen wir die große Bahnlinie und folgen einer kleineren Zweigbahn, die wohl auf eine Weiterführung nach Spanien hinein berechnet gewesen ist, vorläufig aber, und anscheinend noch für recht lange, in Perpignan ihren Abschluß findet. Wir wenden uns gegen Süden, den Bergen grade entgegen: vor uns liegt der letzte bedeutende Gipfel der Pyrenäen, der Mont Canigou; aus dem tiefblauen Duft, der seinen Fuß verhüllt, ragen die massigen weißen Spitzen von aetherischer Zartheit der Farbe und in feenhafter Klarheit in den Himmel hinein. Die Gegend um uns nimmt mehr und mehr das Gepräge der Küste an; bald sehen wir in der Ferne Segel, dann haben wir zur Rechten Wasser, bald auch zur Linken: wir passiren einen ganz schmalen flachen Landstreifen, der einen der großen Etangs oder Küstenseen vom Meer scheidet. Die Etangs sind flach, der gelbe Sandboden scheint überall durch das Wasser hindurch, kleine flache Inseln sind ganz mit zusammengedrängten ärmlichen Fischerhütten besetzt, und auch drüben am Ufer des Sees liegen bald Fischerdörfer, bald zerfallene größere Orte, kaum zu unterscheiden von den braunen Bergen, die höher und höher aufsteigend den Gipfeln der Pyrenäenkette zustreben, und links dehnt sich weit und weiter das tiefblaue Mittelmeer. So geht es durch zwei große Seen, mitten durch das Wasser auf schma-

len Dämmen, kaum breit genug für die Schienen, vorbei an kleinen Hafenstädtchen, bald aber wieder mehr landeinwärts; zu unserer Rechten haben wir Salces, ein wunderbar erhaltenes, großes arabisches Fort, vor welchem französische Soldaten faul herumliegen, wir passiren Rivesaltes, den Hauptort für die ausgedehnte Cultur der südfranzösischen Weine, und sind bald in Perpignan.

Es bedarf wirklich mitunter eines Blickes auf die Karte, um sich zu überzeugen, daß das Ostende der Pyrenäen mit dem Westende fast unter demselben Breitengrade liegt. Wirklich könnte man sich um hundert Meilen südlicher wähnen. Der Westen des Gebirges mit seinen vorwiegend sanften Formen, dem reichen Grün der Wiesen und Felder und den großen Obstbaumpflanzungen könnte an Gegenden des Thüringer Waldes erinnern, — den mächtigen starren und nackten Felsen im Osten gegenüber stehen wir unter dem Eindrucke einer durchaus südlichen Natur. Namentlich die Ecke des provenzalischen Tieflandes, in der Perpignan liegt, hat eine wahrhaft tropische Vegetation. Neben den Oliven ragen große Feigen- und Maulbeerbäume, die Wege sind eingefaßt mit hohen Hecken von Aloe, mächtigen Rohrpflanzen und riesigem Cactus, andere Hecken von Cypressen und Tamarisken schützen die Felder gegen den verderblichen Hauch des Mistral, der Wein bedarf keiner Hügel und sonnigen Abhänge mehr, sondern weite flache Strecken sind mit Weinfeldern bedeckt, auf denen die glühende Sonne einen Trank auskocht, der den köstlichen spanischen Weinen wenig nachgibt.

Perpignan, das feste Thor der Ostpyrenäen, neben der nach Vauban's System angelegten Citadelle im Innern noch durch ein altes, im maurischen Stil gebautes Fort, das Castillet, befestigt, trägt ganz das Gepräge einer Festung: enge winklige und schmutzige Straßen, hohe dunkle Häuser und beklommene Atmosphäre. Wir halten uns daher in Perpignan nicht länger auf, sondern beeilen uns, die spanische Grenze zu überschreiten, der wir durch eine Ebene mit üppigster Vegetation, durch Haine von Korkeichen und Oliven, deren knorriger Stamm und mattes Grün ihnen ganz das Ansehn unserer Bruchweiden gibt, zueilen, vor uns zur Rechten die riesigen Formen des Mont Canigou, zur Linken die Kette der Montagnes Albères. Wir befinden uns bald am Fuße des Gebirges, das fast unmittelbar aus der Ebene aufsteigt. Die Straße windet sich an tiefen Schluchten entlang, durch Wälder von geschälten Korkeichen hindurch der Höhe des Col de Pertus zu, von dem wir das Fort Bellegarde schon lange herunterdrohen sehen. Gleich nachdem wir die Höhe überwunden haben, passiren wir die beiden Marmorsäulen, welche die Grenze zwischen Frankreich und Spanien bezeichnen, und steigen den spanischen Abhang des Gebirges hinab, der weit länger und sanfter ist als der französische. Hierbei mag Eines bemerkt werden. Man wird in geographischen Handbüchern finden, daß bei den Gebirgen, deren Hauptrichtung von Osten nach Westen geht, der Nordabhang sanft, der südliche dagegen jäh und schroff sei. So sollen auch die Pyrenäen auf der spanischen Seite brüsk und steil abfallen und den Stempel furchtbar wilder Erhabenheit tragen. Wenn dieser Satz darauf berechnet ist, irgendwie allgemeiner als etwa auf einen oder den andern speciellen Berg angewandt zu werden, so enthält er einen etwas doctrinären Irrthum. Im Gegentheil fallen die Pyrenäen viel sanfter gegen Spanien ab als gegen Frankreich; nirgend sind gegen die Garonne die Vorberge so weit vorgeschoben, wie gegen den Ebro; wer vom Norden den Pyrenäen naht, hat den Anblick einer großen gewaltigen Gebirgskette, die schroff aufsteigt und jähe Abstürze gegen die Ebene kehrt. Ganz anders auf spanischer Seite. Vom äußersten Westen abgesehn, wo der Uebergang von den Pyrenäen zum cantabrischen Gebirge nirgends unterbrochen ist, senkt sich das Gebirge allmälig und in sanfteren Formen; die Montagnes Albères, rauhwild und schroff gegen Norden, gleichen vom Süden betrachtet einer mäßigen Hügelkette, und wer die Pyrenäen nur vom Ebrothal aus sieht, wird sich in den Vorstellungen, die er sich von ihrer Höhe und Wildheit machen muß, erheblich täuschen.

Unmittelbar hinter den Grenzsäulen stehen einige Zollgebäude, allein man spart uns die Visitation unseres Gepäckes bis zum nächsten Dorf und gibt uns nur einen

berittenen Aduanero (Douanier) mit, den unsere Ankunft dermaßen überrascht und gestört hat, daß er erst zu Pferde seine Toilette vervollständigen muß. Das Dorf La Junquera ist bald erreicht, und die Langsamkeit der Aduaneros erlaubt uns, das Dorf, welches von dem umgebenden schilfreichen Sumpfboden den Namen hat, ein wenig zu besichtigen, — ein Dorf, wie alle spanischen Dörfer: aus der Entfernung gesehen höchst anziehend und malerisch, ein hübsches Ganze bildend, inwendig aber ärmlich, schmutzig, abstoßend, auf den Balconen neugierige niedliche Mädchen, in den Hausthüren, aus denen beunruhigende Gerüche von ranzigem Oel und Knoblauch dringen, eben so neugierige häßliche alte Weiber, auf den Straßen herumlungernd zerlumpte apathische Männer mit ausgeprägten Galgenphysiognomien, aber malerisch drapirt selbst mit den Lumpen und mit souveräner Verachtung den Fremden betrachtend. Es liegt etwas eigenthümlich Imponirendes in dem Phlegma und dem Stolz selbst des Bettlers. Wenn er euch die Hand entgegenstreckt, ist es nicht mit flehend demüthiger Geberde, — nein, er, der Sohn Spaniens, schon als solcher zu vornehm, sein Leben mit verächtlicher Arbeit zu fristen, verlangt gebieterisch seinen Tribut von euch, denen das Glück zu Theil wird, Spaniens Boden zu betreten; es ist eure Schuldigkeit und eine Ehre für euch, ihm geben zu dürfen. Die unverschämten Gassenjungen, die mit Geschrei und widriger Zudringlichkeit euch ihre kleinen Schächtelchen mit Wachslichtchen anbieten, allerdings ein Bedürfniß für den Spanier, dem beständig ein Cigarrito zwischen den Lippen glimmt, — diese Jungen werfen euch ein knirschendes desastre de Dios*) an den Kopf, wenn ihr sie abweist, der Bettler, dem ihr die Gabe weigert, — und welche Reichthümer wären hinreichend, diese Legionen von Bettlern zu befriedigen? — schleudert euch einen Blick zu, der euch Furcht erweckt und lebhaft daran erinnert, daß die catalanischen Messer scharfe Klingen haben. Indessen wirft man ihm meistens gern einen Cuarto hin, um die unnachahmliche Geringschätzung zu bewundern, mit der er das Geldstück auffängt und einschiebt. Diese Würde und namentlich diese Routine in plastischer Stellung, wirksam unterstützt durch das malerische Costüm, ist ganz unvergleichlich: der Hirt, der am Wege steht mit kurzer Jacke, Kniehosen, dicken Strümpfen und Sandalen, deren bindfadengeflochtene Sohlen mit bunten Bändern über dem Fuße gehalten werden, mit der breiten rothen Leibbinde, — Alles, wenn auch in Lumpen, doch aus Sammt und Seide,

Spanischer Hirt.

— den Kopf mit einem seidenen Tuche umwunden in Aragon und Navarra, oder bedeckt mit der rothen Fischermütze des Cataloniers, dem spitzen Hute des Valencianers oder dem niedrigen Hut mit breiten, aufwärts gebogenen Krempen des Andalusiers, dabei eine bunte Decke um die Schultern geschlagen und vornehm nachlässig auf seinen Stab gelehnt; der einsame Jäger, der mit langer Flinte auf einem Felsblock steht und euch lange zweifelhaft läßt, ob er es auf ein Stück Wild oder auf euch abgesehn hat; der Mann, der unbeweglich dasteht und der Ankunft des Zuges harrt oder die ankommende Diligenza sich entleeren sieht und von dem es unmöglich

*) Fluch von Gott!

ſcheint zu ſagen, welches ſeine bürgerliche Stellung iſt, — ſie alle wären unbezahlbare Modelle für einen Maler. Auch die Frauen, denen man auf den erſten Blick anſieht, daß ſie keiner der höheren Geſellſchaftsclaſſen angehören, die auf der Straße dahinrauſchen, im Geſpräch mit einer Bettlerin daſtehen oder auf dem Boden der düſtern Kathedrale knieen, vielleicht auch in einer Ecke derſelben in leidenſchaftlicher Unterhaltung mit einem Manne be-

Spaniſcher Guitarrenſpieler.

griffen ſind, — denn in Spanien dienen die Kirchen vorzugsweiſe als Orte für Rendezvous, — dieſe Frauen im langen ſeidenen Schleppenkleid, über das dichte ſchwarze Haar einen langen Schleier tragend, unter dem die ſchwarzen Augen wunderſam hervorblitzen, und den Fächer ohne Aufhören in graciöſeſter Bewegung erhaltend, — ſie könnten mit ihrem in unſern Augen allerdings überwiegend theatraliſchen Anſtande jeder Primadonna als Muſter dienen. Stolz und äußerliche Würde des Spaniers würden gewiß nicht ſprichwörtlich geworden ſein, wenn ſie nicht wirklich ſo hervorſtechende Eigenſchaften an ihm wären.

Während wir dieſe allerdings etwas anticipirten Betrachtungen anſtellen, haben die Aduaneros Zeit gehabt, ihre indiscrete Pflicht zu üben, und wir können unſere Fahrt fortſetzen. Die Straße, auf der wir fortrollen, ſcheint ein Muſter von Wegebaukunſt zu ſein und wäre es wirklich ohne die zahlreichen Quellen, Bäche und ſogar Flüſſe, die ungehindert quer über die Chauſſee rinnen oder ſie unterbrechen. Von Brücken iſt in dieſem geſegneten Lande, wo das Waſſer nicht gefriert, keine Rede. Die Wagen fahren gleichmüthig, auch wohl im Galopp hindurch, der Arriero (Maulthiertreiber), in Damenhaltung auf ſeinem Thier ſitzend, läßt ſich mit ſeinen ſchellenbehangenen, quaſtengeſchmückten Maulthieren durch das Waſſer durchaus nicht ſtören, obgleich man ihm anſieht, daß Waſſer, namentlich als Reinigungsmittel betrachtet, ihm ein völlig fremdes Element iſt, und dem Fußgänger bleibt es überlaſſen, wie er hinüber kommen will. Es ſcheint eben darauf gerechnet, daß Leute, deren Mittel ihnen erlauben, Schuhe oder Stiefel zu tragen und für die demnach das Waten durch's Waſſer unangenehm ſein dürfte, ſich nicht gern zu Fuß auf die Landſtraße wagen. Nur wo ein ſolches Flüßchen gar zu tief oder reißend iſt, wird durch große Steinblöcke dem Fußgänger die Möglichkeit geboten, ohne allzu große Gefahr hinüberzuturnen.

So kommen wir nach Figueras, einem kleinen durch eine Citadelle ſtark befeſtigten Städtchen, niedlich gelegen, durch ſchöne Alleen ſich ankündigend, dem aber im Uebrigen das Reiſehandbuch eine durchaus unverdiente Ehre anthut, wenn es ſagt: ses rues sont larges, propres, bordées de maisons de bonne apparence. Wir ſteigen in einem uns beſonders empfohlenen Gaſthauſe ab, verlaſſen es aber ſchleunigſt wieder, nachdem man uns einen Blick in die Zimmer hat thun laſſen, denn hier eine Nacht zu bleiben, iſt offenſichtlich mit äußerſter wenn auch nicht Lebens-, ſo doch Leibesgefahr verbunden für Jeden, der nicht mit Kampfer oder Inſectenpulver verſehn iſt. Denn noch ſind wir neu in Spanien, wir kleben noch an ziemlich verbreiteten, aber durchaus unzeitgemäßen Vorurtheilen in Bezug auf wünſchenswerthe Reinlichkeit. Aber wir werden

Digitized by Google

diesen Vorurtheilen entsagen, da der Mensch, unvollkommen wie er ist, eines Nachtlagers nicht immer entbehren kann.

Durch fatale Umstände, an denen Indolenz und Spitzbüberei gleichen Antheil haben mögen, sehen wir uns in die Lage versetzt, mit unserm Wagen die Reise nicht fortsetzen zu können. Wir warten daher die nächste Diligenza ab und verlassen um Mitternacht die Stadt Figueras ohne Bedauern. Sechs schwarze Hengste jagen in rasendem Galopp mit uns in die Nacht hinein, nicht ohne daß wir zuvor bemerkt haben, wie Soldaten, bis an die Zähne bewaffnet, sowohl auf als in dem Wagen Platz genommen haben. Es ist wahrlich kein sehr beruhigendes Gefühl für uns, daß dergleichen Vorsichtsmaßregeln nothwendig sind. Aber in der That sind für einen nächtlichen Ueberfall, dessen Romantik uns nicht recht einleuchten will, Zeit und Terrain außerordentlich günstig: die Nacht ist stockfinster, bei dem ungewissen Schein der Wagenlaternen bemerken wir, daß die Straße von dichtem Gebüsch und Gehölz begleitet wird, wir erwarten jeden Augenblick Schüsse zu hören und Messer blitzen zu sehen. Da aber Alles ruhig bleibt, überlassen wir uns dem Schlummer. Aber nicht lange. Plötzlich hält der Wagen an, wir fahren auf und sehen beim Laternenschein, wie wild aussehende bewaffnete Männer den Wagen schreiend und heftig gesticulirend umgeben. Wir machen uns auf das Schlimmste gefaßt, doch es ist nichts, nur eine Abtheilung Grenzjäger oder Soldaten, welche die Furth eines breiten Flusses bewachen, den wir zu passiren haben. Der schwere Wagen schwankt über das steinige Bett, das Wasser rauscht hoch und höher und dringt fast durch den Boden, — dann geht die Jagd weiter, bis abermals nach einiger Zeit die Räder auf nassem Sande knirschen und wir wieder halten. Jetzt befinden wir uns am Ufer des Fluvia; wir sollen in Anbetracht des hohen Wasserstandes den Wagen verlassen und auf einer Fähre übergesetzt werden, was uns um so angenehmer ist, da wir uns erinnern, in den Zeitungen gelesen zu haben, daß vor Kurzem bei eben dieser Passage eine Diligenza im Wasser umgeworfen ist und daß mehrere Leute diese Romantik des Reisens mit dem Ertrinken bezahlt haben. Das Gepäck wird also abgeladen, um vor uns hinübergeschafft zu werden, und nach einiger Zeit scheucht auch uns der Ruf des Conducteurs: á la barca, Senores!*) aus dem Wagen. Man hat ein Wachtfeuer angezündet, und wir sehen uns in einer Umgebung, die an Romantik wirklich nichts zu wünschen übrig läßt: das Feuer wirft rothe flackernde Lichter auf das hohe Gebüsch und die Bäume und auf den ausgetretenen Fluß, dessen Wasser rauschend dahinschießen, von den unförmlichen Wagenkolossen her ertönt das Schnauben und Stampfen der Pferde, um das Feuer herum, grell beleuchtet, liegen, kauern oder stehen durch einander bewaffnete Soldaten, fluchende Kutscher und die bunt zusammengewürfelte Reisegesellschaft, Männer, Weiber und Kinder, Deutsche, die erstaunt und ergötzt die interessante Scene betrachten, schimpfende Franzosen, ein spanischer Priester in der Tracht, in der auf unseren Bühnen Basilio auftritt, und jene Sorte von spanischen Reisenden, die man stets in reicher Anzahl antrifft und die mit dem Worte Gesindel am besten bezeichnet wird. Endlich kommt die Fähre vom jenseitigen Ufer zurück und bringt uns hinüber. Wir finden unser Gepäck auf dem nassen Boden umhergestreut und der Länge nach drüber liegend ein in seine Decke gewickeltes eingeborenes Individuum, welches mit dem französischen Conducteur alle Augenblicke in einen Wortwechsel von solcher Heftigkeit geräth, daß die schlimmsten Thätlichkeiten zu befürchten sind. Unserer Weiterreise stände nun ja eigentlich nichts mehr im Wege, aber die Wagen, die uns erwarten sollten, sind nicht zur Stelle. Dieselben Gruppirungen wie auf dem andern Ufer wiederholen sich nun, nur kommt etwas mehr ungeduldige Bewegung in die Gesellschaft. Man wartet eine Stunde, zwei Stunden, im Osten röthet sich schon der Himmel, man wird immer ungeduldiger, denn auch die Romantik kann auf die Dauer langweilig werden, besonders wenn es empfindlich kühl ist. Noch immer erscheint kein Wagen. Da wird endlich, nachdem der anbrechende Tag gezeigt hat, daß der Fluß etwas gefallen ist, von jenseits der Versuch gemacht, einen Wagen durch das Wasser

*) An den Kahn, ihr Herren!

zu bringen. Ein Mann reitet voraus, Kutscher und Publicum schreien, die Pferde schnauben und bäumen sich, Peitschen knallen, Hufe und Räder klappern über die Kiesel des Flußbettes, es ist gelungen, der Wagen ist herüber. Glücklicherweise naht auch jetzt, — einige Stunden zu spät, aber wer wird es in Spanien so genau nehmen! — in langsamer Gemüthlichkeit eine andere Diligenza, und nach einiger Zeit können wir unsere Reise fortsetzen. Und das ist reguläre Postverbindung in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und in einem christlichen europäischen Lande!

Der Weg bis Gerona durchschneidet ein angenehmes welliges Hügelland mit viel Gehölz und einer Cultur, die um so mehr überrascht, als Dörfer und Menschen auf das Aeußerste verwahrlost erscheinen. Ruinen hier und Ruinen da, Lumpen überall. Der Mensch hat nicht die Elasticität der ihn umgebenden Natur gehabt; diese hat alle Spuren des Krieges und der Vernichtung, von denen sie heimgesucht worden ist zu allen Zeiten, durch ihr unzerstörbares Leben wieder verwischt, der Mensch aber und seine Wohnungen zeigen noch heute, wie heftig der Sturm der Zerstörung sie gezaust hat.

Diese Spuren sind noch unverwischt in dem nach einigen Stunden erreichten Gerona, welches allerdings noch vom Jahre 1809 her von einer langen und harten Belagerung berichten kann. Während in den engen Straßen der unteren Stadt ein geschäftiges Leben pulsirt, ist die weit ältere und großartigere obere Stadt auf den steilen Ufern sowohl des Ter als auch des kleinen Ona öde, verlassen und zerfallen. Von der unteren Stadt führen enge, winklige, steile Straßen oder richtiger mit Mauern eingefaßte Treppen auf die Höhe hinauf. Die Windungen dieser Gäßchen sind endlos, eine rohe zerfallende Mauer schließt sich an die andere, unbewohnte oder zertrümmerte Häuser stehen dazwischen, so gelangen wir auf den öden grasbewachsenen Platz der Kathedrale und des alten bischöflichen Palastes, großer massiger Gebäude mit etwas schwerfälliger und geschmackloser Ornamentik, Alles verwildert und vernachlässigt. Ein zufälliger Blick in einige Säle der bischöflichen Residenz bietet uns den Anblick einer Rumpelkammer, die mächtigen Räume der Kirche lassen nur noch ahnen, daß hier ehemals eine verschwenderische Pracht herrschte. Der Kirche, sagen wir; vielleicht wäre der Plural bezeichnender. Denn die Eigenthümlichkeit spanischer Kathedralen tritt uns schon hier entgegen, daß in den Seitenschiffen, wo wir höchstens eine kleine Capelle erwarten, ganz unvermuthet eine zweite, eine dritte große Kirche sich öffnet, gar nicht immer mit dem Hauptgebäude durch Einheit des Stils organisch verbunden, sondern wie zufällig angewachsen, so daß wir uns in einem ausgedehnten, dem Blick wie dem Verständniß gleich schwer zu umfassenden Kirchencomplex befinden. Und derartige große Gebäudemassen sehen wir noch mehrere in dem Panorama, das sich uns von der Galerie des Campanario (Glockenthurms) darbietet, ja die ganze ausgedehnte obere Stadt scheint aus weiten verlassenen Klöstern, verödeten Kirchen und zerfallenden Thürmen zu bestehen, deren eintöniges düsteres Grau in dem Gesammtbilde der Stadt überwiegt. Auch von dem abweichenden Eindruck der unteren Stadt, der mannigfaltigen Bauart und dem wirren Durcheinander der unglaublich schmalen Häuschen namentlich an den Flußufern, mit ihren unzähligen Fensterchen und wackligen hölzernen Balconen und Galerien können wir den sonst bezeichnenden Ausdruck „bunt“ nicht recht gebrauchen, denn Schmutz und Verfall haben überall für eine gleichmäßige Uebermalung gesorgt.

In Gerona haben wir einen Endpunkt des noch sehr unvollkommenen spanischen Eisenbahnnetzes gewonnen. Es kann dreist behauptet werden, daß die spanischen Bahnen schlecht sind, und in besonderem Grade gilt das von der Strecke Gerona-Barcelona. Selbst wenn man in Anschlag bringt, worüber uns eine Inschrift am Bahnhofe in Barcelona belehrt, daß diese Bahn die erste in Spanien war, fühlt man sich unangenehm berührt durch die Aermlichkeit der Stationsgebäude und namentlich der Waggons, die übrigens sämmtlich englisches Fabricat sind. Für die Construction des Bahnkörpers ist es bezeichnend, daß von den zwei verschiedenen Linien, welche Gerona und Barcelona verbinden, die eine wegen gänzlicher Un-

Hauptstadt Bern über, nachdem sie, wie wir S. 100 in Nr. 1 bereits berichtet haben, von der Bundesversammlung zum Bundesrath gewählt worden war. Sie ist die Gattin des Bundesrathes Dr. Emil Welti, des Vorstehers des Departements des Innern, und hat sich durch ihre Liebenswürdigkeit und Gastfreundschaft bereits die Herzen der Berner gewonnen. Unsere Abbildung stellt sie dar, wie sie, von ihrem Gatten begleitet, in Bern ankommt und vom Bahnhofe aus in ihre Wohnung fährt.

Bern. Am 1. Juli d. J. tritt unsere neue Bundesverfassung in Kraft. Dieses Ereigniß wird in der Hauptstadt Bern, wo sich die Bundesbehörden befinden, in würdiger Weise gefeiert werden. Es ist ein Festprogramm aufgestellt worden, welches Vormittags 10 Uhr mit einem Festgottesdienst beginnt, dem sich ein Festzug durch die Stadt anschließt. Nachmittags 2 Uhr findet ein Festbankett statt, und Abends 8 Uhr wird ein Ball im Casinosaale eröffnet. Die Stadt wird an diesem Tage reich beflaggt sein, und Abends wird eine Illumination stattfinden. Auch in den übrigen Städten der Schweiz wird der Tag festlich begangen werden.

Ein Gedenkstein für Gutenberg. Am 24. Juni d. J. wird in Mainz ein Gedenkstein für Johann Gutenberg enthüllt werden. Derselbe ist ein Werk des Bildhauers Prof. Schwanthaler in München und wird auf dem Platze vor dem Gasthause zum Gutenberg aufgestellt werden. Er besteht aus einem Sockel, auf welchem eine Bronzefigur Gutenberg's steht, die ihn darstellt, wie er, in der Linken eine Druckerballe, in der Rechten einen Bogen Papier haltend, auf die Presse blickt, an welcher ein Gehilfe arbeitet. Vorn am Sockel befindet sich ein Relief, welches Gutenberg's Tod darstellt. Die Figur ist 2,50 Meter hoch, der Sockel 1,50 Meter.

Ein Denkmal für Gutenberg. Auch in Leipzig wird ein Denkmal für Gutenberg errichtet werden. Dasselbe ist ein Werk des Bildhauers Prof. Seffner in Dresden und wird auf dem Platze vor der Nikolaikirche aufgestellt werden. Es besteht aus einem Sockel, auf welchem eine Bronzefigur Gutenberg's steht, die ihn darstellt, wie er, in der Linken eine Druckerballe, in der Rechten einen Bogen Papier haltend, auf die Presse blickt, an welcher ein Gehilfe arbeitet. Vorn am Sockel befindet sich ein Relief, welches Gutenberg's Tod darstellt. Die Figur ist 2,50 Meter hoch, der Sockel 1,50 Meter.

Ein Denkmal für Gutenberg. Auch in Leipzig wird ein Denkmal für Gutenberg errichtet werden. Dasselbe ist ein Werk des Bildhauers Prof. Seffner in Dresden und wird auf dem Platze vor der Nikolaikirche aufgestellt werden. Es besteht aus einem Sockel, auf welchem eine Bronzefigur Gutenberg's steht, die ihn darstellt, wie er, in der Linken eine Druckerballe, in der Rechten einen Bogen Papier haltend, auf die Presse blickt, an welcher ein Gehilfe arbeitet. Vorn am Sockel befindet sich ein Relief, welches Gutenberg's Tod darstellt. Die Figur ist 2,50 Meter hoch, der Sockel 1,50 Meter.

daß die Romantik des Reiſens durch die Eiſenbahnen zu Grabe getragen ſei!

Wenn man auf der erſten Hälfte der Tour hie und da ärgerlich ſein mochte über die Langſamkeit des Fahrens und das häufige lange Anhalten vor elenden Baracken, welche Bahnhofsgebäude vorzuſtellen prätendiren, ſo iſt man doch mit eben dieſer Langſamkeit ſehr zufrieden im weitern Verlaufe der Fahrt. Denn aus den umgebenden unintereſſanten Hügeln ſehen wir uns durch eine plötzliche Wendung der Bahn unmittelbar an das Geſtade des Mittelmeers verſetzt, das in tiefſter Bläue ſich vor uns ausdehnt und uns bis Barcelona immer zu Seite bleibt. Und wie mit einem Schlage iſt Alles um uns, wie die Gegend, ſo auch die Menſchen, gänzlich verändert, wir treten ein in das wahre Catalonien, das durch den rührigen Fleiß ſeiner Bewohner, durch lebhafte Induſtrie, ſchwungvollen Handel und tüchtige Bodencultur vor faſt allen ſpaniſchen Provinzen ſich auszeichnet. Die Reihe der Häuſer, kleinerer und größerer Fiſcherdörfer und Städtchen wird kaum unterbrochen, oder nur durch weite Gärten, die ſich terraſſenförmig bis gegen die Berge hinaufziehn, umfriedet von Cactus und Aloe, prangend im herrlichſten Grün der Lorbeeren und Granaten, ſelbſt vereinzelte Palmen ſtehen zwiſchen den Orangen und Citronenbäumen, die über und über bedeckt ſind mit ihren goldenen Früchten und unter denen emſige Menſchen ſchon mit der erſten Leſe beſchäftigt ſind. Kaum wird das Verlangen nach dieſen Früchten in uns wach, ſo hält man uns ſchon überall gefüllte Körbe entgegen, das „Naranjas, buenas y dulces,“*) der Verkäufer und Verkäuferinnen tönt auf allen Seiten, und für ein winziges Silberſtückchen packt man euch mehr der köſtlichſten Apfelſinen auf, als ihr bewältigen könnt. Und während ſo zur Rechten Häuſer und Gärten in anmuthigſtem Wechſel ſich hinziehen und das Bild reicher Natur und fröhlichen thätigen Lebens von ſchönen Bergen umrahmt wird, haben wir eben ſo nahe zur Linken die unendliche azurne Fläche des ſchönſten aller Meere und Fleiß und Rührigkeit am ganzen Strande entlang. Da liegt in unabſehbarer Reihe Bot an Bot und überall

Plaza de Palacio in Barcelona.

*) Orangen, gut und ſüß.

wird gearbeitet: kräftige braune halbnackte Männer bessern die Nachen aus oder schieben sie in's Wasser, um sich zu den Gefährten zu gesellen, die, soweit das Auge reicht, ihre dreieckigen Segel entfaltet haben und auf der klaren Fluth sich schaukeln; und die Alten und die Frauen sitzen im Sande und flicken die Netze oder fertigen neue an, oder es wird der Fang gemustert, den das grade landende Boot bringt, und die Fische werden gesondert und in Körbe gepackt und von den Kindern in's Haus getragen, — geschäftiger Fleiß überall, und überall Gedeihen und Frohsinn. Und dies Bild wird immer lebendiger und farbenreicher, je mehr wir uns dem mächtigen Felsen nähern, der vor uns die Aussicht schließt: das ist der Montjuich, der das Castell von Barcelona trägt. Immer belebter wird das Meer, ohne Zahl glänzen die kleinen Segel der Fischerboote, und dazwischen ziehen majestätisch große Segelschiffe und riesige Dampfer ihre glatte Bahn, und größer und noch zahlreicher werden die Ortschaften zur Rechten, bis an den Fuß der weiter zurücktretenden Berge hin ist Alles bedeckt mit kleinen und großen hübschen weißen Landhäusern und stattlichen dampfenden und lärmenden Fabriken, — der Zug hält an, wir sind in Barcelona.

Ganz dieselben Züge, die wir an dem Bilde der Gegend, wie wir es eben zu zeichnen versuchten, hervorheben, sind es, durch die auch Barcelona, mit seinen mehr als 250,000 Einwohnern eine der größten Städte Spaniens und von Vielen für die schönste erklärt, jedenfalls aber die reinlichste, und als die reichste von den Spaniern selbst gepriesen, einen so überaus angenehmen Eindruck macht. Auch hier ist Alles Leben und Bewegung, Rührigkeit und Fleiß, Reichthum und Frohsinn, und so ist Barcelona die echte Hauptstadt von Catalonien, von dessen strebsamen und emsigen Bewohnern das spanische Sprichwort sagt, daß sie auch aus Steinen Brot gewinnen. Es thut wirklich wohl, wenn man so manche spanische Wüste durchwandert und überall nur Ruinen und Bettelhaftigkeit und Verkommenheit findet, dann sich zu erinnern, daß auch das blühende Barcelona in demselben Lande liegt, und daß ein Staat, der noch solche Städte hat und zu dessen Bürgern die Catalonier gehören, noch nicht unrettbar verloren ist. Freilich hängt diese Provinz nicht allzu innig an der Krone. Ein starkes Sonderbewußtsein ist von je im Catalonier rege gewesen, in den zahlreichen Revolutionen der letzten Jahrzehnte hat Barcelona jedes Mal seine gewichtige, oft blutige Rolle gespielt, an jedem Pronunciamento sich betheiligt, und so gilt der Regierung auch heute noch der Catalonier für unruhig und unzuverlässig, ja das beständige Mißtrauen des Gouvernements verstieg sich bis zu dem Unverstand, das Aufblühen von Barcelona möglichst zu verhindern, die mächtig nach Ausdehnung ringende Stadt gewaltsam in ihren Grenzen zurückzuhalten und so den Heerd der Unzufriedenheit möglichst zu beschränken. So hatte man der von der Stadt beabsichtigten Niederwerfung ihrer Mauern den entschiedensten Widerstand entgegengesetzt, obwohl dieselben sie auf das Empfindlichste beengten und sie zwangen, durch Anlegung von Extramuros (Vorstädten) sich Luft zu machen. Und als im Jahr 1843 eine provisorische Regierung die Abtragung der Mauern decretirt und begonnen hatte, war einer der ersten Schritte der wieder erstarkten Regierung, diese Demolitionsarbeiten zu inhibiren, bis denn endlich 1845 die Stadt, und zwar wieder auf etwas revolutionärem Wege, ihren Willen durchsetzte und Bahn brach für ihre Ausdehnung und Entwicklung, die seitdem von Jahr zu Jahr größere Dimensionen angenommen hat.

Barcelona hat keinen specifisch spanischen Charakter. Man hat der Stadt ein italienisches Gepräge vindiciren wollen, aber wohl noch richtiger ist es, zu sagen, daß ihr Gewand eben den mehr kosmopolitischen Zuschnitt großer Handelsstädte trägt. Die meisten der überaus saubern Straßen sind breit und mit hübschen Häusern besetzt, deren Mauern viel Ornamentik und häufig eine das Mosaik nachahmende bunte Bemalung zeigen. Die Balcone und Jalousien fehlen natürlich auch hier nicht. Und auf diesen Straßen wogt unaufhörlich das regste Leben, namentlich auf den herrlichen Promenaden, die in reicher Abwechslung die Stadt durchziehn und umringen. Da ist zunächst die breite prächtige Rambla, die Boulevards von Barcelona, fast die ganze

Breite der Stadt durchschneidend, in der Mitte mit einer breiten Allee, zu deren beiden Seiten die Fahrstraßen laufen. Und wo die Rambla sich dem Hafen nähert, getrennt von demselben durch die Atarazana (Arsenal), schließt sich gleich die Muralla del Mar an, der einzige Rest jener alten Mauern, ein schöner breiter Damm, auf der einen Seite besetzt mit sehr eleganten Häusern, auf der andern Seite eine freie Aussicht bietend, und zwar rechts auf den Montjuich, während links der Blick kaum durch den Wald von Masten zu der Arbeitervorstadt Barceloneta mit ihren schnurgraden Straßen und ihren ganz uniformen einstöckigen Häuschen hindurchdringt, und in der Mitte sich der Hafen in das weite Meer hinaus öffnet. Und wieder folgen breite alleenbesetzte Straßen, gebildet von lauter palastgleichen öffentlichen Gebäuden, große Plätze mit riesigen Fontainen, dann der lange springbrunnenreiche Paseo de la Esplanada, zwischen der Stadt und der Citadelle hinlaufend, und daranstoßend ein eingehegter öffentlicher Garten mit Orangen- und Citronenbäumen, Rosenbosquets, Springbrunnen, Volièren, Statuen, Bassins und Laubengängen. Aber die Bewohner von Barcelona wissen diese köstlichen Promenaden auch zu schätzen. Wenn die Sonne hinter dem Montjuich hinabgesunken ist und die den ganzen Tag über eng verschlossenen Fenster sich der kühlen Abendluft geöffnet haben, dann strömt Alles hinaus auf die Promenaden. Dann ist besonders die Rambla höchst anziehend: rechts und links Alles hell erleuchtet, Magazin an Magazin oder mit den elegantesten Kaffeehäusern abwechselnd, dazwischen die Theater, die Hauptvergnügungsorte des Barcelonesers und von denen das riesige Teatro del Liceo mit seinen mehr als tausend Sperrsitzen sich keck neben die Scala von Mailand stellt; und zwischen diesen strahlenden Häuserreihen, vor denen die öffentlichen Schreiber ihre Tische etablirt haben, wogt das Gedränge auf und ab, durchkreuzt von schreienden Verkäufern, hie und da zu dichten Gruppen sich zusammenballend um einen improvisirten Tanz mit Castagnettenklang oder einen Guitarrespieler. Denn Musik ist dem Spanier angeboren, ist sein Element; es thut der Wahrheit dieses Satzes keinen Eintrag, daß Spanien keine musikalische Literatur von Bedeutung hat. In allen Kaffeehäusern ist allabendlich für Concert gesorgt, wenigstens ein Flügel fehlt nie, und stets ist Jemand engagirt, den Abend über zu spielen oder Sänger zu begleiten, ohne daß man dem Publicum das Geringste zu bezahlen zumuthet. Auf den Straßen tönt die Guitarre überall, nicht bloß zur schmachtenden Serenade für irgend eine Dulcinea; der Bettler sucht durch ihre Töne auf sich aufmerksam zu machen, der blinde Bursche, der das Mitleid der Vorübergehenden anschreit, thut dies mit Guitarrenbegleitung und singt dazu in einer Art von Melodie seinen Jammervers: Senoras, Senoritas, Caballeros, un cuarto para el pobre ciego!*) Und man könnte sich wirklich mit dem kläglichen Instrument aussöhnen, wenn man es häufig so virtuos gespielt hört. In Figueras gerieth ich Nachts in eine ziemlich geringe Kneipe, angezogen durch Guitarrenspiel und Gesang. Das Local war ziemlich gefüllt, in einem Kreise zerlumpter Kerle ging die Guitarre von Hand zu Hand, bis endlich Einer nach längerem Präludiren ein phantastisch wildes Stück vortrug mit Accorden und Modulationen, wie ich sie nie gehört, nie in einer Guitarre verborgen geglaubt hatte, ein Stück voll dramatischer, glühender Leidenschaftlichkeit, aber durchweg von einer Noblesse, wie Keiner sie in diesem Kreise vermuthet hätte. Tiefe Stille herrschte, Jeder horchte gespannt, und erst als der Vortragende geendet, brach Alles in lauten Beifall aus. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß ich erwartete, der Mann würde nun sammeln. Aber schweigend stand er auf, rückte die rothe Fischermütze auf die Seite und verließ mit einem Ausdruck größter Geringschätzung das Local. Die Zurückbleibenden mochten eine Ahnung von der Würde und Großartigkeit des Spiels haben: die Guitarre wurde an diesem Abend nicht mehr angerührt. —

Nicht auf die Rambla allein beschränkt sich diese allabendliche Wallfahrt zur frischen Luft. Eine kurze Passage führt seitab auf die Plaza Real, die wie die

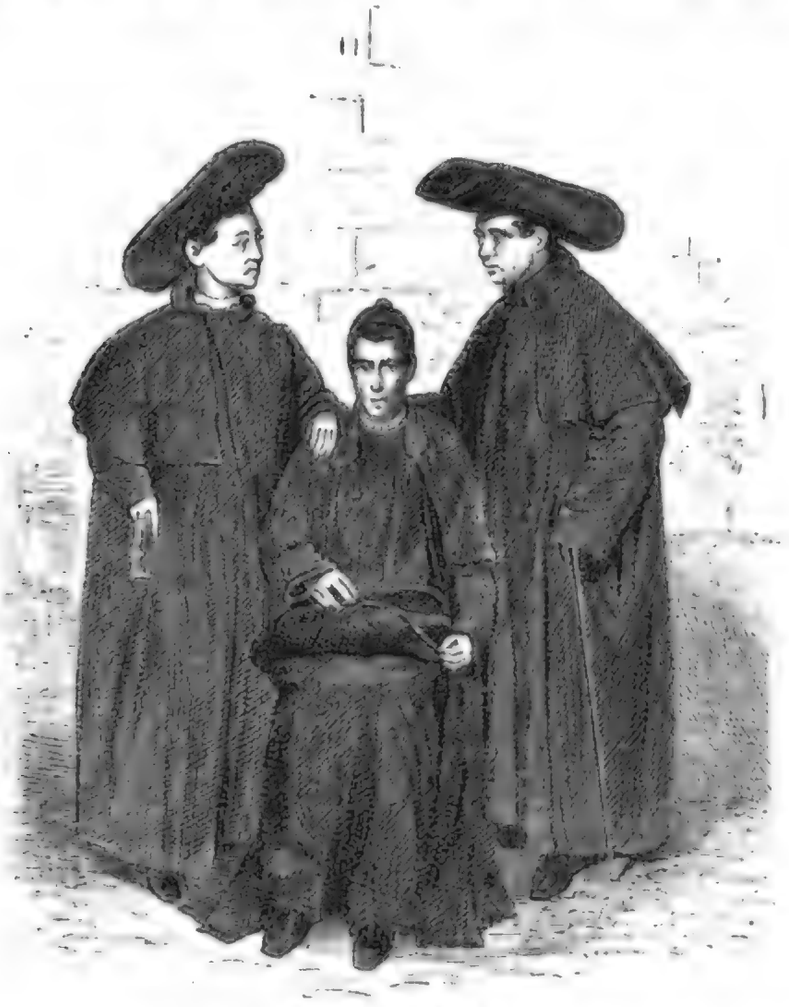
*) Ihr Damen, ihr Fräulein und ihr Herren, einen Quarto für den armen Blinden!

Plaza de la Constitucion in San Sebastian einem großen Hofe gleicht, nur in noch größerem Stile. In der Mitte derselben stehen üppige Bosquets und plätschern Springbrunnen, unter den schönen Arcaden strahlt auch hier ein großer Laden neben dem andern. Das Gewühl der Menschen zieht sich von der Rambla hieher und von hier durch eine andere Passage in die Calle de Fernando VII., die ihrerseits in die Rambla einmündet. Sie ist verhältnißmäßig eng und daher wird das Gedränge um so bemerkbarer. Der Menschenstrom, der hier zwischen den prachtvollen Läden, deren Glanz jede öffentliche Erleuchtung überflüssig machen würde, hin und her wogt, ist so stark, daß Wagen absolut nicht circuliren können, und verläuft sich erst nach Mitternacht.

Das ist das Bild des Barcelona von heute. Aber dicht neben diesem Getreibe der Menschen des neunzehnten Jahrhunderts liegt das Barcelona von ehedem, die alte ruhige Stadt der gothischen Könige und der Grafen von Barcelona. Wenn wir von der Calle de Fernando VII. abbiegen in die Calle del Obispo, gelangen wir zunächst an die alte Kathedrale. Sie theilt mit vielen gothischen Kirchen Spaniens eine Eigenthümlichkeit, daß nämlich nicht weit oberhalb der Fenster die Mauer ohne irgend welchen Abschluß glatt abgeschnitten ist; keine Spur eines Daches macht sich bemerklich, wir empfangen den Eindruck eines unvollendeten Gebäudes, welches natürlich im Verhältniß zu seiner Ausdehnung auffallend niedrig erscheint. Treten wir hinein, zunächst in die zierlichen Kreuzgänge, deren Höfe duftende Gärten sind, dann in die gewaltigen Hallen mit dem dämmerigen Halbdunkel der meisten spanischen Kirchen, da sehen wir freilich, daß die Kirche vollendet ist, daß nichts an dem Abschlusse des kühnen Gewölbes fehlt. Um diese Kathedrale herum liegen nun zahlreiche gothische Capellen und altersgraue Paläste, unter ihnen derjenige, der nach der Tradition Residenz der gothischen Könige war, nachdem das wachsende Frankenreich die Nachfolger Alarich's und Athaulf's über die Pyrenäen gedrängt hatte, — ernste Gebäude, deren grasbewachsene Höfe die schönsten Treppenhäuser, die graciösesten Säulengänge zeigen, wahre Kleinodien gothischer Architektur, dazwischen einsame Plätze mit melancholisch murmelnden Brunnen. Hier begegnet man nur wenigen Menschen, das Lärmen der Stadt tönt verloren herüber, man fühlt sich wie auf einer stillen romantischen Insel, deren Zauber fast noch mächtiger wirkt als das bunte Getümmel des modernen Lebens.

Wer Barcelona passirt, wird kaum versäumen, von hier aus einen Ausflug zu machen nach einem der merkwürdigsten Punkte von Catalonien, ja vielleicht von ganz Spanien, wir meinen den Montserrat. Wir folgen der nach Zaragoza führenden Bahn bis zu der kleinen Station Monistrol — gesegnet sei ihr Andenken um ihres köstlichen Weines willen! — wo wir eine Diligenza bereit finden, uns bis zum Kloster Montserrat zu führen. Wir nehmen principiell unsern Platz auf der Höhe des Wagens, aus bereits erörterten Gründen; wir dürfen es jetzt um so sicherer thun, da wir es nicht mehr mit Pferden, sondern mit viel zuverlässigeren Maulthieren zu thun haben. So geht es vom Bahnhofe dem Orte Monistrol zu, wir überschreiten den Llobregat auf einer langen, wirklich unsinnig schmalen Brücke, und sind bald am Fuße des Berges, dessen wunderliche Formen wir schon lange von der Bahn aus betrachten konnten. Der Montserrat, d. h. der zersägte Berg, steht als völlig isolirter Fels in der ihn umgebenden Hügelwelt, deren geringe Erhebung seiner an sich nicht sehr bedeutenden absoluten Höhe, 4000 Fuß, zur Folie dient und ihn noch gewaltiger erscheinen läßt. Der Montserrat ist seit Urzeiten der heilige Berg Spaniens; von ihm berichtet die religiöse Tradition, daß er in dem Augenblicke, da Christus am Kreuz das Haupt neigte und verschied, im Innersten zerborsten und nach allen Seiten hin zerrissen sei. Ein solches wunderbares Ereigniß mußte ein kindlicher Glaube erfinden, um die in der That höchst seltsamen Formen des Berges zu verstehen. Der langgestreckte, in seinem ganzen Innern von Tropfsteinhöhlen durchwühlte Berg bildet eine förmliche Wand, aber nichts weniger als eine glatte Fläche, vielmehr eine seltsame Aneinanderreihung von Felsnadeln, Pfeilern, Kegeln, die ehedem durch einen natürlichen Mörtel mit einander verbunden waren, jetzt aber,

wo die Regengüsse diesen weichen Mörtel weggewaschen und am Fuße des Berges zu fruchtbaren Feldern zusammengeschwemmt haben, stellenweise kaum noch untereinander zusammenhängen und lose nebeneinandergestellt oft in lothrechter Steigung von mehr als 1000 Fuß emporstarren. Die Felsen sind fast nirgends zackig, überall ausgewaschen, die mächtigen



Spanische Geistliche.

Felsthürme, die kolossalen Mauern und Bastionen, die schlanken Hörner, Alles hat mehr oder weniger glatte runde Formen. Ein Theil dieser Gipfel ist wirklich besteigbar, d. h. wo sich in den Schluchten noch zurückgebliebene Erde findet, auf welcher der reichliche Thau — denn der Berg ist durchaus quellenarm — eine ziemliche Vegetation unterhält, da führen steile beschwerliche Pfade bis auf die niedrigeren Zinnen. Aber dieser Pfade sind sehr wenige, die meisten Klüfte und Schluchten sind nackt, in ihrer Einsamkeit ein passender Ort für Wohnungsstätten büßender Anachoreten.

Ungefähr in halber Höhe des Berges, in der weitesten Einbuchtung desselben, wo sich ein kleines Plateau bildet, liegt das ehemalige Benedictinerkloster Montserrat, dem unser Besuch gilt. Wir übergehen hier die Sage von der Entstehung des Klosters, die von ganz unerhörten Wundern berichtet; wir erwähnen auch nur kurz, daß das ganze Mittelalter hindurch, ja bis in noch neuere Zeiten hinein, Montserrat einer der berühmtesten Wallfahrtsorte des ganzen Westens war, daß sich hier Reichthümer anhäuften, bei deren Aufzählung Einem schwindelt. Denn von alledem ist heute nichts mehr zu sehen. Die Schätze des Klosters verschlang der Krieg, die Gebäude erlagen der Plünderung und dem Feuer der Franzosen, das schwarze hölzerne Muttersgottesbild, vom Evangelisten Lucas geschnitzt und von St. Petrus nach Barcelona gebracht, war lange Zeit verschwunden. Als indessen die Kriegsstürme ausgetobt hatten, kehrten die Mönche und mit ihnen das Bild, welches sie versteckt gehalten hatten, in das Kloster zurück. Die Aufhebung

sämmtlicher Mönchsklöster Spaniens im Jahr 1835 traf auch Montserrat. Das Kloster besteht heute nicht mehr; entgegengesetzte Angaben beruhen auf einem Irrthum. Nur zwölf Priester sind vom Bischofe von Vich, zu dessen Diöcese Montserrat gehört, dem ehemaligen Kloster zugewiesen, des Heiligthumes zu walten, zu dem nach wie vor Gläubige und Touristen wallfahrten. Auch die im Lauf der Zeiten von so vielen Heiligen bewohnten zwölf Einsiedeleien sind verlassen und zerfallen.

Der Weg, der bis zum Kloster hinauf gelegt ist, geht im Zickzack ziemlich steil bergauf und oft an tiefen Abgründen hart entlang. Aber die Maulthiere schreiten sicher, um die spitzesten Ecken des Weges biegen sie mit hochachtungswerther Geschicklichkeit und an den bedenklichsten Stellen wird überdies das leitende Thier geführt. Doch wird die unvermeidliche Langsamkeit des Steigens die meisten Reisenden veranlassen, den letzten Theil des Weges wenigstens zu Fuß zurückzulegen.

Wie wir um die Ecke der erwähnten Einbuchtung biegen, haben wir plötzlich das Kloster dicht vor uns, wir sehen ein hohes gelbrothes, ruinenhaftes Haus, das in diese Bucht hineingedrängt liegt. Um einen Eingang zu finden, müssen wir um das Haus herum; durch ein kleines Seitengebäude führt ein bedeckter Gang, den wir durchschreiten. Aber hier bleiben wir erstaunt stehen: wo wir gar keinen Raum mehr erwarteten, da liegen plötzlich mächtige Gebäude mit großen Höfen und Capellen und freie Plätze vor uns. Gleich zunächst zu unserer Linken ragen die Ruinen eines großen Palastes; die einzige noch erhaltene Seite zeigt ein herrliches gothisches Portal und eine säulengetragene Galerie von höchster Leichtigkeit und Eleganz. Daran anstoßend sehen wir das eigentliche Kloster, ein massiges ausgedehntes Gebäude, einen viereckigen arcadenumgebenen Hof umschließend. Auf der dem Eingang gegenüberliegenden Seite desselben ist das Portal der sehr geräumigen Kirche, die nur geringe Spuren einstigen märchenhaften Reichthums zeigt. Und daß die noch jetzt recht beträchtliche Ausdehnung der Gebäude hinter der ursprünglichen bedeutend zurückbleibt, das bezeugen noch zahlreiche weitläufige Mauerreste und von verschwundener Pracht und Herrlichkeit reden die Trümmer, die nur zu einem kleinen Theile in einer Art von Museum gesammelt sind, im Uebrigen den Boden ordnungslos bedecken: Säulen, Wappenschilde, Statuen, Sarkophage von schöner Arbeit und theilweise hohem Alter.

Haben wir uns nun doch schon einmal auf die Eisenbahn begeben, welche von der Küste des Mittelmeers zum Biscayischen Busen führt, so möge ein kurzer summarischer Ueberblick über die Gegenden, welche sie durchschneidet, für diesmal unsere Schilderung beschließen, die somit den Leser um die ganze Pyrenäenkette herumgeführt hat.

Wir haben Barcelona im Rücken, aber der Geist, der in dieser Stadt mächtig ist, hat auch der ganzen Gegend in weitem Umkreise sein Siegel aufgedrückt. Da ragen noch rings die hohen dampfenden Essen und tönt das werkthätige Lärmen der Fabriken, da liegen noch zu beiden Seiten schmucke Dörfer und Villen, die ganze Gegend scheint eine ausgedehnte Vorstadt von Barcelona. Aber der Charakter des Landes verändert sich mehr und mehr, je weiter wir gegen die Grenzen von Aragon vordringen. Die Dörfer werden seltener, die Städte öde und verfallen, der Boden steril, wir durcheilen Gegenden, die kein Kornfeld, ja keinen Baum tragen, die vereinzelten menschlichen Wohnungen liegen kahl auf dem nackten Lande, wir glauben uns in eine völlige Wüste versetzt. Das ist der Charakter des größten Theiles von Aragon, wohl des verkommensten Landes der Krone Spanien.

Theils der Indolenz der heutigen Bewohner, theils dem wirklichen Mangel an Arbeitskräften ist es zuzuschreiben, daß die reichen Hilfsquellen des Landes unbenutzt liegen. Wenn auch der steppenartige Boden dem Ackerbau seine Dienste verweigert, so könnten doch die zahllosen Minen, die reichlichen Mineralquellen, die jetzt zum Theil von Fremden, zum Theil gar nicht ausgebeutet werden, dem Lande zu dauerndem Wohlstande verhelfen. Unter der Hand des Catalaniers oder des Valencianers würde Aragon eine der reichsten Provinzen Spaniens sein. Aber der Fremde, der die Schätze des Landes zu

heben sucht, wird vom Aragonesen bitter gehaßt; gegen jede Verbesserung, die man ihm zubringen will, bäumt sich sein Trotz auf.

Eine niederdrückende Stimmung bemächtigt sich unser, wenn wir diese öden Landstriche passiren, in denen wir vergebens nach Menschen, nach Spuren menschlicher Arbeit spähen. Wir athmen ordentlich auf, wenn wir endlich die Huerta*) des Ebro erreichen, und wenn auch keine „schattigen Kastanien rauschen an des Ebro Strand," so begrüßen wir doch mit Freuden selbst das matte Grün der Oliven und den frischen Teppich der Wiesen. Wir halten uns am Laûf des Ebro, der schon bei Zaragoza ein stattlicher breiter Strom ist, aufwärts bis Tudela, bis in die fruchtbaren Hügelländer von Navarra. Aber wenn auch keine Oede mehr das Auge beleidigt und die Stimmung trübt, so bleiben doch selbst inmitten besserer Cultur an Städten und Dörfern Elend und Verfall dieselben. Diese Manresa, Lerida, Tudela, Olite und wie sie weiter heißen mögen, tragen alle die unverkennbaren Spuren einstiger Größe und Pracht, aber die großen Zeugen alter Herrlichkeit liegen in Trümmern oder drohen mit dem Einsturz, und ihre Mauern schauen trübe auf die halb verödeten Städte herab. Da sind diese prächtigen Dome, die stolzen Schlösser der Könige oder königlicher Prinzen, diese weiten Klöster, die der Staat zwar den Muth hatte aufzuheben, aber die er sich nicht anderweitig nutzbar machen konnte, weil sein Leben nicht reich genug entfaltet war, — fast Alles Reste jener großen Zeiten, da Ferdinand und Isabella über Spanien geboten und da in dem Reiche Karl's V. die Sonne nicht unterging. Wer aber sollte nach jener Zeit in diesen Schlössern residiren? Wer in den plötzlich zu stolzer Blüthe gelangten Städten wohnen? Die neuen Welten überströmten zwar Spanien mit ihren Gold- und Silberfluthen, aber sie sogen ihm sein lebendigstes Mark aus, sie verschlangen ganze Heere seiner rührigsten und unternehmendsten Bürger. Der Sturm, der die Armada zunichte blies, hatte die königliche Eiche Spanien im tiefsten Mark erschüttert, und der Proceß des Verfalles schritt unglaublich schnell vorwärts, besonders seit die Colonien erstarkten und ihre junge Kraft zuerst am Mutterlande erprobten.

Diese Betrachtungen begleiten uns auf dem ganzen Wege, immer wieder von Neuem angeregt durch die umgebenden Landschaften, vorbei an dem ehrwürdigen Zaragoza, dessen Bevölkerung nicht mehr hinreicht, die langen breiten Straßen zu beleben, an dem hübschen Pampeluna, dessen zierliche Häuser einst die dreifache Zahl von Bewohnern beherbergten. Erst wo wir mehr und mehr den baskischen Landen uns nähern, schwinden die trüben Bilder. Wir durchschneiden die hohe schöne Bergkette, die als cantabrisches Gebirge von den Westpyrenäen sich abzweigt, und langen in dem niedlichen Tolosa an, das sich neckisch zwischen seinen dichten Kastanienalleen versteckt, reizend zwischen den schönen bewaldeten Bergen gelegen. Bald haben wir auch diese grünen Thäler hinter uns, niedriger und sanfter werden die Berge, eine Wendung der Bahn legt die weite Fläche des Oceans vor unsern Blick, — wir sind wieder in schon bekannten Gegenden, in San Sebastian.

*) Huerta (lat. hortus) oder Vega = berieselte Fruchtebene.

Der Nil.

III.

Von Alexandria aus geht der von Mehemed Ali vollendete Mahmudiehcanal, der alte Canal der Kleopatra, in einem zehn Meilen langen Bogen bei Atfeh, Fuah gegenüber, in den Nil. Er versorgt nicht nur jene volkreiche Stadt mit Wasser, son-

Tag 4 Uhr. Es ist schon Tag, es ist schon spät. Tausend Stimmen rufen mich. Ich erwache und sehe — ich bin in Konstantinopel. Ich springe auf und eile ans Fenster. Da liegt sie vor mir, die Stadt, die ich so lange ersehnt, die Stadt, die ich so lange geträumt, die Stadt, die ich so lange gesucht. Ich sehe sie, ich habe sie gefunden, ich bin in Konstantinopel.

Moschee der Sultan Achmed in Konstantinopel.

Ich bin in Konstantinopel! Ich kann es noch nicht fassen. Mächtig wie die Sonne, die jetzt ihre Strahlen über die Stadt ergießt, ist der Eindruck, den sie auf mich macht. Ich bin in Konstantinopel! Ich kann es noch nicht fassen. Ich bin in Konstantinopel! Ich kann es noch nicht fassen. Ich bin in Konstantinopel! Ich kann es noch nicht fassen

canal, welcher von der alten Tempelſtadt Bubaſtos an den Bitterſeen vorbei bis Arſinoe, in der Nähe des heutigen Suez, ging, iſt ſeit einem Jahrtauſend nicht mehr benutzt. Der Plan zu ſeiner Wiederherſtellung iſt aufgegeben, nachdem die Bahn gebaut und der Durchſtich des Iſthmus begonnen iſt.

hin. Die öden, oft ganz vegetationsleeren Bergeshöhen zu beiden Seiten des Thales, höchſtens bis 1000 Fuß über dem Meere anſteigend, beſtehen aus einem Kalkſtein, der zu den eocenen Bildungen des Tertiärgebirges gehört. Von großer Mächtigkeit iſt die Nummulitenformation, aus der auch viele Pyramiden gebaut ſind. Strabo er-

Tempel el Medineh.

Mittelägypten.

El Woſtani, das Land der Mitte, von Kairo bis Siut, iſt eine circa 50 Meilen lange Thallandſchaft von verſchiedener Breite; der längſte Querdurchſchnitt beträgt 3 Meilen. Der Nil ſtrömt nahe den arabiſchen Bergen vorbei und läßt von dem Dorfe Darut el Sherif abwärts an ſeinem linken Ufer bis an die libyſchen Höhen eine Landſchaft frei, welche an Fruchtbarkeit und Productenreichthum nur dem Delta nachſteht. Von jenem Dorfe läuft der Joſephscanal, Bahr Juſſuf, an den Wüſtenbergen

zählt, daß die Arbeiter die verſteinerten Korallen — Nummuliten, welche ſich in Menge in dem Kalke eingeſchloſſen finden — wegen ihrer flachen, kreisrunden Geſtalt für ausgeſtreute und ſpäter verſteinerte Linſen gehalten hätten. — Einige Meilen ſüdlich von Memphis machen die libyſchen Berge einen großen Bogen nach Weſt. Innerhalb dieſes Bogens liegt der fruchtbare Nomos Arſinoites, das heutige Fayum. Der brackige See von Kerun im Fayum kann kein Reſt des alten berühmten, künſtlich angelegten Möriſſees ſein, da nach

den Entdeckungen des Baumeisters Linant de Bellefonds der Spiegel des See's von Kerun 70 Fuß unter dem Punkte liegt, wo in der Thalschlucht von Lahoun ein Arm des Josephscanals einströmt, da folglich erst die ganze Provinz Fayum unter Wasser gesetzt sein müßte, ehe die Fluthen nach dem Nilthale hätten zurückfließen können. Linant fand mächtige Dämme, die das Fayumbecken gegen die tiefe Nillandschaft abschlossen; hinter denselben nach Osten hin konnte nur der nach Herodot von Menschenhänden gegrabene Mörissee liegen.*) Er ist schon seit Jahrhunderten ausgetrocknet. Wenn der hohe Wasserstand der Nilüberschwemmung sank, strömte das Wasser des Fayum durch die Enge von Tamieh wieder aus und befruchtete nun die Umgegend der Königsstadt Memphis und einen Theil von Unterägypten, so daß diese Gegenden zweimal von dem Lebenswasser gespeist wurden.

Zwischen den letzten Höhen des Mokattam und dem Nil, am Eingange in das eigentliche Nilthal, im Angesichte der königlichen Pyramiden der Pharaonen liegt Kairo, die vornehmste aller arabischen Städte, die größte Stadt Afrika's, der Knotenpunkt aller Handelsstraßen des nördlichen Afrika, der Sammelplatz der aus den fernsten Theilen des Erdtheiles zusammenströmenden Mekkapilger, die geistige Metropole des Islam. Die Araber nennen sie Masr mit dem Zusatze el kahira, d. i. die Siegreiche, zum Unterschiede von Alt-Kairo, Masr el Atikeh, das alte Fostat. Die gewaltige Stadt mit ihren 26,000 Häusern hat enge, ungepflasterte Straßen, welche erfüllt sind mit einem Gedränge und Lärmen, wie kaum eine Großstadt Europa's. Kameelzüge, Reiter auf arabischen Pferden, Packträger, Heerden von Büffeln und Ochsen, Tausende von Eseln kreuzen sich oft in unentwirrbarem Knäuel. Ohrenzerreißendes Geschrei aller Art, buntes Gewirre der verschiedensten Trachten, rittlings auf Eseln reitende, tief verschleierte Frauen, Gaukler, Taschenspieler, Schlangenbändiger, lärmende Musikbanden vor den 1600 Kaffeehäusern, Schaaren von herrenlosen Hunden betäuben den ankommenden Fremden. Großartig und von mächtigem Eindruck ist der Anblick der 400 meist reich verzierten Moscheen mit ihren unzähligen Minarets, der Menge saracenischer Bauwerke, der öffentlichen Gebäude, Paläste, Schulen, Bazare, Bäder. Die Moschee des Sultan Hassan, 1361 gebaut von dem Sultan des Namens, überragt die ganze Stadt (auf der Ansicht links).

Sie ist in rein saracenischem Stil errichtet, dessen Fries im Innern das Charakteristische hat, daß er immer unterbrochen ist durch Blumengewinde und Schnörkel, daß die hervorstehenden Hörner und Simse fehlen, daß alle Decorationen aus dem soliden Stein ausgearbeitet sind. Der Vorhof der Hassan-Moschee ist mit Marmorplatten belegt und von vier, etwa 60 Fuß hohen Nischen umgeben; in der Mitte befindet sich ein Wasserbehälter. Die Nischen sind mit Schnörkeln, Arabesken und Sprüchen aus dem Koran und mit Hunderten von Lämpchen geschmückt, die von der Wölbung an langen Schnüren herabhängen. Hier werden die heiligen Waschungen vorgenommen. Zwei Thüren führen vom Vorhofe in die Kibla, das Allerheiligste, welche von einer hohen Kuppel bedeckt ist. Dieser Raum hat in seiner durch keine Ausschmückungen gestörten Einfachheit etwas Wohlthuendes und zugleich Ehrfurchtgebietendes. Außer einem Gitterwerke mit großem aufgeschlagenen Koran in der Mitte, worunter sich das Grab des Sultan Hassan befindet, und einer Canzel steht nichts darin. In der Höhe der Minarets ist das hölzerne Gerüst, an welchem die Lampen befestigt werden, die Kairo während des Ramadan erleuchten. Der freie Platz vor der Moschee ist an den Tagen der Woche, da Viehmarkt gehalten wird, von einer Menge Menschen belebt. An jedem Tage aber in der Kühle des Nachmittags versammeln sich hier die Leute, um einen öffentlichen Hersager zu hören, welcher zu einer Violine mit einer Saite Romanzen singt oder Erzählungen aus den arabischen Nächten vorträgt. Der Sänger sitzt auf dem Erdboden, von einer malerischen Gruppe von Zuhörern umgeben; nackende Kinder hocken auf dem Boden oder ruhen auf den Schultern der Mütter;

*) Herodot II., 141: „Daß der See Möris durch Kunst verfertigt und gegraben ist, ist offenbar, weil in der Mitte desselben zwei hohe Pyramiden stehen.... Das Wasser fließt sechs Monate in den See und sechs in den Nil zurück. . . . Die Anwohner des See's sagten, er gehe auch unter der Erde in die libysche Syrtis, indem er gegen Norden in die Erde geleitet worden sei bei dem Berge über Memphis."

der türkiſche Soldat, der Grieche, der Kopte, der halbnackte Waſſerträger, der Kameltreiber, der Beduine, der kräftige Fellah, der Brotverkäufer — alle lauſchen den Phantaſien des Sängers.

Alt-Kairo gegenüber, an der linken Seite des Nil, bei dem Dorfe Gizeh, finden ſich geringe Ueberreſte der alten Königsſtadt Memphis, namentlich ein Koloß des Ramſes, deſſen Haupt aber ſchon tief in der Erde vergraben iſt. Ungefähr anderthalb Meilen im Weſt von Memphis liegt ein niedriges, 150 Fuß hohes Felsplateau, welches das fruchtbare Thal von der Wüſte ſcheidet. Dieſe Felshöhe war der Begräbnißplatz der alten Memphiten. Es iſt bekannt, daß die Aegypter außerordentlich beſorgt waren, die Körper der Verſtorbenen vor Verweſung zu ſchützen und ihnen in ſoliden Gräbern eine ſichere Ruheſtätte zu bereiten.*) Sie wählten daher zu Grabſtätten den einſamen, wüſten Steinboden an der Weſtſeite des Nils, in welchem ihre Todten geſchützt waren vor Entweihung, indem weder die Kräfte der Natur noch die der Menſchen im Stande waren, die Felſengrotten zu zerſtören. Man begrub die Todten im Weſten der bewohnten Orte, in der Himmelsgegend, wo die Sonne ſinkt, wo das Reich der Götter des Todes und der Unterwelt war. Die Grabdenkmäler der alten Aegypter wurden aber nicht nach dem Tode oder durch Andere, ſondern während des Lebens durch und für ſie ſelbſt gebaut.

Das Felsplateau, in welches die Memphiten und ihre Könige Grabſtätten bauten, iſt der großartigſte Begräbnißplatz der Welt; nirgends finden ſich ſo viele wunderbare und koſtbare Grabdenkmäler auf verhältnißmäßig kleinem Raume wieder. Die Könige bauten ſich königliche Gräber, hohe, weithin ſichtbare, ſchwer zu öffnende Bauten. Sie wählten die einfachſte Form, die der Pyramide, deren Grundfläche ein Quadrat, deren aufgeſetzte Seiten vier Dreiecke, die genau die Himmelsgegenden bezeichneten. Die koloſſale Größe verdanken die Pyramiden (dieſe „Denkmäler des Despotismus und der Sclaverei“) dem angeführten Umſtande, daß die Könige während ihres Lebens daran bauen ließen; je länger die Regierung, deſto umfangreicher und höher wurde die Pyramide. Der Kern derſelben war immer nur klein, aus Steinblöcken gebildet, die durch Nilſchlamm verbunden wurden; nach und nach wurde ſie vergrößert durch treppenartig umgelegte Wände; zuletzt umkleidete man das Ganze mit Kalkſtein. Starb ein König während des Baues, ſo wurde nur noch der äußerſte Mantel vollendet, ſo daß das Todtenmonument immer mit der Lebenslänge des Königs in Verhältniß ſtand. In dem Rieſenbau blieb dann nur ein einziger ſchmaler Gang frei, um den Sarkophag hinein bringen zu können in die eigentliche Grabkammer; dieſe wie der Eingang zur Pyramide wurde endlich durch mächtige Steinplatten und Felsblöcke verſperrt.*)

Man zählt auf dem Plateau von den nördlichſten bei Abuſir über Sakâra hinaus bis Daſchur einige 30 Pyramiden; Lepſius hat bis in die Gegend des Labyrinths 67 gefunden. Sie bezeugen, daß wenigſtens einige dreißig Könige über das alte Reich von Memphis geherrſcht haben, daß alſo mindeſtens im Anfange des dritten Jahrtauſends v. Chr. die Staatseinrichtungen ſchon der Art geweſen ſind, ſolche Bauten aufführen zu können. Die drei größten Pyramiden, deren Anſicht vorliegt (das ſchwarze Alluvium des Nilthales ſticht ſcharf gegen den weißen Wüſtenſand ab), gehören zu den höchſten Bauwerken der Menſchen, welche ſich ſonderbarer Weiſe nirgends über 450 Fuß erheben (Kathedrale in Antwerpen 444 Fuß, Münſter in Straßburg 438 Fuß). Die höchſte Pyramide iſt 450 Fuß, urſprünglich 480 Fuß; die Spitze iſt zerbröckelt; an ihrer Stelle findet ſich ein breiter terraſſenförmiger Raum. Die zweite Pyra-

*) Diodor I, 51: „Die Aegypter nennen die Wohnungen der Lebendigen Herbergen, weil ſie nur eine kurze Zeit darin wohnen, die Gräber der Verſtorbenen aber ewige Häuſer, weil die Todten in ihnen eine grenzenloſe Zeit zubringen. Sie verwenden daher auf die Erbauung der Häuſer weniger Mühe; die Gräber aber werden auf außerordentliche Weiſe ausgeſtattet.“

*) In ſpätern Jahrhunderten wurden nicht allein die Trümmer der Gebäude von Memphis, Alexandria ꝛc., ſondern ſogar das Material der Pyramiden zu Neubauten benutzt. Man ſah die Pyramiden als gute Steinbrüche an und verwüſtete die Wunderbauten. In Cairo findet man in den Mauern der öffentlichen Gebäude Reſte des Tempels zu Heliopolis; die Säulen des Serapistempels in Alexandria bilden heute die Hallen der Moſcheen in Cairo.

mide hat 447 Fuß, die dritte 218 Fuß Höhe. Die Hieroglyphen nennen als Erbauer der großen Pyramide den König Chufu oder Cheops; Manetho, der älteſte Geſchichtſchreiber Aegyptens nennt ihn Suphis. Die zweite Pyramide iſt die des Königs Chafra oder Chephren; die dritte, die am ſchönſten und regelmäßigſten gebaut iſt, war König Menkera's oder Mykerino's Grab. Auf dem Deckel des Sarkophags, der die Mumie des Königs einſchloß, las man folgende Inſchrift: „Seliger König Menkera, Ewiglebender, vom Himmel Stammender, Kind der Nupte, Sproß der Mut, möge ſich Deine Mutter Nupte über Dich ausſtrecken, in ihrem Namen, der himmelausſpannenden, Dich darſtellend dem Vernichter Deiner unreinen Feinde, König Menkera, Ewiglebender“ (Mut und Nupte ſind Himmelsgöttinnen). Herodot berichtet II, 117 und 118, daß an der Pyramide des Cheops immer abwechſelnd 100,000 Menſchen drei Monate gearbeitet und allein für Rettig, Zwiebeln und Knoblauch 1600 Talente (2—3 Mill. Thlr.) verzehrt hätten. Bei dieſer Bemerkung ruft Herodot aus: „Iſt das wahr, wie viel hat man dann für Eiſen, Speiſen, Kleider u. ſ. w. in ſo langer Zeit verwenden müſſen!“

Vor der Pyramide des Chefren ſteht das immer noch unerforſchte Räthſel des Sphinx, eines 74 Fuß hohen Koloſſes, wovon allein 26 Fuß auf den Kopf kommen. Das Standbild ſtellt einen großen liegenden Löwen dar mit dem Haupte eines Mannes; es iſt aus demſelben Geſteine gehauen, aus welchem die Hauptmaſſe der Pyramiden beſteht. Die Dimenſionen des Sphinx ſind ſo gewaltig, daß er einen kleinen Tempel zwiſchen ſeinen Vorderklauen trägt, der aber vom Sande zugedeckt iſt.

Lepſius ließ 1843 den Sphinx bis zum Fuße der Stele, die er zwiſchen den Tatzen

Pyramidendurchſchnitt.

hält, ausgraben und fand auf derſelben den Königsnamen Thuthmoſis IV., welcher noch vor 1500 v. Chr. regierte. Dieſer König ließ die Stele errichten; er muß alſo den Koloß ſchon vorgefunden haben. Ob aber der Sphinx das Bild des Königs Chefren oder nur das Symbol eines Königs überhaupt, ob er nach der Inſchrift Har-em-chu das Bild des Sonnengottes oder den Gott ſelbſt darſtellen ſoll oder was ſie ſonſt bedeuten mag, iſt noch vollkommen zweifelhaft. Das hieroglyphiſche Zeichen des Sphinx bedeutet Neb, d. i. der Herr. Die Sphinxe ſind immer Androſphinxe;*) es ſoll bis jetzt nur eine weibliche Sphinx

*) Deshalb iſt „Sphinx“ ein Masculinum „der Sphinx.“ Man verwechſelt den ägyptiſchen Sphinx mit der griechiſchen Sphinx, dem räthſelaufgebenden

aufgefunden ſein. — Der Koloß iſt ſtark lädirt durch Mamelucken, die ihn zum Ziel ihrer Kanonenkugeln machten. Nur die Stirn, das eine Auge und das Kinn iſt gut erhalten; die Lippen werden immer dünner durch die Reibung der vom Winde gepeitſchten Sandkörner. Die Form des Schädels iſt mehr nubiſch als kaukaſiſch oder eine Miſchung beider Typen. Er blickt mit erhobenem Haupte nach Oſten — nach dem, der den Schleier ſeines Geheimniſſes lüften wird.

Die drei großen Pyramiden.

IV.

Zwei Stunden nordöſtlich von Kairo lag die berühmte Sonnenſtadt, Heliopolis, das bibliſche On, von wo Joſeph ſein Weib Aſnath, die Tochter Potipheras, des Prieſters, holte. Nur die Mauern der Stadt, welche als breite Erdwälle erſcheinen, ſind übriggeblieben und ein Obelisk. Er iſt der älteſte aller Monolithen, aller aus einem Steinblock gehauenen Säulen und von dem König Seſurteſen I. (Seſortoſis) 2300 v. Chr. errichtet. In den tief eingegrabenen Hieroglyphen haben Bienen ihre Zellen gebaut, und die armen Fellahs aus dem nahen Dorfe Matarieh ſammeln Honig aus den viertauſendjährigen Inſchriften. Man zeigt bei Matarieh eine uralte Sykomore, von der die Tradition berichtet, daß die heilige Familie bei ihrer Flucht nach Aegypten unter ihrem Schatten ausgeruht habe; Stamm und Aeſte des Baumes ſind vollgeſchnitten von Namen gläubiger Pilger.

Am ſüdlichen Ende des mit Grabdenkmälern bedeckten Felsplateaus tritt man

Ungeheuer bei dem griechiſchen Theben, welches als ein Femininum gedacht wurde.

in die oben geschilderte Landschaft Fayum ein. In der Nähe des alten Mörissees liegen die Trümmer des prachtvollen Reichspalastes, den die Griechen das Labyrinth nannten. Er nahm einen Raum von mehr als einem Stadium ein und bestand aus so vielen einzelnen Palästen, als es einst Bezirke in Aegypten gab. Das Ganze bildete ein Gewirre von unter- und überirdischen Hallen, Sälen, Gängen, Zimmern und Kammern, welche, da Herodot von 1500 Gemächern über und ebenso vielen unter der Erde spricht, großentheils recht klein gewesen sein müssen. Das Labyrinth hatte zwölf bedeckte Säulenhöfe, vor deren Eingängen eine große Zahl dunkler Gemächer lagen, welche unter einander in Verbindung standen, aber ohne regelmäßige Aus- und Eingänge, so daß kein Fremder ohne Führer denjenigen Zu- oder Ausgang finden konnte, welcher einem Hofe zugehörte. Die Ansicht, daß zahlreiche gewundene und geschlängelte Gänge durch das Gebäude geführt hätten, ist unrichtig. Nach Plinius sollte der herrliche Palast für das ganze Aegyptenland ein gemeinsamer Mittelpunkt sein, feierliche Regierungsacte oder große Opfer zu vollziehen. An der Ecke, wo das Labyrinth aufhört, steht eine Pyramide, das Grabdenkmal des Erbauers des Labyrinths, Amenemhas III. (um 2200 v. Chr.); sie steht heute noch, während der Palast selbst in Schutt und Trümmer zerfallen ist. Eine Menge Granitblöcke, Säulen von weißem Kalkstein, Capitäle, Mauerreste, die Spuren Hunderter von Kammern bezeichnen seine alte Stätte.*)

Von der Fruchtebene des Fayum und vom Labyrinthe an im Nilthale aufwärts bis in die Mitte Oberägyptens bei Dendera und Theben zeigen sich großartige Denkmäler ägyptischer Architektur dem Auge weniger. Daß auf dieser Strecke aber doch Bauwerke von großen Dimensionen vorhanden gewesen sind, beweisen nicht nur Spuren und Reste ausgedehnter Grundmauern alter Tempel, sondern auch die große Anzahl von Katakomben und Gräbergruppen, die neben den einst bevölkerten Ortschaften lagen, deren Namen nicht einmal mehr die ägyptische Geschichte nennt. Besonders zahlreich sind die Katakomben oberhalb des Dorfes Surarieh und bei Beni-Hassan. Die Wände der Felsengräber sind reich verziert mit gut erhaltenen Darstellungen der Geschäfte des Land- und Weinbaues, der Steinmetzen, Maler, Töpfer; man findet Gemälde, auf denen Fechterspiele, Wettkämpfe, Soldaten abgebildet sind. Alle diese Darstellungen lassen einen tiefen Einblick in das Leben der alten Aegypter thun. Eine große Menge steinerner Sarkophage, Holz- und Bändersärge mit den darin eingeschlossenen Mumien sind aufgefunden.

Ueber die Art der Mumisirung geben uns Herodot und Diodor genauen Bericht, welcher in neuerer Zeit durch chemische Untersuchungen noch vervollständigt ist. Eine besondere Zunft beschäftigte sich mit der Kunst des Einbalsamirens, die in Aegypten am höchsten entwickelt war. Von den drei Hauptarten der Mumisirung kostete die theuerste ein Talent, circa 1300 Thlr., die zweite circa 430 Thlr.; die billigste war gleichsam nur eine Einsalzung. Die Leichname wurden durch Waschungen mit Palmwein, durch Anfüllung des Kopfes, der Brust- und Bauchhöhle mit mehr oder weniger kostbaren balsamischen Harzen oder mit Asphalt, durch Anwendung von Holzessig, Natron oder Salz vor Verwesung vollkommen geschützt. Man umwickelte zuletzt den ganzen Körper und jedes einzelne Glied mit Binden des feinsten Byssus, die in Gummi getaucht waren, so künstlich, daß die Form der Körpergestalt und seiner einzelnen Theile durchaus unverändert blieben und die Gesichtszüge noch heute sich deutlich erkennen lassen. Die Särge, welche in rohen Umrissen die menschliche Gestalt darstellen, wurden in den Grabkammern aufgestellt. Man findet auch am Fuße der Abhänge der Nilberge und vor den Eingängen zu den Katakomben nicht mumisirte Leichname, die nur im heißen Sande ausgetrocknet oder mit Kohlen angefüllt oder auch mit Asphalt übergossen sind; einige davon sind in grobes Leinen, andere in Palmblätter eingehüllt.

Oberägypten.

Said, d. h. das aufsteigende Land, erstreckt sich im durchschnittlich eine Stunde

*) S. über das Labyrinth Herodot II, 140. Diodor I, 64. Strabo p. 810. Lepsius Briefe p. 74 ff. Die unterirdischen Gemächer hat Herodot nicht gesehen. Die Vorsteher wollten sie ihm nicht zeigen, weil dort die Särge der Könige, die das Labyrinth erbaut, und die Mumien der heiligen Krokodile ständen. — Das Labyrinth wurde restaurirt von den Dodekarchen.

breiten Nilthale von Siout bis Assuan. Man kann auf dieser Strecke vier Stufen unterscheiden, die durch Stromengen und Kataraкte bezeichnet sind. Die unterste Stufe von Siout bis zu dem alten Abydos an der westlichen Biegung des Stromes bildet die breiteste Culturebene Oberägyptens. Die zweite von Abydos bis zu dem Engpasse von Gibeleyn enthält die Thebais im engern Sinne; sie ist heut zu Tage mit ungeheuern Ruinenmassen und so zahlreichen Monumenten bedeckt, wie keine andere Stätte der Erde. An jenem Passe endigt die Kalksteinformation und es beginnt das Sandsteingebirge, welches ungefähr einen Breitengrad den Nil begleitet. Das Auge erkennt schon die Verschiedenheit der geognostischen Bildungen durch die steilen Abfälle der Uferberge, die parallel neben einander herlaufen. Der Sandstein gehört zu den jüngern Gruppen des secundären Gebirges, ist hell, gelblich, weißlich, leicht zu bearbeiten, sehr bequem zu Sculpturen und lieferte das Hauptmaterial zu allen Tempeln Aegyptens. Von der Schlucht von Gibeleyn bis zu der von Selseleh ist die dritte, von hier bis zu den Granitbergen Assuans die vierte, kürzeste Stufe. Im Engpasse von Selseleh nähern sich die Sandsteinberge so sehr, daß zwischen ihnen nur der Strom übrig bleibt. Es würde unbegreiflich sein, wie in einem so engen, rings von öden Wüstengegenden eingeschlossenen Stromthale zahlreiche, stark bevölkerte Ortschaften liegen, ja selbst eine mächtige Königsstadt blühen konnte, wenn nicht die Terrainbildung der Uferlandschaften den Aufschluß gäbe. Wir haben schon oben auf die Querthäler aufmerksam gemacht, welche fast rechtwinklig die Gebirgsmassen zu beiden Seiten des Nils durchsetzen; das Thal der Verirrungen, das der Natronseen sind die nördlichsten dieser Seitenthäler. Zu dem Thale Oberägyptens führen nun drei Hauptstraßen von dem Rothen Meere aus: die von Berenike nach Edfu (Apollinopolis magna), die von Kosseir nach Esne (Latopolis) und Koptos. Diese drei Transversalthäler öffneten der Thebais den Verkehr nach dem Orient, der Nil selbst nach dem Occident und die weniger bekannten Querthäler an der Westseite des Flusses nach dem Innern Afrika's.

Siout, Assiout, das alte Lykopolis, gegenwärtig die Hauptstadt Oberägyptens, ist der wichtigste Handelsplatz für die Karawanen aus Darfur und Sennaar. Die alte Stadt muß, nach der großen Zahl der Grabstätten zu schließen, viel bedeutender gewesen sein. Bei Bosra sind die schon von den Alten benutzten berühmten Alabasterbrüche. In den Ruinen von Abydos, einst die wichtigste Stadt nächst Theben, hat man ein historisch wichtiges Basrelief gefunden, die sogenannte Tafel von Abydos, welche die Chronologie der Vorfahren Ramses des Großen enthält; sie befindet sich im britischen Museum. Bei Dendera, dem alten Tentyris, zeigen sich die ersten bedeutenden Ruinen der altägyptischen Baudenkmäler. In den Sculpturen der Decke des größten Tempels befand sich ein vollständiger Zodiacus, der oft genannte Thierkreis von Dendera, der nach Paris geschafft ist und zu gelehrten Disputationen über sein Alter und über das Alter der Erde Veranlassung gegeben hat. (Einige setzten sein Alter auf 15,000 Jahre v. Chr., Champollion konnte es mit Sicherheit nur bis Nero zurückführen!) — Die wohlerhaltenen Capitäle eines kleinen Tempels sind stets zusammengesetzter Ordnung. Sie stellen einen Büschel blühender Blumen der Papyruspflanze dar; zwischen den einzelnen Blüthen befindet sich eine weniger entwickelte Blume und eine Knospe derselben Pflanze. An den Seiten des viereckigen Blockes auf den Capitälen sind groteske Figuren eingehauen, welche den Gott Typhon, der den Osiris getödtet hat, darstellen sollen. Wahrscheinlicher ist es, daß sie Bilder des Gottes Ptah sind, der in Memphis verehrt wurde. Eine Statue dieses Gottes befindet sich im britischen Museum; sie ist schon von Herodot beschrieben; ähnliche Statuen dieses Gottes haben sich indeß in Oberägypten nirgends gefunden. Ptah war der Gott des Lichtes und Vater des Phra oder des Sonnengottes; die Griechen nennen ihn Hephästus. Er gebar und bewegte die Sonne nach einer Inschrift: „Ptah, der sein Ei in dem Himmel wälzt." Daher ist der Scarabäus ein Bild des Ptah oder doch seines Kopfes. (Der heilige Käfer Aegyptens ist Ateuchus sacer, der wie viele Käfer dieser Gattung seine Eier in Düngerkügelchen legt und diese vor sich herwälzt. Er findet sich auf vielen Denkmälern dargestellt, auch oft auf Gemmen, „Scarabäen-Gemmen.")

Als Lenker dient ihm ein Jüngling, Automedon, der Sohn Diores' und guter Wagenlenker des Achilleus. Er trägt ein kurzes Gewand, das ihm bis zu den Knien reicht, und hält in der Linken die Zügel, in der Rechten die Peitsche.

Tempel Jupiters.

Die dritte Gruppe stellt Achilleus dar, wie er, ebenfalls mit dem Wagen, den Leichnam Hektors um die Mauern Troias schleift. Achilleus ist in derselben Weise gekleidet wie in der ersten Gruppe. Er steht auf dem Wagen, hält in der Linken die Zügel, in der Rechten die Peitsche und blickt nach rückwärts, wo der Leichnam Hektors nachgeschleift wird.

Ruinen von Ninive. Nach einer Photographie von Mr. Layard. Phot. Gesellschaft, Berlin.

Ninive, die große Hauptstadt des Assyrischen Reiches, lag am Tigris, gegenüber der heutigen Stadt Mossul. Sie wurde im Jahre 606 v. Chr. von den Medern und Babyloniern zerstört und ist seitdem nicht wieder aufgebaut worden. Ihre Ruinen wurden erst in neuerer Zeit durch Ausgrabungen wieder ans Licht gebracht. Die auf dem Bilde sichtbaren Ruinen sind die des Palastes Sanherib's. Die Mauern sind mit Reliefs geschmückt, welche Scenen aus dem Leben des Königs darstellen.

gräber, „wie Bienenzellen“ dicht neben einander. Einer der schönsten Tempel war hier der Ramses' II., des größten thebaischen Königs, welcher von 1394 — 1328 v. Chr. regierte. Er war ein Sohn des Königs Sethos; die Griechen nennen ihn Sesostris; auf den Denkmälern hat er den Beinamen Miamun, d. i. der von Ammon Geliebte. (Ammon war der oberste Himmelsgott der Thebaner; später wurde er mit der memphitischen Gottheit Ra oder Phra, dem Sonnengotte, verschmolzen und sein Name erscheint dann auf den Bauten als Ammon-Ra.) Zahlreiche Inschriften, eine Menge von bildlichen Darstellungen beweisen, daß Ramses-Sesostris seine Herrschaft nicht bloß über Aegypten und Aethiopien, sondern auch über Palästina bis zum Pontus Eurinus und zum Euphrat ausdehnte. Man findet z. B. Wandsculpturen auf den Felsen bei Beyrut in Syrien, welche seine Feldzüge und Schlachten darstellen. Der Palasttempel Ramses Miamun's wurde von den Aegyptern das Haus des Königs Miamun, von den Griechen vorzugsweise das Memnonium genannt; Diodor nennt ihn das Grab des Osymandyas und Champollion das Rameſſeum. Das Gebäude war über 2000 Fuß lang. Die Basen der Säulen sind verschüttet; aber man hat sie zum Theil ausgegraben und gemessen, so daß die eine Fronte dargestellt werden konnte.

Die größeren Säulen, welche den höheren Theil der Halle unterstützen, stellen die ausgebreitete Blume der Papyruspflanze dar; die, welche das niedere Dach tragen, sind einfache Stengel und Knospen. Beide Säulenarten nehmen von oben nach unten bis etwa ein Sechstel der Höhe der Basis zu, dann verschmälern sie sich wieder — ein Bild der natürlichen Pflanze, die an der Basis in ihre faserigen Scheideblätter eingehüllt ist. Die Fasern der Blüthe sind an den Capitälen nachgeahmt durch blaue Linien. — Die Halle des Tempels diente zur Zeit des Athanasius als christliche Kirche; in neuerer Zeit wurde sie in Besitz genommen von einem reichen Araber; die kleineren Zimmer hinter der Säulenhalle bewohnten die weiblichen Mitglieder der Familie; er selbst mit seinen Söhnen ruhte während der Mittagshitze unter dem Schatten der uralten Säulen.

Im Innern des Tempels findet sich auf dem Täfelwerk eine Monatstabelle, welche Aufschluß gibt über die Chronologie der alten Aegypter. Sie rechneten nach Sonnenjahren von 360 Tagen, die sie in 12 Monate zu 30 Tagen eintheilten. Später wurden dieser Zeit noch 5 Tage hinzugefügt. Der Neujahrstag war der Tag, an welchem der Hundsstern oder Syrius (Sothis der Aegypter) mit der Sonne aufging. Da sie den fehlenden viertel Tag nicht beachteten, d. h. kein Schaltjahr hatten, so mußte der Neujahrstag alle vier Jahre um einen Tag vorrücken. Es gehört eine Zeit von 1461 ägyptischen Jahren dazu, um das bürgerliche Jahr wieder mit dem astronomischen in Einklang zu bringen. Diese Zeit hieß eine Sothisperiode.

Der junge Memnon.

Am zweiten Hofe des Ramsestempels befindet sich die Säulenhalle des Osiris. Die drei Thore, welche den Eingang dazu bildeten, wurden durch eine Anzahl Stufen erreicht. Auf der einen Pylonenwand ist der König dargestellt, wie er den Göttern Opfer bringt; der Himmelsgott Ptah trägt die Sonnenscheibe über dem Haupte; auf der andern ist ein historisch werthvolles Schlachtenrelief, welches die Belagerung einer auf felsiger Höhe erbauten Stadt zeigt: die Aegypter erstürmen die Mauer; der König schlägt die Feinde in die Flucht; Niemand entkömmt; der König, allein zu Pferde, vollendet die gänzliche Niederlage des Feindes. Es geht aus diesem Gemälde hervor, daß die Aegypter keine Reiterei gehabt haben, und man kann darüber streiten, ob das Wort für Rosse Exod. XIV, 9

nicht den Rosselenker selbst oder den Krieger im Streitwagen bezeichnet. — Auf diesem zweiten Hofe fand Belzoni den großen Granitkopf, welchen er mit ungeheurer Mühe an den Nil bringen und bei hohem Wasserstande den Fluß hinunterschaffen ließ. Das Standbild befindet sich jetzt im britischen Museum und wird „der junge Memnon“ genannt.

In der Nähe von Medinet Habu liegen die Trümmer eines Tempels (s. S. 401) aus der Ptolemäerzeit; später wurde darin ein Kloster „Dêr el Medinet“ eingerichtet.

Der Tempel wurde von Ptolemäus Philopator 220 v. Chr. angefangen, von seinen Nachfolgern vollendet. Ueber dem Pylon ist die Figur der beflügelten Sonne mit einer heiligen Natter auf jeder Seite; sie ist das Bild des Ammon-Ra und drückt den Gedanken des Psalmisten Psalm 57,2 und 63,8 „Vertrauen zu Gottes Schutz“ bildlich aus „unter dem Schatten seiner Flügel wohnen.“ An einer andern Stelle sieht man unter den Füßen eines Ramsesbildes neun Bogen, eine Bezeichnung der unterjochten Nationen. Die Darstellung verkörpert das in der Schrift oft gebrauchte Bild der absoluten Herrschaft. Psalm 110,1. — An dem Tempel findet man die Namen des Bischofs Athanasius und Cäsar's, „des unsterblichen Autokraten, der geliebt ist von Ptah und Isis.“ Das Kloster war während der ersten vier Jahrhunderte von christlichen Mönchen bewohnt.

Livingstone's neue Missionsreisen.

Zweierlei Triebfedern führen im Allgemeinen die Menschen nach fernen unwirthbaren Gegenden, wenn wir die vereinzelt auftretende Sucht zum Reisen außer Augen lassen: es ist die Begier nach den Schätzen fremder Länder, oder die Bekehrungslust frommer Schwärmer. Auch Ostafrika, der so schwer zu durchforschende Erdstrich, ist seit Entdeckung des Seewegs nach Ostindien von verschiedenen Seiten betreten worden, theilweise zu dem Zwecke, um das Land Ophir zu entdecken, welches in der Bibel als dasjenige Land genannt wird, aus welchem der König Salomo Sandelholz, Elfenbein, Affen, Pfauen und Gold erhielt, theilweise auch, und dies namentlich in neuerer Zeit, um den armen Eingeborenen das Licht des Evangeliums zu bringen.

Der soeben in deutscher Uebersetzung erschienene erste Band der „Neuen Missionsreisen in Südafrika,“ welche im Auftrage der englischen Regierung in den Jahren von 1858 bis 1864 von David und Charles Livingstone unternommen wurden, um den Zambesi und seine Nebenflüsse, sowie die Seen Schirwa und Nyassa zu erforschen, gibt eine Fülle der interessantesten Aufschlüsse über jene noch immer nur wenig bekannten Strecken und die von J. E. A. Martin besorgte Ausgabe des Werkes, welche, mit vielen großen und kleinen Illustrationen nebst einer Karte versehen, bei Herman Costenoble in Leipzig erscheint, wird nicht verfehlen, auch in Deutschland Aufmerksamkeit zu erregen. Die genaue Kenntnißnahme von den Sitten und dem Leben der Eingeborenen, die Ursachen des Sclavenhandels zu ergründen und dessen Ausrottung anzubahnen, war der Hauptzweck der Expedition, dem sich dann natürlich naturwissenschaftliche Bestrebungen anschlossen. Man verließ England am 10. März 1858 mit dem Colonial-Dampfer Pearl, umsegelte das Cap der guten Hoffnung und langte im Mai an der Mündung des Zambesi an. Der Zambesi ergießt sein Wasser durch vier Mündungen in's Meer, von denen sich der Kongone als die beste Einfahrt erwies und auch dazu gewählt wurde.

Wenn man die Karte von Afrika betrachtet, und den Zambesi verfolgt, so hört die Angabe seines Laufes bald auf und man steht vor jenem großen Continente von Innerafrika, dessen Räthsel für uns noch ungelöst sind. Welch eine Menge interessanter Beobachtungen enthält allein das vorliegende Buch und wie groß mag die Menge derjenigen sein, die noch zu machen sind!

Halten wir uns einstweilen an das Gebotene. Ueber die Uferlandschaft des Kongone berichtet David Livingstone: Die ersten zwanzig Meilen des Kongone sind in Manglebaumsumpfland eingeschlossen; manche der Bäume sind mit Färberflechten geschmückt, die nie gesammelt worden zu sein scheinen. Ungeheure Farrenkräuter, Palmsträuche und von Zeit zu Zeit wilde

Dattelpalmen kommen im Walde zum Vorſchein, der aus verſchiedenen Arten von Manglebäumen beſteht; die Trauben der

cus mit großen gelblichen Blüthen, maſſenweiſe am Ufer hin. Die Pandane oder Schraubenpalme zeigt ſich ebenfalls und

Mit Schlingpflanzen bedeckte Pandane oder Schraubenpalme am Kongonecanal des Zambeſi.

hellgelben, obgleich kaum eßbaren Frucht ſtechen niedlich gegen die anmuthigen grünen Blätter ab. An manchen Stellen wächſt der Milola, ein ſchattenreicher Hibis-

manche davon ſind ſo hoch, daß ſie an die Kirchthürme unſeres Vaterlandes erinnerten. Auch finden wir einige Gujava- und Limonenbäume, die wild wachſen, von de-

Abb. 100. Die Kreuzigung. Elfenbeintafel. Ende des 5. Jahrhunderts. Berlin, Kgl. Museen.

Abb. 101. Kreuz mit Christus und Maria. Relief. Ende des 5. Jahrhunderts. Rom, Lateranmuseum.

Abb. 102. Kreuz mit Christus und Maria. Relief. Ende des 5. Jahrhunderts. Rom, Lateranmuseum.

Abb. 103. Kreuz mit Christus und Maria. Relief. Ende des 5. Jahrhunderts. Rom, Lateranmuseum.

nernes Haus in der schönsten Lage am Flusse. Vorn führt ein schräger, am südlichen Ende mit einem schönen Mangofruchtgarten versehener Grasplatz nach dem breiten Zambesi hinab, dessen grüne Inseln am sonnigen Busen der stillen Gewässer ruhen. Darüber hinaus nach Norden zu liegen weite Felder und Wälder von Palmen und tropischen Bäumen, nebst dem massiven Morombalagebirge, das sich bis mitten in die weißen Wolken hinaufthürmt, und weiterhin treten entferntere Hügel am blauen Horizonte hervor. An dieses schön gelegene Haus knüpft sich ein schmerzliches Interesse, weil es in traurigster Weise mit der Geschichte englischer Expeditionen verbunden ist. Hier starb im Jahre 1862 am Fieber die Gattin Livingstone's. Hundert Schritte östlich vom Hause liegt sie, und der 1826 ebenfalls hier gestorbene Kirkpatrik, Mitglied der Owen'schen Inspections-Expedition, unter einem großen Baobabbaume begraben. Das Haus war später das Hauptquartier des Gouverneurs. Der Expedition wurde von den in Schupanga wohnenden Portugiesen die freundlichste Beihilfe geleistet. Vom Schupangahause landeinwärts findet sich Kautschuk, sodann gibt es vortreffliche Holzarten und Indigo dort.

Die Mittheilungen über das Leben der Eingeborenen, ihre Kleidung, ihre Gebräuche bei Hochzeitsfeierlichkeiten, Bestattungen, ihre Behandlung der Sclaven u. s. f. sind fortwährend so interessant, daß man sie alle lesen muß. Auch die botanischen und zoologischen Beobachtungen geben des Neuen viel. Sowohl die größten Thiere: Elephanten, Löwen, Flußpferde, Krokodile, wie auch die kleineren Gattungen, wie Bienen, Ameisen in verschiedenen Arten bieten reichen Stoff. Die Sümpfe, die Seen, die Hochlande und Thäler sind reich an eigenthümlichen Erscheinungen.

Dieser erste Band führt bis zum September 1860, gibt also das erste Drittel der Reise. Die Beobachtung bei den Stämmen, welche mehr im Innern des Landes wohnen, zeigte die Sclaverei dort weniger hart als an der Küste, von wo mehrere Beispiele der rohesten Grausamkeit erzählt werden. Nach ihren Kriegen machen die siegenden Stämme alle Gefangenen zu Sclaven und behandeln dieselben dann nicht nur schlimmer als das Vieh, sondern tödten sie auch ganz nach Gefallen. Im Mittelpunkte des afrikanischen Continentes fanden sich auch die Spuren einer früheren religiösen Missionsgesellschaft, die aber fast ganz vom Fieber aufgerieben worden war.

Literarisches.

Die Naturschilderungen von Karl Ruß erfreuen sich in Deutschland eines ausgezeichneten Rufes und es dürfte unsern Lesern nicht unwillkommen sein, wenn wir eines sehr geschmackvoll ausgestatteten Buches gedenken, welches soeben bei Max Boettcher in Berlin erschienen ist und unter dem Titel „In der freien Natur," Schilderungen aus der Thier- und Pflanzenwelt von Karl Ruß bringt. Die kurze Charakterisirung der einzelnen Jahreszeiten, in der gemüthvoll detaillirenden Weise des Verfassers, geht den Aufsätze vorher. Diese Aufsätze selbst führen das Leben im Freien in den mannigfaltigsten Erscheinungen vor und zum Schlusse hat Ruß noch einige allgemeine Naturschilderungen angefügt. Von besonderem Interesse sind die Aufsätze, welche die Ringelthiere im Dienste der Menschen zeigen, also die niedrigsten Thiergattungen, darunter die Biene, die Seidenraupe, der Krebs, die spanische Fliege u. a. m. Druck, Papier und sonstiges Beiwerk ist sehr rühmenswerth. Das Buch eignet sich vorzüglich als Festgeschenk.

Neues vom Büchertisch.

Schleiden, Dr. M. J., Das Meer. 1. Lieferung. Lex.-8. Berlin, Sacco Nachfolg. 24 Sgr.

Schoedler, Dir. Dr. Friedrich, Das Buch der Natur, die Lehren der Physik, Astronomie, Chemie ꝛc. umfassend. Allen Freunden der Naturwissenschaft, insbesondere den Gymnasien, Real- und höheren Bürgerschulen gewidmet. 2 Thle. 15., durchgesehene Auflage. gr. 8. Braunschweig, Vieweg & Sohn. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Virchow, Prof. Rud., Vorlesungen über Pathologie. 3 Bde. 2. Hälfte. Lex.-8. Berlin, A. Hirschwald. $3\frac{2}{3}$ Thlr.

Waltenhofen, Prof. Dr. A. von, Einige Beobachtungen über das elektrische Licht in höchst verdünnten Gasen. Lex.-8. Wien, Gerold's Sohn. 2 Sgr.

Waltenhofen, Prof. Dr. A. von, Elektromagnetische Untersuchungen, m. besonderer Rücksicht auf die Anwendbarkeit der Müller'schen Formel. Lex.-8. Wien, Gerold's Sohn. 6 Sgr.

Lord Palmerſton.

Eine biographiſche Charakteriſtik.

Von

Friedrich Althaus.

Der Tod Lord Palmerſton's iſt nicht bloß ein Ereigniß von hoher politiſcher Bedeutung; er erweckt auch als Abſchluß einer unerhört langen, wechſelvollen und glänzenden öffentlichen Thätigkeit ein außergewöhnliches Intereſſe. Lord Palmerſton war der letzte Epigone der Schule von Staatsmännern, welche das Werk des jüngeren Pitt, den Kampf gegen das erſte Napoleoniſche Kaiſerthum, zum ſiegreichen Ende führten und eine ganze große Epoche der engliſchen Geſchichte ſcheint mit ihm erloſchen. Lord der Admiralität in dem Miniſterium des Herzogs von Portland im Jahre 1807; Kriegsſecretär unter Perceval, Lord Liverpool, Canning, und dem Herzog von Wellington bis zum Jahre 1828; Miniſter der Auswärtigen Angelegenheiten unter Lord Grey und Lord Melburne von 1830—1841; wiederum im auswärtigen Amt unter Lord Ruſſell von 1846—1851; Miniſter des Innern unter Lord Aberdeen, von 1853—1854; Premierminiſter von 1855—1858 und endlich von 1859 bis zu ſeinem Lebensende, hatte der Dahingeſchiedene faſt zwei Menſchenalter hindurch an allen Ereigniſſen der engliſchen und der europäiſchen Geſchichte des 19. Jahrhunderts activen Antheil genommen und unter der lebenden Generation einen perſönlichen Ruf und Einfluß erlangt, dem das Anſehen keines anderen europäiſchen Staatsmannes zu vergleichen war. Die Art und Weiſe, wie er zu einer ſo ſeltenen Machtſtellung emporſtieg, iſt ebenſo merkwürdig, als die Kraft und Elaſticität des Geiſtes, mit der er dieſelbe bis in's höchſte Alter behauptete. Lord Palmerſton war kein großer Staatsmann im Sinne Pitt's, Canning's oder Peel's, kein hervorragender Repräſentant progreſſiver Ideen, wie Lord Ruſſell und Cobden, kein conſequenter Vertreter unwandelbarer Grundſätze endlich, den irgend eine Partei ſeines Vaterlandes ohne Rückhalt als den Ihrigen in Anſpruch nehmen konnte. Im Anfange ſeiner Laufbahn ein Tory, dann ein Whig, änderte er mehr als einmal ſeine politiſche Richtung und ging anſcheinend ohne Mühe aus einem Lager in's andere über. Aber er beſaß in höherem Grade als irgend ein mitlebender Politiker die Gabe, den Puls der Zeiten zu fühlen, die Ueberzeugung zu wecken, als ſtehe er leitend an der Spitze, während er dem Strome der Ideen folgte; und bei allen Wandlungen der geſchichtlichen Entwicklung, denen er ſich anpaßte, war ſein Auge ſtets auf einen übergreifenden Zweck gerichtet, dem alles Andere ſich unterordnete: die

Wahrung der Interessen, die Erhaltung und Vermehrung der Größe und der Weltstellung Englands. Dies war sein politisches Glaubensbekenntniß und das glänzende Talent, die rastlose Energie, die ausdauernde Kühnheit, womit er dieser Politik im Kriege und im Frieden, als Diplomat und Parlamentsredner, in England und über die ganze bewohnte Erde hin Geltung verschaffte, erklären das Geheimniß seines Erfolges. Kein anderer Staatsmann repräsentirte in der Meinung seiner Nation und der Welt so vollkommen die zeitgenössische Großmachtspolitik Englands als Lord Palmerston und Alles, was man an dem System bewunderte und tadelte, fand in seiner Persönlichkeit gleichsam einen mustergiltigen Ausdruck. Obgleich daher Lord Palmerston während der letzten Decennien als Führer der liberalen Partei gelten durfte, erkannten auch die Tories in ihm einen würdigen Vertreter Englands an und sein Tod traf alle Parteien wie der Schicksalsschlag eines nationalen Verlustes. Der Umstand, daß es das Abscheiden eines beinah einundachtzigjährigen Greises war, welches eine so tiefe Bewegung verursachte, erhöht das Interesse seiner außerordentlichen Laufbahn. Denn nie vielleicht hat ein Staatsmann Lord Palmerston's Alter erreicht, ohne die Welt durch allmäligen und sichtbaren Verfall auf die Nähe seines Todes vorbereitet zu haben. Aber Lord Palmerston schien mehr zu fallen als zu sinken. Bis zuletzt im Besitze seines Amtes, hatte er auch bis zuletzt die ganze Würde des Veteranen bewahrt, der zu rechter Zeit vom Felde abtritt und, indem er ein Andenken ungebrochener Kraft und Geistesfrische zurücklässt, sich jung erhält in der Erinnerung der Mitwelt. Den Einfluß seines Todes auf die politische Zukunft Englands kann erst die Zeit offenbaren; daß jedoch seine Abwesenheit vom Schauplatze die Auflösung der alten Whigpartei beschleunigen und die Bildung einer neuen progressiven Partei veranlassen wird, ist mehr als wahrscheinlich.

Henry John Temple, dritter Viscount Palmerston, wurde geboren am 20. August 1784, in Broadlands, einem Landsitze seines Vaters in Hampshire. Die Temples waren eine irische Familie und ihr erster berühmter Vertreter war Sir William Temple, der Freund und Minister Wilhelm's III. und Urheber der Tripleallianz, welche England, Schweden und die Niederlande den Uebergriffen Ludwigs XIV. entgegensetzten. Die Peerswürde der Palmerstons entstand jedoch nicht in der Familie Sir William's, sondern in der seines jüngeren Bruders Sir John Temple, dessen Enkel im Jahre 1722 zum Viscount Palmerston erhoben wurde. Eine lange Reihe von Staatsmännern ging seitdem aus ihrem Schoße hervor. Lord Palmerston's Vater bekleidete eine Stelle im Marineministerium und scheint neben einem entschiedenen literarischen und künstlerischen Geschmack viel von dem Humor und der Lebhaftigkeit des Geistes besessen zu haben, die in dem Charakter seines Sohnes zu so glänzender Entwicklung gelangten. Er starb in hohem Alter im Jahre 1802 und hinterließ zwei Söhne. Der älteste, Henry John Temple, der Gegenstand dieser Biographie, folgte ihm in der Peerswürde; der jüngere war der nachmalige Sir William Temple, lange Zeit englischer Gesandter in Neapel, wo er vor neun Jahren starb.

Aus der Jugend Lord Palmerston's ist wenig bekannt. Man weiß nur, daß er etwas später als Lord Aberdeen und um dieselbe Zeit wie Sir Robert Peel und Lord Byron auf die Schule nach Harrow ging und Harrow im Jahre 1800 verließ, um seine Studien an der Universität Edinburg fortzusetzen. Hier lebte damals der liberale Professor der Moralphilosophie und Nationalökonomie, Dugald Stewart, und sein Ruf sammelte um ihn eine große Anzahl von Schülern aus allen Theilen Englands, unter denen während Lord Palmerston's Anwesenheit z. B. Lord Lansdowne, Brougham, Sydney Smith, Francis Jeffrey, Walter Scott und Lord John Russell hervorragten. Alle diese jungen Leute hatten liberale Traditionen und Tendenzen und alle waren Mitglieder der von Stewart gegründeten und geleiteten „Speculativen Gesellschaft," dem Mittelpunkt des geistigen Lebens der Universität. Lord Palmerston war in ihrem Kreise der einzige Tory und man kann kaum umhin, es als eine charakteristische Thatsache zu bezeichnen, daß er nicht als Mitglied in die „Speculative Gesellschaft" eintrat. Als Tory unter den Whigs zu verkehren, mochte seiner heiteren leichten Natur keine Mühe verursachen, aber gegen alles „Speculative" und

Ideelle wohnte ſeinem von Haus aus praktiſchen Geiſte eine tiefgewurzelte Abneigung ein. Dennoch bekannte er noch vor zwei Jahren in einer ſeiner Reden, daß er während des in Edinburg verlebten Triennums mehr nützliche Kenntniſſe und geſunde Grundſätze erworben habe als an irgend

Lord Palmerſton.

einem andern Sitze der Gelehrſamkeit, und gewiſſe Nachklänge aus den Vorleſungen Stewart's, wie z. B. die wohlbekannte und nicht ſelten mit gutem Effect angewandte Phraſe von „dem zufälligen Zuſammenfluß der Atome“ kehrten in mancher parlamentariſchen Debatte wieder. Lord Palmerſton verließ Edinburg im Jahre 1803 und ging zur Vollendung ſeiner Studien nach Cambridge. Hier, ſo wird verſichert, arbeitete er ſehr fleißig. Jedenfalls machte er ſeine Perſönlichkeit bis zu einem gewiſſen Grade geltend; wenigſtens erklärt nur dieſe Annahme das Debut, mit dem er wenige Jahre ſpäter auf dem politiſchen Schauplatze auftrat.

Der Tod Pitt's im Jahre 1806 führte allgemeine Neuwahlen herbei und Palmerſton, der kaum das Alter der Mündigkeit überſchritten, meldete ſich mit charakteriſtiſcher Keckheit für den vacant gewordenen Sitz des großen Staatsmannes, der die Univerſität Cambridge im Parlament vertreten hatte. Es gelang ihm, etwa 130 Stimmen für ſich zu gewinnen, doch die Wahl fiel auf ſeinen Gegner Lord Henry Petty, nachmaligen Marquis von Lansdowne. Palmerſton begnügte ſich darauf mit dem Sitze für Bletchingley, einem der

sogenannten pocket-boroughs, die lediglich durch aristokratischen Einfluß vergeben wurden. Wir wollen hier indeß gleich bemerken, daß er sich durch seine erste Niederlage nicht abschrecken ließ, seinem Ehrgeiz, Cambridge im Parlament zu vertreten, Befriedigung zu schaffen und daß seine Ausdauer ihn schließlich zum Ziele führte. Bei den Neuwahlen vom Jahre 1807 fiel er mit einer Minorität von nicht mehr als zwei Stimmen durch, 1811 trug er den Sieg davon und erst im Jahre 1830, welches in seiner Carrière ebenso wie in der neuesten Entwicklung seines Vaterlandes einen bedeutungsvollen Wendepunkt bezeichnete, ließ er seine lange Verbindung mit der hochtoryistischen Universität fahren. Einmal in's Parlament eingetreten, hatte der junge Lord nicht lange auf eine officielle Stellung zu warten. Der Herzog von Portland ernannte ihn im Jahre 1807 zum Lord der Admiralität und seine erste officielle Rede war seltsam genug eine Vertheidigung jenes frappanten Gewaltstreiches der englischen Politik, welcher die Vernichtung der Seemacht und die Zerstörung der Hauptstadt desselben Staates zur Folge hatte, dessen vergebliche Protection gegen den als recht- und treulos verschrienen Angriff Deutschlands als letzte politische Handlung Lord Palmerston's zu betrachten ist. Im Jahre 1808 als dreiundzwanzigjähriger junger Mann, der Vertheidiger des Bombardements von Kopenhagen, finden wir den edlen Lord im Jahre 1864 wieder als den eifrigen Champion der dänischen Monarchie. Eine merkwürdige Umkehr der Dinge und ein Kreislauf öffentlicher Thätigkeit, der um so außerordentlicher ist, wenn man bedenkt, welche Rolle derselbe Mann unterdessen in der beide Ereignisse trennenden Epoche der europäischen Geschichte gespielt hatte.

Die unglückliche Expedition nach Walcheren führte schon im Jahre 1809 zur Auflösung des Ministeriums des Herzogs von Portland. Aber Lord Palmerston fand eine neue Anstellung unter seinem Nachfolger, Mr. Perceval, und zwar als Unterstaatssecretär im Kriegsministerium. Dieser Posten, der aus Mißkenntniß des englischen Sprachgebrauchs, welcher den Secretary for War (d. h. Kriegsminister) und den Secretary at War (d. h. Unterstaatssecretär im Kriegsamt) unterscheidet, öfter mit dem des Kriegsminister verwechselt wird, gab ihm übrigens keinen Sitz im Cabinet und während der folgenden zwanzig Jahre, in deren Verlauf Lord Palmerston unter verschiedenen Ministerien Secretary at War blieb, bekleidete er daher nur eine subalterne Stellung. Zu einer Zeit, wo England mitten in dem Riesenkampfe gegen das Napoleonische Kaiserreich begriffen war, wo es überall Feldzüge zu organisiren und Subsidien zu beschaffen galt, war indeß dieser Posten nichts weniger als eine Sinecure. Die Hauptlast der Arbeit lag vielmehr auf den Schultern des Unterstaatssecretärs und es wird allgemein zugegeben, daß Lord Palmerston innerhalb der ihm angewiesenen Sphäre sich als tüchtigen Geschäftsmann bewies und den Pflichten seines Amtes mit unermüdetem Fleiße vorstand. Im Unterhause war es seine Aufgabe, das Armeebudget einzubringen und zu vertheidigen. Auch dies that er mit Geschick und Sachkenntniß. Doch darüber hinaus nahm er selten und ohne Eclat an den Debatten Theil. Canning drückte umsonst seinen Wunsch aus, daß es ihm gelingen möchte, „den Dreidecker Palmerston in Action zu bringen.“ Der edle Lord beschränkte sich eben auf sein specielles Fach, dachte scheinbar an nichts als an die Armee und beobachtete eine so auffallende Zurückhaltung, daß er, der sich in späteren Jahren den Namen des „europäischen Feuerbrandes“ erwarb, damals in politischen Kreisen als der „schweigende Freund“ bekannt war. Außer diesen allgemeinen Charakterzügen verdienen nur noch zwei Thatsachen aus der Epoche seines Subalterndienstes bemerkt zu werden. Die erste war der gegen ihn gerichtete Mordversuch eines verabschiedeten Lieutenants, der eines Tages im April 1818, als Palmerston die Treppe der Horse Guards hinaufstieg, eine Pistole auf ihn abfeuerte. Der Schuß brachte ihm nur eine leichte Verletzung bei, und der Mörder, den man als wahnsinnig erkannte, endete sein Leben im Irrenhause. Die andere Thatsache betrifft Lord Palmerston's Theilnahme an dem New Whig Guide, einem toryistischen Witzblatt, zu dem außer ihm besonders Mr. Croker und Sir Robert Peel Beiträge lieferten. Welche Beiträge jedoch aus seiner Feder herrührten, ist schwer zu sehen und Ton und Inhalt des Blattes erschöpften sich so vollkommen in den im

Grunde sehr wenig witzigen Ausbrüchen des Uebermuths einer herrschenden siegestrunkenen Partei, daß Lord Palmerston's Theilnahme lediglich als Zeugniß seiner damaligen Parteistellung und im Gegensatz gegen die Monotonie seiner officiellen Thätigkeit merkwürdig ist, während man von der Ader des glänzenden übersprudelnden Humors seiner späteren Jahre sagen muß, daß sie damals noch ebenso unentwickelt gewesen sei, als seine eminente diplomatische und parlamentarische Begabung.

Lord Liverpool war unter diesen Umständen Mr. Perceval als Premierminister gefolgt, der große Krieg war zum Abschluß gebracht, acht öde ruhelose Friedensjahre waren dahingegangen und Lord Palmerston verwaltete nach wie vor das Unterstaatssecretariat im Kriegsministerium, als Cannings Erhebung zum auswärtigen Amt einen Umschwung der englischen Politik einleitete, in dem die ersten Anfänge einer neuen Phase in Lord Palmerston's Laufbahn sich erkennen lassen. Canning war freilich ein Tory, aber zugleich ein Staatsmann von großen Ideen und energischen Sympathien und in Beziehung auf die von seinem Vorgänger, Lord Castlereagh, befolgte reactionäre auswärtige Politik war er stets mit seinen Collegen im Streit gewesen. Sein Amtsantritt fiel zusammen mit den durch den Congreß zu Verona angeordneten Maßregeln zur Unterdrückung der liberalen Bewegung in Spanien und seine erste Amtshandlung war ein energischer Protest gegen diese Maßregeln und die Erklärung, daß England, weit entfernt, daran Theil zu nehmen, nicht umhin könne, der guten Sache der spanischen Patrioten seine ganze Sympathie zu schenken. Mit dieser Erklärung kehrte England der alten Einmischungspolitik Pitt's den Rücken und sie enthält im Keime das ganze System, welches Lord Palmerston selbst als Minister der auswärtigen Angelegenheiten später im größten Umfange zur Ausführung brachte. Schon in den Discussionen, die sich über Canning's Haltung im Parlament erhoben, trat er entschieden auf Canning's Seite und es unterliegt keinem Zweifel, daß er die Richtung seines nachherigen Lebens dem Einfluß dieses Meisters verdankte, daß er in der That im Großen und Ganzen Canning's politisches Testament vollstreckte. Dem durch Canning's Auftreten verursachten Abfall von der auswärtigen Politik der alten Zeit gesellte sich bald eine neue Streitfrage, welche Lord Liverpool's Ministerium in zwei Parteien spaltete: Die Frage der Katholikenemancipation. Lange discutirt und oft vertagt, war diese Frage endlich zu einer brennenden geworden, deren praktische Lösung nicht länger aufzuschieben war. Lord Liverpool, der Herzog von Wellington, Lord Eldon und Sir Robert Peel jedoch waren anderer Meinung und setzten dem Drängen ihrer liberalen Collegen Canning, Lord Goderich, Huskisson und Lord Palmerston den alten zähen Widerstand entgegen. Ein Anfall von Apoplexie nöthigte endlich im Jahre 1827 Lord Liverpool zur Abdankung und als die Stimme der Nation Canning an's Ruder rief, wurde der Bruch vollständig. Canning's conservative Collegen sagten sich von ihm los und genöthigt, frische Hilfskräfte heranzuziehen, nahm er die Führer des liberalen Centrums, Lord Lansdowne und Lord Melbourne in sein Ministerium auf. Lord Palmerston, zum Kriegsminister erhoben, erhielt Sitz und Stimme im Cabinet. Aber Canning erlag noch in demselben Jahre den Sorgen und der Arbeitslast seines Amtes und nach einem vergeblichen Versuch Lord Goderich's, ein liberales Ministerium zu bilden, kehrten die Tories unter dem Herzog von Wellington an's Ruder zurück. Daß Lord Palmerston trotzdem auch jetzt im Kriegsministerium blieb, ist einer der am wenigsten erfreulichen Zwischenfälle seiner langen Laufbahn. Ein Mann von Gesinnungsstärke und Energie des Charakters würde diese Gelegenheit nicht haben vorübergehen lassen, seine veränderten Ueberzeugungen durch die That zu bewahrheiten. Denn der Herzog von Wellington war der Katholikenemancipation ebenso feindlich gesinnt als zuvor und hatte in seinem persönlichen Verhalten gegen Canning dessen Freunde beleidigt. Lord Palmerston's Verbleiben im Amte berechtigte daher zu der Ansicht, die er sich auch später noch längere Zeit gefallen lassen mußte, daß er nämlich im Grunde nichts sei als ein politischer Statist, ein Parteimann, dem es weniger um Ueberzeugungen zu thun sei als um eine officielle Stellung, ein Politiker endlich, dessen Fähigkeiten beschränkt seien auf

zähe Arbeitskraft und formelle Gewandtheit in der Routine des parlamentarischen Treibens. Nichtsdestoweniger war sein Abfall von den Tories näher als man glaubte. Die nächste äußere Veranlassung dazu war, seltsam genug, ein Mißverständniß im Schooße des Ministeriums, hinsichtlich einer andern brennenden Frage: der Reform des Wahlgesetzes. Auch dieses Problem war lange bei Seite geschoben worden, trat aber jetzt, zugleich mit der Katholikenemancipation, in den Vordergrund der politischen Debatten. Der Scandal der rotten boroughs, die ihre Vertreter in's Parlament schickten, während Städte ersten Ranges wie Birmingham und Manchester unvertreten blieben, war zu groß geworden und die Whigs drängten laut auf die Beseitigung so schreiender Mißbräuche in der Vertheilung der politischen Macht. Nicht als ob Lord Palmerston mit diesem Verlangen einverstanden gewesen wäre. Er erklärte sich ganz im Gegentheil für einen entschiedenen Feind der Wahlreform; aber er war der Meinung, man solle die eine oder die andere große Stadt statt einiger der corruptesten unter den rotten boroughs zur Vertretung im Parlament zulassen, um auf solche Weise der Durchführung einer umfassenderen Reform vorzubeugen. In diesem Sinne äußerte er sich bei einer Debatte über das rotten borough von East Retford und die Uebertragung des Wahlrechts desselben an die Stadt Manchester und gerieth nebst Mr. Huskisson, einem andern Anhänger Canning's, bei der Abstimmung unter die Zahl derjenigen, die für den Antrag und gegen das Ministerium votirten. Huskisson reichte hierauf seine Entlassung ein und als der Herzog von Wellington dieselbe annahm, trat auch Lord Palmerston aus. Das Mißverständniß war zu arg, um sich vertuschen zu lassen, und der scharfsichtige Lord mochte außerdem eine Vorahnung haben, daß die Hegemonie der Tories ihrem Ende nahe, daß es daher Zeit sei, an die Zukunft zu denken und sich seinen Einfluß bei dem kommenden Umschwung der Dinge zu sichern.

Zum ersten Mal seit dem Beginne seiner politischen Laufbahn fand Lord Palmerston sich so in einer unabhängigen Stellung, und schon sein Auftreten während des folgenden Jahres zeigte unverkennbar, welche Pläne für die Zukunft er im Auge hatte. Seine Ideen über innere Reform hatten ihn den Tories entfremdet und waren andrerseits doch wenig geeignet, ihn den Whigs zu empfehlen. Aber es gab ein anderes Departement, in dem er als Mitglied eines künftigen Whigministeriums zu glänzen hoffen durfte, dasselbe, in dem Canning geglänzt, das er reformirt und zu neuem Ansehen erhoben hatte: das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. So manche Differenzpunkte sonst zwischen den Whigs und Canning bestanden, seine auswärtige Politik hatte in ihnen stets enthusiastische Bewunderer gefunden und es war unmöglich, denjenigen unter seinen Schülern unbeachtet zu lassen, der den Muth und die Fähigkeit zeigte, den Mantel des Meisters aufzuheben, die Vollstreckung seines politischen Testaments zu übernehmen. Lord Palmerston fühlte sich dieser Aufgabe gewachsen und die Rede über die auswärtige Politik Englands, mit der er im Jahre 1829 als Mitglied der Opposition auftrat, rief eine unverkennbare Sensation hervor und bezeichnete den Mann, den man bisher nur als einen nützlichen Subaltern gekannt hatte, sofort für die höhere und einflußreichere Stellung, auf deren Erlangung sein Ehrgeiz gerichtet war. Eine Passage dieser Rede darf gleichsam als Programm seiner ganzen nachherigen Politik gelten. „Es gibt," so sagte er, „zwei große Parteien in Europa, eine, welche durch die Macht der öffentlichen Meinung zu herrschen strebt, und eine andere, die zu herrschen strebt durch das Uebermaß physischer Gewalt; und das beinah einstimmige Urtheil Europa's weist England gegenwärtig einen Platz in den Reihen der letzteren an. Der Grundsatz, worauf das System dieser Partei gegründet ist, ist meiner Ansicht nach von Grund aus verwerflich. In der Natur ist nur eine bewegende Kraft, der Geist; alles Andre ist thatlos und träge. In den menschlichen Angelegenheiten ist diese Kraft die Meinung, in den politischen Angelegenheiten die öffentliche Meinung und wer diese Kraft gewinnen kann, wird den fleischlichen Arm physischer Uebergewalt bändigen und zwingen, seine Gebote auszuführen." Man wende diese Erklärung auf Lord Palmerston's Verhalten zu den politischen Entwicklungskämpfen Europa's an und man hat

den Schlüssel zu allen bemerkenswerthesten Handlungen seiner Amtsführung als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten. Es war eine Kriegserklärung gegen den Despotismus, ein Zuruf der Ermuthigung an die kämpfenden Nationen des Continents, und die Idee, daß England seinen Einfluß in die Wagschale legen sollte, der öffentlichen Meinung Europa's zum Siege zu verhelfen gegen die physische Uebergewalt der herrschenden Macht, muß dem Andenken Palmerstons stets zum größten Ruhme gereichen, so verschiedener Ansicht man auch über ihre praktische Ausführung in einzelnen Fällen sein möge. Es war die leitende Idee seiner Thätigkeit in der zweiten Epoche seiner politischen Laufbahn und indem er sein Vaterland zum Träger derselben erhob, verschaffte er ihm einen Einfluß auf die Geschicke der Welt, wie es ihn nie zuvor besessen und vielleicht nie wieder besitzen wird. Aber der Durchführung einer so weitgreifenden Politik standen unendliche Schwierigkeiten entgegen, und es kann kaum überraschen, wenn ihr Vertreter nicht selten in der Wahl seiner Mittel fehl griff, wenn die Verhältnisse seine Pläne modificirten, wenn seine Einmischung unerfreuliche Conflicte veranlaßte, ja wenn sie in der Dauer der Zeit den Einfluß und die Macht Englands selbst gefährdete.

Die Tories hatten sich inzwischen in der Frage der Katholikenemancipation zum Nachgeben genöthigt gefunden und ihr hartnäckiger Widerstand gegen die Reform der parlamentarischen Vertretung, zu deren Gunsten die auswärtigen Ereignisse des Jahres 1830 das englische Volk aufregten, beschleunigte ihren Fall. Zu Anfang der Session desselben Jahres hatte Lord Palmerston sich wieder durch eine Rede über auswärtige Politik, mit besonderer Beziehung auf die portugiesischen Verfassungskämpfe und Thronstreitigkeiten, bemerkbar gemacht. Auf diesem Gebiete ragte er nun achtunggebietend hervor. Als daher Lord Grey im November 1830 mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt wurde, fiel die Verwaltung des auswärtigen Amts ohne Widerrede an Lord Palmerston. Zwei Jahre später wurde die Reformbill zum Gesetze erhoben, ein Triumph, welcher die Macht der Whigs befestigte und ihrem neu erworbenen Genossen, der seine ehemalige Abneigung gegen eine umfassende Wahlreform wenigstens insoweit überwunden hatte, daß er ohne Widerstreben mit dem Reformministerium auf derselben Bank saß, seine Stelle im auswärtigen Amt auf mehr als zehn Jahre sicherte. Die Proben der Sinnesrichtung, die Beweise diplomatischen Genies, die er innerhalb dieses Zeitraums ablegte, legten den Grund seiner Popularität, seines weit verbreiteten Ruhmes. Es war eine bewegte Zeit und Lord Palmerston hatte nicht lange auf günstige Gelegenheiten zum Handeln zu warten. Die Julirevolution, der erste entscheidende Riß in die Wiener Verträge, war noch durch seinen Vorgänger anerkannt worden. Palmerston's erste politische Handlung als auswärtiger Minister war die diplomatische Herstellung Belgiens als eines selbständigen Staates. Die Verhandlungen darüber hatte er mit dem alten schlauen Talleyrand zu führen, der damals Gesandter in London war, und Talleyrand's Bemerkung über ihn: „il n'a pas le talent du raisonnement," zeigt, daß der Veteran der europäischen Diplomatie in dem Novizen im auswärtigen Amt keinen unwürdigen Gegner gefunden hatte. Von torystischer Seite machte man sich lustig über die „kleine experimentale Monarchie" und stellte Palmerston in zahlreichen Caricaturen als eine Puppe in Talleyrand's Händen dar. Er war eben neu im Amte und so entschieden er sich zu gewissen Principien bekannt hatte, so mißtrauisch war man noch gegen seine Fähigkeit, denselben praktische Geltung zu verschaffen. Dazu kam, daß er aus dem Lager der Tories in das der Whigs übergegangen war, mithin als politischer Apostat der torystischen Opposition zahlreiche Angriffspunkte darbot. Auch seine Haltung im Parlament forderte zu satirischen Bemerkungen heraus. Er kleidete sich mit scrupulöser Sorgfalt, affectirte in seinem Auftreten nicht selten eine wegwerfende Ueberlegenheit, ein herablassendes, patronisirendes Wesen — kurz, bot schon damals in mehr als einer Hinsicht Veranlassung, den Ruhm zu gewinnen, den er später für sich in Anspruch nahm: er sei der „am besten gescholtene Mann in England." Allein die „kleine experimentale Monarchie" bewies sich trotzdem als ein entschiedener Erfolg und die Thron- und Verfassungsstreitigkeiten in Spanien und Portugal öffneten dem Talente des bestgescholtenen Mannes bald darauf ein

anderes größeres Gebiet, auf dem er ebenso wohl seine Sympathien für den Sieg der öffentlichen Meinung und freier Verfassungen über die physische Uebergewalt der herrschenden Macht als seine diplomatische Begabung bewährte.

In Spanien machte Don Carlos, in Portugal Don Miguel Ansprüche auf die Thronfolge. Beide waren als Absolutisten bekannt, während Donna Isabella in Spanien, Donna Maria in Portugal als Repräsentanten des constitutionellen Regierungssystems galten. Um die Rechte dieser Frauen zu wahren, brachte Lord Palmerston im Jahre 1834 die Quadrupelallianz zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal zu Stande und gestattete die Bildung einer englischen Legion unter General de Lacy Evans, als einer bewaffneten Hilfsmacht gegen die Carlisten in Spanien. Diese offene und entschiedene Einmischung in die Angelegenheiten fremder Länder rief noch heftigere Debatten hervor als die belgische Frage. Lord Aberdeen, der designirte auswärtige Minister der Tories, fragte, was für ein Recht England habe, sich in die spanisch-portugiesischen Händel einzumischen und wie es komme, daß das Whigministerium in dieser Sache von dem Grundsatz der Nichtintervention, mit dem es in's Amt getreten, abweiche? Aber Lord Palmerston appellirte diesem Raisonnement gegenüber an die liberalen Sympathien Englands und seine Vertheidigung der Lehre Canning's, daß es die Mission Englands sei, den Nationen des Continents in ihrem Kampfe um freie Verfassungen durch das Gewicht seines Einflusses beizustehen, drang durch. Wenn sein Verhalten unter diesen Umständen ihn schon als einen Diplomaten von ungewöhnlicher Begabung und Kühnheit der Initiative kennzeichnete, so blieb der größte Triumph seiner ersten Amtsführung als auswärtiger Minister ihm gegen das Ende der Whigadministration aufgespart, in einer der zahlreichen Entwicklungsphasen jenes schwierigsten aller Probleme der großen europäischen Politik, der orientalischen Frage. Der Pascha von Aegypten, Mehemet Ali, nicht zufrieden mit der schon errungenen Unabhängigkeit von der Pforte, faßte damals den Plan, Syrien seinem Paschalik hinzuzufügen und schickte seinen kriegerischen Sohn Ibrahim mit einer starken Armee gegen den Sultan in's Feld. Die Türkei, noch geschwächt durch den letzten Krieg mit den Russen, war diesem Angriffe nicht gewachsen und der Anfang des Endes, das die eifersüchtige Furcht der europäischen Mächte so lange verhütet hatte, schien gekommen. Lord Palmerston jedoch war entschlossen, eine so bedenkliche Katastrophe wo möglich zu verhüten und setzte seinen ganzen Einfluß an die Bildung einer Allianz der Großmächte, zum Zwecke der Erhaltung der Integrität des türkischen Reiches. Thiers, damals Minister des Auswärtigen in Frankreich, hielt sich, wahrscheinlich im Andenken an die Napoleonische Politik in Aegypten, dieser Allianz fern und gab durch seine Einwendungen dem ehrgeizigen Pascha Zeit, in Syrien festen Fuß zu fassen. Es fehlte nicht viel, daß die Allianz an dem von Frankreich erhobenen Widerstande gescheitert wäre, hätte nicht Palmerston die Fabische Taktik des französischen Ministers durchschaut und demgemäß seine Maßregeln getroffen. Auf sein Andrängen wurde ohne weiteren Verzug ein Tractat zwischen England, Oesterreich und der Türkei unterzeichnet und kraft dieses Vertrages erschien eine englische Flotte an der syrischen Küste, mit dem Befehl, den Türken eine helfende Hand zu reichen und zur Vertreibung der Aegypter aus Syrien mitzuwirken. Die Flotte war unter dem Commando Sir Charles Napier's, eines Mannes, der seine Aufgabe verstand. In kurzer Zeit waren die ägyptischen Truppen aus allen ihren Positionen in Syrien vertrieben. Nur die Festung St. Jean d'Acre hielt Stand. Napier verlangte besondere Instructionen, ob er den Angriff auf Werke machen solle, die der Kunst des ersten Napoleon erfolgreich getrotzt hatten. Lord Palmerston erwiederte bejahend, St. Jean d'Acre wurde gestürmt und Mehemet Ali, allerorten besiegt, fand sich genöthigt, seinen ehrgeizigen Plänen zu entsagen (1840).

Die Schnelligkeit, mit welcher diese Unternehmung ausgeführt wurde, die Kühnheit und Energie des Handelns und die Größe des Erfolges umgaben Lord Palmerston's Ruf mit dem größten Glanze und machten ihn zu dem populärsten Staatsmann in England. Dazu kam, daß er in einem Zeitpunkte mit so siegesgewisser Entschiedenheit auftrat, wo das Ministerium, als dessen Mitglied er handelte, durch zahl-

reiche Angriffe geschwächt, seiner Auflösung entgegenging. Mit einer nur halbformirten Partei, die kaum genügte, den Anschein einer Majorität zu erhalten, waren die Whigs Jahre hindurch in allen inneren Fragen zur Unthätigkeit oder zu nichtssagenden Compromissen genöthigt worden; aber das hemmende Gewicht dieser Umstände übte auf den unternehmenden Geist des Ministers der auswärtigen Politik anscheinend nicht den geringsten Einfluß aus und der Contrast seiner erstaunlichen Erfolge in Europa gegen die Schwäche seiner Partei in den Kämpfen der innern Politik trug dazu bei, sein persönliches Ansehn auch in den Augen seiner Gegner zu steigern. Es darf außerdem nicht vergessen werden, daß er zugleich an einem andern nicht weniger glänzenden, aber nicht minder ehrenvollen Werke mit Energie und Ausdauer gearbeitet hatte: an der Unterdrückung des Sclavenhandels. Die Stationirung einer speciell zu diesem Zwecke bestimmten Flotte an den afrikanischen Küsten ging von Lord Palmerston aus und mit unerschütterlicher Festigkeit bestand er, trotz vielfacher Opposition, auf dem Nutzen und der Nothwendigkeit dieser Einrichtung. Eben so eifrig betrieb er den Abschluß von Verträgen mit den Seemächten, welche die Mitwirkung derselben zur Unterdrückung des schändlichen Handels zum Zwecke hatten; Brasilien, das sich der Ausführung seiner Vertragspflichten entzog, wurde durch eine Blockade seiner Küsten zum Nachgeben gezwungen; eine Expedition gegen Lagos zerstörte ein ganzes Nest von Sclavenhändlern an der afrikanischen Küste. Kurz, wenn man Lord Palmerston in den innern Fragen Theilnahmlosigkeit oder Lauheit vorwarf, so mußte man zugeben, daß es ihm in Allem, was er nach außen hin unternahm, Ernst war. Aber den Sturz des Ministeriums konnte auch seine Popularität nicht verhindern. Während die Entwicklungen im Orient sich vorbereiteten, hatte in England schon die Agitation für die Abschaffung der Korngesetze begonnen. Das Ministerium Lord Melbourne's suchte nach mehrjährigem Schwanken durch eine theilweise Concession an die Forderungen der Anti-Cornlaw-Ligue die parlamentarischen Vertreter derselben auf seine Seite zu ziehen, erlitt aber durch die protectionswüthigen Tories eine Niederlage und sah sich demgemäß zum Abtreten genöthigt. So endete Lord Palmerston's erste Amtsführung als Minister der auswärtigen Angelegenheiten (1841).

Dem Whigministerium folgte das Ministerium Sir Robert Peel's, das sich fünf Jahre lang (bis 1846) behauptete. Es war dies die längste Epoche in Lord Palmerston's Laufbahn, die er auf den Bänken der Opposition saß, und was seine parlamentarische Thätigkeit angeht, die ereignißloseste. Sein Nachfolger im auswärtigen Amte, Lord Aberdeen, bemühte sich, Alles ruhig zu halten und zu bedeutenden Debatten über äußere Politik war keine Veranlassung. Ganz England wurde durch jenes große Problem seiner innern Entwicklung, durch die Agitation gegen die Korngesetze und die damit verbundene Frage des Freihandels in Aufregung gehalten. Der Widerstand gegen jene Agitation, die Discussion dieser Frage und die endliche Entscheidung des Sieges zu Gunsten des Freihandels bildeten recht eigentlich den Charakterzug der Peel'schen Verwaltung. In Beziehung auf innere Reform aber war Lord Palmerston im Grunde noch der alte Tory von früher. Wenn seine veränderte Parteistellung ihm eine directe Unterstützung Sir Robert Peel's unmöglich machte, so empfand er andererseits eine ganz besondere Abneigung gegen die sogenante Manchesterschule, die Schule der Vorkämpfer des Freihandels, die in ihren Reformbestrebungen ebenso sehr die Extravaganzen der auswärtigen Einmischungspolitik als die protectionistische Gesetzgebung einschloß, mithin den Tendenzen Palmerston's nicht weniger feindlich gesinnt war als denen Sir Robert Peel's. In der That hatte Lord Palmerston nie heftigere, entschiedenere Gegner als die Häupter jener Schule, Cobden und Bright, und keine politische Partei wurde von ihm selbst in spätern Jahren mit mehr Schärfe der Raisonnements, mit mehr Bitterkeit der Satire und mit mehr persönlichem Eifer bekämpft. Dennoch war es der Erfolg eben dieser Politiker, der ihn wieder an seinen alten Platz im auswärtigen Amt zurückführte. Sir Robert Peel, durch Cobden's „schmucklose Beredtsamkeit" überzeugt, erklärte sich zu Gunsten der freihändlerischen Gesetzgebung und verursachte durch seine edle Apostasie einen Bruch in den Reihen der

Tories, von deſſen Wirkungen ſie bis auf den heutigen Tag nicht im Stande geweſen ſind, ſich zu erholen. Lord Ruſſell wurde mit der Bildung eines neuen Miniſteriums beauftragt und trotz des Widerſtrebens Lord Grey's, der ſich weigerte, in einem Miniſterium zu ſitzen, deſſen auswärtiger Repräſentant Lord Palmerſton ſei, fiel dem edlen Lord dieſer wichtige Poſten von Neuem zu (1846). Die Freihandelsgeſetzgebung nahm er mit in den Kauf, ohne eine entſchiedene Meinung weder dafür noch dagegen zu äußern. Sein Geſchäft war es, den Einfluß Englands im Auslande zu vertreten und das Schickſal hatte ihm in den gährenden Zuſtänden jener Zeit mehr als genügenden Stoff zur Bewährung ſeiner Talente und ſeines Ehrgeizes vorbereitet.

Die erſte Frage, welche nach ſeiner Rückkehr in's auswärtige Amt ſeine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, war das wohlbekannte Project der ſpaniſch-franzöſiſchen Heirathen. Lord Palmerſton ſah in demſelben eine gefahrdrohende Störung des europäiſchen Gleichgewichts und ſetzte alle diplomatiſchen Mittel zur Hintertreibung des Planes in Bewegung. Doch Frankreich war eine Macht, auf deren Entſchlüſſe nicht durch bloße Remonſtrationen zu wirken war und da weder England noch ein anderer europäiſcher Staat an die Unternehmung eines Krieges gegen die eventuellen Gefahren einer Familienallianz denken konnte, führten Palmerſton's Einwendungen zu keinem andern Reſultat als zu einer Entfremdung Englands gegen Frankreich und Spanien. Erfolgreicher und rühmlicher war ſeine Politik in dem Sonder-

Palmerſton's Geburtshaus.

bundskriege. Oeſterreich, Frankreich, ja ſelbſt Preußen waren den Sonderbündlern mehr oder weniger gewogen und ſammelten Truppen an den ſchweizeriſchen Grenzen. Der Moment war kritiſch. Es handelte ſich um den Sieg der liberalen oder der reactionären Parteien der ſchweizeriſchen Republik. Den Triumph der erſteren zu ſichern, erforderte keine geringe Vorſicht und Entſchiedenheit und Lord Palmerſton bewies, daß er der Lage der Dinge gewachſen war. Während er auf der einen Seite eine Note an die europäiſchen Höfe richtete, worin er gegen jede einſeitige Einmiſchung in die ſchweizeriſchen Angelegenheiten proteſtirte und eine Conferenz aller an den Wiener Verträgen betheiligten Mächte zur

Wiener Neustadt.

Wiener Neustadt, Hauptstadt des gleichnamigen Kreises in Niederösterreich, 40 km südlich von Wien, an der Südbahn und der Linie Wien-Aspang, Sitz eines Bezirksgerichts, hat 2 evangelische Kirchen, ein Schloß, ein Rathaus, ein Theater, ein Gymnasium, eine Realschule, eine Handelsakademie, eine Militärakademie, eine Militärreitschule, eine Militärschießstätte, eine Militärstrafanstalt, eine Militärkommando, eine Militärbehörde, eine Militärbehörde, eine Militärbehörde

andern ungarischen Flüchtlinge in der Türkei. Was Deutschland betrifft, so ist bekannt, daß die schleswig-holsteinische Sache keinen unerbittlicheren Gegner hatte als ihn, ja daß er schon im Jahre 1850 zur Schlichtung dieser Sache in antinationalem Sinne an Rußland eine bereitwillige Hand bot. Es war kaum zu verwundern, wenn die populäre Anschauung auf dem Grunde einer so vielseitigen schillernden Politik einen Schatten von Selbstsucht und Treulosigkeit argwöhnte, wenn man in Lord Palmerston, trotz aller liberalen Versicherungen, die schadenfrohe Schlauheit des Fuchses zu fürchten begann und seinem ferneren Vorgehen mit Mißtrauen folgte. In England selbst gewann dagegen eine Handlungsweise, welche die Geltendmachung und Erweiterung des englischen Einflusses im Auslande bezweckte, mithin der nationalen Eitelkeit schmeichelte, bei der Masse des Volkes Billigung. Man war stolz auf das, was man als die spirited foreign policy Palmerston's charakterisirte, bewunderte das Geschick, die Kühnheit, die unermüdliche Thätigkeit des Mannes und sah über die zweideutigen Resultate seiner Politik hinweg. Daß die Tories und die Manchesterpartei eine lebhafte parlamentarische Opposition gegen ihn unterhielten, that seiner Popularität keinen Eintrag; denn im Nothfalle konnte er immer an die Schlagworte der Ehre und der Macht Englands, an die liberalen Sympathien des Volkes appelliren und Niemand verstand es besser, seine Handlungen in das glänzendste Licht zu stellen, die Einwendungen seiner Gegner zu widerlegen, seine Bestrebungen als mit den nationalen Interessen identisch darzustellen, als Lord Palmerston. Er war zu jener Zeit ohne Frage der populärste Mann in England und ein Versuch der Tories, seine auswärtige Politik zum Gegenstande eines Mißtrauensvotums zu machen, endete für ihn in einem triumphirenden Erfolge.

Dieser Versuch wurde gemacht in der Session von 1850 und gründete sich auf Lord Palmerston's Verfahren gegen Griechenland in der bekannten Don-Pacifico-Affäre. Don Pacifico, ein Jude von den Jonischen Inseln, also englischer Unterthan, hatte nebst mehreren andern Engländern bei einer Emeute in Athen Verluste erlitten, für die er von der griechischen Regierung Entschädigung forderte. Die Sache war lange unentschieden geblieben und beinahe vergessen, als Lord Palmerston im Herbst 1849 eine Flotte nach dem Piräus schickte, um die griechische Regierung zur Berichtigung der ausstehenden Schuld zu zwingen. In dem Schauspiel einer an den Küsten Griechenlands erscheinenden englischen Flotte, die griechische Schiffe wegnahm und Athen zu bombardiren drohte, um die Zahlung von ein paar Tausend Franken zu erwirken, lag ein so barocker Widerspruch der Mittel und der Zwecke, daß Niemand sich über den Ernst wundern konnte, womit eine solche Politik im Parlament angegriffen wurde. In der That nahm das Oberhaus ein durch Lord Derby beantragtes tadelndes Votum mit großer Majorität an. Anders jedoch war es im Unterhause, wo Roebuck dem Mißtrauensvotum der Lords ein Vertrauensvotum „der Gemeinen" entgegensetzte. Die Debatte dauerte vier Nächte hindurch und war eine der außerordentlichsten parlamentarischen Leistungen, deren man sich seit vielen Jahren erinnerte. Alle leitenden Staatsmänner nahmen daran Theil; aber die Palme der Beredtsamkeit trug ohne Widerrede Palmerston selbst davon. Er erhob sich am zweiten Tage und sprach fünf Stunden lang, oder, wie Gladstone sich ausdrückte, vom Ende des einen bis zur Dämmerung des andern Tages, indem er seine ganze Politik vom Beginn seiner Amtsführung an bis zu jenem kritischen Augenblick vor seinen Zuhörern Revue passiren ließ. Niemand hätte aus seinem Tone schließen sollen, daß sein Ruhm, seine politische Existenz in der Wage schwankten. Er schien heiter, glänzend, siegesgewiß. Mit einer Schärfe des Raisonnements, einer Meisterschaft über das Detail, einem Schwunge der Darstellung, die auch seine unversöhnlichsten Gegner zur Bewunderung fortrissen, stellte er alle seine Handlungen als Resultate seines patriotischen Bemühens dar, der Ehre und den Interessen Englands gerecht zu werden und als er seine Rede mit dem berühmten Vergleiche zwischen dem römischen Bürger, dem die einfache Erklärung: Civis Romanus sum, auf der ganzen Erde Schutz verlieh, und dem englischen Bürger, der wie jener einem Weltreiche angehöre, schloß und die Frage aufwarf, weshalb nicht auch der Engländer durch

eine ähnliche Erklärung einen gleichen Schutz in Anspruch nehmen solle, erreichte der Enthusiasmus seinen Höhepunkt, das Haus hallte von dem Beifallssturm aller Parteien wider und der Sieg war factisch für Lord Palmerston entschieden. Die Debatte wurde noch zwei Nächte hindurch fortgesetzt; doch nachdem Sir Robert Peel, der Führer der Opposition selbst, von Palmerston's Rede erklärt hatte, England „müsse stolz sein auf den Mann, der sie gehalten," war über die Annahme des Vertrauensvotums kein Zweifel mehr. Eine große Majorität neutralisirte das Votum des Oberhauses und Lord Palmerston, mächtiger, populärer als je zuvor, behauptete seinen Posten im auswärtigen Amte.

Wenn die Masse des englischen Volkes vor der emphatischen Erklärung des Patriotismus die einzelnen seiner Politik nachzuweisenden Mängel bereitwillig vergaß, so wies die Bemerkung Russel's, „er könne dafür einstehen, daß, so lange seine Regierung dauere, Palmerston nie als Minister Oesterreichs, Rußlands, Frankreichs oder irgend einer andern Macht handeln werde, sondern als der Minister Englands," die tiefer sehenden Politiker darauf hin, daß seinem Verfahren gegen Griechenland bedeutsamere Ursachen zu Grunde gelegen hatten als die Behauptung der Ansprüche Don Pacifico's. Lord Palmerston bezweckte ohne Frage einen Schlag gegen die russischen Intriguen an König Otto's Hofe, eine Warnung an den König, den Zuflüsterungen der russischen Diplomatie kein Gehör zu schenken; in diesem Sinne wenigstens faßte Rußland offenbar seine Politik auf. Aber sein großer Triumph hatte dem populären Minister eine Vorstellung seiner beinahe dictatorischen Macht und Unentbehrlichkeit eingeflößt, welche der innern Ordnung einer constitutionellen Regierungsform, wie England dieselbe besitzt, zuwiderlief und schon das der Don-Pacifico-Debatte folgende Jahr sah seinen Fall. Lord Palmerston erlebte einen solchen Fall von der Höhe des Ansehens zweimal, und merkwürdig genug, beide Male durch sein Verhalten zu dem Manne, der allein unter den zeitgenössischen Politikern ihm den Ruhm eines europäischen „Feuerbrandes" streitig machen konnte: sein Verhalten zu Louis Napoleon. Der 2. December 1851 brachte den Staatsstreich in Paris und der erste europäische Minister, welcher die Resultate dieses Actes der Gewalt anerkannte, war Lord Palmerston. Er that dies auf eigne Faust, ohne seine Collegen um Rath zu fragen, ohne ihnen oder der Königin die Depesche vorzulegen, welche einen so wichtigen Act der auswärtigen Politik entschied. Alle Welt war erstaunt und Lord Palmerston büßte sein eigenmächtiges Auftreten durch seine Entlassung. Durch welche Erwägungen er einen so außerordentlichen Schritt vor sich selbst rechtfertigte, ist natürlich mehr oder weniger Sache der Speculation. Sicher ist, daß er dem französischen Usurpator den höchsten Dienst dadurch erwies und durch sein Entgegenkommen die Wege zur Bildung der der „Heiligen Allianz" feindlichen Allianz der Westmächte ebnete. Ob er in dem Erfolge Louis Napoleon's schon damals die Chancen dieser Veränderung in der Machtstellung der europäischen Mächte und die aus derselben fließenden politischen Consequenzen voraussah, wagen wir nicht zu entscheiden. Keine andere Hypothese scheint indeß geeigneter zur Erklärung des Widerspruchs in seiner Politik als diplomatischer Parteigänger der freiheitsdurstigen Nationen und seiner Politik als diplomatischer Parteigänger des revolutionären Despoten, der die Freiheit und die Rechte seines Volkes mit Füßen trat.

Lord Russell's Ministerium überlebte übrigens den Sturz seines einflußreichsten Mitgliedes nicht lange. Es fiel zu Anfang der Session von 1853 durch ein Amendement Lord Palmerston's in der Debatte über die Milizbill. Ihm folgte Lord Derby's Ministerium, und (nicht der am wenigsten auffallende Umstand in Lord Palmerston's Leben), dieselbe conservative Partei, die ihn drei Jahre vorher durch ein Mißtrauensvotum zu stürzen suchte, bot ihm damals das auswärtige Amt in dem neu gebildeten Cabinet an — eine Ehre, welche Lord Palmerston indeß klug genug war, auszuschlagen. Man erwartete allgemein die baldige Rückkehr der Whigs, oder doch den baldigen Sturz der Tories und in der That war kaum ein Jahr verflossen, bevor Lord Derby einer Coalition der Whigs und der Peeliten erlag. Diese Coalition gelangte an's Ruder unter Lord Aberdeen (1854). Das auswärtige Amt wurde an Lord Clarendon übertragen und

Palmerston, Aberdeen's alter Gegner und Rival, begnügte sich mit dem Ministerium des Innern. Er hatte damals sein 70. Jahr erreicht, genoß aber noch einer so vortrefflichen Gesundheit und war so gewöhnt an eine officielle Stellung und Thätigkeit, daß, so muß man annehmen, irgend ein Sitz im Ministerium ihm willkommner war, als das Halbdunkel der unabhängigen Mitgliedschaft im Parlament, oder gar der kühle Schatten der Opposition. Lord Palmerston als Minister des Innern war ein ganz neues Phänomen; aber mit gewohnter Eleganz und Leichtigkeit fand er sich in seine veränderte Stellung und lag den unscheinbaren Pflichten seines Amtes mit einem Eifer ob, als hätte es nie eine auswärtige Politik für ihn gegeben. Er sprach über Dünger und wissenschaftliche Agricultur und unterrichtete die Welt, „daß Schmutz im Grunde weiter nichts sei als eine nützliche Sache am unrechten Orte;" er discutirte die Mittel zur Verhütung der Ausbreitung der Cholera und erklärte in einem offenen Briefe, an dem Voltaire seine Freude gehabt haben würde, den schottischen Puritanern, die ihn um Anordnung specieller Gebete ersuchten, Reinlichkeit sei ein sichereres Präventivmittel gegen Krankheiten als Gebete. Um die Aufhellung der Dampf- und Kohlenatmosphäre der Londoner City erwarb er sich Verdienste durch eine Bill zur Einführung dampfverzehrender Schornsteine. Auch die Mängel der Wasserleitung erfreuten sich seiner besonderen Aufmerksamkeit — kurz, wenn man sich gewundert hatte, Palmerston, den alten Feuerbrand, von dem Ministerium des Innern Beschlag nehmen zu sehen, so trug die zugleich gemüthliche und energische Weise, in der er sein Amt verwaltete, nicht wenig dazu bei, ihn dem Herzen des Volkes näher zu bringen und seine alte Popularität zu befestigen.

Inzwischen waren die Donnerwolken des orientalischen Krieges an dem Horizont emporgestiegen. England befand sich im Kriegszustande, es wußte nicht wie (drifted into war, nach der oft citirten Bemerkung Clarendon's), und die entsetzlichen Leiden der englischen Armee während des Winters 1854—55, die man nicht mit Unrecht der nachlässigen Verwaltung Lord Aberdeen's zuschrieb, veranlaßten ein Tadelsvotum des Parlaments, welches die Auflösung des Ministeriums zur Folge hatte. Lord Palmerston war freilich ein Mitglied dieses Ministeriums gewesen, allein die Stimme des Volkes sprach ihn von Schuld frei und wie durch allgemeine Acclamation wurde die Ueberzeugung geltend gemacht, daß er allein das Land aus seiner bedrückten Lage zu retten vermöge, daß daher ihm die höchste Stelle am Ruder des Staates zukomme. Nach fast fünzigjähriger Dienstzeit, im 72. Jahre seines Lebens, erklomm er so die letzte Staffel der politischen Macht, die im gewöhnlichen Laufe der Dinge nur jüngeren Kräften erreichbar ist und dem unsichern Fuße des Alters entgleitet. Aber wenn unter den englischen Staatsmännern die langausdauernde Lebenskraft überhaupt eine auffallende Erscheinung ist, so gibt es wohl wenige Episoden der englischen Geschichte, in denen sie eine so glänzende Darstellung gefunden hat, als während der letzten zehn Dienstjahre Lord Palmerston's. Er schien sich mit den Jahren eher zu verjüngen als zu altern. Seine Arbeitsfähigkeit war unerschöpflich, sein vortreffliches Gedächtniß so frisch als je zuvor, Witz und Humor sprudelten ihm mit unverwüstlicher Fülle und an Energie und Elasticität des persönlichen Einflusses, wodurch er sein Ministerium und seine Partei zusammenhielt und beherrschte und dem Volke als ein würdiger Vertreter seiner Interessen erschien, konnte kein lebender Staatsmann sich ihm vergleichen. Seine Erfolge waren um so erfreulicher, als die höchsten Mitglieder des Aberdeen'schen Ministeriums ihn verlassen hatten und seine neuen Collegen ihm durch Indiscretionen in der Debatte nicht selten Verlegenheiten verursachten. Die Führung des Krieges gewann bald nach seinem Amtsantritt einen neuen Schwung und zu Anfang des Jahres 1856 wurde ein ehrenvoller Friede geschlossen. Louis Napoleon war sehr geneigt, die Russen mit billigen Concessionen zu entlassen; doch Palmerston bestand darauf, daß ihre Entfernung von der Donau absolut unerläßlich sei und zeigte eine Entschiedenheit, welche die gegnerischen Unterhändler schließlich zum Nachgeben zwang.

Im Laufe des Krieges war die englisch-französische Allianz eine große Thatsache geworden und das erdrückende Uebergewicht der russischen Macht in Ost- und Mittel-

europa hatte einen erschütternden Stoß erlitten. Doch kaum war der Friede in Europa hergestellt, als England in neue Kämpfe in Asien verwickelt wurde. Die indische Rebellion brach aus und ein Zwist zwischen dem englischen Gouverneur von Hongkong mit den chinesischen Behörden endete mit einer Kriegserklärung gegen China. Auf die indische Rebellion näher einzugehen, ist an dieser Stelle unnöthig; der chinesische Krieg dagegen wirkte ganz direct auf Palmerston's Stellung in England zurück. Die Tories und die Manchesterpartei sahen in dem Verfahren des edeln Lords eine Art Wiederholung der Don-Pacifico-Affaire, eine ungerechtfertigte Einmischung in die Angelegenheiten eines fremden Volkes, und während der Session von 1857 gewann eine Motion Cobden's, welche sich in diesem Sinne aussprach, eine Majorität für sich. Abgesehen von politischen, wirkten auch persönliche Rücksichten zu diesem Resultate zusammen. Berauscht von seinem Erfolge, hatte Palmerston schon seit längerer Zeit einen übermüthigen, wegwerfenden, spielenden Ton im Parlamente angenommen, der nicht allein seine Gegner beleidigte, sondern ihm manche seiner Anhänger entfremdete. Sein Einfluß hatte daher von Tage zu Tage abgenommen und Cobden's Motion beschleunigte eine anscheinend unvermeidliche Katastrophe. Aber Palmerston kannte die Schwäche seiner Landsleute in Beziehung auf auswärtige Politik und die Wahrung „der Ehre und der Interessen Englands" zu gut, um seine Niederlage im Parlament als endgiltig zu acceptiren. Er verordnete Neuwahlen und gewann durch dieselben eine wahrhaft triumphirende Majorität. Cobden selbst, Bright, Layard und manche andere Koryphäen der liberalen Opposition verloren ihre Sitze. Das neue Parlament trat noch in demselben Jahre zusammen und bestätigte Palmerston's chinesische Politik. Er schien höher und fester zu stehen als je zuvor. Man weissagte ihm mit dem unter seinen Auspicien gewählten Parlament eine lange Amtsdauer, eine mächtige Regierung. Doch er war schon einmal von der Höhe des Ansehens gestürzt und schon wenige Monate später trat die Nemesis zum zweiten Male in der Gestalt Louis Napoleon's an ihn heran. Kurz vor dem Beginn der Session von 1858 fand das Orsini'sche Attentat statt. Louis Napoleon machte geltend, daß England, als Land des Asyls für politische Flüchtlinge, diesen und andern Mordversuchen als Basis diene und forderte ohne viel Umschweife eine Aenderung der Alien Bill, auf deren Bestimmungen das Gastrecht politischer Flüchtlinge in England ruhte. Die Forderung war im peremtorischen Tone gehalten; aber Palmerston, der Hüter der Ehre und der Interessen Englands, ließ sich in einem so kritischen Momente nicht einmal Zeit zu diplomatischer Erwiederung der peremtorischen Depesche, sondern brachte ohne Verzug seine berüchtigte Conspiracy Bill in's Parlament. Die erste Lesung ging durch; allein die liberale Minorität dagegen war so groß und die öffentliche Meinung verurtheilte so entschieden eine Maßregel, die in Wahrheit nichts war als eine Veränderung der Landesgesetze auf den Befehl eines fremden Despoten, daß die Motion zur zweiten Lesung mit einer Niederlage für Palmerston endete. Geschlagen in dem so eben unter seinem Einfluß gewählten Parlament, blieb ihm nichts übrig, als zu resigniren. Es war die demüthigendste Niederlage, die er je erlitten, nicht bloß, weil der Umschwung so plötzlich und gewaltsam kam, sondern weil die Freunde Englands sich zu dem Sturze eines Ministers glückwünschen mußten, der die Ehre seines Vaterlandes, als deren specieller Vertreter er sich stets aufgeworfen, in diesem Falle verrathen hatte. Palmerston's Besuch in Compiegne, wo er während desselben Jahres auf Einladung des Kaisers der Franzosen eine Reihe von Tagen zubrachte, war wenig geeignet, diesen Eindruck zu verwischen, und es fehlte nicht an Propheten, die seinen Sturz als das Ende seines hegemonischen Einflusses auf die englische Politik auslegten.

Daß Lord Palmerston nichtsdestoweniger schon zu Ende der Session von 1859 wieder als Premierminister im Amte war, ist eins der Wunder seiner Carriere und der Wandlungen der England beherrschenden politischen Parteien. Nicht minder wunderbar war es, daß Lord Derby die Ministerbank räumen mußte, weil eine von ihm, dem Hochtory, eingebrachte Reformbill die liberale Opposition nicht befriedigte, und daß Palmerston, der alte Antireformer, an's Ruder zurückkehrte unter der

Voraussetzung, daß es seine erste Sorge sein solle, eine radicalere Reformbill durchzuführen. Er brachte in der That im Jahre 1860 eine Reformbill ein; allein diese entsprach den liberalen Erwartungen so wenig und Lord Palmerston betrieb die Discussion mit so auffallender Lauheit, daß die Bill zu Boden fiel und die Frage der Wahlreform seitdem einschlummerte. Sein zweites Ministerium war übrigens aus tüchtigeren Kräften zusammengesetzt als das erste, und, durch Erfahrung belehrt, trug er selbst Sorge, sich nicht, wie früher, durch anmaßendes Auftreten die Sympathien des Parlaments zu entfremden. Sein Benehmen von 1858 hatte man ihm vergessen und die Popularität des jugendlichen Greises, der die Angelegenheiten eines Weltreiches mit so rastloser Energie leitete und in seiner Persönlichkeit, seinen Interessen und Sympathien vollkommen die populäre Idee von dem fine old English gentleman realisirte, war unbegrenzt. Nach außen hin fand er in dem italienischen Kriege Gelegenheit, seine traditionelle Politik zu Gunsten der nationalen Einheitsbestrebungen zu bethätigen; gegen Frankreich nahm er, ohne die Allianz fallen zu lassen, eine unabhängige, achtunggebietende Stellung ein, indem er die Bildung der Freiwilligenarmee betrieb und mit der Küstenvertheidigung und den Rüstungen des Kaiserreichs zur See und zu Lande gleichen Schritt hielt. Man hat ihm diese Rüstungen und die dadurch verursachten ungeheuern Ausgaben zum Vorwurf gemacht; aber es ist schwer zu sehen, wie dieselben bei der Lage der Dinge, in dem armirten, drohenden Zustande der Welt, zu vermeiden waren. Außerdem geschah nach der andern Seite viel zur Hebung der Finanzen und der allgemeinen Prosperität. Gladstone hatte unbeschränkte Freiheit, seine Freihandelsgesetzgebung im weitesten Umfange zur Ausführung zu bringen; Cobden wurde zum Abschluß des Handelsvertrages mit Frankreich nach Paris geschickt und trotz der enormen Marine- und Armeebudgets war der Aufschwung des Handels, der Industrie und des Wohlstandes unverkennbar. Während des amerikanischen Krieges hätte man eine weniger kühle Haltung der Regierung gegen die Nordstaaten wünschen mögen; aber ihre Stellung war bei den so entschieden ausgesprochenen Sympathien des englischen Volkes für den Süden keine leichte und an der einmal vorgezeichneten Politik der Neutralität hielt sie, trotz der Schmeichelkünste des Kaisers der Franzosen, mit rühmlicher Consequenz fest. Am wenigsten creditabel war Lord Palmerston's Verhältniß zu der schleswig-holstein'schen Frage, zu deren Lösung in dänischem Sinne er schon nach dem ersten Kriege eifrig mitgewirkt hatte. Seine Vertheidiger sagen, er habe das Vasallenverhältniß Preußens zu Rußland gefürchtet und daher der Losreißung der Herzogthümer von Dänemark als einer indirecten Vermehrung des russischen Einflusses in der Ostsee entgegengearbeitet. Wie dem indeß auch sei, dem Vorwurf der Illiberalität wird seine dänische Politik nicht entgehen können, und die moralische Niederlage, welche die alte diplomatische Praxis des Einmischens durch Depeschen, der Drohungen auf der einen, der Verheißungen auf der andern und des schließlichen thatlosen Zurückziehens von beiden Seiten, erlitt, warf, ebenso wie der triumphirende Erfolg der amerikanischen Unionisten, einen Schatten auf die letzte Zeit der Palmerston'schen Administration. Man empfand diese Wirkung so entschieden in England, daß vielfach die Meinung ausgesprochen wurde, die Epoche der Canning-Palmerston'schen Interventionspolitik habe in Folge dieser Ereignisse und der durch sie empfangenen Lehren ihr Ende erreicht, und zu leugnen ist es nicht, daß sie eine vernichtende Wirkung auf das übertriebene Selbstgefühl des englischen Volkes ausgeübt und seine Diplomaten zu größerer Vorsicht in der Behandlung auswärtiger Angelegenheiten ermahnt haben — eine Wirkung, die wahrscheinlich noch um so fühlbarer zu Tage treten wird, da das unruhig flackernde Licht des alten „Feuerbrandes" die Weltbühne nicht mehr mit seinem Scheine erhellt.

Im Parlamente bewahrte Lord Palmerston bis zuletzt die Macht und den Zauber seines persönlichen Einflusses. Durch seinen Tact, seine Gewandtheit, seinen unverwüstlichen Humor, seine stete Schlagfertigkeit rettete er nicht selten seine Regierung vor dem Scheitern an den zahlreichen Klippen, die ihr mit Schiffbruch drohten. Er war kein großer Redner in dem gewöhnlichen Sinne des Worts. Er machte nie einen

Versuch, mit Pitt und Fox, mit Peel und Gladstone in Beredtsamkeit zu rivalisiren. Ihm lag nichts an Grazie oder Pathos des Stils; sein Organ war mangelhaft und obgleich er im Ganzen fließend sprach, schien er doch öfter nach dem passenden Worte zu suchen. Aber wenige Redner waren je erfolgreicher in der Hervorbringung des Eindrucks, den sie bezweckten, in dem instinktiven Verständniß der Stimmung und der Sinnesweise der Zuhörer, auf deren Ansichten oder Entschlüsse sie zu wirken hatten. Wenn er nicht absichtlich vague und unverständlich sein wollte, ging er stets grade auf den Kern der Sache los und würzte seine klare, kräftige, einfache, beinah in conversationellem Ton vorgetragene Rede mit Ausfällen des Humors und der Satire, die um so seltener ihre Wirkung verfehlten, je zwangloser unmittelbar sie aus der Stimmung des Augenblicks hervorblitzten. Seine Ausdauer im Durchhören einer Debatte und sein rasches, sicheres Gedächtniß waren bewundernswerth. Von den frühen Nachmittagsstunden bis zu den frühen Morgenstunden des kommenden Tages sah man den weißhaarigen Veteranen an seinem Platze auf der Ministerbank und im letzten Momente der Sitzung schien er ebenso frisch, ebenso schlagbereit als im ersten. Ohne die Aushülfe einer geschriebenen Notiz erwiederte er Punkt auf Punkt mit schlagendem Effect auf die in langen Reden gegen ihn erhobenen Angriffe und gab durch seine stets unvorbereiteten Reden der Debatte oft eine Wendung, einen entscheidenden Ausschlag, der dem größten Meisterwerk einstudirter Beredtsamkeit nie hätte gelingen können. Er war ohne Frage ebenso sehr durch seine Persönlichkeit als durch seine officielle Stellung das einflußreichste Mitglied des Parlaments und wenn gelegentliche Anfälle der Gicht, jenes traditionellen Leidens der englischen Staatsmänner, das auch ihn nicht verschonte, ihn verhinderten, den Sitzungen beizuwohnen, schien der ganze Ton der Debatten wie verändert, die Chancen der Opposition, der Regierung eine Schlappe beizubringen, gestiegen. Derselbe glückliche Tact, dieselbe Herrschaft über die Stimmung seiner Zuhörer, zeichneten seine außerparlamentarischen Reden aus. Es machte für ihn keinen Unterschied, ob er unter den Großwürdenträgern der City, bei den Festessen des Lord Mayors von London, vor seinen Wählern in Tiverton, unter seinen Pächtern in Romsey, bei Einweihungsfestlichkeiten und Preisvertheilungen öffentlicher Schulen oder industrieller Ausstellungen auftrat — er fand stets das passende Wort für die Gelegenheit und erfüllte durch die heitere, gefällige Art und Weise, in der er sich der Situation anbequemte, alle Erwartungen, die man von ihm gehegt hatte. Gegen die Landsassen auf seinen Besitzungen ein liberaler Herr, war er gegen seine Amtscollegen und politischen Agenten ein treuer ausdauernder Freund. Stets bereit, ihre Verdienste anzuerkennen, war er nicht weniger bereit, sie gegen feindliche Angriffe in Schutz zu nehmen; und fand daher ebenso viele diensteifrige Untergebene als persönliche Anhänger. Im gesellschaftlichen Verkehr erschien er zugleich als der joviale Lebemann und der salongewandte Diplomat. An den nationalen Vergnügungen der Jagd, der Pferderennen und der athletischen Spiele betheiligte er sich mit naturwüchsigem Behagen. Während der Parlamentssession vergingen wenige Tage, wo man ihn nicht in Rotten Row zu Pferde sah; das Derbywettrennen versäumte er nie und noch während der letzten Jahre seines Lebens zog er öfter der Eisenbahnfahrt den weiten Ritt zu Pferde von London nach Harrow vor, wo er durch seine Gegenwart bei den Schulfestlichkeiten die Erinnerung an die Zeit, als er selbst Schüler in Harrow war, erneuerte.

Es war kaum zu verwundern, daß eine so unverwüstliche Lebenskraft, ein so glänzendes hohes Alter das englische Volk beinahe an die Vorstellung gewöhnten, als gäbe es kein Ende dafür — ja, daß der Tod Lord Palmerston's die Nation gewissermaßen als ein unvorhergesehenes Ereigniß überraschte. Im Laufe der letzten Parlamentssession hatte er allerdings an heftigeren und häufigeren Anfällen der Gicht gelitten und sich mehrere Male genöthigt gesehen, wochenlang das Bett zu hüten; aber so oft er sich im Parlamente blicken ließ, Interpellationen beantwortete, an den Debatten theilnahm, schien er derselbe wie früher; jedenfalls hatte seine geistige Frische keine Abnahme erfahren. Nach dem Schluß des Parlaments war er noch zur Wahl in Tiverton gewesen, dem

Orte, den er seit 1835 ohne Unterbrechung vertreten, und hatte den Triumph erlebt, aus den Neuwahlen, die unter der Parole: „Palmerston oder Derby, liberal oder conservativ," stattfanden, eine große Majorität für seine Regierung hervorgehen zu sehen. Er ging dann nach Brocket Hall, einem Landsitze in Herfordshire, den er von seinem Schwiegervater, Lord Melbourne, geerbt, und genoß nach Allem, was man hörte, eines dauernden Wohlseins. Nur wenige Tage fehlten noch an der Vollendung seines 81. Jahres, als die erste Kunde von einer gefahrdrohenden Rückkehr seines alten Leidens ruchbar wurde. Die nächste Veranlassung war eine heftige Erkältung, die er sich bei einer Spazierfahrt zugezogen. Eine Weile hoffte man noch auf seine Genesung; aber die Symptome nahmen plötzlich eine verhängnißvolle Wendung und am 18. October meldeten die Zeitungen seinen Tod.

Die erschütternde Wirkung, welche diese Nachricht in England hervorbrachte, war allgemein. Sie äußerte sich in der Presse, in der Gesellschaft, in zahlreichen Meetings und Condolenzadressen und vereinigte alle Parteien in dem Ausdruck des Bedauerns über den Verlust eines so seltenen Mannes. Man wiederholte sich die Geschichte seines Lebens und so verschieden im Einzelnen die Urtheile über seinen Charakter und seine Wirksamkeit ausfallen mochten, so einstimmig war die Ansicht, daß sein Tod eine Lücke zurücklasse, die durch keinen Nachfolger auszufüllen sei.

Lord Palmerston hatte den Wunsch ausgesprochen, auf dem Kirchhofe von Romsey, in der Nähe seines Landsitzes und Geburtsortes Broadlands begraben zu werden und die Vorbereitungen zur Ausführung dieses Wunsches hatten schon begonnen, als seine Wittwe dem Dringen seiner Collegen, die sterblichen Reste des Dahingeschiedenen in dem nationalen Mausoleum der Westminsterabtei beizusetzen, Gehör gab. Unter großer öffentlicher Theilnahme wurde er dort, acht Tage nach seinem Tode, zwischen den Gräbern von Pitt und Fox und gegenüber dem Grabe Canning's, bestattet.

Lord Palmerston war seit 1839 mit der Tochter Lord Melbourne's und Wittwe Earl Cowper's verheirathet. Seine Ehe galt für eine glückliche. Er hinterläßt aber keine Kinder; die Peerswürde der Palmerston's ist daher mit ihm erloschen.

Von den möglichen Consequenzen seines Abscheidens auf die politische Entwicklung Englands zu reden, ist hier nicht der Ort. Wir haben nur noch zu erwähnen, daß Lord Russell ihm als Haupt des Ministeriums gefolgt ist und alle Kräfte in Bewegung setzt, für die kommende politische Campagne stark gerüstet dazustehn. Daß übrigens die Opposition auf diese Campagne Hoffnungen zur Rückkehr an die Leitung der Geschäfte baut, kann nicht bezweifelt werden und vielleicht bald schon wird die Wirkung des Todes Henry John Temple's, letzten Viscounts Palmerston, sich in einer völligen Umgestaltung der alten Parteien offenbaren.

Literarisches.

Die Geschichte der Welt vor und nach Christus, mit Rücksicht auf die Entwicklung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie der welthistorischen Völker. Von Dr. H. Dittmar. Neue wohlfeile Gesammtausgabe in 6 Bänden. Heidelberg, Karl Winter.

Die Gestalt des Erlösers ist für Dittmar der Mittelpunkt der Weltgeschichte, das beweist schon der Titel seines Werkes; mehr noch geht es aus der ganzen Behandlung der Geschichte und besonders aus den Abschnitten über den Stifter der christlichen Religion, sowie über die Reformation und ihre Bedeutung, hervor. Dieser specifisch christliche Standpunkt ist jedoch durchaus kein beschränkter. So lange der Geschichtschreiber noch annimmt, die mosaische Urkunde sei die Leuchte in der Hand der Forschung, und von der Naturforschung nur Ehrfurcht dafür fordert; so lange er von der griechischen Religion sagt: Als der Glaube an diese Götterwelt noch lebendig war, fehlte es auch nicht an sittlich guten Folgen, deren keine positive Religion, so lange sie mit aufrichtigem Herzen geübt wird, gänzlich entbehrt — kann man nicht von Einseitigkeit im schlimmen Sinne reden. Man würde die Bedeutung des evangelischen Glaubens, welcher vorzugsweise den christlichen Standpunkt für sich in Anspruch nehmen will und dessen Richtung in der Schlußbetrachtung des Dittmar'schen Werkes besonders deutlich hervorgehoben wird, mißkennen, wollte man annehmen, daß ein Histo-

riker, der auf der Höhe seiner Wissenschaft steht, nicht von diesem specifisch christlichen Standpunkte aus die Ereignisse richtig beurtheilen und ihnen ihre Stelle anweisen könnte. Dittmar thut dies mit anerkennungswerther Consequenz. Bei Gelegenheit, wo er von der platonischen Philosophie redet, heißt es etwa: Plato faßt die Sünde als Irrthum, nicht als Schuld. Die Erlösung ist bei ihm das Ergebniß der Speculation, während die Erlösung des Christenthums aus dem Leben kommt, im Leben sich fortsetzt und wahrhaftiges Leben gibt. Der christliche Erlöser ist daher mehr als eine Idee, er ist selbst der Weg, die Wahrheit und das Leben. — Die Arbeit an sich ist eine sehr sorgsame und gewissenhafte, was bei einem geschichtlichen Werke erste Bedingung bleibt. Jeder, der sich etwas tiefer in die historische Wissenschaft einläßt, weiß ja, daß die Persönlichkeit des Geschichtschreibers immer durchblickt; hier blickt nun eben eine vom Glauben an die Wahrheit des Evangeliums durchdrungene Seele heraus. Dem sittlichen Ernste verbindet sich eine schlichte Darstellung, was das Werk für weitere Kreise sehr empfehlenswerth macht, wobei noch zu bemerken bleibt, daß die Ausstattung gut und der Preis im Verhältniß zu dem Umfange des Ganzen sehr billig ist.

Kunst-Notizen.

Seit längerer Zeit erscheinen im Selbstverlage Hans Hanfstaengl's große „Photographien der vorzüglichsten Meisterwerke der Dresdener Gemäldegalerie." Die ganze Sammlung zerfällt in Serien und jedes einzelne Blatt wird als Lieferung in einem Umschlag, auf welchem eine Erklärung des betreffenden Bildes gegeben ist, versandt. Die Ausführung der Photographien ist ausgezeichnet und bei dem Reichthum an wirklichen Meisterwerken ersten Ranges, welchen die Dresdener Galerie besitzt, kann man sich eine Vorstellung davon machen, welch ein Prachtwerk nach und nach da zusammen kommt. Als Zimmerbilder sind diese Blätter vorzüglich geeignet. Es liegen uns einige vor, welche in jeder Beziehung zu empfehlen sind. So u. a. das bekannte Chocoladenmädchen von Liotard, welches in der Photographie wirklich auf überraschende Weise die Lebensfülle und Feinheit des Originals wiederspiegelt.

Von der neuen Ausgabe der Kupferstiche nach Kaulbach's Wandgemälden im Treppenhause des Berliner Neuen Museums sind die ersten Blätter bereits ausgegeben. Das ganze Werk erscheint in 10 Lieferungen, welche 28 Blätter, 6 größere und 22 kleinere, enthalten werden. Die 6 größeren Bilder sind: „Der Babelthurm," „Homer und die Griechen," „Die Hunnenschlacht," „Die Reformation," „Die Kreuzfahrer" und „Die Zerstörung Jerusalems"; die kleinen Blätter bringen die einzelnen symbolischen Figuren, wie die Sage, die Geschichte, die Malerei u. s. w, sowie Theile des Frieses. Das ganze Werk, welches in der That eine der glänzendsten Manifestationen des deutschen künstlerischen Genius genannt werden darf, erscheint nun vollständig in neuer Ausgabe im Verlage von Alexander Duncker und wird voraussichtlich im Einzelnen wie im Ganzen viele Freunde finden. Allerdings ist die Anschaffung der ganzen Sammlung etwas kostspielig, aber sie bietet auch ein großartiges Werk von dauerndem Werthe. Es dürften nur wenig Compositionen der neueren Zeit so rasch im Publicum bekannt geworden sein, wie die sechs großen Kaulbachschen Treppengemälde, von denen namentlich der Babelthurm und die Zerstörung Jerusalems die größte Popularität erlangt haben. Auch einige der symbolischen Figuren sind allbekannt. Während nun die erste Ausgabe der Kupferstiche, welche bereits unternommen wurde, als erst einzelne der Bilder fertig waren, noch im Erscheinen begriffen ist, veranstaltet die Verlagsbuchhandlung gegenwärtig, da das ganze Werk von Kaulbach vollendet ist und somit die Eintheilung der Kupferstiche getroffen werden kann, diese neue Ausgabe. Die Stiche sind sehr schön; theilweise sind sie bereits bekannt.

Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir sie auf das im Verlage von Ed. Hölzel in Olmütz erschienene Werk: Blumen der Heimath in Bild und Lied, 7 Blatt in Oelfarbendruck mit Dichtungen von Joh. Nep. Vogl, aufmerksam machen. Die jetzt so beliebten Oelfarbendruckbilder sind hier in höchster Vollendung geboten und illustriren auf das Sinnigste die gemüthvollen Dichtungen des bekannten österreichischen Lyrikers Joh. Nep. Vogl.

„Lose Blätter aus Heine's Buch der Lieder" ist der Titel eines bei Wreden und Borstell in Berlin erschienenen Werkchens, das auf sechs Blättern in Farbendruck Aquarellen von Rosa Bussy wiedergibt. Die Composition einzelner Blätter verräth ein hübsches Talent, besonders ist jedoch die Ausführung hervorzuheben, welche den Farbedruck auf einer erstaunlichen Höhe zeigt. Die Heine'sche Lyrik läßt sich allerdings schwer illustriren, dessenungeachtet wird sich das Werkchen, namentlich in der Damenwelt, Freunde erwerben und als Festgeschenk gewiß willkommen geheißen werden.

Zur

Geſchichte des deutſchen Handwerks.

Von

Ludwig Stahl.

(Schluß.)

Noch bleibt mir das Recht des Handwerkes zu beſprechen: von dem zum Handwerksbetrieb Berechtigten nun auch bei der Aufnahme in die Körperſchaft eine Abgabe zu verlangen, denn mit dieſen Eintrittskoſten hatte man es allerdings in der Hand, den Zutritt ſo gewaltig zu erſchweren, daß Vielen die Möglichkeit dazu völlig abgeſchnitten ſein mußte. Aber auch hier liegt weder eine ſolche Abſicht zu Grunde, noch war die Ausführung derſelben entſprechend. Die Koſten des Handwerkskaufes hatten zweierlei Veranlaſſung. Die Ertheilung der Erlaubniß, eine Innung und Einung oder ein Handwerk zu errichten, ſtand nämlich der obrigkeitlichen Gewalt, dem Landesherrn oder dem Rathe zu; ſie wurde, wie die Verkaufsſtellen, als Einkommenquelle benutzt; das ganze Handwerk mußte die Erlaubniß bezahlen und zwar in der Weiſe, daß es bei Aufnahme jedes Genoſſen eine Abgabe entrichtete. So fiel von den Eintrittsgebühren ein Theil, die Hälfte oder öfter zwei Drittheil, dem Landesherrn oder dem Rathe zu, und ſie wurden meiſtens auch von dieſen feſtgeſetzt oder wenigſtens beſtätigt. Das übrige gehörte theils den Handwerksmeiſtern für ihre Mühe, theils floß es in die Handwerkscaſſe für die Bedürfniſſe des Handwerkes, als für Miethe, oder Tilgung der Ankaufsſumme des Zunfthauſes. Immer aber war der ganze Betrag ſo unbedeutend, daß er den Eintritt nicht füglich hindern konnte, nie über zehn Gulden. Daß aber eine Hinderung gewiß nicht beabſichtigt war, beſtätigt ſich wieder dadurch, daß die Summe nicht einmal gleich bezahlt werden mußte; bald wurde ſie in zwei Vierteljahresraten eingefordert, bald gar, wie in Frankfurt, wenn der Meiſter nicht bei Geld war, auf ein ganzes Jahr geſtundet. Somit war der Handwerksgenoſſe im Stande, als Meiſter die ganze Summe erſt zu erwerben, und wenn er ſie nach Ablauf der Friſt nicht bezahlen konnte, wurde ihm nicht etwa das Handwerk ſofort gelegt, wie es die Abſicht der Excluſion mit ſich gebracht hätte, ſondern das Handwerk verfolgte ihn zunächſt als Gläubiger mit Pfändung und anderen tauglichen Rechtsmitteln.

Jedoch ein Theil der Gabe mußte ſogleich entrichtet werden, und ſo geringfügig er war, ſo darf ich ihn doch nicht umgehen, wegen den Folgen, die ſich in der Zukunft an ihn knüpften. Es war

allgemeine deutsche Sitte, daß ein Vertrag erst durch ein gewisses Reichniß, in vielen Fällen Weinkauf genannt, rechtskräftig wurde. So auch die Aufnahme in das Handwerk; dafür mußte etwas zur Urkunde gegeben werden, eine gemessene Quantität Wein, meist ein Viertel (= $^1/_{16}$ Ohm), welches bald dem Landesherrn, bald dem Rath, den Handwerksmeistern, oder auch sämmtlichen Genossen zukam; dazu, und immer den Letzteren gehörig, eine ebenso gemessene Quantität Brot und Käse, oder Brot und gesalzenes Fleisch. Diese Gabe, welche sowohl der Lehrling bei seinem Eintritt in das Handwerk, als der angehende Meister entrichten mußte, wurde ausdrücklich als „zur Urkunde" bezeichnet. Ich werde später darauf zurückkommen müssen.

Dies waren die wenigen, einfachen, gewiß nicht tadelnswerthen Bedingungen der Aufnahme in das Handwerk durch ganz Deutschland; nur wenige weitere Anforderungen, welche jedoch ihrem Geiste und Zwecke nach mit jenen nicht in Widerspruch stehen, finden sich vereinzelt vor. So das Verlangen des Nachweises eines gewissen Vermögens, veranlaßt durch besondere Umstände; bei gewissen Handwerken dadurch, daß eine Garantie für den Ersatz allenfalsiger Beschädigung oder Betrugs gegen die Kunden geboten werden sollte, so bei Goldschmieden, Schneidern ꝛc., oder für alle Handwerke schon bei der Bürgeraufnahme in einzelnen Städten, in welchen der Zudrang der Armen, Leibeigenen besonders stark war, wie in Augsburg, Nürnberg ꝛc. Hier lag wieder nicht ein Beschluß der Handwerke zu Grunde, sondern ein Rathsschluß, nicht im Interesse der einmal vorhandenen Handwerksgenossen, sondern im Interesse der Stadt, wie z. B. in Constanz der Rath den Beschluß erließ an eine Zunft: sie solle fortan, damit nicht so viele arme Leute hereinkämen, „die Eintrittskosten um 1 Pfund Heller erhöhen, und Jedem den Eid abnehmen, binnen fünf Jahren nicht zu betteln außer in der Noth, sondern sich in seiner Armuth zu begnügen." Auch sind die meisten der eben angeführten particulären Bestimmungen erst in dem fünfzehnten Jahrhundert entstanden. Vollends die Festsetzung einer bestimmten Meisterzahl, das geschlossene Handwerk, kommt in den sehr zahlreichen Documenten, die mir zur Disposition standen, nur zweimal vor. Einmal in Köln, wo der Weberstühle nicht über dreihundert, später sogar nicht über zweihundert gehalten werden sollten. Aber dieser besondere Fall hatte auch eine besondere Veranlassung. Die Tuchweber in Köln waren nämlich nicht nur das zahlreichste und mächtigste, sondern auch das unruhigste Handwerk daselbst; schon vom dreizehnten Jahrhunderte an hatten sie wiederholt sich gegen die bestehende Obrigkeit, gegen die Geschlechter, mit den Waffen in der Hand erhoben und waren stets zu allen Händeln bereit; um nun diesem wilden Handwerk die Flügel zu beschneiden, sollte es knapper gehalten werden, daher jener Beschluß, nur dreihundert Stühle zuzulassen; er wurde erlassen von den Patriciern im Rath, nicht vom Handwerk, daher er auch zuerst nicht im Handwerksbuch, sondern im Eidbuch, dem Buch der Verfassung und Verordnungen, aufgenommen ist. Das war das einzige Handwerk in Köln, das einer Beschränkung derart unterlag. Ein zweiter Fall liegt in Kiel vor, wo auch schon im vierzehnten Jahrhundert das Handwerk der Böttcher nicht mehr als sieben Meister haben durfte. Specielle Veranlassung hiefür läßt sich aus den vorhandenen Quellen nicht auffinden; jedoch darf kaum gezweifelt werden, daß diese mit den Einrichtungen des ganzen übrigen Deutschlands in so grellem Widerspruch stehende Beschränkung eine specielle Ursache hatte, und jedenfalls kann ein so vereinzelter Fall die Behauptung nicht abschwächen, daß den Handwerken die ihnen gemeinsam untergeschobene Tendenz der Exclusion gänzlich fremd war.

Es wäre auch nur höchlichst zu verwundern, wenn dem anders wäre, denn von einer Veranlassung zum Gegentheil, etwa einer drückenden Concurrenz, konnte jener Zeit nicht die Rede sein. Die deutsche Industrie hatte einen mehr als genügenden Markt. Der Bund der nordischen Städte, die Hanse, beherrschte noch die Meere, hatte noch den Handel nach England, Dänemark, Schweden und Norwegen und nach Rußland fast ausschließlich in Händen. Die hervorragenden süddeutschen Reichs- und Handelsstädte, Augsburg, Nürnberg, Regensburg hatten sehr

ausgedehnten Handel nach Italien und von da nach der Levante. Nürnberg insbesondere versorgte den Osten mit deutschen Manufacturen, die niederrheinischen Städte den Westen. Und diesem enormen Markte standen die verhältnißmäßig wenigen deutschen Industriestädte gegenüber. Der Wunsch, sich diesen Markt zu erhalten, dadurch, daß sie ihn auch allein versehen konnten, mußte daher die Handwerke treiben, ihre Production zu vermehren, sich auszudehnen, nicht sich zu verkleinern. Dazu kommt, daß der von ihnen überall angestrebte politische Einfluß sie darauf hinwies, durch Mehrung ihrer Zahl ihre wirkliche Macht zu erweitern. Die Politik der Handwerke konnte hierin keine andere sein, als die der Städte überhaupt, welche auch insgemein dahinstrebten, durch Zuwachs an Einwohnern Kraft zu gewinnen, sich gegen die vielen Angriffe, denen sie ausgesetzt waren, zu vertheidigen, und die Straßen soweit als möglich für den Handel zu schützen. Die Städte waren nicht spröde in den Bürgeraufnahmen, und dem analog konnten die Handwerke nicht spröde sein in der Genossenaufnahme, der Zuwachs für die Städte war ja im Wesentlichen nur von Aufnahme der Handwerker zu erwarten. Aber wie jede Person und jede Corporation nach irgend einer Seite hin egoistisch und exclusiv ist, so auch die Städte und Handwerke, nur nicht in der allgemein geglaubten Weise. Jene suchten zwar den Handel im Allgemeinen zu fördern und im Gemeininteresse ganz Deutschlands überall zu sichern, aber jede Stadt suchte auch soviel als möglich von diesem Handel an sich zu reißen, die anderen Städte davon auszuschließen. So die Handwerke; jedes derselben war stets zur Aufnahme willig, um sich zu stärken, aber jedes suchte sich mit einem Monopol für gewisse Arbeiten zu versehen, Handwerk gegen Handwerk grenzte sich scharf ab, und jedes hielt streng darauf, die Mitglieder aller übrigen von jenem Erwerbekreis ferne zu halten, den es sich als Domäne angeeignet hatte, daher die steten Streitigkeiten der Handwerke untereinander, der Gerber gegen die Schuhmacher und dieser gegen die Schuhflicker, der Kürschner und Schneider, der Schreiner und Zimmerleute, der Kupferschmiede und Blechschmiede, der Schmiede und Schlosser ꝛc. Solche Streitigkeiten kamen bei den Handwerken immer in großer Masse vor, während von Aufnahmsstreitigkeiten nur sehr selten die Rede ist. Dieser Charakter der Handwerke, größte Zugänglichkeit bei der Aufnahme und schroffster Abschluß aller nicht demselben Handwerke Zugehörigen von dessen Arbeitskreis tritt noch einmal hell zu Tage an der äußersten Grenze der Periode, von der ich spreche, am Ende ihrer guten Zeit, und findet da in überraschender Weise ihren Ausdruck. Im Jahre 1487 hatten die Handwerke in Regensburg die Patricier aus dem Rathe verdrängt; sie besetzten ihn mit 69 Stimmen gegen nur 12 andere Gemeindemitglieder, und diese gewaltige Majorität von Handwerkern beschloß: „Jeder Bürger in unserer Stadt soll arbeiten, handeln und handthieren dürfen, was er kann und vermag, doch ein Handwerk dem anderen uneingegriffen." Diesen merkwürdigen Beschluß eines Handwerksregimentes führe ich an, weil er die Tendenz des Handwerks aus der alten Zeit so bestimmt und klar zeichnet. Seine Folgen sind schon ihrer kurzen Dauer halber nicht beachtenswerth. Zwar trat sofort, mit Umgehung des zweiten Satzes, die Abgrenzung der Handwerke betreffend, Gewerbefreiheit ein, der Schneider handelte mit Drechslerwaren, der Bäcker mit Kleidern, das Realrecht wurde über den Haufen geworfen, wer Lust und Geld hatte, errichtete eine Brauerei; aber grade insbesondere dieser letztere Eingriff in das Stadtprivilegium veranlaßte das nach wenigen Jahren wieder eingesetzte alte Stadtregiment, die alte Ordnung wieder herzustellen, und gewiß hätte auch das Zunftregiment seinen Beschluß nicht länger aufrechterhalten, denn die Principien, welche er aussprach, waren schon nicht mehr die allgemein giltigen, vielmehr vor Ende des fünfzehnten Jahrhundert das Streben nach Monopolisirung schon sehr stark und verbreitet, und es stellte sich schon bei den Handwerken jene Engherzigkeit ein, welche sich mit dem Verlauf der Zeit bis zu dem bekannten und verrufenen Grade steigerte.

Eigenthümlich und beachtenswerth ist, wie die weitest gehenden Hemmnisse und Chikanen, welche jener Engherzigkeit zufolge dem Eintritt in das Handwerk ent-

gegengeſetzt wurden, noch immer auf den alten Bedingungen der Aufnahme fußten, und dieſe nun in ſolcher Entartung erſcheinen, daß der Geiſt des alten Handwerkes gar nicht mehr zu erkennen iſt. Das Bürgerrecht war noch immer Erforderniß, aber während früher vorausgeſetzt wurde, „daß dem Rathe vorerſt Genüge geſchehen ſein müßte," ehe man ſich um das Handwerk bewerben konnte, ſo wurde es ſpäter an die Vorausſetzung geknüpft, daß dem Handwerke Genüge gethan ſei. So fielen jene alten Bedingungen für das Bürgerrecht, eheliche Geburt, Freiheit und Unbeſcholtenheit den Handwerken zur Beurtheilung anheim, und dieſe unterließen nicht, ſie in ihrem Sinne auszubeuten. Von den Chikanen, welche aus der Geburt abgeleitet wurden, abgeſehen, bot ihnen hiefür beſonders die Unbeſcholtenheit reichen Stoff. Beſcholten war früher nur, wer ein entehrendes Verbrechen begangen hatte; fortan aber erſcheint eine große Menge ganz ehrenhafter und dennoch bei den Handwerken beſcholtener Perſonen; ſelbſt der Beruf der Verwandtſchaft konnte Beſcholtenheit mit ſich bringen; es gab einen eigenen Stand von Beſcholtenen, unredliche Leute, die ſelbſt, ſo wie ihre Abkömmlinge, nicht handwerksfähig waren. Die unredlichen Gewerbe waren die Leinweber, Müller, Bader. Vergebens bemüht man ſich, dieſe Unredlichkeit zu erklären, alle Verſuche ſind erfolglos. Die Müller ſollten beſcholten ſein, weil ſie mit dem Malter die Kunden ſo ſehr betrogen; dann müßten aber alle Handwerker beſcholten ſein, voran die vornehmen Schneider, deren Hölle ja bekannt genug iſt, und die noch vornehmeren Gewandſchneider (Tuchhändler), gegen deren Betrügereien Kaiſer und Reich vergebens vorgingen. In einem alten Betrugslexikon findet ſich jedes Handwerk unter ſeinem Anfangsbuchſtaben eingereiht mit einem langen Verzeichniß von Betrugsmethoden. Die Leinweber ſollen unredlich geweſen ſein wegen der Häufigkeit einer Hautkrankheit unter ihnen, die doch damals in allen Ständen verbreitet war. Man kann für Beſcholtenheit dieſer Gewerbe in den alten Zeiten keinen Grund finden, weil ſolche überhaupt nicht beſtand. Der einzige Fall der Handwerksunfähigkeit eines ganzen Gewerbes, und zwar der Leinweber, findet ſich im 13. und ſchon im 12. Jahrhundert in Bremen, ruht aber auf einem andern Grund als Beſcholtenheit. Die Leinweber waren daſelbſt noch nicht frei, ſondern noch dem Biſchof pflichtig, als andere Handwerke, z. B. die Gerber, bereits ihre Freiheit vollſtändig errungen hatten. Daher waren jene nicht handwerksfähig auf Grund ihrer *Unfreiheit*, nicht ihrer *Beſcholtenheit*. Um die Sache mit einem Satze abzumachen, will ich nur anführen, daß noch im vierzehnten Jahrhundert Leinweber, Müller, Bader in ſehr vielen großen und maßgebenden Städten Deutſchlands, als Straßburg, Köln, Ulm, Speier „aus *ihrer* Mitte Mitglieder in den Rath wählten, ja daß in jener Zeit *Leinweber* ſogar als *Bürgermeiſter* erſcheinen, wozu man nicht grade beſcholtene Leute zu wählen pflegte. Die Beſcholtenheit gewiſſer Gewerbe iſt ſpäteren Urſprungs, und wurde dann auch ſo mißbraucht, daß ein Reichsbeſchluß des ſechzehnten Jahrhunderts ſie wieder zu Ehren bringen, ihre Aufnahme in Handwerke befehlen mußte. Noch mehr aber wurde dieſe Beſcholtenheit mißbraucht dadurch, daß Jeder, der mit einem Beſcholtenen, von denen der Abdecker am längſten in Schmach blieb, in Berührung kam, handwerksunfähig wurde. Wer mit einem ſolchen trank, fuhr, wer eine Handlung vornahm, die in deſſen Bereich gehörte, war handwerksunfähig. Der Gerber, welcher gefallenes Vieh abhäutete, der Wollweber, welcher Rauhwolle von einem gefallenen Schafe verarbeitete, wer einen Hund oder eine Katze zufällig oder aus irgend einer Abſicht tödtete, war handwerksunfähig; ein Geſelle, der, um ſeines Meiſters Kind zu retten, einen tollen Hund erſchlug, ward handwerksunfähig erklärt; ein armer Junge, deſſen Schwager ein Geſchwiſterkind hatte, das einmal mit einem Abdecker auf einem Karren gefahren war, wurde als unredlich nicht als Lehrling angenommen. So weit hatte ſich ſchließlich der Satz, der Ehrloſe kann nicht Handwerker werden, erweitert, und zu dem Zwecke hat man den rechtfertigenden, ſo moraliſch klingenden Spruch erfunden: „Das Handwerk muß rein ſein, als hätten's die Tauben zuſammengeleſen." In alter Zeit hatte die Reinheit des Handwerks eine andere Bedeutung: „Der Stadt zu Ehren, um der Reinheit des Handwerks willen, und zum Nutz von Arm und Reich

hat das Handwerk beschlossen ꝛc." Diese Reinheit bezog sich auf Solidität der Producte, gute Arbeit, nicht auf die Reinheit der Personen im späteren Sinne.

Nicht minder wurde die ältere Anfoderung, daß der Handwerker das Werk mit der Hand üben könne, mißbraucht. Zunächst schon durch Erschwerung des Lernens. Da wurde die Lehrzeit ungebührlich erstreckt, das Lehrgeld eingeführt, erhöht und den Meistern untersagt, weniger zu nehmen, die Zulassung zur Lehre überhaupt nur Bürgerssöhnen der Stadt oder gar nur den Meisterssöhnen desselben Handwerks gewährt, ja man beschränkte die Zahl der Lehrlinge oft schlechthin, indem für eine gewisse Zeit, oft zehn und fünfzehn Jahre lang, gar keiner angenommen werden durfte. War dennoch die erforderliche Lehrzeit glücklich überstanden, so mußte der Geselle ein oder zwei Jahre dienen. Dann erfand man den Wanderzwang für kürzere oder längere Zeit, bis zu sechs Jahren. Gewandert sind zwar die Gesellen immer, aber der Zwang trat erst im fünfzehnten Jahrhundert ein, und zwar nicht, wie man glaubt, um größerer Bildung halber, sondern um der Beschränkung des Handwerks halber. Mancher Geselle kam nicht wieder zurück, siedelte sich anderwärts an; mancher ging auf den beschwerlichen Reisen zu Grunde oder fiel den Werbern in die Hände und ward Soldat, oder gewöhnte sich an das herumstreichende Leben, er endete als Fechtbruder. Solcher Erfolg war mit Einführung des Wanderzwanges beabsichtigt, der Bildungszweck erst später erfunden, weßhalb auch die Meistersöhne sorglich vom Wanderzwange frei gehalten wurden. Hatte nun der Geselle auch die Wanderjahre glücklich hinter sich, kehrte er als gebildeter junger Mann zurück, um sich als Meister niederzulassen, so mußte er erst noch die Sitzjahre aushalten, d. h. an dem Orte, wo er sich niederlassen wollte, wenigstens ein Jahr bei einem Meister und zwar ohne Lohn arbeiten, eine Vorschrift, die seinen Zweck oft auf lange vereitelte, denn die Meister kamen wohl überein, daß Keiner ihn als Gesellen setzen solle. Hatte er auch dieses Jahr abgesessen, so mußte er das Handwerk muthen, d. h. er mußte mehrere Vierteljahre hintereinander bei der Handwerksversammlung um Aufnahme anhalten; ein oder zweimal wurde es ihm abgeschlagen, das forderte die Würde des Handwerks, dann erst wurde er zum Meisterstück zugelassen. Ich übergehe die, noch aus neuester Zeit hinreichend bekannten Chikanen, zu welchen das Probestück dienen mußte, und verfolge das Schicksal des Gesellen, nachdem er auch diese Probe hinter sich hatte. Dann blieb für ihn noch die große Frage, ob er Vermögen genug hatte, die Kosten der Aufnahme zu bezahlen. Sie waren natürlich nicht mehr so niedrig wie in früheren Zeiten, und auch die Stundung war weggefallen; ich will davon nur einen Theil hervorheben, welcher recht deutlich zeigt, wie die Lasten auf Grund der früheren Bestimmungen ruhten und heranwuchsen. Ich habe vorhin von dem Viertel Wein zur Urkunde gesprochen, welche Abgabe lediglich den Abschluß des Vertrages beglaubigen sollte, und den Werth von zwei Gulden nie überstieg. Der ursprüngliche Zweck ging mit der Zeit verloren, die Bedeutung der Beurkundung des Vertrages fiel weg, und spätere Handwerksstatuten führen dafür den Ausdruck: „Zur Urkunde, daß er ein guter Genosse ist;" dazu mußte er freilich schon etwas mehr geben, und allen Genossen geben, es entsprang ein Anspruch sämmtlicher Genossen an die Eintrittsgabe daraus, und sie mußte mit der Zahl der Genossen und deren steigendem Bedürfnisse wachsen. Das Viertel Wein schwoll an zur Ohm und zu Ohmen; das vorgeschriebene Maß in Brot und Käse dehnte sich zu einem quantitativ sehr reichlichen Festessen aus; und daran hatten die Genossen ein Recht, so daß die Behörden, als sie im achtzehnten Jahrhundert dem Unfug einigermaßen steuern wollten, sich genöthigt sahen, diese Schmausereien in Geld zu fixiren, und das Aequivalent für diese Schmausereien nicht selten bis fünfzig Gulden und darüber festgestellt werden mußte. War Einer glücklich Meister geworden und wollte seinen Sitz ändern, so bekundete sich sofort wieder der Unterschied der älteren und der späteren Zeit. In jener Zeit stand solchem periodischen oder dauernden Umzug durchaus nichts im Wege und wurde in der That oft genug vollzogen. In der späteren Zeit dagegen ging das nicht mehr so leicht; da wurde einem solchen, vom fremden Orte kommenden Meister gar häufig zugemuthet, das Meisterstück

noch einmal zu machen, oder noch einmal als Geselle zu dienen, oder gar die Lehrjahre nochmals durchzumachen; das darum, weil man sich ja überzeugen mußte, daß der Meister das Handwerk selbst üben könne, wofür das Erlernen an einem anderen Orte um so weniger genügendes Zeugniß war, als dort vielleicht die Lehrzeit ein Jahr kürzer, oder sonst der Handwerksbrauch ein etwas anderer war. Doch genug dieser Details. Ich hoffe, das bereits Gesagte genügt vollständig, um zu erklären, wie sich die Meinung, das Charakteristische der Handwerke sei die Exclusivität gewesen, so allgemein festsetzen konnte. Sie ist eben aus dem uns näher liegenden Zustande von dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts bis zum Ende des jüngst vergangenen Jahrhunders abgeleitet; sie ist gegründet auf das Bild des Greisen, in welchem die Züge der Jugendzeit fast bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind; sie ist daher vollkommen richtig und wahr für jene Periode, aber vollkommen irrig für die ersten Jahrhunderte des Handwerks; da war Exclusivität nicht die Tendenz der Handwerke, konnte also auch nicht die Quelle ihrer Macht und Bedeutung sein, sie war nur die Begleiterin ihres Verfalles. Die Kraft aber des alten Handwerks lag vielmehr in der Art und Innigkeit ihrer Gemeinschaft, im Gemeinsinn.

Das Handwerk war eine Zwangsassociation; was man heut zu Tage zeitgemäß auf dem Wege der freien Association erstrebt, alles das war in dem Zwecke des Handwerks enthalten, nur erstreckte sich dieser noch weit über die Associationsaufgabe der neuen Zeit hinaus. Jeder Handwerker mußte sich in die Association seiner Genossen begeben, er mußte sich der Gemeinschaft unterordnen. Jeder hatte eine Stimme, wenn es galt, einen Beschluß zu fassen, ein Gesetz zu machen, aber er mußte auch schon bei seinem Eintritt das Gelübde ablegen, daß er sich den Beschlüssen der Mehrzahl unterwerfen wolle. Damit gab er seine Individualität fast vollständig auf, denn das Handwerk dehnte seine Einwirkung aus auf alle Vorkommnisse des Lebens, auf das, was im Kreise der Familie vorging, wie auf das, was speciell den Handwerksbetrieb betraf; es schrieb die Sitte vor und hielt sie aufrecht, es strafte die Vergehen gegen dieselbe, es überwachte, wie schon gesagt, die Reinheit des Handwerks in seinen Producten, es förderte den Betrieb durch Alles, was die Gemeinschaft dafür beitragen kann.

Das Handwerk bildete eine Familie und nahm Interesse an jedem einzelnen Gliede, wie sich eine Familie für die Angehörigen interessirt. Nicht bloß der Meister gehörte dem Handwerk an, auch die Meisterin, die Söhne und Töchter, die gradezu Handwerks-Söhne und -Töchter hießen, selbst die Brüder des Meisters, wenn sie nicht schon einer andern Körperschaft angehörten, wurden hereingezogen. Jedes Ereigniß in der Familie eines Genossen wurde von der Handwerksfamilie mitgefühlt, gefeiert oder beklagt. Wurde ihm ein Kind geboren, heirathete oder starb ein solches, ja starb ihm ein Knecht oder eine Magd, das Handwerk fühlte es mit und sprach seinen Antheil an dem Ereigniß in der üblichen Form aus. Der Handwerksmeister hatte der Mitleidenschaft des Handwerks je nach der Natur des Ereignisses in entsprechenden Worten Ausdruck zu geben und brachte dem Zunftgenossen und seiner Frau den Trunk. Das war jener Zeit das Geschenk. Das Handwerk gab sein Haus zu Hochzeiten und andern Familienfeiern, kein anderes Local durfte hiefür benutzt werden. Aber es zog auch den Meister zur Rechenschaft wegen unanständigen Betragens oder Fehlen gegen die Sitte, und dieser mußte selbst für seine Frau, Söhne, Töchter, so lange sie in seinem Brote waren, Rede stehen.

Mit dem Eintritt in die Lehre gehörte der Junge dem Handwerke an. Von diesem, nicht von der Obrigkeit oder gar bloß von dem Meister, wurde er aufgenommen. Vor der ganzen Versammlung (dem Gebote), oder mindestens vor den vier Handwerksmeistern mußte der Junge seine eheliche Geburt erweisen und seinen Willen, in das Handwerk einzutreten, aussprechen, und hatte er zu geloben, dem Handwerk treu, seinem Meister gehorsam zu sein. Er ging aus der Gewalt seines Vaters in die seines Meisters über, der von Handwerkswegen sein Vormund wurde. Er durfte nicht mehr bei seinen Eltern wohnen, und wäre es in einem Hause mit dem Meister gewesen. Der Lehrherr hatte ihn nicht nur zu unterweisen, sondern auch

zu erziehen. Beide, Meister und Lehrling, waren dem Handwerke verantwortlich. Verfehlte letzterer, entwich er etwa, was häufig vorgekommen zu sein scheint, durfte ihn kein anderer Meister annehmen, bis er dem Ersten Genüge gethan, aber er war zugleich dem Handwerk straffällig. Mißhandelte oder vernachlässigte ihn der Meister, unterwies er ihn nicht gehörig, mußte er außer dem Ersatz für den Jungen auch dem Handwerk büßen.

Zum Gesellen geworden, stand er nicht minder unter Zucht und Gewalt des Handwerks. Er nahm nun als *Knecht*, — so hießen die Gesellen allgemein bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein — allerdings an der Gesetzgebung selbst Theil, indem die Gesellen meist mit den Meistern in *einer* Versammlung saßen. Bildeten sie, was aber schon spätern Zeiten angehört, eine eigene Verbindung, so erstreckte sich diese doch nur auf ihr Verhalten in ihrer Gesellschaft, und durfte in keiner Weise mit den Bestimmungen des Handwerks im Widerspruch sein. Was ihr Verhältniß zu diesem oder zu ihrem Meister anging, und auch ihre persönliche Haltung, wurde ihnen vom ganzen Handwerk vorgeschrieben. *Dieses* bestimmte, ob sie verheirathet sein durften oder nicht, beides kam vor, sowie daß sie im letzteren gewöhnlicheren Falle nicht außer des Meisters Haus schlafen durften, und wann sie zu Hause sein mußten. Es setzte die Regeln über Dingung und Kündungszeit, den Lohn der Gesellen, ihre Arbeitszeit und ihre Muße; und so kräftig war hierin das Handwerk, beiläufig gesagt, während seiner Blüthezeit und seiner Autonomie, daß es in sehr einfacher und sicherer Weise einem Unfug der Gesellen steuerte, den später Kaiser und Reich mit allen Mitteln, selbst mit lebenslänglicher Zuchthausstrafe, nicht unterdrücken konnten, dem *blauen Montag*. In Folge ältesten noch unerklärten Herkommens hatte der Knecht das Recht, den Montag Nachmittag, wenn kein Feiertag in die Woche fiel, für sich zu benutzen. Ging er darüber hinaus müßig, so war er dem Handwerk straffällig und der Meister mußte ihm den entsprechenden Lohn abziehen, und durfte sogar zu diesem Zwecke stets einen Theil des Lohns zurückbehalten. Unterließ der Meister den Abzug, so war auch er der Strafe verfallen.

So war jede Person, welche in irgend einer Beziehung zum Handwerk stand, diesem vollständig unterworfen. Dagegen unterließ es auch nicht, nach allen Seiten hin den Genossen Leben und Erwerb zu erleichtern. Man unterscheidet in dieser Beziehung gegenwärtig gewöhnlich dreierlei Vereine, Consumtionsvereine, Unterstützungsvereine und Productionsvereine. Alle drei werden bei den alten Handwerken nicht vermißt. — Für die Erleichterung der Consumtion, oder vielmehr für die Möglichkeit, daß Jeder seinen Lebensbedarf zur Genüge und wohlfeil erhalten kann, sorgten schon die Städte überhaupt. Dahin strebten eine Menge alter und veralteter Maßregeln, als der Marktzwang, das Stapelrecht ꝛc., nur daß man dabei nur das *Nöthige*, nicht das Entbehrliche vor Augen hatte, daher sorgte man insbesondere für wohlfeile Brotfrucht, Fleisch, Fische, Holz ꝛc., und man hatte eigenthümliche Mittel, sie auch dem Aermeren, der nicht im Großen kaufen konnte, und daher seinen kleinen Bedarf theurer bezahlen mußte als der Reiche, um den Preis des Ankaufes im Großen zugänglich zu machen. Wer nämlich solche Güter in großer Quantität gekauft hatte, mußte — bis auf eine bestimmte Menge, die er zurückbehalten durfte — jedem Bürger, der ihm begegnete und ihn darum ansprach, einen Theil um den Ankaufspreis gegen Baarzahlung ablassen, so daß der Arme auf diesem Wege im Kleinen doch nicht theurer kaufte als der Reiche im Großen. Diese Bestimmung findet sich in fast allen alten deutschen Stadtrechten, und der Handwerker konnte sie schon als Bürger benutzen. Aber das Handwerk ging darin noch weiter. Es handelte sich nicht bloß darum, daß der Aermere nicht theurer kaufe als der Reiche, sondern daß sie Beide stets wohlfeil sollten kaufen können, und das war in jener Zeit, in welcher die Theurungen sehr rasch auf einander folgten und oft genug sogar Mangel damit verbunden war, eine große Schwierigkeit. Zu dem Zwecke legten nun die Handwerke häufig Magazine an, aus welchen der Genosse seinen Bedarf zu geeigneter Zeit um mäßigen Preis empfangen konnte. Das war *damals* das einzige mögliche, aber auch ausreichende Mittel, die oft wiederkehrende Noth von den Genossen fern zu halten.

Die Unterstützungsvereine zur Erhaltung und Pflege Erkrankter oder zur Unterstützung Verarmter werde ich nicht näher in Betracht nehmen. Es bestanden dafür wie für religiöse Zwecke in den Handwerken in der That besondere Vereine, die Bruderschaften, welche meist freiwillige Verbindungen waren und auch Mitglieder, welche nicht dem Handwerke angehörten, aufnahmen; oft traten mehrere Handwerke, aber immer auf dem Boden der Freiwilligkeit, zu einer Bruderschaft zusammen; manchmal, aber nur ausnahmsweise, waren die Genossen eines Handwerkes auch zum Eintritt in die Bruderschaft verbunden, aber auch dann führte das Handwerk für diese eigene Casse und Rechnung und nahm auch Mitglieder außerhalb des Handwerks auf. Die Erwähnung ihres Namens als Zeichen, daß sie nicht fehlten, mag daher genügen.

Dagegen sind die gemeinschaftlichen Maßnahmen der Handwerke für die Productionserleichterung um so mehr der Beachtung werth. Begreiflich können nicht alle Formen der Productionsvereinigung in jedem Handwerke vorkommen; dem steht schon deren natürliche Verschiedenheit entgegen; aber alle Formen, die man bis jetzt erdacht hat, finden sich doch einzeln oder zu mehreren schon in dem alten Handwerk. Zunächst die Gemeinschaft im Ankauf der Roh- und Hilfsstoffe. Dafür wurde öfter die für Brotfrucht, Fleisch ꝛc. angegebene Weise benutzt. Wer z. B. Eisen in größerer Quantität kaufte, mußte seinem Genossen auf Verlangen einen Theil um den Ankaufspreis ablassen, nur mußte dieser gleich oder unmittelbar nach dem Kauf verlangen und bezahlen, denn daß jener es auch noch aufbewahre oder gar creditire, wollte man ihm nicht zumuthen. Aber viel verbreiteter war die Einrichtung, daß das Handwerk im Ganzen den Stoff ankaufte, magazinirte und den Genossen zu gleichem Preise abließ. In solchem Falle durfte Keiner für sich kaufen, ehe dem Handwerk der Kauf angeboten war, und erst wenn dieses seine Vorrathshäuser gefüllt hatte und auf den Ankauf verzichtete, mochte der Einzelne, wenn er seine Rechnung dabei zu finden glaubte, kaufen, soviel er wollte. Solche Einrichtung hatten Gerber, Schuster, Färber, Waffenschmiede und viele andere Handwerke, selbst Statuten, im achtzehnten Jahrhundert mit Bestätigung seitens des Landesherrn erlassen, haben diese Einrichtung noch erhalten. — Die gemeinschaftliche Benutzung kostbarer Werkzeuge, Geräthe und Maschinen wird man in jener Zeit, in welcher die Arbeit mit Maschinen überhaupt sehr selten war, nicht sehr verbreitet zu finden erwarten; aber soweit solche Maschinen unentbehrlich oder überhaupt üblich waren, da bot auch das Handwerk ihre Anschaffung zu gemeinschaftlicher Nutzung. Die Walkmühlen, Schleif- und Polirwerke, größere Hämmerwerke sind auf solche Weise als Handwerkseigenthum errichtet und gebraucht worden. Der Fortschritt der Industrie, der stärkere Gebrauch, insbesondere die Vergrößerung der einzelnen Etablissements, die damit verbundene schwierige Eintheilung der Benutzung führten dann dazu, daß solche Werke an Einzelne abgegeben wurden, welche damit den Handwerksgenossen ihren Bedarf zu einem gewissen Preise arbeiteten, es wurden neue gesonderte Gewerbszweige daraus, die Walkmüller, Schleifer, die nicht selten später ein eigenes Handwerk bildeten. In diese Kategorie gehören denn auch die von Handwerken gekauften Bleichplätze, Tuchbereiteplätze u. s. w. — Die Unterstützung der Production durch Geldbarleihen war dagegen allen Handwerken allerorten eigen; jeder Genosse hatte ein Recht an solches Darleihen in bestimmter Masse, wenn er nur genügende Sicherheit dafür bot, als welche immer außer persönlicher Verpflichtung die Bürgschaftsleistung einer gewissen Zahl anderer Genossen verlangt wurde. Leihcassen derart haben sich noch aus sehr alter Zeit her in einzelnen Städten bis zur Gegenwart erhalten. Aber noch andere Formen der Geldbarleihen als die normalen üblichen kamen vor, deren eine, welche fast das ganze Handwerksvermögen umfaßte, ich näher bezeichnen will. Die hiefür bestimmte bedeutende Summe wurde jährlich an eine gewisse Zahl Genossen, gewöhnlich vier, ausgeliehen. Zu dem Behuf wurden sämmtliche Namen in eine Urne geworfen und vier gezogen, welche für das laufende Jahr das Capital zu beliebiger Verwendung erhielten. Die einmal gezogenen Namen kamen fortan nicht mehr in die Urne, bis allmälig alle Mitglieder aus derselben hervorgegangen waren. Die durch das Loos Beglückten mußten den

Eid ablegen, nach einem Jahre am bestimmten Tage die Summe zurückzustellen, und mußten ferner zwei Bürgen aus dem Handwerk stellen. Hatte Einer davon verloren, indem er das Geld ausgeliehen hatte, so mußte er Ersatz leisten; hatte er es dagegen in seinem Geschäfte verwendet und konnte er erweisen, daß der Verlust Folge des Zufalls war, so leistete er keinen Ersatz, sondern die Summe wurde durch Beiträge sämmtlicher Genossen ergänzt. Diese sonderbare Benutzung des Gemeinvermögens war jedoch nicht bloß den Handwerken eigen, sondern kommt auch bei andern Verbindungen, Tuchhändlern, Münzgenossen, Grundbesitzern, die sich zu gegenseitigem Schutz verbunden hatten, vor. — Auch der Verkauf der Producte wurde bei manchen Handwerken gemeinsam besorgt, und war dann Keinem verstattet, für sich zu verkaufen, außer wenn er seine Waare in das Ausland führen wollte. Alle diese Leistungen des Handwerks kamen bald einzeln, bald zu mehreren vor, und es ließen sich sogar Beispiele anführen, daß sie alle in einem Handwerk durchgeführt wurden.

Wenn ich nun noch hinzufüge, daß das Handwerk eigene Gerichtsbarkeit hatte, so möchte damit wohl dargethan sein, daß sich die Wirksamkeit des Handwerks auf alle Vorkommnisse des Lebens erstreckte. Und in der That war diese Gerichtsbarkeit ihnen in umfassender Weise gegeben. Nicht bloß auf Handwerkssachen und Uebertretung der Gewerbspolizei war sie beschränkt; vielmehr reichte sie in Civilsachen sehr weit, und erstreckte sich particulär sogar auf Criminalfälle, sofern es sich nicht um Leib und Leben handelte. Das Gerichtswesen war nach altdeutschem Schnitt organisirt, sie hatten ihre Richter, Schöffen und ihre Anwälte aus dem Handwerke. Den Parteien stand zwar Appellation an ein Gericht oder den Rath frei, wenn aber die zweite Instanz das Urtheil des Handwerks bestätigte, so wurde die appellirende Partei wegen leichtsinniger Appellation vom Handwerk in Strafe genommen.

So geartet war das Band, welches die Genossen eines Handwerks umschlang. Aber die Association war damit noch nicht begrenzt, sie ging über den Ort hinaus, die gleichnamigen Handwerke verschiedener Städte standen auch mit einander in Verbindung und zwar in Gruppen, welche sich den Städtebündnissen zur Wahrung ihrer Rechte und Freiheiten, zur Sicherung der Straßen anschlossen. Demzufolge bestanden solche Einigungen gleichnamiger Handwerke in den Städten des Niederrheins, des Oberrheins, ferner unter den elsässischen und schwäbischen Handwerken, in den Städten Frankens und der Oberpfalz; andere Bündnisse bildeten die Städte des Sachsenbundes, die schlesischen, die wendischen, die nordischen Handelsstädte. Die Hauptstädte, in welchen die Handwerke volle Autonomie hatten, eigenes Siegel führten, gingen voran, die Handwerke kleinerer Städte, mit weniger Rechten begabt und ohne eigenes Siegel, bildeten wieder kleinere Kreise um jene Hauptstädte, die sie vertraten und für sie zeichneten, so z. B. Frankfurt für Butzbach, Gelnhausen, Aschaffenburg, Speier für Heidelberg, Heilbronn, Wimpfen, Neustadt. In jeder solchen Gruppe findet sich die vollste Uebereinstimmung in den Handwerksordnungen, in Regeln der Aufnahme, Verhältniß der Knechte zum Meister, Lehrzeit u. s. w. Die Bündnisse waren auf Zeit geschlossen, auf drei, zehn bis zwanzig Jahre, und wurden nach deren Ablauf erneuert. Sie umfaßten zum Theil viele Städte, der Oberrheinische Verband, zu dem die Schneider Frankfurts gehörten, achtundzwanzig Städte. Manche dieser Verbände, in Mitte des vierzehnten Jahrhunderts gegründet, haben sich bis zum Ende des fünfzehnten und selbst bis in das sechzehnte Jahrhundert hinein erhalten.

Doch hat selbst mit diesen größeren Vereinigungen das Handwerk die volle Höhe der Association noch nicht erreicht; den Gipfel bilden vielmehr die sogenannten großen Handwerke. Noch genügen die vorhandenen Quellen nicht, ihr Wesen, ihre Einrichtung ganz im Detail zu durchschauen, und das ist um so bedauerlicher, als man gewiß nur mit dem größten Interesse die Gestaltung und Geschichte eines Bundes verfolgen würde, der durch mehrere Jahrhunderte sämmtliche Mitglieder eines Handwerks durch einen sehr großen Theil Deutschlands oder sogar durch das ganze Reich in eine Corporation vereinigte, jedenfalls eine der großartigsten Associationen, von denen die Geschichte erzählt. Solche große Handwerke bil-

deten die Rothgerber, die Wagner, die Papiermacher, die Nestler oder Senkler. Das Wenige, was wir von ihrer Einrichtung wissen, ist kurz zusammengefaßt: Sie hatten durch das ganze Reich, durch alle einzelnen Ortshandwerke hindurch dieselben Handwerksstatuten. Die Leitung des Ganzen stand unter den Obermeistern, wozu die Handwerksmeister gewisser Orte, der Vororte, genommen wurden; so für die Gerber die Handwerksmeister von Frankfurt, Marburg und Speier. Die Obermeister hatten die Streitigkeiten einzelner Orte oder Glieder zu schlichten, die Geschäfte für das Ganze ebenso zu führen, wie der Handwerksmeister für das Ortshandwerk. War für das große Handwerk gemeinschaftlicher Verkauf auf den großen Messen eingeführt, so hatten diesen gleichfalls die Obermeister zu besorgen. Jährlich war eine Versammlung, welche von den Meistern aller Orte besucht oder durch Abgeordnete beschickt wurde; da wurden die Statuten berathen, geändert, neue eingeführt; die Beschlüsse waren durch das ganze Reich geltend. Mit diesen Versammlungen war der Gerichtstag verbunden, auf welchem alle Streitigkeiten, welche die Obermeister nicht schlichten konnten, aufgespart, die straffälligen Ereignisse des Jahres abgehandelt wurden. Das Gericht bestand aus den Obermeistern, einer Anzahl gewählter Schöffen; eigene Fürsprecher aus dem Handwerk waren dazu bestellt, den rechtsunkundigen oder der Sprache nicht mächtigen Parteien beizustehen. Auch die Gesellen waren in dem großen Handwerke nicht bloß passiv. Die Obermeister mußten die Tüchtigsten der an ihrem Orte befindlichen Gesellen herbeiziehen, mit ihnen die vorkommenden Fälle besprechen, und auch bei den großen allgemeinen Versammlungen nahmen *diese* Gesellen an allen Verhandlungen Theil und saßen mit im Gerichte, während ihre Genossen durch Deputirte neben den Meistern vertreten waren.

Betrachten wir nun diese durchgreifende Organisation des Handwerks auch nur an einem Orte, fügen wir vollends die Verbände durch größere oder kleinere Territorien hinzu, so bedarf es in der That keines weitern Forschens nach der Quelle seiner Macht und seines Einflusses. Was die Städte, deren wesentliches Element es war, groß machte, das machte auch das Handwerk groß. Während ringsum im Reich, soweit nicht die rohe Gewalt herrschte, überall keine Macht war, die über das Privatrecht hinaus ein höheres öffentliches Recht im öffentlichen Interesse geltend machen konnte, während ringsum noch kaum ein Anfang eines Staates war, nur ein Aggregat vieler Berechtigten, deren Keiner ein Jota seines Rechts nachgab um des Ganzen willen, bildeten die Städte schon einen Staat: sie gaben das Muster, wie der einzelne Bürger dem Ganzen untergeordnet, wie das Ganze über das Einzelne gestellt werden müsse; und in den Städten traten wieder die Handwerke als solche Gemeinschaft hervor, die zwar einerseits die freie Bewegung des Genossen beengte, andererseits aber ihm das hundertfach ersetzte durch die reiche Frucht der Gemeinschaft. Die straffe Zusammenfassung der Handwerke unter das Handwerksregiment übertraf noch die Einheit und Gemeinschaft in dem städtischen Wesen, und daher wurden die Handwerke dem städtischen Regimente so gefährlich und mächtig genug, selbst ihren Landesherren zu widerstehen. Daraus ist auch die Anhänglichkeit des Handwerkers an ihre Körperschaft, die Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für dieses, sein Stolz auf das Handwerk erklärlich. Vor Allem war er Handwerker, das ging ihm vor Stadt und Reich. Mit der allmähligen Ausbildung der landesherrlichen Rechte, mit der weiteren Staatenbildung verloren Städte und Handwerke ihre große Bedeutung, denn nun waren sie nicht mehr allein ausgebildete Gemeinwesen, sie waren nur mehr ein Theil eines solchen. Ihre specielle Einigung wurde theils im großen Ganzen überflüssig, zum Theil war sie aber gradezu schädlich, ein Staat im Staate ist immer verderblich. Die Handwerke hatten ihren Beruf erfüllt, die Lücke, für die sie einstanden, war nicht mehr; begreiflich ist daher, daß ihre früher so innige Verbindung, ohne Nothwendigkeit und sogar zwecklos geworden, immer lockerer wurde; wie die vorher besprochene Exclusivität — aus hier nicht näher zu erörternden Gründen — stetig zunahm, so nahm die Quelle ihrer Kraft, ihre Gemeinschaft, ihr höherer Gemeinsinn stetig ab, und der Proceß mußte naturgemäß beschleunigt werden durch *die Staatsgewalt*, welche solche besondere Körperschaften, wie

die Handwerke, nicht stark lassen durfte; daher der Druck, die Verfolgung der Handwerksbündnisse, ganz übereinstimmend mit dem Bestreben der Staatsgewalt, die Macht der Städte zu brechen. Von der alten Gemeinschaft ist schließlich nur noch die Gesellenverbindung übrig geblieben, die, aus beweglichen, nicht an den Ort gebundenen Gliedern bestehend, der äußern Gewalt leichter und dauernd widerstand. Aber, obwohl diese Verbindung in den alten Zeiten in Richtung, Wesen und Organisation dem ganzen Handwerk durchaus homogen war und dieses daher unterstützte, so hatte doch auch sie später kein begründetes Dasein mehr, sie artete daher in ein geist- und zweckloses Formenwesen aus, und verschwand, nicht vor dem Druck der öffentlichen Gewalt, aber vor dem mächtigeren Einfluß der Zeit.

Literarisches.

Aus dem Verlage der Amelang'schen Verlagsbuchhandlung sind uns nachfolgende, zu Festgeschenken geeignete Bücher zugegangen:

Julius Sturm, Hausandacht in frommen Liedern unserer Tage für stille Morgen- und Abendstunden. Ausgewähltes und Eigenes. 8. Mit Stahlstich und Goldschnitt. Preis $1^2/_3$ Thlr.

Julius Sturm, bekannt als einer der besten unter den frommen Sängern unserer Tage, überreicht hiermit eine Sammlung religiöser Lieder. Das Buch enthält nur die besten Blüthen frommer Lyrik, gedichtet in den Gefühlen unserer Zeit, welche für die Erkenntniß des Höchsten und Ewigen gewiß nicht minder empfänglich ist, als es die vergangene war.

Gedankenharmonie aus Goethe und Schiller. Lebens- und Weisheitssprüche aus den Werken unserer größten nationalen Dichter. Herausgegeben von Rudolph Gottschall. Mit 8 Titelbildern in reichem Farbendruck. Prachteinband in Golddruck. Preis $2^1/_3$ Thlr.

Wir haben bereits früher auf das schöne Buch hingewiesen und wiederholen nur, daß es eine glückliche Idee des Verfassers war, die geistige Uebereinstimmung unserer beiden großen Dichter durch alle Gebiete des Lebens, Denkens und Empfindens durchzuführen. Ueber die Tiefe der Betrachtungen wirkt der unendliche Reichthum des Stoffes, der kaum eine Seite der äußeren und sittlichen Welt unberührt läßt. Das Buch gestaltet sich von selbst als ein Führer und Berather auf dem Lebenswege.

In seiner äußeren Erscheinung ist das Buch wahrhaft prächtig und zum ausdrucksvollsten Zusammenhange mit seinem inneren Gedankengange gebracht, namentlich ist dies erreicht durch 8 kunstreich ausgeführte Bilder in brillantem Farbendruck.

Album für Deutschland's Töchter. Lieder und Romanzen. Mit circa 300 Illustrationen von Thumann, Goetze, Georgy u. A. nebst einem Titelbilde in Oeldruck von Scheuren. 6. sehr vermehrte und verschönerte Auflage in Prachteinband. Preis $3^1/_2$ Thlr.

Das vorliegende Buch hat sich als sinniges Festgeschenk für Damen bereits so sehr eingebürgert, daß eine sechste Auflage nöthig geworden, bei welcher der Herausgeber Text und Illustrationen wesentlich vermehrt und bereichert hat. Das Schönste, was in deutscher Dichtung dem Frauenherzen verwandt und lebendig klingt, ist in diesem Album zusammengestellt und da auch die Ausstattung dem geläuterten Geschmacke völlig entspricht, so darf man mit wärmster Empfehlung darauf verweisen. Das sinnreiche Titelbild von Scheuren ist schon ein sprechender Beweis für die Sorgfalt und die künstlerische Richtung, welche sich in dem Ganzen zu erkennen gibt.

Neues vom Büchertisch.

Dühring, Doc. E., Capital und Arbeit. Neue Antworten auf alte Fragen. gr. 8. Berlin, Eichhoff. $1^1/_6$ Thlr.

Engelmann, Prof. J., Geschichte des Handels und Weltverkehrs. Uebersichtlich dargestellt zum Gebrauche für junge Kaufleute und Industrielle, sowie für Handelslehranstalten. 2. gänzlich umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. gr. 8. Leipzig 1866. Kramer. $1^1/_3$ Thlr.

Lukmanier-Bahn, die, in technischer, commerzieller und finanzieller Beziehung und Vergleichungen mit der Gotthardt-Bahn. Herausgegeben vom Lukmanier-Comitee. 4. St. Gallen, Scheitlin & Zollikofer. 1 Thlr. 2 Sgr.

Scherer, H., Reisen in der Levante in den Jahren 1859 bis 1865. In Briefen an Freunde. 2. verm. Ausg. 8. Frankfurt a. M. 1866. Winter. 1 Thlr. 6 Sgr.

Neueſtes aus der Ferne.

Entdeckung einer alten Stadt der Indianer in Mexico.

In der Gegend von Huanchinango hat man jüngſt ganz zufällig die Trümmer einer großartigen alten Stadt der Indianer entdeckt. Bei dem Verkauf einer ländlichen Beſitzung kam auch die Rede in Folge einer ſehr alten Urkunde auf einen dazu gehörigen Wald, den aber noch Niemand betreten hatte. Nach vielem Hin- und Herreden beſchloß man, dieſen Wald in Augenſchein zu nehmen. Mit großer Anſtrengung bahnte man ſich einen Weg und bald ſtieß man auf Trümmer von Baulichkeiten, deren Regelmäßigkeit auf Straßen hindeuteten. Man ſtieß auf ganze Häuſer, deren Dächer wohl erhalten und deren Thüren durch eingekittete Steine verſchloſſen waren. Man drang in ein Haus ein und fand einen ſehr geräumigen Hof ganz angefüllt mit ſteinernen Götzenbildern. Beim weiteren Vordringen ſtieß man auf ganze Straßenreihen mit wohlerhaltenen Häuſern. Die Geſellſchaft zerſtreute ſich nach allen Seiten hin; die Ruinen hatten eine ſolche Ausdehnung, daß man, als der Rückmarſch angetreten werden ſollte, zu Gewehrſchüſſen ſeine Zuflucht nehmen mußte, um die Zerſtreuten zu ſammeln. Der Präfect von Huanchinango hat einen langen Bericht über dieſe merkwürdige Entdeckung an den Kaiſer abgeſchickt, woraus hervorgeht, daß die Häuſer aus ſchwarzen Steinen erbaut ſind, von denen einige eine ganz ungeheure Größe haben, ſo daß man kaum begreift, wie es den alten Mexicanern, die den Gebrauch des Eiſens nicht kannten und keine ſtarken Laſt- und Zugthiere beſaßen, möglich geweſen iſt, dieſe rieſigen Blöcke zu behauen und in Bewegung zu ſetzen. Die Indianer der Umgegend, bei denen man ſich erkundigte, wußten von dieſen Ruinen nichts; ſie ſagten, daß der Wald von Zauberern bewohnt werde und deshalb hüteten ſie ſich, denſelben zu betreten, zumal einzelne Verwegene, die es gewagt, nicht wieder zurückkehrten.

Verſchwinden des Neuſiedlerſees.

Das Verſchwinden eines der größten Landſeen Europa's iſt gewiß ein Ereigniß, welches ſich nicht oft wiederholen dürfte und doch war über dieſes Naturereigniß, das ſich im Laufe des Sommers zugetragen hat, in Wien ſo wenig bekannt, daß es dem Dr. Aſcherſon erſt an Ort und Stelle bei einem botaniſchen Ausfluge gleichſam zufällig bekannt wurde. Der dicht an der Grenze Niederöſterreichs in Ungarn liegende ehemalige Neuſiedlerſee hatte eine Länge von $4^3/_4$ Meilen und ſeine größte Breite betrug gegen 2 Meilen, jedoch im ſüdlichen Drittheil verengte ſich dieſelbe auf weniger als eine Meile. Sein Flächeninhalt wird zu 60 Meilen ergeben. Am weſtlichen Ufer, wo, wie bekannt, bei Oedenburg und Ruſt, köſtliche Weine erzeugt werden, erhebt ſich in geringer Entfernung das Leythagebirge, deſſen höchſte Kuppen 1000 Fuß nur wenig überſchreiten, und ſüdlich ſchließen ſich die Ruſter Berge daran an. Durch die Nähe und Waſſerarmuth dieſes Gebir-

ges werden alle größeren Zuflüsse zu dem See eben ausgeschlossen. Der See hatte deshalb stets nur eine geringe Tiefe, so daß er nur mit ganz flachen Kähnen befahren werden konnte. Der geringe Zufluß war kaum im Stande, den Verlust durch die Verdunstung auszugleichen. Namentlich in den letzten dürren Jahren war die Wassermasse sichtlich in der Abnahme begriffen. Indessen hatte das plötzliche Verschwinden des Sees in diesem Sommer jedoch eine andere Ursache. Sie ist herbeigeführt worden durch die Vollendung der Bauten zur Entwässerung des Hansag, eines berühmten Sumpfes, der den Neusiedlersee im Süden begrenzte und sich in östlicher Richtung bis in die Nähe der Rabnitz, eines Armes der Raab erstreckte. Die Gewässer dieses Sumpfes sind nach der Rabnitz abgeleitet worden und damit verschwand auch ganz unerwartet der Neusiedlersee binnen einigen Wochen. Allerdings wurde das so rasche Verschwinden des Sees durch die ungewöhnliche Dürre dieses Sommers erleichtert. Daß sich der See jemals wieder anfüllen werde, ist sehr unwahrscheinlich. — Acht Wochen vor der Ankunft des Dr. Ascherson war der See noch mit Wasser gefüllt, aber jetzt enthielt er keine Spur mehr davon, sondern die ganze Fläche glich wegen der ausgewitterten Natronsalze einem blendend weißen Schneegefilde. Viele Personen waren bereits zu Fuß und Wagen von Rust aus in grader Richtung über den Seeboden nach Neusiedl gekommen. Dr. Ascherson beobachtete hier schönere Luftspiegelungen, als in den niederungarischen Pußten an der Theis, so daß es den Anschein hatte, als wollte das „Spiel des gebogenen Lichtstrahls" den verschwundenen See wieder herbeizaubern.

Bhutan.

Dieses Land, das wegen der Bekriegung durch die Engländer jetzt die Aufmerksamkeit erregt, liegt zwischen dem 27. und 28. Grad nördlicher Breite am Fuße des Himalaya, der es von Tibet trennt. Die Ausdehnung von Osten nach Westen beträgt 48 und die von Norden nach Süden 30 geographische Meilen. Es wird von einigen hunderttausend Menschen bewohnt, die verschiedenen kleinen Fürsten (Subahs) unterworfen sind und diese erkennen wieder einen unter ihnen, der den Titel des Radjah führt, als Oberhaupt an. Das Land liegt beträchtlich hoch, ist gut bewässert, besitzt sehr fruchtbare Thäler von 3 bis 4 Meilen Breite, reiche Weiden und stark bewaldete Abhänge. Die Hauptstädte sind Tassisudun, Paro und Punakha. Die erstere dient zur Sommerresidenz. Um einen Thurm herum liegen die Gebäude für den Hof; das Ganze ist mit einer Mauer umgeben, doch ist diese Befestigung in militärischer Hinsicht nicht von Bedeutung. Die Häuser der Bewohner liegen in der Ebene zerstreut. Punakha, die eigentliche Hauptstadt, besitzt einen isolirt gelegenen befestigten Palast, der 1500 Vertheidiger aufnehmen kann. Ueber die 35 Fuß hohen festen Mauern ragt der in der Mitte gelegene Thurm hervor. Das Werk ist am Zusammenfluß zweier Ströme erbaut, wird aber durch die in geringer Entfernung liegenden Höhen beherrscht. Dasselbe gilt von dem befestigten Schloß in Paro. Diese Stadt liegt in einer reizenden Ebene. Wenige Meilen nördlich von diesen Städten erhebt der Chumulari sein 23,353 Fuß hohes, mit Schnee bedecktes Haupt; er gehört also mit zu den großen Riesen des Himalaya. Die zahlreichen Wasserläufe und Verzweigungen des Gebirges sind große Hindernisse für die englische Armee wegen der gewaltigen Bagage und des zahlreichen Trosses, die sie mit sich führt. Hoffentlich aber wird man die Fehler vermeiden, die man vor Jahren bei der Eroberung von Sikkim beging. Von Buranus, das man eingenommen hat, kann man dem Thale des Chin-chu, eines der größten Flüsse des Landes folgen. Bis Paro hat man trotz der Umwege nur 15 geographische Meilen; Tassisudun liegt 3,6 Meilen weiter und nach Punakha sind dann noch 12 bis 15 Tagemärsche. Da die räuberischen Bewohner jede Verbindung mit dem himmlischen Reiche verhindern, so wünscht man in Ostindien wenn nicht völlige Annexion, so doch wenigstens eine militärische Besetzung. Ohne diese ist an eine Wiederaufnahme der alten Handelsbeziehungen zwischen Ostindien und Tibet und China durch die zahlreichen gangbaren Bergpässe nicht zu denken, denn die einheimischen Fürsten können beim besten Willen die Räubereien ihrer Unterthanen nicht verhindern. Nur zu oft aber sind sie selbst Theilnehmer.

Das Sargaſſo-Meer.

Weſtlich von den Azoren erſtreckt ſich in einer Breite und Länge, die verſchieden angegeben wird, ein Meer, dem man wegen ſeiner Decke von Seetang den Namen der atlantiſchen Wieſe gegeben hat. Dieſe Bedeutung hat auch der Name sargasso, den die Portugieſen ihm gegeben haben und der in die Geographie übergegangen iſt. Die Gefährten Chriſtoph Columbus' hatten einen großen Schrecken, als ſie dieſe ungeheure Meerwieſe ſahen, denn ſie zweifelten nicht, daß ſie nun an den äußerſten Grenzen des Oceans angekommen ſeien und das Gras ihr Schiff feſthalten werde, wenn ihr verwegener Führer noch weiter dringe. In den Jahrhunderten, die ſeitdem verfloſſen ſind, iſt das Sargaſſo-Meer nicht verſchwunden und hat auch ſeine Grenzen nicht verändert. Die letztere Thatſache haben Alexander von Humboldt und Rennel feſtgeſtellt.

Man hat der Exiſtenz von Seetang (Fucus natans) im Sargaſſo-Meer verſchiedene Erklärungen gegeben. Nach den Einen befinden ſich in jenen Gewäſſern viele Untiefen und unterſeeiſche Felſen, auf denen der Tang wächſt und von denen er gelegentlich losgeriſſen wird. Nach einer anderen Meinung wachſen die Pflanzen auf der Oberfläche des Waſſers ſelbſt und entwickeln ſich dort. Noch verbreiteter als dieſe Anſicht iſt die dritte, nach der das Sargaſſo-Meer weiter nichts als ein Sammelbecken, welches alle die Seepflanzen aufnimmt, die der Golfſtrom im Meerbuſen von Mexiko losreißt und mit ſich fortführt.

Dieſe letztere Erklärung hat Rennel angenommen, aber ſie läßt ſich damit nicht vereinigen, daß ein großer Theil des im Sargaſſo-Meer ſchwimmenden Tanges völlig friſch iſt. Die engliſchen Schiffer, die jene Gewäſſer beſucht haben, erwähnen alle neben ſtark verwelktem Seegras auch „friſchen, grünen Graſes," und ebenſo wurde ſchon Columbus, wie Alexander von Humboldt bemerkt, durch die ſonderbare Miſchung von yerba muy vieja und otra muy fresca überraſcht. Gegen das Wachſen an der Oberfläche ſpricht an ſich nichts. Der Seetang könnte, wie Mayen geltend gemacht hat, ſich wie gewiſſe Süßwaſſer-Algen durch ſeine Zweige vermehren. Einige Naturforſcher haben dieß angenommen, andere dagegen eine ſolche Entſtehungsart für unzuläſſig erklärt, da auf dem Meere wachſender Tang nicht, wie es im Sargaſſo-Meere doch unzweifelhaft der Fall iſt, an einer Stelle bleiben, ſondern von Winden und Wellen fortgetrieben werden würde. Wegen dieſer Stabilität des Sargaſſo-Meeres neigt Arago zu der Anſicht, daß dieſe Tange an Ort und Stelle unten auf dem Seeboden wüchſen, losgelöſt werden und auf der Oberfläche nach und nach verfaulen. Damit wäre die Unbeweglichkeit des Tanges eine bloß ſcheinbare; das Meer bliebe immer von Pflanzen bedeckt, aber die Individuen wechſelten beſtändig.

Die genauen Unterſuchungen des Sargaſſo-Meeres, zu denen Arago aufgefordert hat, damit man zu einer Entſcheidung der obigen Streitfragen gelange, ſind von einem franzöſiſchen Schiffscapitain Laps vorgenommen worden. Der Umfang von 40 — 50 Stunden in der Breite und von 25 Graden in der Länge, den man dem Sargaſſo-Meer gibt, iſt in der Wirklichkeit noch größer. Die Grenzen des Tanges-Gebietes werden von Strömungen und Winden gebildet. „Der Golfſtrom," ſagt Laps, „fließt ſo raſch und wird von einer ſo ſtarken Gegenſtrömung begleitet, daß er die Tangmaſſen bis auf einzelne losgeriſſene Fragmente von ſich abſtößt. Er zwingt ſie auf dieſe Art, ſich unter drehenden Bewegungen anzuhäufen, und in der That ſieht man in der Nähe des Golfſtroms, wenn auch nicht die ausgedehnteſten, ſo doch die zahlreichſten und dichteſten Tangfelder. Dieſes Gebiet der größten Tangmaſſen iſt ſo zu ſagen die Heimath der Weſt- und Südweſtwinde. Dieſe Winde treiben die Felder gegen Oſt und Nordoſt. Erreichen ſie im Norden eine gewiſſe Höhe, ſo treffen ſie wieder auf den Golfſtrom, der ſich weſtlich von den Azoren trennt und von dem ein Zweig gegen Südoſten und Süden herabgeht und ſich zuerſt dem ſüdlichen Europa und ſpäter der afrikaniſchen Weſtküſte nähert. Dieſer Strom zwingt die von den Weſtwinden herbeigeführten Maſſen, wieder umzukehren, oder vielmehr, er hindert ſie, ſich im Oſten und Nordoſten über die Gebiete auszubreiten, die er ſelbſt durchſtrömt. Da er nun nach und nach abnimmt, um einer weſtlichen Strömung

zu weichen, die durch die Passatwinde entsteht, so gehorchen die Tange der doppelten Einwirkung der erwähnten Strömung wie des Passats und kehren zu der Stelle zurück, wo sie entstanden sind."

Die Entstehung der Pflanzen des Sargasso-Meeres an Ort und Stelle, und zwar auf der Oberfläche des Wassers, hat Laps genau ermittelt. Die Tange haben keine Spur von einer Wurzel und an keinem ihrer Stengel bemerkt man ein Anzeichen, daß er irgend wo losgerissen ist. Das Wachsthum erfolgt auch nicht durch Samen, denn die angeblichen Früchte, welche die Matrosen Trauben des Wendekreises nennen, sind mit Luft gefüllte Kügelchen, die der Pflanze das Schwimmen erleichtern. Noch ein anderes Organ, wollen wir gleich hinzufügen, ist für sie von Wichtigkeit, ein aufrecht stehendes Blatt nämlich, das ihr die nöthige Luft zuführt.

Das Sargasso-Meer wird von drei, vielleicht vier Tangarten gebildet, auf und zwischen denen unzählige kleine und kleinste, häufig mikroskopische Seethiere, Muscheln und Krabben, leben. Jede einzelne Pflanze hat eine grüne Farbe, ein ganzes Feld hat einen röthlich gelben Schimmer. Der allgemeine Charakter der einzelnen Tangarten ist derselbe. Das Rückgrat jeder Pflanze bildet ein außerordentlich gewundener Mutterstengel, der aus jeder Krümmung einen kleinen, bis auf die Größe ganz gleichen Zweig treibt. An jedem Nebenzweige wachsen, abwechselnd rechts und links, nie von demselben Punkte ausgehend, Blätter und aus jedem Blattwinkel wächst ein 1 bis 2 Centimeter langer Stengel hervor, der an seiner Spitze das bereits erwähnte mit Luft gefüllte Kügelchen trägt. Am unteren Ende jedes Mutterstengels gewahrt man nichts als etwa eine vernarbte grade Bruchstelle, die entstanden zu sein scheint, als sich die Pflanze von einer andern getrennt hat. Ganz alte Pflanzen, die man mit dem Auge sofort an den Verkrustungen auf ihrer Oberfläche erkennt, haben keine Blätter mehr und gabeln sich oben zu zwei neuen Zweigen, die ebenfalls nackt sind und an ihren Spitzen eine kleinere oder größere Zahl Blätter gleich einem Strauß tragen. Aus diesen Zweigen werden neue Pflanzen. Noch lebensfähige Tange, die Verletzungen erhalten haben, z. B. von Schalthieren angefressen sind, ersetzen die zerstörten Stengel und Blätter durch neue.

In industrieller Beziehung hat man das Sargasso-Meer noch nicht verwerthet. Laps macht den Vorschlag, von dort den Tang zu holen, mit denen die Bewohner der französischen (und auch der deutschen) Küsten ihre Felder düngen. Beim Sammeln desselben kommen in Frankreich, namentlich in der Bretagne, häufig Unfälle vor, die man bei einer Fahrt zum Sargasso-Meer nicht zu befürchten hat. Die Hin- und Herreise ist in kurzer Zeit zu machen, und in höchstens vierzehn Tagen kann sich ein Schiff seine volle Ladung verschaffen. Seetang läßt sich mit Maschinen zusammenpressen wie Heu, so daß ein einziges Schiff Tausende von Centnern einnehmen könnte. Nehme eine solches Fahrzeug die Einrichtungen an, die jeder Wallfischfänger zum Auskochen von Thran hat, so könnte man vom Tang gleich an Ort und Stelle das Jod und die Soda gewinnen, die er in Menge enthält.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 17 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 113.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1866.

Dornröschen.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

IV.

Vom barmherzigen Samariter.

Der Sturm und Regen war denn auch nicht ausgeblieben, hatte das Haus gewaltig umtobt und den Wald mächtig zusammengeschüttelt. Gegen Morgen wurde es dann aber wieder stille, und zur frühen Stunde brach der alte Herr auf einem auch nicht mehr jungen Gaule auf und zog mit dem Diener in den Busch hinein. Das war trotz der einförmigen Lebensweise der Ansiedler am Ende nichts so Ungewöhnliches, daß es irgend eine Störung hätte hervorrufen sollen, und alle gingen ihren Geschäften nach wie an anderen Tagen auch. Vielleicht geschah das sogar ruhiger und behaglicher als unter der steten Aufsicht und bei dem ewigen Mahnen des Alten, und Röschen besonders wußte heut anscheinend weder von Träumen noch von Langerweile oder besonderer Sehnsucht, sondern tummelte sich lustig und tüchtig umher im Garten, wo sie mit Verene die letzten Gemüse aufzunehmen hatte und sich dabei durch die Mahnung der Frau, daß das kein Geschäft für sie und man schon ohne sie fertig werde, zu nichts als der halb neckischen, halb herzlichen Antwort bewegen ließ: „Bin ich in dem Jahre etwa vornehmer und zarter geworden, Herzensalte?"

Das war der Morgen gewesen. Am Nachmittag indessen brachte der rückkehrende Knecht die Nachricht mit, daß er weiterhin im Gebirg schon die Anzeichen eines neuen Unwetters gespürt habe und der Gnädige, wenn er sich nicht beeile, noch tüchtig hineinkommen werde. Es währte dann auch nicht lange, bis man das Blau der Höhe

hinter dem weißen, matten Flor verschwinden sah, der in diesen Gegenden sicher einen ganz nahen Wechsel zum Schlechten in der Witterung verkündet, und bald darauf die Wipfel sich zu regen, die schwächeren Stämme zu ächzen, schwere Regenwolken immer dichter über das Thal zu schatten begannen. Der Abend war wild und rauh und ein Fremder würde schon heut und hier einen Vorschmack von dem „unwirthlichen Gebirge" erhalten haben, vor dem Eingeweihte ihn gewarnt und dessen spärliche Bevölkerung und geringer Anbau in geographischen und anderen Handbüchern von dieser Unbeständigkeit und Ungunst der Witterung hergeleitet zu werden pflegte. Es war aber immerhin in Wirklichkeit ein so „wüstes" Wetter, daß selbst die Einheimischen sich nicht einen Schritt weiter als irgend nöthig von den Gebäuden entfernten und sich schon früh ganz und gar in das Haus zurückzogen, dessen alte massive Mauern sie treu und warm gegen allen Ungestüm des Regensturms in Schutz nahmen. Man hatte sogar dem Hunde sein Lager auf dem Flur zugestanden. Was hätte man ihm draußen eine Wache zumuthen sollen, die das Wetter und die hereinbrechende Nacht schon selber übernahmen!

Man sollte trotzdem Gelegenheit haben, auch heut wieder seine ungerechterweise angezweifelte Wachsamkeit zu erproben. Caro richtete sich, grade da Samuel aus dem Zimmer trat, um bei der augenblicklichen verhältnißmäßigen Stille einmal hinaus und nach dem Himmel zu sehen — sie hatten drinnen über den Weg des Gebieters und ob derselbe wohl schon unter Dach, geredet, — plötzlich von der Strohdecke auf, die ihm zum Lager diente, und ließ, die Augen fest auf die Thür gerichtet, ein kurzes, tiefes Bellen vernehmen, was den ehrbaren Verwalter zum Stillstehen und Lauschen, dann aber zu einem noch schnelleren Weiterschreiten und zum vorsichtigen Oeffnen der Thür vermochte. Und es war ein Glück, daß es in den Bäumen grade weniger brauste und daß der Strahl der Lampe aus dem Fenster der Gesindestube das Dunkel draußen immerhin ein wenig durchsichtiger machte, denn sonst würde er auch jetzt kaum den schwachen Hilferuf vernommen haben, den der Hund wohl schon drinnen erlauscht hatte, und hätte nicht so schnell die Gestalt erkannt, die auf sein lautes „Werda?" vom Waldsaum herangeschwankt kam.

Es war eine jugendliche, ganz hübsche Frau in noch vor Kurzem vielleicht saubereren und verhältnißmäßig fast zierlichen Gewändern, welche aber, wie das ganze Aeußere der Armen, jetzt nur davon Zeugniß gaben, daß der Weg durch Wald und Nacht kein Kinderspiel gewesen, sondern schier mehr, als man einem immerhin doch schwachen Menschenkinde zutrauen, geschweige denn zumuthen konnte. Sie hatte auch nicht einmal für sich allein zu sorgen gehabt, sondern noch für einen, anscheinend etwa dreijährigen Knaben, der den Armen der Mutter zur schweren Last geworden sein mußte.

Das arme Weib war nicht nur auf den Tod ermüdet, es schien auch in großer Aufregung zu sein. Es taumelte heran und wäre zu Samuel's Füßen hingefallen, hätte nicht Frau Verene, die auf des Gatten Werbaruf herbeigekommen, mit festem Arm es aufgefangen und gestützt. Und dazu hauchte die Fremde, mit noch entsetztem Blick auf- und sich umsehend: „Um Gotteswillen, laßt uns nicht im Wald sterben vor Angst und Elend! O, es ist schrecklich im Wald!"

Samuel sah seine Frau mit leisem Achselzucken und einem Blick an, der deutlich genug ausdrückte, was ihn in Verlegenheit brachte, und fing dann im verdrießlichen Ton an: „Wir nehmen keine —"

„Schwatz' keinen Unsinn, Mann," unterbrach ihn Verene ungeduldig. Sie hatte schon den Knaben auf dem Arm und zog die Fremde in's Haus. „Mach' die Thür zu; 's ist nicht nöthig, daß wir hier auch noch naß werden."

„'s hilft nun aber einmal nicht," begann der Verwalter von Neuem, wurde jedoch auch jetzt wieder von der Gattin und noch ungeduldiger unterbrochen, indem dieselbe sagte: „Und es hilft doch, sag' ich. Möchtest Du Unmensch da das arme Weib und den herzigen Buben draußen in der Nacht verkommen lassen? Fürchtet Euch nicht, Fraule," fügte sie mit dem herzlichen Ausdruck hinzu, den der Dialekt dieser Gegenden annehmen kann, „wir nehmen sonst zwar niemand Fremdes auf, zumal nicht bei Nacht. Aber bei Euch und Eurem Buben ist's damit anders. Kommt herein

und tröſtet Euch. Es iſt ſchon noch ein Biſſen für Beide da und auch ein trockener Rock für Euch. Und den armen kleinen Kerl hier legen wir gleich in's Bett. Vorwärts, Alter, ruf' die Katharine und laſſ' ſie gleich eine Suppe machen. Das Würmchen geht uns ja ſonſt zu Grunde."

Der Verwalter war kein „Unmenſch" und hatte ſich der Aufnahme der Fremden wohl auch hauptſächlich nur darum widerſetzt, um den Befehlen des Gebieters nach Kräften Genüge zu thun und ſich in ſeinem Gewiſſen beruhigt zu fühlen. Gegen Vernunft und Chriſtlichkeit indeſſen, vor Allem aber gegen den Willen ſeiner Frau, der ſo zu ſagen auf den geſundeſten Füßen ſtand und ſich überdies faſt immer gleich anfangs oder doch durch die Folgen gerechtfertigt zeigte, vermochte Samuel nicht länger Stich zu halten und er fügte ſich daher, wenn auch mit bedenklichem Kopfſchütteln, in das Unvermeidliche. Ebenſo ergab er ſich denn auch darein, daß Röschen, welche mit den Alten bisher in einem Zimmer geweſen, ſich nun auch nicht vor dem Gaſte verbarg — daß ſie gleich zuerſt nach den Ankömmlingen geſehen, die Frau bedauert und getröſtet, des Kindes ſich erfreut hatte, war doch nur natürlich geweſen, und der Verwalter ſah daher nicht ein, was ein nunmehriges Zurückziehen hätte nützen ſollen.

Die Fremde war ihm in den wenig Augenblicken, welche er in ihrer Nähe verweilt hatte, allerdings wie ein Menſchenkind erſchienen, bei dem man, Nacht und Unwetter und die Unmöglichkeit, weiter zu wandern, gar nicht gerechnet, wohl das ſtrenge Verbot des Herrn nicht in Anwendung zu bringen brauchte, und es war vermuthlich nur eine neue Gewiſſensberuhigung, als er ſeiner Frau, da ſie einen Augenblick im Wohnzimmer erſchien, Vorſtellungen in Betreff des Platzes machte, an dem ſie die Gäſte untergebracht — er wollte ſie während der Nacht in einer Stallkammer und nicht im Hauſe haben. Frau Verene würdigte dieſen Einfall nur der allerkürzeſten und deutlichſten Antwort: „Du biſt ein Narr," ſagte ſie.

„Aber Du weißt, Frau, daß der Gnädige nicht zu ſpaßen pflegt, wenn er etwas befiehlt," wandte Samuel kopfſchüttelnd ein, „und er hat es mir diesmal noch expreß eingeſchärft, Niemand —"

„Samuel," fiel ſie nun, die Hände in die Seite geſetzt und ihn mit zum mindeſten ungeduldigem Blick meſſend, ein, „es iſt bald nicht mehr mit Dir auszukommen. Kannſt Du denn gar nicht capiren, was für ein Unterſchied zwiſchen dem Gelichter, das uns gewöhnlich anläuft, und dem armen Weibsbild, das — ich weiß noch ſelber nicht durch welch' Malheur, in ſolche Noth und zu uns gekommen? Was kann uns die denn ſchaden? Ich ſchwöre darauf, der Gnädige ſelber wär' der Erſte geweſen, ſie aufzunehmen — ich hätt's auch gegen ſeinen Willen gethan, denn ich bin ein chriſtlich Weib und kein Unmenſch, wie ihr wüſten Mannsleute. Und nun bekümmere Dich um Deine Affairen und laß mir die meinen. Und gib Acht, daß Du mir das arme Weib, wenn ich's mit mir herüberbringe, nicht durch Deine Widerreden ängſtigſt. Ich rath's Dir!"

Einige Zeit darauf kam die Fremde, die das Kind zur Ruhe gebracht und ſich, ſo gut es gehen wollte, umgekleidet hatte, denn auch mit Verene in das Wohnzimmer und zum Abendbrot der Hausgenoſſen. Samuel mußte ſeiner Frau darin Recht geben, daß ſie ihrer Erſcheinung und ihrem Weſen nach ſich allerdings ſehr zu ihrem Vortheil von denen unterſchied, die man ſonſt durch dieſe Gegenden ſtreichen ſah. Es war, wie geſagt, eine noch junge Frau und allem Anſchein nach „guter Leute Kind;" ihre Aufregung war jetzt verſchwunden, die Erſchöpfung war vor dem tröſtlichen Gefühl, daß ſie in Sicherheit und guter Pflege, wenigſtens zurückgetreten. Man ſah's, daß es ein ſchmuckes, ja hübſches Weib, deſſen ſchlanke Geſtalt ſelbſt durch Verene's aushelfende, wenig paſſende Kleider nicht entſtellt werden konnte, deſſen dunkle Augen ſchon wieder in Dankbarkeit und Vertrauen zu glänzen begannen. Sie gab ſich auch ſonſt in einer Weiſe, beſonders in einer anſtändigen Offenheit, welche ſelbſt auf das einfache alte Ehepaar den beſten Eindruck machte.

Sie war die Erſte, die von ſich und dem unglücklichen Zufall, der ſie in dies Ungemach geführt, zu reden begann. Sie nannte einen kleinen Ort des Nachbarlandes, durch das Gebirge nicht allzufern und Samuel dem Namen nach wohlbekannt, als ihre Heimath. Ihr Gatte war ſeit einigen Monaten als Techniker bei einem neuen

Chausseebau im Unterland — auch hier wurde ein bekannter Ort genannt — angestellt und hatte sie, da die Beschäftigung ihn länger fernhalten zu wollen schien, als er erwartet, nun aufgefordert, ihm mit dem Nothwendigsten nachzukommen und in seiner Nähe zu wohnen. So habe sie für sich und ihr Gepäck einen Leitheimer Fuhrmann angenommen, der mit seinem Karren grade drüben gewesen, und war am gestrigen Mittag aufgebrochen, Nachts in einem Walddorf geblieben und seit dem Morgen wieder unterwegs, um noch bis nach Breitenfeld zu gelangen, wo der Gatte sie abholen wollte. Der Fuhrmann schien sich indessen in den Waldthälern verirrt zu haben, hatte, bei den furchtbaren Wegen freilich kein Wunder, den Wagen umgeworfen und nach vergeblichen Bemühungen, ihn wieder aufzurichten, sich auf's Pferd gesetzt und Hilfe suchen wollen — er habe die Gegend zu erkennen und in der Nähe eine Försterei zu wissen behauptet.

Das Unwetter hatte inzwischen schon begonnen und wurde stärker und stärker; die Frau suchte mit ihrem Kinde Schutz unter dem Plandach des Gefährts, das durch die Stämme am jenseitigen Grabenufer vor vollem Umsturz bewahrt worden. Der Fuhrmann kehrte nicht wieder, das Wetter aber wurde immer ungestümer, endlich ward es dunkler und dunkler, und das arme Weib entschloß sich zum Aufbruch, um dem Ort des Schreckens zu entgehen, wo brechende und stürzende Zweige jetzt auch das Plandach zerschlagen und im Wiederholungsfalle ihr und dem Kinde das Schlimmste drohten. Sie meinte früher Hundegebell gehört zu haben und folgte der Richtung mit Aufbietung aller Kräfte — stundenlang, meinte sie. Endlich fast verzweifelnd und kaum noch im Stande sich fortzuschleppen, erblickte sie ein fernes Licht und eilte ihm entgegen. So war sie nach Stocks gekommen.

„Und so liegt Euer Wagen mit den Effecten noch im Walde?" fragte Samuel kopfschüttelnd.

„Ja wohl, ja wohl," versetzte die junge Frau mit erneuerter Aufregung. „Und es ist unser bestes Hab' und Gut, lieber Herr! — Daran dacht' ich noch gar nicht!"

„Hm, verdenk' es Euch, wer's kann!" sagte er mit wiederholtem Kopfschütteln. „Habt Ihr denn aber gar keine Ahnung, wo der Wagen liegen kann? Heut' Nacht, wenn der Fuhrmann ihn nicht holt, ist er sicher genug, glaub' ich, aber morgen müssen wir doch danach sehen."

„Der Fuhrmann — er hieß sich Werthheimer — nannte die Gegend — ich meine — den „alten See" — ich sah aber nirgends Wasser," entgegnete die Frau niedergedrückt.

„Im alten See? Hm, dacht' ich's doch beinah!" sprach der Verwalter nach einer Pause und brachte diesmal seinen Kopf in eine viel stärkere Bewegung als bisher. „Ob Euer Werthheimer — hab' den Namen hier herum niemals gehört, klingt ja jüdisch! — ein Schuft, weiß ich noch nicht, aber ein Esel ist er jedenfalls, ein wahrer Maulesel! Wie kommt er mit Euch zum „alten See?" Und wenn er denn einmal da war und sogar den Namen wußte, wie suchte er denn Hilfe anderwärts und nicht hier bei uns? Wer den „alten See" kennt, sollte auch uns kennen — 's ist ja keine halbe Stunde!"

„Eine halbe Stunde!" rief die junge Frau ungläubig. „O, lieber Herr, ich —"

„Ihr seid eben in der Irre umhergelaufen, was da herum jedem Christenmenschen passiren kann, und könnt der heiligen Jungfrau auf den Knien danken, daß sie Euch zuletzt doch wieder in die rechte Richtung geführt und Euch unser Licht zeigte. Säßet sonst vermuthlich noch im Busch! Aber der Werthheimer — hm! — Bachenau ist von dort noch gute zwei Stunden entfernt, und sonst weiß ich nur noch uns. Fraule," fügte Herr Samuel mit einem Anfall von Wohlwollen hinzu, „ich fürchte, der Schuft hat böses Spiel mit Euch gespielt."

„O, Du lieber Herrgott!" seufzte die Frau. „Was soll ich anfangen! Was wird der August sagen!"

„Hm! Wartet einmal! — Und Samuel erhob sich und rief aus der Thür den Namen des Knechtes, von dem wir schon mehrmals hörten, und der nun alsbald im Zimmer erschien. „Kennst Du in Leitheim oder sonst in der Gegend einen Werthheimer, der sich mit Fuhrwerken abgibt?" fragte ihn der Verwalter und faßte ihn dabei an einen Knopf der Weste — ein neues Zeichen ungewöhnlicher Aufregung, wie denn auch die bisher bewiesene Theilnahme, ja das ganze anhaltende Gespräch durchaus außer Samuel's Art war.

Der Knecht, ein großer, grobknochiger und steifer alter Gesell, ließ seinen Blick mit einer gewissen Neugier die Fremde mustern, bevor er ihn dem Verwalter zuwandte und dann bedächtig sagte: „Werthheimer? Da ist der Elias Werthheimer am Markt, aber der fährt seine Fuhrwerke auf keinen Fall selber, und sein Sohn auch nicht. Und sonst weiß ich keinen des Namens. Der hat ihn auch erst seit Anno Eins oder Zwei, früher hieß er nur Elias," fügte er achselzuckend hinzu. „Aber das Pack thut jetzt vornehm mit christlichen Namen und Niemand wehrt's ihm."

„Leider Gott's!" warf Samuel hin, der selbstverständlich an der uralten Judenverachtung nicht minder festhielt als der Knecht. „Nun, Du kannst wieder gehen. Morgen früh aber, so wie's das Wetter erlaubt, gehst Du mit einem Gaul zum „alten See" hinüber; da soll der Wagen der Frau hier im Graben liegen und der Werthheimer ist davongeritten. Nimm Dir den David mit."

Der Knecht erwiederte nichts, sondern ging nach einem neuen langen Blick auf die Fremde hinaus, während Frau Verene auf ihren Gast tröstend einzureden begann, daß die Männer einmal alle mißtrauisch und der Ihre noch vor allen anderen, was freilich, fügte sie hinzu, in diesen Gegenden bis vor gar nicht langer Zeit seine guten Gründe gehabt und auch sie zur Vorsicht gegen jeden Fremden vermocht habe. Die Frau, sie nannte sich Regine Lehnert, gab anscheinend wenig auf diese Reden acht. Sie war sichtbar sehr niedergedrückt und bat nach einer Weile, zu ihrem Kinde gehen und sich niederlegen zu dürfen.

„Arme Frau!" bemerkte Röschen, welche ihr und Verenen, die sie begleitete, nachgesehen hatte. Das Mädchen hatte sich am bisherigen Gespräche fast gar nicht betheiligt, sondern nur schweigend zugehört. „Was denkst Du von dem Allen, Samuel?"

„Daß es ein rechter Schuftstreich ist, Fräulein," erwiederte er und setzte seinen Kopf von Neuem in Bewegung — streng genommen hörte dieselbe freilich gar nicht recht auf. „Die ist um ihr Eigenthum — darauf schwör' ich. Und ich meine, der Bursch' muß ein gewitzter sein —"

Die glänzenden Augen des Mädchens trafen ihn mit einem so — man muß wohl sagen eindringlichen Blick, daß er innehielt, und indem sagte Röschen auch schon: „Ich weiß nicht, Samuel, ob Du darin, ob Du überhaupt mit Deinem Verdacht Recht haben wirst. Mir erscheint die ganze Begebenheit im Gegentheil, je mehr ich darüber nachdenke, immer seltsamer. Der Mensch reitet davon ohne Bezahlung, ohne seinen Karren, ohne ihr Gepäck — wie will er zum Letzteren ohne den anderen kommen? Oder will er den Karren zurücklassen? Wie will er verschwinden und den Nachforschungen entgehen? Wenn er irgend ein Verbrechen beabsichtigte — hätt' er's auf all den einsamen Wegen nicht leichter gehabt, wenn er —"

„Nicht doch, Fräulein, nicht doch!" fiel der Verwalter ein. „Ihr Mann weiß von der Reise und würde es nicht an einer baldigen Nachfrage haben fehlen lassen, während man in ihrem Ort doch auch den Fuhrmann kennt, mit dem sie abgefahren. Das ist nichts, und darum nannt' ich ihn einen Gewitzten. Ein Anderer hätte sie und das Kind freilich vielleicht aus der Welt geschafft — dummer Weise. Dieser kommt viel einfacher zum Ziel. Wenn er zum Karren endlich zurückgefunden, ist das Gepäck fort — beweise man ihm, daß er selber oder seine Spießgesellen es haben! Wir werden morgen schon davon hören."

Röschen war nicht überzeugt, aber sie schwieg, und indem kam auch Frau Verene zurück, welche dem Gatten die Worte entgegenrief: „Na, hättest Du noch das Herz, die arme Creatur auszusperren, Du Unmensch?"

„Davon ist ja längst keine Rede mehr gewesen," entgegnete der Verwalter. „Aber das Alles konnt' ich doch nicht vorher wissen, und was der Gnädige trotzdem dazu sagen wird, weiß ich noch jetzt nicht. Hütet nun aber auch eure Zungen," setzte er in nachdenklichem Ton hinzu. „Ich seh's schon, vor morgen Mittag werden wir sie nicht los. Ich will des Gnädigen Zimmer zuschließen. Also hütet euch!"

„Hüte Du nur selber Deine Zunge," sprach Verene verdrießlich. — „Komm, mein Kleinod! Ich darf doch noch mit Dir hinaufkommen?" fuhr sie fort, sich zu Röschen hinabbeugend und einen Kuß auf die reine Stirn drückend. „Es

wird auch für uns Zeit zur Ruhe, und mit dem alten hartherzigen Menschen hier ist doch nichts anzufangen."

Samuel schüttelte den Kopf stärker als je und diesmal zwar mit einer Miene der leidenden Unschuld, was man ihm freilich unter bewandten Umständen nicht verdenken konnte. Von einer Antwort stand er ab.

Draußen, in der Gesindestube aber sagte der Knecht Christoph, der eben das Lichtstümpfchen in der Laterne anzündete, um mit David zu ihrer Schlafstätte zu gehen, zu der Magd Katharine plötzlich und ohne daß bisher zwischen den Dreien davon noch die Rede gewesen: „Ein sauberes Weibsbild ist sie schon, aber ich bin doch curios zu wissen, wieso sie mir so bekannt vorkommt. Drüben in ihrem Ort war ich seit Ewigkeitzeiten nicht, und hier im Gebirg kann ich ihr nun doch gar nicht begegnet sein. Hm! 's ist curios, sag' ich."

Weiter wurde dieser merkwürdige Fall für jetzt indessen nicht erörtert, da die anderen Beiden noch weniger redselig, als für gewöhnlich der Christoph, und jetzt obendarein auch müde waren.

Das Unwetter brach sich diesmal während der Nacht nicht, und wenn sich auch der Wind mäßigte, dauerte doch der Regen auch am nächsten Morgen mit womöglich gesteigerter Heftigkeit fort, so daß man selbst den Hund nicht unnöthig aus dem Hause jagen mochte, geschweige denn die Fremde. Die Knechte waren indessen schon bei Tagesanbruch mit einem Pferde zum „alten See" hinübergezogen, einem kesselförmigen Grunde, in welchem voreinst immerhin einmal ein See seine Wasser ausgebreitet haben mochte. Sie fanden auch wirklich einen alten, halbzerbrochenen Karren in einem Graben liegen, den Gott mochte wissen, wessen Hand hier vordem gezogen; das Plandach war zerfetzt, Zweige, von den Bäumen herabgestürzt, lagen umher. Räderspuren zeigten sich rückwärts, die Hufeindrücke des Gaules ließen sich vorwärts noch eine Strecke weit durch den erweichten Boden verfolgen. Fußspuren erschienen im Ueberfluß auf der Unglücksstelle und auch sonst in der Nähe, wo nicht Moos und Rasen sie verbarg. Allein von dem Gepäck, das man finden sollte, fand sich nicht ein Stück mehr vor, und der Fuhrmann war, wenigstens zu Pferde, nicht zurückgekehrt, da er dann schwerlich den Karren im Stich gelassen haben würde und andererseits, wie die Knechte sich überzeugten, kein Hufeindruck dem Platze zugewendet war.

Die Knechte kehrten kopfschüttelnd um und legten ihren Weg schweigend zurück. Nur Christoph sagte einmal halb vor sich hin: „Wenn ich nur wüßte, wo ich das Frauenzimmer schon gesehen habe!"

„Was frag' ich danach," meinte David, wie wir ihn heißen hörten. „Ich denke lieber an den Karren, wie der nur bis zum „alten See" zusammengehalten hat und dann in den Graben gekommen ist. Hat's der — wie hießest Du den Juden? — mit Absicht gethan oder hat er geschlafen?"

Christoph hatte von dieser auffälligen Bemerkung des Gefährten augenscheinlich nichts vernommen, denn er sagte nach einer Weile, wieder so grübelnd wie vorhin, nichts als: „Gesehen hab' ich sie, aber auf einem Wagen war's nicht, und so leidmüthig wie gestern Abend schaute sie auch nicht darein. Hm."

Damit brach er ab und der Andere hielt gleichfalls keine weitere Bemerkung für nöthig, zumal das Wetter einer Unterhaltung nichts weniger als günstig war.

Daheim im alten Hause wurde ihre Nachricht von den Hausgenossen anscheinend schwerer genommen, als seltsamerweise von der allein dadurch betroffenen Fremden. Sie schien, nachdem sie sich durch die Nachtruhe gestärkt hatte, den größten Theil ihres anfänglichen Kleinmuths und der heftigen Aufregung verloren zu haben und das ganze Ereigniß mehr auf die leichte Schulter zu nehmen. Sie hatte lange geschlafen und mit großem Appetit gefrühstückt, mit Frau Verene Gott weiß über was Alles geplaudert, Herrn Samuel, der sich übrigens nicht grade dazu aufgelegt zeigte, ein wenig geneckt, sich mit ihrem hübschen Knaben durch die Zimmer und über den weiten Flur, Treppauf- und ab gejagt und sich überhaupt mehr wie ein lustiges, ja fast etwas wildes Mädchen, als wie eine schon seit Jahren verheirathete, eben einem ernsten Unglück kaum entronnene Frau und Mutter gezeigt.

Diese Laune wurde denn auch durch die Botschaft der Knechte, wie gesagt, nur wenig gedämpft. Sie wußte wenigstens selber Trost zu finden in dem Gedanken,

daß der Fuhrmann dennoch auf den Platz zurückgekehrt sein und das Gepäck gerettet haben würde. Er habe ihr durch keinen einzigen Zug im Laufe der beiden Tage den Eindruck von Unredlichkeit, eher von einer gewissen „Hasenfüßigkeit“ gemacht. Er werde nun im Laufe des Morgens schon nach ihr sehen, nachdem er erfahren, daß Stocks in der Nähe und vermuthlich ihre Zuflucht geworden. Sonst werde man ihn wohl in der Försterei finden, wohin sie ja jedenfalls müsse.

Sie ließ sich von der geringen Stichhaltigkeit dieser Phantasien und Folgerungen nicht überzeugen, wobei freilich nicht zu vergessen ist, daß das alte Ehepaar es nicht über's Herz bringen konnte, ihr die Sache so schlimm vorzustellen, wie sie beiden nach und nach immer mehr erschien. Samuel war wieder herzlicher und zugänglicher geworden, seit er erfahren, daß er am vergangenen Abend den Verlauf dieser Angelegenheit richtig vorausgesagt. Er bot ihr an, sie schon jetzt in die Försterei hinüberfahren zu lassen, — für die weitere Beförderung werde sie dort sorgen können — allein Frau Baumeister Lehnert lehnte das ab. „Es ist so gar übles Wetter,“ sagte sie bittend, „das sich bis Nachmittag doch vielleicht noch bessert, und überdies möchte ich den Werthheimer nicht verfehlen. Ich bin überzeugt, er kommt, glaubt es nur, Meister Burkhard! Heut Nachmittag freilich muß ich fort, schon um meines Mannes willen, der sich bei längerem Ausbleiben ja todtängstigen würde. So lange laßt mir die gute Ruhe noch. Es ist hier so hübsch bei euch lieben alten Leuten. Ach, die Vornehmen haben es doch gut in der Welt,“ fügte sie leicht seufzend hinzu. „Sie haben immer für sich und die Ihren ihr warmes ruhiges Nest.“

Samuel schaute verwundert auf. „Was redet Ihr da?“ fragte er. „Wir sind nicht vornehm.“

„Das weiß ich wohl, Meister,“ versetzte sie lächelnd; „Eure Frau sagte mir schon, daß Ihr der Herr Verwalter. Aber ich beneide Euch um den Posten. Was wär' ich glücklich, wenn mein Mann einen ähnlichen hätte — bei einer so guten Herrschaft. Wie heißt die Eure?“

Samuel schaute gleichsam überrascht und dann mit sichtbarem, unfreundlichem Mißtrauen auf und zu der ungenirten Fremden hinüber, die aber diesen Blick mit schalkhaft lächelndem Auge ertrug. „Fragt' ich ungeschickt?“ redete sie dabei in ihrem bestechenden bittenden Ton. Es fiel dem Alten nicht zum ersten Male auf, daß Auge und Stimme der Frau keineswegs immer in ihrem Ausdruck harmonirten, sondern sich vielmehr nicht selten gradezu widersprachen: die eine konnte taubensanft und demüthig klingen, während das andere von der vollsten, unbekümmerten Lebens- und Jugendlust sprach.

Wer weiß, was er jetzt erwiedert hätte — denn er sah, wie bemerkt, nicht freundlich aus und erhob sich, — wäre Verene, welche Bohnen aushülsend am Tische saß, nicht ihm zuvorgekommen. „Du bist ein alter Thor, Samuel,“ sagte sie mit einem flüchtigen Kopfschütteln, „daß Dir das noch immer so schwer wird. Unser Herr ist der Oberst, Baron von Steinheim,“ fuhr sie fort, „ein wackerer Herr, nachsichtig und freundlich, und wir dürfen Gott für ihn danken. Er ist's auch schon seit zwanzig Jahren oder mehr, denn ich war damals des alten Bären Frau noch nicht; allein der Samuel hat vordem mit dem alten Hause einem Anderen zugehört, und den will und kann er nicht vergessen, der Narr, und er meint, es sei ihm immer, als verleugne er ihn, wenn er den neuen Herrn einmal nennen soll.“

Der Verwalter warf der Gattin einen Blick zu, wie sie ihn nicht oft so streng, ja düster kennen zu lernen haben mochte, und ging ohne ein Wort der Erwiderung aus der Thür.

„Wie leid thut's mir, daß ich ihn erzürnt habe,“ sprach die Lehnert nach einer kleinen Weile mit dem sanften Ton und dem glänzend hellen, diesmal sogar etwas spürenden Blick — aber Verene sah davon nichts. „Ich konnte ja so etwas nicht denken. Ihr scheint in der angenehmsten Lage. Alles spricht dafür, daß Eure Herrschaft es Euch wohl gehen läßt.“

„Das thut sie auch,“ sagte Frau Verene, welche eben mit den Bohnen fertig war und aufstand. „Ich sagt' es schon, der Oberst ist ein braver Herr.“

„Er ist verreist?“ fragte die Fremde.

„Verreist?“ fragte die Hausfrau verwundert. „Er ist für gewöhnlich nicht hier bei uns, sondern so viel ich davon erfahre, drüben in der Residenz. Dahin schickt

mein Mann wenigstens seine gelegentlichen Berichte über Haus und Hof und kriegt die Anzeige von da, wann der Herr im Herbst zur Jagdzeit herüberkommen will. Das ist Alles."

„Das hätte ich mir nun ganz anders gedacht!" meinte Frau Regine Lehnert munter. „Ich rechnete, daß die Herrschaft zwar gut und brav, aber doch etwas eigen, menschenscheu — mein' ich, sei und immer hier hause. Ich glaubte gestern Abend so etwas gehört zu haben, und das Fräulein —"

Verene erhob ihre wunderbar großen und tiefen braunen Augen — die Frau mußte ihrer Zeit überhaupt wahrhaft schön gewesen sein — so plötzlich und mit einem so festen, durchdringenden Blick von dem Gefäß, in welches sie die Bohnen geschüttet, zu der Fremden, daß sie diesmal nicht nur den spürenden Blick derselben noch bemerkte, sondern die Lider sich nun wie verlegen senken und die Wangen von einem schimmernden Roth überflogen sah. „Das Fräulein?" fragte sie in einem Tone, von dem man schwer sagen konnte, ob Erstaunen oder — Spott? — in ihm vorherrsche.

Regine sah mit einem fast schelmischen Lächeln wieder auf. „Frau Burkhard," sprach sie munter, „Ihr haltet mich gewiß für nicht wenig ungezogen, daß ich so gradezu fragen kann nach Dingen, die mich doch nichts angehen. Aber Ihr könnt's mir nicht so sehr verdenken, daß die junge Dame, die ich gestern Abend bei uns im Zimmer sah, mich neugierig machte. Ich habe sie für die Tochter oder Verwandte der Herrschaft gehalten, die, weil die Ihren etwa nicht daheim, den Abend bei Euch braven alten Leuten zuzubringen liebte. Einen solchen Eindruck hat sie mir gemacht, Frau Verene," schloß sie mit heiterer Offenheit, „auch schon darum, weil sie Euch so gar nicht in der Wirthschaft zur Hand geht."

Die Verwalterin hatte ihren Gast aussprechen lassen, ohne die Rede zu unterbrechen, noch ihren festen Blick von den halb munteren, halb verlegenen Augen drüben abzuwenden. Erst gegen den Schluß hin fing sie an milder zu blicken und nun, da Regine schwieg, schüttelte sie lachend den Kopf und versetzte im ungezwungensten Ton: „Na, Fraule, da habt Ihr einen guten Unsinn zusammengedacht! Fräulein und Dame — unser armes Röschen! Sie ist meines Mannes Schwesterkind, ihre Mutter war Kammerfrau bei der gnädigen Frau, und da sie starb, haben wir das Kind zu uns genommen, — die Frau Baronin war gleichfalls zu jener Zeit gestorben. Manche haben das ein Unglück für die Kleine genannt, denn die Gnädige hat viel an sie gewandt und auch nach ihr gesehen, weil sie keine eigenen Kinder hatte. Ich aber heiß es beinah ein Glück, ja ich möchte für sie, daß sie ein paar Jahre früher dort los und zu uns gekommen wäre. Was soll ihr in ihrem Leben all der Krimskrams von Sticken und Geographie und — ich weiß nicht, wie man all das Zeug sonst noch heißt! — nützen? Röschen ist ein gutes und williges Kind, — ich kann nicht lügen! — aber in solch Leben, wie das unsere hier im alten Nest, und wie man's sonst eben auf dem Lande hat, da paßt sie nicht recht hinein. Was aber das Helfen anbelangt, Frau Lehnert," schloß Verene achselzuckend, — „was sollte sie mir denn da viel helfen? Ich thue meine Dinge immer am liebsten selbst und allein. Da weiß ich, daß es recht ist, und über allzuviel Arbeit können wir uns hier Alle nicht beklagen."

„Und was habt Ihr mit dem schmucken Kinde denn endlich im Sinne?" fragte Regine nach einer Weile. „Ich sah sie heut Morgen noch nicht."

„Sie sitzt wohl in ihrer Stube und schneidert an ihrem und meinem Winterzeug — das hat sie auch gelernt, und das ist schon recht. Und was wir mit ihr im Sinn haben? Lieber Gott, was wird's anders sein, als daß sie einen ordentlichen Mann bekommt, wenn ein solcher uns einmal begegnet, oder daß sie nach unserem Tode hier oder anderswo sich allein weiterhilft! Denn daß sie in ein vornehmes Haus ginge zur Gesellschafterin der Herrschaft oder als Lehrerin für kleine Kinder, wie sie es sich und uns zuweilen vorredet, das will uns nicht zu Kopf. Wer sein eigen Nest haben kann, soll in keinem fremden unterkriechen. Gern hat man ihn da doch nicht. — Jetzt aber muß ich in die Küche, Frau Lehnert," schloß Verene. „Laßt Euch die Zeit nicht lang werden."

Damit hatt' es gute Wege. Die Fremde wußte sich schon zu unterhalten, sei es,

daß ſie mit ihrem Knaben umherſpielte, oder einmal aus dem Fenſter ſich die Umgebung anſchaute, bei nachlaſſendem Regen auch einmal vor die Thür hinaustrat und zurückkehrend, von Neuem das Haus revidirte, keine Thür vorübergehend, ohne das Schloß anzufaſſen und, wenn es ſich öffnen ließ, hineinzuſehen. Und dennoch geſchah das Alles ſo unbefangen und munter, voll ſolcher Freude über die alten hohen Gemächer und ihre — im Grunde doch ſehr mäßige, verblichene und altväteriſche Ausſtattung, daß Verene es, wenn auch achſelzuckend, geſchehen ließ, ja ihr, da ſie in der Nähe, ſelber eine verſchloſſene Thür öffnete, durch welche man in eine Art von größerer Rüſtkammer trat, wo allerhand altes Gewaffen noch an den Wänden hing und daneben nunmehr freilich auch zurückgeſtellter Hausrath aufbewahrt wurde.

„Ich bin noch nie in einem ſo alten Hauſe geweſen und habe noch nie ſo viel von dieſen wunderlichen Geräthen und Dingen bei einander geſehen!“ erklärte Regine ihre Neugier und zugleich ihre Freude, und die Verwalterin nahm es denn, wie geſagt, auch in ſolcher Weiſe auf.

Dagegen holte ſie die Fremde, als ſie vernommen, daß dieſelbe in Röschens Zimmer weile, alsbald wieder von dort ab, indem ſie ruhig bemerkte, ihre Nichte habe ohnehin ſchon länger bei ihrer jetzigen Arbeit zugebracht als recht, müſſe nachgrade fertig werden und ſolle nicht geſtört werden. „Ganz faul laß ich ſie doch nicht dahinleben, wenn ich ſie auch in der Wirthſchaft nicht brauchen kann,“ fügte ſie hinzu. „Sie muß ſich an ernſte Arbeit und Stillſitzen gewöhnen lernen — das Umherſlankiren und Spielen hat ohnehin ſchier zu lange gewährt.“

„Ei, ſie ſcheint ſchon recht ordentlich gewöhnt zu ſein,“ bemerkte Frau Lehnert lächelnd, „und ſtören ließ ſie ſich durch mich wenigſtens nicht. Ich dachte ein wenig zu plaudern — es iſt ein ſo ſchönes herziges Dingelchen, und was Ihr mir von ihrem Leben erzählt, hat mich ſo angefaßt! Es iſt kein Spaß, aus dem reichen, bunten, vornehmen Weltleben draußen mit einem Male in dies — Waldkloſter zu treten! — Aber ſie mochte wenig auf mich hören und noch weniger viel antworten. Iſt ſie immer ſo ſchweigſam?“

„Na, ſie iſt von Natur eben nicht laut,“ verſetzte Verene gleichgiltig, „und hier wird man das auch nicht leicht — 's iſt niemals viel Leben um uns her, und Lärm noch viel weniger. Es gibt hier im Hauſe ſonſt meiſtens in der ganzen Woche nicht ſo viel Worte, wie ſeit geſtern Abend geſprochen worden ſind. Aber nehmt das für keinen Tadel,“ fügte ſie gutmüthig lächelnd hinzu. „Von Zeit zu Zeit iſt's mir ganz recht, man weiß nicht wieder, daß man einen Mund hat und hört einmal etwas Anderes und Neues.“

„O, da könnt' ich Euch dienen,“ lachte Regine. „Wartete nicht mein Mann auf mich und hätt' auch ich nicht eine rechte Sehnſucht nach ihm, ſo möcht' ich ſchon ein wenig da bleiben und wir könnten uns einmal recht ausreden.“

Sie ſchien die Zeit, die ihr noch blieb, in dieſer Weiſe wirklich recht ausnützen zu wollen, denn ſie wich fortan mit ihrem Kinde der Hausfrau wenig von der Seite und wußte ſo viel Unterhaltendes und Luſtiges vorzubringen, daß Verene ſich die Geſellſchaft wohl gefallen ließ und mehr lachte als ſeit langer Zeit. Die alte dicke Katharine riß vor Erſtaunen Mund und Augen auf. Sie hatte noch nie ſo viele und ſo luſtige Worte aus einem Munde gehen hören, wie nun aus dem der Fremden, und daß die Verwalterin ſo umgänglich und munter ſein könne, hatte ſie auch noch nicht gewußt.

Mittlerweile war es nicht mehr allzuweit von Mittag und Samuel kam herein, um anzuzeigen, daß er die Fahrt nicht länger aufgeſchoben wünſche, da ſein Knecht mit dem Gefährt ohnehin nicht vor ſpäter Abendſtunde zurückkommen könne. Die Fremde war, für ihn ziemlich unerwartet, jetzt wirklich gleich bereit; ſie wurde wieder ängſtlich über das Ausbleiben ihres Fuhrmanns — Samuel zuckte die Achſeln — und trieb ſogar zur Eile. Frau Verene mußte freilich zugeſtehen, daß ihr Gaſt in der letzten Stunde anſcheinend ein wenig ſchweigſamer und wie zerſtreut geworden, auch ein paarmal aus den Wirthſchaftsräumen in die vorderen Zimmer oder vor die Thür gegangen, um nach dem Wetter und dem erwarteten Mann zu ſehen, allein die jetzige Bereitwilligkeit und ihre Haſt, die kaum noch von Speiſen für das Kind wiſſen mochte, war auch ihr nicht wenig

auffällig. Doch war ihr die Fremde, neben aller Unterhaltsamkeit, doch durch Neugier und Ruhelosigkeit auch unbequem genug geworden, um sie ohne viel Bedauern scheiden zu sehen. Samuel hatte gleichfalls keine Einwendung, sondern ging und bestellte den Wagen.

Die Fremde aß von den für sie hingesetzten Speisen schweigend und schnell, sie hüllte dann sich und ihr Kind in von Verene freundlich dargebotene Tücher, denn es war kühl genug geworden, seit der Regen geendet, und ging mit den Wirthen hinaus, wo der Knecht David einen Wagen bereit hielt.

„Wundert Euch nicht über mich, daß ich vorhin so lustig und nun so still," sagte sie vor der Thür, Verenen's Hand in der ihren haltend. „Als Mädchen hatte Niemand ein leichteres Blut und ein fröhlicheres Herz als ich, aber seit ich Frau geworden, weiß ich nur noch stundenweis davon und der Ernst kommt nur zu bald wieder, wenn ich ihn einmal vergaß." Und nachdem sie auf das Herzlichste, ja sichtbar bewegt gedankt — sie erschien dem Ehepaare überhaupt wieder mehr wie die arme Fremde, die am vorigen Abend Beider Herz gewonnen, — sprach sie: „Ich sagte auch gern eurer Nichte Adieu — es ist ein so hübsches, gutes Kind! — aber ich will uns nicht aufhalten. Grüßt sie vielmal von mir."

Sie saß auf dem Wagen; sie hüllte den Knaben sorgsam auf ihrem Schoße ein. David fuhr fort.

„Na, ich habe ihr heut Morgen doch vielleicht Unrecht gethan, als ich meinte, sie hätte mit ihrer Naseweisheit besser von uns fortbleiben mögen," sagte Samuel, indem er mit der Gattin in's Haus zurückkehrte.

„Ja, etwas ruhiger hätte sie sein können," meinte Verene zustimmend. „Im Hause ist sie wie ein Wiesel in alle Ecken gekrochen — na, man konnt's ihr ja erlauben; des Gnädigen Zimmer sind verschlossen. Bei der Kleinen war sie auch, da holt' ich sie mir aber gleich retour, und Röschen selber scheint sich auch nicht viel aus ihr gemacht zu haben. — Geh' hinein, das Essen wird gleich fertig sein; ich will die Kleine rufen."

Verene stieg treppan, wo das Mädchen neben den Gemächern des Großvaters ein paar kleine stille, aber sonnige und freundlich ausgestattete Zimmer bewohnte. Da sie heraukam, sah sie Caro vor der Thür liegen und abwechselnd mit der Pfote daran kratzen und die Nase gegen den unteren Spalt drücken, wobei er eine Art dumpfen Stöhnens laut werden ließ.

„Was hast Du denn?" sagte die Frau und trat heran und öffnete, da der Hund aufsprang und gleichsam mit angstvollem Blick ihrer das Schloß berührenden Hand folgte, die Thür.

Sie schrie hell auf und sprang vorwärts und schrie von Neuem und gellend: „Hilfe! Hilfe!" Denn neben dem Stuhl am Fenster lag das Mädchen abgewendet auf dem Boden und ein kleiner Blutstrom drängte sich rinnend unter dem Körper hervor und floß in's Zimmer hinein.

V.

Wer ist das gewesen?

Das Mädchen war, wie gesagt, so gefallen oder hatte sich so gedreht, daß das Gesicht und die obere Hälfte des Körpers fast ganz dem Fenster zugewendet und für die entsetzte Verene anfangs unsichtbar waren. Als sie nun aber neben Röschen auf den Knien lag und sich über sie beugte, sah sie alsbald die Ursache des Unglücks vor sich: in der schlaff niederliegenden Linken des Mädchens ruhte, von den zarten Fingern fest umfaßt, ein feines, aber ziemlich langes und spitzes Messerchen, und aus der rechten Brustseite, oben gegen die Schulter zu, kam das Blut noch immer stark fließend und rieselte auf den Boden, wo es der Neigung der Bretter nach seinen Weg unter dem armen Körper durch in das Zimmer hinein suchte.

Jetzt schrie die Frau nicht mehr. Mit der ganzen Resolutheit und Geschicktheit, die man grade in solchen Ständen viel häufiger findet, als in den sogenannten höheren Classen, hatte sie, da Samuel jetzt herbeikam, das Mädchen schon allein aufgehoben und leicht und sanft in das Nebenzimmer getragen, wo Röschen's Bett stand. Da legte sie sie sanft nieder und sagte zu der stumm ihre Hände ringenden Katharine: „Du hilfst mir sie auskleiden!" und zu dem noch ganz starren Gatten: „Du hattest ja sonst Instrumente und Pflaster wie die Feldscheerer. Hol's, daß

wir wiſſen, was Noth thut. Jetzt lebt ſie noch.“

Samuel legte ſeine beiden Fäuſte an ſeine Schläfen. „Und kein Gaul im Stall, daß man den Satan noch einholen könnte!“ knirſchte er.

Die Frau ſchaute finſter zu ihm auf. „Mach' keine Dummheiten,“ ſprach ſie, „ſondern eile, wie ich Dich hieß. Mag es mit ihr ſtehen, wie es will — die Fremde hat das nicht gethan.“ Und ſie beugte ſich von Neuem zu dem bewußtloſen Mädchen und begann es mit der Magd Hilfe zu entkleiden.

Samuel war nicht immer Verwalter in Stocks, ſondern, wenn auch vor langen Jahren, im Hauſe ſeiner Herrſchaft aufgewachſen und bedienſtet geweſen und, wie denn das damals in dieſen alten und reichen Familien nicht ſelten war, wenigſtens mit den nothwendigſten Kenntniſſen in der Chirurgie ausgerüſtet worden, damit man in gewöhnlichen Fällen die Hilfe im Hauſe habe. Er hatte dann im ſpäteren Leben doch hin und wieder Gelegenheit gehabt, ſeine Kunſtfertigkeit zu üben und ſeine Kenntniſſe eher zu vermehren als zu vergeſſen, und er ſegnete, da er nun das Beſteck und Verbandzeug hervorſuchte und zu dem geliebten unglücklichen Pflegling droben zurückkehrte, von ganzem Herzen den Willen des alten Joſeph Eugen, der es ihm noch jetzt, nach fünfzig und mehr Jahren möglich machte, durch ein rechtzeitiges und richtiges Eingreifen vielleicht wenigſtens das äußerſte Unglück abzuwenden. Es war gar nicht zu denken, was hätte geſchehen ſollen und können, wenn Niemand im Hauſe etwas von der Sache verſtanden. Die nächſte Stadt, gleichviel ob Leitheim, ob Breitenfeld, war bei den ſchlechten Wegen kaum in drei bis vier Stunden ſchnellſten Reitens zu erreichen. Es mußte ſelbſt im günſtigſten Fall mehr als ein halber Tag vergehen, bis von dort ein Helfer zu erlangen war, und was für ein Helfer würde das geweſen ſein! Da, meinte der alte Mann, dürfe er noch mehr auf die eigene ſchwache Kunſt vertrauen, die hier doch mindeſtens mit Liebe geübt wurde.

Seine Hand war leicht und zugleich feſt, ſein Auge ernſt und klar, als er die Wunde, welche über der rechten Bruſt hineinſchnitt, genau und vorſichtig unterſuchte. Ja ſein Blick wurde ſchier väterlich mild und freundlich, als er jetzt Röschen's blaues Auge ſich für einen Moment öffnen und mit einer gewiſſen angſtvollen, ſcheuen Unſicherheit dem ſeinen begegnen ſah, und er ſprach leiſe und ſanft: „Sei ganz ruhig, mein Herzblatt, wir ſind Alle bei Dir.“ —

Er reinigte die Wunde von Neuem, er legte den Verband an, ſo gut es ſich jetzt thun ließ. Er nickte wieder freundlich dem Mädchen zu, als daſſelbe nun zum zweiten Mal das Auge öffnete und dann mit einem leiſen, zufriedenen Lächeln alsbald wieder ſchloß. Aber er ſprach kein Wort, und erſt als Alles beendet war, ſagte er leiſe zu der Magd: „Jetzt ſetzt Sie ſich hier an's Bett und gibt Acht, ob das Blut ſteht, ob das Kind zur Beſinnung kommt, ob Zuckungen eintreten. Wenn ſie aufwacht und ſprechen wollte, ſo antwortet Sie nichts, ſondern legt den Finger auf die Lippen — ſo! — und ruft mich oder die Frau — wir haben zu reden mit einander, bleiben aber — wenigſtens Einer von uns, in der Nähe.“ Er ging nach dieſen Worten voran in das kleine Wohnzimmer, wo das Unglück geſchehen war.

Auch Verene hatte ſeit ihren vorhin geſprochenen Worten keine Silbe mehr laut werden laſſen. Finſter und ſchweigſam hatte ſie das Mädchen zur Ruhe gebracht; finſter und lautlos hatte ſie des Gatten Hantiren verfolgt und ſeine Miene beobachtet; nur wenn Röschen die Augen geöffnet hatte, war es durch das Geſicht Verenen's gezuckt, als müßten ihr in der nächſten Secunde die Thränen aus den Augen ſtürzen, und ihre Hände hatten ſich ſchier krampfhaft in einander gepreßt. Nun endlich im anderen Zimmer erhob ſie die düſtern Augen zu denen des Gatten und fragte leiſe: „Was ſagſt Du?“

Er wiegte leiſe den weißen Kopf. „Ich bin kein Meiſter in der Kunſt,“ ſagte er gleichfalls gedämpft. „Aber ich glaube, daß der Stich nicht in's Innere drang und weiß, daß er wenigſtens die Lunge beſtimmt nicht verletzt hat. Das iſt ein großer Troſt. Jung und geſund wie das Kind iſt, wird ſie den ſchweren Blutverluſt wohl überwinden.“

Verene preßte einen Augenblick die Lippen zuſammen, bevor ſie dumpf verſetzte: „Du vergiß'ſt, daß das Blut bei ihr gar

zu leicht flüssig und stets schwer zu stillen gewesen, selbst bei Ritzen. Denk' nur zurück. Wir haben uns schon über einen Riß im Finger halb todt ängstigen müssen."

„Das vergaß ich nicht," sprach er ruhig, wie denn sein ganzes Wesen ein bei Weitem entschiedeneres und voll einer gewissen, Vertrauen erweckenden Sicherheit war, die wir bisher nicht an ihm zu beobachten fanden. „Aber sie ist gesund und kräftig, wiederhole ich und hoffe, daß sich jene alte Schwäche verwachsen haben soll. Du sahest ja, daß das Blut nach dem Verband stand."

„Das Beste ist, daß Christoph daheim," meinte sie finster. „Der hat auch damals geholfen."

„Glaub's immerhin," sagte er. „Der Glaube macht selig. Jetzt paßt Katharine auf und wir haben Zeit zum Reden. Weshalb soll und kann es das Weib nicht, wer sollte es sonst gethan haben? Ich glaube, ich habe ihr doch nicht Unrecht gethan, als ich heut Morgen wieder mißtrauisch wurde. Ist sie doch am Ende —"

„Unsinn!" fiel sie ein, die bisher finster sinnend geschwiegen. „Die Lehnert kann es nicht gewesen sein. Sei sie, was sie sei, zu solcher That paßt sie nicht. Sie ist auch nur den einen Augenblick hier im Zimmer gewesen, als ich sie alsbald wieder abholte, und da war das Kind frisch und gesund. Hernach kam sie nicht mehr hier herauf. Sie war immer nur ein paar Augenblicke von mir fort, um nach ihrem Fuhrmann oder dem Wetter zu sehen. Da läuft man nicht hinauf und herab und vollbringt nicht solche That. Und der Hund war ja auch da; der hat nicht ein freundlich Aug' für sie gehabt. Sieh, das könnte auch mich mißtrauisch machen, aber nicht so weit."

„Der Hund war nicht da," bemerkte er düster. „Er ist mit mir hinaus und muß erst nach mir zurückgekommen sein. Als ich heimkehrte, war er noch beim Stall. — Wäre ich hier geblieben!"

Die Antwort Verene's wurde durch ein leises Kratzen an der Thür des Schlafzimmers zurückgehalten. „Ist er doch dort geblieben?" sagte sie zürnend und ging hin, dem Thiere zu öffnen, das sich, wie es schien, bisher in der Nähe der jungen Herrin verborgen hatte, und schritt dann der andern Thür zu, um es vollends auf den Flur hinauszulassen. Allein Caro folgte weder dieser Bewegung, noch dem wirklichen ziemlich ungeduldigen Befehl, sondern beschnupperte gesträubten Haars die Blutlache, die noch ungestört sich vom Fensterſitz in's Zimmer erstreckte, und blickte dann mit unheimlich funkelndem Aug' zu dem Verwalter und seiner Frau auf und im Gemach umher, unruhig, traurig und grimmig, die Lefzen aufgezogen von den Zähnen und die Nase in leise witternder Bewegung.

„Ja, Alter, ja!" sagte Samuel gepreßt, „wenn wir Beide da gewesen wären!"

Die Frau kam auch jetzt nicht zu der Antwort, an der sie es sicher nicht hätte fehlen lassen, denn Caro wandte sich jäh um und ging zu einem kleinen Fleck, der zwischen der Thür des Nebenzimmers und dem Fenstersitz den sauberen Fußboden so entstellte, als habe Jemand, aus der nassen Umgebung des Hauses kommend, die Fußbekleidung nicht genügend gereinigt, — eine kleine feuchte Stelle nur, wie die Gatten jetzt, da sie darauf achteten, noch ein paar andere ähnliche in der gleichen Richtung bemerkten.

Der Hund beroch sie, eine nach der anderen; seine Haare schienen sich noch mehr zu sträuben, seine Augen, da er von Neuem zu Samuel aufsah, funkelten noch unheimlicher. Er ging zur Thür, hinter der seine Herrin lag und kratzte daran, und als der Verwalter, der seinem Treiben düsteren Blicks gefolgt war, ihm dieselbe öffnete, schlich er auch in diesem Gemach den gleichen Spuren nach bis zu einer anderen Thür, in deren Nähe sich neben der Feuchtigkeit sogar noch ein wirkliches Restchen Erde zeigte. Der Hund sah wieder zu Samuel auf und kratzte auch hier an der Thür, welche sich, da der Verwalter die Hand auf das Schloß legte, zu seiner augenscheinlichen Bestürzung ohne Weiteres öffnen ließ.

Samuel und seine Frau tauschten einen einzigen Blick des Schreckens und zugleich der Verständigung aus. Dann trat der Erstere an das Lager, wo die Verwundete eben erwachte und einen leisen Laut vernehmen ließ, und die Andere folgte dem Hund in den anstoßenden Raum.

Samuel war mit dem Zustande des Mädchens zufrieden. Die Blutung schien wirklich nicht wieder beginnen zu wollen,

der Athem war sehr leise, aber frei, und als sie auf sein, jede Frage abschneidendes: „Schweigen, mein Kind! Schweigen und schlafen!“ mit Lächeln die Augen geschlossen, kam anscheinend in der That der Schlaf schnell und sanft. Der Verwalter mahnte die Magd mit erhobenem Finger von Neuem zur Aufmerksamkeit, verschloß die Thür, durch welche seine Frau gegangen, stieß den Riegel vor und steckte den Schlüssel in die Tasche und kehrte sodann in das vordere Gemach zurück. Dort nahm er nach einigem Umherschauen das Messerchen vom Stuhl, auf den es Verene geworfen, nachdem sie es gleich anfangs der Hand des Mädchens entwunden.

Es war ein zierliches Ding, sehr schmal, aber mit ungewöhnlich langem Heft und einer verhältnißmäßig eben so langen und schmalen Einschlagklinge, welche sich bei einer Prüfung auf dem Nagel haarscharf erwies und sehr spitz zulief. Das Heft war von Silber, durch den Gebrauch aber so abgenützt, daß die früher darauf befindlichen Verzierungen beinah verschwunden waren. Auch das lockere Niet und die nicht festere Feder zeugten von langem und häufigem Gebrauch, und Samuel, da er dies beim Auf- und Zuklappen bemerkte, lächelte mit einer Art von finsterer Befriedigung vor sich hin. Denn er sah jetzt, was das Leben Röschen's gerettet hatte. Ein grader Stoß der festen Klinge hätte dasselbe aller Vermuthung nach rettungslos abschneiden müssen. Hier aber war die lockere Klinge abgewichen und seitwärts fortgegangen, freilich bis an das Heft mit Blut besudelt.

Der Alte war noch bei dieser Untersuchung, als Verene zu ihm zurückkehrte. Sie berichtete, daß sie auch in jenem Nebenraume, auf einem kleinen Vorplatz und der dort mündenden Hintertreppe die Fußspuren gefunden, so daß, wenn Röschen es nicht selber gewesen, allerdings ein Fremder diese Räume betreten haben müsse. Gegen das Mädchen selbst sprach aber das Benehmen des Hundes, und daß die Fremde nicht hieher gelangt sein könne, beschwor die Frau von Neuem mit der vollsten Ueberzeugung. Der Hund habe sich drunten aus der Seitenthür weiterspürend gegen den Wald hin entfernt, wiederum ein Zeichen, daß hier noch eine andere unbekannte Person im Spiel gewesen sein müsse. Sie habe Christoph dem Hunde nachgeschickt und das Haus verschlossen. Eine Aufklärung werde natürlich nicht vor Röschen's eigener Angabe zu erwarten sein.

Samuel hatte schweigend zugehört. Er antwortete auch, als Verene geendet, nichts auf ihre Mittheilung, sondern sagte nach einer Pause, indem er ihr das Messer hinhielt, nur: „Und das hast Du bei ihr gefunden?“

„Ja, das,“ versetzte sie, mit finsterm Blick das kleine Instrument betrachtend, „aber nicht bei ihr, wie Du sagst, Alter. Sondern sie hielt es in der Hand, so fest, daß ich ihre armen kleinen Finger kaum davon zu lösen vermochte.“

Samuel sah seine Frau überrascht an. „In der Hand?“ fragte er zweifelnd. „Sie selbst? — Doch gleichviel“ — brach er ab, — „sieh' es Dir an, kennst Du es?“

Verene schüttelte den Kopf. „Darauf seh' ich's an,“ sprach sie und nahm das Messer ihrem Gatten aus der Hand und drehte und besah es von allen Seiten. „Meines Wissens aber hat unsere Kleine das bisher nicht gehabt und vom Gnädigen glaub' ich's auch nicht, daß er solche Schnurrpfeifereien besitzt — hat er ihr doch damals Alles, was sie nicht im Nachlaß ihrer Mutter fand, neu gekauft. Und wozu braucht man so ein Ding, wo nicht zum Spiel oder allenfalls zum Auftrennen!“

„Und doch ist's viel gebraucht,“ meinte er und nahm's zurück und zeigte auf das abgenützte Heft und die schwache Feder. „Aber kennen thu ich's, glaub' ich, auch nicht. — Kannst Du sehen, was das ist?“ und er deutete auf eine Stelle des Griffs, wo die Verzierungen noch sichtbarer hervortraten.

Die Gattin sah es an, allein sie wußte keinen anderen Bescheid zu geben, als daß es ihr ein paar verschlungene Buchstaben mit einer Krone darüber zu sein schienen.

Er nahm es wieder, reinigte es und steckte es in die Tasche, sah dann noch einmal nach der Kranken, welche jetzt wirklich schlief, und ging darauf in das untere Geschoß hinab, weil er durch das Fenster den Knecht mit dem Hunde vom Walde her zurückkehren sah. Etwas Neues erfuhr er freilich hier nicht. Der Hund hatte eine für den Knecht nicht sichtbare Spur bis in den Wald und eine nahe

kleine Blöße verfolgt, wo sie indessen auch ihm verloren gegangen war, — kein Wunder bei dem inzwischen wieder stärker und stärker werdenden Regen, der auf dem Rasen und Moos jedes Weiterspüren unmöglich machen mußte.

Samuel schüttelte den Kopf. Er mochte und konnte nicht an einen Unbekannten denken, dessen Annäherung an das Haus immer eine sehr gefährliche hätte bleiben müssen, da die Umstände, welche dieselbe für einige Morgenstunden wirklich vielleicht erleichtert haben würden, dem Ankömmling unmöglich hatten bekannt sein können, — er müßte denn mit dem Gaste in Verbindung gewesen und von Regine so zu sagen eingeführt worden sein. Und selbst das wollte dem Alten nach den Angaben seiner Frau um so weniger zu Kopf, als er persönlich mit den Knechten und dem Hunde doch die Umgebung des Hauses niemals ganz verlassen und nichts Verdächtiges bemerkt hatte.

Einstweilen mußte er dies übrigens völlig erfolglose Grübeln und Erwägen indessen alsbald auf die Seite schieben und alle seine Gedanken auf das ernsteste dem Zunächstliegenden zuwenden. Verene rief ihn zu der Kranken, wo die Blutung doch wieder begonnen hatte und sich überhaupt so bedenkliche Symptome zu zeigen begannen, daß selbst Samuel anfing, mit einer gewissen dumpfen Resignation dem Schlimmsten entgegenzusehen und nichts einzuwenden hatte, als Verene jetzt den alten Knecht herbeirief und die Hilfe des als „Blutbesprecher“ von ihr und für sie erprobten Menschen in Anspruch nahm. Ja es war eine selbstlose Freude, die er empfand, da die geheimnißvollen Manipulationen wirklich von Erfolg waren, und er gönnte der Gattin den Triumph, der sich in ihrer Frage verrieth: „Nun, alter Thomas, thut das auch Dein gerühmter Glaube allein?“

Er schüttelte leise den Kopf, und da er sich von dem Mädchen wieder aufrichtete, dessen kaum hörbaren Athem er am leicht geöffneten Munde behorcht, sagte er nur leise und weich: „Ich will Jeden segnen, der hier hilft und will nicht nach der Weise seiner Hilfe fragen. Aber wenn sich die Blutung noch einmal ebenso wiederholt, dann kann ihr nur noch unser Herrgott selber und die heilige Gnadenmutter helfen — Menschen können es nicht mehr.“

Als er drunten das Messer in seiner Tasche fühlte und es herausholte und besah, suchte er sich ein kleines Brennglas hervor — unsere neumodischen wissenschaftlichen Leute würden dazu natürlich eine richtige Lupe bei der Hand gehabt haben, — wischte es sorgfältig ab und untersuchte das Heft und besonders jenen Namenszug auf das Allergenaueste. Und mit einmal sah er auf, nicht mehr nachdenklich, sondern im Gegentheil ungewöhnlich lebhaft, ja fast ein wenig siegreich, und erhob sich auch, mit ungewöhnlicher Raschheit die Treppe hinaufzugehen, und rief seine Frau herbei, die sich jetzt als Hüterin bei der Kranken befand.

„War mir's doch, als müsse ich das Ding kennen,“ sprach er leise, „und nun weiß ich's. Hier der Namenszug ist ein A und D und bedeutet: Amalie Daun, und die Krone mit den neun Perlen darüber zeigt ihren Stand als geborene Gräfin an. Das war die Gemahlin meines alten Herrn Joseph Eugen. Ich habe das Messer mehr als einmal in ihrer Hand gesehen, wenn sie eine Birne schälte oder einen Apfel — sie führt' es, glaub' ich, immer in der Tasche. Und dann hat es nach ihrem Tode ihre Tochter Marie, das Stiftsfräulein, ebenso geführt, und von der — ja von der kann es dann doch an unsere Kleine gelangt sein, da ja ihr Vater den ganzen Besitz von Tante und Schwester erbte. Allein ich glaube daran nicht,“ fügte er wieder nachdenklich hinzu. „Wir Beide sahen es bisher nie und das wäre doch schier unmöglich, wenn es da gewesen. Gib acht, es ist ein Höllenspiel von dem alten Drachen, und das nichtswürdige Weibsbild —“

Verene schüttelte den Kopf. „Ich glaube nicht daran,“ sprach sie zugleich, ihn unterbrechend. „Ich sag's zum hundertsten Mal: sie hat keine Zeit noch Gelegenheit zu einem solchen Streich gehabt, und so etwas war auch nicht in ihrer Natur. Das versteckt man nicht, Alter. Denke jetzt nur an die Rettung des Kindes. Heiliger Christ, was wird der Herr sagen, wenn er morgen heimkehrt!“ —

Es war noch um die Zeit der ersten Dämmerung, als David mit dem Wagen zurückkehrte, viel früher als es der Entfer-

nung der Försterei nach hätte möglich sein können. Er berichtete denn auch, daß er nicht bis zu dieser gelangt, sondern gleich, nachdem er das eigentliche Waldland passirt habe, dem Fuhrmann der Lehnert begegnet sei, der sich vom Förster einen Karren verschafft hatte und nach Stocks wollte, wo er seine verlorenen Passagiere zu finden hoffte. Viel Aufklärung in Betreff dessen, was am vorigen Abend geschehen, wie das Gepäck geborgen worden, wo der Fuhrmann Hilfe gefunden und weshalb er nicht früher nach dem einsamen Waldhause gekommen, hatte der Knecht anscheinend nicht erhalten. Er hatte nur verstanden, daß das Gepäck richtig in Bachenau lagere, und wußte außerdem von einem anderen Insassen des Karrens zu berichten, einem sauberen Mann, der sich mit der Frau auf das Zärtlichste begrüßt und das Kind halbtodt geküßt habe. Daher sei denn auch Alles ein wenig tumultuarisch hergegangen und, zumal es grade stark regnete, von keinem langen Abschied oder vielen Worten die Rede gewesen. Doch schicke die Frau noch einmal Gruß und Dank, und der Fremde habe hinzugefügt: „Auch von mir, von mir, Freund! Was wäre aus euch ohne die braven Leute geworden!“

Die Zuhörer, denn Verene war am Bette droben abgelöst und vernahm den Bericht des Knechtes zugleich mit ihrem Gatten, — sahen sich enttäuscht und doch nicht unzufrieden an, denn Alles, was sie vernahmen, ließ die Fremde und ihre Affaire von Neuem in einem ihr günstigen Licht und den Verdacht Samuel's als kaum stichhaltig erscheinen, — ein Ausgang, der, wie gesagt, selbst dem Verwalter im Grunde nicht unwillkommen war, da er zu erkennen meinte, daß seine Nachsicht und Freundlichkeit keiner Unwürdigen zugewendet worden. Es war also nur ein unglücklich Zusammentreffen gewesen, daß das Verbrechen in Anwesenheit der Fremden verübt wurde.

Da sagte aber David, sich hinter dem Ohr kratzend: „Und curios ist's doch, daß wir uns begegnet sind. Die Wege sind so mordschlecht, daß ich schon beim Bärenstein abbog und dann fuhr, wie's am geschicktesten, bis ich ungefähr tausend Schritt rechts von der Wettereiche herauskam. Da sah ich schon fern ihren Wagen unter einem Baum halten, nun aber, als sie uns etwa erblickt, langsam gegen uns zukommen. Auf dem Fleck, wo wir herauskamen, konnten sie uns nicht vermuthen, und daß man dort passiren könne, nicht wissen, wußt' ich's doch selber nicht, bis ich eben glücklich durch war. Möchte wohl wissen, ob sie dort auf uns gepaßt — sehen mußten sie uns freilich, ob wir hüben oder drüben zu Platz kamen. Aber daß sie auf dem Wege zu uns hieher gewollt, glaub' ich nicht. So kann sie der Bachenauer nicht angewiesen haben, und ich denke mir immer, es ist mit der Fahrt hierher Spiegelfechterei gewesen.“

Das war denn freilich eine Mittheilung, aus der trotz ihrer nicht grade übermäßigen Klarheit und Folgerichtigkeit doch genug hervorging, um nicht bloß Samuel von Neuem in seinem Mißtrauen zu bestärken, sondern ein Gleiches auch bei Verenen zu erwecken.

„Und der Fuhrmann — Werthheimer hieß sie ihn und er sollte von Leitheim sein,“ sagte Samuel, als der Knecht schon den Thürgriff in der Hand hatte, um das Zimmer zu verlassen; „Du hast ihn nun gesehen — kennst Du ihn nicht?“

David kratzte sich von Neuem hinter dem Ohr. „Das ist auch wieder curios,“ entgegnete er. „So kenn' ich ihn nicht, aber wenn er einen Bart um das Gesicht hätte und nicht so grausam schmutzig ausgesehen hätte, so würd' ich denken, daß ich ihm schon begegnet wäre. Es ist curios, sage ich.“

„Rede deutsch!“ sprach Verene ungeduldig. „Wo wärest Du ihm begegnet? Der Christoph schwatzt ja von der Frau etwas Aehnliches, hör' ich von der Katharine, kann sich aber nicht näher besinnen, wo und wann er sie gesehen.“

David war jetzt mit dem Kratzen hinter dem Ohr nicht zufrieden, sondern schüttelte sich ganz und gar, als sei es ihm auf dem ganzen Leibe nicht recht behaglich. „Ja wenn er den Bart hätte, rund um's Gesicht und rabenschwarz, und nicht den blauen schmutzigen Kittel und die kothigen Stiefel, sondern eine bunte Jacke mit Tressen und saubere weiße Hosen und blanke Schuh, da wär's der starke Mann, wie er sich schelten ließ, den der Christoph und ich im Frühling auf dem Breitenfelder Jahrmarkt vor der Bude gesehen haben, in der man so viel närrische Gaukelei machte. Und da muß auch der Christoph

wohl hin wollen, wenn er von dem Frauenzimmer redet," fügte der Knecht bedächtig hinzu, „denn da war eine, die glich der unseren accurat, aber sie ging auch in Sammet und Seide und Tressen und ritt, wie sie sagten, auf einem Gaul wie der Satan — wir haben's nicht zu sehen bekommen. Und sehet, Herr," schloß er, „irren muß ich mich doch wohl, denn warum sollte der Werthheimer nun mit einem Male Fuhrmann geworden sein und all seinen Staat abgelegt haben, und das Frauenzimmer —"

„Laß es nur gut sein," unterbrach hier Samuel den Bericht. „Wir wollen uns bei Gelegenheit weiter erkundigen, der Bachenauer sollte doch von ihnen wissen, wenn's nicht mit der Herberge bei ihm auch nur Spiegelfechterei ist. Sieh nach dem Gaul und gib ihm sein Futter. Es muß vielleicht doch noch einer von euch nach Leitheim."

Dazu kam es indessen noch nicht. Die Gatten wußten gut genug, wie entschieden ihr Gebieter gegen jeden Verkehr mit der Umgegend war und wie er am wenigsten irgend einen Fremden in das alte Haus und die daselbst herrschenden Zustände hineinsehen lassen wollte. Sie kannten überdies den Arzt in der kleinen Gebirgsstadt natürlich nicht — es war seit unvordenklichen Zeiten nie einer Seinesgleichen in Stocks nöthig gewesen, — und Samuel wußte nur durch reinen Zufall, daß es ein noch junger Mann, der nach dem Kriege die Militärcarriere aufgebend, sich hier niedergelassen hatte. Diese Vergangenheit würde für den Doctor gesprochen haben. Da jedoch außer dem angeführten Grunde auch der Fall selbst gegen seine Herbeiziehung sprach — er würde vermuthlich das Verbrechen nicht haben verheimlichen, sondern zur Anzeige bei den Behörden bringen wollen, was die Gatten ohne des Gebieters ausdrückliche Zustimmung nicht auf sich zu nehmen und zu verantworten wagten, — und endlich der Zustand Röschen's entschieden normaler oder doch weniger Besorgniß erregend geworden, so glaubten Beide sich auf die eigenen Hilfsmittel beschränken zu dürfen. Der Gebieter wollte überdies morgen schon zurückkehren. Mochte er selbst dann bestimmen, was weiter mit der Kranken vorzunehmen und wie man sich in Betreff der Lehnert und ihrer Gesellschaft, einer etwaigen Verfolgung des Verbrechers zu verhalten habe.

Samuel stand von diesen zuletzt erwähnten Punkten gänzlich ab. Wenn man die Behörden nicht anrufen wollte, war für die Bewohner von Stocks die Sache eigentlich abgethan, zum Mindesten zu einer Verfolgung der Angelegenheit und der dabei betheiligten Personen so gut wie kein Mittel vorhanden. Man mußte sogar von einer Erkundigung in Bachenau einstweilen absehen, wenn man das Geschehene anders geheim halten wollte. Die beiden Knechte waren keineswegs befähigt, einen Anderen auszuholen, ohne von diesem selbst noch viel leichter und gründlicher ausgeholt zu werden. Und Samuel selbst wagte ebenso wenig wie seine Frau, persönlich für einen ganzen Tag und auf solche Entfernung das alte Haus und die Kranke zu verlassen.

Der Abend und die Nacht waren weniger schlimm, als man hatte fürchten müssen. Das Fieber, welches mit der beginnenden Dunkelheit eintrat, zeigte sich nicht gar zu heftig und ohne eigentliches Phantasiren. Die Blutung schien völlig besiegt zu sein, es traten keine beunruhigenden Zufälle mehr hervor. Die Verwundete lag meistens in einem, wenn auch unruhigen Schlaf oder einem an Betäubung grenzenden Zustande, mit offenen Augen, aber ohne Jemand von ihrer Umgebung zu erkennen. Nur ein paarmal, wo ein Geräusch aus dem Hause oder seiner Umgebung an ihr Ohr drang, zuckte sie heftig zusammen, schrie auf, murmelte hastige, abgestoßene Wörter vor sich hin, von denen Verene nur einmal ein entsetztes „Der Mann! — Da! — O Jesus!" zu verstehen meinte.

Dadurch wurde denn freilich nichts erklärt und gebessert. Denn daß man den Thäter als einen Fremden ansehen müsse, der von keinem der Hausbewohner bemerkt worden, stand für Verene wenigstens fest genug. Wenn die Bewohner alle beschäftigt und der Hund nicht um den Weg, war es nicht undenkbar, daß Jemand ungesehen die kleine Blöße umher passiren, eintreten, die Hintertreppe ersteigen und so auch wieder hinausgelangen konnte. Wie er diesen Weg zu Röschen's Zimmern entdeckt, den vermuthlich die Knechte und

Katharine selber nicht kannten; wie er die Thür geöffnet, welche stets verschlossen war, und den Schlüssel zu derselben erlangt, der in Frau Verene's Hut wie alle übrigen, weniger gebrauchten, — das blieben Räthsel, die sich selbst durch eine angenommene Hilfe der Lehnert nicht ohne Weiteres lösten.

Die Nacht verging und der folgende Tag zog vorüber, ohne daß in Röschen's Zustand eine nennenswerthe Veränderung eingetreten wäre. Der Gebieter kam nicht zurück, ohne daß die Gatten dadurch besonders beunruhigt wären. Das Wetter war sehr schlecht und man konnte es dem alten Herrn nicht übel nehmen, wenn er sich zu seiner Reise besseres wünschte. Und so verging die folgende Nacht und der nächste Tag.

Es war todtenstill in dem alten Hause. Die Menschen schlichen vorsichtig die Treppe hinauf und hinab und durch die Thüren, denn jedes Geräusch erschreckte die geliebte Kranke, welche jetzt, mit Ausnahme der Abendstunden, wo das Fieber wieder den armen Körper durchglühte, fast immer still hinlag, nicht immer bewußtlos, aber so schwach, daß sie außer einem erkennenden Blick kein Zeichen der Theilnahme für die Ihren hatte.

„Es ist ganz recht so," sagte Samuel auf die angstvollen Fragen seiner Frau. „Die braucht für Seele und Leib noch lange Ruhe, bevor es wirklich wieder zur Genesung geht. Das Fieber läßt aber schon nach und die Wunde sieht gut aus. Ich fürchte eigentlich nichts mehr. Wäre nur erst der Gnädige wieder da und wüßt' es," fügte er hinzu, damit etwas aussprechend, das für seine Frau tröstlicher war als alle seine übrigen Versicherungen. Denn daß er über der Kranken nicht mehr alles Uebrige vergaß und schon an die bedenkliche Stunde dachte, welche ihm mit dem rückkehrenden Gebieter schlagen mußte, bewies Verenen gut genug, daß er selbst an keine besondere Gefahr mehr glaubte. Am ersten und zweiten Tage hatte der ehrliche Alte sicher nicht an den Herrn und seinen Zorn gedacht.

Am sechsten Tage erst sah Samuel, da er um die Dämmerung in Röschen's kleinem Zimmer sich gegen die Gattin auf das Zufriedenste über den Zustand der eben untersuchten Wunde und das ganze Befinden der Kranken äußerte, den Gebieter aus dem Walde hervor und auf das alte Haus zureiten. Er kam aus der Richtung her, wo die kleinen Aecker lagen, welche zu Stocks gehörten.

„Bleibst Du oben und soll ich ihm entgegen?" fragte Verene gutmüthig. „Ich werde schon mit ihm fertig."

Samuel zuckte die Achseln. „Das werd' ich denn auch wohl werden," entgegnete er. „Und ich gehe in Gottesnamen und ohne viel Sorge — Schuld find' ich an uns keine, als daß wir die Frau aufgenommen, und das hätte er an dem Abend wohl selber nicht anders gemacht."

Der Gebieter war, als der Verwalter in der Thür erschien, mit Hilfe des herbeieilenden David's bereits abgesessen. Er nickte Samuel mit einem: „Da bin ich wieder!" zu, trat an ihm vorbei in's Haus und das nächste Zimmer, genau so steif, grade und langsam, wie er sich uns zuerst gezeigt; und erst als der ihm folgende Verwalter die Thür geschlossen, machte er gewissermaßen militärisch Kehrt gegen denselben, heftete die Augen fest auf ihn und sagte in einem gewissen resignirten Ton: „Siehst Du wohl, Alter, daß ich Recht hatte? Ich kenne sie!"

„Wissen Gnaden denn schon?" fragte Samuel sehr überrascht und doch gewissermaßen erleichtert.

„Ja, Christoph schwatzte mir draußen allerhand vor," erwiederte der alte Herr finster; „ich habe nichts weiter davon verstanden als das Unglück selber, und das war mir eigentlich nicht neu, da ich ein solches immer im Kopf gehabt und es sicher erwartet habe. Ich habe Dir neulich schon davon gesagt. Leid' ich einmal an Ahnungen, dann trifft's auch zu. — Ist sicher keine Gefahr da?"

„Nach meinem Verstande von der Sache — nein, Gnaden," erwiderte Samuel doch hörbar ernstlich erleichtert.

„Ist sie bei Besinnung?"

„Nein, Gnaden, — wenigstens nur hie und da auf einen Augenblick und auch dann wohl nicht klar. So weit sind wir noch nicht. Morgen ist der siebente Tag — dann hoff' ich auf Schlaf."

Der alte Herr ließ sich steif auf den nächsten Stuhl nieder und streckte die Beine in den bespritzten hohen Stiefeln weit von sich. „Erzähl's mir genau," sprach er

darauf ohne irgend ein Zeichen von Aufregung und ließ auch im Lauf des Berichtes, den der Verwalter klug genug so kurz und bestimmt wie möglich abstattete, nichts bemerken, was auf eine solche hingedeutet hätte. Und als Samuel geendet, ohne durch irgend eine Bemerkung unterbrochen zu werden, sagte der Greis nur mit einem eigenthümlichen Lächeln: „Also ich hatte Recht, — sie hat von uns erfahren und sich eingestellt. Dagegen gibt es keine Hilfe und keinen Schutz. Darum mache ich Dir auch keinen Vorwurf daraus, daß Du das Weibsbild aufgenommen. Das ist ganz gleichgiltig. Wäre man uns so nicht nahe gekommen, so hätte man's auf anderem Wege versucht und endlich doch den rechten gefunden. Contrair, es ist besser so — sie haben sich verrathen und sind abgeblitzt. Jetzt kommen wir an die Reihe." Und indem ein schier grimmiger Blick unter den tief gedrückten weißen Brauen hervorbrach, fügte er, jäh sich erhebend, hinzu: „Und sie soll die Stunde verfluchen, da sie mich von Neuem erweckte!"

Das war nur ein vereinzelter Ausbruch des Zorns, der den Greis durchlodern mußte. Hinfort blieb er in seiner stillen Gefaßtheit, auch da er am Bett des armen Kindes stand und ernsten und, wie es schien, nicht unkundigen Aug's Röschen's Zustand beobachtete. Erst als ihm Samuel auf sein Verlangen darauf das Mordinstrument vorwies, kam er wieder zu einer lebhafteren Aeußerung.

„Das Messer meiner Mutter!" rief er sichtbar sehr überrascht, ja fast entsetzt aus. Und nach einer Pause setzte er, schon wieder gefaßt, aber mit einer gewissen finsteren Entschlossenheit hinzu, welche selbst den alten Verwalter unheimlich berührte: „Hernach, da ich zurückkam, sah ich's in *ihrem* Besitz, sie hat's von meiner Schwester Marie geerbt. *Wie* es hieher kommt, weiß ich nicht, aber das ist auch nicht nöthig. Weiß ich doch das Woher." —

„Und wie denken Gnaden über den Arzt?" fragte Samuel später.

„Unnöthig!" lautete die kurze Antwort. „Er könnte, mein' ich, nicht mehr thun, als die Natur walten lassen, und das thut sie auch ohne ihn. Die nöthige äußere Behandlung verstehst Du ebenso gut, und auch ich habe vordem zu viel Wunden selbst gehabt, geschlagen und an Anderen gesehen, um ganz unerfahren zu sein. Wir wollen keinen Lärm machen, Alter. Laßt sie glauben, daß das Verbrechen vollbracht sei. Wenn wir kommen, müssen wir da sein wie ein Blitz, und treffen und vernichten wie ein solcher."

VI.

Ein Bekannter.

„Na, wer ist denn das?" murmelte der alte Herr, welcher auf einem der Gänge, die er täglich in der Umgegend des Hauses zu machen und hin und wieder ziemlich weit auszudehnen liebte, heut' durch das wilde Thal hinschritt, wo die Insassen von Stocks bei Gelegenheit die Straße nach Leitheim finden zu können glaubten und auch wirklich wohl oder übel fanden. Von einem gebahnten Pfade war hier freilich nirgends die Rede; Fußgänger, Reiter und Fuhrleute suchten jeder sein Fortkommen, wie und wo es ihm am wenigsten unbequem schien, sei es im Thal, sei es an den Berglehnen entlang, hier über die weitgestreckten Wurzeln, dort zwischen zerstreuten Steinbrocken hin oder um einen Erdfall im weiten Bogen herum, und ihrem Schöpfer von Herzen dankbar, wenn sie überhaupt nur vorwärts kamen. Auf viel Reisende war in dieser Richtung überhaupt nicht zu rechnen, da weder die Leitheimer in Stocks, noch die Bewohner des alten Hauses in der kleinen Stadt etwas zu thun hatten; und wer sonst hier vorüberzog, mußte entweder ganz besondere — zuweilen auch gar keine — Zwecke verfolgen oder hatte sich verirrt.

Der alte Herr, den wir bisher unter keinem anderen Titel kennen lernten, hatte daher allen Grund, überrascht zu sein und zugleich sich von einem gewissen Mißtrauen erfaßt zu fühlen, als er dort hinten, wo die sogenannte Straße sich um den Fuß eines dicht bewaldeten Berges wand, plötzlich einen Reiter erscheinen sah, der einstweilen aber abgesessen war und sein Pferd am Zügel führte. Der Mann sah allerdings nicht wie ein Vagabund aus, sondern zeigte sich, so weit der Alte das erkennen konnte, als ein Reisender der besseren, wo nicht besten Classe, ohne dadurch jedoch, wie wir schon wissen, dem Greise gleichgiltiger, geschweige denn willkommener

zu werden. Ein Mensch von „besserer Extraction“ hatte hier vernünftigerweise gar nichts zu thun, zumal nicht zur jetzigen Jahreszeit, wo Niemand mehr Vergnügens halber reiste und, wenn er durch Verhältnisse zu einer Reise gezwungen wurde, sicherlich die kürzeste und beste Straße wählte. Denn der Herbst war nunmehr mit seiner vollen Macht eingezogen und hatte dem schönen Nachsommer mit einem Mal ein Ende gemacht. Von den Zweigen streifte er die letzten müden Blätter, entfärbte die Waldwiesen, und seine Nebel hingen feucht und melancholisch zwischen den erschauernden Bergwäldern und in den öden Thälern.

„Wer ist denn das?“ wiederholte der Greis, da der Fremdling wirklich näher kam — auf der Ecke, die derselbe eben passirt hatte, führte wirklich etwas wie ein befahrener Weg in den Wald hinein, auf dem man in der That in das Unterland gelangen konnte und der einem Reisenden immerhin annehmbarer erscheinen mußte, als die schier ungebahnten Thalgründe, welche sich grade vor ihm öffneten. Bisher hatte man noch hoffen können, daß der Mann dort hinein ziehen werde und den Alten, der unter einer fast entlaubten riesigen Eiche Halt gemacht, gar nicht erblickt habe. Allein jetzt war davon keine Rede mehr; die Wegöffnung war schon passirt, und der Reiter kam in jenem rascheren Schritt heran, den wir annehmen, wenn wir irgend etwas Erwünschtes vor uns sehen, in der Sorge gleichsam, als könne es sich uns noch entziehen.

Der alte Herr dachte einige Secunden lang daran, sich ohne Weiteres seitwärts in den Wald zurückzuziehen und den Fremdling vorbeiziehen zu lassen. Dann aber erschien ihm das halb wie eine Feigheit, halb wie eine Unhöflichkeit — der Ankömmling winkte bei einer Seitenbewegung des Greises jetzt auch mit der Mütze und ließ ein „Halloh!“ laut werden, — und er blieb stehen, den Stock auf den Boden stemmend, die steife, hagere Figur straff aufgerichtet und mit nichts weniger als freundlichem Aug' dem Kommenden entgegenschauend. „Was beliebt?“ fragte er barsch, da man sich jetzt nahe genug war.

Der Ankömmling machte vor ihm Halt; es war ein junger Mann mit angenehmen und vor allen Dingen offenen Zügen und freundlich dareinblickenden Augen, dessen Haltung und noch mehr dessen Bewegungen, da er nun höflich grüßend von Neuem die Mütze lüftete, ihn augenblicklich als Mitglied der guten Gesellschaft gekennzeichnet haben würden, hätte dafür nicht auch schon die anständige und passende Kleidung und das schöne Pferd gesprochen, welches liebkosend mit dem kleinen Kopf die Schulter des Gebieters berührte.

„Mein Herr,“ sprach er, und der Blick, der den alten Herrn mit völliger Unbefangenheit und doch auch mit dem natürlichen prüfenden Ernst eines Auges traf, welches einen Unbekannten vor sich sieht, und die klare Stimme und die wohlklingende, reine Aussprache zeugten auf' Neue für den Fremdling, „mein Herr, ich habe um Entschuldigung zu bitten, daß ich Sie aufgehalten. Ich bedurfte jedoch einer Aufklärung über meinen Weg durch dies mir unbekannte Land. Gelange ich hier bald in das Unterland?“

Der alte Herr brachte es nicht über's Herz, unfreundlich zu sein; der Eindruck, den Erscheinung und Wesen des Ankömmlings auf ihn machte, war ein durchaus — sagen wir beruhigender, wo nicht gradezu vertrauenerweckender. Er sagte daher nicht, wie er anfangs im Sinne gehabt: nein, der Weg geht dort rückwärts in den Wald, — sondern mit einem unwillkürlichen Achselzucken: „Das Unterland ist groß, und auch ich bin dort nicht allzubekannt. Wohin will der Herr?“

„Nicht in's Unterland selbst, sondern nach einem Ort, der Stocks heißt und der Karte nach in der von mir verfolgten Richtung liegen müßte. Ich kann freilich in dem wilden Revier und bei dem Nebel abgewichen sein,“ fügte er den Kopf schüttelnd und einen Blick auf die Umgebung werfend, hinzu; „doch stieß ich immer auf Spuren, daß ich wirklich einer nicht ganz verlassenen Straße folge.“

Bei dem Namen Stocks hatte das Auge des Greises sich verfinstert, aber nur um unmittelbar darauf mit einem zugleich festen und eiskalten Blick auf dem Fremdling zu haften. „Stocks ist kein Wirthshaus, noch ein Herrensitz,“ sagte er endlich gleichfalls kalt, ja beinah schroff. „Es haust, so viel ich weiß, dort nur ein Verwalter, der sich obendrein sicherlich hüten wird, Fremde aufzunehmen, von denen selten

einer durch diese Reviere streift, dem man nicht am besten seine Thür verschließt."

„Das ist ein Mißtrauen, welches sicher nicht jedem Fremden gegenüber gerechtfertigt ist," entgegnete der junge Mann ernst, „und überdies für die Bewohner von Stocks gelegentlich auch von üblen Folgen sein könnte, wenn Jemand in bester, ehrlicher Absicht käme —"

„Zu dem Verwalter, der schwerlich viel mit der Welt draußen zu thun hat?" fiel der Alte Jenem scharf und hohnvoll in die Rede.

„Nein, zu dem Besitzer —"

„Der Baron von Steinheim lebt nicht in Stocks."

„Nun gut, also zu dem früheren Besitzer, dem Rittmeister Bruno von Hagenbach, der sich dort zuweilen aufhält oder über dessen Aufenthalt man dort wenigstens Auskunft erhalten kann, — wie ich dieselbe zu erhalten wünsche."

„Sie?" fragte der Greis mit Blick und Ton einer düsteren Verwunderung, und fügte dann, hörbar abbrechend, hinzu: „Das dürfte Ihnen — oder vielmehr dem Verwalter schwer fallen. Von dem, den Sie nannten, weiß Niemand mehr Etwas."

„Lassen wir das Gezänk und die Geheimnißkrämerei," sprach der Fremdling mit stets gleicher, ruhiger Stimme und unverändert offenem Blick. „Ich darf, glaub' ich, offen reden, denn je länger ich Sie sehe und höre, desto sicherer werde ich, daß ich den Gesuchten selbst vor mir habe. Baron Bruno, ich komme nicht nur als Verwandter, sondern auch als Freund zu Ihnen —"

„Das sind zwei Bezeichnungen, welche schwerlich auf eine und dieselbe Person passen dürften," fiel ihm der Greis mit Bitterkeit in die Rede, und in den scharfen blauen Augen und in den niedergezogenen weißen Brauen regte sich ein finsteres Zürnen. „Aber Sie sagen: lassen wir die Umschweife. Wohlan, wenn ich denn der bin, den Sie nennen, so kann ich's noch bestimmter aussprechen: man will und braucht keine Gäste in Stocks. — Da rückwärts auf der Ecke geht der Weg in's Unterland." Und indem er in militärischer Weise die Mütze leicht berührte, wandte er sich kurz um und schritt den Weg zurück, den er gekommen.

„Herr Baron," sagte aber der junge Mann und sein Auge blickte voll Theilnahme und seine Stimme klang theilnehmend, ja fast bewegt, „weisen Sie mich nicht so zurück! Bei Gott im Himmel, ich komme als beides, als Verwandter und Freund zu Ihnen, mit dem treuesten, ehrlichsten Herzen, mit dem besten Willen, Ihnen einen Dienst zu leisten, den nur ich zufällig, aber glücklicherweise Ihnen leisten kann. Ich nenne mich Graf Laar —"

Der Alte hatte schon bei den ersten Worten Halt gemacht und stand, halb zurückgewendeten Haupts und mit düsterem Blick den Redenden messend, bis er bei dessen letzten Worten sich vollends umdrehte und barsch einfiel: „So? Der Enkel Eugens und der vornehmen Dame Marianne —"

Der Jüngling — vielleicht hatten die Leser ihn schon früher erkannt, als er sich nannte, — stand wieder vor ihm. Das blaue Auge blitzte auf und er sagte lebhaft: „Mein Oheim, meine Großmutter hat Ihnen bestimmt niemals einen wirklichen Grund zu der Annahme gegeben, daß auch sie Ihnen feind. In Mißverständnisse können wir Alle verfallen, aber wenn es ein solches zwischen Ihnen und ihr gegeben, so weiß ich, daß Niemand es mehr beklagt, als meine theure, alte Großmutter. Sie schickt Ihnen jetzt durch mich die treuesten Grüße und ist zu jedem Dienste bereit, der Ihnen angenehm sein könnte."

Das Angesicht des alten Herrn hatte sich schon bei den ersten, fast scharf klingenden Worten des Jünglings gewissermaßen entfaltet und der Blick war von der Düsterheit und Kälte zu einer Art von wirklichem Wohlwollen übergegangen. „Gesprochen wie ein Mann!" sagte er jetzt, — „früher hätt' es auch heißen können: wie ein Hagenbach! Aber das ist vorüber!" — Und indem er seine Rechte von dem wildledernen Handschuh befreite und ausstreckte, fügte er hinzu: „Also schlagt ein, Vetter, ich nehme Euch an, ich, der Rittmeister Bruno Hagenbach, der Vagabund, und nun leider schon lange seßhaft genug. Will's denn noch einmal mit einem Verwandten probiren."

„Es wird Ihnen, so Gott will, keinen Schaden bringen," sagte Robert herzlich und drückte fest die große knochige Hand in die seine.

Des Barons Brauen zuckten flüchtig. „Wollen's abwarten," versetzte er und fuhr, die Hand zurückziehend und sich zum Gehen wendend, fort: „Ihr kommt also nicht durch Zufall hierher, sondern absichtlich und wollt ausdrücklich zu mir? Weshalb?"

„Zu Ihnen — ja, wenn es möglich," redete Robert, neben ihm gehend, „jedenfalls aber nach Stocks, wo man von Ihnen wußte. Und ich komme, weil ich Ihnen eine Mittheilung zu machen habe, die für Sie wichtig genug sein dürfte. Leider habe ich sie fast vier Wochen zurückhalten müssen, da meine Großmutter sehr krank war und ich aus guten Gründen nicht schreiben wollte. Aber so Gott will, kommt sie auch jetzt noch nicht zu spät."

Der alte Herr schaute seinen jungen Begleiter mit einem von Neuem mißtrauischen Blick an — war ihm etwa dies häufige: so Gott will — bedenklich, da er in einem langen Leben die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß es meistens nur an des Menschen recht ernstlichem und vernünftigem Wollen liege und man sich auf den lieben Gott viel zu häufig auch da berufe, wo man noch sehr gut als schwacher Mensch fertig werden könne? Oder war's nur, weil ein so junger Mann so wenig Selbstvertrauen hatte oder so „fromm" war? Er äußerte sich darüber indessen nicht, sondern sagte nur ziemlich kalt: „Also die Mittheilung."

„Ich muß Ihnen zuerst bekennen, daß ich im Frühling schon einmal einen Blick in Ihr Haus that —"

„So, so, also jener geheimnißvolle Fremde waret Ihr? Nun, das ist immerhin besser, als wär' es ein Anderer gewesen. Viel Reputirliches läuft hier leider nicht vorbei."

„Als ich dann in einer Försterei, die nicht gar zu sehr entfernt liegt, erfuhr, daß das Besitzthum einem Obersten Steinheim gehöre, einem halben Verwandten von mir und einem alten Freunde meines Vaters, lag es nahe, daß ich ihn bei einem Zusammentreffen auf der Rückreise von Schlangenbad darum befragte und auch des Märchens von der — Schwestertochter hieß sie der alte Verwalter, glaube ich, — gedachte, die ich dort wie eine verzauberte Prinzessin schlafend gefunden. Dies bestätigte er, doch war sein Wesen bei diesem ganzen Gespräch von der Art, daß mir die Sache nicht aus dem Kopf kam, und da er obendarein erwähnt hatte, daß er das alte Haus vordem von dem verschollenen Bruno Hagenbach gekauft, so ward ich neugierig genug, meine Großmutter weiter zu befragen; der Name hatte allerhand Erinnerungen in mir erweckt. Sie wußte indessen wenig mehr, als daß der Bruno in der Jugend fortgegangen, später zurückgekehrt sei, sich mit seinen Verwandten aber kaum recht in Verbindung gesetzt habe. Eine Zeitlang habe er bei einem Vetter — Arnold — gelebt und sei nach dessen Tode mit der hinterlassenen Tochter von Neuem fortgezogen — wohin, wisse sie nicht, ebensowenig, ob er überhaupt noch lebe. Und da ich mich mit diesen Nachrichten nicht begnügte, meinte sie lächelnd, dann müsse ich bei den Hagenbach's auf Hagen und bei der alten Tante Meerau anfragen, die, wenn irgend Jemand, von ihm wissen würde. „Du weißt, mein Kind," fügte sie hinzu, „ich bin mit den Verwandten drüben kaum jemals in rechter Verbindung gewesen und habe nie viel von ihnen erfahren. Doch erinnere ich mich, daß jener Bruno so gut wie auch Arnold, mit der Gräfin Meerau bitter verfeindet gewesen, — Dein Großvater ließ darüber ein paarmal Andeutungen laut werden, welche das Traurigste, wo nicht Schreckliches ahnen ließen, — und dergleichen vergißt Eugenie Meerau niemals. Lebt Bruno noch, so weiß sie sicher von ihm, — im Guten freilich schwerlich."

Der Baron sagte nichts, da Robert hier eine Pause machte, aber über das faltige Gesicht flog ein Lächeln, das schier besser, als es Worte vermocht hätten, von dem ihn erfüllenden Gefühl Kunde gab, voll solchen Grimms war es und voll solcher Verachtung.

„Das Alles hatte mich immer mehr interessirt," berichtete Robert nach einer Weile weiter. „Daß ich nach Stocks gekommen und was ich dort gesehen, erschien mir wie ein Fingerzeig, daß ich noch weiter mit diesen Dingen und Menschen zu thun haben müsse, und da ich schon längst einen Besuch bei den unterländischen Verwandten vorgehabt, beschloß ich, mich bei ihnen auf Kundschaft zu legen. Ich lernte sie alle kennen, den Majoratsherrn mit Frau und Töchtern, — eine langweilige,

aber unschädliche Gesellschaft; die Gräfin Werth in der Stadt —"

„Ist der Uebermuth bei ihr gedämpft?" fragte der alte Herr hohnvoll dazwischen.

„Ich weiß nicht, mein Oheim," entgegnete Robert kopfschüttelnd. „Da mich indessen die Vergangenheit der Dame nichts angeht, möchte ich sie gegenwärtig nur bedauern. Es geht ihr sehr schlecht, und die beiden armen Töchter leiden jedenfalls schuldlos mit der Mutter. Genug, die Gräfin Meeran lernt' ich nur im Vorübergehen auf Hagen und in der Stadt kennen, wo sie gelegentlich zum Besuch erschien, — eine Persönlichkeit, die mir unheimlich war," fügte der junge Mann mit einem leichten Zusammenziehen der Brauen hinzu.

Der Baron zuckte nur die Achseln. „Fahrt immerhin fort, Vetter," sagte er.

„Bei der Gräfin Werth war ich einen Abend im engsten Kreis — nur ihr Bruder war da —"

„So, der junge Greis auf Schelmingen! Hm!" machte der Alte.

„Sie sind genau in der Familie bekannt, mein Oheim," bemerkte Robert überrascht.

„O, nicht überall, sondern nur bei diesem Zweig unseres Stammbaums — kein Wunder, mein Lieber! Das Interesse ist gegenseitig," sagte Baron Bruno voll scharfen Hohns.

„Und dennoch thun Sie dem Bruder der Gräfin Werth sicherlich unrecht," sprach der Jüngling ernst. „Graf Eugen ist ein kranker Mann und kann kaum für sich selbst, geschweige denn für Andere sorgen, allein er scheint mit seiner Mutter so schlecht wie irgend denkbar zu stehen und offenbarte sich mir als Ihr entschiedenster Freund —"

„Gott behüte mich!" schob der Greis im vorigen Tone ein.

„Und doch war er es, Oheim, der mit offenem Wort gegen mich aussprach, was ich bisher nur geahnt — den Haß der Seinen, das heißt besonders der Mutter gegen Sie, und die Nothwendigkeit für Sie, sich ernstlich vor den Intriguen derselben zu hüten."

„Intriguen!" murmelte der alte Herr und fügte erst nach einigen Schritten hinzu: „Also von mir wurde geredet? Von der Alten?"

„Nein. An jenem Abend kam das Gespräch auf Verwandte und Gräfin Leonore gedachte auch Ihrer — nicht freundlich, wenn freilich auch nur so, daß ich wohl merkte, sie wisse im Ganzen wenig von Ihnen und selbst über Ihre Stellung zu der Mutter nichts Genaues. Ich blieb anfangs jedoch darüber noch im Zweifel und griff, um mich aufzuklären und sie zum Reden zu bringen, zu dem alten Mittel: ich erzählte, was ich hier in Stocks gesehen, als etwas, das ich vor einigen Jahren in der Rhön erlebt —"

Baron Bruno blieb plötzlich stehen und heftete sein Auge mit einem düsteren, durchdringenden Blick auf seinen Begleiter. „Und Leonore?" fragte er endlich gedämpft und langsam.

„Sie wurde in der That aufmerksam und fragte mich nach dem Schauplatz dieser Begebenheit, — weil das Local sie an ein anderes erinnerte, von dem sie gehört. Das erschreckte mich gewissermaßen und besonders, nachdem auf dem Heimwege in dem Gasthof ihr Bruder mich in Betreff Ihrer zur ernstlichen Vorsicht gemahnt. Ich reiste am folgenden Tage ab und nahm mir vor, entweder durch Steinheim oder persönlich Ihnen Nachricht zu geben. Meine Großmutter wurde aber bereits am Tage nach meiner Rückkehr so krank, daß ich mich nicht von ihr trennen konnte. Was aber einen Brief betrifft," fügte Robert mit einem tiefen Athemzuge und die Stirn runzelnd hinzu, — „so fand ich, als meine Großmutter plötzlich so heftig erkrankte und ich in's Zimmer ihrer Kammerfrau eilte, dort ein Schreiben auf dem Tisch, das an die Gräfin Meeran adressirt war — ich hatte am ersten Abend natürlich der Großmutter von meinen Reiseerlebnissen und auch von Ihnen erzählt und das Weib mußte fast davon etwas gehört haben, — meine Ahnung, daß Sie der Insasse von Stocks, habe ich Gottlob daheim nirgends ausgesprochen und ebenso wenig von meinem zufälligen Besuch des Hauses geredet."

„Und der Brief?" fragte der Baron, indem er von Neuem weiterschritt.

„Ich hatte kein Recht, ihn zurückzuhalten. Das Weib soll, wie meine Großmutter sagt, vordem im Dienste der Hagenbach gewesen sein und von ihnen noch immer mit großer Anhänglichkeit sprechen. Ich wurde aber doch dadurch scheu, be-

sonders als ich einige Tage darauf bemerkte, daß sie die in der Posttasche anlangenden Briefe durchstöberte. Ich hielt sie seitdem, so gut ich konnte, unter Augen und habe auch die Großmutter gewarnt, vermochte aber, wie schon gesagt, nichts weiter zu thun, als Steinheim im Allgemeinen von all diesen Dingen zu unterrichten, ihm eine Mittheilung an Sie überlassend."

„Wann?" fragte der Baron und blieb wiederum stehen.

„Gleich damals — vor fast vier Wochen, Oheim."

„So hat der Oberst den Brief nicht bekommen. Er würde mir sonst neulich davon gesagt haben," sprach der Alte lebhaft. Und indem ein finsteres Lächeln über sein Gesicht glitt, fügte er, weiterschreitend, hinzu: „Aber dabei ist nichts Wunderbares, Vetter, sondern Alles, wie man's erwarten darf. Die — aber fahrt nur fort!" brach er ab.

„Ich bin fertig," sagte Robert mit leichtem Achselzucken. „Ich weiß nicht, was Sie von jener Seite fürchten, und noch weniger, was man Ihnen thun kann. Allein da Sie sich einmal gewissermaßen verbergen, Oheim, und ich dies Geheimniß möglicherweise gefährdet haben konnte, so hielt ich's für meine Pflicht, Sie von dem Allen zu unterrichten. Endlich erhielt ich vor einigen Tagen — es ist gleichgiltig, durch wen, — die Nachricht, daß die Gräfin Meerau die Aeußerung gethan: Sie seien jetzt wieder im Lande und nun werde man Sie doch endlich wohl erreichen können. — Da brach ich auf, Oheim, denn ich darf es ruhig aussprechen," setzte Robert im Tone ungesuchter Herzlichkeit hinzu, — „was ich von Ihnen erfuhr und wie ich die Tante Meerau kennen lernte, durch Mittheilungen so gut wie durch eigene Beobachtung, das zwang mich zu Ihnen hin. Ich habe, vorsichtiger als früher, Niemand von meinem Ziele gesagt und bin, statt auf dem graden Wege, durch's Gebirg geritten. Hatt' ich doch von dieser Seite schon einmal Stocks gefunden. Aber freilich," schloß er lachend, „wäre ich Ihnen nicht begegnet, so mag Gott wissen, wohin ich gerathen sein dürfte. Denn das ist ein verwünschtes Land!"

Der Baron hatte den jungen Verwandten nicht wieder unterbrochen und selbst die Miene hatte ihre nachdenkliche Düsterheit nur auf einen Augenblick in dem leisen, fast ein wenig spöttischen Lächeln verloren, mit dem er seltsamer Weise grade die letzten herzlichen, theilnahmsvollen Worte Robert's aufnahm. Nun aber war dasselbe schon längst wieder vorüber, und er schritt eine geraume Weile schweigend weiter, bis er endlich in jenem Tone einer schier schwermüthigen Resignation, den wir schon einmal belauschten, eintönig sagte: „Das ist denn Alles recht gut und schön von Euch, und hätt' ich's vor vier Wochen erfahren —"

„Hoffentlich wird es auch jetzt nicht zu spät sein," unterbrach ihn der Begleiter lebhaft. „Jene Aeußerung der Tante Meerau wurde vor noch nicht acht Tagen gemacht —"

„Komödie!" fiel der Alte mit aufblitzendem, grimmigem Blick ein. „Da im Hause liegt die Erklärung ihres „Erreichens," wie sie sich ausgedrückt hat."

„Ich verstehe Sie nicht, Oheim," sagte der junge Mann, dessen Blick das eben sichtbar werdende alte Gebäude mit Theilnahme gemustert hatte und sich nun fragend dem Baron zuwandte.

„Ei," lachte dieser grimmig auf, „ihr Erreichen ist so ziemlich dasselbe mit Tod, und da ihr an dem meinen vermuthlich sehr wenig gelegen ist, so bedachte sie damit für jetzt meine arme kleine Rose —"

„Herr Baron!" brach der junge Mann aus und blieb stehen und sein Gesicht wurde von momentaner Blässe bedeckt; „Sie wollen doch nicht sagen, daß —?"

„Daß mein armes Kind — denn ich habe die Kleine lieb wie ein solches! — nicht zum Ueberfluß von mir seit ihrer Geburt behütet und verborgen wurde. Als jenes — jene Dame, muß ich sagen, von ihr und ihrem Versteck erfuhr, traf sie sie auch, gleichviel, ob durch fremde oder eigene Hand — denn ich weiß noch nicht," unterbrach er sich mit einem drohenden Lächeln, „ob sie nicht am Ende selber da gewesen; unmöglich ist diesem Dämon in Menschengestalt nichts, wo die alten Leidenschaften in ihm erweckt werden!"

„Herr Baron," sagte der junge Mann gepreßt, „ich verstehe Sie nicht. Sie können doch unmöglich sagen wollen, daß die junge Dame — Ihr Mündel und Arnold's Tochter —"

„Von einem Messerstich erreicht wor-

den ist, wie ihre Eltern vordem auf andere Weise erreicht wurden." Es war bei diesen Worten etwas Furchtbares in dem Gesicht des Alten, aber es wurde freilich auch jetzt wieder durch den gewöhnlichen düsteren Ausdruck zurückgedrängt, und dann sagte er in hohnvollem Tone: „Sie ist aber alt geworden und versteht's nicht mehr wie früher — oder ist Gottes rächende Hand schon über ihr? — Das Messer stieß fehl, das Kind wird wieder genesen, und dann — dann wollen wir's einmal mit dem offenen Angriff versuchen. Von Hinterhalten habe ich nie viel verstanden und jedenfalls jetzt genug davon."

„Das sind furchtbare Anklagen!" sagte Robert so ergriffen, daß seine Stimme bebte. „Und die Cousine ist außer Gefahr?"

„Anscheinend ja. Und was die Anklagen betrifft, so will ich sie Euch beweisen," entgegnete der Greis. „Aber da sind wir — Christoph, nimm den Gaul des Herrn! — Und nun tretet ein und seid willkommen in Stocks. Ich habe das bisher leider nie Jemand außer Steinheim sagen können. Aber Eines will ich Euch sagen, Vetter," fügte er hinzu; „so lange Ihr bei mir weilt, bleibt Eure Anwesenheit vor jedem Fremden, der zufällig vorüberkommen möchte, ein Geheimniß — haltet Euch daher im Hause. Und zweitens wird, wenn Ihr wieder in die Welt zurückgekehrt seid, nicht bloß dieses Besuchs, sondern auch und vor Allem der — Mordgeschichte gegen keine Menschenseele erwähnt. Das muß ich dereinst selber zur Sprache bringen."

Robert legte seine Hand zu festem Druck in die harte Rechte des Oheims und trat dann hinein in die Räume, welche er unter so seltsamen Umständen durchwandert: der Corridor führte an Gesindestube und Küche vorüber; die Halle öffnete sich, und dann kam das Gemach mit dem alten Lehnstuhl in der Nähe des Fensters, wo damals die Schläferin geruht.

Wie stand ihm jener sonnige Tag so klar vor Augen, und wie unendlich verschieden war das Heut mit seiner grauen, traurigen Dämmerung in dem hohen, öden Gemach, das sich unwohnlich und dumpf vor ihm aufthat, wie jeder Raum, der selten geöffnet und bewohnt wird. Das Schweigen war freilich auch jetzt wieder da, denn seit der Schritt des Greises auf der Treppe verklungen, regte sich ringsumher nicht das leiseste Zeichen des Lebens, weder im Hause noch draußen, wo die schwarzen Zweige der alten Bäume nur selten vom schwachen Windhauch bewegt, tief herabschatteten und der Nebel dichter und dichter über die kleine Lichtung hinschwebte. Und es gemahnte ihn wieder an das alte süße Märchen, das sich ihm damals hier verwirklicht gezeigt; aber der freundliche Zauber war zum bösen geworden, und es war ihm, als spüre er's, wie die feindlichen Mächte mit finsterm Triumph durch die Räume hinzogen, aus denen sie Glück und Frieden verscheucht.

Die Mittheilung des Alten hatte ihn nicht nur erschüttert, sondern auch sein Herz mit einem tiefen Weh erfüllt. Denken zu müssen, daß jenes frische, kräftige, schöne Leben, welches ihm aus der Erscheinung der jungen Schläferin so friedlich und so süß entgegenathmete, nun gebrochen und welk sein sollte durch eine verruchte Hand! — Er ließ sich in den alten Lehnstuhl sinken und legte den Kopf in die Hand und träumte einen schwermüthigen Traum von der Hinfälligkeit menschlichen Glücks und menschlicher Hoffnungen.

Es wurde immer dämmeriger und immer stiller, da selbst das leise Hin- und Herwiegen der Zweige vor den Fenstern erstorben war — war das noch der Zauberschlaf des Märchens oder war es schon der Tod, der hier eingekehrt? — Und der Hund störte ihn in seinem Traume auch nicht, der vom Eintritt in's Haus an mit wunderbarer Anhänglichkeit keinen Schritt von seiner Seite gewichen und jetzt neben ihm saß, den Kopf auf seine Kniee gelegt und von Zeit zu Zeit aufblickend zu ihm mit den ernsten, treuen Augen.

Das Alles währte freilich nicht lange, denn der Baron kam ziemlich bald von dem Besuch bei seiner Kranken zurück, aber in solchem Moment und solcher Stimmung fehlt uns der Maßstab für die entschwindende Zeit, und es war Robert, da das Leben nun wieder um ihn erwachte, als seien an ihm in der kurzen Frist — auch wieder märchenhaft, — viele, viele Stunden verstrichen. Es war aber ein gutes Erwachen. Der Greis brachte erfreuliche Nachrichten von der Patientin, welche jetzt schon das Fieber längst hinter sich hatte

und im häufigen ſanften Schlaf die verlorenen Kräfte wiederfand, der vollen Geneſung immer raſcher und raſcher entgegenging. Wenn der junge Verwandte ein paar Tage verweile, meinte der Alte, werde er ſie ſchon ſehen können. Sie ſei nicht wenig neugierig, den Mann auch zu ſehen, der ſie im Schlaf belauſcht und ihr Tuch als Wahrzeichen mitgenommen —

„Habt Ihr's? Könnt Ihr Euch legitimiren als der Rechte, Vetter?“ fragte der Baron ſcherzend. Er war ſichtbar viel beſſerer Laune und ſchien all den Ernſt, der ihn bei dem Gange durch den Wald beherrſcht, ſich für jetzt aus dem Sinn geſchlagen zu haben.

Robert lachte. „Spotten Sie nur, Oheim,“ verſetzte er achſelzuckend. „Ich thu's ſelbſt, wenn ich an jene wunderliche und doch wunderhübſche Situation und an dieſen meinen Griff denke. Aber erklären Sie's, wie Sie wollen — ich konnte damals nicht anders. Ich *mußte* das Tüchlein mit mir nehmen und — lachen Sie auch jetzt nur und noch mehr! — ich hab' es wirklich im Mantelſack bei mir.“

Das Feuer brannte luſtig im Ofen und durchwärmte behaglich den großen, hohen Raum; die Lampe verbreitete ein trauliches Licht, ein kräftiger Imbiß genügte wohlthätig den körperlichen Anſprüchen. Frau Verene, ſchon nicht wenig über den Gaſt verwundert, den der Gnädige ſelber im Walde aufgefunden und mit hineingebracht in ſeine Burg, ſtand ſchier beſtürzt, da ſie ihn nun beim hellen Lampenlicht ſogleich als denjenigen erkannte, der ihr und dem Fräulein im Frühling „den Verdruß“ gemacht. Nicht anders erging es Meiſter Samuel, und Beide ſchauten mit bedenklichem Kopfſchütteln auf die eigenthümliche Freundſchaft, die zwiſchen dem Fremdling und dem Hunde ſtattfand, und gedachten der Abneigung, die das Thier ſonſt von jedem Unbekannten mißtrauiſch fern bleiben ließ und die es auch gegen die Lehnert bewieſen hatte. Aber ſie konnten, was ſie jetzt ſahen, doch nicht für ein ſchlimmes Zeichen halten, und auch die Perſönlichkeit des jungen Mannes war nicht von der Art, daß man ihm hätte mißtrauen mögen oder nur nicht freundlich gegen ihn ſein können. Sie ſahen ja den ſtrengen, finſteren Gebieter ſelbſt mit dem „Vetter,“ wie er ihn hieß, in beſter Harmonie und ſein Auge verhältnißmäßig heiter, ſeine Stirn nicht überſchattet von all den Erlebniſſen und Erfahrungen, welche ſie ſonſt ſelten genug klar erſcheinen ließen.

Das Märchen löſte ſich immer mehr in eine freundliche, anheimelnde Wirklichkeit auf.

VII.

Aus einem ruheloſen Leben.

„Seht, ich war wirklich kein beſonderer Menſch und noch weniger ein ſchlechter, wie man mich hie und da in der Verwandtſchaft und auch ſonſt wohl dafür verſchrien hat,“ erzählte Baron Bruno, als ſie nach dem Abendeſſen ganz ungeſtört waren und Robert den Wunſch ausgeſprochen hatte, etwas Genaueres über den zu erfahren, von dem ſo Wenige etwas wußten, während ſie meiſtens doch ſo entſchieden urtheilten.

„Ich liebte meine Eltern abgöttiſch, wie ſie das denn auch verdienten — es waren Kern- und Prachtmenſchen, wie ſie nicht oft gefunden werden: mein Vater der adligſte und bravſte Mann im Lande, meine Mutter die vornehmſte Dame und die liebreizendſte Frau. Ich trug auch meinen Geſchwiſtern die brüderlichſte Neigung entgegen, obgleich ſie mir das nicht grade leicht machten; der auf ſeine Erſtgeburt eingebildete, renommirende, auf die Anderen hochmüthig herabſehende Joſeph, der kränkliche und empfindliche Eugen — Euer Großvater, — ein paar ältere oder jüngere, die aber Alle früh ſtarben. Nur meine Schweſter Marie, im Alter mir zunächſt, erwiderte mit ihrer ganzen herzlichen Natur meine Liebe und war ſtets mit mir ein Herz und eine Seele, ſelbſt als ich, wie man das zu heißen pflegt, über die Stränge zu ſchlagen begann und nach dem entſetzten Urtheil der Meinen ein völlig verlorener Menſch wurde.

„Ich war ein wilder Burſch' und hatte ein leichtes, luſtiges Blut in den Adern, mein Kopf wußte wenig von Nachdenken, dafür aber deſto mehr von allerhand Einfällen, luſtigen Streichen und all den Thorheiten, wie ſie eben in einem jungen, geſunden, warmblütigen und von keiner Beſchränkung in Zaum gehaltenen Menſchen leicht, jedoch auch natürlich genug emporwuchern. Ich war urſprünglich zum Geiſt-

lichen bestimmt gewesen und hatte sogar von Geburt an, ich weiß nicht, ob bloß die Anwartschaft auf eine stattliche Präbende, oder schon ihren wirklichen Besitz gehabt. Daß daraus nichts wurde, brauche ich wohl nicht erst zu erklären, zumal ich bei dem Vater nicht einmal auf einen besonderen Widerstand stieß, da ich im Gegentheil partout Soldat werden wollte. Er dachte zu liberal, um ein altes Familienherkommen aufrecht zu erhalten, wo es den Anlagen und Neigungen des Kindes durchaus widerstritt. Er verlangte nur, daß ich in Deutschland bleibe und nicht, wie viele Meinesgleichen, in die französische Armee eintrete. Und so ritt ich denn alsbald in einem Cürassierregiment Maria Theresia's und erhielt bei Kunersdorf meine Feuertaufe. Guckt mich nur an — die vier letzten Jahre des siebenjährigen Krieges hab' ich noch mitgeschlagen.

„Nachher kam der Friede und ich gewann mit ihm vielleicht mehr Raum und mehr Muße, als meinem quecksilberigen Blut gut war. Allzuviel Ruhe hatte ich auch nicht in mir, das Garnisonsleben sagte mir verzweifelt wenig zu. Endlich wurde es mir völlig unerträglich, und da das grade zu einer Zeit geschah, wo meine Vorgesetzten mich selbst eben dafür hielten, so nahm ich meinen Abschied und beschäftigte mich fortan, wie es Ort, Zufall und Laune mit sich brachten, bald daheim oder auf Reisen, bald in Bädern oder an irgend einem Hofe. Ich will nicht behaupten, daß die Meinen daran hätten viel Gefallen finden können, zumal meine Verschwendung größere Summen in Anspruch nahm, als mir zukamen, und Geldaffairen bekanntlich das sicherste Mittel sind, Menschen aus einander zu bringen und jedes ruhige Urtheil unmöglich zu machen. Trotzdem aber sah man das Ding schlimmer an, als es war. Thorheiten gab es im Ueberfluß; eines Streiches, der sich für einen Cavalier nicht geziemt hätte, wird man mich weniger zeihen können, als Hunderte von Standesgenossen, die dessenungeachtet in schönstem Ruf und Ansehen blieben. Ja, selbst mit den Schulden war es nicht so arg, denn ich erhielt, da mein Vater starb, noch eine ziemliche Summe.

„Bei dieser Erbtheilung zeigten sich beide Brüder, besonders freilich der älteste, so lieblos, ja gradezu feindselig, daß ich, zumal die Mutter schwer krank war und zwischen uns nicht vermitteln konnte, grimmig und ungeduldig diesen Zuständen ein Ende zu machen beschloß, meinen Erbtheilsrest nahm und in die Ferne zog —"

„Ich meinte, das sei schon vor dem Tode des Vaters geschehen," bemerkte hier Robert nachdenklich.

„Und der Alte sei aus Gram über mich gestorben — nicht?" fragte der Baron mit bitterem Lächeln. „Ich weiß, ich weiß! Aber es war, wie ich sage, und meine Mutter hat, da sie genesen, von all dem Zank und den Streitigkeiten erfuhr, mir mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen als irgend Einer von den Uebrigen; sie war ja freilich auch die Mutter! — Aber davon habe ich nicht weiter zu reden," sprach Bruno weiter, indem er sich über die Stirne fuhr; „und auch über die folgenden Jahre kann ich kurz fortgehen. Es wurde eben nicht anders, als es gewesen, weder im Kriege — ich kämpfte mit Lafayette in Amerika und betheiligte mich auch sonst bald hier, bald da an den Streitigkeiten der Fürsten, — noch im Frieden, wo ich mich, Gott allein weiß jetzt vielleicht noch wo alles, umhertrieb und unterhielt. Ich war der richtige Vagabund — den Titel hat man mir nicht mit Unrecht gegeben.

„Das ging so fort, bis im Jahre Neunundneunzig auf dem Krankenlager mir zum ersten Mal die Heimat wieder in Erinnerung und damit auch eine Art Sehnsucht kam, die alten Plätze und Menschen einmal wiederzusehen. Es waren beinah dreißig Jahre vergangen, ohne daß ich von daheim, ohne daß sie hier etwas von mir erfahren. Ich war ein alter Mann und nicht bloß milder und nachsichtiger, sondern auch ruhiger geworden — wenigstens ruhebedürftiger, da Wunden und Strapazen selbst meinen Körper hart mitgenommen hatten. In der Ferne hielt mich nichts und im März des Jahres 1800 sah ich Europa wieder.

„Ich kam nach Deutschland, ich kam hierher, das heißt in das Land der Verwandten, ich kam, weil es denn doch das alte Stammnest war, von dem wir Alle ausgeflogen, auch nach Hagen. Mein Bruder und meine Schwägerin waren schon seit einigen Jahren todt. Der neue Herr — Ihr habt ihn ja neulich kennen gelernt, — wußte von mir vermuthlich nicht viel

mehr als vom Mann im Mond und sah mich etwa auch an, als sei ich direct daher gekommen. Wer weiß, ob es mir mit einem Menschen anders ergangen wäre, von dem ich immer nur gehört, daß er vordem nichts als Unfug getrieben und mit aller Welt Händel gehabt, bis er in die weite Welt gegangen und dort verschollen, und der nun plötzlich nach dreißig Jahren wie vom Himmel herab mir vor die Füße fällt, um sogleich mir unbequem zu werden und das alte Treiben zu beginnen. Denn so faßte mein Neffe Joseph, so faßte die andere Gesellschaft, die grade auf Hagen war, mein Erscheinen auf. Es war dort eben wieder eine von all den Töchtern geboten worden, glaub' ich, die jedesmal den Eltern einen so fürchterlichen Schreck, und der Verwandtschaft eine so außerordentliche Freude machten, und mit Ausnahme Eurer Großeltern, war alle Welt bei einander und stand gegen mich wie Ein Mann. Man hieß mich ohne viel Umschweife einen Vagabunden und Nichtsnutz, einen Pfahl im Fleisch der Familie, einen Atheisten, einen Jacobiner und Königsmörder, den man am liebsten gleich justificirt hätte, und als ich selbstverständlich die lumpigen paar tausend Thaler verlangte, welche noch aus der Hinterlassenschaft meiner Mutter für mich da sein mußten, — Schätze hatte ich auch auf meinen Fahrten nicht gesammelt, — erhob man ein Zetergeschrei, das zum Himmel klang, besonders Eugenie Meerau, die sich schon feste Rechnung auf diesen Posten gemacht zu haben schien und ihn nun gleichfalls sich aus den Händen schlüpfen sah.

„Ich spreche jetzt spottend über all diese Dinge," redete der Greis weiter, „bin ich doch wieder um neunzehn Jahre älter und kälter geworden. Damals aber ging es nicht spöttisch und kalt zwischen uns ab, sondern sie sagten mir und ich sagte ihnen die volle Herzensmeinung deutsch heraus, und ich brauche Euch, da Ihr überdies die Meisten ja persönlich kennt, wohl nicht erst zu sagen, daß sie weder milde noch freundschaftlich klang. Es gab ohne Aufhören tolle oder widerwärtige Auftritte und endlich ging ich, doch nicht ohne mein Erbe, davon und verschwor für alle Zeit meines Lebens den Verkehr mit dieser widerlichen Gesellschaft — sie werden mir freilich auch keine Segenswünsche nachgerufen haben. Ich war wirklich mehr angeekelt als erzürnt, mancher Zug und manche Scene hatten nur meinen Spott herausgefordert, und Eugenie Meerau bedauerte ich beinah — ich wußte noch wenig Anderes von ihr, als daß ihre nächsten Verwandten ihr Alles eher als Noblesse bewiesen und daß ihr eigentlich Alles im Leben fehlgeschlagen sei. Gleichviel aber — sie wollten nichts von mir und ich wollte nichts von ihnen, und daß ich mit diesen Erfahrungen nicht lüstern nach der übrigen Verwandtschaft war, läßt sich begreifen. So besuchte ich denn auch meinen Bruder Eugen, Euren Großvater, nicht, und empfindlich, wie er von jeher war, wird diese Vernachlässigung im Verein mit den Berichten über mein Auftreten in Hagen ihm vermuthlich wie ein genügender Trennungsgrund erschienen sein.

„Ich saß drüben in S. und überlegte, was ich nun beginnen solle, ob hier bleiben, ob wieder fortgehen. Bei meinen jetzigen Lebensgewohnheiten konnte das mütterliche Erbe immerhin noch auf ein Dutzend Jahre ausreichen, und damit war ich dann schon in den Siebzigern und nach meiner Rechnung am Rande meines Lebens. Da trat eines Tages ein stattlicher Gesell bei mir ein und sagte kurz weg: „Onkel, ich bin der Arnold Hagenbach, der Euch vielleicht in Hagen genannt sein wird, habe von Euren Affairen mit der dortigen Taufgesellschaft erfahren und komme, Euch mein Haus anzubieten, um darin zu leben, so lange es Euch gefällt." Ich brauche wohl nicht erst auszusprechen, daß mir diese Weise und die Worte wie der erste warme Heimathsgruß zu Herzen drangen, und daß wir, da ich einstweilen wirklich nur wenig Lust zum Vagabundiren verspürte, bald einig waren. Denn in S. gefiel es mir ganz und gar nicht. Bekannte hatte ich kaum wieder gefunden und der in meiner Abwesenheit aufgekommene Umgangston und die ebenso neumodische Lebensweise verstand ich entweder nicht oder fand sie eben zu neumodisch für mich.

„Davon habe ich denn nichts weiter zu sagen, muß statt dessen aber wohl ein wenig über den Mann selber reden, der mir plötzlich so nahe trat.

„Arnold war der Bruder der Meerau und des jetzigen Majoratsherrn. Er war

ungefähr ein Mensch, wie ich es vordem gewesen, und bis vor Kurzem gleichfalls, aber in der preußischen Armee, in Dienst gestanden. Man machte sich eben nichts mehr aus Familiensatzungen und Traditionen — zu meiner Zeit wäre es völlig undenkbar gewesen, daß ein Sohn unseres Hauses bei den Truppen eines Reichsstandes oder gar bei einem Nichtkatholischen hätte eintreten können. Nun genug, er hatte darauf keine Rücksicht genommen und den unter den Kameraden herrschenden Ton nicht bloß annehmbar gefunden, sondern bald selber zu den Tonangebern gehört, lustig gelebt und sich weder um Vergangenheit noch Zukunft viel gekümmert. Mit einem Wort: er war ein Reiteroffizier, wie sie in solcher Tüchtigkeit und Wildheit, in solchem Uebermuth und so berechtigtem Stolz, damals nach dem Aussterben der alten Seidlitz'schen Schule, selbst bei den Preußen nur noch einzeln zu finden waren.

„Daß die Seinen ihm nicht übermäßig wohl wollten, werdet Ihr begreifen, da Ihr wißt, wie man in der Familie jede Extravaganz oder vielmehr jede Selbständigkeit haßte und obendrein neuerdings viel zu geizig dachte und lebte, um nicht vor möglichen, aus einem dissoluten Leben hervorgehenden Ansprüchen eines Familiengliedes einen frommen Schreck zu verspüren. Arnold kam mit solchen Ansprüchen freilich nicht — er soll mit unbändigem Glück gespielt haben, so daß er sein persönliches geringes Vermögen sogar eher vermehrte als verminderte, — allein theils wußte oder glaubte das nicht Jedermann, und theils rechnete man, wie so kleine Geister es immer thun, ihm schon als eine Art Verbrechen an, daß er eben doch einmal kommen könne. Eugenie Meerau, seine Schwester, kannte freilich den Stand der Dinge, da sie gleich all ihren nachgeborenen Geschwistern von den Eltern um des Erbherrn willen in ihrem Erbe auf das Grausamste verkürzt, alle Veranlassung hatte, sich um die Vermögensverhältnisse Derjenigen zu bekümmern, welche sie oder ihre Familie dereinst zu beerben hoffen konnte. Allein sie ward darum gegen den Bruder nicht freundlicher, da sie, was er gebrauchte oder nach ihrer Ansicht verschwendete, für einen ihr selbst zugefügten Schaden ansah. Arnold war über dreißig Jahre und nicht verheirathet, hatte es vielmehr offen ausgesprochen, daß er wenig Lust habe überhaupt zu heirathen, und die arme Schwester gewissermaßen auf sein Vermögen vertröstet, ja sie gelegentlich nach Kräften unterstützt.

„Wir haben stets sonst in der Familie ein Geschwisterpaar gehabt, das schier wie ein Ehepärchen voll Liebe und Vertrauen zu einander hielt. Mit mir war so vordem meine Schwester Marie verbunden gewesen, und mit Arnold stand sich in solcher Weise seine Schwester Leonore, die nach Allem, was ich von ihr hörte, eine vortreffliche Seele gewesen sein muß. Sie war — verheirathet hatte sie sich nicht — ihm sogar vor einigen Jahren nachgezogen und lebte in Berlin, zum neuen Aerger für Eugenie Meerau, die auch dies Vermögen schon wie ihr Eigenthum betrachtete und es nun wenigstens nicht wachsen sah. Leonore war sehr kränklich und sehr wohlhabend, da sie allein meine Schwester vor ein paar Jahren beerbt hatte.

„Nicht lange vor meiner Rückkehr nun wurde Arnold von einem alten pensionirten Officier, den er Gott weiß wann und wie kennen gelernt und dessen Vertrauen er gewonnen, zum Vormund seiner Tochter ernannt und um seinen Schutz und seine liebevolle Hilfe für das arme, in den dürftigsten Umständen zurückbleibende Kind angegangen. Arnold schlug dies Amt begreiflicherweise nicht aus, sondern nahm sich des Mädchens und seiner Angelegenheiten auf das Ehrlichste an. Dabei geschah, was ich, der ich sie freilich nur als Frau kennen lernte, ganz natürlich finden muß, — er verliebte sich in das junge Ding und wußte und wollte für sich bald kein ander Glück als die Verbindung mit ihr. Doch schien an eine solche kaum gedacht werden zu können, da sie so gut wie nichts besaß und auch sein kleines Vermögen nicht zur Führung eines Hausstandes genügte, bis in dieser Zeit die Schwester Leonore plötzlich ihrer Krankheit erlag und durch ihr vor Jahren schon abgefaßtes Testament Arnold zu ihrem alleinigen Erben ernannte. Damit hatte er die Mittel, die Geliebte heimzuführen und säumte denn auch nicht, dies zu thun, da ihm jeder Tag ein verlorener schien, den er ohne sie noch verleben sollte. Er hatte seinen Abschied genommen, ein hübsches Gut — Ihr kennt es wohl, es heißt

Merkenau — erworben und lebte daſelbſt ſeit drei Monaten verheirathet, glückſelig wie die Engel im Himmel, und unbekümmert um den Zorn und Haß ſeiner Geſchwiſter.

„Ich glaube Euch nicht erſt ſagen zu müſſen," fuhr Baron Bruno fort, und ſeine Stirn zeigte jetzt ihre tiefſten Furchen und ſein blaues Aug' blickte finſter, „welchen Eindruck das Geſchehene beſonders auf Eugenie Meerau gemacht hatte. Sie hatte ſeit dem Tode der Eltern nicht bloß auf das Vermögen ihrer Schweſter, ſondern auch auf das Arnold's gerechnet und darauf all ihre Hoffnungen gebaut; ſie hatte eine Heirath des Bruders längſt ſchon nicht mehr gefürchtet, einerſeits, weil er ſelber nichts davon wiſſen wollte, und andererſeits, weil er ihr nachgrade wie ein alter Junggeſell erſchien, der ſich nie mehr zu einer ſo völligen Veränderung ſeiner ganzen Lebensweiſe verſteht. Und nun ſah ſie ſich mit einem Schlage das Vermögen entzogen und ihn zu einer Ehe ſchreiten, die daſſelbe für immer ihr und den Ihren zu entziehen drohte. Sie ließ es ſich nicht ausreden, daß Arnold das Erbe erſchlichen, obgleich alle Umſtände eine ſolche Annahme gradezu unſinnig erſcheinen ließen. Sie erklärte, die Ehe niemals anerkennen zu können und ſetzte Himmel und Erde in Bewegung, hier oder dort ein öffentliches derartiges Urtheil von berechtigter Seite ergehen zu laſſen, und machte auch damit Fiasco, da der Biſchof ſo gut wie die Standesgenoſſen ſich vor einem vorausſichtlich erfolgloſen Einſchreiten hüteten. Roſalie von Weizau war von ganz gutem, wenn auch niederem Adel, und da Arnold wenig Ausſicht zum Antritt des Majorats hatte, ließ ſich auch gegen ihre Erziehung als Proteſtantin kaum etwas einwenden.

„Aber bei ihrem Bruder, dem Majoratsherrn, der vielleicht in Arnold den Gatten einer ſeiner Töchter geſehen, ſchürte und ſtachelte ſie den Zorn über die „Mißheirath" und den Querſtrich und übertrug alle Bitterkeit und allen Haß, die ſich durch zahlreiche Enttäuſchungen und Verluſte in ihr angeſammelt, auf das junge Paar. „Du haſt mich nicht geſchont," hatte die außer ſich gerathene Frau damals zum Bruder geſagt, der, glücklich wie er war, auf alle Weiſe Verſtändigung und Verſöhnung ſuchte, „Du haſt mich um mein Recht betrogen, mich und die Meinen vollends an den Bettelſtab gebracht, in Dir ſelbſt unſere ganze Familie entehrt. Verlange fortan auch keine Schonung oder Rückſicht von mir. Ich räche mich und uns Alle an Dir! Hüte Dich, Du kennſt mich noch nicht, aber Du ſollſt mich kennen lernen."

„Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hiernach jeder Verkehr und jede Wiederannäherung zwiſchen Beiden auf immer abgeſchnitten war. Ja, die Dame hatte es bei ihren Worten nicht bewenden laſſen, ſondern bei mehr als einer Gelegenheit bereits bewieſen, daß ſie auch die That folgen laſſen könne und werde. Arnold glaubte ihre Hand hie und da zu fühlen, wo ihm dieſe oder jene Widerwärtigkeit begegnet, wo er ſich in ſeinen Intereſſen verletzt, von irgend einem unvermutheten Verluſt betroffen ſah. Und daß man ſeiner Frau in der Geſellſchaft von einigen Seiten nichts weniger als entgegenkam, war ſicherlich Eugeniens Werk.

„So ſtanden die Sachen, als er mich aufſuchte, zu ſich einlud und, wie ich wohl hinzufügen muß, nicht nur durch das, was ich ſchon von dieſen Zuſtänden erfahren hatte und jetzt durch ihn ſelbſt weiter darüber erfuhr, ſondern auch und vorzüglich durch ſein Auftreten und Weſen mein ganzes Herz gewann. Daß ich mich in S. langweilte und überhaupt unbehaglich fühlte, habe ich ſchon geſagt; Geſchäfte und ſonſtige Abhaltungen exiſtirten für mich nicht. Endlich machte mich auch jene Drohung der Meerau lüſtern, ihr auf der von ihr erwählten Wahlſtatt ſelber entgegenzutreten — obſchon ich die Frau bisher mehr nur bedauert, wußte ich doch gut genug, daß ſie unter Allen, mit denen ich auf Hagen gezankt hatte, meine erbittertſte Feindin geweſen und die Uebrigen angeſtachelt. Vielleicht —" und über das gefurchte Geſicht des Erzählers flog ein bitteres Lächeln, — „vielleicht war es auch ein Inſtinkt, daß kein einzelner Menſch dieſem Dämon in Weibesgeſtalt gewachſen ſei und Arnold meinen Beiſtand brauchen werde. — Ich ſchlug ein und ſaß ein paar Monate ſpäter bei dem glücklichen Paare in Merkenau.

„Denn nur ſo weiß ich dieſe beiden Menſchen zu bezeichnen; ich habe nie eine

so völlige Harmonie, nie ein solches Sich-ergänzen und -ausgleichen, nie ein solches Für-einander-bestimmtsein beobachtet, wie es mir hier entgegentrat. Ich weiß etwas Besseres als den langweiligen alten Vergleich vom kräftigen Stamm und dem rankenden Epheu. Der Epheu entzieht dem Stamm seine edelsten Kräfte und drückt ihn endlich todt — ein seltsam oder traurig Vorbild für ein liebendes Paar! Nein, Arnold war der Mann in seiner vollen Kraft, seinem vollen Adel, seiner ruhigen und klaren Festigkeit, seiner ernsten und tiefen Liebe, und Rosalie war das Weib, das der Herrgott für einen solchen Mann erschaffen hat, voll Reinheit und Zartheit, voll Tact und Anmuth, voll Gefühl und Verständniß, hochsinnig und liebreizend — die Blume an seinem Herzen und die Krone seines Strebens und Lebens. Das sei der Schilderung genug.

„Es war eine Freude und ein Glück, muß ich sagen, diese beiden Menschen zu sehen, die kein ander Glück kannten und wollten, als bei einander zu sein, die in jedem Blick und Wort ihre Liebe und Verehrung vor einander offenbarten, die sich selbst zum Segen wurden und Segen um sich her verbreiteten. Er war ein stattlicher, ja schöner Mann, voll Kraft und Lebenslust, sie eine anmuthige, schöne Frau — wenn Ihr das Bild Eurer schlummernden Prinzeß im Kopfe habt, so wißt Ihr, wie die Mutter damals etwa aussah, denn das Kind ist ihr ähnlich an Augen und Haaren, an Zügen und Gestalt. Nur war die Mutter nicht so gesund und rosig, wie die Kleine es bisher gewesen. Die schweren Jahre bei dem armen und kranken Vater hatten ihre Spuren zurückgelassen.

„Ich kam im Spätherbst nach Merkenau und wir winterten uns auf das Fidelste ein und durch, meistens uns selbst genug und verzweifelt wenig danach fragend, ob die Welt da draußen etwas von uns wisse oder wissen wolle. Ich muß noch einmal sagen: ich sah nie ein harmonischeres Leben, nie ein paar glücklichere und beglückendere Menschen, und was ihr Glück noch erhöhte, war, daß Rosalie in einigen Monaten Mutter werden sollte. Beide und wir Andern mit ihnen sahen der Stunde ohne Angst und Sorge, ja vielmehr mit hoher Freude entgegen. Es ließ sich Alles so gut an wie möglich und, um das zu erwähnen, von den mißvergnügten oder feindseligen Verwandten wußten wir nicht, ob sie überhaupt noch lebten.

„Am dreiundzwanzigsten Februar des Jahres 1801 schlug Rosalien's Stunde, ohne daß auch in den letzten Tagen irgend etwas Bedenkliches hervorgetreten wäre. Doch hatte es Arnold zuletzt etwas mit der Angst bekommen, die freilich bei einem zärtlichen Gatten sehr natürlich ist, hier aber noch durch einige Bemerkungen der Kammerjungfer, einer erfahrenen, ältlichen Person, begründet wurde. „Die gnädige Frau gefällt mir gar nicht," hatte sie bald zu Jemand von der Dienerschaft, bald auch einmal zu ihrem Herrn selber gesagt und sich dabei auf Dies oder Jenes berufen, von dem ich begreiflicherweise weder etwas erfuhr noch verstand. „Wenn ich in des gnädigen Herrn Stelle wäre," hatte sie dann am Tage vor der Entbindung hinzugefügt, „so ließe ich schon jetzt Hebamme und Doctor holen. Es kann rasch kommen und die Stadt ist weit." Es geschah nach ihrem Rath, obgleich Rosalie ihren Mann auslachte und die Jungfer eine Thörin nannte, die am hellen Tage Gespenster schaue.

„Nun, die genannten Personen waren da, die Stunde kam und verging; der Doctor trank mit mir in Arnold's Stube eine Flasche Wein und kam gar nicht in's Wochenzimmer, als bis Alles vorüber, war dann, ebenso wie die weise Frau drinnen, so zufrieden wie irgend möglich und gratulirte dem Vater zu seinem kräftigen und gesunden Töchterlein und zu der kraftvollen, heiteren und glückseligen Mutter auf das Jovialste. Die Nacht verging ausgezeichnet, der folgende Morgen schien in ein glücklich Haus, auf lauter frohe Gesichter, und als ich Mittags den Doctor vor seiner Abfahrt auf die Seite nahm und ernstlich befragte — denn ich hatte die Frau so lieb, als sei sie mein eigen Kind, und so gut auch Alles verlaufen zu wollen schien, gibt es bei solcher Affaire doch überflüssig genug, was einem alten unerfahrenen Gesellen, wie ich einer war, das Herz schwer und den Kopf sorgenvoll machen kann, — da, meinte er lachend, ihm sei in seinem ganzen Leben noch kein Fall vorgekommen, wo Alles einen regulärern Verlauf genommen habe und auch weiter zu nehmen verspreche. „Wäre es nicht um der guten

Ordnung willen," fügte er hinzu, „so dürften die Frau Baronin morgen schon in Gottesnamen wieder aufstehen. Es ist aber, zumal jetzt bei der Kälte, vernünftiger, daß sie die herkömmliche Zeit im Bett bleibt und sich hübsch pflegt und in Acht nimmt, damit sie's bei den folgenden Wochenbetten ebenso leicht und glücklich hat."

„Der Tag verlief gut und der folgende ebenso, der Arzt wurde nicht wieder geholt, die Hebamme ging auch dahin, wo sie nothwendiger war. Mutter und Kind, die ich jetzt zum ersten Mal sehen durfte, waren frisch auf und von der besten Laune und wir fingen an Pläne zu machen für den kommenden Frühling. „Mir wird's sein, als seiest Du noch einmal und von Neuem mein geworden," sagte Arnold, indem er die Hand seiner Frau küßte, „und Gott lasse uns unser Glück recht mit Bewußtsein und Dank genießen!" — Sie lächelte ihn herzlich an. „Bist Du denn in Sorgen gewesen?" fragte sie. — „Jetzt hoffe ich es nicht mehr sein zu dürfen," war seine bewegt klingende Antwort. Und weshalb hätte er's auch sein sollen, da, ich wiederhole das, Alles so gut ging, so gut, daß Rosalie für diese Nacht die Wache im Zimmer ablehnte? Die Jungfer sollte nebenan bleiben, um im Fall das Kind, das die Mutter selbst nährte, etwas bedürfen möchte, bei der Hand zu sein.

„Es war seltsam, daß die Kammerjungfer nicht ein gleiches Vertrauen hatte. Sie sagte zu der Wirthschafterin an jenem Abend von Neuem: „Die gnädige Frau gefällt mir gar nicht. Ihr sollt sehen, sie bekommt das Fieber. Ich werde heut' Nacht auch nicht schlafen, sondern lieber Acht geben."

„Und am nächsten Morgen stürzte Arnold leichenblaß zu mir in's Zimmer, der ich eben aufstehen wollte, denn es war noch nicht sechs Uhr, aber ich war durch eine ungewöhnliche Bewegung im Hause erweckt worden. „Meine Frau ist sehr krank," sagte er athemlos, „sie hat starkes Fieber, sie glüht furchtbar. Du mußt selber zum Doctor fahren, Onkel — den Leuten vertrau' ich dies nicht an, und ich gehe nicht fort! — Jage die Pferde todt, aber bringe ihn her!" — „Heiliger Christ!" sprach ich ganz betäubt, „was ist denn passirt?" — „Ich weiß nichts," erwiederte er dumpf. „Sie meint, sie sei von einem Gefühl eisiger Kälte erwacht und habe dasselbe auch nach ihrem Erwachen noch eine Zeitlang empfunden, obgleich Lisette, die sogleich herbeigekommen, behauptete, daß das Zimmer die vorgeschriebene Temperatur habe, das Feuer im Ofen nebenan sei nicht ausgegangen. Aber es habe sich Alles umher kalt angefühlt, sagt Rosalie, doch möchten ihre Hände schon heiß gewesen sein, da gleich darauf die Hitze begonnen habe. Das ist Alles. Fahre, Onkel, fahre!"

„Ich fuhr und brachte den Arzt mit, der bei meinem Bericht ungläubig den Kopf geschüttelt hatte. Es war aber leider wahr genug; sie war zum Sterben erkrankt und kam fast gar nicht mehr zum Bewußtsein, so daß von ihr keinerlei Aufklärung zu erlangen war. „Hier muß ein furchtbarer Diätfehler oder eine ebenso furchtbare andere Unvorsichtigkeit begangen sein," sagte der alte Doctor und nahm sich die Jungfer zum ernsthaftesten Examen vor, ohne dadurch jedoch etwas Weiteres zu erfahren. Lisette schwor Stein und Bein, daß Alles in Ordnung gewesen und sie selber nicht eine Minute geschlafen oder das Nebenzimmer verlassen. „Hat Sie ein Fenster oder die Thür geöffnet?" fragte der Doctor drohend. „Es ist Alles kalt gewesen, hat die Frau Baronin gesagt. Sei Sie ehrlich!" — Sie verschwor sich von Neuem, daß nichts passirt sei und die Dame bereits den Fieberfrost gespürt haben müsse — „sie flog ja nur so!" fügte sie hinzu.

„Der Doctor schüttelte den Kopf. „Damit kommen wir nicht weiter," sagte er nachher zu mir, der ich bei dem Gespräch zugegen gewesen. „Das Weibsbild ist verstockt wie eines — man sieht's ihr an! — und aus der brächte, wenn sie etwas auf dem Gewissen hätte, selbst die Folter, glaub' ich, nichts heraus. Und was hülfe uns auch ihre Ehrlichkeit!" fügte er mit neuem Kopfschütteln hinzu. „Für den Tod —" — „Doctor!" sagte ich ganz entsetzt dazwischen. — „Bereiten Sie den Herrn Baron immer vor," war seine leise Antwort. „Ich weiß keine Hilfe, wo nicht beim Herrgott selber." — Und es war, wie er sagte. Am nächsten Tage gegen Abend starb sie."

Der alte Herr machte eine lange Pause. Es war kühl geworden im Zimmer, denn

der Wind hatte sich erhoben und rauschte in dem Gezweig' der großen Bäume und stieß gegen die Fenster, und es war Robert, als brenne auch die Lampe düsterer. Es fröstelte ihn.

„Laßt mich schweigen über unsern Zustand," fuhr Baron Bruno nach einer Weile fort. „Es wäre auch doch kaum Anderes davon zu sagen, als daß wir beinah sinnlos; selbst die Leute im Hause waren wie betäubt und Lisette, die Jungfer, geberdete sich wie eine Wahnsinnige. Sie meinte ohne ihre angebetete Herrin nicht leben zu können und vermöge wenigstens keine Stunde länger dort zu bleiben, wo sie solches Glück in solchem Jammer enden gesehen.

„Das erklärte sie ihrem Herrn am Morgen nach dem Begräbniß, zu dem wir uns denn doch hatten aufraffen müssen, und Arnold gestand ihr seufzend den Abschied zu. War's ihm doch selber, wie uns Allen schier ähnlich zu Muth. Man verstand's nicht, wie man fortan leben solle ohne sie, die der Mittelpunkt und die leuchtende, erwärmende Sonne dieses Lebens gewesen, und die Räume, wo sie geweilt und uns beglückt, waren zum Entsetzen leer und öde. — Sie jammerte nur, daß sie sich vom Kinde trennen müsse. „Und das arme Würmchen wird eine treue Pflege nöthig haben," fügte sie schluchzend hinzu; „es ist so sehr kraftlos und elend. Sorgen der gnädige Herr nur für eine gute Nährerin. — Ach Gott, wie der Herr Doctor neulich von den folgenden Wochenbetten sprachen, und wie die gnädige Frau am Abend vor ihrem Tode zu mir sagten, sie seien so froh und fühlen sich so wohl! Und es sei ihr doch lieb, daß das Erste ein Mädchen, das lebe viel früher auf als ein Bube. Aber das nächste Mal wünsche sie sich doch einen Buben. Ach Gott — und nun —!"

„Wie sie das so sagte und lamentirte und Arnold wie betäubt in der Ecke saß, ohne sich zu regen, aber die Thränen liefen ihm, ohne daß er's spürte, in den Bart, — da kam mir jählings ein böser Gedanke und ich sah das Weib so fest an, wie ich's vermochte und sprach: „Ja, Lisette, nun ist Alles vorbei, und wir werden keinen Buben in Merkenau spielen und erwachsen sehen! Es geht den Hagenbach nicht gut!" — Sie hielt aber den Blick und die Worte hinter ihren Thränen ruhig aus, und da ließ ich's denn dabei bewenden, zumal Arnold, für den ich doch mitgeredet, mich gar nicht gehört zu haben schien.

„Die Kleine war, so lange die Mutter lebte, wohlauf gewesen, seit dem Tode derselben jedoch allerdings sichtbar zurückgegangen, kein Wunder am Ende, da sie im allgemeinen Jammer vermuthlich ein wenig vernachlässigt worden und für den Augenblick nirgends eine Amme aufzutreiben gewesen war. Nun aber wurde es mit dem Kinde selbst für meine Augen plötzlich schlechter und schlechter, und da der Doctor an jenem Tage, wo uns die Jungfer das Morgengespräch geliefert, Nachmittags in Merkenau vorsprach, fand er es beinah sterbend, und der heftige Krampfanfall wich erst spät seinen Mitteln. Es gab ein neues Examen mit der Jungfer über die Nahrung und Behandlung der Kleinen — „Von selbst kommen dergleichen Zufälle nicht bei dem bisher völlig gesunden, kräftigen Kinde," meinte der Arzt ernster, als ich ihn je bisher gesehen und fixirte dabei das Mädchen. „Sie scheint doch sonst so vortrefflich Bescheid zu wissen, Jungfer, um es einem Menschenkinde ansehen zu können, ob es leben bleibt oder stirbt, wo Unsereins noch nichts als den augenblicklichen Zustand zu beurtheilen vermag." — „Ach Gott, Herr Doctor, ich habe ja auch schon mehr als eine Wöchnerin und manches kleine Kind pflegen sehen und selbst gepflegt," erwiderte sie. „Und solche Krämpfe sah ich auch schon und fand sie immer sehr schlimm." — „Das sind sie auch, und sie dürfen nicht wiederkehren," sprach er. „Es bleibt genau bei dem, was ich bestimmt — ich mache Sie dafür verantwortlich. Es muß eine Amme her.

„Es muß eine Amme her, lieber heut' als morgen, eine gesunde und treue," sagte er, da er mit mir zu Arnold zurückgekehrt war. „Ich stehe sonst für nichts, Herr Baron. Es ist, als ob ein böser Dämon über den Ihren regiere, daß so eigenthümliche Zwischenfälle all' unsere vernünftigen Hoffnungen zu Schanden machen."

„Wie er das vom bösen Dämon sprach, durchzuckte mich wieder der Gedanke vom Morgen; ich sah fast erschrocken zu Arnold

hinüber und sah ihn leichenblaß aufzucken, mit weit aufgerissenen Augen den Arzt anstarrend, als schaue er dort ein furchtbares Gespenst sich drohend erheben. Der Doctor sah es auch und war gleichfalls bestürzt. Aber Arnold ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern sagte hastig — er redete eigentlich zum ersten Mal seit dem Tode seiner Frau wieder zusammenhängend —: „Ihr habt ganz Recht, Doctor. Es muß rasch gesorgt werden, und es soll auch gleich morgen früh — nein, noch heut' geschehen. Verzeiht mir meine Zerstreutheit und Nachlässigkeit. Mir war der Kopf so wüst."

„Und er ging und rief die Wirthschafterin und fragte sie, ob sie sich getraue, die Kleine ein paar Tage zu pflegen und zu hüten; und als sie das, wenn auch erstaunt, da Lisette ja noch da und überdies schon für eine Aushilfe gesorgt habe, damit das Kind noch nach ihrem Fortgange nicht verlassen sei, — bereitwillig übernommen, so ging er und hieß seinen Kammerdiener die Jungfer avertiren, daß sie noch heut' Abend abreisen könne und er, der Kammerdiener, sie bis zur Stadt fahren solle. Weiter ließ er sich nicht aus, und die Leute wagten keine Einrede, denn der Arnold, wo er einmal einen Entschluß gefaßt, war so kurz und bestimmt, als hielte er noch einmal vor der Front seiner Schwadron. Selbst da ich jetzt zu ihm sagte: „Willst Du sie doch nicht lieber ein wenig da behalten und —?" — machte er nur eine Bewegung mit der Hand, wandte sich zum Arzt, den er gebeten, die Nacht bei uns zu bleiben, und sprach: „Auf Eure Ehre als Arzt und Mann — habt Ihr einen wirklichen Verdacht, daß bei der Pflege von meiner — meiner — von ihr und der Kleinen etwas muthwillig versäumt ist?"

Der Doctor schüttelte den Kopf und meinte, das könne und dürfe er nicht behaupten, da am Ende nichts passirt sei, was sich nicht als natürlicher, wenn auch unglücklicher Zufall erklären lasse. Ihm sei nur das aufgefallen, daß dies Unglück nach so günstigen Vor- und Anzeichen und trotz derselben eingetreten. Und da sah Arnold mich mit einem finstern Lächeln an und sagte: „Siehst Du, Onkel, es ist eben nur der Dämon! Da sind wir Menschen machtlos und können nur ausweichen." — Darin stimmt' ich nun nicht mit ihm überein, aber ich machte keine Einwendungen, denn sie hätten ja doch zu nichts geführt.

„Die Jungfer fuhr ab, nach jammervollen Lamentationen natürlich und mit einer Empfehlung des anderen Mädchens, das sie sich zur Pflegerin des Kindes ausersehen, im Ganzen aber doch sichtbar zufrieden. Der Arzt blieb da, das Kind besserte sich. Arnold schien durch das Geschehene wirklich wieder nachhaltig zur Fassung und Thätigkeit erweckt zu sein. Er sank wenigstens nicht mehr in die stumpfe Theilnahmlosigkeit zurück, welche ihn seither beherrscht hatte, und am anderen Morgen setzte er sich zu Pferd und ritt in's Gebirg, wo der Pfarrer eines Dorfs ihm bekannt war und in seiner Gemeinde vielleicht Rath für uns wissen mochte.

„Mittlerweile kam der Kammerdiener von seiner Fahrt zurück und machte mir die Mittheilung, er habe die Jungfer in der Stadt zu einer Base oder dergleichen fahren müssen, wo sie denn nicht nur von dieser, sondern auch von einem Menschen empfangen — ja anscheinend erwartet — worden sei, bei dessen Anblick sie sichtbar verstört geworden und mit dem sie sogleich in's Haus getreten sei. „Aber gesehen hab' ich ihn doch und gehört auch sein: „Na? also Alles richtig?" — und ich will darauf einen Eid schwören, daß ich den Burschen in Meerau gesehen, als wir vordem noch dahin kamen und die Herrschaften noch gut Freund mit einander waren. Und ich weiß, Herr Baron," fügte der Mensch düster hinzu, „daß Ihro Erlaucht einen grimmigen Haß auf unsere selige Gnädige und den Herrn geworfen und ganz mit ihnen auseinander gewesen und ihnen alles Ueble angewünscht hat. Und nun ist die Lisette mit denen von Meerau bekannt —." Ich ließ ihn nicht ausreden, sondern ging meiner Wege — soll ich noch sagen, in welchen Gedanken?

„Und als ob jetzt Alles zusammenkommen sollte, gab es an dem Morgen noch eine zweite schlimmere Nachricht. Der alte Nachtwächter, ein freilich nichts weniger als intelligenter Mensch und notorischer Trunkenbold, hatte verlauten lassen, wie er Nachts vor dem Tode der Frau ein Fenster nach der Parkseite geöffnet gesehen habe und, weil ihm das verdächtig erschienen, hingegangen sei. Er habe aber einen

Umweg machen müssen und da er herangekommen, sei es geschlossen und Alles still gewesen. So hatte er denn auch davon geschwiegen — daß dort die Wochenstube, wußte er schwerlich — und der Sache jetzt, ich weiß nicht mehr auf welche Veranlassung hin, gedacht. Mir und dem Doctor erschien dies jedoch wichtig genug, um gegen die Person vorzugehen, welche sich als die treueste Dienerin des Hauses geberdet und nun in einem so eigenthümlichen Lichte erschien. Ich wollte nur Arnold's Heimkehr abwarten, um mit ihm zu bereden, was und wie es geschehen solle.

„Er kam schneller heim als wir erwartet. „Zum Pfarrer war ich nicht," sagte er zu mir. „Er ist auch mit den Anderen in Hagen und Meerau bekannt und — ich bin nun mißtrauisch geworden. Ich hab' es ohnehin, wie ich glaube, besser, wenigstens sicherer getroffen. In Berkheim, wo ich durchritt, stand eine junge Frau vor einem Hause; sie war in Trauer und sah sich das Haus betrübt an und blickte auch kopfschüttelnd in den Garten daneben — man mochte denken, daß sie von dem Hofe fort solle. Da hielt ich an und fragte sie nach ihrem Kummer. Sie hatte vor einigen Monaten zwei Kinder an den Blattern und vor Kurzem auch den Mann verloren und nun wolle ihr Schwager den Hof haben, zu dem ihr freilich kein Recht bleibe. So sagt' ich ihr: Kommt mit und pflegt mein Kind, das seine Mutter verloren hat. Und sie sagte ja und Amen, Onkel, und heut' Abend wird sie da sein. Da, hoff' ich, werden wir nichts zu fürchten haben."

„Ich sagte ihm von dem, was ich inzwischen erfahren, er nahm es mit einem bittern Lächeln auf. „Mir sagst Du damit seit gestern Abend nichts Neues," versetzte er. „Des Doctors Wort hat meine Augen sehend gemacht. Aber was hilft uns das? Kannst Du ihr etwas beweisen, ihr, der da drüben? Meinst Du, daß sie sich nicht den Rücken zu decken verstanden? Laß das Weibsbild zurückholen, wenn es noch zu finden ist; zwing' es zum Bekenntniß einer — Unvorsichtigkeit. Was hilft uns das? Siehst Du, ich sehe jetzt Alles. Lisette wurde mir von der Generalin Brandenstein empfohlen, als ich mich um eine solche Person an sie wandte. Die Brandenstein ist eine Jugendfreundin meiner beiden Schwestern und auch gegen mich stets die Freundlichkeit selbst gewesen; daß ich, zumal nach den Zerwürfnissen mit Eugenien, mich in solchen häuslichen Vorbereitungen nur an sie wenden konnte, war sicher vorauszusehen, und es ließ sich leicht genug arrangiren, daß man auf solche Weise grade die Person oder Personen in meinen Dienst brachte, welche — man darin zu sehen wünschte. Die Generalin ist sehr unschuldig daran, denn wenn sie auch unser Zerwürfniß kennt, wird sie schwerlich solche Folgen desselben für möglich halten. Genug, Onkel," schloß er. „Wir kämpfen gegen einen Feind, den wir nur ahnen. Wir sind zu ehrlich und sorglos gewesen, und das hat meiner Rosalie das Leben und mir beinah den Verstand gekostet. Es muß nun anders werden."

„Nach der Jungfer schickte ich dennoch aus," fuhr Baron Bruno nach einer neuen Pause fort, „allein sie war schon davon — mit ihrem Bruder, hieß es, nach Berlin gereist — und nicht wieder aufzufinden. Denn selbst in Meerau, wo ich eine Verbindung anzuknüpfen verstand, wurde nichts von ihr sichtbar. Arnold war noch zu den Geschwistern hinüber — zu welchem Zweck, hat er mir nicht gesagt, habe ich ihn nicht gefragt. Und dann bewachten wir unsere Kleine, die jetzt unter der Pflege jener Frau — Ihr sahet sie vorhin, es ist die Verene, — prächtig gedieh. Das Haus war rein, von der ganzen Dienerschaft waren nur ein paar alte vertraute Leute zurückgeblieben. Aber die Vorsicht gaben wir doch nicht auf und zwar mit vollem Recht, da wirklich ein paarmal der Versuch gemacht zu werden schien, das Kind zu stehlen und einen Einfluß auf Verene und Arnold's Kammerdiener zu gewinnen. Obendrein entdeckten wir bald an der Kleinen eine Anlage zu starken Blutungen, welche selbst bei der kleinsten Wunde kaum zu stillen waren — eine gefährliche Constitution! Es war ein seltsam Leben, Vetter. Verene schlief mit dem Kinde in einem Gemach ohne zweiten Ausgang, Arnold und ich hatten unser Lager im Vorzimmer und die Kleine kam uns auch tagsüber niemals ganz aus den Augen. So blieben wir denn für's Erste in Ruhe.

„Aber der Feind schlief nicht. Eines Tages im Frühling 1803 besuchte uns Steinheim und erzählte uns von einem in

der Welt cursirenden Gerücht, welches Arnold mit — ich weiß nicht mehr welcher ihm bekannten Dame so gut wie verlobt nannte, ja selbst die Hochzeit schon ganz nahe sein ließ. Es war natürlich kein wahres Wort daran, der arme Bursch' hatte kaum so viel Lust und Kraft in sich, um für sein Kind weiter zu leben; wie hätte er's für eine Frau vermocht, welche ihm die Verstorbene niemals ersetzen konnte! Aber dies Gerücht ließ mir seinen bald darauf erfolgten Tod in einem besondern Licht erscheinen — man fand ihn im Walde, sein abgeschossenes Gewehr neben ihm, die Todeswunde in der Seite, die Kleidung angesengt und geschwärzt, so daß ein Unbefangener wohl an einen unglücklichen Zufall denken konnte. Nur ich dachte lieber an etwas Anderes — es zeigten sich ein paar Fußstapfen in der Nähe, die nicht von ihm herrührten. Aber — was half mir das Denken, zumal ich jetzt genug zu thun hatte. Denn die Kleine hatte jetzt keinen Schützer als mich allein und bedurfte eines solchen, da man, als kaum die Nachricht von Arnold's Ende zu den Verwandten hinübergedrungen sein konnte, Himmel und Erde von dort in Bewegung setzte, das Kind und sein Vermögen in die Hände zu bekommen. Daraus wurde denn freilich nichts, da ich in bester Form Rechtens zum Vormund und Verwalter bestimmt war, der keinem Menschen Rechenschaft zu geben habe als dereinst dem Mädchen selber.

„Zu Merkenau brannte damals das Schloß ab, ohne daß ich darauf Gewicht legen will, da es wenigstens eine durchaus plausible und natürliche Erklärung des Brandes gab. Auch machte ich mir wenig daraus, da ich doch nicht auf dem einsamen Gut hätte bleiben können, wo ich den Angriffen des Feindes gar zu sehr ausgesetzt war. In's Ausland aber oder auf Reisen gehen konnte ich auch nicht — die Zeit war gar zu unruhig und überdies Röschen zu jung und ich zu alt. So blieb mir, da mir der Aufenthalt in einer Stadt auch grade nicht allzusicher erschien, nichts übrig, als einen Platz zu wählen, von dem man drüben nichts wußte oder wo man mich nicht suchte, und doch nahe genug, um die Feindin nicht aus den Augen zu verlieren. Denn, mein Freund," unterbrach sich der Erzähler, und in seinem Auge blitzte es drohend auf und die dürren Finger zogen sich zur Faust zusammen, — „vergessen hab' ich nicht, was geschehen, und geschenkt hab' ich's ihr noch weniger, — ich habe ihr alle Jahre davon Kunde gegeben! Und es ist dafür gesorgt, daß wenn ich selber verhindert würde, als Rächer vor sie hinzutreten, ein Anderer dies Amt übernimmt."

„Es traf sich gut," fuhr er dann wieder gleichmüthig fort, „daß ich einen solchen Platz kannte und sogar mein Eigenthum nannte. Als blutjunger Bursch' war ich einmal auf meinen Streifereien hierher gerathen und hatte Gefallen gefunden — wer berechnet die Einfälle eines Knabenkopfes! — an diesem alten Nest und seiner geheimnißvollen Lage. Zu Hauf' sagt' ich davon und da lachte mein Vater und meinte: „Schön, das kannst Du haben, mein Bursch'; magst dort als Raub- und Wildgraf hausen und mit den Wölfen Kameradschaft machen. Es gibt deren dort noch." Und siehe da, zwanzig Jahre später fand sich die Besitzung im Testament mir zugeschrieben. Meine Geschwister lachten höhnisch dazu und auch ich zuckte die Achseln, denn von einem Nutzen war, da das Holz hier nicht abzusetzen ist, allerdings kaum die Rede. So ließ ich's denn damals auch in Gottesnamen im Stich und dachte, als ich dreißig Jahre später wieder heimkam, selten oder nie an meinen Rang als Grundbesitzer. Nun aber erinnerte ich mich seiner und fand es ganz passend für meinen Zweck. Andere Leute wußten noch viel weniger davon als ich selbst; daß es ein Aufenthalt für einen Menschen, wie ich, werden könne, fiel schwerlich Jemand ein. Samuel, der hier hauste, war mir treu, Verene, welche mit uns zog, läßt für das Kind ihr Leben. Und um mich völlig aus dem Spiel zu bringen, wurde mit Steinheim ein Scheinkauf verabredet.

„So wohne ich denn hier seitdem mit dem Kinde fast unausgesetzt. Wir sind selten und niemals lange von dannen gewesen, wenn ich auch dafür Sorge trug, daß die Feinde uns eher an jedem anderen Ort als in der Heimath vermutheten. Röschen war zwei Jahre lang in einem Kloster, um wenigstens etwas von der Bildung zu empfangen, welche man von dem Fräulein einmal fordern wird und die ich ihr nicht geben konnte. Gesucht

hat man freilich auch hier nach uns, aber uns nicht gefunden — die Leute lieben das Kind und wir Alle sind vorsichtig, — bis jetzt das Unheil dennoch hereingebrochen ist. Aber ich weiß nicht," schloß er mit einem bösen Lächeln, „ob dieser Angriff nicht für sie schlimmer ausfallen dürfte als für uns. Denn sie ist nicht mehr wie sonst, wo man sie nur fühlte und nicht sah — jetzt hab' ich sie. Und das Kind ist noch jung, aber es ist auch kräftig genug, im Nothfall auf eigenen Füßen zu stehen, und ich habe nicht mehr nöthig, mich für sie zu schonen. Ich komme jetzt."

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Geschichtschreiber.

Von

Wilhelm Hoffner.

III.

Friedrich Christoph Schlosser.

In der Epoche zwischen Friedrich dem Großen, welcher den preußischen Staat begründete, und der Schlacht von Jena, die ihn zu vernichten schien, hatte Johannes Müller geschrieben; vom Gegensatz gegen die Universalmonarchien war er ausgegangen, das europäische Gleichgewicht, die Schweiz, Preußen hatten sein Interesse besessen, so lange er ohne Furcht und im ruhigen Gang der Begebenheiten geschrieben hatte — und er hatte dann damit geendigt, der Universalmonarchie Napoleon's zu dienen. Der große Stil der Geschichtschreibung im Geiste der Alten war in seiner Schweizergeschichte vor seinen erstaunten Zeitgenossen wieder erschienen, unmäßige Bewunderung hatte ihn dafür gelohnt; als dann offenbar ward, welche Inconsequenz und Schwäche des politischen Denkens sich hinter so mächtigen Formen verbarg, war er am Ende seines Lebens dem Mitleid, ja beinah der Verachtung anheimgefallen. In der Epoche, welche nun hierauf folgte, der Zeit der Freiheitskriege und der Aufrichtung der heiligen Allianz, hatte Niebuhr sich gebildet, und im Zusammenhange mit der kritischen Schule Wolf's wie mit der historischen Juristenschule, die Aufgabe des Geschichtschreibers ganz neu bestimmt als kritische Wiederherstellung der ganzen Gestalt von Recht, Verwaltung und Cultur, wie sie seit den ältesten Zeiten in einer Nation sich ausgebildet hatten; zugleich Staatsmann, Philologe und Jurist, war er zuerst befähigt gewesen, diese Aufgabe in ihrem vollen Umfange zu umfassen. Wenn Schlosser als der Dritte zu ihnen hinzutritt, so dankt er dies nicht der Methode der Forschung, in welcher er weit hinter Niebuhr zurückblieb, noch weniger der Kunst der Schreibart, welche er vielmehr an Johannes Müller stets leidenschaftlich tadelte als eine Verkünstelung des einfachen historischen Bildes — verdankt es vielmehr ausschließlich dem rein historischen Auge, mit welchem er grade das offen Daliegende in seiner wahrhaften Gestalt auffaßte, dem aufrichtigen politischen Sinn, mit welchem er es beurtheilte.

Er ist der Geschichtschreiber des deutschen Liberalismus, wie er vom Sturz der Julimonarchie bis zu der Revolution von 1848 zumal in den süddeutschen Kammern zum Ausdruck kam. Müller wie Niebuhr hatten den conservativen Interessen gedient, Müller denen einer republikanischen Aristokratie, Niebuhr denen der preußischen Beamtenmonarchie. So tief war Niebuhr vom Sturz der Julimonarchie erschüttert worden, daß die Gemüthsbewegungen dieses Jahres ihm das Leben kosteten. Dagegen wuchs von dieser Zeit ab Schlosser, der durch Geburt und Bildung noch dem 18. Jahrhundert angehört, der die Literatur und die geistigen Richtungen desselben wie kein Andrer kannte und der nun die neue politische Bewegung, welche ganz auf den Grundlagen des 18. Jahrhunderts ruhte, mit der Ideenwelt desselben verschmolz — neben Rotteck und Welcker vielleicht der einflußreichste Wortführer der süddeutschen Liberalen, obwohl er dem politischen Kampfplatze völlig fern blieb, für uns heute der edelste Typus dieser Bewegung.

Mit ihm trat die Geschichte auf den Kampfplatz der Parteien. Demgemäß hat er während seines Lebens wie nach seinem Tode, der erst vor wenigen Jahren erfolgte, ganz entgegengesetzten Urtheilen unterlegen. Die leidenschaftlichsten Angriffe hat er zur Zeit seines Lebens von Sybel, nach seinem Tode in den anonymen Briefen von Löbell erfahren, nicht minder leidenschaftliche Bewunderung haben ihm Gervinus

und Häusser, seine Schüler, bezeugt. Wir zweifeln nicht, daß die Zukunft und das Urtheil der Nachwelt auf der Seite dieser Letzteren stehen wird.

Der Geschichtschreiber der süddeutschen Liberalen ist nicht volle zwei Stunden von der Nordsee an der äußersten Nordspitze des Oldenburgischen im Städtchen Jever geboren (17. November 1776). Dort bestanden noch in einem abgeschlossenen Lande einfache Verhältnisse, kein Adel, wohlhabende Bauern, ein gastfreies, derbes, einfaches Leben. Seine Mutter war ein rechtes Kind dieses friesischen Landstriches. Aus einer alten Familie des Landes, hatte sie gegen ihres Vaters Willen einen Advocaten oberdeutscher Herkunft geheirathet. Von dem tollen Leben des Mannes ein paar Jahre mit fortgerissen, vertheidigte sie dann den Rest ihres Vermögens für ihre Kinderschaar — elf waren am Leben — mit stolzer Festigkeit. Kaum der hochdeutschen Sprache mächtig, war sie durch ihren überlegenen Geist im Stande, ihren plattdeutsch redenden Landsleuten in ihrer Volkssprache juristische Consultationen zu geben. Ihre Erziehungsweise war derb und hart; noch in späten Jahren erinnerte sich derselben Schlosser mit einem gewissen Schrecken. Als der Vater wegstarb, verbrachte der sechzehnjährige Knabe ein paar glückliche Jahre bei einer reichen kinderlosen Tante auf dem Dorfe; inzwischen hatte die Mutter begonnen, durch das Vermiethen von Zimmern sich einen Erwerb zu verschaffen, und als sie nun den Knaben zurückgeholt hatte, überließ sie ihn sich selber und den Officieren, die bei ihr im Logis waren. Dazu beschäftigte ihn die Schule nicht hinlänglich. So begann er eine Leihbibliothek des Ortes zu durchlesen. In ihr fand er auch die Schriften der Aufklärung, die ihn denn seinem guten Conrector in Sachen der Religion dergestalt überlegen machten, daß derselbe sich vor seiner Disputirsucht gelegentlich nur durch Maulschellen rettete — dies Hausmittel der Mutter kannte der Knabe nur zu gut. Grenzenlose Vielwisserei und die Ideen der Aufklärung nahmen von seinem jungen Geiste Besitz. Auch als er sich leidenschaftlich den Griechen zuwandte und ihre großen Historiker ihm eine Ahnung seines Berufs in der Seele weckten, war es die Summe der geographischen und historischen Anschauung, was ihn beschäftigte, nichts von der Grammatik, oder von philologischen Fragen. So kam die Universitätszeit. Die Mutter war ein Jahr zuvor gestorben, sein kleines Vermögen kaum für die Studienzeit ausreichend; sein stolzer Unabhängigkeitssinn allen kleinen Mitteln, sich auf der Universität und im Leben fortzuhelfen, abgeneigt — in dieser Lage sah er nur einen sicheren, von Gunst unabhängigen Lebensweg vor sich, das Predigtamt. Er sah in der theologischen Facultät allein jene historischen und moralischen Fragen untersucht, welche schon damals seine ganze Seele erfüllten. Umfaßte doch die theologische Facultät Männer wie Planck, Spittler und Herder; es gab noch keine andere Heimath für das neue, zukunftreiche Studium der historischen und moralischen Wissenschaft.

Er wählte Göttingen. Dort hat er seine knappe Universitätszeit von Ostern 1794 bis zum Herbst 1797 zugebracht. Diese Universität, der Mittelpunkt der modernen realistischen Studien, der Sammelpunkt der bedeutendsten deutschen Historiker, mußte auf den jungen Polyhistor eine ungemeine Anziehungskraft ausüben. Hier hörte er Eichhorn, Kästner, Heyne. Hier sah er Schlözer, dessen Vorlesungen über Politik durch ihren energischen Rechtssinn noch immer interessirten. Hier fand er Spittler, unter allen ihm voraufgegangenen der Einzige, dessen politischer Sinn in seiner Gesundheit und Männlichkeit dem seinen glich. Hier endlich fand er den Mann, welcher bis über die Mitte seines Lebens hinaus den Gang seiner Studien bestimmen sollte, Spittler's edlen älteren Genossen, den Kirchenhistoriker Planck. Und was für den unermüdlichen Leser nicht weniger bedeutete als dies Alles, er fand hier die ungeheure, aus einem großen Gesichtspunkte gesammelte Göttinger Bibliothek. In einsamen, ganz vom Studentenleben entfernten Studien, durchlebte er diese drei Jahre.

Ohne Geld, ohne nahe Aussichten, ohne Gönner oder hilfreiche Verwandte, kehrte der noch nicht Einundzwanzigjährige nach Hause zurück, vor ihm die öde Aussicht auf jenes Candidatenleben, welches damals die besten jugendlichen Jahre der Gebildetsten unseres Volkes aufbrauchte.

Es war eine sehr wenig tröstliche Aus-

sicht, wenn er damals in die Zukunft blickte. Aber wir heute sehen wohl, daß er nur auf dem Wege, in welchen ihn so sein Schicksal stieß, der Schablone des Universitätslebens entrann und in die Erfahrungen eines bewegten Lebens hineingezogen wurde, ohne welche kein wahrer Historiker gedacht werden kann. Zunächst lebte er anderthalb Jahre im Hause des Grafen von Bentink-Rhoone zu Varel, in dem Kreise jener holländischen Emigranten, welche die Revolution von 1795 nach England und Deutschland zerstreut hatten. Dort schärfte sich zuerst die Antipathie seiner deutschen Natur gegen das von falscher französischer Bildung beherrschte Hofleben des achtzehnten Jahrhunderts. Die Gräfin zog ihn in ihre Familienverhältnisse, in kurzer Zeit machte er viele Erfahrungen, wenig gute darunter. Im Juni 1789 legte er plötzlich seine Stelle nieder und fand sich von Neuem den Zufällen des Candidatenlebens gegenüber.

Damals verwaltete er ein paar Monate einem Landgeistlichen sein Amt. Dann von neuer Unruhe ergriffen, faßte er den Plan, nach Rußland zu gehen, wie einst Büsching und Schlözer, und gab ihn doch den ersten Schwierigkeiten gegenüber wieder auf. Nun verbrachte er anderthalb Jahre in Othmarschen bei Altona, wo er die Kinder eines kleinen Kaufmannes unterrichtete. Es war nach seinem eigenen Urtheil die wichtigste Epoche seines Lebens. Seine Studien begannen hier innere Einheit zu erhalten. Indem er davon ausging, daß die Auffassung der Literatur und Geschichte ohne gründliche Philosophie allzeit ein unbestimmtes Hin- und Herreden bleibe, entschloß er sich zu einem ernsten philosophischen Studium. Er begann mit Leibnitz, durchjagte nach seiner Weise die französischen und englischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und endigte damit, Kant und seine Schüler zu studiren.

Und hiermit nun erhielt er einen Einblick in den Zusammenhang der Weltliteratur seines Jahrhunderts. Von einem ernsten und hohen Standpunkt, wie man ein ungeheures Gebiet vom Gebirge aus überschaut. Niemand konnte ihm von vorausgegangenen Schriftstellern in dieser einsamen Arbeit helfen; Heeren's oberflächliche Vorlesung über Geschichte der schönen Literatur hatte ihm schon auf der Universität keinen Respect einflößen können. Allein die Arbeiten der Brüder Schlegel nützten ihm wahrhaft, und er hat später, zu einer Zeit, in welcher er die spätere Thätigkeit Friedrich Schlegel's tief beklagte und die August Wilhelm's wenig achtete, gestanden, daß er ihnen mehr als allen seinen anderen Lehrern verdankte. Man ist überrascht, auch hier dem bestimmenden Einfluß dieser Häupter der romantischen Schule auf alles Verständniß der Literatur und der geistigen Bewegung zu begegnen.

Wie sonderbar waren in ihm das Bedürfniß der Thätigkeit und der Drang zu einsamen Studien gemischt!

Mitten aus diesen Arbeiten trieb es ihn, in einem größeren Kreise von Menschen, in schwierigeren Aufgaben der Erziehung thätig zu sein. Um das zu begreifen, muß man daran denken, wie dieser humanistischen Epoche keine Art der Praxis so entsprechend war, als die der Erziehung, in welcher so ganz unmittelbar der Mensch auf den Menschen wirkt; man muß bedenken, wie in Folge hiervon der allgemeine Zug der Zeit auf Reform der Erziehung ging, wie diese Reform der Erziehung gradezu der Punkt war, in welchem die humane Bildung der Aufklärung zur Praxis, zur Umgestaltung der Verhältnisse, zum Einfluß auf das wirkliche Leben hindurchdrang.

Wie war aber auch der Kreis, in welchen er nunmehr eintrat, dazu angethan, den künftigen großen Geschichtschreiber in einer so unscheinbaren praktischen Thätigkeit zu fesseln! Es war ein reiches Frankfurter Kaufmannshaus, das Georg Meyer's, des Bruders des bekannten Bibelübersetzers. Hier fand sich Schlosser, welchen bis dahin eine strenge und beinah mißtrauische Beobachtung der Menschen von unbefangenem Leben abgezogen hatte, in der Mitte von Männern und Frauen, welchen gegenüber sein Mißtrauen und seine überscharfe Neigung zum Tadel einmal schweigen mußten. Da las er mit den Frauen Dante, verhandelte mit ihnen über Erziehung. Noch in Heidelberg übersetzte er später für sie das Erziehungsbuch des Vincenz von Beauvais, welches ihnen gewidmet ist. Inmitten einer niemals bescheidenen Geldaristokratie schuf er sich die geachtetste Stellung.

Sieben Jahre vergaß er so die Welt

und sich selbst. Er zog die talentvollen Kinder des Freundes in die innere Bewegung des eigenen Wissensdranges mit hinein. Nachdem die Erziehung der beiden Aeltesten vollendet war, lebte er im Hause des Freundes wissenschaftlichen Studien.

Und merkwürdig! Abermals erträgt er diese Muße einsamen Studiums nicht, und in dem Augenblick, in welchem seine beiden ersten kirchenhistorischen Schriften die Göttinger und Heidelberger Theologen auf ihn aufmerksam gemacht, ja sogar Johannes Müller's Blicke auf ihn gerichtet hatten, zerbricht er diese seit vielen Jahren angesponnenen Fäden und wendet sich nach Jever, seiner von allem wissenschaftlichen Verkehr abgeschnittenen Heimath, um da das kärglich besoldete Vicariat der Conrectorstelle an dem Gymnasium anzunehmen. Man sieht bald, was ihn dazu bewogen hatte. Alle seine Studien ließ er fallen. Allen geselligen Verkehr schnitt er ab. Er lebte nur mit seinen Schülern und trat mit rücksichtslos durchdringender Kraft reformatorisch in dem herabgekommenen Gymnasium auf. Wäre er nicht Jeveraner, etwa ein Oldenburger gewesen, sie hätten ihn dort nicht sechs Wochen geduldet. So aber fanden sie bald, daß ein höherer Geist Jeverischen Ursprungs in ihm walte. „Nach meinem dummen Verstande," sagte einmal der gute Pastor Scheer, „ist zwar sein Wesen aristokratisch, aber seine Lehre friesisch frei." So war dort seine starke Natur durchgedrungen. Er war nunmehr auch definitiv und mit einem für die dortigen Verhältnisse reichlichen Gehalt angestellt worden. Aber die neuen Verhältnisse, die Aufgabe, der Kampf hatten ihn gereizt; wie er nunmehr sich bleibend in dieser Lage denken sollte, schien sie ihm den Athem zu benehmen; wie durch eine Flucht entzog er sich ihr, indem er zu Aller Ueberraschung und Bedauern seine Stelle plötzlich niederlegte.

Es war mitten im Winter, am ersten Januar 1810, als Schlosser diesen nördlichen Winkel Deutschlands verließ und die Reise gen Frankfurt antrat. Ohne Stellung, ja ohne Aussicht einer solchen, begab er sich, der vierunddreißigjährige Mann, und zwar in so trostlosen Zeiten einer allgemeinen Unsicherheit der Dinge, von Neuem, zum letzten Male auf die Wanderung. Er nahm Extrapost, um allein unterwegs auf eine neue Schrift denken zu können, und er entwarf den Plan seiner Geschichte der bilderstürmenden Kaiser. Noch am Abend seiner Ankunft erschien bei ihm Matthiä, der Director des dortigen Gymnasiums, und bot ihm die Stellung an, welche der große Geograph Ritter kurze Zeit hindurch gehabt hatte. Als später Dalberg das Frankfurter Lyceum gründete, erhielt Schlosser die seinen Studien so überaus angemessene Professur der Geschichte und Geschichte der Philosophie an demselben. Hier hielt er zuerst jene Vorlesungen aus welchen der erste Entschluß seiner Universalgeschichte hervorging. So wohl fühlte er sich in dieser Lage, daß er den Antrag ablehnte, der Nachfolger Neander's in Heidelberg zu werden. Vielleicht daß ihn auch zu dieser Ablehnung bestimmte, daß er in dieser Zeit begann, von den bisherigen Studien sich zur politischen Geschichte zu wenden.

Wir überblicken den Ertrag dieser Studien, denn wir stehen hier an dem Punkte, in welchem seine Entwicklungszeit ablief, und er sich nunmehr mit reifem Geiste den Aufgaben seines Lebens zuwendete.

Rettungen der Scholastiker waren seine erste Idee gewesen. Es blieb aber bei der kleinen Schrift: Abälard und Dulcin, oder Leben und Meinungen eines Schwärmers und eines Philosophen, 1807.

In Bezug auf das Material ist diese Arbeit durch neuere Forschungen überholt. Seine Bedeutung für die damalige Zeit liegt in der Methode der Behandlung. Schlosser stellte sich die Aufgabe, anstatt eines bloßen Auszugs aus den Worten seines Schriftstellers eine freie Ansicht des Mannes zu geben, welche in dem Geiste desselben gearbeitet wäre. So bildete er zuerst jene Manier aus, in welcher dann die Monographien Neander's eine so ungemeine Bedeutung erlangten. Das kleine Buch hatte eine sehr günstige Aufnahme gefunden und Schlosser trug sich schon mit weiterer Charakteristik scholastischer Philosophie, als ihm die Briefsammlung Beza's auf der Gothaer Bibliothek zugänglich wurde. Auf der Grundlage derselben entstand sein 1809 veröffentlichtes Buch über das Leben dieses Mannes. Es ist noch heute unentbehrlich und gehört in Stil und Charakteristik zu seinen besten Leistungen. Eine große Tendenz tritt in ihm hervor. Ge-

genüber dem Epikuräismus und der Habgier des neuen materialistischen Zeitalters will er, obwohl nicht hoffend, daß ein einzelner unbedeutender Mensch diesen heranbringenden Strom einzuengen vermöge, dennoch den Zeitgenossen zum Vorbild darstellen, wie es eine Zeit gab, in welcher der Wunsch eines zu hoffenden Guts, einer ewigen Seligkeit jeden Gedanken eines irdischen Vortheils überwog; er will solchergestalt die Größe der menschlichen Seele in Männern, die ohne Heere zu führen und Reiche zu beherrschen in ganz Europa mächtig wirkten, gegenüber den Verzerrungen der Geschichtschreibung eines Voltaire und Schlözer zur Anschauung bringen; er will die Helden des Glaubens und des Geistes retten, gegenüber einer skeptischen Analyse und einer erniedrigenden Verehrung bloßer Macht und bloßen materiellen Fortschritts.

Die dritte Arbeit dieser Epoche ist seine Geschichte der bilderstürmenden Kaiser, welche 1812 erschien. Sie verfolgte die Richtung des vorigen Werkes, indem sie sich gegen Gibbon, den großen Schüler einer Voltairischen Anschauung der Geschichte, wendet. Es ist höchst merkwürdig, die männliche Naivetät Schlosser's gegenüber der kunstvollen Vollendung des Gibbonischen Stils, der frivolen Stimmung desselben gegenüber die ernsthafte Theilnahme, mit welcher er den kirchlichen Kämpfen dieser Zeit folgt, zu studiren.

Nimmt man die Werke dieser Epoche zusammen, so treten in ihnen die Grundgedanken Schlosser's, welche den Hintergrund aller späteren Werke bilden, mit einer doctrinären Offenherzigkeit und Ausführlichkeit hervor. Es ist der Idealismus Kant's und unserer großen Literaturepoche, unter dem Gesichtspunkt einer Erziehung des Einzelnen wie der Nation zusammengefaßt, was sich dem, der diese Schriften auch nur durchblättert, als der Grundgedanke Schlosser's enthüllt.

Nun kam eine Zeit, in welcher er, das ungeheure Quellenmaterial der politischen Geschichte zusammenzufassen bestrebt, sich in dieser Aufgabe, in einer grenzenlosen Lectüre der Quellen, in ihrer mühsamen Zusammenstellung völlig verlor. Sie bildete den Uebergang zu seiner späteren freien Behandlung dieses ungeheuren Materials der politischen Geschichte. Er begann damit, für seine Vorlesungen einen Entwurf der Thatsachen der ganzen Geschichte abzufassen. Aber der Umfang seiner Studien sprengte bald diesen auf drei Bände berechneten Plan.

In immer steigender Ausführlichkeit und Gründlichkeit, besonders vom Eintritt in das Mittelalter ab, bearbeitete er in einer Reihe von Bänden die Universalgeschichte, bis etwa zu dem Jahre 1300. Man sucht vergebens in diesem umfassenden Werke allgemeine Gesichtspunkte, Urtheile, Charakteristiken, wie sie seine späteren Werke enthalten. Dasselbe war vielmehr wie in einer Reaction gegen die leichte und rednerische Form verfaßt, in welcher Herder, Schiller, Woltmann und ihre Schule zu schreiben begonnen hatten. So bezeichnet es mit dem Werke von Wilken über die Kreuzzüge, das 1810 erschien, und mit dem Niebuhr's über die römische Geschichte, mit welchem zugleich (1811) es herauskam, den Beginn einer umfassenden und selbständigen Durcharbeitung der Quellen in Deutschland. Vielfache Bearbeitungen mittelalterlicher Stoffe folgten. Die gelehrte, gründliche, kritische deutsche Geschichtschreibung nahm in den Werken dieser drei Männer, wie sie 1810 und 1811 erschienen, ihren Anfang. Für Schlosser selbst schien erst die Hälfte seines Werkes vollbracht; noch blieb ein ungeheurer Raum für den zu durchlaufen, welcher die Universalgeschichte des menschlichen Geschlechts aus den Quellen darstellen wollte. Aber in der Arbeit selber war der universalhistorische Gesichtspunkt über die bloße Stoffsammlung Herr geworden. Diesen nahm er aus seinem gewaltigen Plane mit herüber, als er nunmehr, in der Reife des Lebens, die beiden Werke entwarf, auf denen seine Bedeutung beruht. Die Universalhistorik ist durch ihn begründet, nicht insofern er nur das ganze Gebiet der Geschichte umfaßte, behandelte oder doch zu behandeln vermochte; vielmehr sofern er zuerst große geschichtliche Arbeiten auf dem Grunde einer durchgebildeten universalhistorischen Ansicht von der Geschichte und Cultur des Menschen entwarf.

Von 1826 bis 1834 beschäftigte ihn die alte Geschichte, deren Keim im ersten Bande seiner Weltgeschichte lag. Der Schwerpunkt derselben lag ihm in der Geschichte Roms. Denn das morgenländische Alterthum ist mit einer schon für jene

Zeiten ſchwer verzeihlichen Flüchtigkeit gearbeitet. Auch die griechiſche Geſchichte behandelt er erſt genauer ſeit dem Aufblühen der beiden rivaliſirenden Staaten Athen und Sparta. Dann über die älteſte Zeit der Geſchichte Roms eilt er auch

Friedrich Chriſtoph Schloſſer.

noch flüchtig hinweg; er ſetzt Niebuhr voraus. Es lag in der Natur ſeines hiſtoriſchen Denkens, daß die dunkeln Anfänge ihn nirgend reizten, daß dagegen mit der Maſſe des Stoffes ſeine bewältigende Kraft wuchs. Demgemäß fand er in dem ſpäteren Griechenland und beſonders in Rom die Breite des Stoffes, deren ſeine Manier bedurfte. Hier bleibt ſeine Darſtellung auch heute neben den Werken von weit ſtrengerer Kritik von großem hiſtoriſchen Werth. Der Gedanke der Culturgeſchichte war lange da, aber mit dieſem Werk ward er erſt Wirklichkeit. Abſchnitte wie der über das perikleiſche Zeitalter, über die römiſche Ariſtokratie in ihrer Blüthezeit, über das Zeitalter Cicero's, über die römiſche Cultur als Grundlage und als Uebergang zur mittelalterlichen, bewahren ihren Werth und Reiz für Jeden, der über Geſchichte denken will, nicht ſie als ſpannenden Roman leſen. Bedeutende Analogien, welche z. B. die künſtliche griechiſche Bildung Roms mit der franzöſiſchen in England und Deutſchland, die Revolutionen Roms und Englands dicht aneinander rücken, erhellen durch ihr plötzliches Licht dieſe Geſchichte. Ueberall fühlt man

sich hineingeführt in das große Studium der bewegenden Ursachen, welche die Staaten und ihre Cultur wachsen und dann wieder verfallen ließen.

Aber schon bevor dies Werk begonnen ward, lag ein Entwurf des zweiten vor, welchem er erst seinen Ruhm und seine Popularität verdanken sollte. Das war seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Man kann sagen, daß es der Ertrag seines ganzen langen arbeitsvollen Lebens war. Seitdem er in Othmarschen das Studium der Philosophen der Aufklärung begonnen hatte, waren die Schriftsteller dieses Jahrhunderts, die Engländer wie die Franzosen und Deutschen, nicht von seinem Arbeitstische gekommen. Er hatte sie nicht gelesen, um über sie zu schreiben; vielmehr er schrieb über sie, nachdem sie lange Zeit um seiner persönlichen Bildung willen ihn beschäftigt hatten. Er hatte dann den Zusammensturz des politischen Aufbaues, welchen das achtzehnte Jahrhundert hinterlassen hatte, mit Augen gesehen; wie eine Sühne für die großen Sünden dieses Jahrhunderts war sie ihm erschienen. Diese historischen Sünden waren die Begründung von Staaten auf Militärmacht, die in der polnischen Theilung gipfelnde absolutistische Politik, die Untergrabung der Sittlichkeit durch die Corruption der Höfe, der Religion durch die Frivolität der vornehmen Gesellschaft, des alten englischen Staatslebens durch die Eroberung von Indien und das unaufhaltsame Eindringen der Geldherrschaft. Dem gegenüber erblickte er in den europäischen Schicksalen von 1789 bis 1815 die ungeheure Katastrophe, in welcher alle die haltlosen Zustände zusammenbrachen, ein Urtheil der göttlichen Weltordnung über dieselben. Er hatte endlich Anfänge gesehen, welche eine Erneuerung der Staaten auf dem Grunde der wahren Gedanken des achtzehnten Jahrhunderts versprachen. Und so bestimmten ihn die Schicksale seines Lebens selber, es bestimmten ihn der Gang seiner Studien selber zum Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts.

Wir verdanken den ersten Entwurf dieses berühmten Buches dem Einfluß Alexander von Humboldt's. Das Interesse, welches dieser vielseitige und großartige Kopf den ersten Bogen des Entwurfs entgegenbrachte, bestimmte Schlosser zu größerer Ausführlichkeit und tieferem Eindringen. So entstand eine Darstellung in zwei Bänden. Erst 1836, nach Beendigung seines großen Werkes über die alte Geschichte, begann er die zweite Bearbeitung derselben, welche sich zu der vielbändigen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts gestaltete. Und in welchen Zeiten unternahm er dies! Der politische Geist der Nation war in voller Gährung und Bewegung; alles drängte dahin, sich historisch zu orientiren; für den Geschichtschreiber aber schien nunmehr möglich, auf das politische Gewissen einer leidenschaftlich bewegten Bevölkerung zu wirken. Er konnte Pädagog in jenem großen Sinne werden, welcher ihm von seinen Jugendzeiten ab vor seiner Seele stand. Sechzig Jahre war er inzwischen alt geworden, und zwölf neue sollte er an die Vollendung seines Werkes setzen. Eine Reihe von Auflagen, ein, zumal in Süddeutschland, ungemein populärer Name, ein außerordentlicher Einfluß auf die Erziehung des Mittelstandes zur politischen Thätigkeit waren der Lohn dieses Werkes, in welchem er erst die Frucht eines langen arbeitsvollen Lebens brach.

Seine Bedeutung für diese politische Erziehung der Nation ist sehr entgegengesetzt beurtheilt worden. Die für die historische Wissenschaft wird in zwei wichtigen Punkten nie geleugnet werden dürfen.

Er hat zuerst aus dem Gesichtspunkt der Cultur des Menschen überhaupt Geschichte behandelt. Was bei Schriftstellern wie Voltaire genialer Entwurf war, erschien bei ihm in einer gründlichen Ausführung, welche sehr wenig von den Ideen jener Entwürfe stehen ließ. In diesem Zusammenhang hat er zuerst die Geschichte der Literatur von gründlichen Gesichtspunkten aus behandelt. Insbesondere die Beziehung derselben zu der Gesellschaft ist von ihm in einer unübertrefflichen Weise erkannt worden. Demgemäß sind die literar-historischen Abschnitte in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts noch heute das Gründlichste, was wir über den Gang dieser Weltliteratur besitzen. Ich glaube nicht, daß je wieder ein Zweiter sie so beherrschen wird, wie es Schlosser that. Für die deutsche Literatur ist Gervinus seinen Anregungen gefolgt. Man thut dem genialen Schüler nicht Unrecht, wenn man

sagt, daß die Methode seines umfassenden Werkes auf diesen literar-historischen Abschnitten des Schlosser'schen Werkes beruht.

Schlosser war bereits einem Rufe nach Heidelberg gefolgt, als er diese Werke begann. Seine Wirksamkeit an der dortigen Universität ist noch im Gedächtniß der Zeitgenossen. Ebenso bekannt ist, daß er die letzten Jahre seines langen Lebens zu Karlsruhe zubrachte, nicht nur von Amtsgeschäften befreit, sondern auch in seinen Studien jenem Kreis ewiger Interessen zugewandt, von denen er in seiner Jugend ausgegangen war. Damals entstand seine Schrift über Dante, den Schriftsteller, den er wohl am meisten liebte und dem er auch, nach dem Urtheil von Gervinus, in der Grundstimmung seines Geistes sehr ähnlich war. Als er vor einigen Jahren starb, an der Grenze der dem Menschen zugemessenen Lebensdauer, zuletzt in's Zimmer gebannt, ja von seinem Gedächtnisse verlassen, riß sein Tod keine Lücke in den Gang unserer historischen Literatur. Sie hatte neue Bahnen eingeschlagen.

Er selber aber hatte vollauf und, wenn der Ausdruck erlaubt ist, bis zu dem letzten Worte das ausgesprochen, was er gedacht hat: ein Glück, das nur wenigen bedeutenden Menschen widerfahren ist.

Platon's Gastmahl.

Von

Moriz Carriere.

Das Griechenthum stellt das Naturideal der Menschheit dar; das Ideal des Gemüths erschien in der christlich-germanischen Welt, wir hoffen auf ein Reich des Geistes, in welchem unser Geschlecht sich vollenden soll. So steht denn auch die Geschichte der griechischen Kunst und Wissenschaft wie ein Naturorganismus vor uns, an welchem wir die Normen der Entwicklung unmittelbar anschauen können. Wie der Mensch die Bilder der Dinge in sich aufnimmt, ehe er seiner selbst bewußt wird, so beginnt die Poesie mit einer Spiegelung der Außenwelt und der Thaten der volksführenden Helden im Homerischen Epos der Jonier; und wie dann im politischen Parteikampf selbständige Individualitäten hervortreten, so wird die Lyrik zum Ausdruck der Persönlichkeit des Dichters, seines Strebens und Fühlens. Nun erfährt Hellas in den Perserkriegen den Sturz des Uebermuths, den Sieg besonnener Thatkraft im Einklang mit der sittlichen Weltordnung, es erfährt im peloponnesischen Krieg den tragischen Kampf von Athen und Sparta, von Principien und Unterschieden, die sich einträchtig vertragen sollten zu lebendiger Harmonie, und sofort wird das Drama in der Verschmelzung epischer und lyrischer Elemente zum künstlerischen Abbild dieser Zustände der Wirklichkeit. Ebenso beginnt die Philosophie bei den beweglichen Joniern mit der Auffassung der Natur, sucht im Elemente des Wassers, der Luft oder des Feuers den Grund aller Dinge und ihrer Mannigfaltigkeit, und sieht das Leben im rastlosen Flusse des Werdens, während bei den auf's Beharrliche gerichteten Doriern in Großgriechenland das, was niemals entsteht und vergeht, das immerdar Seiende und in sich Eine für das allein wahre und wirkliche Wesen erklärt wird, das zu finden das Denken sich in sich selbst vertiefen muß. In Athen aber thut Anaxagoras den Ausspruch, daß nicht bloß im Menschen, sondern auch in der Welt der Geist das Herrschende und Ordnende sei, und wenn Protagoras den Menschen das Maß aller Dinge nennt, so erläutert dies Sokrates dahin, daß es nicht in den willkürlichen Begierden und zufälligen Meinungen der Einzelnen, sondern in der Allen gemeinsamen Vernunft und in dem Gewissen bestehe. Das Wort des Delphischen Gottes: Erkenne Dich selbst! macht Sokrates zu seiner Lebensaufgabe, und weiß, daß in dem Bewußtsein, mit welchem wir handeln, der Werth unsrer Handlungen liegt; er lehrt, daß das Gute auch das Vernünftige sei und daß die Vernunft als die höchste Güte, als das Göttliche in Allem und über Allem walte. Sein größter Schüler, Platon, war der fortbildende Vollender dieser Einsicht.

Platon ist Denker und Künstler zugleich, und das ästhetische Gepräge, das seine Werke hierdurch erhalten, ist das eigenthümlich Hellenische in ihnen; er kam von der Poesie zur Philosophie, und diese war und blieb ihm die höchste Musenkunst. Aber er versammelte nicht bloß die verschiedenen Strahlen der griechischen Gedankenbildung

in einen Brennpunkt, sondern in seinem Gemüthe klang auch das Tiefste und Beste wieder, was aus dem Orient namentlich in religiöser Beziehung herübergekommen, und in den Mysterien eine Stätte gefunden. Denn so wenig ich in der Kunst und Weisheit der Griechen nur die mitunter mißverstandene und zerrüttete Ueberlieferung eines vermeintlichen Urvolks oder der ägyptischen Priester sehen kann, so sehr betone ich den Weltverkehr des Alterthums auch in Formen und Ideen; aber jedes Volk hat seine Eigenthümlichkeit, die es zur gemeinsamen Culturarbeit heranbringt, und die Griechen haben die geistige Nahrung, die ihnen das Ausland bot, in das eigne Fleisch und Blut verwandelt. So auch Platon. Und dadurch, daß er Orientalisches und Hellenisches verschmolz, ging seine Weltanschauung auf höchst bedeutsame Weise der christlichen voran; schon die Kirchenväter gewahrten diese Verwandtschaft und verwertheten sie für die Pflege christlicher Wissenschaft. Wir spüren den Hauch des Platonischen Geistes bei großen Denkern, Dichtern und bildenden Künstlern bis in die Neuzeit; vornehmlich Michel Angelo, Schiller und Schelling sind von ihm angeweht.

Die Philosophie ist für Platon zuvörderst der Liebesaufschwung der Seele zu dem Ewigen und Unendlichen, ein Wohlgefallen am Schönen, das vom Sinnlichen und Besondern zum Geistigen und Idealen sich erhebt, ein Streben der Seele nach dem Unsterblichen, wie die Liebe zugleich Sehnsucht nach Gemeinsamkeit, nach der Lebensvollendung durch sie, und damit das Verlangen, im Schönen Schönes zu erzeugen. Dieser Begeisterung der Liebe gesellt sich die Dialektik. Das Wort kommt her von dem griechischen διαλέγεσθαι, sich unterreden. Indem Mehrere sich besprechen, fragen, antworten, widerlegen oder ergänzen, kommen die Gedanken in Fluß und wird eine und dieselbe Sache von verschiedenen Standpunkten aus nach ihren verschiedenen Seiten betrachtet. Was der Geist in erhöhter Stimmung geschaut hat, das soll nun mit besonnener Verstandesklarheit auch als das Rechte dadurch erwiesen werden, daß die Irrthümer und Vorurtheile aufgelöst und widerlegt, die Einseitigkeiten der Auffassungen entwickelt und die durch das Mannigfaltige sich hinziehenden Begriffe in ihrer lebendigen Fülle erkannt werden. Aus diesem innern Grunde ist die künstlerische Form Platon's der Dialog, seine schriftliche Darstellung ein Abbild des sokratischen Gesprächs; in Fragen und Antworten, in Einwürfen und deren Ueberwindung soll sich die Wahrheit vor dem Leser erzeugen, die Erkenntniß soll er durch eigne Mitarbeit gewinnen. Und wie Sokrates gelehrt, daß das Wahre zugleich das Gute sei, so ist für Platon die Idee des Guten das Ziel der Wissenschaft, das zu erreichen wir selber gut sein müssen. Der ganze Mensch soll sich zum Idealen wenden, die Philosophie erhebt ihn aus dem Meere der Sinnlichkeit, sie reinigt die Seele vom Erdenstaub, und befreit uns aus der Haft und dem Dunkel der Materie; sie läßt die Seele dem Aeußeren absterben, auf daß das Innere lebendig werde, den Tod tödten, um zur Gottähnlichkeit zu gelangen. Die Philosophie ist unsre Himmelfahrt zum wahren Tage des Ewigseienden. Ein größeres Gut hat Gott den Menschen nicht gegeben. Auf solchem Liebesaufschwunge der Begeisterung, gepaart mit der Schärfe der Dialektik und der sittlichen Läuterung des Gemüths beruht die erhabene Weihe des Platonischen Geistes.

Die Kunstform und der Bau der Dialogen ist ganz dramatisch. Sie werden auf ungezwungene Weise eingeleitet, und häufig wird eine anziehende Situation geschildert, die uns sogleich in die rechte Stimmung versetzt. Aus dem unmittelbaren Leben heraus entspinnt sich die denkende Betrachtung, und Platon besitzt gestaltende Kraft genug, um die Charaktere eines Sokrates, Parmenides, Gorgias, Alkibiades, Aristophanes dichterisch und treu zu zeichnen. Hauptsache aber bleibt die Gedankenentwicklung, und jedes Gespräch findet seine Einheit in einer Idee, welche das Ziel und der Zweck des Ganzen ist. Mit heitrer Ironie, ja mit Humor schwebt Platon über den Charakteren der Unterredner und über den einseitigen Richtungen oder Meinungen, die sie vertreten. Verschiedene Fäden werden angeknüpft, scheinbar entlegene Gedankenreihen werden verfolgt, aber sie gehen auf eine überraschende Weise zusammen. Häufig werden Mythen eingeflochten, aber nicht bekannte Sagen der Vorwelt, sondern poetische Dar-

stellungen, welche Platon selbst erfindet, um vorläufig in einem dichterischen Bilde zu veranschaulichen, was später seine verständige Begründung, seinen gedankenmäßigen Ausdruck finden soll, oder um dasjenige symbolisch anzudeuten, worüber wir wohl muthmaßen, was wir aber nicht in seiner Vernunftnothwendigkeit oder Wirklichkeit aufweisen können, wie z. B. die Processe der Schöpfung und Weltbildung oder die Unsterblichkeit, die wir glauben und hoffen, während das Wo und Wie des jenseitigen Lebens unsrer Ahnung überlassen bleibt. Wie die Doppelhandlung bei Shakspeare im Lear oder Kaufmann von Venedig ist dasjenige, was bei Platon hie und da wie ein selbständiger zweiter Theil oder ein Nebenwerk erscheint, doch von der Einheit des Grundgedankens verbunden und durchdrungen. So bildet die Schilderung vom Tode des Sokrates im Phädon nicht bloß den passenden Rahmen für die von ihm entwickelte Idee des ewigen Lebens, sondern zeigt auch zugleich thatsächlich die beseligende, trostverleihende, freudige Kraft seiner Ansichten. So entfalten die Liebesreden im Gastmahl zunächst den ganzen Reichthum von Vorstellungen, den Platon bei Dichtern und Denkern vorgefunden, und die Rede des Sokrates ist die Entwicklung und der Abschluß derselben; nun aber kommt Alkibiades und preist den Sokrates; das ist keine bloße Beigabe, sondern Alkibiades entwirft das Bild des wahrhaft Liebenden im Sinne Platon's, indem er den Weisen feiert und an seinem Beispiel die Wahrheit seiner Lehre veranschaulicht.

Platon ist selbst im Werden begriffen, er erringt allmälig seine eigne Philosophie in der Klärung und Prüfung seiner Ideen; darum sind die jugendlicheren Dialogen, Protagoras, Gorgias, Theätet, Parmenides, Sophist, Philebus mehr untersuchender, zur Wahrheit aufstrebender Art, und tragen nicht bloß am deutlichsten den Stempel dichterischer Kunst, sondern zeigen auch, wie seine Dialektik vornehmlich darin ihre Stärke hat, aus einseitigen und ungenügenden Annahmen der Vorgänger durch Widerlegung und Fortentwicklung die volle Wahrheit hervorzubilden; und wenn er da manchmal das letzte Wort der von ihm angeregten und geleiteten Productivität des Lesers überläßt, so steht die Idee doch unausgesprochen im Hintergrunde, und alle Linien der Betrachtung sind auf sie, die nothwendige Lösung der Schwierigkeiten und Zweifel, gerichtet. Im gereiften Alter gibt Platon dann, was bereits fertig geworden, das Dialogische sinkt zur äußerlichen Form herab und weicht dem zusammenhängenden Vortrag; so vornehmlich im Timäos, welcher die Natur und ihre Ordnung, in der Republik und den Gesetzen, welche die sittlichen Normen der Menschheit im Einzelnen und Ganzen darlegen.

„Alles fließt, und wir können nicht zum zweiten Mal in demselben Flusse baden, weil er dann andre Wellen führt und wir selber anders geworden sind;" diese Anschauung hatte Heraklit von Ephesos ausgesprochen und darauf den Satz gegründet, daß das Sein ein immerwährendes Werden, das Leben ein rastloser Wechsel des Stoffes in mannigfaltiger Gestaltung sei. Platon sucht nach dem Dauernden in diesem Flusse der Dinge, in diesem Wechsel der Empfindungen; die Natur, das Sinnliche, sagt er, ist allerdings rastlos dem Entstehen und Vergehen dahingegeben; das wahrhaft Seiende und immerdar Bleibende aber ist das geistig Allgemeine, sind die Gesetze, die Begriffe, welche das Mannigfaltige und Veränderliche der Erscheinungen in sich befassen, sind die Ideen. Der Löwen zum Beispiel sind viele; sie werden geboren und sterben, wachsen und altern, aber das Löwenthum, ihr Gattungsbegriff ist das Unvergängliche; die Gattung besteht im Wechsel der Individuen, sie erhalten ihre bestimmte Wesenheit dadurch, daß die Materie in ihnen an der Form der Gattung Theil hat; dadurch unterscheiden sich die Löwen von den Pferden oder Tigern, in welchen ein anderer Gattungsbegriff zur Erscheinung kommt und wiederum das wahre und bleibende Wesen ist. Solche Allgemeinbegriffe nun nannte Platon Ideen. Sie sind nicht bloß unsre Vorstellung, sondern für sich seiend, wesenhaft und in den Dingen verwirklicht; sie sind die Gedanken der göttlichen Vernunft, und damit die Ur- und Musterbilder der Dinge, das Eine und Beharrliche in der Vielheit und in den Veränderungen der Erscheinungswelt. Der Begriff des Menschen ist in der ewigen Vernunft begründet; wir sind dadurch Menschen und unterscheiden uns von Pflan-

zen und Thieren, daß wir an ihm Theil haben. Er ist das eine und gemeinsame Wesen in uns Allen, wir sind seine mannigfaltigen Erscheinungen. Die Idee des Menschen, wie der göttliche Geist sie denkt, ist das Urbild, dem wir nachzustreben haben, dessen Abbilder wir sind, um so vollendeter, je klarer und voller wir diese Idee in uns darstellen. Die höchste Idee, welche alle andern in sich begreift, ist die des Guten, und sie damit das Göttliche, Ewige, das wahre Sein. Daß das wahre Sein nicht entstehen und vergehen könne und ein einiges sein müsse, hatten die Philosophen von Elea, vornehmlich Parmenides, erkannt; sie hatten es das Denken genannt, aber es war ihnen leer und starr geblieben, indem sie allen Unterschied, alle Fülle und Bewegung von dem Einen Ewigen ausschlossen und für bloßen Schein erklärten; Platon sah ein, daß auf diese Art auch kein Erkennen und Erkanntwerden sei, daß das Göttliche damit ohne Leben, Seele und Vernunft bleibe. Darum erfaßte er das ewig Eine als das sich selbst Bestimmende; seine Selbstbestimmungen, seine Gedanken sind die Ideen, die allgemeinen Begriffe, welche allem Besonderen zu Grunde liegen, die bleibenden Formen, welche in allem Wechsel der Materie zur Erscheinung kommen; jede Idee ist etwas Einiges für sich und zugleich unterschieden von allen andern Ideen, die das sind, was jene nicht ist. Die höchste Idee ist Ursache und Zweck alles Seins und Denkens; es wäre widersinnig, sie des Wissens, des Selbstbewußtseins zu berauben; die Ordnung und Zweckmäßigkeit der Welt weist darauf hin, daß nicht ein blindes Ungefähr, sondern eine bewundernswürdige Vernunft Alles begründet und beherrscht. So ist das eine ewige Sein die göttliche Vernunft, die Idee des Guten; sie offenbart sich in der Vielheit der Ideen, und die Ideen spiegeln und bilden sich ab in den irdischen Dingen; oder: Gott schafft und formt die Welt, weil er, der Vollkommne, nicht neidisch ist, sondern allmittheilsame Güte; er schafft und formt die Welt, hinschauend auf die Idee des Guten, sein eigenes ewiges Wesen, dessen Abbild die Welt im Flusse der zeitlichen Entwicklung ist.

Platon also hat es ausgesprochen, daß das wahre Sein in ihm selber Bewegung, Leben, Seele und Geist sei; er hat zwar noch nicht nachgewiesen, wie die Idee des Guten sich zum Systeme der Ideenwelt entfaltet, aber er hat doch gewollt, daß das geistige wie das natürliche Universum ein vielgliedriger und in sich einiger Organismus sei. Das Vernünftige und das Sittliche sind ihm eins; denn Sittlichkeit ist nicht ohne Selbstbewußtsein, und das Vernunftgemäße ist das Gute. Das Gute, das Ideale ist nicht die Blüthe des Materiellen, sondern selbst das Unbedingte, der Grund und Zweck aller Realität; die Natur ist um des Geistes willen, und damit ist der Geist in sein Recht eingesetzt. Das Göttliche ist das Heilige, das sittliche Vorbild des Menschen. Platon eifert gegen die Mythen, gegen die Dichter, die den Göttern menschliche Leidenschaften und Schwächen andichten und sie in das sinnlich Irdische herabziehen; seine Philosophie hat in der Zeit, in welcher der griechische Volksglaube in Verfall und Auflösung gerieth, eine höhere Form der Religion vorbereitet, und die christlichen Kirchenväter haben ihr diese prophetische Mission auch zuerkannt.

Weil unser Geist göttlicher Abkunft ist, erhebt er sich über das Sinnliche und Besondere, und erkennt im einzelnen schönen Gegenstande die Schönheit, in der gerechten That die Gerechtigkeit an sich, in dem Individuum die Gattung, der es angehört. Dies, daß die Seele die ideale Wahrheit nicht von Außen empfängt, sondern in sich trägt und aus sich selber hervorbildet, bezeichnet Platon als Wiedererinnerung; das Innewerden dessen, was ursprünglich der Seele eigen ist, schildert er so, daß sie, wenn sie einen die Idee nachbildenden Gegenstand erblickt, dadurch an die Idee selbst erinnert werde, die sie in ihrer ursprünglichen Gemeinschaft mit Gott geschaut. Aus dieser ist sie in die Sinnenwelt herabgesunken und soll sich wieder zur Ideenwelt aufschwingen. Beseligt vom Anschauen der Ideen sah Platon das Vollendete in ihnen; die weltlichen Dinge sollten nun nur Schattenbilder, nur Trübungen des reinen Lichtes der Ideen sein; und diese selbst finden bei ihm durch die Fülle der Individualisirung keine sich steigernde Selbstentwicklung, keine Bereicherung. Sie ermangeln der Thätigkeit. Das Wahre bedarf der Erscheinung nicht; aber wofür ist da die Erscheinung? Nur das,

ſagen wir, iſt echtes Weſen, was ſich lebendig erweiſt, nur das iſt wahres Leben, was eine ideale Weſenheit verwirklicht. Nach Platon aber bricht ſich der reine Lichtſtrahl der Ideen in der Unbegrenztheit des Raumes und im Fluſſe der Zeit zu mannigfaltigen Farben, und die Erſcheinungswelt entſteht, indem die dunkle formloſe Materie, die an ſich gar nichts iſt, ſondern nur die Möglichkeit darſtellt, durch Aufnahme der Formen etwas zu werden, indem die Materie alſo die Bilder der Ideen in ſich empfängt, an ihnen Theil gewinnt und dadurch erſt etwas wird, daß ſie ſich zu einem Abbilde der ewigen Weſenheiten geſtaltet, oder die göttlichen Gedanken in ſich darſtellt. Gott iſt das Maß aller Dinge. Er bringt durch Zahl und Maß Ordnung und Beſtimmtheit in das Dunkel und die fluthende Bewegung der Materie; die formloſe Maſſe wird den mathemathiſchen Verhältniſſen eingefügt, dadurch entſtehen die himmliſchen Sphären und ſcheiden ſich die irdiſchen Elemente. Das Univerſum wird dann durch die Schöpfung beſeelter Weſen belebt. Erfüllt von der Herrlichkeit der Welt, welche die ewigen Gedanken Gottes zur Erſcheinung bringt, ſagt dann auch Platon in echt helleniſcher Weiſe: Indem dieſes Weltganze ſterbliche und unſterbliche Bewohner erhielt, wurde es zu einem ſichtbar das Sichtbare umfaſſenden Beſeelten, ein ſinnlich wahrnehmbares Göttliches, einzig in ſeiner Art, das Abbild des der Vernunft zugänglichen Gottes, der Eingeborne, groß, ſchön, vollkommen, nimmer alternd noch vergehend, ſich ſelbſt genügend und ſelig.

In wechſelnden Bildern und mythiſchen Erzählungen lehrt Platon in Bezug auf die menſchliche Seele, daß ſie ewiger Art und aus der Idealwelt in die irdiſche herabgekommen ſei, um nach dem Tode gerichtet, wieder erhöht, oder von Neuem der Sinnlichkeit dahingegeben zu werden, bis ſie von dieſer ſich innerlich frei macht und in den Himmel zurückkehrt. Dreifach iſt der Menſch geſtaltet; Sinnlichkeit, Muth oder Gemüth, und Geiſt ſind die Stufen des in ihm vereinten Lebens. Die Vernunft wohnt im Kopfe, der Muth in der Bruſt, der Bauch iſt der Sitz der ſinnlichen Begierde. Durch die Kraft des Muthes herrſcht die Vernunft über die Sinnlichkeit. Aber der Menſch kann weder leiblich noch geiſtig ſein Leben für ſich allein genießen, ſondern nur in der Gemeinſchaft ſeine Beſtimmung erreichen. Die Menſchheit wie der Staat ſind ein Menſch im Großen. Mit plaſtiſcher Anſchaulichkeit ſagt Platon von den Völkern der damaligen Geſchichte, daß die Einen, wie die handeltreibenden und gewerbfleißigen Phönikier, vornehmlich für die irdiſchen Bedürfniſſe ſorgen und dem Bauche, den ſinnlichen Genüſſen, dienen, die Andern, wie die nordiſchen Thrakier, hauptſächlich durch Muth und Thatkraft hervorragen und wirken, den Hellenen aber die Vernunfteinſicht eigne. Wie den leiblichen Organismus in Bauch, Bruſt und Kopf, ſo gliedert er den Staat in die Stände der Handarbeiter, der Gewerbtreibenden, dann der muthigen Vollſtrecker und Wächter ſeiner Ordnung, endlich der weiſen Regenten, der Geſetzgeber und Erzieher des Volks. Der Staat ſoll die Verwirklichung der Gerechtigkeit ſein, welche die drei Tugenden der Weisheit, der Tapferkeit und der Mäßigung harmoniſch in ſich begreift. Die Weisheit findet in den Regenten, die Tapferkeit in den Vertheidigern und Hütern der öffentlichen Ordnung, die Mäßigung in den Gewerbtreibenden ihre Träger. Die Weiſen müſſen herrſchen oder die Herrſcher weiſe ſein, ſonſt iſt kein Heil zu hoffen. Der Staat ſelber iſt ein Kunſtwerk der Sittlichkeit; was ihr nicht frommt unter den Künſten, das wird aus dem Staate verbannt. Alles Individuelle ſoll dem Ganzen dienen, die Idee des Ganzen verwirklichen helfen. Die Platoniſche Republik iſt einerſeits das folgerichtig durchgeführte Ideal des Hellenenthums, welchem der Menſch im Bürger aufgeht, der Bürger nicht ſich ſelbſt, ſondern der Gemeinde lebt, und in ihrer Wohlordnung ſein Glück und ſeine Freiheit hat; auch Eigenthum und Erziehung ſind öffentlich und gemeinſam, und ſelbſt die Ehe und Familie wird dem Staate geopfert, nach ſeinem Zwecke wird der Verkehr der Männer und Frauen beſtimmt, für ſeine Zwecke werden die Kinder unterrichtet und nach Maßgabe ihrer Bildung einem oder dem andern Stande eingefügt. Andererſeits wird durch die Aufhebung des Privatbeſitzes und durch die Fürſorge des Ganzen für alles Einzelne die Platoniſche Republik das erſte ſocialiſtiſche Buch, das erſte Werk, das auf phantaſievolle Weiſe das Bild eines Zu-

standes entwirft, in welchem der Noth der Menschen abgeholfen und die Gesellschaft durch Einsicht und sittliche Gesinnung zur Gemeinsamkeit des Wohlstandes, der Freiheit und Bildung kommen solle. Das Ziel bleibt bestehen, aber nicht durch Beeinträchtigung des individuellen Lebens, sondern durch seine Pflege wird es erreicht werden. Das Germanenthum macht die freie Persönlichkeit zum Ausgangspunkt und Zweck des Staats; Christus sagt: Das Gesetz ist um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Gesetzes willen. Die individuelle Selbstbestimmung und Freiheit, der Privatbesitz als das Organ des eignen Willens, die persönliche Liebe und die auf sie gegründete einige dauernde Ehe und Familie sind Lebensgüter edler Art; sie sollen nicht einem fraglichen Gemeinwohl geopfert werden, Wohl und Weh wird nur in der Seele der Einzelnen empfunden; aber es gilt eine allgemeine Ordnung der Dinge zu schaffen und die Liebe also walten und sorgen zu lassen, daß es Jedem möglich werde, jene Güter zu erlangen, mit Menschen ein Mensch zu sein.

Wenden wir uns nun zum Gastmahl. Der Dichter Agathon hat in der Tragödie den Preis gewonnen; seine Freunde feiern das Siegesfest; sie haben am ersten Tage dem Wein tüchtig zugesprochen, jetzt am zweiten soll Jeder nach Belieben trinken, während sie rechts herum den Eros, die Liebe, mit Reden preisen wollen. So versetzt uns Platon in eine anziehende Situation, und entfaltet sein dramatisches Talent, die einzelnen Charaktere durch ihre Reden zu zeichnen und uns Schritt vor Schritt immer tiefer in das Heiligthum der Weisheit einzuführen, bis endlich Sokrates das Wort ergreift und die tiefsten und herrlichsten Gedanken Platon's selber vorträgt.

Der jugendliche Phädrus beginnt. Er schließt an die Mythologie und die Dichter sich an und vertritt damit die erste Stufe in der Geschichte des Geistes, die religiös-poetische Cultur. Er führt aus, wie unter den Göttern Eros der älteste und herrlichste sei, und der hilfreichste für die Menschen zum Besitz der Tugend und Glückseligkeit im Leben und im Tode. Hesiodos und Parmenides haben die Macht der Liebe, die weltbildende, an die Spitze der Weltentwicklung gestellt. Die Scham vor dem Schändlichen, das Streben nach dem Edlen ist am stärksten, wenn die gegenwärtig sind, welche wir lieben; die Liebe verleiht den Muth, der den Tod überwindet, wenn Alkestis für den Gatten in die Unterwelt geht, wenn Achilles, den Patroklus zu rächen, gegen Hektor kämpft, obwohl er weiß, daß er bald nach demselben sterben werde. Dafür ward ihnen Ruhm und seliges Leben zu Theil.

Die zweite mitgetheilte Rede, die des Pausanias, bezeichnet die Stufe erwachenden Verstandes, der zwischen Sinnlichkeit und Geist, zwischen Recht und Unrecht unterscheidet, und damit einen zwiefachen Eros annimmt, wie es eine zwiefache Aphrodite gibt, die Göttin der himmlischen und der gemeinen Liebe. Die gemeine Liebe richtet sich auf den Leib und auf den vorübergehenden Sinnengenuß, die edle aber auf die Seele und die dauernde Beseligung. Nicht jeder Eros ist preiswerth, sondern nur derjenige, welcher uns anweist, schön zu lieben. Schändlich ist es, einem Schlechten und auf schlechte Art gefällig zu sein, sich hinzugeben; schön aber, einem Guten und auf edle Art. Mit der entfliehenden Blüthe des Leibes, den er liebt, verschwindet auch der gemeine Liebhaber und flattert davon, viele Versprechungen zu Schanden machend. Der Liebhaber eines Gemüthes aber, welches gut ist, bleibt zeitlebens, denn mit dem Bleibenden hat er sich verschmolzen. Der himmlische Eros ist es, der die Liebenden wie die Geliebten zur Tugend antreibt, weil er auf das Gute gerichtet ist, und darum dem Einzelnen wie dem Staate Heil bringt.

Eryximachos, der Arzt, folgt als Sprecher der Naturphilosophie; er überträgt auf das All, was der Vorgänger von den Menschen gesagt: Auch in der Natur gibt es gute und schlechte Verbindungen ihrer Stoffe und Kräfte; aus den ersten folgt die Gesundheit des Menschen wie die gedeihliche Witterung und die Fruchtbarkeit der Erde; aus den andern Krankheit, Unwetter, Mißwachs. Die Heilkunde ist auch eine Liebeskunst, die Erkenntniß dessen, was sich anzieht und abstößt, das Einführen des Gehörigen, das Entfernen des Schädlichen aus dem Organismus. Die Musik ist die Liebeskunst im Reich der Töne, indem sie die zusammenfügt, welche harmonisch mit

einander verschmelzen. Und die Priester, die durch Opfer und Wahrsagung die Gemeinschaft der Götter und Menschen erhalten, sie trachten beide in die Beziehung der rechten Liebe zu bringen. Das Eine in sich selber unterschieden eint sich mit sich selbst, dies große Wort Heraklit's wird hier ausdrücklich erwähnt, die Liebe ist die Harmonie, die Einheit im Unterschiede, die Einigung, der das Mannigfaltige fähig ist, weil es einem gemeinsamen Lebensgrunde entspringt; ohne den Gegensatz keine Liebe, aber sie ist seine Versöhnung.

Nun kommt der geniale Komödiendichter Aristophanes an die Reihe. Er kleidet den Tiefsinn des Gedankens in das Gewand der Dichtung. Die Liebe ist der Zug und Trieb der Seele nach Lebensvollendung und dadurch erlangter Beseligung. Die Menschen, sagt Aristophanes, waren ursprünglich ganz, mit zwei Gesichtern, vier Armen und Beinen, hochsinnig und gewaltig, aber bald auch voll Uebermuths. Den gedachte Zeus zu dämpfen und sprach: Ich will sie Jeden in zwei Hälften zerschneiden, so werden sie schwächer sein; werden sie aber noch weiter freveln und nicht Ruhe halten, so will ich sie noch einmal mitten durch die Nase zerspalten und sie mögen dann auf einem Beine fortkommen wie die Kreisel. Dies gesagt, zertheilte er sie in zwei Hälften, wie man Früchte zerschneidet, Apollon heilte die Wunde, richtete die Glieder und zog die Haut zurecht, und nun sehnt sich jedes nach seiner andern Hälfte. Von daher ist die Liebe den Menschen angeboren, um die ursprüngliche Natur wieder herzustellen und zu heilen, aus Zweien Eins zu machen und glücklich zu werden. Jeder von uns ist also ein Stück von einem Menschen, und Jeder sucht nun seine andre Hälfte. Wenn aber Einer seine wahre eigne Hälfte antrifft, dann werden sie wunderbar entzückt zu herzlicher Einigung und Liebe, und wollen nimmer von einander lassen, und wenn Hephästos sie zusammenschmiedete und zusammenschmölze, daß aus Zweien Eins würden, und sie im Leben und Tod und im Jenseits vereinigt blieben, so wäre ihnen das höchste Heil widerfahren. Dies Verlangen, Eins zu werden mit dem Andern, dies Trachten nach dem Ganzen heißt Liebe.

Dieser launigfeinen Rede folgt eine gar blumenreiche von Agathon; sie gibt uns ein Bild der zierlichen Redekunst, wie sie von den Sophisten gelehrt ward. Sie preist den Eros als den jüngsten, den ewig jungen Gott, der darum der Jugend hold ist; als den schönsten und tapfersten zugleich, da er auch den Kriegsgott bezwingt; als den Meister der Kunst, denn Jeder wird ein Dichter und wäre er auch vordem den Musen fremd, wenn der Liebesgott ihn berührt. Der aber könnte die Poesie nicht lehren und verleihen, wenn er sie nicht selber besäße und verstünde. Und dann ergießt sich ein Strom volltöniger Worte, die oft reimend zusammenklingen und wie ein Rausch uns fortreißen, wenn es von Eros heißt, er sei Mildheit verleihend, Wildheit aber zerstreuend, Begründer des Wohlwollens, Verhinderer des Uebelwollens, günstig im Guten, im Wanken und Bangen, im Verlangen und in Gedanken der beste Lenker, Leiter, Retter, Rather, aller Anmuth und Behaglichkeit Vater, aller Götter und Menschen Zier, als Anführer der schönste und beste, welchem jeder Mann folgen muß, lobsingend auf's Herrlichste in den herrlichen Gesang miteinstimmend, welchen anstimmend er aller Götter und Menschen Sinn erweicht.

Der Zauber dieser Worte ruft ein lautes Beifalljauchzen hervor; nur Sokrates sagt, daß er fast zum Stein verstummt sei, wie er das Gorgische Haupt am Schlusse der Rede erblickt, ein Wortspiel auf die Gorgonen und den Sophisten Gorgias. Denn er habe in seiner Einfalt gedacht, man müsse die Wahrheit reden in jedem Stück von dem zu Preisenden, jetzt aber sehe er, man müsse der zu lobenden Sache nur recht viel Wohlklingendes beilegen, möge es sich nun so verhalten oder nicht. Und sogleich verwickelt er den Agathon in ein Gespräch, indem er sich stellt, als wolle er sich durch einige Fragen unterrichten. Man liebt doch wohl das, was man bedarf? fragt er. Man begehrt, was man nicht hat. Strebt die Liebe nach dem Schönen? — Gewiß. — Was aber nach der Schönheit strebt, sie also noch nicht besitzt, ist das schön? — Nicht füglich. — Und doch nanntest Du den Eros den schönsten der Götter. — Ich weiß Dir nicht zu widersprechen, Sokrates. — Der Wahrheit, lieber Agathon, vermagst Du nicht zu widersprechen; denn dem Sokrates zu wider-

sprechen, das ist gar nichts Schweres. Und nun erzählt Sokrates ein Gespräch über die Liebe, das er mit einer weisen Mantineerin, Diotima, geführt, die ihn auf den rechten Weg gewiesen habe. Die Liebe als das Verlangen und Streben nach dem Guten und Schönen, lehrt Diotima, ist dessen noch nicht theilhaftig, sonst würde sie es nicht erst begehren; darum nennen wir den Eros auch keinen Gott, sondern er gehört zu den Mächten, welche Götter und Menschen mit einander vermitteln, Unsterbliches und Sterbliches verbinden. Solche Mächte nennen wir Dämonen; sie überbringen den Göttern die Opfer und Gebete der Menschen, den Menschen die Gebote und Gewährungen der Götter; die Liebe ist das Band, das das Himmlische und Irdische zu einem Ganzen verknüpft. Dies veranschaulicht zunächst ein Platonischer Mythus. Als Aphrodite geboren war, schmausten die Götter und unter ihnen auch Poros, der Reichthum oder Ueberfluß, der Weisheit Sohn. Da kam Penia, die Armuth, und stand, eine Gabe heischend, an der Thür. Der Reichthum aber ging nektarberauscht in den Garten des Zeus und entschlummerte. Da ruhte die Armuth neben ihm und empfing den Eros, die Liebe. Und weil er am Geburtsfest der Schönheitsgöttin empfangen und ein Freund des Schönen ist, darum befindet sich Eros im Gefolge Aphrodite's. Als Sohn seiner Mutter, der Armuth, ist er selber arm und immer der Dürftigkeit Genosse, der unbedeckt vor den Thüren schläft. Aber er stellt dem Guten und Schönen nach, und ist vom Vater her keck und rüstig, ein gewaltiger Jäger, sinnreich, sein ganzes Leben lang philosophirend, ein arger Zauberer und Ränkeschmied, weder wie ein Unsterblicher geartet, noch wie ein Sterblicher, bald an demselben Tage blühend und gedeihend, wenn es ihm gut geht, bald auch welkend und hinsterbend, doch immer wieder auflebend nach des Vaters Natur. Die Liebe, können wir sagen, ist ein Sehnen und Verlangen und zugleich ein Haben und Genügen, der Wunsch des Bedürfens und die Wonne des Findens und Erlangens. Darum sagt Platon, Eros sei der Armuth und des Reichthums Kind, und stehe auch immer in der Mitte zwischen Unverstand und Weisheit, und darum philosophire er immer. Denn Philosophie ist das Streben nach Weisheit; kein Gott strebt, weise zu werden, weil er bereits im Besitze der Weisheit ist; ebenso wenig philosophirt der Unverständige, denn ihm fehlt der Drang nach Wahrheit, und das ist eben das Arge am Unverstande, daß er, ohne schön, gut und vernünftig zu sein, doch sich selber genug zu sein dünkt. Die Weisheit gehört zu dem Schönsten, und Eros ist Liebe zum Schönen, darum steht er philosophisch zwischen dem Weisen und Unverständigen mitten inne. Wer ihn für einen Gott hält, der verwechselt das Ziel der Liebe mit der Liebe selbst; das Geliebte und Liebenswerthe ist das Schöne, Vollendete, Seligzupreisende; der Liebende aber strebt nach ihm um der Glückseligkeit willen. Die Liebe geht darauf, daß man selbst das Gute immer haben will. Darum trachtet sie nach der Unsterblichkeit. Das Sterbliche wird aber des Ewigen dadurch theilhaftig, daß es sich fortpflanzt, daß es sich selbst in einem Andern wieder erzeugt, in welchem es auch nach dem Tode fortlebt, und darum ist die Liebe das Verlangen der Seele, im Schönen Schönes zu erzeugen und dadurch geht sie auf die Unsterblichkeit. Darum lassen sogar die Thiere sich selbst vom Hunger quälen, um ihre Jungen zu ernähren, oder vertheidigen sie mit Gefahr des eigenen Lebens und sterben für sie, weil sie in ihnen fortdauern. Denn die sterbliche Natur sucht nach Vermögen immer zu sein und unsterblich; sie vermag es aber nur so, daß sie sich in einem Andern wiedererzeugt und das Junge statt des Alten bleibt. So ist auch der Einzelne derselbe und doch ein andrer als Kind, Mann und Greis, sowohl dem Leibe nach, wo die Stoffe immerdar wechseln, als dem Geiste nach, wo Vorstellungen und Gefühle entstehen und vergehen. So erhält sich die Gattung im Wechsel der Individuen, aber die Idee, der Gattungsbegriff, ist für Platon eben das wahre Sein, das sich in der Mannigfaltigkeit des Werdens und der Erscheinungen spiegelt. Die Menschen aber treibt die Ehrliebe, sich einen Namen bei der Nachwelt zu machen, und sie gehen in Gefahr und Tod für den Nachruhm und die Fortdauer der Tugend, denn sie lieben das Unsterbliche. Die einen nun wollen in ihren Kindern fortleben, die andern aber, die auch in der Seele Zeugungskraft haben, in ihren Werken, wie

Lykurg und Solon in ihren Gesetzen, die zum Heile der Hellenen gereichen. Denn was der Seele zu erzeugen ziemt, ist Weisheit und Tugend, deren Erzeuger auch alle Dichter und erfinderischen Künstler sind. Wer aber Weisheit, Besonnenheit, Gerechtigkeit in seinem Gemüth trägt von Jugend auf, der wird das Schöne suchen, um es zu befruchten mit den Gaben des Geistes. Darum erfreut er sich an schönen Leibern und schönen Seelen, vorzüglich aber wo Beides zusammentrifft, und unternimmt es, ihnen das Wahre und Edle einzupflanzen und in ihnen zu erziehen. Wer auf solche Weise liebt, der geht zuerst in der Jugend schönen Gestalten nach, dann hält er aber die Schönheit in den Seelen für weit herrlicher als die in den Leibern, und auf die hohe See der Schönheit sich begebend, sieht er sie in den Handlungen und Gesinnungen, in den Gedanken und Erkenntnissen, bis er endlich die rechte Weihe empfängt und Eines erblickt, ein wunderbar Schönes, das weder entsteht und vergeht, noch wächst und welkt, sondern an und für sich selbst ewig ist, und überall in Allem wiederstrahlt und erscheint, so daß die andern Dinge schön sind, insofern sie an ihm Theil haben. Stufenweise sollen wir also von schönen Gestalten zu schönen Sitten und Gedanken und von ihnen in der Vollendung der Liebeskunst zur Idee der Schönheit, zum Schönen selbst uns erheben, und an dieser Stelle des Lebens ist es dem Menschen erst lebenswerth, wo er das Schöne selbst anschaut, das er nicht vergleichen mag mit köstlichem Geräth oder Schmuck, noch mit holden Jünglingen oder Mädchen, noch verwechseln mag mit vergänglichem Flitterkram, denn es ist das Eine, Ewige, Göttliche, es ist eins mit dem Wahren und Guten, und wer es selbst berührt hat, nicht bloß seine Abbilder in der Erscheinungswelt, der wird auch nicht bloß Abbilder der Tugend, sondern die Tugend selbst erzeugen und auferziehen. Wer aber wahre Tugend erzeugt und aufzieht, dem gebührt von den Göttern geliebt zu werden und unsterblich zu sein.

So ist denn die Platonische Liebe der begeisterte Aufschwung der Seele zum Ideal, der philosophische Trieb nach dem Ewigen und Einen, durch dessen Gegenwart alles Besondere schön erscheint; die schönen Erscheinungen mahnen oder erinnern den Geist an das Eine, das ihrer Mannigfaltigkeit und ihrem Wechsel zu Grunde liegt, an das Urbild, dessen Abbilder sie sind, an das Göttliche; beim Anblick der irdischen Schönheit fühlt die Seele, wie ihr das Schwunggefieder sproßt und wächst, das sie wieder zu ihrer himmlischen Heimath emporträgt. Die Liebe, das Verlangen nach dem Guten und der Glückseligkeit, ist der Alles bewegende Trieb des unsterblichen Lebens; die Schönheit ist es, welche die ewige Sehnsucht der Menschenseele nach dem Göttlichen erweckt und befriedigt. Dem Sinnenmenschen ist schon der Anblick der Leibesschönheit und die Vereinigung mit ihr die höchste Lust, und er findet in seinen Kindern die Fortsetzung des eignen Daseins, eine irdische Unsterblichkeit; der geistige Mensch erfreut sich der schönen Seele, um in ihr und mit ihr hohe Gedanken, edle Gesinnungen und große Thaten zu erzeugen, und sich über das Vergängliche zum Idealen zu erheben, und der Philosoph ist der rechte Liebhaber, der selbst in der Anschauung des Wahren und Guten lebt und dies sein ewiges Theil auch andern Gemüthern mitzutheilen, sein eigenes geistiges Wesen in ihnen fortzupflanzen und sie mit sich zum Göttlichen emporzuführen strebt.

Und daß Sokrates dieser rechte Liebhaber, dieser echte Philosoph und Priester des Eros sei, das ist der Sinn der genialen Rede, die nun zum Schlusse der jugendliche Alkibiades hält, der, trunken von Wein, geschmückt mit Kränzen und geleitet von Flötenspielerinnen, spät zu dem Gastmahl kommt. In des Sokrates Nähe kann er Niemanden preisen, wie diesen selbst. Er vergleicht den körperlich häßlichen, geistig schönen Mann mit den Silenosmasken in den Werkstätten der Bildhauer, die nur das äußerliche und abnehmbare Gehäuse für Götterbilder seien. So ein Silen, wie der Flötenspieler Marsyas, sei Sokrates, und Alkibiades bekennt, ganz bezaubert zu sein von seinen Reden, daß ihm das Herz poche und die Thräne hervorbreche, wenn er ihn höre, und in Unruhe gerathe, weil er einsehe, daß er sich in einem knechtischen Zustande befinde, ein Sclave seiner Begierden sei, und die Angelegenheiten Athens leiten wolle, während er sich selber nicht beherrsche und die eigene Seele vernachlässige. Von

diesem Marsyas bekennt Alkibiades, oft so bewegt worden zu sein, daß er glaubte, es lohne sich nicht zu leben, wenn er so bliebe, wie er wäre und nicht nach Sokrates' Lehre lebte. Aeußerlich stelle der sich an, als ob er nichts wisse, inwendig aber, wenn man ihn aufthut, was meint ihr wohl, wie vieler Weisheit und Besonnenheit er voll ist? Golden und wunderherrlich sind die Götterbilder, die er in sich trägt. Nicht sinnliche Lust ist es, die ihn zu den schönen Gestalten der Jugend führt, sondern das Bestreben, ihre Seele zu veredeln und seine Weisheit und Tugend ihnen einzupflanzen. Das hat Alkibiades an sich selbst erfahren. Und er schildert nun den Sokrates, wie er ebenso tapfer im Krieg, ebenso abgehärtet gegen die Beschwerden des Lebens, wie froh unter den Fröhlichen sei, aber weder in der Schlacht noch beim Becher die Besonnenheit und Geistesklarheit verliere; er schildert ihn ergriffen von einem Gedanken, dem er nachsinnt, und stehen bleibt die ganze Nacht hindurch, bis er die aufgehende Sonne mit einem Dankgebet begrüßt. So sei Sokrates mit keinem andern Menschen zu vergleichen, ein wunderbares Original er selbst und seine Reden, die gleichfalls jenen Silenen ähnlich sind, scheinbar sich um das Alltägliche drehen und vom Gewöhnlichen ausgehen, um den tiefsten Sinn und höchsten Zweck des Lebens auszusprechen. Denn wenn einer des Sokrates Reden hören will, so werden sie ihm anfangs ganz lächerlich vorkommen, in solche Worte sind sie äußerlich eingehüllt, wie in das Fell eines Satyrs. Denn von Lasteseln spricht er, von Schmieden und Schustern und Gerbern, und scheint immer auf dieselbige Art nur dasselbige zu sagen, so daß jeder unerfahrene oder unverständige Mensch über seine Reden spotten muß. Wenn sie aber Einer geöffnet sieht und inwendig hineintritt, so findet er, daß sie Vernunft haben und ganz göttlich sind und die schönsten Götterbilder von Tugend in sich enthalten, und auf Alles abzwecken, was dem zu untersuchen gebührt, der gut und edel werden will.

Von nun an wird stark gebechert. Einige gehen nach Haus, Andre schlafen ein, aber Agathon, Aristophanes und Sokrates bleiben wach, trinken aus einem großen Pokal und führen Gespräche; Sokrates will Beide nöthigen, einzugestehen, es gehöre für einen und denselben, Tragödien und Komödien dichten zu können, und der kunstverständige Tragiker sei auch Komiker. Beide entschlummern, als der Tag anbricht, aber Sokrates nimmt ein Bad und geht in's Lyceum und hält sich dort den Tag über auf, um erst am Abend sich nach Hause und zur Ruhe zu begeben. Seine Forderung, daß der rechte Dramatiker in der Tragödie und in der Komödie groß sein soll, klingt uns wie eine Weissagung auf Shakespeare; und Sokrates in der unerschöpflichen Fülle und Frische seines Geistes zwischen dem Tragiker und Komiker wird uns zum Bilde des echten Humors, der ja auch das Rührende und Lächerliche, Erhabne und Niedrige in einander verwebt, und gleich ihm und seinen Reden uns durch barocke Formen und seltsamen Scherz verblüfft und ergötzt, während er uns durch Sinnigkeit und Tiefe des Gehalts ergreift und befriedigt.

Literarisches.

Geschichtsbilder aus dem deutschen Vaterlande. Unter Mitwirkung Verschiedener herausgegeben von Ferdinand Schmidt. Wallenstein, Gustav Adolf, der westphälische Frieden. Berlin, Verlag von M. Boettcher.

Populäre Darstellungen aus dem Bereiche des 30jährigen Krieges haben ihr Mißliches. Nicht bloß das Drama, auch die historische Arbeit Schiller's über den Gegenstand wird dergleichen Epigonenarbeiten immer eine bedenkliche Concurrenz machen. Beim besten Willen können wir auch über die drei vorliegenden Bändchen kein besonders günstiges Urtheil fällen. Sie berechnen sich wohl hauptsächlich auf jugendliche Leserkreise, indeß, wenn man sich des Wortes von Goethe erinnert, „das Beste ist grade gut genug für die Jugend," so dürfte die Berechnung eine falsche sein. Jedes Bändchen enthält eine abgeschlossene Erzählung, keineswegs aber abgeschlossen in der Weise, daß damit der Stoff erschöpft wäre, den der Titel nennt. „Wallenstein" z. B. behandelt nur die Episode der Belagerung von Stralsund, und zweifelsohne wäre diese Aufschrift die angemessenere gewesen. Daß der Friedländer im „Gustav Adolf" wieder seine Rolle spielt, ist selbstverständlich, und in dem Heft, das sich „der westphälische Frieden" nennt, wird die Ermordung des Herzogs, ganz nach Schiller und ohne Berücksichtigung der neuen

Forschungen von Hurter, erzählt. Der Anschluß an Schiller ist bei dieser Partie ein so intimer, daß ganze Wendungen, rhetorische Wendungen aus dem Drama wörtlich wiedergegeben werden. So sagt z. B. Wallenstein zu einem seiner Obersten: „In meiner eigenen Brust sind meines Schicksals Sterne.“ Eine gleichmäßige, kritische Behandlung der Materien vermissen wir durchweg; die Darstellung ist durchaus abhängig von der Quelle oder dem Hilfsmittel, das eben für den einzelnen Abschnitt benutzt wurde. Daß die auffallendsten Widersprüche bei einer solchen Methode mit unterlaufen müssen, liegt auf der Hand. Der Herzog Bernhard von Weimar wird so nach seinem Verhalten in der Schlacht bei Nördlingen als ein leidenschaftlicher, kopfloser Thor geschildert, und ein paar Blätter später, in dem Abschnitt „Bernhards Ausgang,“ wird er als einer der größten Helden aller Zeiten, als der klügste und vorsichtigste Feldherr gefeiert.

Bilder aus der Geschichte der Kirche in Deutschland. Seit ihrem Bestehen bis auf unsere Tage. Leipzig, J. A. Bergson-Sonenberg.

Der anonyme Verfasser dieser Blätter gibt sich als einen Mann von einem aufrichtigen und tiefen religiösen Bewußtsein, dagegen als einen erklärten Gegner jeder Entstellung und Ausartung des reinen Christenthums, wie solche Mängel, Mißbräuche und Schwächen in dem Kirchenregiment der verschiedenen Confessionen leider nicht hinweggeleugnet werden können. Mit großer Belesenheit hat der Verfasser Material für seine Zwecke zusammengetragen, theils Thatsachen aus der Geschichte, theils Citate aus Büchern, oder Aussprüche hervorragender Persönlichkeiten, theils Excerpte und Berichte aus den Tagesblättern. Seine Wahl ist nicht immer eine glückliche, und kann auch nach keiner Seite hin irgend auf Vollständigkeit Anspruch machen. Eine systematische und zusammenhängende Entwickelung eigener Gedanken wird nicht geboten; der Verfasser entlehnt größtentheils Fremdes, und in der Anordnung und Vertheilung dieses Stoffes läßt sich kaum eine andere Einheit, kein anderer Zusammenhang entdecken, als höchstens der Zusammenhang der chronologischen Zeitfolge. Begonnen wird ziemlich ab ovo, mit dem Cherusker Hermann. Die Aufschriften der einzelnen Capitel versprechen oft einen durchaus anderen Inhalt, als den wirklich gebotenen. Das siebente Capitel z. B. überschreibt sich vielverheißend: „Die Frau im Leben der Kirche.“ Und was wird in dem Abschnitt erzählt? Wenn wir von der Menge eben nicht zarter Anekdoten absehen, die hier aufgespeichert sind, kaum etwas Anderes, als daß die weiblichen Mitglieder des westphälischen Majoratsadels, namentlich des Münsterlandes, in früherer Zeit eine vortreffliche Versorgung in zahlreichen Stiftern fanden, eine Herrlichkeit, die mit dem Reichsdeputationsrecesse von Regensburg ihr Ende erreichte. In Summa, uns scheint, die Intentionen des Verfassers waren besser, als sein Buch ausgefallen ist.

Nach der Natur. Novellen von M. Hartmann. Drei Bände. Stuttgart, Emil Ebner.

Was die erzählenden Schriften Moriz Hartmann's besonders auszeichnet, ist der einfache natürliche Fluß des Vortrages. Es geschieht wohl, daß die Erfindung darin nicht besonders originell erscheint, aber immer hat man das Gefühl, in dem Erzähler einen Mann von philosophischem Geiste, großer Menschenkenntniß und gründlicher historischer Bildung vor sich zu haben, der in geschmackvoll abgerundetem Stile uns bald nach Norden, bald nach Süden, bald in große, bald in kleine Verhältnisse führt, überall zu Hause ist, die Menschen in ihren Eigenthümlichkeiten nach Local und socialer Stellung genau beobachtet hat und niemals dem Leser zumuthet, gewaltsamen Verwicklungen oder verzerrten Gestalten sein Interesse zuzuwenden. Auch die drei Bände neuerer Novellen, welche Hartmann unter dem Titel „Nach der Natur“ soeben hat erscheinen lassen, zeigen diese Vorzüge und empfehlen sich als ebenso unterhaltende wie den Geist bereichernde und das Gemüth veredelnde Gabe.

Neues vom Büchertisch.

Droysen, Joh. Gust., Geschichte der preußischen Politik. 3. Thl. Der Staat des großen Kurfürsten. 3. Abth. gr. 8. Leipzig, Veit & Co. 5 Thlr.

Feuchtersleben, Dr. Ernst Frhr. von, Zur Diätetik der Seele. 29. Aufl. 12. Wien 1866, Gerold's Sohn. cart. $^2/_3$ Thlr.

Feuchtersleben, Geist deutscher Classiker. Eine Blumenlese ihrer geistreichsten und gemüthvollsten Gedanken, Maximen und Aussprüche. 3. Auflage. 2.—10. Lieferung. 16. Wien, Hartleben's Verlags-Exped. $^1/_4$ Thlr.

Lingg, H., Die Völkerwanderung. Epische Dichtung. 1. Buch. 8. Stuttgart 1866, Cotta. $1^1/_3$ Thlr.

Müller von Königswinter, Wolfgang, Märchenbuch für meine Kinder. gr. 8. Leipzig 1866, F. A. Brockhaus. $^5/_6$ Thlr.

Simrock, Karl. Das deutsche Räthselbuch. 2. Auflage. 8. Frankfurt am Main, Winter. cart. $^1/_2$ Thlr.

Stern, Adolf, Historische Novellen. 8. Leipzig 1866, Weber. $1^1/_3$ Thlr.

Adolf Theodor von Kupffer.

Von

Hugo Schramm.

I.

Kupffer's äußerer Lebensgang.

„Scientia nobilitat!“

Das friedliche und doch von heißem Wissensdrange, von raſtloſer Arbeitsluſt bewegte, der höchſten Nacheiferung werthe Leben, zu deſſen Beſchreibung wir unſere ſchwache Feder angeſetzt haben, liegt leider ſchon abgeſchloſſen vor uns.

Einer allſeitig höchſt geachteten kaufmänniſchen Familie entſtammend, war Adolf Theodor Kupffer am 6. (18.) Januar des Jahres 1799 zu Mitau in Curland geboren. Trotz einer ſtarken Familie, denn unſer Kupffer hatte vierzehn Geſchwiſter, war es dem Vater durch ſeine große Thätigkeit und Reellität geglückt, ſich bald ſo weit emporzuarbeiten, daß er ſich nicht allein ein eigenes Haus bauen und ein zweites daneben kaufen, ſondern auch ein kleines Landhaus in ſeinen Beſitz bringen konnte, um hier theils ſelbſt „procul negotiis“ zeitweilig Erholung zu ſuchen, theils die Seinigen die ganzen ſchönen Sommermonate verleben zu laſſen. Adolf war das ſiebente der am Leben gebliebenen Kinder und zur Zeit ſeiner Geburt hatten die Eltern bereits angefangen, die Früchte ihres Strebens zu ernten: ſo erfreute er ſich denn, umgeben von dem heiteren Kreiſe ſeiner Brüder und Schweſtern, und der Gegenſtand der zärtlichſten Pflege insbeſondere einer Mutter, deren aufopfernde Liebe zu den Kindern mit dem Zunehmen ihrer Zahl nur zu wachſen ſchien, des glücklichſten Lebens bis zu ſeinem zwölften Jahre, wo die treue Mutter durch den Tod aus der Mitte ihrer Lieben abgerufen wurde. In „Briefen an eine Freundin,“ die er für ſeine zweite Gattin geſchrieben und in deren einem Bruchſtücke (ſie haben ſich leider nicht mehr vollſtändig vorgefunden) er auch aus ſeiner Jugend erzählt, kann er mit nicht genug Entzücken die Glückſeligkeit ſeiner Kinderjahre ſchildern und nicht genug Worte liebender Erinnerung namentlich an ſeine Mutter finden, der er auch den erſten Unterricht verdankte.

Der Vater folgte ſeiner Gattin bald nach und die Erziehung Adolf's mußte dann der älteſte Bruder übernehmen, der auch Kaufmann geworden war. Da aber deſſen Zeit zu ſehr durch ſeine Geſchäfte in Anſpruch genommen wurde, und die Schweſtern zu gutmüthig waren, um dem freien Willen ihres jüngeren Bruders Feſſeln anzulegen, ſo lebte unſer Kupffer nach dem Tode ſeiner Eltern in der größten Ungebundenheit. Nun darf man nicht etwa

Digitized by Google

glauben, daß er dieſe mißbraucht hätte. Bei ſeinem trefflichen Charakter und dem gottesfürchtigen Sinn, den ſeine Mutter und der in der ganzen Familie herrſchende Geiſt auch in ihm geweckt und großgezogen hatte, wäre dies unmöglich geweſen. Er benutzte vielmehr die ihm gelaſſene Freiheit dazu, den Neigungen ſeines wie ſelten früh entwickelten Geiſtes nachzugehen. Mit Recht ſagte daher einmal zu ihm einer ſeiner intimſten Schulfreunde, der ſpäter in der gelehrten Welt rühmlichſt bekannt gewordene Conſtantin Krauklíng,*) gegenwärtig Director des königlichen hiſtoriſchen Muſeums in Dresden: „Kupffer, Du biſt ein Genie, Du wirſt einmal ein großer Mann werden!“ Ein Prognoſtikon, das dem beſcheidenen Knaben die Röthe der Verlegenheit auf die Wange trieb. Sehr bezeichnend für unſeren Kupffer iſt auch der Vers von J. F. Hartung, den er dem ebengenannten Freunde in deſſen Stammbuch geſchrieben hat (am 25. Januar 1814):

„O, des Lebens Mühen ſind
Gegen ſeine Zauber — Schatten
Leichter Wolken, die der Wind
Scheuchet über grüne Matten.“

Hauptſächlich waren es die Arithmetik und Geometrie, die ihn ungemein anſprachen, denn dieſe forderten ihn zu ſcharfem Nachdenken auf. Hatte er daher ſpeciell dieſen beiden Gegenſtänden von allem Anfang an viel Fleiß zugewandt, ſo trieb er auch auf dem Gymnaſium mit ebenſo viel Talent als Luſt die höheren Zweige der Mathematik. Trigonometriſche Kenntniſſe erwarb er ſich aber namentlich bei ſeinem Bruder Karl (geſt. 1838) der ſpäter Oberlehrer der Mathematik am Gymnaſium zu Reval wurde und nachher als Profeſſor am Lyceum zu Njeſchin (einer dem Fürſten Kuſchelew-Besborodko gehörigen Stadt ohnweit Kiew) eine mathematiſche Zeitſchrift für Schulen (in ruſſiſcher Sprache) und ein Lehrbuch für die „Anfangsgründe der Buchſtabenrechnung und Algebra mit Inbegriff der Combinationslehre und unbeſtimmten Analytik“ (Reval 1832) herausgab.**) Aus der ihm innewohnenden großen Liebe zur freien Natur und der lebhaften Empfänglichkeit für alles Gegenſtändliche, mit dem ſinnlichen Verſtande zu Erfaſſende, hatte ſich aber außerdem bei Adolf Kupffer eine ungemein lebhafte Neigung zum Studium der Naturwiſſenſchaften entwickelt, eine Neigung, der er auch durch allerhand chemiſche Experimente, fortgeſetztes fleißiges Botaniſiren und ſogar durch Verſuche im anatomiſchen Zerlegen verſchiedener Thiere noch auf der Schule zu genügen beſtrebt war.

Mit der Abſicht, einmal Arzt zu werden, bezog er, erſt $15^1/_2$ Jahr alt, die Dorpater Univerſität. Da indeſſen dieſe damals noch keine bedeutenden Lehrkräfte beſaß, ſo beſchränkte er ſeinen Aufenthalt daſelbſt nur auf einige Monate und ging im Jahre 1816 nach Berlin. Hier beſuchte er zwar wiederum die Vorleſungen der Mediciner, konnte ſich jedoch mit dieſem Studium durchaus nicht vertraut machen, weil er ſehr bald das Unzulängliche der menſchlichen Heilkunſt erkannte; vielmehr war es hauptſächlich die Mineralogie, die ſein ganzes Intereſſe gewann; deshalb lag er nicht nur dieſer unter der Leitung des berühmten Profeſſors Chr. Sam. Weiß mit allem Fleiße und Eifer ob, ſondern unternahm auch zu geognoſtiſchen Zwecken eine Fußreiſe nach den Kärnther und Tyroler Alpen und nach Oberitalien. In Venedig erkrankte er an der Gelbſucht und da es ihm unangenehm und läſtig war, bei ſei-

*) Wir verdanken demſelben, der auch einer der erſten Autographenſammler iſt, die Mittheilung theils mehrerer intereſſanter Briefe, theils einiger ſchätzenswerther Notizen.

**) Ein jüngerer Bruder, Ludwig Kupffer, wurde Banquier und hat noch heute ein großes derartiges Geſchäft in Moskau. Er fühlte ſich aber auch zur Bildhauerei ſo ſehr hingezogen, daß er in der geſchäftsfreien Zeit dieſe Kunſt erlernt und es darin zu einer ziemlichen Meiſterſchaft gebracht hat. Auch ſind von ihm vor ein paar Jahren Punktirapparate erfunden worden, welche nicht allein die zeitraubende und peinliche Cirkelarbeit beim Uebertragen der erforderlichen Punkte vom Gypsmodell auf den Marmorblock, der die treue Copie von jenem wiedergeben ſoll, ganz erſparen, ſondern auch das Geſchäft des Punktirens mit großer Zeiterſparniß erleichtern und ſo mathematiſch genau zur Ausführung bringen ſollen, wie es mit Cirkeln nicht möglich iſt. Das Nähere ſiehe in „Stereometriſche Punktir-Apparate für Bildhauer, dargeſtellt von Ludwig Kupffer. Leipzig in Commiſſion bei J. J. Weber. 1864.“ — Ein dritter, gleichfalls höchſt begabter Bruder, Alfred (geſt. 1845), widmete ſich der Theologie; ſein Beruf ſagte ihm jedoch ſpäter nicht zu und er hielt ſogar ſein Leben für verfehlt. Wir können es uns nicht verſagen, im Weiteren einen intereſſanten Brief von ihm an unſeren Kupffer zur Mittheilung zu bringen.

nen Ausgängen wegen seines Aussehens von den ihm Begegnenden immer als „povero Tedesco“ bemitleidet zu werden, so beschloß er, den Verlauf der Krankheit auf der östlich von der Lagunenstadt gelegenen Insel San Lazzaro abzuwarten. Hier befindet sich bekanntlich ein im Jahre 1717 von dem Armenier Mechitar aus Sebaste für die Vereinigung seiner Landsleute und Glaubensgenossen gegründetes Kloster, das, vermögenslos wie es ist, seinen Unterhalt durch Buchdruckerei erwirbt und außerdem eine Erziehungs- und Bildungsanstalt junger, dem geistlichen Stande bestimmter Armenier ist. Unser Kupffer benutzte zugleich seinen sechswöchentlichen Aufenthalt auf diesem, mit seinem Kloster einen der lieblichsten Orte der Abgeschiedenheit von der Welt für Gelehrte bildenden Eilande hauptsächlich dazu, um sich in der italienischen Sprache unterrichten und mit Italiens unsterblichen Dichtern näher bekannt machen zu lassen, wie er denn auch später selbst Spanisch erlernt hat.

1819 verließ er Berlin und wandte sich, nachdem er noch eine Harzreise gemacht hatte, nach Göttingen. Hier ward endlich die Medicin ganz aufgegeben und das Studium der Naturwissenschaften im engeren Sinne zur ausschließlichen Lebensaufgabe gemacht. Kupffer beschäftigte sich daher auf dieser Universität außer mit der Mineralogie noch hauptsächlich, unter Friedrich Stromeyer (geb. 1766, gest. 1835), mit der praktischen Chemie und hörte ein Privatissimum über Astronomie bei dem hochberühmten Friedrich Gauß, dessen hohe Achtung und Zuneigung er sehr bald gewinnen mußte. Auch ließ er sich hier zum Doctor philosophiae creiren.

Im Jahre 1820 vertauschte der junge Gelehrte Göttingen mit Paris, um hier, namentlich unter dem gegen ihn väterlich gütigen Hauy, den er auch mit zu Grabe tragen half, seine Studien in der Mineralogie und Physik fortzusetzen. In Paris verheirathete er sich übrigens bereits und zwar mit einer Französin Namens Catherine Riboulet, welche ihn durch ihren trefflichen Charakter gefesselt hatte. Die durch seine Verheirathung vermehrte Sorge um die Zukunft war es namentlich, die ihn dazu veranlaßte, den Aufenthalt im Auslande nicht länger auszudehnen, und so ging er Ende des Jahres 1821 nach St. Petersburg, um sich in seinem großen Vaterlande eine Stellung zu erwerben. Eine solche, die noch dazu seine Erwartungen und Hoffnungen übertraf, sollte ihm denn auch bald werden, denn besonders die von ihm in der Hauptstadt gehaltenen öffentlichen Vorlesungen über Mineralogie lenkten die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn und trugen ihm (am 8. Juni 1823) die Berufung als ordentlicher Professor der Physik, Chemie und Mineralogie an der Universität zu Kasan ein. Noch ehe er jedoch dahin abging, ward er auf Vorstellung des Curators dieser Hochschule vom Ministerium der Volksaufklärung zur Besorgung eines Ankaufs physikalischer Instrumente nach dem Auslande gesandt. Er unternahm diese Reise in Begleitung seines Collegen, des Professors der Astronomie Simonoff, sah wiederum Berlin, Wien und Paris und kam besonders auch mit Alexander von Humboldt, dem unsterblichen Großmeister der Wissenschaft, und mit dessen Freund Arago in nähere Berührung. Hierauf begab er sich zur Uebernahme seiner Professur im Februar 1824 nach Kasan. Bereits in demselben Jahre zum Ehrenmitgliede der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ernannt, ward Kupffer bei ihrer hundertjährigen Jubelfeier am 29. December 1826 unter deren correspondirende Mitglieder aufgenommen.

Den Sommer über wohnte er, so lange er an der Hochschule zu Kasan thätig war, in Bontirka, einem kleinen, 5 Werst südlich von der Stadt gelegenen Dorfe, weil der fürchterliche Staub, den der Wind während der heißen Jahreszeit in den (damals auch noch ungepflasterten) Straßen Kasans fortwährend aufwirbelt, den Aufenthalt daselbst fast unerträglich macht. Von Bontirka aus war es auch, daß unser forschungslustiger Kupffer am 25. Juli 1828, also ein Jahr vor der denkwürdigen Reise des damals „sechzigjährigen Jünglings“ Alexander von Humboldt, aufbrach, um, vom Curator der Kasaner Universität, von Mussin-Puschkin, dazu aufgefordert, eine Reise in das Uralgebirge zu unternehmen. Begleitet wurde er von seinem Freunde Klaus, nachmaligem Professor der Pharmacie in Dorpat und trefflichem Zeichner. In demselben Jahre hatte auch

der hochverdiente Professor an der Universität zu Christiania und Director der dortigen Sternwarte, Christian Hansteen, von Adolf Georg Ermann, der später (1829 bis 1830) zu wissenschaftlichen Zwecken eine Reise um die Welt gemacht hat, und dem norwegischen Marinelieutenant Due begleitet, auf Kosten der schwedischen Regierung seine berühmte Reise nach Sibirien unternommen, um hier die von ihm aufgestellten Theorien über den Magnetismus der Erde zu erproben. So trafen die genannten Gelehrten mit Kupffer in Katherinenburg zusammen, und da Hansteen die Absicht hatte, bevor er sich nach Tobolsk begeben wollte, erst noch eine Excursion nach dem Norden bis Nischney-Taguilsk (150 Werst von Katherinenburg) zu machen, so bestimmte ihn Kupffer leicht dazu, die Reise mit ihm gemeinschaftlich bis nach dem 420 Werst entfernten Bogoslawsk auszudehnen.*) In dem Werke, welches Kupffer 1838 über seine Reise nach dem Ural veröffentlichte („Voyage dans l'Oural entrepris en 1828 par A. Th. Kupffer. Ded. à Sa Maj. Imp. Nicolas Ier. Paris)

Adolf Theodor von Kupffer.

und das aus einem, die ausgezeichnetste Beobachtungsgabe bekundenden, höchst interessanten historischen und einem wissen-

*) Sehr anziehende und belehrende Bruchstücke von Mittheilungen über seine Reise veröffentlichte Hansteen als „Reise-Erindringer fra Sibirien u. s. w." im Norweg'schen Volkskalender. Dieselben erschienen auch später, 1854, mehr zu einem Ganzen ausgearbeitet, als „Reiseerinnerungen aus Sibirien" in einer deutschen Uebersetzung von Dr. H. Sebald bei B. Lord in Leipzig. — Geboren am 26. September 1784 ist Hansteen mithin jetzt 81 Jahr alt. Trotzdem konnte er aber noch im Mai 1864 „seinem alten

schaftlichen, die Resultate seiner physikalischen und geognostischen Forschungen umfassenden Theile besteht, hat er nicht umhin gekonnt, die unermüdliche Thätigkeit Hansteen's hervorzuheben, die jeden, auch den kleinsten Augenblick der Ruhe ausgebeutet habe (s. pag. 182).

Da verschiedene Umstände Kupffer's Abreise von Kasan verspätet hatten und ihm auch nur geringe Mittel zu Gebote standen, so konnte er leider nur sechs Wochen auf das Bereisen des Ural verwenden. Er war kaum zurückgekehrt, als die Nachricht eintraf, daß die Akademie der Wissenschaften ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede an die Stelle des verstorbenen Sewergin ernannt habe (am 27. August 1828). In Folge dessen ging er bald darauf nach St. Petersburg, wo er nachher auch Professor der Physik und Mineralogie am Bergcorps, desgleichen bei dem pädagogischen Institut und an der Schule für Seeofficiere, wie an der Schule der Wasser- und Wegebaucommission, ferner Mitglied des statistischen Comitees beim Ministerium der Reichsdomänen wurde.

Im Mai desselben Jahres forderte der General Immanuel, der damals in Kaukasien den Oberbefehl führte, die Akademie auf, eine militärische Expedition, die er in's Innere des Kaukasus zu machen beabsichtigte, von einigen ihrer Mitglieder begleiten zu lassen; die Wahl fiel auf Kupffer (als Chef der gelehrten Abtheilung der Expedition), auf den Physiker H. F. E. Lenz, der 1823—1826 O. von Kotzebue auf seiner Reise um die Welt begleitet hatte und 1828 Adjunct der Akademie geworden war, auf den Botaniker K. A. Meyer, der 1826 schon an der Reise Ledebour's durch das Altaigebirge und die Songar-Kirgisensteppe theilgenommen hatte, und auf Ménétrier. Am 23. Juni 1829 brachen die genannten Gelehrten von St. Petersburg auf und trafen Mitte Juli mit dem General bei den Thermalquellen von Constantinogorsk zusammen. Es war hauptsächlich die bis dahin noch von keinem Europäer betretene Umgegend des Elborus, welche die Expedition in's Auge faßte. Dieselbe ward von 600 Mann Infanterie, 300 Kosaken und 2 Kanonen escortirt; außerdem folgten 6 für den Transport der Zelte bestimmte Kameele und mehrere mit Ochsen bespannte Gepäckwagen. Tscherkessen aus der erst nicht lange vorher vom General Immanuel besiegten Völkerschaft der Caratchai dienten als Wegweiser. Der Elborus, auch Elbrus, Elburs, in der Landessprache „Alborj" genannt, was im Allgemeinen ein Gebirge bedeutet, an welchem Wasserquellen entspringen, ist bekanntlich der höchste Punkt des Kaukasus, indem er sich 16,900 Pariser Fuß über dem Spiegel des Asow'schen Meeres erhebt; er liegt auf der Grenze zwischen Tscherkessien und der Kabarda. Die Centralkette des Kaukasus besteht einzig nur aus Porphyr, meist schwarzem, weißgeflecktem. Man denke sich nun ein Plateau von 8 bis 10,000 Fuß Erhöhung, welches, in der Richtung von Ost nach West streichend, von engen und tiefen Thalgründen nach allen Seiten hin zerrissen und der Länge nach von einem Felsenkamm durchzogen ist, dessen steile Gipfel von malerischen Formen mit ewigem Schnee bedeckt sind; ungefähr mitten auf dieser langen Kammgräte befindet sich eine sehr breite, aber nicht tiefe Aushöhlung, aus deren Mitte sich ein kühner Kegel erhebt, von dem man glauben könnte, er bestehe aus lauter Schnee, käme nicht hin und wieder sein Felsengerippe zu Tag: dies ist der Elborus, dessen Gipfel die aller umliegenden Berge um 3 bis 4000 Fuß überragt. Man erblickt ihn 30 Meilen weit, und, angehaucht vom Morgenroth, gleicht er in der Ferne, wo die übrigen Berge alle noch unter dem Horizonte liegen, einem Geisterkönig, der auf der Steppe ruht. (S. Kupffer's „Voyage dans les environs du mont Elbrouz dans le Caucase, entrepris par ordre de Sa Majesté l'Empereur en 1829. Rapport fait à l'Academie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg." St. Pét. 1830. 126 p. 4. mit einer angehängten Tafel. — Deutsch als: „Reise in die Umgegend des Berges Elborus im Kaukasus." St. Petersburg 1830. 126 S. 4. — Auch im Nouveau Journal asiatique mit Anmerkungen von Klaproth, 1831. Januar, Nr. 37). Während Lenz, Meyer und Ménétrier noch einige Monate lang im Kaukasus blieben, um auch Beobachtungen

kasan'schen und ural'schen Freunde" berichten: „Ich gehe noch täglich von der Sternwarte nach der Stadt und Freunde, die mir entgegenkommen, lachen über meinen jugendlichen Gang."

in anderen Gegenden desselben zu sammeln, eilte Kupffer sogleich über Taganrog und Nikolajew nach St. Petersburg zurück; seine Absicht, auch die Krim zu besuchen, wurde leider durch den Ausbruch der Pest daselbst vereitelt.

Während ihm bis dahin ein freundliches Geschick seine Wege geebnet und ihn überhaupt in jeder Beziehung in seinen hohen Bestrebungen unterstützt hatte, wie er denn auch von seinen Jünglingsjahren bis einen Monat vor seinem Tode niemals ernstlich und schwer krank gewesen, sollte das Jahr 1835 ihm einen bitteren Verlust bringen. Nachdem nämlich seine Gattin, mit der er zwar in einer kinderlos gebliebenen, doch aber sonst höchst glücklichen Ehe gelebt, schon seit längerer Zeit leidend gewesen war, schickte er sie 1835 in Begleitung ihrer Schwester auf ärztlichen Anrath nach Karlsbad; statt hier jedoch die gewünschte Genesung zu erlangen, verließ sie das Bad kränker, als sie hingekommen; ja, sie sollte nicht einmal ihren Gatten wiedersehen, der, durch sein Amt in Petersburg zurückgehalten, in bängster Sorge ihrer harrte: schon in Dresden endete am 30. October der Tod ihre Leiden. Ein großer Trost bei diesem Unglück war dem Tiefgebeugten wenigstens, daß die Kranke und ihre sie treu pflegende Schwester im fremden Lande nicht ganz verlassen gewesen: sein schon oben genannter Jugendfreund Kraukling, der damals Secretär an der königlichen Bibliothek in Dresden war, hatte den beiden Frauen allen möglichen Beistand geleistet.

Wenn dann Kupffer im Jan. 1838 an Kraukling schrieb: „Ich habe nur einen unbefriedigten Wunsch, den, einmal Deutschland wiederzusehen, wo ich den schönsten Theil meiner Jugend zugebracht habe, und an welches mich so viele Erinnerungen knüpfen; aber weiß Gott, wann dieser Wunsch in Erfüllung gehen wird: die Geschäfte häufen sich so sehr an, daß eine Abwesenheit von mehreren Monaten mir sehr schwer werden würde," so sollten ihm in der Zukunft wissenschaftliche Zwecke häufig, ja in dem letzten Jahrzehnt fast alljährlich diese Sehnsucht befriedigen helfen, eine Sehnsucht, die zuletzt nicht bloß Deutschland, sondern auch seine Familie betraf. Im Jahre 1843 hatte sich nämlich unser Kupffer zum zweiten Mal verheirathet. Seine Wahl war auf die zwar erst sechzehnjährige, aber ebenso schöne als geist- und talentvolle Tochter des Hofraths Dr. von Macdonald, eines ausgezeichneten Arztes in Reval gefallen. Ihr Besitz erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Seligkeit und machte erst sein Lebensglück vollkommen. Schnell und leicht zu einer trefflichen Repräsentantin seines überaus gastfreundlichen Hauses geworden, das bald einen Mittelpunkt geistigen Verkehrs bildete, namentlich als Kupffer im Jahre 1848 Director des durch ihn begründeten Physikalischen Centralobservatoriums geworden war, wo sich dann fortwährend Gelehrte und interessante Männer aus allen Weltgegenden bei ihm einfanden, erhöhte noch womöglich die edle Frau die Begeisterung seines Strebens. Leider sagte ihr aber auf die Länge der Zeit das Petersburger Klima nicht zu, besonders nachdem sie ihrem Gatten außer zweien Mädchen auch einen Sohn geschenkt hatte. Die Aerzte schickten sie 1853 in's Ausland, das sie auch schon ein paar Jahre vorher mit ihrem Gatten bereist hatte. Auf dieser ihrer zweiten Reise sollte sie in Berlin das heißerwünschte Glück haben, auch Alexander von Humboldt persönlich kennen zu lernen. Und der Hochbetagte ließ es sich sogar nicht einmal nehmen, der Schönheit und einer seltenen Geistes- und Herzensbildung seine Huldigung darzubringen.

Als die Gattin Kupffer's bei ihm hatte anfragen lassen, ob sie ihm ihre Aufwartung machen dürfte, antwortete Humboldt in folgenden Zeilen:

„Die innige Freundschaft, die mich so lange schon an Ihren verehrten,' liebenswürdigen Gatten knüpft, wird Ihnen, Gnädigste, Bürge sein, wie schmerzlich es mir ist, daß ich nicht eilen kann, Ihnen im Hotel du Nord sogleich den Glückwunsch Ihrer glücklichen Ankunft darzubringen. Die Frau Erzherzogin Sophie wird zwar diesen Hof schon Dienstag verlassen, aber ich sehe voraus, daß ich in den ersten zehn Tagen nicht werde nach Berlin kommen. Sollte das Wetter weniger scheußlich bleiben und Sie vielleicht die schönen Gärten von Sanssouci besuchen wollen, so flehe ich, es mich wissen zu lassen. Ich wohne hier in Potsdam in dem Stadtschlosse und bin fast ohne Ausnahme ununterbrochen zu Hause, alle Vor-

mittage von 11 bis 1½ Uhr. Der Nachmittag ist wegen des Königs unsicher.

Mit der innigsten Verehrung Ew. Hochwolgeboren gehorsamster Al. Humboldt.

Potsdam, Sonnabend Nacht, in großer Eile."

Da sich das Wetter besserte, war es wohl natürlich, daß Frau von Kupffer ihrer Ungeduld, den Aristoteles unseres Jahrhunderts von Angesicht zu Angesicht zu schauen, keine Fesseln anlegte, sondern der ehrenden Einladung mit Freuden Folge leistete. So hatte sie denn das Glück, von Humboldt nicht allein mit der rührendsten Herzensgüte empfangen, sondern von ihm selbst auch mit der höchsten Liebenswürdigkeit in Sanssouci's Gärten herumgeführt und sogar dem Könige vorgestellt zu werden, der sie mit einer eigenhändigen Zeichnung (einem schönen Baumschlag) beschenkte. Welchen Eindruck aber auch Frau von Kupffer auf Humboldt gemacht, beweist ein Briefchen, mit dem er ihre Bitte um ein paar Worte freundlicher Empfehlung für Langenbeck, den sie zu consultiren wünschte, wie für den Bildhauer Rauch schon am anderen Tage erfüllte, und in das wir, wie in die folgenden Privatbriefe, nur deshalb unsere Leser einen Blick werfen lassen wollen, weil wir damit den Wunsch der verehrlichen Redaction dieser Blätter erfüllen und auch die interessanten Beiträge zur Charakteristik Humboldt's vermehren helfen.

„Hier, Gnädigste, sind zwei urweltliche Briefe*) und der Ausdruck meiner innigsten Rührung über Ihren so liebenswürdigen Besuch. Wo geistige Gaben mit so viel Anmuth geschmückt sind, bleiben ihre Eindrücke tief und unverlöschbar. Es ist ein aufrichtiges Gefühl, einen theuren, edeln, vieljährigen Freund so beglückt zu wissen. Ich rathe sehr, sich der Stunde zu versichern, beide Briefe, vor dem Besuch, an Geheimrath Langenbeck und Professor Rauch zu schicken, und nach der Stunde fragen zu lassen, weil beide sehr beschäftigt sind.

Mit dankbarster Verehrung Ihr ganz verzauberter vorweltlicher „Jugendgreis"

Al. Humboldt.

Potsdam, den 29. Juni 1853."

Einige Tage später kam dann Humboldt selbst nach Berlin, besuchte die Gattin seines Freundes und ließ sie fast zwei Stunden lang des Hochgenusses seiner Unterhaltung theilhaftig werden. Auch als Frau von Kupffer ein paar Jahre nachher wiederum Berlin passirte, machte er ihr gleichfalls, obschon er bereits nur noch als „armer Belisario" ausgehen konnte, seine Aufwartung, und ihre später an ihn gerichtete Bitte, der Taufpathe der drittgeborenen Tochter sein zu wollen, beantwortete er auf folgende, ihm eigenthümliche liebenswürdige Weise:

„Ihr lieber geistreicher Brief, gnädige Freundin, hat mir einen doppelten Genuß gebracht, ein Andenken von Ihnen und die freundschaftliche Erinnerung Ihres theuren Gatten, eines meiner ältesten Freunde, der (woran in Deutschland kein Luxus ist) Anmuth der Sitte und Feinheit des Umgangs mit gründlicher wissenschaftlicher Vielbegabtheit verbindet. Wie sollte ich nicht geschmeichelt sein von dem schönen Anerbieten, meinen Namen in Ihrer Familie verpflanzen zu können. Es ist die Verbindung des Kaukasus mit der Andeskette. Möge der lieblichen kleinen Alexandrine einmal mit Wohlwollen erklärt werden, welch' ein ergrauter Urmensch ich bei ihrer Taufe war, wie ich allen Segen, d. h. in meiner Sprache, alle Geistes- und Herzensgaben der anmuthigen Mutter auf sie herabflehe und Herrn Geheimrath von Ammon bitte, mein Stellvertreter bei der heiligen Handlung zu sein. Die Wuth, mit der zwei berühmte Physiker, Regnault und Biot, neuerlichst über unsere meteorologischen Stationen, alle Arbeiten von Kupffer, Dove und mir als unnütz ange-

*) Wir sind im Stande, wenigstens den Brief an Langenbeck zur Mittheilung bringen zu können:

„Potsdam, 29. Juni 1853.

Ich erscheine wieder bittend vor meinem immer so gütigen, mir wohlwollenden Freunde! Ich bitte für ein schönes Augenpaar, für die recht liebenswürdige Gattin eines sehr, sehr ausgezeichneten Gelehrten, des Akademikers Hofrath von Kupffer, Directors des durch meine Bemühung im Ausland gestifteten magnetischen und meteorologischen Instituts. Schenken Sie der Frau von Kupffer, die ein deutsches Seebad besuchen möchte, aus Freundschaft zu mir einige Minuten Berathung. Ich bitte von Neuem, statt zu danken für die freundliche Aufnahme und zauberisch schnelle Heilung meines kleinen, sehr nützlichen Dieners, August Falz, in Ihrem Klinikum. Ich hatte schon Doctor Busch aufgetragen, Ihnen meine Dankbarkeit auszudrücken. Empfangen Sie, theurer Langenbeck, für Sie und Ihre verehrte Gattin den Ausdruck der tiefsten Hochachtung und Anhänglichkeit. Ihr A. Humboldt."

griffen, wie aus dem Gremium einer Akademie der Wissenschaften die Finanzminister von Rußland, England und Preußen aus den albernsten Gründen aufgehetzt werden, um nicht mehr Geld zu verschwenden auf meteorologische Stationen, bleibt mir ein psychologisches Räthsel. Ich würde mich weniger wundern, wenn Regnault an die Begeistigung des Tischlerholzes (das Tischrücken) glaubte. Stillschweigendes Verachten macht solchen Dingen ein frühes Ende.*)

Empfangen Sie, gnädige Frau, den erneuten Ausdruck meiner innigen und dankbaren Verehrung. Ihr treu gehorsamster

Al. Humboldt.

Berlin, den 23. Februar 1856."

Der anhaltend leidende Zustand der Gattin Kupffer's, wie nicht minder der der zweiten Tochter — die erstgeborene hatte nur $1^1/_2$ Jahr gelebt, — machten schließlich einen längeren Aufenthalt in einem milderen Klima dringend nothwendig. Es ward sich (1858) für Dresden entschieden, dessen reizende und bequeme Lage, weltberühmten Kunstschätze u. s. w. eine so große und leicht begreifliche Anziehungskraft bekanntlich für fast alle Fremden besitzen. Auch hatte sich hier bereits der Schwager Kupffer's bleibend niedergelassen. Aber noch länger, als ursprünglich beabsichtigt worden war, dehnte sich der Aufenthalt seiner Familie in Dresden aus, als auch schließlich die mit dem Namen Humboldt's getaufte Tochter während eines Besuches in Petersburg durch einen unglücklichen Fall schwer zu Schaden gekommen war, und das Heranwachsen der Kinder den Wunsch rege machte, sie der reicheren Bildungsmittel des Auslandes theilhaftig werden zu lassen. So weilten denn die Seinigen noch in der Ferne, als sich Kupffer in dem vergangenen, für Petersburg überhaupt so unglücklichen Frühjahre durch das Aufstellen eines meteorologischen Instruments auf dem Dache seines Observatoriums eine so heftige Erkältung zuzog, daß er von der ersten schweren Krankheit in seinem Leben befallen wurde. Vielleicht hätte er noch gerettet werden können, wenn er nicht so hartnäckig aller Medicin abgeneigt gewesen wäre und so unbegrenztes Vertrauen in seine gute Natur gesetzt hätte, deren fast noch jugendliche Kraft er sich durch eine stets höchst geregelte und äußerst mäßige Lebensweise zu erhalten gewußt. „Doch mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten!" Als die von der Krankheit leider erst spät benachrichtigte Gattin mit ihrer ältesten Tochter zu ihm eilte, fand sie ihn schon in fast völlig hoffnungslosem Zustande. In der That sollte sich auch schon sehr bald alle ärztliche Kunst und die treueste aufopferndste Pflege als machtlos erweisen, denn nach einem im Ganzen etwa vierwöchentlichen Verlauf der Krankheit hauchte Kupffer am Nachmittage des 23. Mai (4. Juni) 1865 als am ersten Pfingstfeiertage seine edle Seele aus. Sein heller Geist war bis zuletzt trotz der immer größer werdenden Schwäche und des heftigsten Fiebers nicht einen Augenblick lang umnachtet und schon einige Tage vor seinem Tode äußerte er mit gottergebener Ruhe: „Mein Körper befindet sich in einem Zustand völliger Auflösung, den vermag keine menschliche Kraft aufzuhalten." Und ähnlich dem sterbenden Goethe bat er wenige Augenblicke vor seinem Scheiden: „Eclaircissez!" (macht es hell!) Nachdem er darauf noch einmal seine treuen Augen mit dem Ausdrucke unsäglicher Liebe auf den an seinem Leidenslager knieenden und im tiefsten Schmerz versunkenen Seinigen hatte ruhen lassen, nachdem er an den grünen Maien, mit denen die Liebe das Trauergemach geschmückt, zu seiner Freude gesehen hatte, daß der von ihm so geliebte Frühling endlich, wenn auch unter Stürmen, eingezogen sei, nahm er von Allen Abschied, ließ das Zimmer wieder dunkel machen und schloß die Augen, um sie nie wieder in diesem Leben zu öffnen.

Sollen wir nun die Hauptzüge seines Charakters noch besonders namhaft machen, so müssen wir als solche seine unendliche Herzensgüte, seinen wahrhaft kindlich frommen Sinn, seine Selbstverleugnung, Anspruchslosigkeit und grenzenlose Bescheidenheit bezeichnen; schon 1851 in den mit dem erblichen Verdienstadel und dem Prädicate „Excellenz" verbundenen Rang eines

*) Kupffer hat es aber mit Recht für nothwendig gefunden, wenigstens in einer für das größere Publicum bestimmten Zeitschrift (s. St. Petersburger Zeitung, Jahrgang 1856, Nr. 60 und 63) „einige Worte über die Bemerkungen von Biot, welche die von der französischen Regierung beabsichtigte Errichtung von meteorologischen Observatorien in Algerien hervorgerufen hat," zu veröffentlichen. Anm. d. Eins.

Wirklichen Staatsraths erhoben, blieb doch nach wie vor sein Wesen und Wandel schlicht und einfach, ohne jeglichen Stolz und Dünkel; nie vermochte er sein umfassendes Wissen zur Schau zu tragen, oder wohl gar mit den äußeren Zeichen der Anerkennung, die ihm von Seiten seines Kaisers zu Theil geworden,*) zu prahlen, wie er denn nie nach dergleichen gestrebt hat, so sehr er sich auch freute, wenn er sah, daß sowohl von Seiten seiner Regierung, als der angesehensten wissenschaftlichen Gesellschaften seine Verdienste gewürdigt wurden. Freilich ist grade seine große Bescheidenheit oft verkannt, sein zurückhaltendes, für gewöhnlich selbst verschlossenes Wesen übel gedeutet worden, aber ihn kümmerte das nicht. Er achtete auch nicht der Feinde und kleinlichen Neider, wie sie ja grade stets die besten und edelsten Menschen haben. Ueberhaupt lag in seiner ganzen Erscheinung, wir möchten fast sagen, etwas Stoisch-Antikes, sie war zu außergewöhnlich, um von Altagsmenschen begriffen und nach Gebühr gewürdigt zu werden.

II.

Kupffer's wissenschaftliche Wirksamkeit.

Beginnen wir mit seinen mineralogischen Arbeiten. Zu deren näherer Betrachtung sind aber einige allgemeine Bemerkungen vorauszuschicken nöthig.

Aehnlich wie bei gewissen Salzlösungen, wenn auch alle übrigen Umstände günstig sind, die krystallinische Ausscheidung nur dann eintritt, sobald ein Schlag oder Stoß das Gefäß erschüttert, ebenso zeigt die Geschichte der Krystallkunde, daß, obgleich alle Bedingungen zu einem wissenschaftlichen System derselben einzeln vorhanden waren, sie nicht eher innerlich verbunden mit einander gleichsam anschießen konnten, als bis ein glücklicher Blick und Griff sie ordnend durchdrang. Eine große Anzahl geometrischer Naturgebilde war schon aufgefunden und gesammelt, die Beständigkeit ihres Vorkommens bei den verschiedenen Fossilien erkannt, die Gesetzmäßigkeit ihres Baues, der Durchgänge und Flächenneigungen andeutend oder ausdrücklich von Mehreren ausgesprochen worden, jedoch erst der, anfänglich dem geistlichen Stande angehörende, später zum Professor am naturhistorischen Museum und der Universität zu Paris ernannte René Just. Hauy (geb. 1743 zu St. Just in der Picardie, gest. 1822) war es, der einen mathematischen Gedanken fand, durch welchen alle jene Einsichten zusammen verknüpft, zu einer gewissen Nothwendigkeit erhoben und von einander abhängig gemacht wurden. Indem er nun, diesen Gedanken verfolgend, nicht nur die einzelnen Gestalten messend genau bestimmte, sondern zugleich ihre inneren und verhüllteren Eigenschaften auf eine überraschende Art zu Tage brachte, und fortwährend mit dem glücklichsten Erfolge neugeformte Mineralkörper zu entdecken oder zu unterscheiden trachtete, gelang es ihm, der Krystallographie Aufmerksamkeit und Anerkennung nicht bloß bei einer großen Zahl von Fachmännern, sondern auch bei vielen gebildeten Laien zu erwerben und ihr selbst, als einer neugeschaffenen Wissenschaft, eine ehrenvolle Stelle neben ihren weit älteren Schwestern zu bereiten. Wenn auch die atomistische Betrachtungsweise, welche überhaupt den Ansichten der französischen Naturforscher vorherrschend zu Grunde liegt, und die Hauy das Gesetz der Decrescenzen aufstellen ließ, nach welchem es Aufgabe der Wissenschaft sein sollte, 1) die jeder Mineralgattung zugehörige Form ihrer kleinsten Theile, die Grundgestalt, auszumitteln, und 2) die einer und derselben Gattung angehörenden und doch äußerlich so abweichend erscheinenden Krystallformen auf eine Grundgestalt zurückzuführen, oder von ihr abzuleiten, — wenn auch, sagen wir, die atomistische Betrachtungsweise nicht die richtige war, so bleibt ihm doch das große Verdienst, den Boden für eine freiere Ansicht urbar gemacht und ihr eine Fülle des geordnetsten und trefflichst verarbeiteten Stoffes überliefert zu haben.

Vom dynamischen Standpunkte ausgehend, eröffnete dann Chr. Samuel Weiß (geb. 1780 in Leipzig, gest. 1856), ein Schüler des Professors der Mineralogie und Bergbaukunde an der Freiberger Akademie A. G. Werner (1750—1817), der zuerst eine bestimmte, durchgängig deutsche Terminologie geschaffen und dadurch die Aufstellung eines streng gegliederten, auf

*) Er hatte den Wladimir 3., den Stanislaus- und Annenorden 1. Classe.

naturhistorische Merkmale gegründeten Mineralsystems ermöglicht hatte, der Krystallographie ein neues Feld. Denn daß es in jedem Krystall ein unsichtbares Innerstes gebe, welches seinen ganzen Bau bestimme und regiere, und daß sich dasselbe, wie es sich durch Regulirung der Hauptrichtungen kund gibt, bildlich durch Richtungslinien, Axen genannt, verzeichnen lasse: dieser Gedanke wurde, wenigstens seiner hohen Bedeutsamkeit nach, zuerst von Weiß ausgesprochen und nachgewiesen. Aus dem einfach mathematischen Verhältniß der Axen zu einander in der Grundgestalt und zu anderen Linien in den abgeleiteten, führte er die Krystallformen auf ihre natürlichen Abtheilungen (die rhomboedrische und die oktaedrische Grundform) zurück, zeigte das Gesetzmäßige in diesen Formen und ihren Combinationen und leitete aus deren inneren Verhältnissen, ohne wie Hauy von sogenannten Kernformen auszugehen, crystallographische Zeichen ab.

Diese Methode von Weiß verfolgte nun auch sein Schüler Kupffer, zuerst in den zwei höchst scharfsinnigen Abhandlungen: „De calculo crystallonomico“ (4. Gott. 1821), welche seine Doctordissertation war, und „Ueber ein merkwürdiges Verhältniß, welches zwischen der Krystallform, dem Atomengewichte und der specifischen Schwere mehrerer Substanzen stattfindet“ (s. die Annales de Chimie, 1824. T. XXV. p. 337—357).

Als ferner im Jahre 1820 die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Preisfrage „über die genaueste Messung der Krystallwinkel“ gestellt hatte, suchte auch Kupffer dieselbe (während seines ersten Aufenthalts in Paris) zu lösen. Die akademischen Preisrichter erkannten zwar die Arbeit als sehr lobenswerth an, fanden sie jedoch noch nicht vollständig genug der Aufgabe entsprechend; da aber auch keine andere des Preises für würdig befunden werden konnte, so verdoppelten sie denselben und gaben für die Lösung der Aufgabe noch zwei Jahre Zeit. Diesmal ward denn Kupffer's Arbeit (abgedruckt in Leonhard's „Taschenbuch für Mineralogie. XIV. 240 ff., so wie separat erschienen in Berlin 1826, 4.) wirklich gekrönt. In dieser Schrift ist namentlich auch die ihrem Verfasser eigen gewesene Methode, die Krystallwinkel mit dem gewöhnlichen Wollaston'schen Reflexionsgoniometer statt, wie es u. A. auch Hauy gethan, mit dem mangelhaften Carangeau'schen Goniometer, zu messen, weitläufig beschrieben.

Außerdem schrieb Kupffer noch einige kleinere krystallographische Abhandlungen, wie z. B. „Ueber die Krystallisation des Schwefels“ (in Poggendorff's Annalen, II, 1824), „Ueber die Krystallisation des Kupfervitriols nebst Beobachtungen über das ein- und eingliedrige oder tetartoprismatische System“ (ebendas. VIII, 1826), „Ueber die Krystallisation des Augits und des Rothbleierzes“ (im Archiv für die gesammte Naturlehre, Bd. 10, Heft 3), „Ueber die Krystallform des Adulars ꝛc.“ (in Poggendorf's Annalen XIII, 1828) u. s. w. Hauptsächlich ist hier jedoch sein „Handbuch der rechnenden Krystallonomie“ zu erwähnen, welches, auf Kosten der Akademie der Wissenschaften gedruckt, 1831 in St. Petersburg erschien und ihn der Zahl der bedeutendsten Mineralogen anreihte.

Inzwischen hatte er aber die freie Zeit, welche ihm seine Lehrthätigkeit an der Hochschule zu Kasan gelassen, bereits auch zu anderen Studien benutzt, denen er später hauptsächlich seine Kräfte widmen sollte.

Auf jenen großen Seereisen, welche im 15. und 16. Jahrhundert durch die Entdeckung neuer Welten die Geschichte der Gegenwart einleiteten, hatten bekanntlich Männer wie Columbus und Cabot beobachtet, daß die Nadel des Compasses nicht genau nach Norden weise, wie man bisher geglaubt hatte, daß vielmehr ihre Richtung, der magnetische Meridian, nach Osten oder Westen von dem geographischen Meridiane abweiche, und dieser Winkel war die magnetische Abweichung oder Declination genannt worden.

Kurz darauf hatte Hartmann in Nürnberg die Entdeckung gemacht, daß eine in ihrem Schwerpunkte aufgehängte Magnetnadel sich nicht wagerecht stelle, sondern unter sich zeige, und Robert Norman schon 1576 die Größe dieser Neigung oder Inclination für London bestimmt. Die fortgesetzten Beobachtungen, besonders auf den Reisen durch die amerikanischen und indischen Meere, hatten ferner bald erkennen lassen, daß die Neigung so wenig als die Abweichung der Magnetnadel für die

verschiedenen Punkte der Erde eine gleiche sei. Die große Veränderlichkeit, welche die Richtung der Nadel in hohen Breiten zeigte, ließ auf Punkte schließen, wo dasselbe Ende der Nadel nicht mehr nach Norden, wie bei uns, sondern nach Süden zeigte; und jenseits des Aequators fand man das Nordende der Nadel, das bei uns fast senkrecht dem Boden sich zuneigt, nach oben gerichtet.

Diese Verschiedenheit in der Richtung der magnetischen Kraft auf der Erde erregten um so größere Aufmerksamkeit, als man sich davon bedeutende Vortheile für die Schifffahrt, ein Mittel, seine Lage auf unbekannten Meeren zu bestimmen, versprach. In dieser Erwartung entwarf schon E. Halley (1656—1742) in den ersten Jahren des vorigen Jahrhunderts Karten, auf welchen durch krumme Linien die Orte verbunden waren, welche eine gleiche Abweichung der Magnetnadel zeigten.

Aber man hatte auch bereits beobachtet, daß die Declination und Inclination an einem und demselben Orte keineswegs dieselbe bleibt, sondern fortwährenden Schwankungen unterworfen ist. Wie groß dieselbe im Laufe der Zeit werden kann, mag folgende Tabelle darthun, welche die Variationen der Declination in Paris seit mehreren Jahrhunderten angibt:

Jahr.	Declination.	
1580	11° 30′	östlich
1618	8° 00′	
1663	0° 00′	
1678	1° 30′	westlich
1700	8° 10′	
1767	19° 16′	
1780	19° 25′	
1785	22° 00′	
1805	22° 5′	
1812	22° 28′	
1814	22° 34′	
1816	22° 25′	
1817	21° 19′	
1823	22° 23′	
1825	22° 22′	
1828	22° 6′	
1829	22° 12′	
1832	22° 3′	
1835	22° 4′	
1849	20° 34′	
1851	20° 25′	
1853 (am 3. Dec.)	20° 17′	*)

*) Wie man sieht, sind diese Aenderungen durchaus nicht regelmäßig, etwa der Zeit proportional, denn wollte man z. B. die jährliche Variation aus der Beobachtung von 1700 und 1767 bestimmen, so erhielte man einen ganz anderen Werth, als aus den Beobachtungen von 1767 und 1814. Auch die Inclination ändert sich nicht regelmäßig, sondern in verschiedenen Zeiten mit verschiedener Geschwindigkeit.

Hiernach war im Jahre 1580 die Declination zu Paris östlich; von dieser Zeit an nahm sie bis zum Jahre 1663 ab, wo sie = 0 wurde. Jetzt fiel der magnetische Meridian mit dem terrestrischen zusammen. Nach 1663 entfernte sich das Nordende der Magnetnadel mehr und mehr von der Ebene des terrestrischen Meridians nach Westen; die Declination wurde westlich und wuchs in diesem Sinne bis zum Jahre 1814, wo sie ihr Maximum erreichte. Darauf wurde die Bewegung der Ebene des magnetischen Meridians rückläufig, indem sie sich grabweise wieder der des terrestrischen Meridians näherte. Aehnliche Schwankungen finden in höherem oder niedrigerm Grade für jeden andern Ort der Erde statt.*)

Unabhängig von diesen sogenannten *säculären* Variationen erleidet die Declination noch andere Schwankungen, die sich täglich mit großer Regelmäßigkeit wiederholen und im Frühjahr und Sommer stärker, als im Herbst und Winter sind.

Außer diesen periodischen Schwankungen und unabhängig von denselben erleidet die Declinationsnadel unter dem Einflusse verschiedener Ursachen noch wirkliche *Störungen*. Auf diese werden wir später noch zu reden kommen.

Was die Schwankungen der Inclination anbetrifft, so sind dieselben zwar weniger beträchtlich, als die der Declination, aber immerhin im Laufe der Zeit bemerkbar. Ebenso sind die täglichen Inclinationsschwankungen geringer, als die der Declination.

Wenn man nun, wie es geschieht, die Gesammtwirkung des tellurischen Magnetismus nach Außen graphisch durch die drei Systeme der *isogonischen*, *isoklinischen* und *isodynamischen* Linien (Linien von gleicher Abweichung, gleicher Neigung und gleicher Kraft) bezeich-

*) Die Friedrich-Wilhelmsstraße in Berlin ist genau nach der Richtung der Magnetnadel zur Zeit ihrer Erbauung angelegt; die Boussole wird dadurch auch zu einem chronologischen Moment.

net,*) so bleiben natürlich auch der Abstand und die relative Lage dieser stets bewegten, oscillirend fortschreitenden Curven nicht immer dieselben.

Aber wo ist der Sitz der magnetischen Kraft unseres Planeten, was bewirkt alle jene Aenderungen, nach welchem Gesetz vollziehen sich dieselben sowohl als periodische Variationen, wie auch als Perturbationen, welche letztere sich theils über Land und Meer, auf Hunderte ja Tausende von Meilen im strengsten Sinne des Wortes gleichzeitig offenbaren, theils sich in kurzen Zeiträumen allmälig in jeglicher Richtung über die Oberfläche der Erde fortpflanzen? Diese für die Ergründung des gesammten Erdlebens höchst wichtigen, weil eine so bedeutende Weltkraft betreffenden Fragen sollten im zweiten Viertel unseres Jahrhunderts eine Bewegung in der ganzen wissenschaftlichen Welt hervorrufen, wie eine dergleichen noch nicht dagewesen. Wie weit die Fragen bis heute gelöst sind, werden wir später sehen. Zuerst sollte und konnte nur das, was in den dreifachen Manifestationen der Erdkraft sich als meßbare Verhältnisse des Raumes und der Zeit, als das Gesetzmäßige im Veränderlichen darbietet, durch Bestimmung numerischer Mittelwerthe Fortschritte machen, und zwar glänzende. (Vgl. A. v. Humboldt im „Kosmos" Bd. I. S. 197). Und zu diesen, die bereits so großartige Früchte getragen haben, hat wahrlich nicht Unbedeutendes auch unser Kupffer beigetragen. Sein Name leuchtet hier als einer der hellsten Sterne. Auch auf ihn sollte ja ganz besonders der Einfluß jener geistigen Sonne unseres Jahrhunderts anregend und fördernd wirken, sein Streben sollte die gebührende Anerkennung, die erfreulichste Würdigung und thatkräftigste Unterstützung bei jenem mächtigen Geiste finden, dessen Erscheinen ein so unschätzbares Glück für die ganze wissenschaftliche Bewegung gewesen ist, da er der träumerischen, in Speculation und Idealität sich verlierenden Naturphilosophie gegenüber, die auf jeder Seite in Nihilismus auslief, mit Gewalt in's reale Forschen, in's erfahrungsmäßige Denken zurückgelenkt hat.

Wir meinen natürlich Niemand anders, als Alexander von Humboldt, den Begründer der vergleichenden Erdbeschreibung.

Schon in den Jahren 1806 und 1807 hatte derselbe zu Berlin mit seinem Freunde und Mitarbeiter Oltmanns, besonders zur Zeit der Solstitien und Aequinoctien, fünf bis sechs Tage und ebenso viel Nächte ununterbrochen von Stunde zu Stunde, oft von halber zu halber Stunde, den Gang der Magnetnadel beobachtet. Er hatte sich überzeugt, daß fortlaufende, ununterbrochene Beobachtungen (observationes perpetuae) von mehreren Tagen und Nächten den vereinzelten Beobachtungen vieler Monate vorzuziehen seien. Der Apparat, ein Prony'sches „magnetisches Fernrohr," in einem Glaskasten an einem Faden ohne Torsion aufgehangen, gab an einem fern aufgestellten, fein getheilten, bei Nacht durch Lampen erleuchteten Signale Winkel von 7 bis 8 Secunden, und magnetische Perturbationen (Störungen), die bisweilen in mehreren auf einander folgenden Nächten zu derselben Stunde wiederkehrten, ließen Humboldt schon damals den lebhaften Wunsch äußern, ähnliche Apparate in Westen und Osten von Berlin benutzt zu sehen, um allgemeine tellurische Phänomen von dem zu unterscheiden, was localen Störungen im Innern des ungleich erwärmten Erdkörpers oder in der wolkenbildenden Atmosphäre zugehört. Humboldt's Abreise nach Paris aber und die lange politische Unruhe im ganzen westlichen Europa verhinderten damals die Erfüllung jenes Wunsches.

Da kam das Siegesjahr 1820, dessen wissenschaftliche Errungenschaften noch nach Jahrhunderten der Menschheit bleiben werden, während der Preis der Freiheitskämpfe schon nach einem Menschenalter vergessen worden!

Wohl werden die Geschichten der Schlachten geschrieben, und Alt und Jung liest sie mit Begier; der fallende Held wird besungen und dem ruhmvollen Sieger noch nach Jahrtausenden zugejauchzt. Aber die Kämpfe des Geistes auf dem Gebiete der Industrie und Wissenschaft flößen nur Wenigen lebhaftes Interesse ein; ihre Opfer kennt man nicht, ihre Sieger nennt man kaum. Und doch sind es die edelsten, die wechselvollsten und die uns am nächsten berühren!

*) Es darf überhaupt nicht außer Acht gelassen werden, daß die Richtung der magnetischen Linien in ihrem Fortschreiten nur so verfolgt werden können, wie sie auf der Erdoberfläche projicirt sind.

Seit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der Entdeckung der Dampfkraft hat es keine größere Entdeckung gegeben, als die des dänischen Natur- und Sprachforschers, Philosophen und Dichters Hans Christian Oersted (1777—1851), der auch, wie der Nestor der Naturwissenschaften am Abende seines Lebens den Schatz seiner Erfahrungen, seiner Forschungen, seiner Ansichten in seinem „Kosmos" gleichsam als das höchste Product gesammter Lebenskraft der Nachwelt hingab, in seinem Spätherbste alle Lebenssäfte in eine schöne Spätfrucht, den „Geist in der Natur," hat zusammenströmen lassen.

Im Jahre 1820 ward die Vermuthung Oersted's, auf die ihn sein fester Glaube an eine Einheit aller Naturkräfte geleitet hatte, daß nämlich der Magnetismus nur eine verborgene Form der Elektricität sei, zur folgenreichsten Gewißheit. Das Licht aber, welches von ihm über den inneren Zusammenhang der Elektricität und des Magnetismus verbreitet wurde, erweckte endlich auch, nach langem Schlummer, ein allgemeines Interesse für den periodischen Wechsel der elektro-magnetischen Ladung des Erdkörpers.

Arago und Kupffer waren es, die zuerst durch Vergleichung gleichzeitiger Perturbationsbeobachtungen an den Ufern der Seine und der Wolga zeigten, welchen Gewinn man aus correspondirenden Messungen der Abweichung ziehen könne.

Schon in Paris hatte der letztgenannte mit dem berühmten Entdecker des Rotationsmagnetismus an dessen stündlichen Beobachtungen, deren längste ununterbrochene Reihe von ihm bereits mehrere Jahre vor 1820 angefangen worden war, theilgenommen. In Kasan war es dann, wo Kupffer, der mit Arago getroffenen Verabredung gemäß, die magnetischen Observationen wieder aufnahm. Aber auch den Einfluß des Nordlichtes, dieses „magnetischen Ungewitters" auf die Magnetnadel suchte er kennen zu lernen (s. Poggendorf's Annalen X, 1827).

Es werden alle drei periodisch veränderlichen Kraftäußerungen des tellurischen Magnetismus zugleich von dem Polarlichte, dieser Himmelsgluth, welche an einem der Pole farbig ausstrahlt, — denn auch am Himmel des Südpols erscheinen dieselben wunderbaren Ausstrahlungen von Zeit zu Zeit, ja oft gleichzeitig mit den Nordlichtern, — afficirt, doch nur vorübergehend. „Wenn das leuchtende Phänomen," sagt A. von Humboldt im ersten Bande seines „Kosmos," S. 206, „das wir einem galvanischen Strome, d. h. einer Bewegung der Elektricität in einem sich selbst zurückkehrenden Kreislaufe, zuschreiben, durch den unbestimmten Namen des Polarlichtes bezeichnet wird, so ist damit nur die örtliche Richtung angegeben, in welcher am häufigsten, keineswegs immer, der Anfang der Lichtentwickelung gesehen wird. Was diesem Naturphänomen seine größere Wichtigkeit gibt, ist die Thatsache, daß die Erde leuchtend wird, daß ein Planet außer dem Lichte, welches er von dem Centralkörper, der Sonne, empfängt, sich eines eigenen Lichtprocesses fähig zeigt." So ist eine lichtvolle Erkenntniß an die Stelle ängstlicher Deutung getreten und hat die finstere Prophezeiung vergangener Jahrhunderte:

„Aus den Wolken blutig roth
Hängt der Herrgott seinen Kriegsmantel 'runter,"

für unsere Zeiten nichts Schreckliches mehr. Denn das Begreifliche verliert die furchterregende Macht, durch welche das Wunderbare über die Schwachen herrscht. Der Erzeugungsproceß des magnetischen Ungewitters ist, wie der des elektrischen, ein Act der Wiederherstellung eines gestörten Gleichgewichts, also ein Versöhnungsact, ein Ausgleich von Spannungen — ein Symbol des eintretenden Friedens. Blitz und Polarlicht sind

„Liebesboten, die verkünden,
Was ewig schaffend uns umwallt!"

Ferner machte Kupffer Versuche in Bezug auf die Vertheilung des Magnetismus in Magnetstäben (s. eine Abhandlung darüber in Poggendorf's Annalen XII, 1828) und entdeckte und bestimmte den Einfluß der Temperatur auf dessen Kraft in denselben (s. das Bull. phys. math. de l'Académie des sciences de St. Pétersbourg I, 1843). Dies Alles war möglich gewesen, da auf Kupffer's Vorschlag ein kleines magnetisches Observatorium (von einem solchen muß alles Eisen fern gehalten werden) zu Kasan erbaut worden war, dem ähnlich, in welchem er bereits mit Arago in Paris magnetische Beobachtungen angestellt hatte. Als er dann im Jahre 1828 der so ehrenvollen Berufung nach

St. Petersburg gefolgt war, von welcher Zeit an seine physikalischen Arbeiten eine immer größere Ausdehnung gewannen, schlug er der Akademie der Wissenschaften, welche unter der Vicepräsidentschaft des bekannten Geographen und Historikers Andrei Karlowitsch Storch (geb. 1766 in Riga, gest. 1839) einen neuen Aufschwung genommen hatte, gleichfalls den Bau eines kleinen magnetischen Observatoriums vor; dieser Vorschlag, von Alexander von Humboldt, der sich im Mai 1829 mit G. Ehrenberg und G. Rose als Durchreisender grade in St. Petersburg befand, mächtig unterstützt, ward genehmigt und im Herbste des genannten Jahres zur Ausführung gebracht. Das im Februar 1830 vollendete Häuschen stand an einem sehr isolirten Orte hinter der Festung, auf dem sogenannten Kronwerke, auf einem ziemlich großen Platze, von Wällen umgeben und von der Festung durch einen Kanal getrennt. Hier wurden nicht nur alle sechs Wochen Beobachtungen über die stündlichen Variationen der magnetischen Declination gemacht (allstündlich Tag und Nacht 24 Stunden hindurch), die mit den von Humboldt seit 1828 in Berlin wieder aufgenommenen und in Freiberg (in einer Teufe von 35 Lachtern unter Tage) angestellten Observationen correspondirten, sondern es ward auch die magnetische Neigung von St. Petersburg mehrere Male mit möglichster Genauigkeit vermittelst guter, von Gambey in Paris verfertigter Boussolen bestimmt. Ferner wurde eine gleichfalls von Gambey angefertigte Boussole für die tägliche Aenderung der magnetischen Neigung aufgestellt, um die stündlichen Variationen dieses wichtigen Elements des Erdmagnetismus hier zum ersten Male genau und fortdauernd zu beobachten.

Unter dem Schutze des Finanzministers (nachherigen Grafen) Canerin, der die Wissenschaft in Rußland kräftig zu fördern suchte, gediehen die magnetischen Studien besonders; so wurden noch in Katherinenburg, Barnaul und Nertschinsk kleine magnetische Observatorien gegründet; einen besonderen Aufschwung aber nahmen sie vom Jahre 1835 an, wo Kupffer dem, 1834 unter der Leitung von Friedrich Gauß gegründeten Magnetischen Vereine beigetreten war, dessen Centralpunkt Göttingen ist, und den von Gauß erfundenen magnetometrischen Apparat kennen gelernt hatte. Wir sind in der Lage, unseren Lesern einen darauf bezüglichen, an unsern Kupffer gerichteten Brief des 1855 verstorbenen Gauß mittheilen zu können.

„Hochgeehrter Herr Professor.

Es ist mir ungemein angenehm gewesen, aus Ihrem gütigen Briefe vom 6. Junius zu erfahren, daß Sie sich unserm Verein zu Beobachtungen der magnetischen Variation anschließen. Für die Mittheilung der Beobachtungen des letzten Termins*) danke ich verbindlichst; außer den hiesigen hatte ich noch zu vergleichen die von Leipzig, Marburg, zum Theil von Breslau, von Kopenhagen und von Neapel. Indessen mußten diesmal die von Marburg und Breslau noch bei Seite gesetzt werden, da die Apparate als genügend und die Beobachter als hinlänglich geübt noch nicht betrachtet werden konnten. Auch die von Neapel (Beobb. Sartorius und Listing) sind aus mehreren Ursachen nicht befriedigend; da die Beobachter, denen auf der Grenze bei barbarischem Benehmen der Douanen ihr Apparat theils verdorben, theils ganz verloren war, sich nur eines nothdürftig zusammengeflickten Apparats bedienen konnten. Ein neuer geht jedoch in Kürze von hier an sie ab. Die Beobb. von Göttingen, Leipzig und Kopenhagen geben aber die gewohnte Harmonie; auch Ihre Beobb. haben an sehr vielen Stellen unverkennbare Aehnlichkeit, während bei Einer Stelle Petersburg eine entgegengesetzte Bewegung gibt (Sinken, wo gleichzeitig Göttingen, Leipzig und Kopenhagen Fallen haben). Hier scheint also die Ursache ihren Sitz diesseits Peters-

*) Die magnetischen Beobachtungen zerfallen nach dem oben Gesagten in laufende Beobachtungen, Terminbeobachtungen und Störungsbeobachtungen; die Terminbeobachtungen werden seit 1834 alle Monate 24 Stunden lang fortgeführt, so daß alle Beobachter auf der ganzen Erde zur nämlichen Zeit beobachten, und zwar von 5 zu 5 Minuten nach Göttinger Zeit regulirt. Die Beobachtungen beginnen 10 Uhr Abends und zwar im Februar, Mai, August und November am letzten Göttinger Freitag in diesen Monaten, in den übrigen Monaten wird an der Mittwoch angefangen, welche dem 21. am nächsten liegt. Von 5 zu 5 Minuten werden alle 3 Elemente bestimmt und zwar um 10 Uhr die Declination, um $10^h 1' 40''$ die Horizontalintensität, um $10^h 3' 20''$ die Inclination, um $10^h 5'$ wieder die Declination u. s. f. — Anm. des Verf.

burg gehabt zu haben. Grade solche Erscheinungen, erst durch viele Erfahrungen constatirt, werden die allerinteressantesten sein.

Unser Verein erweitert sich beständig. Marburg ist jetzt mit hinlänglich kräftigen Stäben versorgt; in Breslau wird hoffentlich auch Herr Bojislawsky trachten, solche zu erhalten, in der That sind kräftig magnetisirte Stäbe von wesentlicher Wichtigkeit für die Brauchbarkeit der Resultate. Nach Freiberg ist schon vor sechs Wochen ein vollständiger Apparat*) abgegangen und vermuthlich schon im letzten Termin benutzt. Vor Kurzem sind Apparate nach Halle und Wien geschickt, und in Arbeit sind ähnliche für München und Upsala. Mit den in Rußland einzurichtenden Beobachtungsplätzen werden wir also bald ein paar Dutzend eifriger Theilnehmer haben.

Der letzte Termin Ende Julius ist hier wie immer vollständig beobachtet; im Haupttermin sind aber nur sehr geringe Anomalien vorgekommen. Die beträchtlichsten waren von $12^h\,40'$ bis $12^h\,55'$ Sinken von 6 Scalentheilen, von da bis $13^h\,25'$ Steigen von 7 Scalentheilen, von da bis $13^h\,50'$ wieder ebenso viel Sinken, von da bis $14^h\,30'$ Steigen von fast 12 Scalentheilen. Uebrigens haben die einzelnen Beobachter mir die Beobb. noch nicht vollständig abgegeben. Dagegen hat in den beiden Nebenterminen 28., 29. Jul. der Herr Dr. Goldschmidt einige ortige Bewegungen beobachtet. Es ist recht Schade, daß am 29. nicht eine Viertelstunde vor 8 Uhr schon angefangen ist zu beobachten; falls das Aufsteigen eben so rasch geschehen ist, wie das Niedersteigen, so hätte bei vollständigen Beobb. von mehreren Arten dies schon eine Art Längenprobe geben können.

Auf Ihre Fragen wegen Verschließens des Kastens bemerke ich, daß hier in Göttingen im Magnetischen Observatorium der Luftzug so gut abgehalten, und in der Sternwarte dem wenigen etwa noch zu besorgenden Luftzug durch die Schwere der Nadel (25 Pfund) so kräftig widerstanden wird, daß gar kein Bedürfniß, den Kasten ganz zu verschließen, eintritt, indem die Harmonie der Beobb. gar nichts zu wünschen übrig läßt. Wo die Localität ungünstiger ist, und namentlich auch, wo die Nadel nicht recht kräftig magnetisch ist, wird aber allerdings das Verschließen mit einem Planglase vortheilhaft sein, insofern man dadurch nicht etwa am guten Sehen mehr verliert, als auf der anderen Seite gewinnt.

Ich bediene mich eines vierzigmal vergrößernden Fernrohrs mit 35 Millimeter Oeffnung. Die Bilder der Scalentheile sind so rein, daß man auf $^1/_{10}$ Theil ($= 2''$) sicher ablieset. Es hängt dies natürlich hauptsächlich von der Güte der Spiegel ab und es ist nicht leicht, hinlänglich gute zu erhalten. Einige von sonst sehr geschickten, ja berühmten Künstlern gefertigte fand ich ganz unbrauchbar. Ich bediene mich theils einiger (zu künstl. Horizont. Dächern bestimmt gewesenen) Glasplatten von Troughton, die ich habe foliiren lassen, theils einiger aus München bezogenen Spiegel. Diesen muß ich das Zeugniß geben, daß sie vortrefflich sind. Es versteht sich von selbst, daß die zum Verschließen des Kastens anzuwendenden Gläser ebenso gut sein müssen.

Wo es übrigens nicht auf absolute Declinationsbestimmung ankommt,

*) Die innerhalb der kürzeren Periode eines Tages oder eines Jahres regelmäßig wiederkehrenden Variationen und die unregelmäßigen Schwankungen der Declination sind alle von so geringer Amplitude (Schwingungsweite), daß sich zu ihrer Beobachtung ein noch genaueres Instrument als die Boussole wünschenswerth gemacht hatte. Gauß selbst war es, der, wie gesagt, ein solches in seinem Unifilarmagnetometer erfand. Dasselbe besteht aus einem großen (5—25pfündigen Magnetstabe, welcher mittelst einer ihn umschließenden Hülse an einem mehrere (7) Fuß langen Metalldrath oder einem Bündel von vielen (200) Coconfäden aufgehängt ist und an der einen seiner Endflächen rechtwinkelig auf der magnetischen Axe einen Planspiegel trägt. Ihm gegenüber in einer Entfernung von etwa 16 Fuß ist ein Fernrohr aufgestellt, auf dessen Stativ rechtwinklig zum magnetischen Meridian eine mehrere (4) Fuß lange in Millimeter getheilte Scala angebracht ist, so daß ein durch das Fernrohr sehendes Auge im Spiegel des Magnetometers ungefähr den Mittelpunkt der Scala erblickt. Bei der geringsten Schwankung des Magnetstabes kommen vor dem Fadenkreuz des Fernrohres andere Scalentheile zum Vorschein, und man kann hieraus nach den katoptrischen Gesetzen die Größe der Ablenkung auf das Genaueste messen. Weil bei jeder Aenderung der Declination der Stab in Oscillationen geräth, welche die Beobachtung der unmittelbar darauf folgenden Veränderung stören würden, so umgibt man den Stab mit einem an den nothwendigen Stellen durchbrochenen kupfernen Gehäuse (Dämpfer), welches nach den Gesetzen der Magnetoinduction und des Elektromagnetismus den Stab alsbald beruhigt. — Anm. des Verfassers.

könnte man, anstatt den Spiegel an einem Pole der Nadel anzubringen, ihn am Schiffchen und zwar außerhalb des Kastens anbringen, natürlich in solider Zwischenverbindung, etwa durch eine ziemlich starke Stange. In diesem Fall brauchte der Kasten nur eine so große Oeffnung zu haben, in der diese Stange frei spielen kann. Wir werden vielleicht in Kurzem zu anderen Versuchen eine 44pfündige Nadel aufhängen, wobei ich diese Einrichtung versuchen will. Es sind demnach zwei sehr wichtige Vortheile zu erreichen:

1) daß man viel größere Schwingungsbeobachtungen machen kann, was besonders bei manchen elektromagnetischen Beobb. von Wichtigkeit ist;

2) daß man auch eine andere Localität, die nicht grade im Sinn des Meridians eine beträchtliche Ausdehnung hat, sondern in irgend einer anderen, ebenso gut benutzen kann. Denn offenbar kann man, wo es auf keine absoluten Beobb. ankommt, dem Spiegel welche Stellung man will, geben.

Wenn Sie, worum ich recht sehr bitte, mir in Zukunft die ferneren Petersburger Terminbeobachtungen gütigst mittheilen, so bitte ich mir zugleich einige nähere Nachricht über Ihren Apparat zu geben, namentlich auch Größe, Gewicht und Schwingungsdauer der Nadel.

Mit ausgezeichneter Hochachtung beharre ich Ihr ergebenster C. F. Gauß.

Göttingen, den 31. Juli 1835."

Wir wollen gleich hier noch zwei andere Gauß'sche Briefe zur Mittheilung bringen, da sich auch deren hauptsächlicher Inhalt auf die magnetischen Beobachtungen bezieht; ein vierter interessanter Brief soll im Weiteren folgen.

„Hochgeschätzter Freund.

Nur ein paar Worte will ich dem Schreiben des Herrn Meierstein beifügen, um Ihnen den richtigen Empfang des gütigst überschickten Berichts über die russische Chronometerexpedition im Baltischen Meere, und Ihrer Beobachtungen vom Februartermine anzuzeigen, und für Beides verbindlichst zu danken. Mein eigener Brief vom 18. Februar*) hat sich mit Ihrem letzten gekreuzt und wird hoffentlich längst angekommen sein. Der Februartermin war sehr mager, inzwischen sind die Aehnlichkeiten des Ganges zwischen Petersburg und Göttingen überall zu erkennen; nur zieht sich die Curve für die Intensität bei Petersburg immer mehr in die Höhe (abnehmende Scalentheile),*) während bei Göttingen sie am Schluß ungefähr ebenso hoch steht wie im Anfange. Beobachtungen von anderen Orten werden entscheiden, wo die Ursache liegen mag. Bisher sind sonst nur die Beobachtungen aus Krakau (die ersten von dort) eingetroffen, wo aber bloß Declinationsänderungen beobachtet sind, die an allen drei Orten vortrefflich harmoniren.

Wir freuen uns der uns gegebenen Hoffnung, Sie im bevorstehenden Sommer wieder hier zu sehen, und ich bin stets mit aufrichtiger Hochachtung und Freundschaft Ihr ergebenster C. F. Gauß.

Göttingen, den 19. März 1840."

„Ich kann nicht unterlassen, dem Herrn Conferenzrath Schumacher bei seiner Reise nach Petersburg einige Zeilen mitzugeben

*) Dies ist der Brief, der später folgen wird.

*) Auch zur genaueren Beobachtung der Variationen der Intensität hatte Gauß einen Apparat erfunden, das Bifilarmagnetometer. An zwei etwa 15 Fuß langen und $1\frac{1}{2}$ Zoll von einander entfernten Stahldrähten hängt ein verticaler fester Stab mit einem verticalen Spiegel, in welchem man durch ein 16 Fuß entferntes Fernrohr das Bild eines Stückes einer in Millimeter getheilten, über dem Fernrohr befestigten horizontalen Scala sieht. An dem unteren Ende des Stieles befindet sich ein um die verticale Axe mittelst des sogenannten Torsionskreises drehbares Schiffchen (Hülse), in das ein etwa zwanzigpfündiger Magnetstab geschoben werden kann. Durch die Torsion der Fäden nimmt das Schiffchen an sich eine solche Lage an, daß die Fäden sich parallel stellen und der Schwerpunkt des angehängten Körpers in dieselbe Ebene zwischen die verlängerte Richtung beider Fäden fällt. Der Torsionskreis wird nun so gestellt, daß die Richtung des Schiffchens mit dem magnetischen Meridian einen bedeutenden Winkel bildet. Schiebt man dann in dieselbe den Magnetstab, so wird derselbe eine zwischen der früheren Richtung des Schiffchens und dem magnetischen Meridian liegende Richtung annehmen, so nämlich, daß die Torsionskraft der Fäden und die Richtkraft des Erdmagnetismus sich das Gleichgewicht halten. Stellt man nun den Torsionskreis anfänglich so, daß die Ruhelage des Magnetstabes gegen den magnetischen Meridian etwa rechtwinklig steht, so äußert sich die geringste Aenderung der Stärke des Erdmagnetismus durch eine veränderte Lage des Magnetstabes, welche durch die im Fernrohr sich zeigenden Scalentheile, wie beim Unifilarmagnetometer höchst genau beobachtet und gemessen werden kann.

um Ihnen für die gütige Mittheilung der Terminsbeobachtungen vom Februar und Mai meinen verbindlichsten Dank abzustatten. Der letztere ist der Interessanteste gewesen, den wir bisher gehabt haben. Grade bei so starken Bewegungen zeigt sich die Nützlichkeit des Dämpfers im hellsten Lichte. Hier kam die Nadel an beiden Apparaten niemals in irgend eine erhebliche Oscillation, während an anderen Orten, die eines Dämpfers ermangelten, die großen schnell wechselnden Bewegungen auch große Oscillationen nach sich zogen, von Hunderten von Scalentheilen, so daß hie und da die Beobachtungen sogar eine Zeitlang ganz verdorben wurden oder eingestellt werden mußten.

Von Herrn Meierstein höre ich, daß er die Absicht hat, nächste Woche sechs 25-pfündige Magnetstäbe an Sie abzusenden, die also vermuthlich gleichzeitig mit diesem Briefe, oder nicht viel später, bei Ihnen eintreffen werden.

Den nunmehro herannahenden Augusttermin werden Sie, hoffe ich, schon in Ihrem neuen magnetischen Observatorium beobachten.

Mit dem Russischen schreite ich, wenn auch langsam, doch immer etwas fort, und nehme an dieser reichen und bildsamen Sprache recht viel Interesse. Ihr Руководство*) lese ich mit einiger Fertigkeit und mit vielem Vergnügen; die Einrichtung Ihrer Barometer hat mich besonders interessirt. Vor einigen Monaten erhielt ich über Berlin den ersten Theil von Herrn Bunjakovski's**) mathematischem Wörterbuche; ich bitte bei Gelegenheit demselben für dies angenehme Geschenk meinen verbindlichsten Dank zu bezeugen; ich habe bereits mehrere Artikel desselben mit Vergnügen durchgelesen.

Stets Ihr herzlich ergebenster

C. F. Gauß.

Göttingen, den 13. August 1840."

*) Rukowodstwo heißt Handbuch. Damit meint Gauß die in russischer Sprache von Kupffer herausgegebene „Anleitung, magnetische und meteorologische Beobachtungen zu machen." Vgl. den Brief No. 706 S. 394 im 3. Bande des „Briefwechsels zwischen C. F. Gauß und H. C. Schumacher." Altona 1861.

**) Bunjakovski ist gegenwärtig Vicepräsident der Petersburger Akademie.

(Schluß folgt.)

Die wahre

Bahn des Donati'schen Kometen.

Von

J. Müller.

Im 5. Bande der „Illustrirten Deutschen Monatshefte" (S. 277 ff.) habe ich über die Erscheinung und die scheinbare Bahn des Donati'schen Kometen berichtet, welcher im Herbste 1858 die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatte. Am Schlusse jenes Aufsatzes hatte ich das Versprechen gegeben, auch über die wahre Bahn berichten zu wollen, sobald die Elemente derselben durch astronomische Zeitschriften veröffentlicht sein würden.

In der That habe ich schlecht Wort gehalten, obgleich die „astronomischen Nachrichten" schon sehr bald die von mehreren Astronomen berechneten Elemente der Bahn dieses merkwürdigen Kometen mitgetheilt hatten. Im Drange anderer Arbeiten hatte ich dies Versprechen gänzlich vergessen, jetzt aber daran erinnert, will ich nicht säumen, wenn auch spät, mein Wort einzulösen.

Die scheinbare Bahn des Donati'schen Kometen, d. h. der Weg, welchen derselbe, von der selbst bewegten Erde aus gesehen, unter den Fixsternen durchlief, ist bereits auf S. 278 des citirten Aufsatzes besprochen worden. Aus dieser scheinbaren Bahn muß die Gestalt der wahren Kometenbahn, d. h. des Weges, welchen der Komet wirklich in unserem Planetensystem zurückgelegt hat, abgeleitet werden.

Die wahren Bahnen der Kometen sind entweder Parabeln, in deren Brennpunkt die Sonne steht, oder es sind langgestreckte Ellipsen, deren einen Brennpunkt die Sonne einnimmt. — Ein Komet kann für uns nur so lange sichtbar sein, als er sich in der Nähe dieses Brennpunkts, der Sonne, befindet; wenn er sich weiter von derselben entfernt, verschwindet er für unsere Blicke; es ist deshalb für uns auch nur der Theil seiner wahren Bahn von Interesse, welche in der Nachbarschaft seiner Sonnennähe liegt, d. h. dasjenige Stück der Kometenbahn, welches zunächst vor und hinter dem Punkte liegt, in welchem er seinen kleinsten Abstand von der Sonne erreichte.

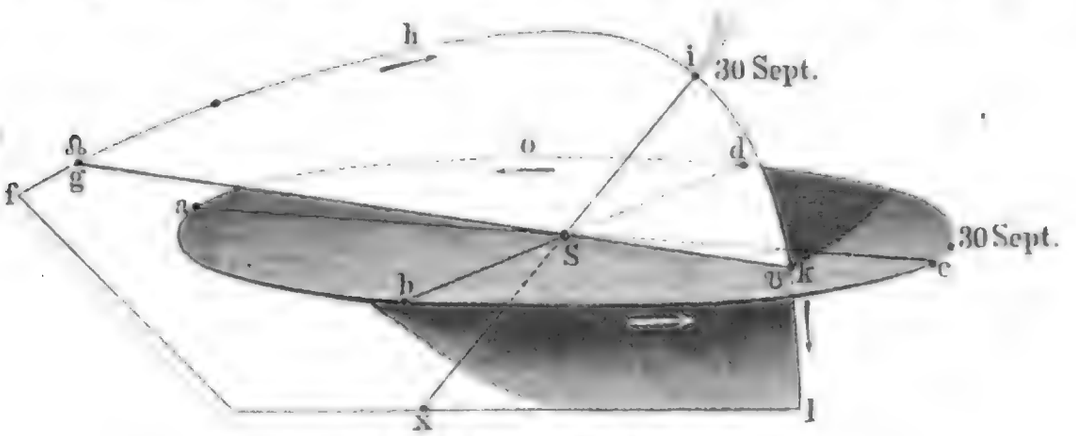
Dieses Stück der Bahn des Donati'schen Kometen ist in der umstehenden Figur in

seiner richtigen Lage zur Erdbahn dargestellt. Die Ellipse abcd stellt das perspectivische Bild der Erdbahn dar, in deren Mittelpunkt sich die Sonne S befindet. In a befindet sich die Erde zur Zeit des Frühlingsäquinoctiums, den Punkt b passirt sie zur Zeit der Sommer-Sonnenwende, also am 22. Juni. Vom 22. Juni bis zum 22. September durchläuft die Erde den Bogen von b bis c. In d endlich langt die Erde zur Zeit des Wintersolstitiums, also am 22. December, an.

Von a aus gesehen, also zur Zeit des Frühlingsäquinoctiums, erscheint uns die Sonne S sammt dem Punkte c auf eine Stelle der Ekliptik projicirt, welche man als Frühlingspunkt bezeichnet. Da nun aber in unserer Figur die Ekliptik nicht verzeichnet ist, so wollen wir den Punkt c selbst für den Frühlingspunkt nehmen, was für die hier zu besprechenden Verhältnisse ohne Anstand geschehen kann. Wenn nun abcd in der erwähnten Weise die Erdbahn darstellt, so ist fghikl der Theil der paraboliſchen Bahn des Donati'schen Kometen, welcher in die Nachbarschaft des Perihels (der Sonnennähe) fällt. Die Ebene der Erdbahn und die Ebene der Bahn des Donati'schen Kometen schneiden sich in einer graden Linie gSk, welche den Namen der Knotenlinie führt. Da unser Komet sich in der Richtung des kleinen Pfeiles bei h bewegte, so ist g der Punkt, in welchem er von der Südseite der Ebene der Erdbahn auf die Nordseite derselben übertrat, g ist also der aufsteigende Knoten (☊). ghik ist das ganze Bahnstück, welches auf der Nordseite der Ebene der Erdbahn liegt. In k passirt der Komet abermals die Ebene der Erdbahn, um von der Nordseite derselben auf die Südseite überzugehen, k ist also der niedersteigende Knoten (☋).

Die Lage der Knotenlinie ist durch die Länge des aufsteigenden Knotens bestimmt, d. h. durch den Winkel c S g, welchen die von der Sonne S zum aufsteigenden Knoten g gezogenen Grade mit derjenigen macht, welche man sich von S nach dem Frühlingspunkt c gezogen denken kann. Die Länge des aufsteigenden Knotens beträgt für den Donati'schen Kometen 165° 15′.

Durch ein und dieselbe Knotenlinie kann man sich unzählig viele Ebenen gelegt denken, die Ebene der Kometenbahn ist also erst bestimmt, wenn man außer der Lage



Bahn des Donati'schen Kometen.

der Knotenlinie auch noch die Neigung der Bahn, d. h. den Winkel kennt, welchen die Ebene der Kometenbahn mit der Ebene der Erdbahn macht. Dieser Winkel beträgt für den Donati'schen Kometen 63° 3′.

Ist einmal die Ebene der Kometenbahn bestimmt, so ist noch ferner zu bestimmen, welches die Lage der vom Kometen beschriebenen Parabel in dieser Ebene ist. Es geschieht dies durch die Bestimmung des Gipfelpunktes i dieser Parabel, welcher den Namen des Perihels führt.

Eine von i nach S gezogene Grade ist die Axe der Parabel; ihre Lage ist bestimmt durch den Winkel, welchen sie mit der Knotenlinie macht. Für den Donati'schen Kometen beträgt dieser Winkel gSi 128° 59′.

Der Abstand des Perihels von der Sonne, also die Länge Si betrug für unseren Kometen 0,58 Erdweiten, d. h. die geringste Entfernung desselben von der Sonne war 0,58mal so groß, als die mittlere Entfernung der Erde von der Sonne.

Die Entfernung der Erde von der Sonne ist in runder Zahl 20 Millionen Meilen (deutsche oder geographische). Der Donati'sche Komet hat sich demnach der Sonne bis auf 11,600,000 Meilen genähert, und zwar passirte er das Perihel am 30. September 1858. Die Stelle ihrer Bahn, an welcher sich gleichzeitig die Erde befand, ist in obiger Figur gleichfalls bezeichnet.

Der Donati'sche Komet ist rückläufig, weil er, wie aus der Betrachtung der Pfeile bei h und o hervorgeht, in entgegengesetzter Richtung um die Sonne läuft, als die Erde.

Das in der Nachbarschaft des Perihels liegende Stück fhikl der Bahn des Donati'schen Kometen kann eben so gut einer Parabel als einer sehr excentrischen Ellipse angehören. Berechnet man aus den beobachteten Kometenörtern eine elliptische Bahn, so ergibt sich für die halbe große Axe ohngefähr eine Länge von 160 Erdweiten (160mal 20 Millionen Meilen) und eine Umlaufszeit von ohngefähr 2100 Jahren.

Da die Ebene der Kometenbahnen meist einen sehr bedeutenden Winkel mit der Ebene der Erdbahn macht, so lassen sich dieselben nicht so übersichtlich in einer Ebene darstellen, wie dies bei den Planetenbahnen der Fall ist. Um ein einigermaßen anschauliches Bild derselben zu geben, muß man schon zu perspectivischer Darstellung seine Zuflucht nehmen, wie dies für den Donati'schen Kometen in obiger Figur geschehen ist. Doch bleibt eine solche Darstellung in mancher Beziehung mangelhaft; eine vollkommen wahre, auch dem weniger geübten Laien ganz verständliche Darstellung läßt sich nur durch körperliche Modelle geben. Ein solches Modell der wahren Bahn des Donati'schen Kometen hat nach meinen Angaben Herr Joh. Val. Albert Sohn in Frankfurt a. M. anfertigen lassen. Die Erdbahn bildet bei diesem Modelle einen Kreis von ohngefähr 4 Zoll Durchmesser; es sind auf demselben die Orte bezeichnet, welche die Erde von 5 zu 5 Tagen zwischen dem 16. August und dem 4. November (ohngefähr die Zeit der Sichtbarkeit des Donati'schen Kometen im Jahre 1858) einnimmt. Ebenso sind auf der Kometenbahn die Stellen bezeichnet, an welchen sich an den gleichen Tagen der Komet befand, so daß man an diesem Modell leicht die Richtungen zeigen kann, nach welchen man an den bezeichneten Tagen von der Erde aus den Kometen sah.

Auch die Bahn des großen Kometen von 1861 habe ich durch ein ähnliches Modell darstellen lassen, aus welchem man sieht, daß die Erde zur Zeit, als jener Komet durch seinen aufsteigenden Knoten ging (28. Juni 1861), sich ganz in der Nähe seines Schweifes befand.

Schließlich noch einige Worte über die Ausstrahlungen der Kometen. In meinem Aufsatz über den Donati'schen Kometen, welcher sich im 5. Bande dieser Zeitschrift befindet, habe ich angeführt, daß es mir nicht gelungen ist, mit unserem Fernrohre solche Strömungserscheinungen an demselben wahrzunehmen, während Mädler dieselben, einem Aufsatz im 7. Bande dieser Zeitschrift S. 392 zufolge, schon am 17. September wahrgenommen hat. Ohne Zweifel standen Mädler bedeutend bessere Beobachtungsmittel zu Gebote als mir und wenn er die Erscheinung schon mit Fernrohren wahrgenommen hat, deren Vergrößerung noch geringer war als die des unserigen, so ist wohl zu berücksichtigen, daß ein geübter Astronom auch mit geringeren Fernrohren ihm bereits durch bessere Instrumente bekannte Dinge wieder erkennen kann, welche Andere übersehen.

Daß man übrigens hier mit einer sehr zarten und keineswegs leicht in die Augen fallenden Erscheinung zu thun habe, geht daraus hervor, daß Jul. Schmidt, gegenwärtig Astronom auf der Sternwarte zu Athen, welcher dem Ausstrahlungsphänomen vorzugsweise seine Aufmerksamkeit zuwandte, mit einem $2^1/_2$fußigen Plößl'schen Refractor die Ausstrahlung des Kerns des Donati'schen Kometen erst am 30. September wahrnahm. Es ist also wohl nicht auffallend, daß mir die Erscheinung entging, da ich den Kometen mit dem Fernrohre nur bis Ende September beobachtet.

Der Jagdfalke.

Wir haben bereits wiederholt Gelegenheit genommen, die großen Vorzüge des Werkes „Illustrirtes Thierleben" von Dr. A. E. Brehm, welches im bibliographischen Institute in Hildburghausen erscheint, her-

vorzuheben, und anzuerkennen, wie sich darin die freiere Behandlung der Wissenschaft in erfreulichster Weise zu erkennen gibt. Solche Bücher sind ein großer Schritt zur endlichen Entfesselung von der philiströsen Einseitigkeit, deren die deutschen Gelehrten sich leider so schwer entschlagen. Darum findet das Brehm'sche Werk auch eine so allseitige Verbreitung. Grade die Naturwissenschaften erlangen nur durch praktische Erfahrung, durch einen unbefangenen Blick in das Wesen der Gegenstände, durch vorurtheilsfreie Beobachtung eine Erweiterung, und da der stete Umgang mit natürlichen Entwicklungsformen den Geist erfrischt und den Blick erhellt, so tritt uns hier ein so fesselnder und lebendiger Stil entgegen, wie er wissenschaftlichen Werken selten eigen zu sein pflegt. Die zweite Abtheilung des ganzen Werkes, welche die Vögel bespricht, ist nun schon ziemlich weit fortgeschritten. Der ersten Reihe, welche die Knacker enthielt, ist die zweite gefolgt, die sich mit den Fängern beschäftigt. Sehr richtig sagt der Verfasser, daß bei den Vögeln nicht in gleichem Sinne, wie bei den Säugethieren, von Raubthieren die Rede sein könne, weil fast alle Vögel von thierischen Stoffen sich nähren und selbst die harmlosesten, die Singvögel, größtentheils von andern Thieren, Insecten u. s. w. leben und Früchte und Körner nur nebenbei verzehren. Unter den Begriff der Fänger vereinigt Brehm nur diejenigen Vögel, deren räuberische Thätigkeit auffallend hervortritt, die sich vorwaltend von anderen Thieren nähren, den von ihnen befehdeten Geschöpfen mit Eifer nachstellen, sie in länger oder kürzer währender Jagd in der Luft verfolgen und dann tödten. Man ersieht hieraus, wie viel schwieriger es ist, in dem von Brehm eingeschlagenen System die Bewohner der Luft zu classificiren, weil eben die Eigenthümlichkeiten derselben viel weniger scharf umgrenzt und charakteristisch ausgeprägt sind. Daß die Schwalben und Singvögel den Raubvögeln beigezählt werden, erscheint für den Anfang schwer begreiflich und der Verfasser hat Recht, wenn er sagt: Die Aufstellung der Reihe ist ein Versuch — kaum mehr; doch läßt sich ein solcher Versuch rechtfertigen, mindestens entschuldigen.

Wie die Raubsäugethiere sind auch die Fänger nützlich oder schädlich, jenachdem sie schädlichen oder nutzbringenden Thieren nachstreben. Im Allgemeinen dürfte der von ihnen geleistete Nutzen den von ihnen angerichteten Schaden weit überwiegen.

Für die Gefangenschaft eignen sich viele — jedoch keineswegs alle. Bei vielen verursacht die Ernährung im Gebauer große Schwierigkeiten, andere lassen sich sehr leicht erhalten. Der Mensch fesselt diese ihres Gesanges halber an sich; er fängt sie aber auch zu anderen Zwecken ein. Nicht wenige lassen sich zu tüchtigen Jagdgehilfen abrichten und leisten dann ersprießliche Dienste; andere werden als Vertilger von allerlei Ungeziefer wenigstens in unmittelbarer Nähe des Menschen geduldet, und einige mit vollem Rechte als heilige Thiere angesehen; vielen dagegen ist der Mensch ein unnachsichtiger Gegner.

Von denjenigen Fängern, welche sich zu Jagdgehilfen abrichten lassen, sind namentlich die Falken wichtig und zugleich durch ihre häufige Verwendung in den Zeiten des romantischen Mittelalters von einem gewissen poetischen Nimbus umgeben. Es gibt mehrere Arten: die Edelfalken, Jagdfalken, Wanderfalken u. a.

Die zur Falkenjagd gehörigen Geräthschaften sind: Eine lederne Haube, die so eingerichtet sind, daß sie die Seher nicht drückt; eine Kurzfessel und eine Langfessel, beide aus Riemen, die letztere gegen fünf Fuß lang; sie werden an dem Geschüh, das heißt der ledernen Fußumkleidung, des Baizvogels befestigt. Das Federspiel ist ein mit ein paar Vogelflügeln besetzter eirunder Körper, der dazu dient, den Falken, der ihn von weitem für einen Vogel hält, wieder anzulocken. Starke Handschuhe müssen die Hände des Falkoniers vor den Krallen des Falken sichern. — Sobald die Abrichtung beginnen soll, wird der Vogel verkappt, angefesselt, und muß 24 Stunden hungern, worauf er auf die Faust genommen, abgekappt und mit einem Vogel tractirt wird. Will er nicht kröpfen, so wird er wieder verkappt und erst nach 24 Stunden wieder vorgenommen, und sollte er auch fünf Tage lang auf der Faust nicht freiwillig kröpfen wollen, so wird er unbarmherzig jedesmal wieder verkappt und hungrig angefesselt. Je öfter er übrigens während dieser Zeit abgekappt und auf der Faust getragen wird, desto eher wird er zahm werden und freiwillig auf der Faust kröpfen. — Ist er so weit, so beginnen nun

die eigentlichen Lehrübungen, vor deren jeder er erst lange abgekappt auf der Faust getragen und nach jeder verkappt angefesselt wird, damit er das Vorgetragene in Ruhe einstudiren kann. Die ersten bestehen darin, daß der Vogel abgekappt auf eine Stuhllehne gesetzt wird und von da, um zu kröpfen, auf die Faust des Falkeniers erst hüpfen, später immer weiter fliegen muß; dasselbe wird dann im Freien wiederholt, wobei er aber durch einen langen, an der Langfessel angebrachten Faden am Entwischen gehindert wird; der Falkenier steht übrigens so, daß der Vogel gegen den Wind fliegen muß, da er, wie alle Vögel, nicht gern mit dem Winde zieht. — Macht er nun seine Sachen so weit gut, so wird er des Abends verkappt in einen schwebenden Reif gesetzt und die ganze Nacht hindurch geschaukelt, so daß er gar nicht schlafen kann; am folgenden Morgen werden die früheren Uebungen wiederholt, er bekommt auf der Faust zu kröpfen, wird dann bis zum Abend getragen und dann wieder die ganze Nacht im Reife geschaukelt; ebenso wird am dritten Tage und in der dritten Nacht verfahren; am vierten Tage wird wieder Alles wiederholt und ihm nun erst nächtliche Ruhe gegönnt. — Am folgenden Tage wird er ohne Bindfaden, nur mit Beibehaltung der Langfessel, frei auf den Boden gesetzt, und muß, um zu kröpfen, auf die Faust fliegen; fliegt er an dieser vorbei, so geht man ihm nach und lockt ihn so lange, bis er doch endlich kommt. Diese Uebung wird nun oft im Freien wiederholt, auch der Vogel gewöhnt, dem zu Pferde sitzenden Jäger auf die Faust zu fliegen, und weder Menschen noch Hunde zu scheuen. — Jetzt kommen die eigentlichen Vorübungen zur Baize selbst: man wirft eine todte Taube in die Luft, läßt den am langen Bindfaden gehaltenen Vogel nachschießen, und das erste Mal ein wenig davon kröpfen, späterhin aber wird ihm die Taube immer gleich abgenommen und er bekommt auf der Faust Etwas zu kröpfen. Dieselbe Uebung wird an den folgenden Tagen mit lebenden Vögeln, deren Schwingen verstutzt sind, wiederholt; darauf sucht man mit dem Hühnerhunde Rebhühner, wo möglich ein einzelnes, auf, kappt den Vogel, sobald es auffliegt, schnell ab und läßt ihn nachschießen. Sollte er fehlstoßen, so lockt man ihn mit einer lebenden Taube, deren Schwingen verstutzt sind, oder mit dem Federspiele zurück. — Um ihn zu gewöhnen, auch stärkere Vögel, wie z. B. Reiher und Kraniche, anzugreifen, übt man ihn erst an jungen Vögeln der Art, oder alten, deren Schwingen verstutzt sind, und deren Schnabel in einem Futteral steckt; auch läßt man ihn anfangs, wo möglich, in Gesellschaft eines guten alten Falken daran. Den zu dieser Uebung bestimmten Reihern und Kranichen macht man, damit sie nicht so leicht erwürgt werden, ein Futteral von weichem Leder um den Hals. Dem Reiher suchen die Falken, rasch emporsteigend, die Höhe abzugewinnen, um von oben auf ihn zu stoßen; der Reiher hingegen sucht seinerseits auch immer höher zu steigen, und streckt mit erstaunlicher Schnelligkeit den stoßenden Feinden die scharfe Spitze seines Schnabels entgegen, um sie zu spießen. Endlich wird er gepackt und stürzt mit ihnen aus der Höhe herab. Die herbeieilenden Jäger machen schnell die Falken los, reichen ihnen zur Belohnung einen guten Fraß, und berauben den Reiher seiner schönsten Federn. Es wird ihm dann ein metallner Ring um den Fuß gelegt, auf welchem die Jahreszahl und der Ort des Fanges eingegraben ist, und darauf die Freiheit geschenkt. Manche Reiher sind öfters, oft nach langen Jahren wieder, gebaizt und so mit mehreren Ringen geziert worden. — Soll ein Falk gut auf Hasen stoßen, wozu man sich hauptsächlich des Habichts bedient, so stopft man einen Hasenbalg gut aus, läßt den Falken mehrmals darauf seine Mahlzeit verzehren, bindet dann Fleisch daran und läßt den ausgestopften, auf Rädern stehenden Hasen von einem Manne erst langsam, dann schnell auf einem Boden hinziehen, spannt auch endlich gar ein flinkes Pferd davor, jagt mit dem Hasen fort und läßt den Falken hinterdrein. — Zur Falkenjagd gehört eine ebene, waldlose Gegend.

Die edelsten Glieder der Familie sind die Jagdfalken (Hierofalco), Bewohner des hohen Nordens der Erde. Es kennzeichnet sie ihre sehr bedeutende Größe, der verhältnißmäßig starke, in scharfem Bogen gekrümmte Schnabel, die bis zu zwei Drittel der Länge befiederten Fußwurzeln und der im Vergleich zu den Flügeln lange Schwanz. In allem Uebrigen sind sie an-

deren Edelfalken durchaus ähnlich; nicht einmal das wiederholt hervorgehobene Merkmal, daß ihr Gefieder im Alter weiß wird, ist stichhaltig.

Unsere Abbildung, welche zugleich als Beweis für die vorzüglichen, mit künstlerischer Vollendung ausgeführten Illustrationen gilt, zeigt einen Jagdfalken in voller Thätigkeit.

Die Araucarien.

Im Jahre 1774 durchfurchte das gute Schiff „Resolution" mit dem Entdecker Cook an Bord die prächtigen Gewässer der Südsee, als der Ruf: „Land vor uns!" vom Mast erschallte. Alle Augen wendeten sich nach der bezeichneten Himmelsgegend, wo die schwachen Umrisse einer niedrigen Küste auftauchten. Je näher man kam, um so mehr verwandelte sich die Freude in Staunen. Es zeigten sich Gegenstände, die schlanke Säulen, oder Thurmspitzen, oder die Masten von tausend Schiffen sein konnten und Alles ringsum hoch überragten. Das Teleskop wurde auf sie gerichtet und es zeigte sich, daß man nicht Basaltsäulen, wie die Meisten anfangs geglaubt hatten, sondern Bäume vor sich habe. Eine Landung wurde vorgeschlagen und Cook bestieg mit den Botanikern des Schiffs ein Boot. Die Insel, wo diese ersten Säulenaraucarien entdeckt wurden, ist die Fichteninsel bei Neucaledonien. „Wenn ich Neuseeland ausnehme," sagt Cook, „so ist dies der erste Ort, den ich in der Südsee gefunden habe, wo sich ein Schiff mit einem Mast oder einer Segelstange versorgen kann. Mein Zimmermann sprach die Meinung aus, daß diese Bäume die vortrefflichsten Masten liefern würden. Das Holz ist weiß, fest und leicht. Aus den meisten Stämmen ist Terpentin ausgeschwitzt und von der Sonne zu einem Harz verdichtet worden, das an den Bäumen klebt und zwischen den Wurzeln liegt. Diese Bäume haben viel kleinere und kürzere Zweige als andere Fichten und die Astknoten verschwinden, wenn man den Stamm zum Gebrauch bearbeitet. Ich bemerkte, daß der größte Baum die wenigsten und kürzesten Zweige hatte und oben einen aufwärts wachsenden Ast gleich einem Federbusche trug. Diese Bildung verleitete Viele an Bord zu der Meinung, daß wir Basalte sähen, und in der That konnte Niemand daran denken, daß wir solche Bäume finden würden." Der größte Baum, von dem Cook spricht, hat 1850 noch in voller Kraft dagestanden, „zum Himmel ragend wie eine gut gebaute Dampfesse einer Fabrik von bedeutender Höhe."

Die Araucarien, die zu den edelsten Bäumen in der großen Familie der Zapfenträger gehören, sind von der nördlichen Halbkugel verschwunden. Reste aus der vorsündfluthlichen Zeit hat man gefunden und daraus die Existenz einer Araucaria primaeva kennen gelernt. Von lebenden Araucarien sind den Botanikern sieben bis acht Arten bekannt, die in Brasilien, Chili, Neucaledonien, der Norfolkinsel und Australien vorkommen. Einige sind erst neuerdings in unsere Gärten oder Gewächshäuser eingeführt worden, andere werden seit Jahren gepflegt. Den Namen Araucarien haben die majestätischen Bäume von dem Bezirk der Araucanen an der amerikanischen Westküste erhalten, wo eine Art (A. imbricata) gefunden worden ist.

Der Säulenaraucarie am ähnlichsten ist die hohe Araucarie (A. excelsa). Der Unterschied zwischen beiden liegt hauptsächlich in den Zweigen, die bei der hohen Araucarie fast horizontal und in regelmäßigen Quirlen sich ausbreiten, während sie bei der Säulenaraucarie leicht nach aufwärts gebogen sind. Die hohe Araucarie hat von allen Bäumen der Gattung die schönsten und anmuthigsten Formen. Ihr glatter spitz zulaufender Stamm und ihre fächerartig ausgebreiteten Zweige mit üppigen grünen Nadeln gewähren einen herrlichen Anblick. Die Nadeln sind nicht länger als dreiviertel Zoll, pfriemenförmig und nach oben gebogen. Im Freien gedeiht die Pflanze bei uns nicht, wohl aber in gewöhnlichen Gewächshäusern, wo sie vollständig gegen den Frost geschützt ist. Im botanischen Garten von Kew sieht man hohe Araucarien von zwanzig Fuß Höhe, deren Krone schon mehrmals abgeschlagen wurde, weil man die Bäume des Raumes wegen nicht nach Gefallen wachsen lassen konnte. Im botanischen Garten von Sydney, wo sie im freien Lande stehen, haben einige besonders schöne Exemplare eine Höhe

von sechsundsiebzig Fuß erreicht. Sie sind fünfzig bis sechzig Jahre alt und der höchste von ihnen hat 1839 zum ersten Male Früchte getragen. In der freien Natur wird diese Araucarie durch die Standorte, welche sie mit Vorliebe wählt, höchst pittoresk. Sie erhebt sich zwischen Felsen, über Abgründen und klammert sich mit ihren Wurzeln, die sie tief in die Erde und in alle seitwärts liegenden Felsspalten senkt, fest an den Boden an. Dichte Forste bildet sie nicht; die einzelnen Bäume stehen in Entfernungen von einander und zwischen ihnen siedelt sich Unterholz an, über das sie majestätisch emporragen. Von Harz sind sie frei; aus der Rinde schwitzt ein weicher milchiger Saft, den man zu Pech hat einkochen wollen, aber als nutzlos erkannt hat. Die Wurzeln erreichen eine große Dicke und ihr rothes, sehr festes Holz kann zu Möbeln und feinem Geräth benutzt werden. Das weiße Holz des Stammes hat geringen Werth, denn in den obern Theilen ist es knorrig und in den untern Theilen gewöhnlich ungesund. Als Bauholz wird es von den Eingeborenen benutzt.

Die Cunninghamaraucarie hat ihren Namen zu Ehren des unermüdlichen Erforschers und Botanikers Allan Cunningham erhalten. Man findet sie an den Küsten der Moretonbai (Ostküste von Australien) und in größter Menge zwischen dem Buschholz am Richmondflusse. In der Nähe des Strandes scheint sie am besten zu gedeihen, denn sie erreicht dort ihre höchste Höhe, 100—130 Fuß, während sie landeinwärts immer kleiner wird. Sir Joseph Banks und Dr. Solander entdeckten sie 1770 und 1824 wurde die erste lebende Pflanze nach Kew gebracht. Diese Araucarie bildet einen ganz graden Stamm, der achtzig Fuß emporsteigt, ehe die Zweige beginnen. Die Fruchtzapfen sind eiförmig, drei bis vier Zoll lang und fast ebenso breit. Die Schuppen sitzen dicht zusammen und enden in einen Dorn, der den dritten Theil der Länge der Schuppe hat. Der Same ist klein, flach und hat die Form der Schuppe. Wie Allan Cunningham sagt, setzt die Pflanze im September junge Zapfen an. Harz kommt auch bei dieser Araucarie nicht vor, doch schwitzt eine fette, weiße und durchsichtige Substanz in Masse aus der Rinde und hängt sich in Form von Eiszapfen an den Stamm an. Das Holz zeichnet sich häufig durch eine schöne Maser aus und wird viel zu Möbeln verarbeitet.

Die Chilifichte (A. imbricata) ist von allen Araucarien die bekannteste, da sie in den europäischen Gärten am häufigsten gezogen wird. Den spanischen Ansiedlern war sie schon vor einem Jahrhundert bekannt. 1780 beauftragten sie Don Francisco Dendariarena, den Baum zu untersuchen, ob er ein gutes Schiffsbauholz liefere. Da er das Holz für geeignet erklärte, so wurde es im Hafen von Talicaguano auf den Werften benutzt. Vom Abbate Molina 1782 als Pinus Araucaria beschrieben, erhielt der Baum seinen jetzigen Namen durch den Botaniker Pavon, der in demselben Jahre im Auftrag der spanischen Regierung reiste. Archibald Menzies, ein Gefährte Vancouver's, erbat sich in dem Hause eines Beamten in Valparaiso, wo der Same zum Nachtisch gegessen wurde, einige Körner, pflanzte sie in Töpfe und widmete ihnen auf dem Schiffe die größte Sorgfalt. Er machte die jungen Pflanzen Sir Joseph Banks zum Geschenk, der sie sowohl in seinem eigenen Garten als im königlichen Garten von Kew dem Boden anvertraute. Einer der Bäume, die daraus geworden sind, gehört zu den schönsten in Europa und verträgt den englischen Winter vortrefflich. Bis 1806 stand er in einem Gewächshause, dann versetzte man ihn in's Freie und deckte ihn im Winter zu. Auch diese Vorsicht ist seit Jahren weggefallen, ohne daß der Baum den geringsten Schaden erlitten hat. Man kann jetzt eine junge Pflanze für ebenso viele Schillinge erhalten, als sie früher Pfunde gekostet hat.

Die beste Beschreibung der Araucarienwälder findet sich in Pöppig's Reisen in den Anden. „Was unsere Aufmerksamkeit zuerst erregte," sagt er, „waren die dicken Wurzeln, die gleich riesigen Schlangen, zwei bis drei Fuß dick, über den steinigen und beinah nackten Boden liefen. Sie sind mit einer rauhen Rinde bekleidet, die der des Stammes ähnlich ist. Die Zweigkrone des hohen säulenähnlichen Stammes, der hundert Fuß hoch wird, nimmt bloß den obern Theil des Baumes ein und hat die Form eines breiten abgestumpften Kegels. Die niedrigeren Zweige, acht bis

zwölf an Zahl, bilden einen Kreis rund um den Stamm und haben die regelmäßigste Bildung, indem sie alle wagerecht abstehen und sich bloß an ihren Spitzen nach oben biegen. Sie sind dicht mit Nadeln bekleidet, welche sie gleich Schuppen bedecken, etwa einen Zoll breit und so fest sind, daß man eines scharfen Messers bedarf, wenn man sie vom Zweige trennen will. Die Früchte, die an den Enden der Zweige wachsen, haben eine regelmäßig runde Form, sind so dick wie ein Mannskopf und bestehen aus schön über einander greifenden Schuppen, welche den Samen, den wichtigsten Theil des wahrhaft edlen Baumes, bedecken. Die Araucarie ist die Palme der Indianer, welche die chilenischen Alpen vom 37. bis 48. Grad bewohnen, und liefert diesen Wilden eine vegetabilische Substanz, welche sie um so reichlicher finden, je weiter sie sich von den Weißen entfernen und je schwieriger es ihnen wird, sich durch den Handel Korn zu verschaffen. Die Ausdehnung der Araucarienwälder ist eine so große und die Masse nahrhaften Samens, die ein einziger ausgewachsener Baum liefert, eine so ungeheure, daß die Indianer stets gegen Mangel geschützt sind und daß selbst die ewige Zwietracht, die unter diesen Horden herrscht, sie an der ruhigen Sammlung dieser Art von Ernte nicht hindert. Eine einzige Frucht — Cabeza oder Kopf genannt — enthält 200 bis 300 Kerne, und häufig wachsen zwanzig bis dreißig Früchte an einem Baume. Da nun selbst ein starker Esser, der nicht jeder andern Nahrung völlig beraubt ist, nicht mehr als zweihundert Kerne täglich essen kann, so reichen achtzehn Araucarien aus, eine Person das ganze Jahr zu erhalten. Der Kern, der die Form einer Mandel hat, aber doppelt so groß ist, hat eine lederartige Hülle, die sich leicht entfernen läßt. Die Indianer essen ihn frisch, gekocht und gebraten, und die letztere Zubereitung gibt ihm einen Geschmack, der dem der Kastanie ähnelt. Zum Gebrauch für den Winter werden die Kerne getrocknet, nachdem man sie gekocht hat, und die Frauen bereiten ein Mehl aus ihnen. Das Sammeln dieser Früchte würde sehr mühsam sein, wenn man die riesigen Bäume besteigen müßte. Sobald aber die Kerne gegen Ende März reif sind, öffnen sich die Schuppen von selbst und schütten ihren Inhalt auf die Erde, so ein Geschenk darbietend, das außer dem Indianer bloß der kleine Papagei und ein anderer Vogel benutzen. In den ungeheuren Forsten, welche diese Bäume in den Bezirken Pehuenches und Hoilliches bilden, liegen die Früchte in solcher Menge auf dem Boden, daß nur ein kleiner Theil verzehrt werden kann." Von den Pflanzen, die aus Samen gewonnen wurden, den Pöppig nach Deutschland schickte, sind sechs fortgekommen.

Die Bunya-Bunya (A. Bidwilli) ist ein edler Baum, der in den Gebüschen zwischen dem Brisbane und Burnett wächst. Er erreicht eine Höhe von zweihundert Fuß und findet sich auf einem Strich an der australischen Ostküste, der dreißig englische Meilen lang und zwölf breit ist. Der Fruchtzapfen, der auf den höchsten Zweigen ansetzt, ist so groß wie ein Mannskopf. Die Kerne werden bis zu drei Zoll lang und dreiviertel Zoll breit. Die Stämme werden durch ein Gesetz der Colonialregierung geschützt, welche bei schwerer Strafe verbietet, sie zu fällen, oder zu beschädigen, da sie den Eingeborenen eine hauptsächliche Nahrungsquelle bieten. Diese Wilden, die übrigens gar kein Eigenthumsrecht kennen, haben die Araucarien unter sich getheilt und jeder Stamm erntet seit unvordenklichen Zeiten immer von denselben Bäumen.

Die brasilische Araucaria, die hundert Fuß hoch wird, kommt auf Bergen in der Provinz Minas Geraes und nördlich von Rio vor. Sie erträgt unsern Winterfrost nicht, kommt aber im Gewächshause gut fort. Die Nüsse werden auf dem Markt der Hauptstadt verkauft, das ausschwitzende Harz mischen die Indianer mit Wachs und machen Kerzen daraus. Die von Savin unter dem Namen A. Ridolfiana beschriebene Araucarie hat Professor Parlatore als eine brasilische erkannt. Eine eigene Art (wenigstens nach der Behauptung des letztgenannten Gelehrten) ist die A. Saviana, die in den botanischen Gärten von Pisa und Florenz gezogen wird. Die neueste aller Araucarien ist die australische A. Rulei, die Dr. Müller zu Ehren John Rule's in Victoria so genannt hat. Sie ist auf dem Gipfel eines erloschenen Vulcans entdeckt.

Der Nil.

V.

Der Palaſt Ramſes' III. (Rhampſinit des Herodot) bei Medinet Habu, erbaut um 1270 v. Ch., zeichnete ſich weniger durch ſeine Größe als vielmehr durch Schönheit und Vollendung der Architektonik aus. Auf einem Pylon finden ſich Sculpturen, welche Aufſchluß geben über die äthiopiſchen Könige, die zu Ende des 8. und zu Anfang des 7. Jahrhunderts Egypten beherrſchten. Der erſte war Sabako (Schabak), der zweite Sevechos, der dritte Tirrhaka (Tahraka). Der letzte brachte den Israeliten unter Hiskia Hilfe: der König Sanherib trat mit ſeinem Heere den Rückzug an, ohne Jeruſalem erobert zu haben. Die Sculpturen zeigen den über die Aſſyrer ſiegenden Tirrhaka. Ob aber Sanherib wirklich vor der Macht des äthiopiſchen Königs floh oder ob ſein Rückmarſch die Folge der in ſeinem Heere ausbrechenden Peſt war, iſt zweifelhaft. (II. Reg. XIX, 9 u. 35; II. Paralipom. XXXII, 21.)

Bei Medinet Habu ſtand noch ein großer Tempel, deſſen Reſte jetzt größtentheils vom Nilſchlamm bedeckt ſind: die Fellahs ſäen und ernten auf den Trümmern des mächtigen Gebäudes. Vor den Thoren deſſelben ſtanden die beiden Rieſenkoloſſe, von denen der nordöſtliche die berühmte klingende oder tönende Memnonsſäule war. Beide Statuen ſtellen den König Amenophis III. dar (ſ. oben). Jeder Koloß beſtand aus einem einzigen Block des härteſten Kieſelconglomerats; der größte war urſprünglich 60 Fuß hoch; er ſtürzte zum Theil zuſammen bei dem Erdbeben 27 v. Ch. Alle möglichen Anſtrengungen ſind in fanatiſcher Unwiſſenheit gemacht, die Statue gänzlich zu zerſtören; man legte z. B. Feuer um das Piedeſtal, durch welches Stücke von dem Geſtein abſplitterten und die Geſichtszüge vernichtet wurden. Dennoch hat der Rieſenkoloß der Zeit und den Menſchen getrotzt. Mit dem Tönen der Säule, welches man mit dem Schwingen einer Saite oder auch mit einer klagenden Menſchenſtimme verglichen hat, verbanden die Griechen die liebliche Mythe von der Klage der Eos, der Mutter des jugendlich ſchönen Memnon, der von Achill vor Troja getödtet wurde und nun jeden Morgen mit Sonnenaufgang in geheimnißvollen Klagetönen ſeine trauernde Mutter begrüßt, während ſie ihn mit ihren Thauthränen benetzt. Memnon's Vater war nach der Sage Tithonos, König der Aethiopier, Bruder des Priamus. Das Tönen entſteht durch die ſchnelle Ausdehnung des Geſteins, wenn es nach einer kühlen, heitern Nacht raſch durch die heißen Sonnenſtrahlen erwärmt wird. Aehnliche kniſternde oder ſingende Töne werden auch bei andern Ruinen in Tempeln und in der Wüſte wahrgenommen. Humboldt fand klingende Granitfelſen an den Ufern des Orinoco. (Ein Stück Schwefel, welches

Nur die Kirche ragte noch. Schon Ende Juli hatte Hitler befohlen, Moskau und Leningrad sollten dem Erdboden gleichgemacht werden. Die Luftwaffe sollte die Städte in Schutt und Asche legen, damit sich die Bevölkerung nicht in den Ruinen einnisten könne. Die Kirche von Wjasma ist eine der wenigen Ausnahmen, die die Zerstörungswut überstanden haben.

Wjasma. Nach schweren Kämpfen um Wjasma, das Ende Juli 1941 in deutsche Hand fiel, bot sich den Soldaten ein Bild der Verwüstung. Die Stadt war zu 80 Prozent zerstört. Nur wenige Häuser waren noch bewohnbar. Die Bevölkerung hatte sich in Erdbunkern eingerichtet. Wjasma liegt an der Eisenbahnlinie Moskau–Smolensk.

Fig. 10. Ansicht des Chorgestühls.

Fig. 11. Ansicht des Chorgestühls.

Fig. 1. Ruins of the Temple of Zeus at Olympia. Photograph by Alinari.

Fig. 2. Ruins of the Temple of Hera at Olympia. Photograph by Alinari.

Nach Photo. Hirth und Schmidt. Fig. 11. Ansicht des Tempels von Südwesten. Im Vordergrund die Ruinen des Tempels der Hathor. Rechts die Ruinen des Tempels der Isis. Links die Ruinen des Tempels des Nektanebos. Im Hintergrund der Pylon des Tempels des Ptolemäus Philometor.

Nach Photo. Hirth und Schmidt. Fig. 12. Ansicht des Tempels von Südwesten. Im Vordergrund die Ruinen des Tempels der Hathor. Rechts die Ruinen des Tempels der Isis. Links die Ruinen des Tempels des Nektanebos. Im Hintergrund der Pylon des Tempels des Ptolemäus Philometor.

haufen stehen die wohlerhaltenen Reste eines Tempels aus römischer Zeit. Alle öffentliche Bauten der griechischen und römischen Könige sind von weit geringerer Größe als die der Pharaonen, aber sie sind gefälliger, eleganter und für das europäische Auge zunächst ansprechender. Die Capitäle der Säulen sind oft ausgezeichnet gearbeitet, in großer Mannigfaltigkeit und mit gut ausgeführten Sculpturen bedeckt. An der nächsten Säule des Ermenttempels ist die Figur der berühmten Schönheit und Königin Kleopatra, an der zweiten die ihres Sohnes Cäsarion; Beide bringen den Gottheiten des Tempels Opfer. Zwischen dem Gebäude und dem Nil war ein künstlicher, von starkem Mauerwerk umgebener See gegraben, in welchem das Nilwasser nach der Ueberschwemmung zurückgehalten wurde. In einem ähnlichen See bei Dendera hielt man die geheiligten Krokodile gefangen.

Esné (Latopolis) ist heute ein bedeutender Marktplatz. Die letzten Mameluckenreste hatten sich bis hierher zurückgezogen; sie wurden auch aus diesem Zufluchtsorte von den Franzosen verjagt. In Edfu (Apollinopolis magna) stand ein großer Tempel von ausgezeichneter Vollendung; auf dem Dache desselben befindet sich gegenwärtig ein Fellahdorf. Die großartigen Riesensteinbrüche in dem Engpasse von Selseleh lieferten den Sandstein, welcher zu den meisten ägyptischen Monumenten benutzt ist. In der öden, heißen Ebene südlich von der Selselehschlucht liegen bei der alten Stadt Ombos die Ruinen zweier Tempel. Die Architektur des größten derselben ist einzig in ihrer Art und unterscheidet sich von allen übrigen ägyptischen Tempeln dadurch, daß in der Mitte der vordern Halle eine Säule errichtet ist, daß also die Achse des Gebäudes nicht durch die Pforte geht, sondern in einer Säulenreihe liegt. Man müßte es als einen architektonischen Widerspruch bezeichnen, dessen sich kein ägyptischer Baumeister schuldig gemacht haben würde, in der Mitte einer Eingangshalle eine den Zutritt vieler Menschen hemmende Säule zu errichten; allein man findet bald, daß die Säulenhalle zwei Eingänge bildet zu zwei getrennten Tempeln, in denen verschiedene Gottheiten verehrt wurden. Die Sculpturen zeigen häufig das Krokodil und kolossale Geyer mit ausgebreiteten Flügeln. Ueber die Verehrung des Krokodils und der betreffenden Gottheiten hatten die Bewohner von Ombos und die von Dendera verschiedene Ansichten; es entstand ein heftiger Kampf zwischen beiden Städten, welcher vielleicht angedeutet ist Jes. XIX, 2. Die Capitäle der Säulen sind außerordentlich mannigfaltig, erscheinen sogar auf den ersten Blick verwickelt und ordnungslos; bei näherer Betrachtung erkennt man, daß das Capital nach den Blüthen einer Wasserpflanze geformt ist, die um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt in fünf Reihen zusammengebunden sind. Die erste Reihe besteht aus 4 großen, entwickelten Blüthen, die zweite aus 8 weniger vollendeten Exemplaren, die dritte aus 16, die vierte aus 32, die fünfte aus 64 Blumen. Andere Capitäle sind Palmenblättern nachgebildet; jedes einzelne ist umschlossen von neun Blättern. Auf den Inschriften finden sich Namen und Titel des Ptolemäus Philometor, der den Doppeltempel angefangen hat, und seiner Nachfolger Physkon und Auletes, die ihn vollendet. Eine Inscription enthält die Worte: „Für das Wohl des Königs Ptolemäus und der Königin Kleopatra, seiner Schwester."

Die Orkneys.

Die Inselgruppe der Orkneys liegt dicht vor der schottischen Küste, von der sie bloß durch einen zehn bis zwölf englische Meilen breiten Meeresarm, Pentland Frith genannt, getrennt wird. Sie hat schöne Häfen, die leicht gegen jeden Angriff geschützt werden können und nicht wie die Häfen des übrigen europäischen Nordens vom Eise geschlossen sind. Die Orkneys haben einen ungewöhnlich fruchtbaren Boden, werden von einem kräftigen seetüchtigen Volk bewohnt und eignen sich daher vortrefflich zu einer Vorhut der nordischen Cultur und des nordischen Handels. Bis jetzt sind diese Inseln aber sehr wenig bekannt. Der beste Beweis dafür ist der allgemeine Glaube, daß auf den Orkneys die gälische Sprache herrsche, während die Bewohner in der Wirklichkeit ebenso wenig gälisch wie chinesisch verstehen.

Es gibt mehr als sechzig Orkney-Inseln, die 4—500,000 Acker Land enthalten und von 32,416 Menschen (Zählung von 1861) bewohnt werden. 25 werden bewohnt, und nur diese nennt man Inseln, während die übrigen, die bloß zur Weide dienen, Holme heißen. Im Allgemeinen ist die Gruppe flach. Der einzige höhere Berg ist der Holyhead, der sich 1300 Fuß über das Meer erhebt. Bäume sieht man nur an geschützten Orten, die einzigen voll entwickelten neben der Kathedrale von Kirkwall. So lange neue Pflanzungen gegen die Seewinde geschützt sind, gedeihen sie recht gut, aber so bald ihre Krone über die deckende Mauer hinauswächst, gehen sie ein. Früher muß das Klima ein anderes gewesen sein, denn in den Mooren findet man große Baumstämme, Haselnüsse und Hirschgeweihe.

Pomona oder Mainland ist die größte Insel der Gruppe und von Osten nach Westen mehr als dreißig englische Meilen lang und sechs bis acht Meilen breit. Auf Pomona liegen die beiden bedeutendsten Städte der Orkneys, Stromneß, das etwa 3000 Einwohner und einen sehr schönen Hafen hat, und Kirkwall, die Hauptstadt der Orkneys, mit mehr als 4000 Einwohnern, vielen guten Läden, drei Banken, zwei Zeitungen, Kirchen und Schulen im Verhältniß der Bevölkerung und einer wahrhaft schönen Kathedrale. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut und alle Häuser kehren ihre Giebel der Straße zu. Die ältesten Häuser haben zwei Giebel und zwischen denselben liegt ein Hof. Die Kathedrale wurde im zwölften Jahrhundert gebaut, im romanischen Stil, der aber einige gothische Zusätze erhalten hat. In der Nähe der Kathedrale liegen die Ruinen des bischöflichen Palastes und gegen Osten erheben sich die Trümmer des Grafenschlosses, das gleichwohl nicht mehr als dreihundert Jahre alt ist.

Von Kirkwall führt ein kleiner und lohnender Spaziergang zum Wideford Hill, von dessen Gipfel man fast sämmtliche Inseln sieht. An einem hellen Tage hat man eine Aussicht von entzückender Schönheit. Ist die Luft ruhig, so gleicht das von Inseln eingeschlossene Meer einem großen See, hell wie ein Spiegel. Die purpurnen Tinten der Inseln, das tiefe Blau des Meeres, die Einzahnungen der Küste, die Boote, die in einer Bucht liegen oder über das Wasser gleiten, die weißen Segeln der Yachten, die mit dem dunkelbraunen Leinen der Fischerkähne contrastiren, und die Kauffahrer, die in den Häfen ein- und ausfahren — Alles dieses gibt ein liebliches Bild, in dem man Bäume nicht vermißt. Vom Wideford Hill überfliegt das Auge Bauten, welche Erinnerungen an jede Religion sind, die in Schottland jemals existirt hat. Stenins mit seinen stehenden Steinen ist in Sicht, noch näher hat man einige der merkwürdigen Bauten, die hier als Piktenhäuser bezeichnet werden; auf der Insel Eagleshay stehen Mauern und Thurm einer Kirche, die wahrscheinlich die erste in Britannien war, rechts erscheint die einst katholische Kathedrale von Kirkwall, und mit einem Blick umfaßt man Gotteshäuser der Vereinigten Presbyterianer, der Freien Kirche und noch anderer Secten, denn die Orkneys lieben religiöse Trennungen ebenso wie Schottland.

Die stehenden Steine von Stenins, noch dreißig an Zahl, sind Theile von zwei Kreisen, deren größter hundert und dessen kleinster etwa dreißig Ellen im Durchmesser hat. Die Kreise sind nicht mehr vollständig, da mehrere Steine zu Boden gefallen und andere ganz verschwunden sind, aber man erkennt die frühere Form noch vollständig. Die Steine sind in Größe und Form verschieden, behauen ist keiner. Der größte ist ungefähr vierzehn Fuß hoch, die durchschnittliche Höhe beträgt acht bis zehn Fuß, die Breite wechselt zwischen drei und acht, die Dicke ist gewöhnlich ein Fuß. Man nannte diese Steinkreise früher Druidenkreise, jetzt hat man in ihnen Denkmale erkannt, die viel weiter zurückreichen, als die druidische Cultur.

Von den künstlichen Hügeln, die den Einwohnern unter dem Namen von Piktenhäusern bekannt sind, befinden sich Hunderte auf den Orkneys. Sie gehören zu zwei Arten, die sich im Bau sehr ähnlich sind. Die eine Art sind Wohnungen, die andere Art sind Gräber. Eigentlich unterirdisch kann man diese Bauten nicht nennen, obgleich sie mit Erde bedeckt sind. Sie wurden theils auf ebenem Boden aufgeführt, theils in die Seite eines Hügels eingebaut. Sie bestehen aus großen Steinen, die sich gegen den Mittelpunkt neigen, wo für

die Zulassung von Luft und Licht eine Oeffnung geblieben zu sein scheint. In dem Piktenhause auf dem Widefort Hill, das man 1849 öffnete, fand man Knochen und Zähne von Ebern, Pferden, Kühen und Schafen, aber keine menschlichen Gebeine. In einem künstlichen Hügel der Insel Burray, den man 1863 entdeckte und untersuchte, zeigten sich dagegen die Schädel von zehn Menschen und vier Hunden. Aehnliche Ueberreste von Menschen und Hunden enthielten sieben kleinere anstoßende Kammern. 1861 öffneten Alterthumsforscher den größten aller Hügel, der auf der Insel Maeshown steht. Er enthält ein zwanzig Fuß hohes Zimmer von vierzehn Fuß im Geviert mit einer Vertiefung in jeder der drei Mauern, in der ebenso gut ein Bett wie ein Sarg gestanden haben kann. An den gut gebauten und wohlerhaltenen Mauern entdeckte man eingehauene Runen, von denen man Abschriften nahm. Sie wurden in Norwegen entziffert und ihr Inhalt erwies sich als ein ganz gewöhnlicher.

Ehe wir mit der Vergängenheit schließen und uns der Gegenwart zuwenden, müssen wir der Kirche von Eagleshay gedenken. Man nimmt an, daß sie im achten Jahrhundert gebaut worden sei. Sie hat den eigenthümlichen cylindrischen Thurm, der bloß bei Kirchen aus dieser frühesten Periode vorkommt. In Britannien gibt es bloß noch zwei solcher Thürme, in Brechin und Abernethy, in Irland findet man mehrere. In dieser kleinen Kirche von Eagleshay soll Magnus, der Apostel der Orkneys, von seinem Vetter Haco erschlagen worden sein.

Das Klima der Inseln ist mild und feucht; die Sommer sind nicht so warm und die Winter nicht so kalt wie im südlichen und westlichen Schottland. Eis, das stark genug wäre, einen Menschen zu tragen, kommt höchst selten vor. Der Boden ist an vielen Stellen sumpfig, aber der Untergrund besteht häufig aus einem festen Lehm, der, wenn er aufgepflügt wird, mit der darauf liegenden Sumpferde einen sehr guten Boden abgibt. Bei einem solchen Lande und bei einem solchen Klima würden die Orkneys ein ausgezeichnetes Ackerland sein, wenn die vorherrschende Nässe und die auszehrenden Seewinde den Ausfall der Ernten nicht mehr oder weniger unsicher machten.

Bis auf die neueste Zeit war der Ackerbau auf den Orkneys vernachlässigt. Jede Familie miethete ein kleines Stück Land, das die Frau bestellte, während der Mann fischte. Vom Seegrase hatten die Inseln ein Einkommen, das in manchen Jahren auf 25,000 Pfund Sterling stieg. An den Küsten wächst eine Art Tang (Fucus palmatus) in großer Menge. Von diesem bereitete man einen Stoff, sogenannten Kulp, der wegen seines Jodingehalts Werth hatte und bei der Bereitung von Seife und Glas viel gebraucht wurde. Während der Napoleonischen Kriege konnte keine spanische Soda eingeführt werden und die Kulppreise stiegen nun auf zwanzig Pfund für die Tonne. Seitdem die Einfuhren aus Spanien wieder begonnen haben, hat die Kulpbereitung abgenommen und ist jetzt im Allgemeinen durch landwirthschaftliche Arbeiten ersetzt worden.

Dieser erfreuliche Umschwung hat sich seit 1840 vollzogen. Wie wohl sich die Bevölkerung befindet, geht aus dem Umstande hervor, daß die drei Banken von Kirkwall 300,000 Pfund Sterling Depositen enthalten, die alle von Leuten der Mittelclassen und von Arbeitern herrühren. Früher führte man Getreide ein, jetzt führt man Getreide aus und schickt den englischen Märkten jährlich 10,000 Stück Rindvieh und eine bedeutende Menge Schweine und Schafe zu. Die Schifffahrt wird in weit größerem Umfange betrieben als früher, auch das Einsammeln von Eiern und der Fischfang gewähren noch Ertrag. Hauptbeschäftigungen sind aber Viehzucht und Ackerbau. Von Charakter sind die Einwohner fleißig, gastfrei und kühn. Sie sind abgehärtet und zeichnen sich durch eine große Höflichkeit aus. Sie sind schottischen Ursprungs, aber ihrer Sprache sind scandinavische Bestandtheile beigemischt. Als eine Sonderbarkeit verdient erwähnt zu werden, daß sie Steinbutten nicht essen, ja auf dem Meere nicht einmal erwähnen, aber weit geringere Fischarten keineswegs verschmähen.

Ueber ſpaniſche Nationaltänze.

Von

Albert Czerwinski.

Man wird nicht leicht eine Reiſeſchilderung über Spanien zur Hand nehmen können, ohne in dieſer die Liebhaberei der Spanier für Geſang und Tanz mehr oder weniger eingehend beſprochen zu finden. Der Tanz iſt in Spanien eine ſo charakteriſtiſche Eigenthümlichkeit des Volkslebens, ein ſo weſentlicher Theil des Volksvergnügens, daß er ſich dem Fremden, dem er ſelbſt auf Wegen entgegentritt, wo er ihn nicht vermuthet, unwiderſtehlich mit ſeinem ganzen Zauber aufdrängt. In allen Provinzen Spanien's, vorzugsweiſe aber in dem ſchönen Andaluſien, wo die Mandelbäume blühen, die Orangen duften, das Zuckerrohr und die Weinrebe von Xeres gedeiht, wo gigantiſche Agaven Gärten und Fluren umzäunen, wo die gefiederten Wedel der Palme neben üppigen Roſen, wo Nelken neben Jasmin- und Akazienbüſchen in die blauen heitern Lüfte ſteigen, da hört man auch nach dem Caſtagnettengeknatter und Guitarrengeſchwirr, muntere Lieder zum graziöſen Bolero oder Fandango erklingen. Junge Tänzer in ſtolzer, reicher Nationaltracht, den Hut auf dem Haupte ſieht man mit ſchwarzäugigen Majas mit Mantille und Fächer, nach dem geheimnißvollen Klange der Caſtagnetten, nach den heitern Accorden der Guitarre und nach dem fröhlichen Schalle der Volkslieder die ſpaniſchen Nationaltänze aufführen. Wenige Völker werden ſich rühmen können, einen ſolchen Schatz nationaler Tänze und Tanzlieder zu beſitzen, wie die Spanier. Tanz und Lied iſt bei ihnen auf das Innigſte verbunden, ſo daß das Lied ſtets als unmittelbarer Begleiter des Tanzes auftritt.

Pantomimiſcher Tanz, zu geſungenen Melodien ausgeführt, zeigt ſich ſeit früheſter Zeit in Spanien heimiſch und ſcheint namentlich bei den Basken, den muthmaßlichen Urbewohnern der pyrenäiſchen Halbinſel, in das Dunkel der erſten Vorzeit, wo die hiſtoriſche Forſchung allen Boden verliert, hinaufzuſteigen. Schon zu den Zeiten der Römer waren die Spanier ihrer Tänze wegen berühmt. Die beſten Tänzer hatte Cadiz, das alte Gades, und die Provinz Bätica, das heutige Andaluſien, aufzuweiſen. Noch heute, wie vor zweitauſend Jahren, ſucht der Spanier in ſeinen Tänzen menſchliche Leidenſchaften zu malen und es wird bei ihm der Tanz, begleitet von dem Rhythmus der Muſik und des Geſanges, zum Gedicht.

Ein 1824 in San Sebaſtian erſchienenes, aber ſchon jetzt ſelbſt in den Bibliotheken Spaniens ſehr ſeltenes Buch des cantabriſchen Gelehrten J. J. de Iztueta, ſchildert in baskiſcher Sprache die „Ge-

Sketch by Our Special Artist, Lieutenant Lionel Dalton Hart-Dyke, R.N., of the Naval Brigade Guard, with the Marines from the Active, Diamond, and Dido, at the Funeral of Captain Peel, R.N., and Lieutenant Vesey, R.N., who were killed in the Attack on the Peiho Forts, June 25.

Sketch by Captain Hildebrand, R.N., of Lieutenant Vesey, R.N., Captain Peel, R.N., and Lieutenant Hart-Dyke, R.N., Wounded, on Board the Gunboat Plover, after the Attack on the Peiho Forts, June 25. Lieutenant Vesey died on the following day, and was buried at Pehtang. Captain Peel and Lieutenant Hart-Dyke were conveyed to Shanghai, and are now recovering from their wounds.

Fig. 1. — Gravure sur os de Mas-d'Azil. Collection Piette. Musée de Saint-Germain. Grandeur naturelle.

melodien, die in Altcastilien und Galizien ohne bemerkenswerthe Originalität, in Mittel- und Südspanien hingegen von entschieden orientalischer Färbung sind. Wenn auch die Meinung, nach der die üppigen Tänze in Spanien von den erobernden Arabern dahin gebracht worden seien, dadurch widerlegt wird, daß die Frauen von Cadiz schon unter den ersten römischen Kaisern wegen ihrer sinnlichen Tänze berühmt waren, so ist es doch auch wieder bemerkenswerth, daß die Tänze, wie sie noch heute in Spanien zur Ausführung kommen, als die abgeschwächte, decentere Form eines ursprünglich afrikanischen Tanzes erscheinen, der unter dem Namen Chika noch gegenwärtig bei allen Negerstämmen, besonders aber bei den Congos, beliebt ist.

Ein Tanz, über dessen Entstehung viel geschrieben wurde, ohne daß man bis jetzt zu einem endgiltigen Resultat hat gelangen können, trat um diese Zeit in Spanien auf und verbreitete sich wahrscheinlich von hier aus über das ganze Abendland. Es ist dies die Moreske, der Mauren- oder Mohrentanz, der in England bis zu den Zeiten Shakspeare's und in Deutschland noch viel später zu den beliebtesten Volksbelustigungen gehörte. In ihm wurden die Kämpfe der Christen und Mauren unter Capriolen und seltsamen Luftsprüngen versinnbildlicht und ist derselbe bis heute überall da noch im Gebrauch, wo die Völker an Traditionen von dem alten weltgeschichtlichen Riesenkampfe zwischen Christ und Heide, Europa und Asien reich sind, wie in Griechenland und Corsika, bei den Albanesen, Serben, Montenegrinern, Spaniern und andern Nationen. In Corsika hat er immer die Eigenheit eines kreuzritterlichen Charakters bewahrt, weil er stets einen Kampf gegen die Sarazenen darstellt, sei es die Befreiung von Jerusalem, die Eroberung von Granada, oder die Einnahme der corsischen Städte Aleria und Mariana durch Hugo Graf Colonna. Dadurch hat die Moreske einen profan-religiösen Charakter, wie manche feierlichen Tänze der Alten, und durch ihre geschichtliche Vorstellung ein merkwürdiges nationales Gepräge erhalten.

Nachdem die Araber aus Spanien vertrieben waren, stieg die alte Lieblingssitte aus dem asturischen Gebirge von Neuem in die wiedereroberten Provinzen, um hier in den mittlern Jahrhunderten ihre weitere Ausbildung zu erhalten. Die umherziehenden Dichter und Spielleute waren es, die auf den Tanz jetzt einen bedeutenden Einfluß auszuüben begannen, wenn ihnen ein solcher auch heute nicht mehr nachgewiesen werden kann, da ihnen nicht nur die Abfassung von Tanzliedern (baladas und dansas) oblag, sondern neben dem Gesang und der Fertigkeit auf verschiedenen musikalischen Instrumenten, bei passender Gelegenheit (Hochzeiten und anderen Festen) auch die Ausführung zierlicher Tänze von ihnen verlangt wurde.

Zu den älteren, schon im Mittelalter üblichen Tänzen gehören die Gibadina und Allemanda, letztere aus Deutschland stammend und beides Tänze, deren Aufhören Lope de Vega, ein großer Freund des Tanzes, in seiner „Dorothea" lebhaft bedauert, von denen er sagt, sie seien so ganz in Vergessenheit gerathen, daß man nicht einmal mehr wisse, wie sie beschaffen gewesen; ferner der Turdion, der Piedegibao, die Madame Orliens, der Rey Don Alonso el Bueno, nach der ihn begleitenden Romanze so genannt, und die Pavana oder Pavane (Pava d'Espagne), von ehrbarem, ernstem und gravitätischem Charakter, „da die Tänzer mit sonderbaren Tritten und Setzen der Füße einer vor dem andern ein Rad machen, beinahe wie die Pfauen, wenn sie sich brüsten, als wovon er eben den Namen bekommen," wie ein alter Schriftsteller sagt.*) Der Tänzer hob nämlich mit Hilfe der Arme und des Degens seinen Mantel nach rückwärts in eine radartige Rundung und ahmte dann mit genau vorgeschriebenen Schritten den Gang des Pfaues nach. Am grünen Donnerstage pflegte man die Pavane in den Kirchen Spaniens vor dem Hochaltare von zwölf jungen Tänzern ausführen zu lassen, die alle vier Stunden durch Andere ersetzt wurden, damit diese als fromm angesehene Uebung während der ganzen

*) Paduame wird von Manchen gleichbedeutend mit Pavane genommen; doch soll es eigentlich ein italienischer aus Padua herstammender, auch in England und Frankreich gebräuchlicher Tanz gewesen sein, ebenfalls von ernsthaftem Wesen, in gradem Tacte stehend und meistentheils drei Repetitionstheile von je acht, zwölf oder sechzehn Tacten enthaltend.

Dauer der Aussetzung des Allerheiligsten keine Unterbrechung erleide.

Im Allgemeinen unterschied man Bayles und Danzas, von denen jene mit Bewegungen der Arme und Hände verbunden waren, diese nicht. Schon in den ersten rohen Versuchen des Dramas spielte der Tanz eine Rolle in Spanien; wie er namentlich bei den Darstellungen in den Kirchen einen wesentlichen Bestandtheil bildete. Zu den Feierlichkeiten, durch welche das Frohnleichnamsfest verherrlicht wurde, gehörten als unumgängliches Erforderniß außer den Autos (Dramen geistlichen Inhalts) auch Tänze, deren nach den Municipalgesetzen der Stadt Carrion de los Condes von 1568 jedesmal mindestens zwei stattfinden sollten. Der Cardinal Ximenes wird als derjenige bezeichnet, der in der Kathedralkirche zu Toledo die alte Gewohnheit wiederherstellte, nach welcher man während des Gottesdienstes im Chor tanzte. Die Sitte, in der Kirche an hohen Festen zu tanzen, hat sich, wie wir schon oben erwähnten, bis heute, also mehr als dreihundert Jahre hindurch, in Spanien zu erhalten vermocht. Noch gegenwärtig wird in der Kathedrale von Sevilla während der Octave del Corpus jeden Abend ein Tanz vor dem Hochaltare aufgeführt. Die Tänzer dabei sind Knaben von zwölf bis siebzehn Jahren in reicher altspanischer Tracht. Die Bewegungen sind ernst und gehalten. Der Idee nach soll der Aufführung der Tanz David's um die Bundeslade zum Grunde liegen. Auf keinen der Anwesenden, selbst nicht auf Fremde, macht dieses irgendwie den Eindruck des Ungehörigen. Der Tanz ist oder kann wenigstens eine Kunst sein, die sich ebenso wie die Musik und Malerei zu den ernstesten Zwecken verwenden läßt. Oft ist man nur so lange erstaunt und geneigt, sein Gefühl für verletzt zu erklären, bis man das Ungewöhnliche selbst gesehen hat.

Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts kamen viele neue Tänze auf, die wegen ihrer freieren Bewegungen und üppigen Stellungen anstößig gefunden wurden, bei der großen Menge aber so vielen Beifall fanden, daß sie die älteren sittsamen fast ganz in Vergessenheit zurückdrängten. Die Schriftsteller dieser Zeit sind voll von Klagen über die Lascivität des Zapateado, Polvillo, Canario, Guinea, Hermano Bartolo, Juan Redondo, der Pipironda, Japona, Perra Mora, Gorrona u. s. w., vor Allem aber der Gallarda oder Gagliarda, (quasi Valiarda vom lateinischen validus, stark, wie Walther in seinem musikalischen Lexicon behauptet), italienischen und zwar, wie man glaubt (nach Brossard und Rousseau), römischen Ursprungs und deshalb auch früher Romanesca genannt. Es hatte dieser Tanz ein fröhliches, kräftiges und straffes Wesen, und „weil demnach der Gaillard mit geradigkeit vnd guter Disposition mehr, als andere Täntze muß verrichtet werden, als hat er ohne zweiffel den Namen daher bekommen." (Prätorius, Syntagma musicum III. 24). Er stand im Dreivierteltact, wurde mit fünf Schritten getanzt, daher ein Cinquepas genannt, und hatte wie die Pavane drei Reprisen von je vier, acht oder zwölf Tacten, aber nicht weniger oder mehr. Wie manche der älteren Tänze diente auch er sowohl zum Singen als zum Tanzen, „do bisweilen amorosische Texte darunter gesetzt seyn, welche sie in Mascaraden selbst singen, vnd zugleich tantzen, obgleich keine Instrumenta darbey vorhanden" (Prätorius, a. a. O.).

Ebenso heftig entladet sich der Zorn der Schriftsteller auf die Zarabanda, die Chacona und den Escarraman, drei besonders beliebte, aber auch vor Allem üppige Tänze, die in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts auf allen Bühnen Spaniens festen Fuß gefaßt hatten und es vornehmlich waren, die das Verdammungsurtheil der strengen Sittenrichter auf die theatralischen Vorstellungen lenkten. Besonders provocativ muß neben der Sarabande die Chaconne gewesen sein, deren Ursprung man nach neueren Forschungen in dem Lande der Basken annimmt, in deren Sprache chocuna „niedlich," „artig" bedeutet. Ihre Verbreitung scheint eine sehr schnelle gewesen zu sein, da sie, wie Cobarruvias berichtet, schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts den bis dahin volksthümlichsten Tanz, die Sarabande, allmälig zu verdrängen begann.

In einer 1613 erschienenen Novelas ejemplares des Cervantes, in der „vornehmen Küchenmagd," wird auch in der That der Chaconne der Preis vor allen anderen Tänzen zuerkannt. Es heißt

daselbst nach der Uebersetzung Adalbert Keller's:

„Kommt herbei nun, Tänzerinnen,
Flinke Tänzer kommet her!
Denn der Reigen der Chaconne
Greifet weiter als das Meer.

— — — — — — —

Ja der Reigen der Chaconne
Ist des Lebens heil're Krone.

Eine köstliche Bewegung
Wird dem Körper hier geboten,
Und die trägen Glieder fühlen
Der Erschlaffung sich entnommen.

— — — — — — —

Alte müssen sich verjüngen
In dem Schwung und kühnen Stolze,
Bei den Jungen aber gebt es
Noch aus einem höhern Tone.

Ja der Reigen der Chaconne
Ist des Lebens heil're Krone."

Während die Sarabande damals, wie es scheint, nur von Weibern getanzt wurde, tanzte man die Chaconne paarweise und von Personen beiderlei Geschlechts; die Tanzenden schlugen dazu die Castagnetten und die eigentliche Tanzmusik besorgte die Guitarre. In dieser Weise hat sich die Chaconne in Spanien über hundert Jahre erhalten und scheint erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts von dem Fandango verdrängt worden zu sein.

Andere Schicksale hatte die Chaconne in Frankreich. Als zur Zeit Ludwig's XIV. die verschiedenen Volkstänze in Kunsttänze umgewandelt wurden, erlitt auch sie eine Umgestaltung: allmälig aus dem Ballsaale verschwindend, bildeten die Componisten die ihr eigenthümliche Form für die Kammermusik selbständig aus, während der Tanz als solcher eine der wichtigsten Ingredienzien der damaligen Götter- und Heldenoper und des heroischen Ballets wurde, wobei man sich gewöhnlich der Chaconne zum Schlusse des Ganzen bediente. In der „Ode de la danse," welche 1714 vom Könige den Preis der Akademie erhielt, wird die Chaconne in folgender Weise geschildert:

„Forme une danse nouvelle
Et de mille autres en elle.
Confonds la variété:
Amusant sans bassesse,
Sérieuse sans tristesse,
Et vive avec majesté!"

Wie groß die Popularität dieses Tanzes gewesen sein muß, geht auch daraus hervor, daß im achtzehnten Jahrhundert einer bestimmten Art von Halsbinden der Name „Chaconne" beigelegt wurde. Sie bestand aus einem Bande, dessen beide Enden man frei über die Brust herabhängen ließ. Ein Tänzer, der, als er die Chaconne ausführte, sich zuerst einer solchen Binde bediente, war der Erfinder dieser Mode.

Da die meisten dieser Tänze so frei und ausgelassen waren, so sagten Einige, der Teufel haben sie alle erfunden. Welche Meinung aber auch Einzelne über die Tänze gehegt haben mögen, gewiß ist, daß sie großen Anstoß verursachten, und 1621 sich auf der Bühne nur durch kräftige Aeußerungen des Volkswillens gegen den der Regierung behaupteten. Auch wurden sie eine Zeit lang beschränkt und gemildert; keiner aber gänzlich verbannt, mit Ausnahme der zügellosen Sarabande; denn das Publicum meinte, die Tänze seien das eigentliche Salz der Schauspiele und ohne sie sei die Bühne nichts werth.

In einer im Jahre 1603 über die Sarabande erschienenen Schrift ist noch von vielen andern verwandten Tänzen die Rede, die ihren Namen meist von den Anfangsworten der Lieder führten, zu denen sie getanzt wurden. Man pflegte sie in der Regel mit Begleitung der Guitarre, zu Zeiten aber auch der Flöte und Harfe, zu singen; einige Tänzerinnen sollen die Geschicklichkeit besessen haben, zu gleicher Zeit zu tanzen und zu singen.

Dieselbe Klage, die Lope de Vega in Betreff der älteren Tanzweisen führt, daß dieselben vergessen seien und man die Art und Weise, wie sie getanzt wurden, nicht mehr wisse, wird zwei Jahrhunderte später, von einem eifrigen Vertheidiger der spanischen Nationalsitten wiederholt, in Bezug auf die Sarabande, die Chaconne, den Escarraman und den Zorongo. Der letzte, dessen einfache aber lebhafte Pas zuweilen mit Händeklatschen accompagnirt wurden, hat seinen Namen mit einem bebänderten Kopfputz der Damen gemein. Wir sind daher nicht im Stande, eine genauere Beschreibung dieser von den ältern spanischen Schriftstellern so oft genannten Tänze zu geben; so viel läßt sich indessen aus einzelnen Andeutungen entnehmen, daß sie im Wesentlichen nach demselben Typus gebildet waren, welcher der Jota, dem Bolero, dem Fandango und andern zu Grunde

liegt, freilich aber mehr Ausgelassenheit zeigten.

Gegen die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, als sich in Folge der Prachtliebe Philipp's IV. der äußere Glanz bei den dramatischen Vorstellungen bedeutend vermehrte, dehnten sich die Tänze oft in bunten Verschlingungen und in mannigfaltiger Action zu größern Ballets aus. Von solchen pomphaften Aufzügen wurden die einfachern Nationaltänze in den Hintergrund gedrängt und allmälig von den Bühnen vertrieben. Es scheint, daß um den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts die Sarabande, die Chaconne und ihre Sippschaft fast ganz in Vergessenheit gerathen waren; ihre Namen kommen fortan immer seltener vor. Eine analoge, nur minder freie und ausgelassene Form des Tanzes aber lebte indessen unter den Landbewohnern fort und empfing hier ihre Ausbildung, bis sie an die Stelle ihrer Vorgängerinnen auf die Bühne trat. Einheimische Schriftsteller behaupten, daß die Seguidillas (ein Ausdruck, der zugleich den Tanz und das Lied, zu welchem er ausgeführt wird, bezeichnet) in der Weise, wie man sie noch heute kennt, im Beginn des vorigen Jahrhunderts in der Mancha entstanden seien; der Name freilich ist bedeutend älter und kommt schon im „Don Quixote" vor (Cap. XXXVIII.). Die Musik ist ein sehr lebhafter Dreivierteltact, die Singstrophe (copla) darf nur vier Verse haben, und hat einen Kehrreim (refrain); als erläuterndes Beispiel mag hier ein von Paul Heyse übersetztes Seguidillenliedchen folgen:

„Mit einem kleinen Fächer,
Für Dein Gesichtchen
Machst Du verstohl'ne Zeichen
Deinem Geliebten.

Ach, welch ein Wunder!
Was Kühle Dir bereitet,
Bringt mich in Gluthen!"

Diese Seguidillas nun sind als die Wurzel der meisten jener Nationaltänze anzusehen, die noch gegenwärtig bei allen nicht von blinder Verehrung des Fremden geblendeten Spaniern beliebt sind und auch im Auslande Berühmtheit gewonnen haben. Eine Schilderung dieses Tanzes würde daher zugleich ein Bild der andern, die mit geringen Modificationen dasselbe sind, wie der Fandango, Bolero u. s. w., darstellen.

Ueber Anordnung und Verlauf des Seguidillentanzes möge Folgendes dienen: Während die Guitarre präludirt, stellen sich die Tänzerpaare, am besten in der anmuthigen Tracht des Majo und der Maja, in zwei Reihen gegenüber, und drei bis vier Schritte entfernt von einander auf; sodann wird, indeß die Tänzer noch unbeweglich stehen, der erste Vers der Copla gesungen; die Stimme schweigt wieder; die Guitarre beginnt die eigentliche Tanzmelodie zu spielen und nun erst, beim vierten Tact, hebt zugleich das Lied der Seguidilla, der Schall der Castagnetten und der Tanz mit seinen schwebenden Pas, dem graziösen Entgegenfliegen und Zurückeilen, jener reizenden Darstellung der Liebesfreuden, an. Die Pas sind ein eigenthümliches Gemisch von Schritten des Fandango, der Jota und lärmender Taconeos (wiederholtes Gegeneinanderschlagen der Absätze). Mit dem neunten Tact ist die erste Abtheilung zu Ende und es tritt eine kurze, nur mit leisen Klängen der Guitarre ausgefüllte Pause ein. In der zweiten Abtheilung werden die Plätze gewechselt, ohne daß die Tänzer sich dabei die Hände reichen, und zwar mit einer Promenade voll ernster Würde, die auffallend gegen die ausgelassene Heiterkeit des übrigen Tanzes absticht. Darauf wiederholt sich die erste Abtheilung mit einigen Variationen in den Pas und Stellungen, und am Schluß derselben werden wieder die anfänglichen Plätze eingenommen; mit dem neunten Tact des dritten und letzten Theils endlich verstummen plötzlich Musik und Lied und es ist eine Hauptregel, daß die Tänzer unbeweglich in der Stellung verharren, in welcher sie die letzte Note der Musik überrascht; wird diese Position gut gewählt, so rühmt man, es sei bien parado.

Aus ihrer Heimat, der Mancha, verbreiteten sich die Seguidillas in Kurzem über alle spanischen Provinzen. Eigentlich nur Modification dieses Tanzes und zum Theil ihm so ähnlich, daß schon ein geübter Blick dazu gehört, um ihn davon zu unterscheiden, ist denn auch der Fandango, mit langsamer Bewegung im $^6/_8$-Tact. Er wird von zwei Personen getanzt, die ihre Schritte unter Castagnettenbegleitung ausführen. Der Schall

derselben und die Bewegungen der Füße, der Arme und des ganzen Körpers müssen der Musik mit der größten Genauigkeit folgen. Alles im Fandango ist Leben und Action. Der Charakter des Tanzes ist anfangs sanft, zärtlich und hingebend, dann steigert er sich allmälig bis zum Extrem südlicher Leidenschaft. Und hierin liegt eben sein Reiz, denn die Pas sind höchst einfach und kunstlos. Früher tanzten ihn hochgestellte Personen mit Würde und Förmlichkeit, und nach den Regeln, die das Theater für diesen Tanz vorschreibt, bis er allgemeiner wurde und in die untern Classen hinabstieg, wo er mit mehr Ungezwungenheit und mit extravaganteren Bewegungen executirt wird. Ein französischer Tourist des vorigen Jahrhunderts, der Ritter Bourgoing, berichtet von diesem Tanz folgendes artige Histörchen, das man auch zum Sujet eines ehedem beliebten Ballets „der Proceß des Fandango" benutzte und welches seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit wegen von uns hier mitgetheilt zu werden verdient. Der römische Hof, unwillig, daß der gottlose Fandango noch in einem, wegen Reinigkeit des Glaubens so bekannten Lande nicht abgeschafft sei, beschloß ihn förmlich in den Bann zu thun. Ein Consistorium versammelte sich; der Proceß des Fandango wird in den Weg Rechtens eingeleitet; schon ist es so weit, daß ihm der Bannfluch zuerkannt werden soll, als einer von den Richtern die vernünftige Bemerkung macht: man müsse keinen Verbrecher ungehört verurtheilen. Seine Ansicht wird vom Collegio gebilligt. Ein spanisches Tänzerpaar erscheint und entwickelt vor den versammelten Richtern die Reize des Fandango. Die Strenge der Archonten hält diesen Beweis nicht aus. Ihre finstern Gesichter erheitern sich, sie stehen von ihren Sitzen auf; ihre Knie und Arme bekommen die Jugendkraft wieder, der Saal des Consistorii wird zum Tanzsaal, Alles tanzt mit, und der Fandango wird losgesprochen.

Der Spanier tanzt nicht mit jener schauerlichen Blasirtheit, die wir an unsern Tänzern wahrnehmen, die selbst tanzend den Tanz verachten und die mit ihrem Geiste nicht minder als mit ihren Gebeinen völlig erhaben über der Idee des Tanzes zu stehen affectiren. Der Spanier entfaltet in seinem Tanz die ganze leidenschaftliche Gluth des Südländers. Die den Füßen zugewandten Blicke mustern von Zeit zu Zeit den Körper in allen seinen Einzelheiten und lassen das Vergnügen wahrnehmen, welches der Anblick der schönen und graziösen Formen den Tänzern gewährt. In den Geberden der Tänzer drücken sich die Gefühle aus, welche den Nationalcharakter der Spanier beherrschen, die Liebe und die Galanterie, aber auch der Stolz, der Hochmuth und die Grandezza.

Ein jetzt nicht mehr vorkommender Tanz ist die Folie d'Espagne, gegenwärtig zu den Obsoleten gehörig, im vorigen Jahrhundert auch als Solotanz in der Oper beliebt. Die erste Composition dieses Tanzes von Corelli, die sich durch einen einfach ernsten Charakter auszeichnete, entzündete die Spanier dergestalt, daß sie darüber wahre Thoren wurden. Anfangs sang und spielte man die Musik und endlich tanzte man auch danach.

Der Bolero, ganz so zugeschnitten wie die Seguidillas, aber mit langsamem und Menuettanze, soll um's Jahr 1780 von Don Sebastian Zerezo, einem der geschicktesten Tänzer seiner Zeit, erfunden worden sein. Der Bolero ist ein edler, bescheidener und decenterer Tanz als der Fandango, der aber wie dieser von zwei Personen ausgeführt wird. Ihm kommt an Schönheit, Bedeutsamkeit der Bewegung und ergreifender Wirkung durch Auge und Ohr kein anderer Tanz gleich. Rhythmisch streng geordnet ist er von zärtlichem, eigentlich lyrischem Charakter; in Tempo und Tactart übereinstimmend mit der Menuet, also im Dreivierteltact; auf Mannigfaltigkeit in der Melodie macht er weniger Anspruch als auf hervorstechende rhythmische Accentuation. Er besteht aus mehreren Abtheilungen; nämlich dem Paseo oder der Promenade, gleichsam als Einleitung oder Introduction, den Traversias oder Traversés, um die Plätze zu wechseln, welche man vor und nach der Differencias macht, wobei die Tanzschritte verändert werden, und endlich dem Finale, welches mit dem bien parado endigt.

El Passo de la Capa, voll Grazie und Anmuth in Haltung und Geberde, steht wie die Madrilena, die ihren Namen von den Damen der Hauptstadt Spaniens hat, vereinzelt und außer der Reihe

da. Ebenso die Calesera, gewöhnlich von Calesineros (spanischen Kutschern) getanzt, die sich durch rasche Wendungen, lustiges Händeklatschen und zierliches Stampfen mit den Füßen auszeichnet.

„Hör' ich nicht die Schellen läuten?
's ist mein Schatz mit der Kalesche.
Prächtig steht der Hut dem Burschen:
Bunte Jack' und weiße Wäsche.

Hui, wie munter!
Leicht von Zunge,
Kühn im Sprunge,
So gefällst Du mir, mein Junge!"

Die Manola verdankt ihren Namen der spanischen Grisette, die jenseits der Pyrenäen Manola heißt.

„Breite Franze, sammt'ne Borte
An der prächt'gen Kreuzmantille:
Geht ein Zugwind durch die Pforte,
Welcher Falten reiche Fülle!
Stolzes Herz — Sal espagnola —
Heisa! Hola!
Meine Lust ist die Manola."

Die Jota arragonasa, aus Arragonien stammend, welche meist von drei Personen ausgeführt wird, und die Gallegada, deren Ursprung, wie ihr Name besagt, in Galizien zu suchen ist, sind groteske Bauerntänze, die einen komischen Charakter haben. Bald bewegen sich die Paare, Arme und Füße auf lustig plumpe Art hebend, Antlitz gegen Antlitz gewendet, bald hüpfen sie in schiefer Richtung, durch verschlungene Arme zusammengekettet, hinüber und herüber; bald dreht sich jedes Paar abwechselnd unter dem Getöne kleiner Schellen, welche sie sich um das Handgelenk geschnallt haben, im Kreise umher.

„Wer das Leben will genießen,
Sei sein eigner Zeitvertreiber,
Meide Gurken und Melonen,
Doctor, Apothek' und — Weiber.
Weiber sind gar gift'ge Speise,
Halte Dich von ihnen fern,
Süßes zeigen sie von Außen,
Doch das Bittre sitzt im Kern.

La Linda Gitana (auch Lolé und Gitanilla genannt), die aus den Zeiten der Mauren stammt, hat einen feierlichen, orientalischen Charakter. Bald ernst und melancholisch, bald zärtlich und hingebend, drückt er durch Bewegung und Geberde die Liebe, den Stolz, die Eifersucht, kurz alle Zustände einer glühenden Seele aus.

„Siehst Du, Kamm und Ros' im Haare,
Mein Zigeunermädchen schweben?
Männer seufzen, wenn sie tanzet,
Und die schönsten Frauen beben.

Gitanilla, Himmelsblume,
Prang' in Amors Heiligthume,
Gieb durch dunkler Sterne Strahlen
Hundert Männern Todesqualen,
Mir nur, neidlos von Gemüthe,
Holde Sonne, lächle Güte!"

Die Cachucha, die einige Aehnlichkeit mit der Lolé hat und stets entweder von einem Herrn oder von einer Dame allein, unter Castagnettenbegleitung ausgeführt wird, ist, was graziöse Bewegung und seelenvolle Mimik anbetrifft, der Gipfel der spanischen Tänze. Die Arme der reizenden Cachuchatänzerinnen neigen sich in wiegender Bewegung bald zur Erde nieder, als wollten sie Blumen vom Boden aufheben, bald heben sie sich in gefälliger Rundung über das schalkhaft aufblickende Haupt. Fanny Elsler war es, die diesen Tanz zuerst nach der Melodie eines spanischen Volksliedes in dem Ballet „Le diable boiteux" in Deutschland tanzte. Den Namen dieses Tanzes hat bis jetzt noch Niemand zu erklären vermocht, auch findet man ihn in keinem spanischen Wörterbuch. Der französische Tänzer Blasis behauptet, daß die Spanier dieses Wort auf eine Schöne anwenden und überhaupt auf Alles, was graziös ist. In der Sprache der andalusischen Zigeuner bedeutet es Gold. In der Poesie bezeichnet Cachucha den Theil des Köchers, in welchem Amor seine Pfeile aufbewahrt: Sagittae capsula in pharetra. Die folgenden Verse können einen Begriff geben, welche allgemeinen Gefühle die Spanier mit diesem Worte ausdrücken:

„Die Cachuchita
Glitzert im Mondenschein,
Die Cachuchita
Schaukelt mein Liebchen ein.

Die Cachuchita
Geb' ich um Gold nicht hin,
Die Cachuchita
Wiegt meine Schifferin.

Führend das Ruder,
Blick' ich in's Auge Dir;
Du, meine Ninna,
Lächelst am Herzen mir."

Don Pedro von Aragonien und Ephraim ben Sancho.

Von

Ernst Rommel.

Die Erzählung von den drei Ringen in „Lessing's Nathan dem Weisen“ ist bekanntlich dem Decamerone des Boccacio entnommen. Ursprünglich gehört dieselbe jedoch der rabbinischen Literatur an und wird in dem Buche „Schevet (Zuchtruthe) Jehude“ von R. Salomon aben Verga als ein Ereigniß aus dem elften Jahrhundert mitgetheilt, (siehe Seite 107 der vortrefflichen Uebersetzung von Dr. M. Wiener. Hannover 1856). — In der einfachen Erzählung ist nur von dem christlichen und dem jüdischen Glauben die Rede, aber sie zeichnet sich durch Charakteristik und natürliche Entwicklung wie durch das Treffende und Angemessene in den Beziehungen vortrefflich vor der Fassung aus, in welcher dieselbe nach vielfachen Umgestaltungen endlich durch Lessing nach dem Boccacio mit so nachhaltigem Erfolge in die deutsche Literatur eingeführt wurde. Grade deshalb dürfte die alte Erzählung nach der eben angeführten Uebersetzung, ein besonderes Interesse in Anspruch nehmen, um so mehr, da die Erzählung von den drei Ringen nach Boccacio und Lessing bekannt genug ist, um Vergleichungen bequem anstellen zu können. — Die Vorzüge der alten Erzählung erschienen mir wichtig genug, um mit Zugrundelegung derselben den bedeutenden Inhalt erweitert in eine neue poetische Form zu fassen, was hoffentlich ebenso zeitgemäß, wie vielen Lesern willkommen sein dürfte.

Der König von Aragonien, Don Pedro der Alte, unterhält sich mit einem Weisen, Nikolaus von Valencia, welcher den König durch mancherlei gehässige Anschuldigungen der Juden, zur Verfolgung derselben antreiben will, weil es nöthiger sei, die Feinde (Ungläubigen) im Innern des Reiches zu bekämpfen, als gegen äußere Feinde zu Felde zu ziehen. Nachdem der König nun erfahren hat, daß die vorgebrachten Beschuldigungen lediglich auf den Aussagen eines zum Christenthume übergetretenen Juden beruhen, antwortet derselbe, wer seine Religion verändert hat, dem kann man nicht glauben, dem ist es auch ein Leichtes, seine Worte zu verändern: „Zudem ist der Haß, der in Folge der Verschiedenheit der Bekenntnisse entsteht, nur ein zufälliger, indem man dabei nur die Liebe zu seinem eigenen an den Tag legen will.“ — Nikolaus erwiedert darauf, daß die Juden die Unverschämtheit haben würden, dem Könige in's Gesicht zu sagen, daß sein Bekenntniß ein irriges sei, worauf der König erwiedert: „So möge einer der jüdischen Weisen herbeigerufen werden, den wir fragen wollen;“ und Ephraim ben Sancho wird gerufen.

Der König redet den jüdischen Weisen, nach einigen gleichgiltigen Reden, also an: „Man hat Dich nur deshalb vor mich geführt, damit Du angebest, welche von den beiden Religionen die bessere sei, die christliche oder die Deinige?“ — Darauf der Weise: „Meine Religion ist besser für *mich*, in Beziehung auf meine Verhältnisse, da ich dereinst in Aegypten Sclave war, von dort aber von Gott durch Wunder und Zeichen herausgeführt worden bin; *für Dich* aber ist Deine Religion besser, da sie fortwährend die herrschende ist.“ — Doch der König: „Ich frage in Rücksicht auf die Religionen selbst und nicht in Rücksicht auf ihre Bekenner.“ — Darauf der Weise: „Nach einer dreitägigen Ueberlegung will ich meinem Könige Bescheid geben, wenn es ihm recht ist,“ womit der König einverstanden war. Nach drei Tagen kam der Weise zurück und stellte sich aufgebracht und verstimmt. Auf die Frage des Königs: „Warum bist Du so verstimmt?“ erwiedert er: „Man hat mich heute geschmähet, ohne daß ich ein Unrecht begangen hatte und Dir, unserm Herrn, liegt es ob, meine Sache zu führen. Dieselbe besteht nämlich darin: Vor einem Monate reiste mein Nachbar weit fort und um seine beiden Söhne zu trösten, ließ er ihnen zwei Edelsteine zurück. Nun kamen die beiden Brüder zu mir und verlangten, daß ich sie von der Eigenthümlichkeit der Steine und deren Unterschieden in Kenntniß setzen sollte und als ich ihnen bemerkte, daß dies Niemand besser wüßte als ihr Vater, der ja ein großer Kenner von Steinen nach Werth und Form sei, da er Juwelier wäre und daß sie sich an ihn wenden möchten, der ihnen das Richtige sagen

würde, ſchlugen ſie mich und ſchmäheten mich wegen dieſes Beſcheides.“ Als hierauf der König verſetzte: „Daran haben ſie Unrecht gethan und ſie verdienen beſtraft zu werden,“ fuhr der Weiſe fort: „So mögen denn Deine Ohren, o König, vernehmen, was ſo eben Deinem Munde entfahren. Siehe, auch Eſau und Jakob ſind Brüder, von denen einem jeden ein Edelſtein überliefert wurde, und unſer Herr fragt nun, welcher der beſſere ſei; ſo möge unſer König einen Boten an den Vater im Himmel ſenden, denn das iſt der größte Juwelier und er wird den Unterſchied der Steine ſchon angeben.“ Da ſprach der König: „Siehſt Du, Nikolaus, die Klugheit der Juden? Wahrlich, ein ſolcher Weiſe verdient beſchenkt und geehrt zu werden, Du aber müßteſt Strafe erhalten ꝛc.“ — Damit iſt die Geſchichte zu Ende, ſo weit dieſelbe für die nachfolgende Bearbeitung Bedeutung hat.

I.

Als Don Pedro einſt, der Alte,
König war in Aragonien,
Rief er Ephraim ben Sancho,
Der den Ruf der Weisheit hatte.

„Sage mir,“ ſo ſprach der König,
„Patriarch des Hauſes Juda,
Der Du Schätze haſt in Fülle,
Weisheit ſchöpfſt aus tiefſtem Borne:

„Welches iſt der beſte Glaube? —
Iſt's der Deine? — Iſt's der meine? —
Oder haben ihn die Moslems? —
Wahrheit will ich, ſtrenge Wahrheit!“

Drauf der Jude zupft verlegen
An den Aermeln ſeines Kaftans;
Furchtbewegt in ſeinem Herzen,
Blieb er ſtumm für eine Weile.

„Antwort will ich!“ ſprach der König,
Und der Weiſe: „Herr, ich lebte
Einſt als Sclave in Aegypten;
Doch mein Gott zerbrach die Ketten!

„Er hat, wunderbar errettet,
Mich mit Segen überſchüttet; —
Deshalb iſt der Väter Glaube
Meinem Herzen auch der höchſte.

„Doch Dein Glaube iſt gewaltig
Ausgebreitet auf der Erde,
Dein Gott gab in Deine Hände,
Macht und Herrlichkeit und Herrſchaft;

„Deshalb iſt der Chriſtenglaube
Auch für Dich der allerbeſte!“ —
Unterbrechend ſprach der König:
„Nicht verlangt ich halbe Antwort!

„Reden ſollſt Du nicht als Jude,
Nicht als Chriſt will ich Dich hören;
Du ſollſt reden als der Weiſe,
Und ich will als Menſch Dich hören!“

Drauf, nach wenig Augenblicken,
Sprach der Weiſe: „Herr, vergönne
Mir Bedenkzeit auf drei Tage
Und ich will Dir Antwort geben.“

„Wohl, es ſei!“ ſprach drauf der König;
Und mit Furcht und Sorg' im Herzen,
Abſchied nehmend, ging der Jude, —
Was ſollt' er dem König ſagen?

II.

Nach drei Tagen der Erwartung
Saß der König in der Halle,
Dürſtend nach des Juden Antwort;
Und der Alte ließ nicht warten.

Stürmiſch trat er vor den König,
Schmerz und Zorn in ſeinen Zügen,
Streckte tiefbewegt die Hände
Hilfeflehend auf zum Throne.

„Herr, Du biſt gerecht und mächtig,
Leih' mir gnädig Schutz und Hilfe!
Man hat mich geſchmäht, mißhandelt,
Ohne irgend ein Verſchulden!“

„Nun, beim Himmel!“ ſprach Don Pedro,
„Schutz und Recht ſollſt Du erhalten,
Bin ich König hier im Lande! —
Doch nun ſprich, was iſt geſchehen?“

Und der Jude ſprach: „O, König!
Hier, in einem großen Palaſt,
Wohnen lange ſchon drei Brüder,
Kinder eines guten Vaters.

„Doch der weilt in weiter Ferne; —
Im Beſitz der größten Schätze,
Ueberreich an Macht und Weisheit,
Schafft er wundervolle Werke.

„Dieſer ſchenkte ſeinen Söhnen
Drei koſtbare Edelſteine,
Alle reich an Wunderkräften,
Doch nach Form und Weſen anders.

„Drob entſpann ſich Streit und Hader,
Und es ſprach der Erſtgeborne:
Meines iſt das reichſte Kleinod
Und mit Recht, ich bin der Aelteſte.

„O, mit Nichten! — spricht der Zweite, —
Meines ist an Werth das Höchste!
Sieh die Form nur! — Liebesleben
Quillt aus seinem reinen Lichte!

„Ihr irrt beide! — spricht der Dritte, —
Mein Stein hat die neuste Fassung,
Glänzt wie Mondlicht durch die Nächte,
Zaubert Paradiesesträume!

„Nun gings an die Wundergaben,
Einer überbot den Andern,
Bis in Haß und wilder Zwietracht,
Sie als Feinde sich befehden.

„Kaum den wilden Grimm beschwichtigt,
Kommen nun zu mir die Brüder,
Und ich soll die Steine schätzen,
Unparteiisch, ohne Rücksicht.

„Als ich Jeden nun besonders
Ueber seinen Schatz vernommen
Und auch selbst geprüft die Steine,
Fand ich alle drei unschätzbar.

„Denn obgleich des Aeltsten Kleinod
Mir am Meisten wohlgefallen,
Mußt ich doch gestehn, die Andern
Mußten ihres höher schätzen.

„Denn sie hatten tausend Gründe,
Die für sie von hohem Werthe,
Doch für mich von mindrer Geltung,
Weil ich anders dacht' und fühlte.

„Und ich fragte nun den Ersten,
Willst Du Deinen Stein veräußern? —
Nicht um Alles! — war die Antwort,
Und gleich ihm der Zweit' und Dritte.

„So vernehmt denn meine Weisheit:
Jeder hat für sich das Beste,
Weil er selbst es schätzt am höchsten
Und es nimmer will veräußern.

„Glücklich könnt Ihr Alle werden
Im Besitze solcher Schätze,
Wenn Ihr Alle liebt den Vater,
Und Euch selbst, als rechte Brüder.

„Thorheit! — schallt's aus Aller Munde, —
Willst's mit Keinem Dir verderben,
Und verdirbst es mit uns Allen! —
Alter Schwätzer, bessre Antwort!

„Nun, so wahr der Himmel droben! —
Sprach ich, — Ihr seid arg verblendet:
Spräch' ich anders, müßt' ich lügen,
Thorheit oder Wahn bekennen.

„Wollt Ihr aber bessre Antwort,
So geht hin zu Eurem Vater,
Der nur kann die Antwort geben,
Die kein Andrer je kann finden.

„Kaum hatt' ich das Wort gesprochen,
Großer Gott! wie schmäht' man mich,
Rauste meine weißen Haare,
Und zerriß mir meine Kleider!

„Und als sie mich endlich ließen,
Schwuren sie, mich zu verderben!" —
„Nimmermehr!" sprach drauf der König,
„Solches Unrecht will ich strafen!"

„Dank, o Herr! Dein Wort ist heilig!"
Sprach der Weise, „doch verzeihe,
Daß ich nur im Bild gesprochen:
Gott ist jener gute Vater!

„Seine Kinder sind die Christen
Wie die Juden und die Moslems,
Die sich um des Glaubens willen
Schmähen, hassen und verfolgen;

„Doch vereint die Weisheit schmähen
Und in's hehre Antlitz schlagen,
Die zur Liebe räth und Duldung;
Das, o Herr! ist meine Antwort." —

Und der König stand betroffen,
Drückt dem Juden dann die Hände,
„Wahrlich," sprach er, „Du bist weise
Und verdienst, daß ich Dich liebe."

Literarisches.

Populäre Aesthetik von K. Lemcke. Dritte Lieferung. Leipzig, E. A. Seemann.

Daß die Aesthetik von Lemcke ein Werk, jeder Beachtung und jeden Beifalls werth, haben wir bereits in der Anzeige der beiden ersten Lieferungen ausgesprochen. Mit der dritten hat die gediegene Arbeit ihren Abschluß erhalten. Die Malerei, die Tonkunst und die Dichtkunst bilden den Inhalt des letzten Heftes. Der in gedrängter Fülle verarbeitete Gedankenstoff ist ein überaus umfangreicher, ein überaus umfassender. Jeder Leser muß sich, wird sich von diesem Buche auf das Aeußerste angesprochen fühlen. Lemcke vereinigt mit einem feinen Verständniß die gediegensten Kenntnisse der kunstgeschichtlichen Forschungen, er besitzt einen seltenen Reichthum concreter Lebensanschauungen, und sein fesselnder, blühender Vortrag ist durchgeistigt von der Wärme des Dichters. Man nehme z. B. die Schlußworte zu dem Capitel über

die Tonkunst S. 505. Auch der schwerfälligste, gedankenträgste Geist muß von einer solchen seelenvollen Schilderung fortgerissen werden. Bei den Erörterungen über die Poesie sind wir ganz mit dem Nachdruck einverstanden gewesen, mit welchem Lemcke gegen die falsche Ansicht von den üblichen Unter- und Ueberordnungen auf dem Gebiete der Künste plädirt. Es ist durchaus verkehrt, wenn in der sogenannten reingeistigen Denkthätigkeit die höchste Thätigkeit des Menschen erblickt und daher die Poesie derselben untergeordnet wird. Im Reiche der Künste gibt es keine Rangstufen. Nicht so einverstanden wissen wir uns mit dem Verf., wenn derselbe im Widerspruch mit Lessing's Feststellungen über die scharf bestimmten, scharf innezuhaltenden Grenzen der einzelnen Dichtungsarten mehrfach, z. B. S. 550, das bedenkliche Princip aufstellt und vertheidigt, daß die Dichtungsarten leicht in einander übergehen dürfen.

Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke in 12 Bänden. Hamburg, Hofmann & Campe.

Emil Kuh, der treue Schildknappe Friedrich Hebbel's, der schon zu des Dichters Lebzeiten mit unermüdlichem Eifer das Panier zu dessen Ruhme geschwungen, ist nun mit der Herausgabe der Werke des Verewigten betraut. Die Ausgabe wird in 6 Bänden die Dramen, und in 6 weiteren Bänden die Gedichte, das reizende Epos „Mutter und Kind," die Novellen und vermischte Schriften enthalten. Hebbel's Entwicklungsgang ist klar aus seinen Werken zu erkennen. Die gewaltigen Geisteskämpfe seiner früheren Epoche, das großartige Gestaltungstalent der späteren Zeit, tritt hauptsächlich in den Dramen überwältigend hervor, während der größte Theil der Gedichte, sowie das Epos „Mutter und Kind" jene Klarheit und Ruhe athmen, die vorzugsweise den Begriff der Classicität kennzeichnen. Bis jetzt liegen uns die zwei ersten Bände vor. Der erste enthält „Judith," „Herodes und Marianne" und „Ein Trauerspiel in Sicilien;" der zweite: „Maria Magdalena," „Julia" und „Michel Angelo." Welch eine Reihe großer Schöpfungen! Hebbel's Individualität umfaßt einen großen Kreis dichterischen Vermögens. Viele, die für seine Dramen eine schroffe Antipathie haben, vergöttern seine Gedichte und umgekehrt; darin aber sind Alle einig, daß er eine ursprünglich geartete große Natur war, welche durch die Energie ihrer Productionskraft ihre Zeit hoch überragte. Wir kommen später auf die Ausgabe zurück und gehen alsdann mehr auf Einzelheiten ein.

Gedichte von Bernhard von Lepel. Berlin, Wilhelm Hertz.

Wir haben in letzter Zeit oft genug erlebt, daß es halben Talenten glückte, einige Töne zu treffen, die das Gemüth bestachen; kommt dazu, daß ein paar Componisten, denen es nur um allgemeine, möglichst sentimentale Stimmungen zu thun ist, die Lieder in Musik setzen, so glaubt der Naturalist, er sei ein Dichter von Gottes Gnaden, dem die höchste Anerkennung gebühre. Nur selten darf man jedoch, was klingt und glänzt, unbedingt für poetisches Gold halten! Die vorliegenden Gedichte von Bernhard von Lepel zeigen in den Bildern und Balladen den klar in die Welt blickenden, tief denkenden Mann, in den lyrischen Stücken das reich besaitete Gemüth und in sämmtlichen Gedichten den formgewandten, feingebildeten Dichter. Manche der einzelnen Nummern sind weniger hervorragend als andere, ganz unbedeutend ist nichts in der Sammlung; namentlich aber sind es die rein lyrischen Gedichte, aus denen ein schön entfaltetes inneres Leben in ruhiger Klarheit spricht und auch da, wo eine getrübte Stimmung zu Grunde liegt, immer in maßvoll edler Weise ausklingt, so daß man neben dem poetischen Talente auch den hoch begabten Menschen schätzen lernt. Mannigfaltig sind die Erlebnisse, die der Dichter besingt: der Zauber der hesperischen Gefilde hat seinem künstlerisch angelegten Geiste die Weihe gegeben und nichts Kleinliches findet sich in dem, was ihn zur poetischen Gestaltung treibt.

Neues vom Büchertisch.

Carriere, Mor., die Kunst im Zusammenhang der Culturentwicklung und die Ideale der Menschheit. 2. Bd. gr. 8. Leipzig 1866, Brockhaus. 3 Thlr.

Konewka, Paul, Blätter zu Goethe's Faust. gr. 4. Berlin, Amsler & Ruthardt. In Couvert. 2 Thlr.

Kreyßig, Fr., Vorlesungen über Goethe's Faust. 8. Berlin 1866, Nicolai's Verl. In engl. Einb. m. Goldschn. 1⅔ Thlr.

Rümelin, Gust., Shakspearestudien. gr. 8. Stuttgart 1866, Cotta. 27 Sgr.

Schneider, Lehr. Dr. K. E., das musikalische Lied in geschichtlicher Entwicklung. Uebersichtlich u. gemeinfaßlich dargestellt. 3. Periode: das strophische Stimmungslied. gr. 8. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 2½ Thlr.

Stilke, Hermine, Haus-Chronik. Gedenkbuch f. Familien. Mit einleit. u. poet. Text von K. Hofmann v. Nauborn u. 12 Illustr., in Buntdr. ausgeführt v. J. G. Bach in Leipzig. 4. Leipzig, Arnold. In engl. Einb. m. Goldschn. 12 Thlr.

Winterfeld, Ludw. Alb. v., u. Alfr. Frhr. v. Wolzogen, dramatische Werke. 1. Bdchn. 8. Leipzig 1866, Brockhaus. 24 Sgr.

Torfverkohlung in England.

Von

August Vogel.

In neueſter Zeit hat ſich die Aufmerkſamkeit der Techniker auch in England der Torfverkohlung — ein Induſtriezweig, welcher in Deutſchland ſchon länger von Bedeutung geworden — zugewendet. Wenn es bei oberflächlicher Betrachtung auffallend erſcheinen möchte, daß ein an foſſilen Kohlen ſo überaus reiches Land auf dieſem ſchwierigen Umwege Kohlen zu erzeugen verſucht, ſo findet doch die Thatſache darin ihre Erklärung, daß das in England mittels Coaks dargeſtellte Eiſen ungeachtet ſeiner anerkannten Vortrefflichkeit in mannigfachen Anwendungen dem ſchwediſchen Eiſen, wozu bekanntlich nur Holzkohlen verwendet werden, nachſteht, ja für verſchiedene ſpeciell techniſche Zwecke gradezu unbrauchbar iſt. Es mußte daher auch in England ſtets neben dem Coakseiſen noch Holzkohleneiſen gewonnen werden, und wenn man bedenkt, daß ein einziger das ganze Jahr im Betriebe ſtehender Ofen wöchentlich 6000 Centner Kohle verzehrt, ſo iſt es nicht zu verwundern, daß auch die dichteſten Wälder, welche bisher ausſchließlich dieſen ungeheuern Bedarf an Holzkohle zu liefern hatten, bald eine bedenkliche Lichtung zeigen mußten. Bei der mehr und mehr drohenden Unzulänglichkeit der Holzkohle war England bisher nahezu für alle weichen und zähen Eiſenſorten, ſo wie für Stahleiſen, von Schweden abhängig. Die Nachfrage nach ſolchen den ſchwediſchen in keiner Weiſe nachſtehenden Eiſenſorten hat ſich in jüngſter Zeit weſentlich vermehrt und iſt, namentlich ſeitdem man ſich von der Untauglichkeit des Coakseiſens für Schiffspanzer überzeugt hat, auf einen ſolchen Grad geſtiegen, daß die engliſche Eiſeninduſtrie ſich um jeden Preis die eigene Production dieſer Eiſenſorten zu ſichern verſuchen mußte. Hierzu konnte nur die Torfkohle das geeignete Mittel bieten, um ſo näher liegend, als die Torfmoore von Großbritannien und Irland einen Flächenraum von mehr als fünf Millionen Acres bedecken.

Von dem praktiſch-induſtriellen Geiſte der Engländer iſt, wie zu erwarten war, dieſer wichtige Gegenſtand mit der größten Energie und Sachkenntniß erfaßt und durchgeführt worden. Die übliche rohe Methode der Torfbearbeitung, deren ſich bisher faſt ausſchließlich die iriſche Landbevölkerung bediente, um ein höchſt unvollkommenes Brennmaterial aus dem Torfe zu gewinnen, konnte natürlich zum Zwecke der Verkohlung nicht ausreichen, indem die Beſchaffenheit des Torfes mit der Qualität der daraus herzuſtellenden Kohle im innigſten Zuſammenhange ſteht und aus einer weichen, lockern Torfſorte ebenſo wenig

eine harte compacte Torfkohle erhalten werden kann, als leichtes Fichtenholz eine schwere Buchenholzkohle zu liefern im Stande ist. Nach mannigfachen Versuchen ist in England von einer zu diesem Zwecke entstandenen Gesellschaft, Condensed Peat Company, ein Verfahren der Torfbereitung adoptirt worden, welchem dem Principe nach ein zuerst in Baiern im größern Maßstabe zur Ausführung gebrachtes System zu Grunde liegt, nämlich das auf mehreren deutschen Torfwerken in's Leben gerufene Weber'sche Verfahren. Der technische Vorstand jenes englischen Unternehmens hat von den Einzelheiten des Weber'schen Systems auf das Genaueste an Ort und Stelle Einsicht genommen, um namentlich die daselbst gemachten Erfahrungen im schwierigsten Theile der Fabrication, in der eigentlichen Verkohlung, zu benutzen.

Es kann hier nicht der Ort sein, in eine specielle Auseinandersetzung des nach dem Weber'schen Systeme modificirten englischen Verfahrens der Condensed Peat Company näher einzugehen. Nur so viel mag erwähnt werden, daß bei dem englischen Verfahren alle Handarbeit vollkommen ausgeschlossen ist; sie beschränkt sich lediglich auf die erste Periode der Fabrication, das Graben des Torfes, alle übrigen Operationen, die Zerreißung, das Zerschneiden in Stücke u. s. w. werden von der Maschine besorgt. Durch eine Trockenvorrichtung mittelst eines heißen Luftstromes wird der große Vortheil erzielt, daß der Torf schon nach 6 Stunden den zur Verkohlung nothwendigen Trockenheitsgrad erlangt. Die Verkohlung geschieht hierauf unmittelbar in den Verkohlungsöfen im Verlaufe weniger Stunden, so daß also innerhalb 24 Stunden der rohe Torf verarbeitet, getrocknet, verkohlt und für den Hohofen fertig hergerichtet ist, — ein Resultat, wie es bei der gewöhnlichen Art des Torfbetriebes auch unter günstigen Witterungsverhältnissen unter sechs bis acht Wochen nicht erreichbar ist.

Mit dieser Torfkohle sind jetzt schon große Massen von Torfkohleneisen hergestellt worden, welches dem besten schwedischen in seiner Qualität ganz gleich steht und sich namentlich zur Fabrication von Schiffspanzern als vollkommen brauchbar erwiesen hat.

Wenn, wie wohl vorauszusehen, dieses ursprünglich baierische System in England noch an Extensität gewinnt, so erscheint dadurch jenem Lande bei seinem unermeßlichen Reichthume an Torflagern die Unabhängigkeit von der schwedischen Eisenproduction vollständig und dauernd gesichert.

Experimente mit den amerikanischen Torpedos in England.

Die erste Anwendung von Apparaten, die den Zweck hatten, unter Wasser zu explodiren, um feindliche Schiffe zu zerstören oder wenigstens zu beschädigen, wird von den Amerikanern einem gewissen David Bushnell, aus Connecticut, zugeschrieben, der um das Jahr 1777 eine Maschine construirte, in welcher ein Mann, mit einem genügenden Vorrath von Luft für einen halbstündigen Verbrauch, unter den Boden des Schiffes tauchen und dort eine Kiste voll Schießpulver befestigen konnte, das später vermittelst eines gewöhnlichen Gewehrschlosses und eines langen Fadens zu entzünden war. Diese Maschine, welche wegen ihrer Aehnlichkeit in der Form nach der amerikanischen Schildkröte „Torpedo" genannt wurde, versuchte man verschiedentlich, jedoch ohne Erfolg, gegen die englischen Kriegsschiffe, sowohl im Hafen von New-York wie in dem Delaware. Zwanzig Jahre später construirte Robert Fulton, der Urheber der Dampfschifffahrt in Amerika, eine Bombe mit einer Vorrichtung, sie unter Wasser zu sprengen, welche darin bestand, daß er im Innern des Geschosses ein Uhrwerk anbrachte, das nach einer gegebenen Zeit Funken aus einem Feuersteine schlug und dadurch die Pulverfüllung entzündete.

Fulton legte seine Erfindung der englischen Regierung vor, fand jedoch nicht die erwartete Aufnahme, obgleich der große Pitt die Bedeutung derselben erkannte und, um sie zu prüfen, in seiner Gegenwart nahe bei Walmer Castle, die Brig Dorothea durch einen einhundertachtzigpfündigen Torpedo in die Luft sprengen ließ. Der Name Torpedo wurde schon damals

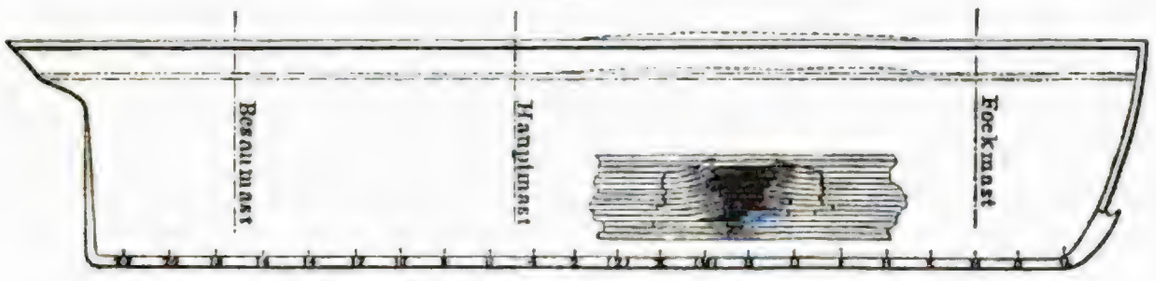
von der Tauchermaschine, die ihn ursprünglich geführt, auf das Geschoß oder Zerstörungsinstrument selbst übertragen. Seit jener Zeit scheint der Erfindungsgeist sich nicht weiter mit Torpedos beschäftigt zu haben, bis die Russen im Jahre 1854 während des Krimkrieges sie benutzten, um die Zugänge zu dem Hafen von Kronstadt gegen das befürchtete Eindringen der englischen Flotte zu vertheidigen. Sie versenkten große mit Pulver gefüllte Kasten, die durch Bojen in einer bestimmten Tiefe unter der Oberfläche des Wassers getragen und mit dünnen Glasröhren versehen waren, aus denen, zerbrochen durch den Anprall eines darüber hinsegelnden Schiffes, Schwefelsäure auf eine gewisse chemische Mischung fließen, diese zur Flamme und durch dieselbe das Pulver entzünden sollte. Doch auch diese Vorrichtungen bewährten sich nicht als praktisch; ohne große Mühe und ohne Schaden wurden sie durch Boote der englischen Flotte aufgefischt.

Erst während des jüngst beendeten Krieges in Nordamerika wurden erhebliche Veränderungen und Verbesserungen in der Construction dieser gefährlichen Kriegswerkzeuge erdacht und ausgeführt. Namentlich wendeten die Ingenieure der südstaatlichen Armeen und Flotten ihre Aufmerksamkeit auf dieselben, und mit welchem Erfolge, beweist die gänzliche Zerstörung des Tecumseh im Hafen von Mobile im August 1863. Sie erbauten in Charleston sowohl wie in New-Orleans Taucherboote, die durch eine kleine Dampfmaschine und Schraubenpropeller getrieben, und mit zwei Flügeln, ähnlich den Flossen eines Fisches, versehen waren, durch welche das Tieferſinken und Steigen des Fahrzeuges regulirt werden konnte. Der große Uebelstand dabei war nur, daß von diesen Taucherboten aus der Torpedo, das Zerstörungsinstrument selbst, direct vermittelst eines Armes oder einer langen Stange gegen den Boden des feindlichen Schiffes gestoßen werden mußte, und daß dadurch auch die Angreifer mit ihrem kostspieligen unterseeischen Boote einem fast sichern Untergange ausgesetzt wurden. Der Erfindungsgeist arbeitete demnach weiter an der Sache, bis es dem Oberingenieur der amerikanischen Kriegsflotte, W. W. Wood, und dem Erfinder des magneto-elektrischen Telegraphen, Herrn Beardslee, gelang, gemeinschaftlich die neue Art von Torpedo herzustellen, welche vor einigen Monaten mit gewaltigem Erfolge zu Chatham in England probirt worden ist. Schon früher hatte Mr. Beardslee ganz außerordentliche Resultate, sowohl für Militär- als Ingenieurzwecke mit seinem magneto-elektrischen Apparate erzielt. Ohne uns auf eine genauere Beschreibung desselben einzulassen, wollen wir nur anführen, daß er ohne die früher nothwendigen, höchst lästigen Säuren und Elemente der galvanischen Batterien arbeitet, in einem kleinen Kästchen von der Größe eines Reisenecessaires transportirt werden kann und dabei, mit den gewöhnlichen Telegraphendräthen, sei es auf der Erde, sei es unter Wasser in Verbindung gebracht, sehr viel stärkere elektrische Strömungen zu erzeugen im Stande ist, als durch die früher bekannten Methoden erzielt werden konnten. Er hat die letzteren demnach sowohl zum Uebersenden von Depeschen wie zum Sprengen von Minen u. s. w. durchaus überflügelt. Als im August 1864 der Beardslee'sche Apparat des Versuchs halber bei den gewöhnlichen Telegraphendrähten New-York's applicirt wurde, gelang es, von dort aus eine Pulvermasse in Washington, in einer Entfernung von ungefähr 60 deutschen Meilen, in demselben Momente zu entzünden als in New-York der elektrische Strom hergestellt wurde, während bei früheren Versuchen ähnlicher Art mit den von Grove angegebenen galvanischen Batterien die vereinte Kraft von nicht weniger als 150 Elementen gebraucht wurde, um Pulver auf eine Entfernung von 10 Meilen hin zu entzünden. Herr Beardslee hat auch einen neuen Zünder für Minen oder Torpedos erfunden, der so ingeniös ist, daß wir nicht umhin können, ihn kurz zu beschreiben. Er besteht aus einem kleinen hölzernen Cylinder, ungefähr dreiviertel Zoll im Durchmesser und drei Zoll lang. Das eine Ende ist nur durch Papier oder eine dünne Haut verschlossen, so daß die im Innern enthaltene Masse bei ihrer Entzündung direct in die größere Sprengladung hineinschlägt. Das andere Ende ist durch einen hölzernen Pflock verschlossen. Durch diesen gehen die beiden Drähte der elektrischen Leitung, im Innern des Cylinders mündend, etwa ein achtel Zoll von einander. Auf das Stückchen Holz

zwiſchen den beiden Enden der Drähte werden einige dicke Striche mit gewöhnlicher Bleifeder gezeichnet, und der Cylinder dann mit der Zündmaſſe geladen. Das Reißblei der Bleifedermiſchung beſitzt die Eigenſchaft, durch den elektriſchen Strom zur hellen Flamme entzündet zu werden. Sobald der Strom alſo durch die Drähte geleitet wird, von welcher Länge dieſe immerhin ſein mögen, ſchlagen die einzelnen Partikelchen von Reißblei, welche die Bleifederſtriche bilden, in Flamme auf, entzünden die Füllung des Zünders und durch dieſe die ganze Sprengladung. — Durch zerſprengt. Bei einem andern Experimente im April barſten 60 Bomben von der eben angeführten Größe, die in drei Gruppen oder Kreiſen arrangirt waren, alle in ein und demſelben Momente. Die Bedeutung dieſer Erfindungen für unterſeeiſche Arbeiten bewies ſich auf ſchlagende Weiſe im Februar des Jahres 1865 bei der ſchnellen Wegräumung der enormen Maſſen, durch welche die Conföderirten die Mündung des Eliſabethfluſſes, bei Norfolk in Virginia, zu verſperren geſucht hatten. Durch drei Entladungen, in Zwiſchenräumen von je einer halben Stunde, wurden zehn Grup-

Sprengung der Terpſichore.

Fig. 1.



Seitenanſicht der Terpſichore nach der Sprengung.

Zünder dieſer Art ſind im vergangenen Jahre in den Petroleumquellen Pennſylvaniens Torpedos in einer Tiefe von 600 Fuß unter Waſſer, ohne großen Aufwand elektriſcher Kraft, explodirt worden, und in der Militärakademie von Weſt-Point wurde im Januar des Jahres 1865 eine elfzöllige Bombe in einer Tiefe von 170 Fuß unter dem Eiſe des Hudſon durch Drähte von ein und einer viertel Meile Länge pen von Pfeilern weggeräumt, die 30 Fuß unter Waſſer, 15 Fuß tief in das Bett des Fluſſes eingetrieben worden waren.

Die Verſuche, die nun in England in dem Medway bei Chatham ausgeführt worden ſind, wurden in Gegenwart der erſten Autoritäten der Admiralität und Militärbehörden, ſowie vieler wiſſenſchaftlicher Celebritäten vorgenommen, und haben vollkommen den Ruf dieſer neuen ameri-

kaniſchen Torpedos beſtätigt. Die engliſchen Blätter, denen wir dieſe Notizen entlehnt haben, ſind voll von den Reſultaten der Experimente. Das erſte derſelben beſtand darin, durch Drähte von einer halben deutſchen Meile Länge einen Torpedo zu ſprengen, den Herr Beardslee auf einer Stelle von 26 Fuß Tiefe in den Schlamm und Sand des Flußbettes verſenkt hatte. Kaum war die elektriſche Verbindung hergeſtellt und auf ein gegebenes Zeichen die Kette geſchloſſen, als in demſelben Momente von dem ruhigen Spiegel des Fluſſes eine Waſſerſäule gen Himmel ſchoß, die in Geſtalt und Bewegung den mächtigen Waſſerhoſen glich, welche zum Schrecken der Schiffer gelegentlich auf der hohen See ſich bilden. Die gewaltige Waſſermaſſe hob ſich bis zu der ſchwindelnden Höhe von nahezu 200 Fuß, ſchoß dann in einen blendend weißen, flockenartigen Giſcht aus und ſank endlich langſam zurück in den kreiſenden Strudel, aus dem ſie aufgeſtiegen, und der inzwiſchen durch ſeine dunkle, ſchmutzige Farbe den Beweis geliefert hatte, mit welcher Kraft der Fluß bis in ſeine tiefſte Tiefe geſtört worden war. Wir fügen Zeichnungen bei, welche

Exploſion eines Torpedo von 440 Pfd. Sprengladung.

Digitized by Google

Fig. 1. Bacillus subtilis. Vergr. 1000. a Einzelne Stäbchen, b Fäden, c Sporenbildung, d Keimung der Sporen.

Fig. 2. Bacillus anthracis. Vergr. 1000. a Einzelne Stäbchen, b Fäden, c Sporenbildung, d Keimung der Sporen.

Fig. 3. Bacillus Ulna. Vergr. 1000. a Einzelne Stäbchen, b Fäden, c Sporenbildung, d Keimung der Sporen.

fügung gestellt war, um an ihr die Kraft seiner Torpedos praktisch zeigen zu können. Zwei Torpedos von je nur fünfundsiebenzig Pfund Sprengladung wurden zu dem Zwecke in einem kleinen Bote in die Nähe der Terpsichore gebracht und dort auf den Boden des Flusses versenkt. (Vergleiche Fig. 3 a.) Bei der grade laufenden starken Strömung gelangte nur das eine der Geschosse auf den ihm bestimmten Platz, das andere wurde auf eine Stelle getrieben, von wo aus es auf das Schiff keinen Effect ausüben konnte. Das Bot mit Herrn Beardslee und seinen Leuten zog sich auf eine kurze Entfernung (Fig. 3 b) zurück; auf ein von der Admiralität gegebenes Zeichen hörte man gleichzeitig den gedämpften Knall beider Torpedos, das Schiff bäumte mit seinem Vordertheile in die Höhe, rollte auf die eine Seite über und begann zu sinken, während große Wassermassen durch die Planken des Verdeckes hervorbrachen, das ganze mächtige Gebäude convulsivisch erbebte und sich schüttelte wie im Todeskampfe. Einen Augenblick noch, und die Terpsichore war versunken und lag fest in dem Schlamm des Flußbettes. Der ganze Vorgang hatte ungefähr fünf Minuten gedauert.

Nach einigen Tagen wurde das Schiff wieder gehoben und in die dry Docks von Chatham gebracht, um dort untersucht zu werden. Als das Wasser aus dem Dock entfernt und das Schiff vollkommen trocken gelegt war, konnte man den Schaden genau prüfen, den sein Boden empfangen hatte. Die ganze Gewalt des Torpedo scheint das Schiff auf der rechten Seite, ungefähr acht Fuß über dem Kiel (Fig. 1) getroffen zu haben, wo die Planken wie die Balken eingeschlagen sind und ein Loch von zehn Fuß im Quadrat gelassen haben (Fig. 2). Das Zwischendeck ist für eine Länge von mehr als zwanzig Fuß aufgerissen, seine Balken nach verschiedenen Richtungen gebrochen und gegen das Oberdeck angetrieben, und die schweren eisernen Kniee, welche die Balken des letzteren tragen, sind auf der ganzen linken Seite des Schiffes abgebrochen und ausgerissen (Fig. 3). Selbst wenn die Terpsichore nicht gleich gesunken wäre, würde sie doch durch die enorme Erschütterung, die sie erlitten, vollkommen unbrauchbar gemacht worden sein.

Rußlands Fabrikthätigkeit.

Die Zahl der Fabriken Rußlands betrug im Jahre 1863 13,101. Dieselben beschäftigten 363,607 Arbeiter und producirten Fabricate für 242 Millionen Rubel. Die Hauptzweige der Industrie sind die nachstehenden:

Bezeichnung der Fabriken.	Zahl derselben.	Zahl der Arbeiter.	Werth des Fabricats in Rubeln.
Tuchfabriken	365	71,797	26,000,000
Baumwollenwebereien . . .	388	36,407	12,600,000
Baumwollenspinnereien . . .	35	21,700	26,000,000
Seidenfabriken .	302	7800	4,600,000
Färbereien u. Zitzdruckereien . .	344	22,700	21,000,000
Schreibpapierfabriken . . .	159	10,779	2,260,000
Sägemühlen . .	152	3329	3,229,000
Theerbrennereien	263	605	149,518
Gerbereien . .	2508	12,169	16,500,000
Talgsiedereien .	673	4717	9,500,000
Talglichtgießereien	581	2000	3,000,000
Seifensiedereien .	337	1314	2,828,000
Ziegelstreichereien	1654	9456	3,000,000
Töpfereien . .	257	1263	315,000
Glasfabriken . .	205	9883	3,878,000
Gußeisenfabriken	134	23,296	6,000,000
Eisenfabriken .	225	13,817	4,500,000
Maschinenfabriken	103	14,690	12,190,000
Chem. Fabriken .	98	2658	3,000,000
Pottaschenfabriken	214	1303	400,000
Getreidemühlen .	461	3278	7,700,000

Das Gouvernement Petersburg enthielt im Jahre 1863; 562 Fabriken, die für 57½ Millionen Fabricate lieferten (gegen das Jahr 1862 eine Zunahme von 123 Fabriken, 11,500 Arbeitern und 13 Millionen Rubel Umsatz); das Gouvernement Moskau: 1022 Fabriken mit einem Umsatz von 52 Millionen Rubel (gegen 1862 eine Abnahme um 157 Fabriken, 18,500 Arbeiter und 2½ Millionen Umsatz). Außerdem sind noch folgende Gouvernements besonders hervorzuheben: Wladimir 323 Fabriken mit 25 Millionen Rubel Umsatz, Twer 413 Fabriken und mit 6 Millionen Rubel Umsatz, Perm 458 Fabriken und gleichfalls gegen 6 Millionen Rubel Umsatz, Kostroma 411 Fabriken und mit 5½ Millionen Rubel Umsatz, Jaroslaw 296 Fabriken und mit eben so viel Millionen Rubel Umsatz und Nishni-Nowgorod 628 Fabriken und mit 4 Millionen Rubel Umsatz.

Neueſtes aus der Ferne.

Britiſch-Columbia.

Die engliſchen Beſitzungen auf und an der nordweſtlichen Küſte von Amerika, die jetzt in die beiden Colonien der Inſel Vancouver und des britiſchen Columbia getheilt ſind, haben einen Flächeninhalt von 214,000 engliſchen Geviertmeilen, auf denen aber nach der letzten Zählung bloß 34,800 Menſchen wohnen. Die Inſel Vancouver iſt weit dichter bevölkert als das Feſtland, denn auf ihre 14,000 engliſche Geviertmeilen kommen zwei Drittheile jener Einwohnerzahl (23,000). Britiſch-Columbia hat bei Gelegenheit der Goldentdeckungen im Fraſerlande eine Aufmerkſamkeit erregt, die ſehr bald wieder nachgelaſſen hat. Die Goldgräber haben die zu Tage liegenden Schätze gehoben und ſind nach Californien und Auſtralien zurückgekehrt. Ein ſo eben erſchienenes Werk von Macfie, der fünf Jahre in Victoria gelebt hat, enthält das Beſte, was bisher über die beiden Colonien geſchrieben worden iſt. Das Feſtland beſitzt nicht bloß Gold, ſondern auch Silber, aber der Ertrag, den man beim Bau auf die beiden edlen Metalle gewinnt, iſt ein ſo unſicherer, daß die gold- oder ſilberhaltigen Stellen vor der Hand beſſer unbenutzt bleiben. Im Innern haben ſich ausgedehnte Kohlenfelder gefunden, doch iſt die Beſchaffenheit der Kohle noch näher zu unterſuchen. Die engliſchen Colonien der Nordweſtküſte beſitzen zwei andere Dinge von ungemeinem Werth, Bauholz und Fiſche. Man kann die Inſel Vancouver nicht durchſchreiten, oder in irgend einer Richtung von Victoria abſegeln, ohne über den unermeßlichen Reichthum des Landes an Bauholz zu ſtaunen. Von Olympia im Waſhingtongebiet an erſtrecken ſich gegen Norden auf beiden Seiten endloſe Wälder, die buchſtäblich undurchdringlich ſind. Geht man von der Inſel Vancouver weiter gegen Weſten, ſo hat man denſelben Anblick. Richtet man die Augen nicht auf das Meer oder auf die Luft, ſo ſieht man nichts als das eintönige Grün rieſiger Bäume, die ſämmtlich zum Geſchlecht der Zapfenträger gehören. Dieſe ungeheuren Maſſen von Schierlingstannen, Fichten und Kiefern, die den Künſtler ermüden, erſcheinen dem Geſchäftsmann als ein werthvolles Rohmaterial, das nach San Francisco, China und Auſtralien verſchifft werden kann. Ein ſolches Geſchäft muß bedeutenden Gewinn abwerfen, wenn es mit Kenntniß und Fleiß geführt wird. Die Beſitzer der Schneidemühlen am Pugetſund auf der amerikaniſchen Seite dieſes großen Landes werden von Jahr zu Jahr reicher, obgleich der Mangel an Capital ihnen zu Anfang große Schwierigkeiten machte. Die Douglasfichte, die merkwürdige Specialität dieſer Gegenden, iſt in Europa mehrfachen Proben unterworfen worden. Autoritäten ihres Fachs, der jüngſt verſtorbene Dr. Lindley und Du Perron in Toulon haben ſie für ein ausgezeichnetes Schiffsbauholz erklärt. Was die Fiſcherei betrifft, ſo liegen im Golf von Georgien und vor Cap Flattery Bänke, die von Stockfiſchen und

Lachsen wimmeln, und der Reichthum der Flüsse an Fischen ist fast unerschöpflich. Es fehlt aber an Capital. 1862 konnte Geld auf die besten Waaren, denen ein Markt vollständig gesichert war, nicht unter 5 Procent monatlich erhalten werden und im vorigen Jahre waren 3 Procent monatlich der übliche Zinsfuß bei guten Hypotheken.

Die russisch-amerikanische Telegraphenexpedition.

Auf beiden Seiten, der amerikanischen wie der asiatischen, ist man jetzt mit den Erforschungen und sonstigen Arbeiten, die dem Ausbau der noch nicht fertigen Theile der Linie voranzugehen haben, zu den unbekanntesten Gegenden vorgedrungen. Der Dampfer George Wright und die Barke Palmetto sind zu genaueren Untersuchungen der Behringsstraße verwendet worden, welche die bisher angestellten weit übertreffen. Die Barke ist nach San Francisco zurückgekehrt, der Dampfer ist in der Ploverbai zurückgeblieben. In der Mitte des Septembers hatte sich der Winter mit Eis und Stürmen bereits eingestellt, aber die Vermessungen wurden fortgesetzt. Es hat sich dabei erwiesen, daß der Kiachpackfluß mit dem Yukon identisch ist und von kleinen Dampfern bis zum englischen Fort befahren wird. In jenem Fort blieb Professor Kennikut zurück, um die Untersuchungen bis New-Westminster in Britisch-Columbia zu leiten. Auf der amerikanischen Seite der Behringsstraße hat sich Grantby Harbor als der beste Hafen erwiesen. Wald fehlt dort gänzlich und der Boden thaut nur bis auf eine Tiefe von zehn Zoll auf. Sondirungen, von Oberst Bulkley in der Behringsstraße bis zum Eingang der St. Lawrencebai angestellt, haben ergeben, daß die letztere überall einen guten Ankergrund hat, aber seicht und Stürmen aus Südost ausgesetzt ist, so daß sie zur Aufnahme eines Telegraphentaues nicht geeignet ist. In dieser Bucht stieß man auf das erste Eis und die Michiganbai war so mit Blöcken gefüllt, daß sie nicht untersucht werden konnte. Die asiatische Seite, die höhere Berge als die amerikanische hat, ist auch von Wald entblößt; der Boden war hier bis zu dreißig Zoll aufgethaut. Die Baikagubai erwies sich als ein guter, zur Legung des Kabels geeigneter Hafen. Die dortigen russischen Behörden thaten ihr Möglichstes, das Unternehmen zu fördern, und die Bewohner der Gegend waren so freundlich, daß man sich von ihnen viel Nutzen verspricht, wenn die Arbeiten so weit gediehen sind, daß man ihre Hilfe in Anspruch nehmen kann. An manchen Punkten der Behringsstraße war die Landschaft prachtvoll. Die Eisberge, welche durch die Straße schwammen, wimmelten von Walrossen, die einen Ausflug nach dem Süden zu machen schienen. Bis zum November hofft Oberst Bulkley seine Untersuchungen beendet zu haben.

Gerhard Rohlfs in Afrika.

Die letzten Nachrichten, die von dem kühnen Reisenden eingetroffen sind, melden seinen Entschluß, nach Wadai vorzudringen. Auf seiner bisherigen Reise hat Rohlfs wohl mit Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen gehabt, aber keinen ernstlichen Unfall erlitten. Am 20. Mai 1865 verließ er mit sechs Dienern und ebenso vielen Kamelen Tripolis, schlug den Weg über Dschebel Ghorian, Misda und Darsch ein und erreichte am 17. Juni Rhadames. Sein Reisetagebuch und eine vortreffliche Specialkarte der bereisten Gegenden schickte er nach Gotha an Petermann. Nach neueren Nachrichten, den letzten bisher eingetroffenen, hatte er von Rhadames in's Hoggargebirge gehen und bis zu den Quellen des Irara vordringen wollen. Kriegerische Unruhen, die, durch den Tod El Bakag's, Scheichs von Timbuktu, hervorgerufen, seit dem Frühling andauerten, machten die Ausführung dieses Plans unmöglich. Die Tuaregs haben sich in den Streit eingemischt, bei dem es sich darum handelt, ob der Sohn oder der Bruder des verstorbenen Scheichs dessen Nachfolger werden soll. Mehrere Tuaregstämme zogen mit Beute beladen in Rhadames ein. Rohlfs konnte nun die beabsichtigte Reise um so weniger unternehmen, als der Bruder des Scheichs von Ainsalm, der ihm sicheres Geleit versprochen hatte, nach dem südlichen Algier gegangen war. In Folge der Hitze — das Thermometer stieg in der wärmsten Tageszeit auf 46 Grad R. im Schatten und sank Morgens bei Sonnenaufgang, wo es am kühlsten war, nicht unter 25 Grad — erkrankte Rohlfs. Als er hergestellt war, ging er über Misda nach Mursuk zurück, um den Plan einer

Reiſe nach Wadai auszuführen, den er in Berlin mit Barth beſprochen hatte. In Murſuk ſah er den Neger, der bei Vogel's Ermordung zugegen geweſen war. Der Mann erbot ſich, ihn zu begleiten, falls er den Weg über Bornu und Bagirai nehmen wolle. Rohlfs äußert in einer brieflichen Mittheilung nach Bremen: „Daß der Neger, der doch auch dem Tode ſo nahe war, zurückzukehren wagt, iſt wohl das beſte Zeichen, daß man die Grauſamkeit des alten Sultans jetzt nicht mehr zu fürchten hat.“ Da 1864 auch Gatronner Marabutim in Wara eine gute Aufnahme gefunden hat, ſo iſt Rohlfs feſt entſchloſſen, ſeinen Reiſeplan zur Ausführung zu bringen. Vogel's Sachen und Briefe ſollen noch im Beſitz des Sultans von Wadai ſein. Von Beurmann ſchreibt Rohlfs, ſo viel man in Murſuk wiſſe, ſtehe es feſt, daß der Sultan von Wadai mit deſſen Ermordung nichts zu thun gehabt habe. Beurmann, der allein, oder nur mit einem, höchſtens mit zwei Dienern aufgebrochen ſei, habe durch Räuber den Tod gefunden, ſo wie er über das ſichere Gebiet von Bornu hinausgekommen ſei.

Du Chaillu's Reiſe.

Der Reiſende, deſſen Mittheilungen über den Gorillaaffen auf ſo vielen Widerſpruch geſtoßen ſind, und der durch neue Entdeckungen in Afrika den Schatten, der auf ſeinen Namen gefallen war, beſeitigen wollte, iſt unverrichteter Dinge nach England zurückgekehrt. Er war von Fernand Vaz im weſtlichen Afrika aufgebrochen und 400 engliſche Meilen weit von der Küſte in's Innere vorgedrungen, als zwiſchen ſeinen ſchwarzen Dienern und den Einwohnern eines Dorfs ein Streit entſtand, bei dem eine Frau eines Eingeborenen durch einen unglücklichen Schuß ihren Tod fand. Obgleich Du Chaillu ſich zu einer Entſchädigung erbot, kam es zu einem Gefecht, in dem der Reiſende von Pfeilſchüſſen ſchwer verwundet wurde. Kaum rettete er ſich mit ſeinen Dienern, welche Letztere auf ihrer Flucht alle die werthvollen wiſſenſchaftlichen Inſtrumente wegwarfen, durch die Du Chaillu eine Reihe aſtronomiſcher Beobachtungen erlangt hatte. Die Rückkehr zur Küſte war von großen Entbehrungen begleitet und von den Sammlungen ging das Meiſte verloren. Seine aſtronomiſchen Beſtimmungen und die Reiſebücher hat Du Chaillu glücklich gerettet.

Näheres über Baker.

Neuere Mittheilungen, die über Baker's Reiſen in der Londoner geographiſchen Geſellſchaft gemacht worden ſind, vervollſtändigen, was wir bereits über ihn berichtet haben. Baker verfügte anfänglich über 40 Bewaffnete, drei Schiffe und 29 Laſtthiere, Kamele, Pferde und Eſel. Außer ſeiner Frau hatte er nur einen europäiſchen Begleiter, der aber noch vor Gondokoro ſtarb. Dieſer in der Geographie ſo berühmte Ort iſt ein erbärmliches Neſt und wird nur gelegentlich von Händlern bewohnt, welche Sclaven und Elfenbein ſuchen. Nachdem Speke und Grant ihn verlaſſen hatten, meuterten ſeine Leute, um ihn an der Weiterreiſe in's Innere zu verhindern. Die Sclavenhändler, welche ſie dazu angeſtiftet hatten, verließen nun Gondokoro und verboten ihm, ihren Spuren zu folgen, obgleich ſie eine gemeinſchaftliche Reiſe mit ihm verabredet hatten. Es gelang ihm indeſſen, 17 ſeiner Leute zum Gehorſam zurückzuführen. Er hatte keine andere Wahl, als den Händlern zu folgen, die ſogar die nächſten ſchwarzen Stämme gegen ihn aufgewiegelt hatten. Als er ſie eingeholt hatte, gewann er ihren Anführer und erreichte nun ohne Gefahr das Land der Betuka's, 110 engliſche Meilen öſtlich von Gondokoro. Das Land iſt das ſchönſte, das es in dieſem Theile von Afrika gibt, erzeugt Getreide in Ueberfluß und ernährt große Heerden. Die Dörfer ſind groß und dicht bevölkert, die Einwohner kriegeriſche, aber gutmüthige Leute. Ihr Hauptſchmuck iſt ihr Haar, welches ſie ſo zu behandeln wiſſen, daß es eine Art von natürlichem Helm bildet. Ihr Häuptling war ein alter Mann, dem man die Macht zuſchrieb, durch eine Zauberpfeife Regen hervorzurufen, oder fern zu halten. Als Baker eines Tages auf ſeinem Finger laut pfiff, ſchrieb man ihm dieſelbe Gewalt zu und bat ihn häufig um eine Ausübung derſelben. Jenſeits des Landes der Betuka's liegen Wälder, in denen viele Elephanten leben, wo aber Rinder wegen der Tſetſefliege nicht fortkommen.

Durch eine hochliegende Gegend, die Waſſerſcheide zwiſchen dem Sebet und dem weißen Nil, reiſte Baker nach Kamraſi's

Königreich. Von dem Kamm einer Höhe stieg er in das Thal des Ascua's hinab, in dem Burton den Hauptzufluß des weißen Nils sah, der aber, als Baker im Januar ihn durchschritt, nicht so viel Wasser hatte, daß das Oberleder seines Stiefels naß wurde. Unterwegs verließen ihn die meisten seiner Lastträger, aber er ging trotzdem nach Gnora weiter. Bei den Karumafällen setzte er in demselben Bote über den Fluß, auf dem Speke gefahren war, mußte aber einige Tage Halt machen, weil Kamrasi keinem Fremden den Eintritt in sein Königreich gestatten wollte. Es zeigte sich später, daß der bekannte Maltheser Debono Räubereien begangen hatte, wodurch der König mißtrauisch geworden war. Erst als Baker sich in voller europäischer Tracht auf eine Anhöhe gestellt und so zu sagen Parade gemacht hatte, erhielt er die erwünschte Erlaubniß. Von den Karumafällen fließt der Nil als ein schneller, von schönen Bäumen eingefaßter Strom genau gegen Westen. Kamrasi war noch immer argwöhnisch und suchte Baker von der Weiterreise dadurch abzuhalten, daß er den großen See als erst in sechs Monaten erreichbar darstellte. Für Baker, der selbst krank war und dessen Frau am Fieber darniederlag, war diese Mittheilung eine höchst traurige, da sie alle seine Hoffnungen zu vernichten schien. Als er von einem eingeborenen Salzhändler hörte, daß sein großes Ziel binnen zehn Tagen erreicht werden könne, erlangte er von Kamrasi durch das Geschenk eines Säbels die Erlaubniß zur Reise. Als er auf dem Wege zum See über den Fluß Karan ging, wurde seine Frau von einem Sonnenstich getroffen und blieb sieben Tage lang bewußtlos. Während dieser ganzen Zeit goß der Regen in Strömen nieder. In Folge der Verzögerung, welche die Krankheit seiner Frau herbeiführte, erreichte Baker den See erst am 18. Tage. An der Hand führte er seine Frau die steile Höhe hinunter und trank unten am sandigen Ufer mit ihr von dem süßen Wasser. In seiner Längenrichtung ließ sich der See nicht übersehen, das jenseitige Ufer war mit seinen 7000 Fuß hohen Bergen so entfernt, daß sich Alles in einen blauen Duft hüllte. Unserer früheren Beschreibung des Sees haben wir nichts hinzuzusetzen. Von einem Berge konnte Baker den Nil auf drei Viertheile der ganzen Strecke folgen, die er vom Austritt aus dem See bis zu Miani's Baum zurückzulegen hat. Auf dieser ganzen Strecke ist der Strom bis zu den Engen bei der Einmündung des Asua's schiffbar. Nach ihrer Rückkehr zu Kamrasi wurden die Reisenden fast noch ein Jahr zurückgehalten, da der König von den Kenntnissen und dem Verstande seiner europäischen Freunde so entzückt war, daß er sie nicht fortlassen wollte. Zuletzt machten sie sich frei und nach manchen Unannehmlichkeiten mit Dienern und Händlern erreichten sie glücklich Alexandrien.

Reisen im nördlichen Australien.

Die Besiedlung von Queensland hat den Versuchen, das tropische Australien aufzuschließen, einen neuen Aufschwung gegeben. Es sind praktische Zwecke, die man dabei verfolgt, und zwar handelt es sich gewöhnlich um die Auffindung neuer Weiden oder fahrbarer Wege. F. und A. Jardine unternahmen eine Ueberlandreise von Rockhampton in Queensland, um eine Straße aufzufinden, auf der der neuen Ansiedlung Somerset lebendes Vieh aus den Weiden des innern Queensland zu Lande zugeführt werden könne. Die Reise nahm fast 10 Monate, vom 14. Mai 1864 bis zum 11. März 1865, in Anspruch. In den Monaten October und November wurde die von den Flüssen Lynd und Mitchell bewässerte Gegend durchschritten, über welche die Reisenden sehr ungünstig berichten. Weiter gegen Norden fielen die meisten ihrer Pferde, wahrscheinlich weil sie ein giftiges Kraut gefressen hatten. Am 24. Januar wurde ein neuer, von Westen in den Golf fließender Strom entdeckt und Jardine genannt. — Ein erfolgreicheres Unternehmen führte Dalrymple aus. An der Rockinghambai ist 1864 eine neue Ansiedlung Cardwell entstanden. Die Inseln und Küsten der Bai sind gebirgig. Das Küstengebirge erhebt sich bis zu 4000 Fuß und wird unten von einem dichten tropischen Pflanzengürtel umgeben. Die Weiden liegen alle jenseits dieses steilen Gebirges in Hochthälern und auf Hochebenen. Im Jahre 1865 ist es nun gelungen, einen Paß aufzufinden, der durch die mauerartigen Felswände führt und durch den ein fahrbarer Weg bis zur Küste hergestellt worden ist.

Dalrymple hat der Colonie durch den Bau dieſer Straße einen großen Dienſt geleiſtet, aber von der jetzt ſo beliebten Coloniſation des nördlichen Auſtraliens iſt doch nicht viel zu erwarten. Die zahlreichen Lagunen und Mangelſümpfe, die einen großen Theil des Flächenraumes einnehmen, rauben dieſen Bezirken die Hälfte ihres Werths. Der Nordoſten iſt immer noch beſſer als der Nordweſten, wo neuerdings wieder ein Anſiedlungsverſuch in der Adamsbai geſcheitert iſt. Stav, der eine Rundfahrt von dieſer nordauſtraliſchen Bai zu der weſtauſtraliſchen Championbai machte, fand an der Küſte und auf den zahlreichen Archipeln und Inſeln immer daſſelbe: Dürre und Unfruchtbarkeit.

Die elektriſche Telegraphie in Marokko.

Allmälig gelangen auch die weniger civiliſirten Völker dahin, die großen Vortheile der elektriſchen Telegraphie zu erkennen. So hat jüngſt der Kaiſer von Marokko den Befehl ertheilt, verſchiedene Telegraphenlinien in ſeinem Staate zu erbauen. Die Fanatiker erhoben zwar ein arges Geſchrei, aber als Antwort hierauf erließ der Kaiſer den Befehl, daß Jeder, der Hand an dieſe Linien legen würde, getödtet werden ſolle. Mit dem Bau der Linie von Fez nach Tetuan wurde der Anfang gemacht und ſchon war mehr als eine Meile fertig, da zerſtörten die Bewohner des Dorfes Mahoruy in einer Nacht die ganze Arbeit. Aber der Kaiſer hielt Wort; ſofort wurde das Dorf umzingelt und die Schuldigen mußten ausgeliefert werden. Zehn der Rädelsführer wurden ohne Weiteres enthauptet und die abgeſchlagenen Köpfe auf den Telegraphenſtangen befeſtigt, zum abſchreckenden Beiſpiele für ſämmtliche Bewohner des Reiches. Dieſe raſche Juſtiz hat nicht verfehlt, großen Eindruck zu machen.

Raçenwirrwarr in Peru.

Ein Fluch, den Spanien über ſeine ehemaligen Colonien in Amerika gebracht hat und der ſehr ſchwer auf dieſen unglücklichen Ländern laſtet, iſt die Raçenvermiſchung. Ein amerikaniſcher Arzt, der Peru bereiſte, hat ſich die Mühe gegeben, dieſen Wirrwarr genauer zu ſtudiren. Zu den Eingeborenen des Landes, den Indianiern, kamen bekanntlich zuerſt die Spanier und dieſe brachten die Neger in das Land. In neueſter Zeit haben ſich hier auch Chineſen niedergelaſſen und die unternehmenden Yankees, denen doch einmal der amerikaniſche Continent zufallen wird, ſind gleichfalls in's Land gekommen. Nicht allein dieſe reinen Raçen haben ſich unter einander vermiſcht, ſondern auch wiederum mit den Miſchlingen, ſo daß alſo eine ganz allgemeine Vermiſchung ſtattgefunden hat. Wie viel neue Typen bei dieſem allgemeinen Wirrwarr überhaupt möglich ſind, überlaſſen wir den Liebhabern der Wahrſcheinlichkeitsrechnung feſtzuſtellen. Wir führen hier nur die folgenden 11 Haupttypen an. Aus der Vermiſchung der Weißen und der Ureinwohner ſind die Meſtizen entſtanden und aus der der Weißen mit den Negern die Mulatten. Die Chineſen haben ſich mit den Weißen, Indianern und Negern vermiſcht und in Folge deſſen gibt es eine weiße, gelbe und ſchwarze Miſchraçe. Wieder drei verſchiedene Typen ſind aus der Vermiſchung der Weißen, Indianer und Neger mit den Meſtizen hervorgegangen und eben ſo viele aus der mit den Mulatten. Hervorzuheben ſind hier die Creolen, von den Weißen und Meſtizen abſtammend, und die Quarteronen, von den Meſtizen und Mulatten herſtammend. Die Creolen in Peru ſind aber ganz verſchieden von den Creolen der ſüdlichen Staaten der nordamerikaniſchen Union.

Die weſtindiſchen Neger.

Ein Aufſtand der Neger auf Jamaika, der aus unbedeutenden Veranlaſſungen entſprungen, raſch zu einer Metzelei unter den Weißen und dann mit unerhörter Grauſamkeit unterdrückt wurde, hat den Engländern das Recht geraubt, ihre Behandlung der Schwarzen als ein Muſter allen andern Völkern vorzuhalten. Was guten Beobachtern der Verhältniſſe ſchon längſt klar geworden, iſt jetzt zur allgemeinen Kenntniß gelangt, nämlich daß England durch ſein großherziges Emancipationswerk ſeine ganze Schuld an die Neger abgetragen zu haben glaubte und die Befreiten von jenem Augenblicke ſich ſelbſt überließ, während nach der Emancipation die zweite und wichtigere Aufgabe, die jetzt auch an die Bürger der Vereinigten Staaten herantritt, zu erfüllen geweſen wäre, die Neger zu chriſtlicher Bildung und geſetzmäßiger

Freiheit zu erziehen. Nach der Emancipation hat man immer nur die Pflanzer im Auge gehabt, die vollständig zu Grunde gerichtet zu sein glaubten. Half man ihnen nicht, so konnte man den andern Völkern das englische Beispiel nicht zur Nachahmung empfehlen, ohne die Antwort zu hören, daß eben die Emancipation, die man predige, Westindien, einst das Juwel in der Krone Englands, zur werthlosesten aller englischen Besitzungen gemacht habe. Von den verschiedenen Maßregeln, die man zu Gunsten der Pflanzer ergriffen hat, sind zwei für die Neger, wie diese wenigstens behaupten, höchst nachtheilig gewesen. Die eine ist die Einführung asiatischer Kulis, durch die die ohnedies niedrigen Arbeitslöhne noch mehr herabgedrückt worden sind, die zweite die Annahme eines Steuersystems, das die Pflanzer zu Ungunsten der ärmeren Classen von einem Theil ihrer Kosten befreit hat.

Die neuesten Zeitungsberichte pflegen die Volkszahl so anzugeben: 10,000 Weiße, 360,000 Farbige und Schwarze. Schmarda (Reise um die Erde, dritter Band), dessen Zuverlässigkeit jede Probe besteht, gibt die Verhältnisse so an:

Weiße . . .	9,000
Farbige . . .	91,000
Neger . . .	300,000

Die Neger nimmt Schmarda gegen den Vorwurf der Faulheit in Schutz. Sie arbeiten, allerdings nicht mehr, als sie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu arbeiten brauchen, verweigern dem Pflanzer ihre Hilfeleistungen, wenn sie nicht nothwendig Geld brauchen, und suchen sich übernommenen Verpflichtungen trotzig zu entziehen. Dasselbe Benehmen beobachten aber auch Weiße, die plötzlich aus verhaßten Banden loskommen, z. B. die polnischen Leibeigenen. Eigenthum ist dem Neger ein dehnbarer Begriff; er stiehlt Feldfrüchte und läßt sich auf unbenutzten Pflanzungen nieder, als ob sie ihm gehörten. Der ärmste Neger hat einige Ziegen und Schweine, viele ziehen Geflügel, einen kleinen Garten baut jeder und gewinnt die Baumfrüchte und Knollengewächse, die er für seinen Hausstand braucht. Fleißige Neger kaufen sich ein größeres Stück Land, einen Kessel, ein Maulthier und sieden Zucker für die Ausfuhr im Kleinen. Die größten Ausgaben entstehen durch den Trieb, es den Europäern in Kleidung und Putz gleich zu thun. Viele Familien schicken ihre Kinder zur Schule und aus solchen Kindern werden dann kleine Kaufleute, Dorfrichter und zuweilen sogar Schullehrer, Prediger und Aerzte. Von den Leistungen dieser Gebildeten sagt Schmarda, daß sie sich selten bis zur Mittelmäßigkeit erheben und in der Regel der aufgewendeten Mühe nicht werth sind. Dieser Classe machen die Engländer den Vorwurf, daß sie die andern Neger in ihrer Unverschämtheit und ihrem Haß gegen die Weißen bestärkt habe. Gewiß ist, daß die schwarzen Gelehrten für die Bildung ihrer Race nichts gethan haben. Man hat Spuren entdeckt, daß der afrikanische Fetischdienst noch besteht, und die ursprüngliche Negerwildheit ist bei dem letzten Aufruhr furchtbar zum Vorschein gekommen.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 18 der zweiten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 114.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1866.

Dornröschen.

Eine Erzählung

von

Edmund Hoefer.

VIII.

Wanderungen und Wandelungen.

Die Tage, welche diesem ersten Abend folgten, vergingen dem jungen Mann kaum weniger still als die Stunde seiner Ankunft, und je länger er blieb, desto wunderbarer fühlte er sich immer von Neuem an das anmuthige alte Märchen gemahnt, welches ihm voreinst hier so lieblich und überraschend verwirklicht erschienen war. Von Geschäften war in dieser Jahreszeit noch weniger die Rede als zu jeder anderen; die Menschen besorgten, was ihnen oblag, in vollster Ruhe und ohne viel Lärm, zumal die Stille auch noch immer für die Genesende erwünscht war, die sich nur langsam zur Gesundheit und Kraft zurückfand. Das war den alten Menschen, welche das Kind alle wie ihr Herzblut liebten, in den schweren Wochen noch mehr zur Gewohnheit geworden, als es bisher für sie gewesen, und es konnten Tage vergehen, wo man kaum einen harten Schritt im Hause vernahm, wo keines von den wenigen gewechselten Worten weiter drang als zum Ohr dessen, für welchen es bestimmt war, und manche Stunden gingen hin und wiederholten sich täglich, in denen Robert sich für den einzigen lebenden Bewohner halten konnte, so wenig erblickte er von den Uebrigen. Das junge Mädchen sah er nur einmal auf einen flüchtigen Moment, und der Eindruck dieser Begegnung war ersichtlich noch viel zu tief auf die Genesende, als daß man den Versuch hätte wiederholen sollen. Baron Bruno widmete ihm nur ein paar Abendstunden, die er bei seinem Lieblinge nicht zubringen

durfte, und war selbst dann nicht eigentlich das, was man unterhaltend nennt, und Verene und Samuel endlich, welche sonst gelegentlich schon ein Plauderstündchen liebten, wagten sich doch an diesen Gast nicht recht heran.

Es waren stille, graue Tage. Durch die Waldthäler strich nur selten eine schärfere, bewegtere Luft und die alten Bäume um das Haus her wurden wenig gestört in ihrer Winterruhe. Hin und wieder kam der Regen herab, und der Nebel breitete sich schier alle Tage melancholisch über die kleinen Blößen und hing zwischen den feuchten, kahlen Büschen. Robert sah es recht, wie einsam der Platz war und wie vergessen. Es kam kein Fremdling vorüber und Niemand ging aus dem Hause in das Land hinaus. So mag es sich leben auf einer Insel, die fern im Ocean liegt, fernab von den Wegen, welche die Schiffe ziehen, oder auch in einem alten Schloß, wie uns davon das Märchen erzählt; da ist einmal Pracht gewesen und Lust und Leben, aber nun hält es der Zauber umfangen und hüllt es tiefer und tiefer ein, daß Niemand mehr etwas von ihm sieht, und wer noch davon weiß, seiner gedenkt, wie einer alten Sage aus den Zeiten der Väter.

Wenn man Robert gefragt hätte: Was weilst Du denn aber noch hier oder was fesselt Dich so sehr, daß Du Dich nicht losreißest und zurückkehrst zu den heiteren Kreisen der Freunde, in die hellen, freundlichen Räume Deiner eigenen Heimat oder zu all dem Glanz und Getreibe der großen Stadt, wo man grade diese Wochen sonst am liebsten hinzubringen pflegt? — wer weiß, ob er's vermocht hätte, dem Frager eine rechte Antwort zu geben, oder sich auch nur ein solches Gelüsten selber zu erklären. Er war im Grunde ein heiterer Mensch und selbst bei der Großmutter an eine anmuthige Bewegung des täglichen Lebens, an eine behagliche Geselligkeit gewöhnt, während er hier grade von dem Gegentheil betroffen wurde. Aber es offenbarte sich in ihm jetzt auch, vielleicht ohne daß es ihm selber klar wurde, eine andere, für den Menschen zu Zeiten unendlich segensvolle Eigenschaft: die Fähigkeit, nicht nur sich einmal auch selbst genug zu sein, sondern grade aus der Einsamkeit und Stille die besten und höchsten Genüsse zu schöpfen, sich mit träumerischem Behagen einmal im engsten Kreise zu bewegen und nach all dem Weiten, Großen und Prunkvollen, das in der Welt uns unterhält, nun grade das Kleinste und Bescheidenste kennen und verstehen zu lernen. Er so gut, wie Baron Bruno, schob das Verweilen freilich auf das schlechte Wetter und die noch schlechteren Wege, aber Beides würde ihn in anderer Stimmung wenig genug gehindert haben, und wenn ihm das wirklich einmal durch den Kopf ging, wußte er dennoch keine andere Erklärung als den Zauber, der, wie er lächelnd zugestand, nun auch ihn schon einzuspinnen begonnen habe.

Freilich, es war auch etwas Thatsächliches da, das ihn hielt und nicht bloß all seine rein menschliche Theilnahme in Anspruch nahm, sondern auch bei Weitem mehr in ihm entstehen ließ, als was wir Comteß Hermine vordem ihm einmal zutrauen hörten — eine Ahnung des Höheren. Baron Bruno war kein Mensch, wie es viele gibt, und sein Leben und Wesen bot, ganz abgesehen von jenen Zügen, welche die Theilnahme und Hilfe des Jünglings herausforderten, Stoff genug, um einen Zuhörer oder Beobachter auf das Interessanteste zu unterhalten. Er war auch in den Stunden des Zusammenseins nicht geizig mit der Mittheilung von Erlebnissen und Erfahrungen; er hatte einen großen Theil der Erde gesehen und wo in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts und noch länger, etwas passirt war, von dem die Geschichte erzählt, konnte er häufig genug als Mithandelnder davon berichten. Aber er war auch daheim zu Hause und seine Worte klangen in das Ohr des Jünglings, als horche er auf eine alte Chronik, so wußte der Greis zu reden von dem, was voreinst passirt war in diesen rauhen Landstrichen und den dort heimischen Familien. Das war denn freilich etwas Anderes, als die Hof- und Gesellschaftserinnerungen, die Gräfin Leonore damals zum Besten gegeben, — hier der kräftige Walddust und dort das üppige Parfüm; hier die Felsenpfade und Bergsteige und dort der glänzende Parketboden! An die Gräfin wurde der junge Mann aber auch noch sonst erinnert, — durch sich selbst, möchten wir sagen, da er damals trotz Allem, was ihn abgestoßen, dennoch eine Art von mitleidiger Theil-

nahme für dieſe tiefgeſunkene Größe verſpürt, die noch wuchs, als der Bruder jenes Wort von ihr geſagt: Sie iſt beſſer, als Mancher ihr zutraut, aber es geht ihr ſchlecht, und daher wird ſie abhängiger von Anderen, als es ſonſt der Fall ſein dürfte — und auch durch Baron Bruno, welcher aus der Zeit ſeiner Rückkehr mancherlei von ihr zu erzählen wußte — auffälligerweiſe nachſichtiger, als das Wort, das wir neulich von ihm hörten, vermuthen ließ.

„Der Werth, ihr Mann, war ſchon in ſeiner Jugend ein miſerabler Geſell," ſagte der alte Herr achſelzuckend, „einer von jener ſüß und raffinirt liederlichen Art, die damals ſo recht im Gange, die Augen verdrehend vor jedem luſtigen, herzhaften Uebermuth, und hinter den Couliſſen das reine Laſter, geizig und verſchwenderiſch zugleich, ein ruinirter Burſch' ſchon damals, ſpäter wieder reich geworden und darum von der Meerau natürlich für die Tochter gewählt. Hätte ſie Richtiges über ihn hören wollen, ſo könnte das nicht ſchwer geweſen ſein, da dazumal noch Leute genug exiſtirten, die ihn auch hinter den Couliſſen kennen gelernt hatten. Aber danach fragte ſie natürlich gar nicht. Ich bin dem Paare damals begegnet — daß Leonore ſich meiner kaum erinnert, glaub' ich gern. Sie hatte damals Anderes vor Augen als einen alten, unbequemen Onkel. Sie war für denjenigen, der ſolche Reize und ſolche Weiſe mag, ein Prachtweib voll Schönheit, Kraft und Blut, während er als alter Podagriſt neben ihr herhinkte und — courtiſirte. Denn das ließ er nicht. Iſt ihr's da zu verdenken, wenn ſie von Treue gegen den, welchen nicht ſie ſich erwählt hatte, auch nichts wußte, und auf die Huldigungen hörte, die man ihr in der Geſellſchaft darbrachte?"

In die Pläne und Intriguen der Mutter hielt Bruno ſie nicht eigentlich für eingeweiht. Sie ſei, wenn auch nicht zu ehrenhaft oder gutmüthig, doch nicht genug gewitzigt und noch weniger intereſſirt für dergleichen Machinationen, das Kind ihres Vaters, des „alten guten Schwachkopfes," — und wenn ſie damals mit ſo beſonderem Intereſſe nach den Perſonen und dem Local gefragt, die Robert in ſeiner Erzählung geſchildert habe, ſo deute das möglicherweiſe auf nichts Anderes hin, als daß ſie etwa die Geſinnung, aber doch nicht die Thaten der Mutter kenne und von derſelben nur ſo weit eingeweiht worden ſei, um ihr Treiben gewiſſermaßen für berechtigt zu halten.

Bei ſolchen Geſprächen kam man begreiflicherweiſe denn auch auf das Thema, welches augenblicklich für die Bewohner des Waldhauſes das wichtigſte war — auf den Mordanfall und ſeine Anſtifter und Ausführer. Robert erfuhr nun auch von der Fremden und ihrem Gebahren, ſo wie von allen Nebenumſtänden. Ganz klar ward der Fall noch immer nicht, da Röschen, deren Geneſung, wie ſchon bemerkt, bei der ſchlimmen Jahreszeit ſehr langſam fortrückte, noch immer keinen rechten Bericht über das hatte abſtatten können oder mögen, was in ihrem Zimmer paſſirt war. Sie verfiel jedesmal, wo der Alte oder Verene ſie darauf zu bringen verſucht hatten, in die gefährlichſte Aufregung, und das krampfhafte Weinen, in welches ſie ausbrach, ließ die erſchreckten Ihren jedesmal ſo ſchnell und ſanft wie möglich ſich einem anderen, freundlicheren Stoffe zuwenden.

Doch hatte man ſo viel verſtanden, daß Röschen, nachdem Verene die Fremde wieder abgeholt hatte, welche neugierig und redſelig in den beiden Zimmerchen umherflankirt war, eine ziemliche Zeit lang ruhig fortgearbeitet hatte — trotz aller Theilnahme, welche ſie für die Fremde empfand, war ſie durch dieſe und ihr Weſen doch mehr erkältet als angezogen worden. Sie ſtand ſpäter auf, um ſich aus der Schlafſtube ein Buch zu holen, und fand, zurückkehrend, das Meſſerchen neben der Thür liegend, das ihr völlig unbekannt war und das alſo nur die Fremde dort — zufällig? — verloren haben konnte. Sie nahm es auf und trat, um die Verzierungen beſſer zu erkennen, damit in das volle Licht ihres Fenſters. Sie öffnete das Meſſer auch und ſah ſich dann plötzlich nach einem Geräuſch um, das hinter ihr entſtand. Ein Mann ſprang auf ſie zu, ſeine Hand auf ihren Mund drückend, ihre Linke, in der das Meſſer, ergreifend und preſſend; darauf ein jäher Schmerz auf der rechten Bruſtſeite — und dann war Alles vorüber.

Das war, wie geſagt, Alles, und man hatte auch dies mehr nur erlauſchen und combiniren müſſen, was freilich dadurch wieder erleichtert wurde, daß man ſchon

vorher und von selbst auf einen ähnlichen Hergang hatte schließen müssen. Es war fast nicht anders denkbar, als daß die Fremde den Schlüssel zur Nebenthür, nachdem sie bei ihrem Umhertreiben des Hauses Gelegenheit erkundet, sich so oder so zu verschaffen gewußt und durch ihn dem Thäter den Eingang ermöglicht habe. Daß sie hernach bei Verene und der Magd mit allerhand Possen verweilte, schien anzudeuten, wie sie die Aufmerksamkeit der Frauen von dem ablenken wollte, was etwa im Hause passirte; und daß sie von Zeit zu Zeit unruhig hinauseilte, um nach ihrem „Fuhrmann" zu sehen, daß sie endlich zum Fortkommen drängte, ließ sich gleichfalls am leichtesten durch ihre Mitwissenschaft erklären. Räthselhaft blieb nur, wann und wo sie mit dem Helfershelfer sich verständigt haben könne, da man kaum annehmen mochte, daß sie denselben in der Nähe des Hauses zu empfangen gewagt habe, wo eine Störung gar zu leicht möglich war. Und doch mußte man wieder an eine solche Begegnung denken, da man keinen Menschen kannte, der von der Einrichtung des Hauses genau genug hätte unterrichtet sein können, um sogleich den richtigen und einzigen Weg zum Zimmer Röschen's zu wählen, auf dem er hoffen durfte, von den Bewohnern unbemerkt das Mädchen überraschen und — tödten zu können? Daran glaubte selbst Bruno nicht und hielt diese That entweder nur für einen unglücklichen Zufall oder auch für einen Verzweiflungsstreich, weil eine etwa beabsichtigte Entführung durch irgend einen für die Hausbewohner unbekannten Zwischenfall unmöglich geworden wäre.

Wir wissen schon davon, daß der alte Herr von weiteren Nachforschungen in den Ortschaften und nach den Personen, die genannt worden waren, nicht recht etwas hören wollte, theils, weil die Bewohner von Stocks, die daheim nicht nothwendig, wenig zu dergleichen geeignet waren, theils weil von dem Ausgange des Anfalls nichts verlauten sollte und weil er endlich, wo nicht das Werkzeug, so doch die Anstifterin ohnehin gut genug zu kennen meinte. Für Robert jedoch schienen diese Gründe nicht wichtig genug, um, nachdem er den Verwandten einmal nahe gekommen und von der lebhaftesten Theilnahme für sie erfüllt worden, sich ihnen gleichfalls zu fügen, und er erklärte, da er endlich von dem einsamen alten Neste wieder schied, unumwunden, daß er seinerseits diese Angelegenheit in die Hand nehmen und nicht eher ruhen werde, als bis ihm Licht geworden.

„Thut das denn," sagte der Greis achselzuckend und überhaupt nicht grade freundlich, „aber vergeßt nicht, daß man von meinem hiesigen Aufenthalt nichts erfahren soll und daß die Rache *mein* ist, — mein, versteht Ihr wohl? Vor Allem aber bleibt mir mit den Behörden vom Leibe. Die Hagenbach haben von jeher ihre Affairen selber geordnet, und ich bin der Mann nicht, der etwas von unserem alten Rechte aufgibt, — selbst für das Weib nicht," fügte er düster hinzu, „das nach euren sogenannten Staatsgesetzen vielleicht für Galgen und Rad reif sein möchte."

Es war in diesem ungebändigten Rang- und Familiengefühl, welches noch immer nur von *den* Hagenbach wissen wollte, die allein dem Kaiser unterthan, in ihrem Kreise selber Recht gesprochen und über Leben und Tod geurtheilt, dennoch etwas, das den jungen in den Einrichtungen einer neuen Zeit herangewachsenen Mann mit einer gewissen scheuen Ehrfurcht erfüllte, und er gab dem Alten gern das Versprechen, ihm in seinem Handeln keine Helfer aufzuzwingen, welche nach seiner Anschauung nur für all das „Volk" da waren, das nicht auf eigenen Füßen zu stehen verstand.

Das Ergebniß der Nachforschungen, welche Robert in der Försterei zu Bachenau begann und in Breitenfeld drunten und Leitheim droben, bei dem Chausseebau hier und in der angegebenen Heimath der Lehnert jenseits der Grenze fortführte, war für's Erste wenigstens indessen ein gewissermaßen negatives und wenig befriedigendes, ganz abgesehen davon, daß weder die inzwischen verflossene Zeit, ja die Jahreszeit selber, noch die Vorsicht, die der junge Mann bei seinen Fragen beobachten mußte, seinem Unternehmen günstig sein konnten.

Die Försterslente lebten am Ende doch nicht abgeschlossen genug, um sich nach vier Wochen noch einigermaßen genau an einen fremden Fuhrmann zu erinnern, der bei ihnen Zuflucht vor dem Wetter gefunden — dergleichen kam, der Lage des Forsthauses gemäß, zu solcher Jahreszeit nicht selten vor. Besondere Umstände waren

ihnen keinenfalls im Gedächtniß geblieben und von den Namen, die Robert nannte, hatten sie keinen gehört — sie fragten freilich auch die Einkehrenden nicht nach ihrem Namen. Der Chausseebau ruhte jetzt; der Ingenieur oder Baumeister, der dabei beschäftigt gewesen, war für den Winter in seine Heimath zurückgekehrt — ein Fremder sollte es nicht sein, auch hieß er nicht Lehnert und von einer mit dem Kinde eintreffenden Frau wußte Niemand etwas. Doch waren unter ihm andere Leute angestellt gewesen, über welche die Gefragten aber meistens keine Auskunft geben konnten. — In Leitheim wußte man freilich außer dem reichen Juden am Markt, noch von einem Fuhrmann Werthheimer, allein der Mann war nicht daheim und überdies war das Signalement, welches Robert erhalten, zu unsicher, um darauf weiter vorzugehen oder sich auch nur der Identität des Mannes sicher werden zu können. Doch stand der in Leitheim wohnhafte Werthheimer im Ruf einer tadellosen Ehrlichkeit und Solidität, und seine Frau, welche den Frager mit mißtrauischen Blicken ansah, wußte nichts von einem zerbrochenen und verlorenen Karren.

Der junge Mann streifte nun über die Grenze und suchte den Ort auf, wo die Lehnert hatte daheim sein wollen. Aber es ergab sich auch hier das Gleiche, was Robert bisher überall gefunden: die Angaben der Fremden fanden sich zwar nicht völlig bestätigt, jedoch ebenso wenig sicher widerlegt, und es war noch immer schwer zu entscheiden, ob jene Regine Lehnert nur eine Frau gewesen, der es bei ihren Erzählungen, wie man das zu heißen pflegt, auf eine Hand voll Noten mehr nicht ankam, oder ob sie mit einer Frechheit und Schlauheit ohne Gleichen Oerter, Namen, Umstände und Verhältnisse zu ihrem Zweck ausgebeutet habe. Ein Baumeister Lehnert hatte wirklich hier gewohnt und sollte seither wirklich im Nachbarstaat bei jenem Chausseebau angestellt worden sein, nicht geboren im Ort, sondern erst vor Jahr und Tag angesiedelt; die Frau war ihm in der That nachgereist — die Zeit ließ sich nicht mehr genau bestimmen, doch war der Unterschied jedenfalls nicht groß. Viel Freunde und Bekannte hatte das Paar — übrigens brave Leute, — anscheinend nicht gehabt. Beide seien nicht grade mehr jung, aber dem Alter des Kindes nach zu schließen, noch nicht lange verheirathet gewesen, — der Mann ein recht stattlicher Mensch — eine weitere Schilderung wußte man von ihm nicht recht zu geben, da im Städtchen Niemand parteiisch oder interessirt genug war, um die Einzelheiten seiner Erscheinung aufzufassen; die Frau eine artige, ganz angenehme Person ohne hervorstechende Eigenschaften, nicht besonders hübsch und zierlich, nicht besonders lustig, kurz wie hundert andere Frauen auch.

Mit einem Wort, hier fand sich nirgends ein entschiedener Widerspruch, da das Signalement des Mannes nur von dem alten David herrührte, da die Stimmung der Frau in Stocks sehr wohl eine solche gewesen sein konnte, wie die frühern Nachbarn sie etwa zufällig nicht bemerkt haben mochten, und da endlich zwischen denjenigen, welche über das Aeußere eines Menschen und zumal über sein Alter urtheilen, häufig genug und zwar in Gegenwart des Beurtheilten selbst, die schärfste Meinungsverschiedenheit zu herrschen pflegt. Das Einzige, was sich als ein wirklicher Widerspruch herauszustellen schien, war die Versicherung des Gastwirths, welcher in der Nähe der Lehnert'schen alten Wohnung wirthschaftete, daß der Fuhrmann *nicht* der Werthheimer von Leitheim, sondern ein ihm Unbekannter gewesen sei, dessen Fuhrwerk jedoch im besten Stande.

Robert sah immer mehr ein, daß er auf einem Wege sei, der ihn ohne fremde und wirksame Unterstützung schwerlich jemals zu seinem Ziel führen würde, und er empfand dies am tiefsten, als er nun auch in Breitenfeld seltsamerweise eine Spur fand, welche jedoch gleichfalls wieder gleich darauf verschwand. Jene Gauklerbande, deren wir David gedenken hörten, war erst vor Kurzem durch das Städtchen gekommen und hatte jetzt ihre Bude in einem nicht fernen Ort aufgeschlagen. Der *starke Mann* war richtig dabei, ein plumper, brutal aussehender Bursch' mit einem dichten, aber erst keimenden schwarzen Bart. Wäre David zugegen gewesen, so hätte dies vielleicht zu etwas führen können, obgleich es mit der sicheren Recognoscirung eines Menschen, den man nur flüchtig und in ganz anderer Lage gesehen, selbst für den Gebildeten ein eigen Ding ist. So

aber war es, zumal der Mann ein ungehobelter Bursch' und jedenfalls auf seiner Hut, auch hiemit nichts. Die kecke Reiterin war bei der Truppe nicht mehr, sondern sollte sich schon im Frühling von ihr getrennt haben, weil sie, nach der mit rohem Lachen gegebenen Erklärung des „Starken" dummerweise es mit einem Schatz habe halten wollen, statt das ganze Publicum zum Schatz zu haben.

Er war auf diesen Zügen und bei den Nachforschungen nicht so rasch vorwärts gekommen, wie er es gehofft hatte. Alles Mögliche hatte sich ihm in den Weg gestellt, — der schmutzigste Herbst und dann ein unfreundlicher Winter, die grundlosen Wege grade in diesen Landstrichen, das Mißtrauen, ja der offene Widerstand der Menschen, welche ihn mehr als einmal gradezu fragten, was er denn bezwecke mit Forschungen nach Leuten, die ihnen entweder gar nicht oder häufig nur von wenig achtungswerther Seite bekannt geworden, und ob er vor allen Dingen dazu denn auch berechtigt sei? Ja in dem letzten kleinen Ort, wo er die Gauklerbande gefunden, hatte er der Behörde Antwort zu geben, die alles Mögliche von ihm zu erfahren wünschte, und er hatte es nur dem Zufall zu danken, der ihm einen, mit seinem Oheim bekannten Mann in den Weg führte, daß er sich nicht dem verdrießlichsten Aufenthalt und dem rücksichtslosesten Verfahren ausgesetzt sah. Denn es war in jener Zeit, wo Deutschland die Herrschaft der Fremden mit der tiefsten Knechtschaft unter den eigenen und fremden Regierungen vertauscht hatte, welche durch die traurige That des unglücklichen Sand in eine an Wahnsinn grenzende Aufregung versetzt waren und von Rußland weiter und weiter getrieben wurden auf der schlimmen Bahn. Die Beamtenherrschaft und Willkür, die Bevormundung und Beargwohnung des Publicums war in der üppigsten Blüthe, daneben aber freilich auch die Feigheit, und als Name und Person des Grafen Laar einmal feststand, der mit den ersten Familien des Staats verschwägert war, beklagte man aufs Schmerzlichste das „Mißverständniß" und wagte nur sein Bedauern auszusprechen, daß er sich mit — nun mit irgend einer Unternehmung abplage, für welche ja die Polizei da und gut genug sei und ihm gern zu Diensten stehe.

Robert war inzwischen auch bei der Großmutter eingekehrt und von Neuem nach Stocks hinübergestreift, wo er die Zustände wenig verändert fand. Im Gegentheil lag das alte Haus schier noch düsterer und stiller in seiner kaum passirbaren Umgebung, und das Leben seiner Bewohner spann sich noch einsamer und einförmiger ab, als er bisher gefunden. Es gibt Zeiten für die meisten Menschen, wo selbst die Gesundesten nach irgend einem unglücklichen, ihre Kraft erschütternden Stoß in ein Siechen und Kränkeln verfallen, das sie gar nicht mehr zum rechten Genesen und Wohlbehagen kommen läßt, und etwas Aehnliches schien auch dem armen Kinde begegnet zu sein, das muth- und kraftlos sein bisher so sonniges Leben im tiefen Schatten dahinschleichen sah und die Ihren mit ernster Sorge zu erfüllen begann. Und dennoch lehnte der Alte auch jetzt noch beharrlich jede Veränderung und Verbesserung ihrer Lage ab, welche der nun wirklich herbeigezogene Arzt als das beste Hilfsmittel empfahl, und zu der ihm Robert die herzlichsten Anerbietungen seiner Großmutter entgegentrug.

Der Starrsinn und der finstere Haß hier und die trotzdem noch immer aufrecht erhaltene Schonung der Gehaßten dort, welche er vordem an dem Neffen nicht verstanden und aufs Ernstlichste getadelt und seitdem doch selbst in immer zunehmendem Maße geübt und bewiesen, traten niemals schärfer hervor als jetzt, wo ihm die alte Baronin Hagenbach nicht bloß ein Asyl in ihrem Schlosse, sondern auch alle Pflege und Unterstützung anbieten ließ, und Robert begriff, wenn er den Greis sich in offenen Drohungen und geheimnißvollen Andeutungen ergehen hörte oder fern von ihm über alle diese halb traurigen und bösen, halb seltsamen Zustände nachdachte, stets weniger, zu welchem Ziel denn das Alles endlich führen solle.

Romanschreiber und Kritiker bilden uns zuweilen ein, daß Alles, was mit, in und an den Menschen passirt, in strenger Folgerichtigkeit geschehen und auf das Vollständigste motivirt sein müsse. Das ist ein — Traum oder Unverstand, wie es dergleichen freilich noch mancherlei in solchen Köpfen gibt, und wenn man einmal das wirkliche Leben und die wirklichen Menschen schildern will, würde es ein Mißgriff

ernstester Art sein, ihnen etwas zu eigen zu geben, wovon eben in der Wirklichkeit viel seltener etwas bei ihnen zu finden ist, als es sich Mancher träumen läßt.

Es war bei all diesen Forschungen und Wanderungen der Winter für Robert zwar schneller herumgegangen, als er es jemals erlebt zu haben meinte, aber es war durch sie auch eine gewisse Ruhelosigkeit in ihm entstanden, wie er sie gleichfalls bisher niemals empfunden. Es wurde ihm zu still bei den Seinen, und wenn er einmal in Stocks vorsprach, spürte er's wohl, daß die Theilnahme, welche er diesen Menschen widmete, durch das unveränderte Leid nach und nach und immer mehr zu einer Art Qual wurde, während sich zugleich auch die Zweifel, die er bisher noch gehegt — war es denn möglich, daß jene alte Frau wirklich ein solches entmenschtes Wesen war, als welches Bruno's Erzählung sie erscheinen ließ? — leise aber unwiderstehlich in einen stets festeren Glauben, in ein gewisses knirschendes Haß- und Rachegefühl verwandelten. Er wollte und mußte diesem Zustande ein Ende machen, müßte er auch an die geahnte Hauptquelle zurückgehen, und als die ersten Lerchen zu singen begannen, fand er sich auf dem Wege nach der traurigen alten Stadt, in der er damals im Frühherbst die verarmten Verwandten kennen gelernt hatte. Was des jungen Mannes Kopf und Herz erfüllte, war freilich nicht dazu angethan, ihn daneben auf das leise Erwachen der Natur achten zu lassen, und er zog so stumm und finster dahin, daß ein begegnender Bekannter Mühe gehabt haben möchte, in ihm den munteren, frohherzigen Gesellen wieder zu erkennen, als welcher er früher sorglos durch's Leben gegangen war.

Bei den Verwandten, die er durch seinen Besuch sichtbar, aber nicht unangenehm überraschte, traf er gleichfalls eine nicht geringe Veränderung an, allein es war eine zum Besseren. Hatten die reichen Verwandten es endlich für geboten gehalten, wenigstens der schlimmsten Noth ein Ende zu machen, weil sie das Urtheil der Welt fürchteten, das die Schuld der verarmten Dame viel weniger hervorzuheben begann als den Geiz, die Gleichgiltigkeit und Liebllosigkeit der Ihren; oder war jener Brief, den Gräfin Leonore damals nicht schrieb, später dennoch zu Stande gekommen und abgesendet worden, um einen kaum noch erhofften Erfolg zu haben — die kleine Familie lebte zwar noch immer in den alten beschränkten Räumen, aber dieselben hatten jetzt ein bei Weitem anständigeres und behaglicheres Aussehen gewonnen und überall und in Allem zeigten sich die Anzeichen, daß die Verhältnisse der Damen sich um Vieles tröstlicher gestaltet hatten.

Am wohlthätigsten schien diese äußere Veränderung auf die stille und finstere Hermine zurückgewirkt zu haben. Das Mädchen war gleichsam neu aufgelebt und zeigte eine Schönheit, Anmuth und Heiterkeit, welche ihr jetzt auch die theilnehmenden Blicke des Cousins zuwandten, die im vergangenen Herbst wenigstens mit voller Gleichgiltigkeit an ihr vorübergeglitten waren. Es war freilich für sie auch noch mehr geschehen, als für alle Uebrigen. Der „geliebte Husar," dessen wir die übermüthige Constanze einmal gedenken hörten, — ein Mann, der das Mädchen vordem noch im Glück und Glanz lieben gelernt und ihm, ehrenwerther als Viele, auch im Unglück treu geblieben, war jetzt zu einem Grade befördert, der ihm den Besitz der Geliebten nicht länger verwehrte, während es zugleich auch der Mutter möglich geworden war, ihr Kind nicht ganz mittellos in das Haus des Gatten hinüberziehen zu lassen. Die Hochzeit war nahe, und Gräfin Leonore, deren Natur jetzt nicht mehr durch den steten, aussichtslosen Kampf mit Armuth und Noth niedergehalten wurde, erschien freilich wohl meistens in ihrer alten Sorglosigkeit und Leichtlebigkeit, daneben indessen auch in einer gewissen Milde und Herzlichkeit, welche das mitleidige und nachsichtige Urtheil des Verwandten mehr als je zu rechtfertigen schien.

Auch die ausgelassene Constanze war einer Veränderung und zwar vielleicht der allergrößten unterlegen; sie war freilich in diesen Monaten von dem halben Kinde, das sie im Herbst noch gewesen, zur vollendeten Jungfrau herangereift, und das ist ein Uebergang, der bei einem solchen jungen Menschenkinde selten ein nur äußerlicher und oberflächlicher bleibt. Die Eigenschaften, welche Robert früher an ihr zu bemerken geglaubt — der Uebermuth und die unbedächtige, sprudelnde Heiterkeit, die nur zuweilen leise anklingende Innigkeit

und der ebenso selten aufdämmernde Ernst, hatten so zu sagen ihre Stellen in dem anmuthigen Kinde gewechselt; die einen waren zurück-, die anderen hervorgetreten, und selbst die Ihren bemerkten die ersteren nur selten mehr, geschweige denn, daß sie noch unter ihnen zu leiden gehabt hätten.

Als jetzt die Schwester nach Robert's erstem Besuch auf den übermüthigen Plan neckend zurückkam, den Constanze im Herbst so keck und lustig kundgegeben, war es diese, die sich mit finsterer Miene abwandte; und als auch die Mutter demnächst in ihrer Weise darauf hindeutete, daß des Cousins Wiederkehr doch von seinem ernsteren Interesse zu sprechen scheine und bei einem angemessenen Benehmen der Tochter die erfreulichsten Aussichten für Alle eröffnen möge, da sagte die Kleine mit einem beinah zürnenden Blick der braunen Augen: „Mama, ich habe vorhin zu Herminens Neckerei geschwiegen, die ich durch meine frühere kindische Thorheit verdient haben mag. Dir aber muß ich doch sagen, daß ich anders und zu hochmüthig geworden bin, um mich Jemand anzubieten oder ihm anbieten zu lassen. Du wirst uns sicher nicht compromittiren wollen."

Gräfin Leonore schaute die Tochter ganz erstaunt an. „Du scheinst mir jetzt thörichter als jemals früher," sprach sie dann ziemlich grämlich. „Du bist entweder eine sentimentale oder allerdings gar zu hochmüthige Närrin und taxirst Deine Stellung und unsere Umstände ganz anders als Du es ihr schuldig bist und als sie sind. Deine Großmutter wird —"

„Meine Großmutter wird, bei mir wenigstens, gar nichts versuchen, was ihr doch niemals gelingen würde," fiel Constanze mit einer Lebhaftigkeit und Entschiedenheit ein, welche die Mutter diesmal noch mehr nachdenklich werden als erstaunen ließ. „Ich spreche es mit Bestimmtheit aus, daß ich lieber mein Brod auf der Straße erbetteln will, als daß ich Deiner Mutter noch auch nur den Versuch eines Einflusses auf mich und meine Zukunft gestatte."

Das junge Mädchen verhielt sich, was man nach solchen Worten sonst wohl hätte vermuthen mögen, trotzdem dem Vetter gegenüber weder fremd noch kalt, begegnete ihm vielmehr mit mehr Unbefangenheit als die Uebrigen und betheiligte sich an der Unterhaltung mit ihm in, wenn auch ernsterer Freundlichkeit und reger Theilnahme. Sie war auch die Erste, die ihn, da er Morgens einmal mit ihr allein in dem großen Gemache zusammen war, das man jetzt mit mehr Recht als früher als Salon bezeichnen durfte, offen nach der Veränderung fragte, die seit ihrer damaligen Begegnung sichtbar mit ihm vorgegangen war. „Was haben Sie denn getrieben, Cousin?" fügte sie mit einem Anfluge von Neckerei hinzu. „Am Ende Ihr Dornröschen besucht und erlöst?"

Er schaute sie einen Augenblick schweigend und nachdenklich an, bevor er leise versetzte: „Ich habe freilich etwas kennen lernen, das dem Ihnen damals Erzählten sehr ähnlich sah, — ich bin jenem alten Baron Bruno begegnet — Sie erinnern sich wohl! — und was damit zusammenhängt, läßt Niemand froh und leichtherzig bleiben."

Sie ließ gleichfalls eine Pause vergehen, bis sie noch leiser als er sagte: „Sie meinen den Tod seiner Pflegetochter?"

Er zuckte förmlich zusammen und auf. „Cousine — woher wissen Sie das?"

Und durch das klare braune Aug' und über die reine Stirn glitt ein düsterer Schatten, als sie erwiederte: „Das, Cousin, ist eine Frage, die ich nicht beantworten kann. Es ist schlimm genug, daß ich es weiß und seitdem keine frohe Stunde mehr habe."

„So will ich es Ihnen sagen," sprach er gleichfalls finster. „Ihre Großmutter interessirt —"

„Seien Sie still, Cousin, seien Sie still!" unterbrach sie ihn schier fieberhaft heftig, aber auch jetzt noch leise. „Ich will nichts hören und kann nichts hören. Aber die, die Sie nannten, ist da nebenan mit meiner Mutter, und ich kann mir nicht denken, daß es Ihnen darum zu thun sein könnte, sie so oder so sich an unserer Unterhaltung betheiligen zu lassen."

Der junge Mann stand auf und nahm seinen Hut. „Ich räume das Feld," sagte er, Constanzen die Hand bietend. „Wir reden wohl ein andermal weiter davon."

„Niemals!" versetzte sie entschieden.

IX.

Streitende Gewalten.

Constanze hatte doch nicht ganz Recht gehabt: im Zimmer nebenan war bisher Niemand gewesen und erst jetzt, da das Mädchen jenes „Niemals“ lauter werden ließ als ihre bisherigen Worte, standen Mutter und Tochter, eben eingetreten, im Gemach und die alte Dame sagte, die Augen nach der Thür richtend, durch welche der Klang des Wortes vernehmbar geworden, in ihrem gewöhnlichen eiskalten Tone: „Die Kleine hat Gesellschaft bei sich?“

„Das könnte nur ihr Vetter Robert sein,“ meinte Leonore im zerstreuten Tone und gleichfalls mit einem Blick auf die Thür.

„Wollen wir hineingehen? Mir ist das gleichgiltig,“ sprach die Alte wieder.

„Wozu, Mama? Sie werden sich schon einmal eine halbe Stunde allein unterhalten können.“

Gräfin Meeran ging mit ihrem unhörbaren Schritt zu dem Canapee, das hier in der Ecke stand, schräg gestellt, so daß zwischen Lehne und Wand ein leerer Raum war, wodurch denn die steife, von der Dame angenommene Haltung sich noch viel schärfer markirte. Sie legte den Pompadour und Fächer auf den Tisch; sie langte eine kleine Bonbonniere hervor, eine Pastille nehmend, und erst als sie diese in den Mund geschoben und die Daumen der verschlungenen Hände sich allmälig an zu drehen fingen, erhob sie ihre Augen wieder zu der Tochter und fragte: „Du glaubst also, daß er um die Kleine gekommen?“

Gräfin Leonore zuckte die Achseln; sie war entschieden zerstreut oder ungeduldig, und wie sie nun noch mitten im Zimmer stand, die Augen kaum von der Thür verwendend, hinter der sie Constanzen mit Robert glaubte, so mußte man wohl, zumal nach ihren frühern Worten annehmen, daß sie einstweilen bei Weitem lieber auf das gehorcht hätte, was nebenan vorgehen möchte, als auf die Unterhaltung der alten Mutter. Allein es wäre auch ohne die Anwesenheit dieser vergeblich gewesen, da nicht ein einziger Laut und keinerlei Bewegung, geschweige denn ein wirkliches Wort von dem Salon herüberdrang. Und so wendete sich die Dame mit einem flüchtigen Zuge von Mißvergnügen und indem sie von Neuem die vollen Schultern hob, der Mutter und dem Tische zu, ließ sich in einen Lehnstuhl gleiten und versetzte in hörbar verdrießlichem Tone: „Ich hoffe es wenigstens, Mama; die Affaire mit dem Seebach'schen Gut, die er als Grund seines Kommens nannte, scheint mir nur eine Maske. Deswegen brauchte er weder selber, noch überhaupt hieher zu kommen. Der Rath Barths würde für einen solchen Käufer noch weiter reisen als nach Laarburg oder auch Attorn. Er hat sich überdies mit Constanzen mehr und freundlicher beschäftigt als im Herbst. Aber was hilft das Alles!“ fügte sie noch verstimmter hinzu und ließ sich nach ihrer beliebten Weise so tief in den großen Stuhl zurücksinken, daß ihre Gestalt beinahe verschwand. „Das Mädchen ist widerwärtig und thöricht — ich weiß selbst nicht, wie sie mir eigentlich vorkommt. Sie hat mir eine Scene gemacht, Mama, die mich sicherlich erzürnt hätte, wäre ich nicht so völlig consternirt gewesen. Sie kann doch unmöglich wissen, daß der — der Herzog nach ihr gefragt und allerlei unsinnige Pläne mit ihr zu haben versicherte. Worauf gründet sie sonst ihre Obstination? Es war wirklich zum Tollwerden, Mama. Du kamst aber dabei auch nicht gut fort.“

Es saß da auf dem Sopha wieder einmal das graue Steingebilde, die Gestalt regungslos, die Züge des Gesichts erstarrt, die braunen Augen kalt und fast leblos. Die Daumen bewegten sich freilich, aber diese Bewegung theilte sich dem übrigen Körper nicht auf das Leiseste mit und zu sehen war sie auch nicht, da die Hände im Schooß lagen. Nun aber öffneten sich die schmalen Lippen, wie bei einem Automaten, möchte man sagen, und die Worte kamen heraus: „Was hat die Kleine gegen mich?“

„Das weiß der liebe Gott!“ sagte Gräfin Leonore.

„Vielleicht. Sie geht ja wohl zur Beichte?“ sprach die Alte und ihr Ton blieb bei diesen Worten selbst völlig unverändert. „Vielleicht aber weißt auch Du's?“

„Nein, Mama, sicherlich nicht!“ versetzte die Tochter. „Ich habe Anderes zu thun, als mich um die Einfälle dieses thörichten Kopfes zu bekümmern. Und ich dächte, Dir könnt' es auch gleichgiltig sein.“

„Vielleicht, vielleicht auch nicht. Horcht sie zuweilen?“

Leonore wurde aufmerksamer. „Wie meinst Du das?“ fragte sie; „was sollte sie erhorcht haben?“

„Nun, als die dumme Person, die Regine, damals hier war — was hatte sie überhaupt hier zu thun? — und mir Nachricht brachte. Daheim war das Kind wenigstens — sie war nachher im Saal. Wäre sie schon vorher dort gewesen — eine leise Stimme hat die Dirne niemals gehabt.“

Gräfin Leonore hatte sich langsam aus der Tiefe hervorgehoben und den Arm bequem auf die Seitenlehne stützend, die Augen mit halb neugierigem, halb unsicherem Blick auf der Mutter haften lassen. Nun, da dieselbe schwieg, redete sie in einem gleichfalls nichts weniger als bestimmten Ton: „Ich verstehe das nicht recht, Mama. Die Regine ist hier gewesen, sagst Du? Hier bei mir? Wann denn? Ich weiß keine Silbe davon!“

„Hab' ich es Dir nicht gesagt?“ fragte die Alte gleichgiltig. „Hat also auch Constanze nicht davon gesprochen?“

„Keine Silbe, Mama! Ich glaube auch kaum, daß sie das Geschöpf überhaupt nur kennt. Und was sollte sie in Eurer Unterhaltung eigentlich interessirt haben?“ Und bevor die Mutter noch etwas erwiedern konnte, fügte Leonore sarkastisch hinzu: „Aber da muß ich mich doch ein wenig umsehen, ob mir nichts fehlt. Regine findet immer etwas, das sie gern im eigenen Besitz hätte. Wann war sie da?“

„Nun, als sie mir von dem Tode der — der Erbtochter Nachricht brachte,“ lautete die Antwort; „vor vier Wochen also, denke ich.“

Es hatte sich weder in Stimme und Gesichtsausdruck, noch in der Haltung der Gräfin Meerau irgend etwas verändert, aber die Tochter merkte an dem, wenn auch nur gedankenlangen Stocken in ihrer Rede gut genug, daß die äußere Starrheit nicht auch im Innern herrschen dürfte. Wenn sie aber dies schon aufmerksam machte, so war der Inhalt der stockenden Rede noch um Vieles interessanter oder — bedenklicher, und sie mußte sich ernstlich zusammen nehmen, um nicht durch Blick und Stimme ihre Bewegung kund werden zu lassen, als sie so leicht wie möglich erwiderte: „So? Also durch die Regine hast Du die Nachricht erhalten und bei mir? Aber ich sehe noch immer nicht ein,“ fügte sie nach einer kurzen Pause kopfschüttelnd hinzu, — „was sollte das Kind dabei interessirt haben?“

Und da zum ersten Mal zuckte es flüchtig über die eiserne Stirn der alten Dame und die Brauen zogen sich ganz leise zusammen, indem sie, freilich mit der immer gleichen, harten und trockenen Stimme und nur vielleicht etwas leiser als gewöhnlich entgegnete: „Ich habe Dir allerdings nichts davon gesagt — wozu? Du interessirtest Dich nie für diese Dinge, die Dich im Grunde ja auch nur in ihren etwaigen Folgen berühren können. Es war bei dieser Nachricht aber wirklich etwas, das selbst mir Verdruß gemacht hat und für jeden Anderen von Uebel gewesen sein würde, — der Tod der Person ist kein ganz natürlicher gewesen.“

„Mama!“ sagte Leonore leise. Ihre Wange war jählings ein wenig bleich geworden, und in dem Blick, der an dem Gesicht der Alten haftete, zeigte sich etwas wie ein flüchtiges Erschrecken, — oder war's nur eine gewisse unbehagliche Scheu vor dem, was diesem Eingange folgen möchte?

Gräfin Meerau saß wieder wie ein Steinbild, nur die Brauen waren niedergezogen geblieben und die Augen schauten finster. „Es ist eine Dummheit,“ sprach sie, „man ist keines Menschen mehr sicher. Du weißt im Allgemeinen von diesen Affairen,“ fuhr sie fort, „von den Einzelheiten hast Du, wie gesagt, wohl kaum Etwas erfahren. Doch weißt Du —“ und nun zogen sich die Brauen doch noch mehr herab und in den Augen erschien etwas Unheimliches, — „daß ich jenen Verfluchten hasse mit der letzten Kraft meiner Seele, und daß ich ihn nicht darum gesucht habe seit sechzehn Jahren, um ihm Liebesgrüße zu senden oder Frieden mit ihm zu schließen. Das Geschöpf, das er mit sich herumschleppt, würde mir unendlich gleichgiltig sein, wenn er nicht für dasselbe die Prätension hätte, sie als unsre legitime Verwandte hinzustellen, die obendrein zwischen mir und meinem Recht auf jene mir schändlich gestohlene Erbschaft steht. So mußte ich mich denn freilich auch um das Mädchen bekümmern und ich that das um so lieber, als ich in ihr auch ihn traf.

„Nun, mein Kind," redete sie weiter und Alles an ihr war wieder ruhiger oder vielmehr starrer geworden, „zu Anfang September hörte ich, daß die Beiden vermuthlich wenigstens hin und wider in dem alten Nest, dem Stocks, verweilt hätten, und glaubte daran, da der Platz wirklich nicht übel und der ganze Plan, grade durch die Nähe mir verborgen zu bleiben, gar nicht so dumm. Dann sagtest Du mir von jener schönen Geschichte Deines liebenswürdigen Cousins, und endlich bekam ich auch noch andere Nachrichten, woraus wenigstens hervorging, daß Graf Laar sich für Bruno interessirte und seinen Aufenthaltsort kannte. Daß der Bursche hier bei Euch damals nur hat spioniren wollen und irgend eine Warnung vor mir erhalten haben muß, ist sicher genug. Ich bin daher wirklich gespannt, was es jetzt geben wird. Doch genug," sprach sie abbrechend weiter, „als ich jene Nachricht erhielt, hatte ich sogleich Regine instruirt, die sich ja ohnehin in der dortigen Gegend längere Zeit umhergetrieben. Stocks ist nur so lange sicher, als man nicht an dasselbe denkt. Dann muß sich dort eher als irgend wo sonst Gelegenheit finden, ungesehen zu kommen und zu verschwinden, auch in Begleitung einer zweiten Person, vor Allem ohne den geringsten Lärm. Ich meine, das Mädchen mußte sich entführen lassen, weiter wollte ich nichts, das aber freilich auch sehr ernsthaft. Hernach fand sich schon ein Platz für sie, wo sie unschädlich leben und sterben konnte, ganz nach Belieben.

„Ich habe seitdem nichts mehr von der Sache gehört," fuhr sie wieder finsterer fort, „bis die Dirne sich endlich vor vier Wochen herabließ, mir Nachricht zu bringen, weil sie Geld brauchte. Die alten Zeiten, wo ich nur zu winken brauchte, um die allertreuesten, gehorsamsten Diener zu finden, sind vorüber. Es geschehen jetzt nur noch Dummheiten oder Ungezogenheiten. Die Regine faselte zwar etwas von Gewissensbissen und dergleichen dummem Zeug, aber sie hat sich wieder an irgend einen Menschen gehängt und denkt darüber weder an mich, noch an sonst etwas."

„Nun," meinte Leonore hier spöttisch, „das hättest Du wohl mit berechnen können, Mama. Ich zum Mindesten finde es nicht grade neu."

Die alte Dame runzelte die Stirn, aber sie verlieh ihrem Verdruß keinen weiteren Ausdruck und sagte nach einer kleinen Pause nur im gewöhnlichen Ton: „Das Mädchen ist sonst nicht dumm gewesen, sondern nur unglücklich in der Wahl ihres Beistandes, der ein roher und zugleich feiger Tölpel gewesen zu sein scheint. Er hat das Terrain ein paar Tage zuvor recognoscirt und würde schon damals eine — leicht möglich bessere Gelegenheit gehabt haben, sich des Dämchens zu bemächtigen, wäre er nur eine Viertelstunde früher gekommen oder hätte er Courage gehabt. Die hatte er aber nicht und so ist denn Regine auf ihren eigentlichen Plan zurückgekommen, an einem stürmischen Abend als verunglückte Reisende erschienen, hat natürlich Aufnahme gefunden, zumal der Alte nicht daheim, und dann am folgenden Morgen das Haus inspicirt und die Bewohner beschäftigt, um dem Menschen Gelegenheit zu verschaffen, einzudringen und das Dämchen herauszuholen. Ich sage nochmals, der Plan ist nicht dumm, sondern nur gar zu frech gewesen und drei Wochen zu spät zur Ausführung gelangt.

„Ich bin nur einmal, vor fünfzig Jahren, in Stocks gewesen, das der Großvater damals dem Bruno geschenkt hatte, aber ich vergesse nie etwas, was ich einmal gesehen. Es sind überhaupt kaum rechte Damenzimmer in dem düsteren Nest; die beiden, welche allenfalls dazu passen und vordem auch so benutzt worden sind, hatte ich Reginen bezeichnet — so äffisch, wie der Alte das Geschöpf liebt, ließ es sich denken, daß er es auch so gut wie möglich logirt haben werde. Daran stieß denn vordem ein großer Raum, der damals ganz wüst war, und zu dem man auf einer Nebentreppe gelangte, welche drunten hart neben der Seitenthür des Hauses ausmündete. Da konnte man auf- und abgehen, ohne daß man im Hause was davon merkte. Regine hat es auch noch so gefunden. Sie hat sich nicht einmal den Schlüssel zu verschaffen gebraucht, da er steckte — das Dämchen scheint auch seinen eigenen Kopf zu haben und sich bei seinen Ausgängen nicht beobachtet wissen zu wollen; — das Frauenzimmer im Hause ist leicht zu unterhalten, die Knechte sind draußen, der Verwalter mit dem Hunde ist's auch. Regine gibt dem in der Nähe

versteckten Burschen das Zeichen und erfährt dann nichts mehr von dem Verlauf. Auf ihre Betheiligung hatte sie überhaupt nur im Nothfalle gerechnet und stand nun um so mehr davon ab, als, wie sie alberner Weise behauptet, das Geschöpf zu lieb und freundlich gewesen, um ihm etwas zu Leide zu thun."

Die Erzählerin senkte für einen Moment die Augen und schwieg. Im nächsten Augenblick aber sah sie schon wieder auf und sagte, die Brauen fest zusammenziehend: „Der Bursch' hat die Dirne schon fest gehabt und forttragen wollen — sie sei leicht genug gewesen, hat er gemeint, — als er durch irgend ein Geräusch erschreckt wird, während die Dirne, von der ersten Bestürzung erwachend, sich zu wehren und zu schreien versucht. Sie hat grade ein kleines Messer in der Hand gehabt und das stößt er ihr denn in die Brust und salvirt sich. Regine behauptet, er habe die Sache so dargestellt, als sei es mehr nur geschehen, um sie still zu machen, und der Stoß sei dann tiefer gedrungen, als er beabsichtigt. Natürlich ist's aber anders," fügte die Erzählerin düster hinzu. „Er meinte ohnehin, da sie einmal habe auf die Seite geschafft werden sollen, sei es ja so am einfachsten."

„Und sie ist also wirklich daran gestorben?" sprach Gräfin Leonore nach einer Pause mit einem ganz seltsamen Ausdruck. Sie ruhte noch immer auf die Seitenlehne ihres Sitzes gestützt, die Stirn nachdenklich und die Augen dem nahen Fenster zugewendet mit einem Blick, den man gleichfalls kaum näher zu bezeichnen vermochte — war er mehr zerstreut oder mehr träumerisch? —

„Der Bursche hat gemeint, er sei des Stoßes sicher, sie habe keinen Laut von sich gegeben," sprach die Alte kalt und hart. „Ich bedarf aber gar nicht einmal einer solchen Versicherung. Ich weiß von Alters her, da sie noch in Merkenau hausten, daß das Kind war, was man einen Bluter heißt. Da ist jeder Riß schon lebensgefährlich und dergleichen verliert sich nicht mit den Jahren. Bei einer so großen Wunde ist dann Alles zu Ende, zumal wenn nicht augenblicklich Hilfe kommt. Hier aber muß nach Reginen's Aussage mindestens eine Stunde verflossen sein, bis man die Bescheerung gefunden."

Es war wieder eine Weile still, und dann sagte Leonore: „Also das ist im Herbst geschehen, und dennoch hat Regine Dir es erst jetzt, vor ein paar Wochen angezeigt?" Es war auch jetzt wieder der seltsame, völlig unbestimmbare Ton, der nicht im Entferntesten auf das schließen ließ, was im Innern der Sprecherin vorgehen mochte. Aber sie sah die Mutter auch jetzt nicht an.

Gräfin Meerau runzelte von Neuem die Stirn. „Ich habe schon gesagt, daß die Person von Gewissensbissen faselte," versetzte sie. „Auch mag der Mensch, mit dem sie es jetzt hält, allerhand Einwendungen und Vorstellungen und ihr Angst gemacht haben — es scheint ein Hasenfuß zu sein. Sie dachte natürlich auch, ich würde schon ohnehin davon gehört haben."

„Und ist es denn sicher, Mama?" fragte Leonore; sie sah zum ersten Mal wieder zur Mutter hinüber.

„Ich habe das schon gesagt," versetzte die Alte, hörbar verstimmt. „Ueberdies weiß es auch Regine für gewiß."

„Und wir sollten durch Bruno selber nichts davon erfahren haben, Mama? — Diese Gelegenheit —"

Gräfin Meerau stieß eine Art von heiserem Lachlaut aus. „Ja, diese Gelegenheit, seine alten Künste an mir zu üben, war schon vortrefflich," sprach sie dann; „aber die andere, sich ganz in der Stille nun das zu sichern, wonach er von jeher gestrebt — das Vermögen, — die war diesmal vielleicht noch verlockender."

Leonore schüttelte leise den Kopf. „Es kommt mir unmöglich vor, daß man einen solchen Angriff hinnehmen sollte, ohne nur den leisesten Versuch zu machen, den Angreifern nachzuforschen und die That zu rächen," sagte sie wie vor sich hin.

Das Auge der Mutter ruhte in seiner ganzen Größe und Kälte auf ihr, — ein Blick, der jedem andern als der immerhin gut geschulten Tochter hätte ein Fröstеln verursachen müssen, — und nach einer Weile fragte die Alte in eiskaltem und dennoch schneidendem Ton: „Wer sagt Dir, mon enfant, daß das trotzdem unterblieben ist oder unterbleibt? Was meinst Du, — wenn nun Jemand Station für Station besucht, die Regine bei jenem Aufenthalt erwähnte, — ja, wenn er obendarein auf andere Spuren geräth, die er eigentlich

gar nicht entdecken konnte, wenn nicht noch andere Mittheilungen vorhanden sind, als diejenigen der zum mindesten nichts weniger als dummen Dirne? — Nun, sieht Dir das wie Geduld und Fügsamkeit aus?"

„Das thut Bruno?" sagte Leonore mit zweifelhafter Betonung.

„Der — ich weiß nicht, vielleicht auch. Jedenfalls hat er sich aber noch einen Adjutanten angeschafft, der besser zu dergleichen Dingen befähigt ist. Was meinst Du zu dem braven jungen Mann, der eine solche Leidenschaft für die Kleine —"

„Cousin Robert?" rief Leonore ungestüm. „Unmöglich, Mama! Du verdächtigst in Deinem Haß gegen den alten Mann da drüben Jedermann, ohne —"

Sie hielt inne vor dem unendlich hämischen Zug in dem Gesichte der Mutter und diese ließ ihr Zeit, den Ausdruck, der allein schon Antwort genug war, völlig auszukosten, bis sie, zu ihrer gewohnten starren Miene zurückkehrend, kalt sagte: „Ich habe schon vorhin der Einmischung des Herrn Grafen gedacht, und so — glaube dies, oder glaube es nicht, was kümmert das mich? Ich will Dich nur darauf aufmerksam machen, daß Du seiner und seines Zweckes nicht gar zu sicher sein solltest. Es könnte doch auch möglich sein, daß seine Augen nicht bloß in Liebe blicken, wie ihr ihm zuzutrauen scheint."

„Mama, Du thust mir Unrecht; ich bin keineswegs so kurzsichtig oder vertrauensvoll — Du könntest das schon daraus erkennen, daß mich damals im Herbst sein Reiseabenteuer augenblicklich aufmerksam und vorsichtig machte," erwiederte Leonore. „Nur kommt es mir gar zu unwahrscheinlich vor, daß er sich in solcher Weise zu verstellen und seinen Zweck zu verbergen vermöchte, und obendrein muß ich, selbst dies zugegeben, immer noch fragen: Was wendet er sich dann an uns? Kennt er den alten Landstreicher so genau, wie ein solches Interesse es annehmen lassen müßte, so muß er auch von mir erfahren haben, daß ich mit dem Alten niemals etwas zu schaffen hatte. Und was man mir auch nachgesagt haben mag," fügte sie achselzuckend hinzu, „die Behauptung, daß ich an Intriguen Geschmack finde, ist schwerlich jemals ausgesprochen worden."

Gräfin Meerau entgegnete nichts. Sie zuckte nur gleichfalls die Achseln.

„Ich sprach vorhin auch nur etwas lebhaft, weil ich es für unrecht halten muß, uns durch einen solchen Verdacht gegen den Vetter einnehmen und uns ihm gegenüber vielleicht zu einem Benehmen bringen zu lassen, das ihn scheu machen könnte," sagte die Tochter wieder. „Unsere Lage ist nicht günstig oder angenehm genug, um nicht jede mögliche Verbesserung mit beiden Händen festzuhalten — vollends eine solche! Und bist Du wirklich nicht getäuscht worden, Mama, — ich dächte, es könnte ihn nichts von seinen unbequemen Forschungen so leicht und sicher abziehen als ein wirkliches Interesse für Constanze." Und indem sie sich erhob und mit der Hand über die Stirn fuhr, wo sich trotzdem immer tiefere Falten zu zeigen begannen, fügte sie in einem Tone hinzu, der von einer nichts weniger als behaglichen Empfindung Kunde gab: „Mir liegt jetzt überhaupt etwas Anderes viel näher als solche Beargwöhnung; Du hieltest es vorhin für möglich, daß die Kleine von Reginens Gespräch mit Dir etwas erlauscht haben könnte. Wenn das der Fall wäre —"

„Ich glaube, es wird wohl so gewesen sein," schob Gräfin Meerau trocken ein.

„Dann würde mir Vieles erklärlich werden, und obendarein würde mir das Kind bitter leid thun. Solche Geheimnisse sind ein böses Ding für einen so jungen Kopf, selbst wenn er im Uebrigen auch so übermüthig und unbedächtig wie der Constanzens." Wir haben schon früher einmal Gelegenheit gehabt zu beobachten, daß sich in der leichtlebigen und durchaus äußerlichen Frau wenigstens eine Art von Muttergefühl und Mutterzärtlichkeit erhalten hatte, wodurch das Wort des Bruders: Sie sei besser, als Manche glaubten, eine gewisse Bestätigung erhielt.

Die alte Mutter beachtete das freilich nicht und legte noch weniger Werth darauf. Sie schien nur einen Punkt in der Antwort der Tochter vernommen zu haben und ewiederte darauf, wieder einmal mit leise durchklingendem Hohn: „Ja, so schwer für den jungen Kopf, daß er sich zu erleichtern suchen muß, und doch natürlich gegen den, in welchem er —"

Ihre Rede wurde hier durch den Eintritt Herminen's unterbrochen, welche, von einem Ausgange heimkehrend, durch den Salon bei den beiden Damen eintrat. Sie

wollte, als die Mutter sie darum befragte, von dem jungen Paare nebenan nichts mehr gesehen haben, und ging selber wieder nach einigen Worten. Das Gespräch wurde trotzdem aber zwischen den beiden Zurückbleibenden nicht von Neuem aufgenommen. Leonore schien sich trotz der Gegenwart der Alten mehr und mehr jener Träumerei überlassen zu wollen, in welche sie von Zeit zu Zeit versank, und Gräfin Meerau mußte wohl gleichfalls mehr zu denken als zu reden haben. Sie mochte ja auch Alles gesagt haben, was sie hatte sagen wollen.

Es war eine geraume Zeit vergangen, als Gräfin Leonore, die Augen zu der Mutter erhebend, in einem Tone sagte, welcher aus der tiefsten Tiefe ihrer Träumerei sich kaum loszuringen schien: „Also so ist Bruno's Pflegetochter gestorben —"

Die Brauen der Alten zogen sich zusammen. „Du nennst den Namen sehr oft," sprach sie, „und weißt doch, daß ich ihn nicht zu hören liebe."

„Und Du hast Alles der Dirne überlassen, die Wahl ihrer Helfer, die Ausführung, Alles?" fragte Leonore, ohne von der zürnenden Zurückweisung Notiz zu nehmen. „Das war sonst nicht Deine Art."

Durch die starren Züge flog ein jähes, krampfartig sie zusammenziehendes Zucken und aus dem Auge brach ein Blitz des Zornes hervor und traf die kühne Sprecherin. „Du weißt, wie es scheint, mehr von meiner Art als ich selbst," sagte die alte Frau sodann in hartem Tone. „Bitte, erkläre sie mir."

Aber es war, als solle die Morgenstille, welche ihre Unterhaltung heute so außerordentlich begünstigt hatte, nun auch völlig ihr Ende erreicht haben, denn das letzte Wort der Dame war noch nicht ausgeklungen, als die Salonthür von Neuem aufging und, auf den Arm Constanzens gestützt, den kranken Eugen hereinließ, welchen wir auch im vergangenen Herbst bei seiner Schwester Leonore begegneten. Der Zustand des noch jungen Mannes schien sich inzwischen leider wenig verändert zu haben; er war bleich und kraftlos — man sah es wohl, daß er der Nichte Führung wirklich bedurfte, — und sein Haar war fast ganz grau geworden.

Wir wissen nicht, ob es allein der Schreck über diese, selbst für die kälteste und gleichgiltigste Mutter nothwendig ergreifende Erscheinung war, der die Gräfin Meerau in einer Weise zusammenzucken ließ, wie wir es an dieser Dame noch niemals zu bemerken hatten. Kund gab sie zum mindesten nichts Anderes, denn als Gräfin Leonore mit einem lebhaften: „Aber mein armer Eugen, wie traurig Du aussiehst!" aus ihrem Sessel sich erhoben und seine magere Rechte herzlich zwischen ihre beiden Hände genommen hatte, sagte sie schon wieder gefaßt und kalt: „Ja, Du siehst zum Erschrecken aus, mein Kind. Aber dann reist man auch nicht."

„Ich richte meine Reise auch so kurz wie möglich und nach meinem Zustande ein," versetzte er mit seiner heiseren Stimme. „Da ich erfuhr, daß Du bei Leonoren, spare ich mir die Fahrt nach Meerau. Guten Tag, Mutter." Und indem er — Gräfin Meerau stand noch, — ihre Hand nahm, erhob er dieselbe, wie um sie zu küssen.

„Laß nur!" sprach sie, die Hand nach einem flüchtigen Druck zurückziehend und ließ sich wieder in ihrer steifen graden Haltung auf das Canapee zurückgleiten. „Also zu mir, mein Kind? Das ist ja etwas ganz Neues und muß wohl etwas sehr Wichtiges sein. Ist's Dir doch lange nicht mehr eingefallen! Bringst Du mir etwa —"

Leonore hatte ihm den Lehnstuhl hingeschoben, in welchem sie bisher geruht. Sie half Constanzen, den Leidenden sanft darin niederlassen und schob ihm ein Kissen unter den Rücken. Er hatte das mit freundlichem Blick angenommen, wie er's wohl mußte, dann jedoch die krankhaft großen und tiefliegenden dunklen Augen der sprechenden Mutter zugewandt, mit einem Ausdruck, den der Erzähler kaum näher zu bezeichnen vermag, der jedoch für die alte Dame eine sehr verständliche Bedeutung haben mußte, da sie vor diesem Blick ihre Rede plötzlich unterbrach. Und als er nun wirklich saß und das bleiche Haupt an dem weichen Polster ausruhen ließ, da entgegnete er in einem eigenthümlich vibrirenden Tone — war es nur von der Anstrengung? — langsam: „Du meinst die Nachricht, daß ich zu einer zweiten Ehe schreiten will? Noch nicht, Mutter, noch nicht. Vielleicht

ein andermal.“ Wenn man dieſe Worte vernahm und mit dem Zuſtande deſſen zuſammenhielt, der ſie ſprach, ſo mußten ſie freilich wie der bitterſte Hohn klingen, den ein Menſch dem anderen nur irgendwie in's Geſicht zu ſagen vermag. Aber, wie bemerkt, in ſeiner Stimme gab ſich davon nichts kund.

Die Gräfin Meerau ließ ſich dadurch äußerlich wenigſtens nicht im Entfernteſten beirren; ihre Haltung blieb die gewöhnliche, die Daumen ſetzten ihr nur flüchtig unterbrochenes Spiel fort. Die Züge des alten Geſichts geſtatteten nicht einen Schluß auf das, was hinter ihnen ſich regen mochte, und die Augen endlich waren dem Sohne zugewendet, groß, rund, ſtarr und kalt wie meiſtens, ohne die leiſeſte Spur von Theilnahme ſowohl wie auch von Erwartung oder gar Neugierde.

„Neu iſt es aber dennoch,“ ſagte er jetzt wieder, gleichfalls völlig unverändert, nur bebte die Stimme nicht mehr, ſondern klang durchaus leidenſchaftslos. „Und wichtig ſchien es mir auch zu ſein — doch kann ich mich in Beidem irren. Aber mein liebes Kind,“ wendete er ſich abbrechend an Conſtanze, die noch ernſt, faſt düſter zu Boden blickend, neben ihm ſtand, „laß Du uns jetzt lieber allein. Ich habe Dich zu lieb, als daß ich Deinen jungen heiteren Kopf mit meinen Mittheilungen beläſtigen möchte. Packe lieber Deinen Bedarf für einige Tage zuſammen — Deine Mutter erlaubt's wohl, daß Du heut' Nachmittag mit mir hinausfährſt.“

Es wurde nichts laut. Gräfin Leonore, welche gleichfalls noch am Tiſche ſtand, nickte dem Bruder nur augenſcheinlich zerſtreut zu; das junge Mädchen zog ſich nach einem leiſen Kuß auf ſeinen Kopf zurück und verſchwand durch eine Nebenthür, und dann erſt, da das Schloß derſelben eingeſchnappt war, ſagte die alte Dame in ihrem trockenſten Ton: „Wie feierlich, mein Kind! Du könnteſt Einem Angſt machen.“

„Es kommt darauf an,“ erwiederte er eiskalt und in einem Tone, als wolle er es bei dieſen Worten bewenden laſſen. Er fuhr auch erſt nach einer Pauſe fort, die für ſeine Schweſter zum mindeſten eine ſehr unbehagliche zu ſein ſchien, wie nicht nur der Ausdruck ihres Geſichts, ſondern auch die Weiſe verrieth, in der ſie die Schultern zuſammenzog, als fröſtle es ſie. „Ich habe geſtern einen Beſuch gehabt von einer Perſon, die — ich weiß nicht recht, wie ich ſie bezeichnen ſoll, — die einmal in Deinem Dienſt war, Mutter, oder noch darin iſt,“ redete er langſam und trotz der Heiſerkeit deutlich genug. „Es war eine gewiſſe Liſette — Du kennſt ſie wohl noch? — ſie war ja, ſo viel ich weiß, auch einmal bei Onkel Arnold in Merkenau, damals als deſſen Frau ſtarb.“

Die Augen der Gräfin Meerau waren womöglich noch ein wenig größer und ſtarrer geworden, aber ſie ſagte keine Silbe.

„Sie hat ſeitdem ich weiß nicht wo gelebt,“ ſprach er weiter, „und ich weiß nicht was getrieben. Sie bewahrt Dir aber eine große Anhänglichkeit und wäre, wie ſie ſagte, ſelbſt zu Dir gekommen, wäre ihr bei ihrer Gichtbrüchigkeit und Armuth eine ſolche Reiſe möglich geweſen. Weshalb ſie nicht geſchrieben, verſtand ich nicht. Da ſie nicht weit von Mathildenburg leben mag und ich Dein Sohn bin, kam ſie in ihrer Angſt zu mir.“

„In ihrer Angſt?“ fragte die alte Dame zum erſten Mal wieder mit einer lebensvolleren Betonung. „Zu Dir?“

„In ihrer Angſt — zu mir, wie ich ſage. Ihre luſtige Verwandte Regine iſt in Verzweiflung zu ihr gekommen — geſtern Morgen, glaub' ich; man hat in Stocks, dem alten Waldneſt, den Onkel Bruno entdeckt mit ſeinem Pflegling, Arnold's Tochter, und die Letztere zu ermorden verſucht. Man hat bisher an ihren Tod geglaubt,“ fuhr er ſtets gleich eintönig und deutlich fort, ohne auf die ſichtbaren Zeichen des Schreckens zu achten, die ſich in ſeiner Schweſter Geſicht ausprägten, „neuerdings aber zu zweifeln begonnen, da man den Arzt von Leitheim häufig nach Stocks reiten ſah. Der Mörder — auch wieder ein alter Merkenauer, glaub' ich, der ſeitdem als Ringer und Athlet oder dergleichen auf den Jahrmärkten umherzieht —“

„Bruder, Du biſt ſchrecklich! Sag' es doch mit einem Mal!“ unterbrach ihn die Schweſter mit bebender Stimme.

„Seine Krankheit hat ihn an die Tropfenmixturen gewöhnt, mein Kind,“ ſagte die Alte trocken; „er hält ſie für Jedermann am beſten, auch für uns. Und warum auch nicht? Starke Mittel kann man nur in kleinen Doſen vertragen.“

„Gewiß, Mutter. Alſo der Mörder

fühlt sich veranlaßt, sich in Stocks selber Gewißheit zu verschaffen, wird dabei attrapirt, ergriffen und als Thäter erkannt, endlich von Onkel Bruno nach Breitenfeld abgeliefert, wo er hinter Schloß und Riegel sitzt und schon mehrere Verhöre bestanden hat, in denen Gott weiß was Alles zu Platz kommen möchte. Regine wenigstens ist auf der Flucht gewesen und bei Liſetten nur darum angestrichen, damit — Du die Nachricht erhalten möchtest, Mutter. Weshalb — verstehe ich freilich nicht ganz. Aber ich habe Liſetten den Gefallen gethan, schon heute Morgen hereinzufahren. Das ist es, was ich Dir mitzutheilen hatte, Mutter, entscheide, ob es von Wichtigkeit ist."

„Mama, um Gotteswillen," flüsterte Leonore mit einem Gesicht, das so bleich war wie eine weißgetünchte Wand, — „hast Du denn mit dem Menschen gleichfalls verkehrt? Ich fragte schon vorhin danach!"

Gräfin Meerau hatte den Bericht angehört, ohne irgend ein Zeichen von größerer Theilnahme, geschweige denn von einer tieferen Erregung bemerkbar werden zu lassen; nur die Daumen hatten ihr Spiel aufgegeben und die Hände ruhten fest in einander gepreßt auf ihrem Schooß. Erst auf die angstvolle Frage ihrer Tochter wandten sich ihre Augen langsam zu dieser und dann wieder auf den Sohn zurück; darauf endlich entrang sich ihren schmalen, farblosen Lippen ein dumpfer Laut wie eine Art Knirschen, und als wieder eine Secunde vergangen war, sagte sie mit einer seltsamen heiseren Stimme: „Bös für die, welche es angeht. Aber was geht's mich an?" Aber trotz dieser, man möchte sagen: sicherheitsvollen Worte fügte sie, was den beiden Kindern einen tiefen Blick in ihr Inneres gestattete, seltsam abgebrochen, murmelnd hinzu: — „Breitenfeld? — Der tolle Marks? — Verhöre? — Was kann er beweisen?"

In diesem Augenblick trat ein alter Diener leise in's Zimmer und meldete, daß draußen Graf Robert mit einem andern alten Herrn stehe und nach der Gräfin Meerau gefragt habe, deren Anwesenheit sie vernommen. Er habe sie in den Salon treten lassen.

„Meine Mutter — wir können jetzt niemand Fremdes sehen, Kurt. Es thut uns leid!" murmelte Leonore, ohne die Hände vom Gesicht zu entfernen, welche sie bei den letzten Worten der Alten, als vermöge sie die sich ihr eröffnende Aussicht nicht zu ertragen, über die Augen gedeckt hatte.

Der Diener zog sich ebenso leise zurück.

„Was beschließest Du, Mutter? Zum Besinnen scheint nicht viel Zeit zu bleiben," sprach der Sohn, der sich ein wenig aufgerichtet hatte und sein Auge mit einem wärmeren Blick als bisher auf der starren Alten haften ließ. Die Worte klangen, wie gedämpft sie auch waren, doch unheimlich laut durch die Todesstille des Gemachs.

Und fast in dem gleichen Augenblick, als das „bleiben" Eugen's ausklang, antwortete von der sich öffnenden Thür her eine andere, tiefe Stimme: „Die Zeit ist schon vorüber — Ihr habt die Rache Gottes und der Menschen so lange herausgefordert, Gräfin Meerau, bis sie wirklich auf Euch hereinbricht."

Die alte Dame war bei dem ersten Laut dieser Stimme gleich ihren beiden Kindern vom Sopha aufgezuckt und stand, die Glieder wie von einem Schauer geschüttelt, die Miene in furchtbar schneller Folge von Entsetzen, Grimm und Haß zerrissen. „Bruno — Verfluchter!" stöhnte es aus ihr hervor.

„Wahnsinniges Weib," sagte der alte Herr, denn er war's, den sie nannte, und er stand in seiner ganzen Größe und Festigkeit mitten im Zimmer, den Kopf erhoben, die scharfen blauen Augen fest auf die Feindin gerichtet, — „wahnsinniges Weib, was habe ich, was haben wir Euch gethan, daß Ihr gegen uns wüthet, wie ein wildes Thier, welches auf seine Beute losspringt, ohne daran zu denken, daß der Angriff abgeschlagen oder sich zurückwenden könnte? Seid Ihr so alt und schwach geworden, grausames Weib?

„Aber ich komme nicht darum hieher," redete er weiter, ohne daß von der alten Dame oder von einem der anderen Anwesenden ihn auch nur ein Laut zu unterbrechen gewagt; „ich hatte es anders im Sinn. Die Strafe war Euch nicht geschenkt, nur wollten wir's unter einander abmachen. Jetzt aber, da Ihr zu so elenden Helfern grifft, da der miserable Bursch' in Breitenfeld wirklich auf Euch bekennen

konnte, was ich bei seiner Ergreifung und Ablieferung nicht für möglich hielt, — jetzt komme ich heute schon zu Euch, nicht als Rächer, sondern als der Aelteste derer von Hagenbach, und sage: Hütet Euch, Eugenie Meerau, das weltliche Gericht ist hinter Euch und sendet seine Boten nach Euch aus. Macht, was Ihr wollt, — aber ein Kind unseres Hauses soll von Niemand sonst als von Gott selbst oder von seiner Familie gerichtet werden. Vernichtet, was Euch anklagen könnte, — auch das —" und er legte das silberne Messer auf den Tisch, dessen aufgeschlagene Klinge noch von dem Blut Röschen's gefärbt war; — „ich hab's nicht abliefern wollen. Meiner Mutter Namen soll niemals bei solchem Falle genannt werden."

Die Augen der alten Frau senkten sich auf das Messer, sie erhoben sich wieder zu dem Greise mit einem gläsernen Blick. Sie haschte ein paar Mal nach Luft, rasch und angsthaft, das Gesicht verzerrte sich. Und im nächsten Augenblick fiel sie plötzlich mit einem röchelnden Laut zurück auf die Polster des Sophas.

„Ich sagt' es wohl: Wen die Menschen lassen, den läßt doch Gott nicht," sprach Baron Bruno finster.

X.

Herbe Erfahrungen.

Robert hatte nach jenem flüchtigen Gespräch mit Constanzen, dessen Inhalt ihn doch an die Seele gegriffen, vorhin das Haus in einer Stimmung verlassen, welche wir den Lesern wohl nicht zu schildern brauchen. Es war nicht die Entdeckung allein, daß Bruno wirklich also Recht gehabt zu haben und die Quelle alles Unheils bei der alten Frau gesucht werden zu müssen schien, welche freilich von Anfang einen Eindruck auf ihn gemacht hatte, der ihn nur zu lebhaft an Alles erinnerte, was phantasievolle Völker von dem „bösen Auge" oder überhaupt von dem geheimnißvollen, unwiderstehlichen Einfluß dieses oder jenes Menschen auf seine Umgebung erzählen und glauben. An diese Erkenntniß schloß sich zunächst für Robert ein gewisses, halb zufriedenes, halb herzlich theilnehmendes Gefühl, daß Constanze wenigstens bisher in der bösen Atmosphäre um sie her sich wunderbar rein und frei erhalten habe — er erkannte wohl, daß das junge schöne und fröhliche Mädchen bereits einen Eindruck auf ihn gemacht hatte, der dem ernsten, zürnenden und leidenden Kinde gegenüber noch sich steigerte bis zur — herzlichsten Theilnahme. Und dann endlich kam die ernste Erwägung, was nun, da sein Verzweiflungsversuch wirklich zu dem halb erwünschten, halb gefürchteten Ziele geführt, für ihn ferner zu thun bleibe — ob er nur Bruno zu unterrichten und zum Handeln anzutreiben habe, oder ob er selbst die Sache weiter zu verfolgen und die Verbrecherin bis in ihre letzten Schlupfwinkel verfolgen solle.

Er fühlte sich ernstlich unglücklich und traurig. Was er erfahren, war, was er gewollt, wiederholen wir, aber da er es nun erfahren, preßte es ihm das warme und ehrliche Herz zusammen, und zugleich wuchs die Theilnahme für das arme Kind, das in diesem Sumpf leben zu müssen bestimmt schien und doch so tief durchdrungen war von dem Elend und der Unwürdigkeit seiner Stellung in solcher Umgebung, und für das er doch nirgends Rettung sah —

Aber was war denn das? unterbrach er seine Gedankenreihe, da er in diesem Augenblick einen Reiter die Straße entlang kommen sah, dessen Erscheinung ihm schon in der Ferne wunderbar bekannt vorkam. War es denn möglich, daß der Alte von Stocks fortgegangen und hieher kam, hieher zu den Feinden? Wollte er jetzt zum Angriff schreiten? War neues Unheil über das Waldhaus hereingebrochen? War Röschen am Ende —? — Und er sprang die Treppe des Gasthofes hinab, von dessen Fenster aus er bisher geträumt und geschaut, und empfing den Oheim mit Freude und Sorge, mit drängenden Fragen.

Baron Bruno war durch Robert's Gegenwart nicht viel weniger überrascht als dieser selbst, aber zugleich auch sichtbar erfreut durch dieselbe. „Also hier seid Ihr, mein Bursch', und frisch und gesund — na Gottlob, so ist die Sorge doch umsonst gewesen," sagte er, ließ sich dann jedoch auf keine weiteren Erklärungen ein und gab als Ziel seiner Reise nur kurz und trocken Meerau an. „Ich will mich eine Stunde ausruhen, dann muß ich fort," fügte er düster hinzu. „Wenn Ihr wollt, könnt Ihr mich begleiten. Ihr seid ja ein Verwandter und in diese Sache einmal

eingeweiht — vielleicht tiefer, als wir beide es wissen." Und als der junge Mann ihn unterrichtete, daß die Dame bei ihrer Tochter in der Stadt sei, da zuckte ein finsteres Lächeln über das faltenreiche Gesicht und er meinte: „Nun, um so besser. So geht's doch im Familienrath vor sich und ich kann mir den Weg hinaus sparen. Der Ritt hat mich marode gemacht, zwei Tage im Sattel sind nichts mehr für mich."

„Ich habe meine Pflicht gethan und mir mein Recht genommen," hatte er drüben zu den entsetzten Anwesenden gesagt, als Leonoren's halb ersticktes Wort: „Sie ist todt!" bestätigt hatte, daß das wilde, ruhelose und erbarmungslose Herz der alten Frau ausgeschlagen und Niemand mehr von ihrer Feindschaft etwas zu fürchten habe. „Ich habe bei Gott und meiner Ehre diesen Erfolg nicht beabsichtigt," fuhr er dann fort, „und ich konnte ihn nicht beabsichtigen, denn Eugenie Meerau war die Frau nicht, die mit Worten und Anklagen zu bändigen war. Aber dankt Gott um ihret- und unser Aller willen für dieses Ende, daß er selber die Strafe in die Hand genommen und sie derjenigen der Menschen entrissen. Ich weiß es leider besser, als mir lieb ist, daß der Bote nicht säumen wird, der den Befehl bringt, die Gräfin Meerau zu vernehmen und zu verhaften. Mein Herr Vetter," hatte er endlich, sich mit steifer Verbeugung zu dem Sohne wendend, hinzugesetzt, der, finster und noch bleicher als sonst, neben der Leiche der Mutter stand, „dieser hier, Robert Laar, hat mir gesagt, daß Ihr mich durch ihn warnen ließet. Ich bin Euch dankbar dafür, wenn ich der Warnung auch nicht bedurfte. Sie zeigt mir, daß die alten Erbtugenden unseres Stammes, Ehre und Treue, doch noch nicht in allen seinen Gliedern erloschen sind. Ich werde den heutigen Tag noch hier verweilen und werde bereitwillig alle Erklärungen abgeben, die Ihr von mir etwa verlangen zu müssen glaubt."

Graf Eugen hatte sich leise verbeugt. Aber er hatte nichts erwiedert und war nicht gekommen.

Baron Bruno war ergriffener von dem Geschehenen, als er es selbst erwartet haben mochte, aber auch, als er es seinen jungen Verwandten merken lassen wollte. Nachdem das Amt des Anklägers und — sagen wir: Warners, das er auf sich genommen, durch den plötzlichen Tod der Feindin sein Ende erreicht hatte, war er mit Robert schweigend in den Gasthof zurückgekehrt und blieb auch dort fast lautlos, bis ihn erst die stille Abendstunde zum Sprechen brachte. Robert war aus dem Sterbehause mit der Nachricht zurückgekehrt, daß die Familie mit der Leiche bereits nach Meerau zu dem noch nichts wissenden Gatten abgereist sei, nicht jedoch, ohne vorher wirklich noch einen Beamten des Gerichts empfangen zu haben, der nach der alten Dame gefragt und durch den Arzt und den Augenschein von ihrem Tode hatte überzeugt werden müssen, bevor er die Abfahrt gestattet.

„Ich hab' es ja gesagt!" sprach der Greis finster. „Wer alt wird, muß Vieles erleben, was er kaum für möglich gehalten; aber daß eine Hagenbach vor dem Gerichte des kleinen Königs stehen und in seinem Gefängniß ihre Verurtheilung erwarten sollte, — das konnte und durfte nicht geschehen. Danket Gott für *seine* Strafe, sage ich." Und darauf berichtete er kurz und ernst von dem, was sich in Stocks neuerdings begeben.

Röschen's Zustand hatte sich in den letzten Wochen ernstlicher zu bessern angefangen, und das mildere Wetter und der freundliche Sonnenschein, der den Wald zu durchleuchten und das alte Haus zu umschmeicheln begann, hatten nicht nur ihre Kräfte gestärkt, sondern auch die Heiterkeit in dem armen jungen Herz erweckt und den Frohsinn aus den matten Augen immer heller hervorblicken lassen. Sie war an den sonnigen Tagen schon hinausgekommen und hatte sich ergehen dürfen auf dem grünenden Rasen, in den knospenden Büschen, treu und sorglich von den Ihren gehütet und niemals, ohne daß man die Umgegend scharf unter Aufsicht hielt. Denn es waren in den letzten Tagen ein paarmal Wanderer durch die Einsamkeit gekommen und der Arzt hatte von der Neugierde zu berichten gewußt, mit der in Leitheim ihm ziemlich unbekannte Menschen sich nach seinem Patienten erkundigten, den er so häufig und in einer Ferne aufzusuchen habe, welche ihn den heimischen Kunden meistens für den ganzen Tag entzog.

Da war's, vor vierzehn Tagen etwa, in der Nachmittagsstunde gewesen: die Luft war still und von elastischer Frische,

die Sonne schien warm herab auf den Sitz, den man dem Mädchen dort an der alten Lieblingsstelle am Bach bereitet, wo die Wellchen lustig zu ihren Füßen murmelten, das Moos seine kleinen Kapseln trieb und an der geschützten Stelle schon Anemonen und Waldveilchen aufknospeten. Der alte Herr ging mit Samuel ganz in der Nähe, irgend eine Angelegenheit besprechend, auf und ab, die beiden Knechte waren weiterhin bei den Ackergeräthen beschäftigt, Verene kam grade vom Hause her. Da schrie Röschen gellend auf und stürzte durch das Gebüsch auf den Platz. „Der Mann, der blaue Mann — Großpapa, er ermordet mich!“ schrie sie und wurde nur von der herzuspringenden Verene vor dem Niedersinken geschützt.

Aus dem Gebüsch tönte Caro's grimmige Stimme und der wüthende Fluch eines Mannes — der Hund war auf den ersten Laut seiner jungen Herrin mit großen Sätzen herbeigeflogen, — und als Baron Bruno, Samuel, die Knechte, heranstürzten, sahen sie das Thier im wilden Kampf mit einem anscheinend starken Burschen, den er aber im ersten Anlauf zu Boden gerissen haben mochte und nun festhielt. Die Helfer kamen keinen Augenblick zu früh. Der Mensch, dessen blaues Fuhrmannshemde Röschens Ausruf erklärte, hatte eben ein Messer aus der Tasche zu langen vermocht und versuchte es aufzuschlagen, als die Männer seine Fäuste packten und ihn darauf vollständig zu bändigen und unschädlich zu machen im Stande waren. Der Bursche zeigte eine Riesenkraft, der die bejahrten Leute kaum im Verein gewachsen waren. Der Hund, der ihn gleich anfangs an der Kehle gefaßt und ihm dieselbe beinahe zugedrückt hatte, bis er endlich auf seines Gebieters Befehl nur zögernd losließ, stand fertig zum Sprunge mit zornig aufgezogenen Lefzen dabei, und die Angst vor dem wüthenden Thiere mochte den Burschen endlich früher unterliegen lassen, als es sonst geschehen sein dürfte.

„Es ist der starke Mann vom Jahrmarkt,“ erklärte David jetzt, da er, tief athmend, die wüthenden Blicke unter den gesenkten Wimpern nur trotzig hervorschielend, mit gefesselten Armen zwischen ihnen stand.

„Es ist der Mörder!“ schrie der alte Christoph, der eben mit ein paar rasch herbeigeholten Stricken zurückkehrte — bisher hatte das Taschentuch des Barons ihre Stelle vertreten müssen. „Frau Verene hat's mir zugerufen. Das Fräulein hat ihn erkannt.“ — Und da hatte der Bursche in ohnmächtiger Wuth geknirscht: „Ja, der Teufel muß sie geschützt haben!“ Er biß, da das schlimme Wort heraus war, grimmig die Zähne zusammen und ließ keine Silbe mehr laut werden, aber die Männer hatten's gehört und vergaßen es nicht wieder.

Und das war sehr nöthig gewesen, da das arme Kind seine Aussage in den nächsten Tagen wenigstens nicht wiederholen konnte. Es lag im wildesten Fieber und der Arzt, der glücklicherweise schon am Abend eintraf, war anfangs besorgter für das hart erschütterte Leben, als er es in allen vergangenen Wochen gewesen. Erst gestern, da der alte Herr auf die Nachrichten von Breitenfeld hin aufgebrochen war zu seiner Abrechnung mit der Gräfin Meerau, hatten sich die ersten Spuren der Besserung zu zeigen begonnen.

Der Bursche war nach Breitenfeld gebracht und dort seines Verbrechens angeklagt worden. Die Aussage des armen Kindes und das von den Männern erhorchte Wort war freilich Alles, was gegen ihn zu sprechen schien. Aber er stand bei der Behörde bereits wegen anderer Vergehen, die man ihm theils nur zutraute, zum Theil aber auch wirklich schon an ihm bestraft hatte, im schlechtesten Ruf, und sei es nun, daß er, nachdem er sich selber verrathen, an jeder Vertheidigung verzweifelte, oder sei es, daß er, Hilfe von Außen erwartend und im Stich gelassen, von Wuth gegen die Mitschuldigen erfüllt wurde —, er brach unerwartet sein verstocktes Schweigen und legte ein Bekenntniß ab, durch welches die Gräfin Meerau besonders auf das Furchtbarste gravirt wurde. Er gab an, schon Arnold in ihrem Auftrage damals erschossen zu haben, damit derselbe nicht zur zweiten Ehe schreiten könne; er hatte für den Baron Bruno ähnliche Aufträge gehabt und war an ihrer Ausführung nur durch die Vorsicht und den ihm unbekannt gebliebenen Aufenthaltsort desselben verhindert worden. Er hatte, ohne daß Regine von seinem Privatverkehr mit der Dame etwas ahnte, den Befehl erhalten, Röschen lebend oder todt auf

die Seite zu schaffen, und war jetzt ganz kürzlich auch auf Robert aufmerksam gemacht worden, dessen gefährliche Nachforschungen der Gräfin bekannt geworden und ihre Rache herausgefordert hatten.

Es ließ sich freilich jetzt, da Gräfin Meerau allen Fragern und Fragen entflohen war, nicht mehr beweisen, was der Bursche etwa im Eifer des Bekennens oder aus irgend einem anderen Grunde zu der Wahrheit hinzugelogen habe. Allein was als sicherer Kern zurückblieb, wie man das wohl heißen darf, war zur Anschuldigung und Verurtheilung der alten Dame auch in den Augen der Ihren so überflüssig genug, daß, wer ihr überhaupt noch wohl wollte, wirklich nach Bruno's Worten Gott für das ihr gewordene Ende danken mußte.

Allein mit diesem Wohlwollen selbst der Ihren sah es für den Augenblick wenigstens in der That seltsam oder betrübt genug aus, wie sich in den nächsten Tagen zeigte, als das wenn auch ganz stille Begräbniß dennoch einen Theil der Verwandten auf Meerau vereinigte und mehrere von ihnen auch noch in den folgenden Tagen, sei es auf Hagen, dem Stammschloß, sei es in der alten Stadt zusammen blieben — Bruno war freilich nicht dabei, sondern schon am Tage nach dem Tode der Meerau zu seiner Kranken zurückgekehrt. Aber Robert blieb. Es war ihm, nicht für den alten Oheim, dessen Pflichten andere, aber für sich selbst unmenschlich erschienen, jetzt davonzugehen, wo der traurige Fall die Theilnahme eines jeden näher Stehenden für die Ueberlebenden im erhöhten Maße herauszufordern schien, zumal die seine, da er ja, wie er sich wohl gestehen mußte, gewissermaßen gleichfalls auf diesen Fall, auf ein Ende der verbrecherischen Thätigkeit wenigstens hingearbeitet hatte.

Was geschehen war, das Treiben der alten bösen Frau, bei der Intriguen zur Verbesserung ihrer Verhältnisse allmälig zu einer Art Lebensgewohnheit geworden zu sein schienen, die Bekenntnisse des Gefangenen und die Requisition des Gerichts; Baron Bruno's Eingreifen und Auftreten endlich, das freilich den Tod der Unglücklichen herbeigeführt, aber sie auch dem Einschreiten des menschlichen Richters entzogen und für die Familie einen „unerträglichen Scandal“ verhütet hatte, — das Alles hatte für die meisten Familienglieder nicht verborgen bleiben können, und es sprach sich in ihren Kreisen nicht bloß eine Theilnahmslosigkeit, sondern sogar auch eine aus Verachtung und Erbitterung gemischte Rücksichtslosigkeit aus, welche auch von dieser Seite den Tod der Alten wie eine Art Glück für sie selbst so gut wie für ihre Angehörigen erscheinen ließen. Man schien geneigt, den Letzteren, wenigstens Leonoren's Töchtern und dem kranken Eugen, sich wieder mehr zu nähern, als es seither der Fall gewesen, und der Bruder der Verstorbenen, der Majoratsherr, gab gegen die Genannten ein Wohlwollen kund, von dem sie in den vergangenen Nothjahren, wie wir wissen, wenig zu leiden gehabt. Er äußerte sich selbst über den alten Baron Bruno auf das Achtungsvollste und kam unserm jungen Freunde Robert in einer Weise entgegen, welche diesem von dem sonst so stolzen, kalten und zurückhaltenden Mann wohl hätte schmeichelhaft sein dürfen, wäre sie nicht gar zu absichtlich, nicht gar zu verständlich gewesen.

Der Graf Eugen war in diesen Tagen seit manchen Jahren zum ersten Mal wieder seinem reichen Vetter begegnet und hatte demselben nicht nur durch seine Hinfälligkeit den Beweis geliefert, daß auf ihn für die Zukunft der Hagenbach keine Hoffnungen zu bauen seien, sondern es auch mit offenen Worten auf eine leise Frage des Onkels ausgesprochen, daß er niemals zu einer zweiten Heirath schreiten könne und werde. Da war dem hochmüthigen Herrn denn der junge Robert bemerkenswerther geworden, da er in ihm, dem einzigen jüngeren Sprößling der Nebenlinie, seinen Nachfolger im Majorat sehen mußte, und seine Familie war zu groß und das Vermögen, das er derselben hinterlassen konnte, trotz seiner außerordentlichen Einnahmen zu klein, als daß er nicht hätte suchen sollen, den Erben der Besitzungen sich so nahe und fest wie möglich zu verbinden. Er hatte im Geheimen mehr als einen Versuch gemacht, das Majorat aufheben und auch seine Töchter für erbfähig erklären zu lassen, war damit jedoch bei der Regierung durchaus gescheitert und mußte sich wohl oder übel fortan mit der Möglichkeit begnügen, daß zum mindesten eine seiner Töchter später als Frau auf Hagen gebieten werde. Die jüngste von

ihnen hatte allerdings noch die Jahre und auch das Aeußere, um einem Manne begehrenswerth erscheinen zu können.

Für Robert freilich wäre das hieher zielende Entgegenkommen auch ohne das Kopfschütteln des Grafen Eugen und die halb boshaften, halb gehässigen Bemerkungen Leonorens dennoch vergeblich gewesen; er fühlte sich in Hagen nicht heimisch und der Familie selber nicht nahe genug, um auch nur über die Möglichkeit einer solchen Verbindung einmal ernstlicher nachzudenken, und wenn er überhaupt von einem wärmeren Herzensgefühl für irgend Jemand etwas in sich trug, so war doch am wenigsten in Hagen die Heimath desselben zu suchen. Aber freilich ward es auch durch Diejenige nicht hervorgerufen, welche es allem Anschein nach täglich mehr verdiente und der er sich zum mindesten mit wachsender Theilnahme ergeben fühlte. Constanze zeigte sich grade in dieser schweren Zeit und zwischen den Verwandten, die, wie Robert sehr wohl bemerken konnte, Alle mehr oder weniger ein bald heimliches, bald offenes Intriguenspiel gegen oder für einander spielten, in einer so wohlthuenden, ruhigen und ernsten Klarheit und Einfachheit, daß unser junger Freund, der sie jetzt zu allen Stunden und in allen Stimmungen herzlich vertrauend neben sich sah und sie, kaum von Jemand gestört, beobachten konnte, mehr als einmal denken mußte, wie glücklich der Mann zu schätzen sei, der dies hilfsbedürftige und hilfeverlangende liebenswürdige Geschöpf erretten dürfe aus dem schweren Bann der bedenklichen und widerwärtigen Zustände und Verhältnisse ihrer Familie. Nur er selbst war leider dieser Mann nicht, und es war für ihn ein ehrlicher und lebhafter Schmerz, daß er auch sonst auf keinen solchen Erretter zu hoffen vermochte. Was sie umgab und ihr anhing, war von der Art, daß selbst ein Liebender dadurch ernüchtert und zurückgeschreckt werden mußte.

Gräfin Leonore erschien ihm gleichfalls nicht mehr als diejenige, die er nach seiner früheren Ansicht nicht für das schlimmste Glied von Constanzen's Umgebung erklärt haben möchte. Die Theilnahme und das Mitleid, die er für sie und grade in diesen Trauerstunden mehr als je empfunden, wichen, da auch hier das stete Zusammensein keinem Geheimniß und keiner Verstellung günstig war, nur zu bald ganz anderen Empfindungen. Es erschienen an der Dame, nicht nur im engsten Kreise zu Meerau, sondern auch in der zahlreichen Gesellschaft auf Hagen, bald eine ihre Umgebung peinigende Unruhe und Hast, bald eine Lieblosigkeit und Selbstsucht, und trotz ihrer — von Robert freilich nicht gehörten — beschönigenden Worte eine Lust und ein Geschick zur Intrigue, welche nothwendig zu höchst bedenklichen Schlüssen führen mußten. Man sah wohl, daß in ihrem Leben noch ganz andere Dinge verborgen sein mußten, als jene Leichtfertigkeiten, welche ihren Ruf ruinirt hatten, Dinge, welche die Eingeweihten bei Weitem weniger mit Mißachtung als mit einer gewissen Scheu auf sie blicken ließen. Und man durfte sich endlich nicht verbergen, daß mindestens ihr Leichtsinn und ihre Selbstsucht sie gegebenen Falls ebenso wenig vor irgend einem Mittel zum Zweck zurückscheuchen werde, wie es bei der freilich viel großartiger angelegten Mutter der Fall gewesen war.

Der Bruder Eugen, dem Robert in dieser Zeit verhältnißmäßig am nächsten gestanden war, hatte, wie es schien, die Schwester gleichfalls auf das Ernstlichste beobachtet, und sprach sich bei dem letzten Zusammensein mit dem jungen Verwandten unverhohlen darüber aus. „Ich habe Ihnen früher, glaub' ich, ein falsches Bild von meiner Schwester entworfen," sagte er, „aber ich bin unschuldig daran, da ich sie jetzt selbst erst kennen gelernt, wie sie leider in Wirklichkeit zu sein scheint. Ich bleibe noch jetzt dabei, daß sie weniger durch ihre Anlagen und sich selbst, als durch Andere ruinirt worden ist, die sie für ihre Zwecke mißbrauchten — eine freilich armselige Entschuldigung. Wer aber auf eine solche Bahn gestoßen wurde, der steigt nicht wieder zurück und bergauf, sondern sinkt immer weiter hinab. Und da Unglück und Armuth sie nicht zur Einkehr bei sich selbst und zur Erkenntniß zu bringen vermochten, so wird das jetzt noch weniger geschehen, wo eine unglückselige, unverständige Theilnahme von — anderer Seite her es ihr möglich macht, das alte thörichte Leben mit den alten unsinnigen Ansprüchen noch einmal wieder aufzunehmen.

„Ich rede nicht umsonst von diesen Dingen grade zu Ihnen, Vetter," sprach

der kranke Mann weiter; „nehmen Sie es am wenigsten für den müßigen Herzenserguß eines Erzürnten. Sie haben meiner Nichte Constanze eine Theilnahme zugewendet, die hoffentlich nur eine freundschaftliche ist, aber auch niemals eine andere werden sollte. Ich habe das Kind sehr lieb und halte es für so brav und gut, wie man's nur wünschen kann. Aber man irrt sich zuweilen, wissen Sie — und was die Kleine umgibt, ist wirklich von der Art, daß es den Gesundesten und Kräftigsten ruiniren könnte. Diese Umgebung, ich meine auch meine Schwester, paßt nicht zu Ihnen und den Ihren, ich sage das in ernster Resignation und Erkenntniß des einmal Vorhandenen, Unabänderlichen. Es existirt ferner — Jemand, — ich kann ihn nicht weiter bezeichnen, — der allerdings Rechte auf Constanze hat und dieselben jetzt in Anspruch nehmen zu wollen scheint und daher mit solchen Ansprüchen Ihnen, dem freien Ehrenmann, mehr als unbequem werden müßte. Endlich, und das schlagen Sie nicht leicht an, hat sich nicht nur in der ganzen Verwandtschaft eine andere Auffassung der Personen und der Sachlage herausgebildet als diejenige war, welche zu Anfang über meine Mutter und den alten Bruno urtheilte, sondern auch in meiner Schwester selbst regt sich etwas wie ein finsterer Geist, — gegen Bruno und gegen Sie. Nehmen Sie sich in Acht. Es sieht fast so aus, als solle dem alten furchtbaren Feind ein anderer, freilich kleinerer folgen, der aber vielleicht noch gefährlicher werden möchte, weil man bisher gar nichts von ihm geahnt. Denken Sie daran."

Diese Worte, die viel zu deutlich waren, um sie nur für einen Ausfluß der krankhaften Stimmung zu halten, die den armen Eugen häufig niederdrückte, erhielten eine Bestätigung nicht nur durch die Beobachtungen, welche Robert im Kreise der Verwandtschaft gemacht hatte, sondern auch und noch mehr durch das auffällig veränderte Benehmen Leonorens gegen ihn selbst. Er war nicht ganz so unbefangen und unschuldig, wie ihn die Dame taxirt haben mochte, und hatte sehr wohl die Pläne durchschaut, die sie auf seine Annäherung gegründet und es nur gar zu deutlich erkannt, wie sie ihm auf alle Weise Constanze zu nähern, jede andere Erscheinung ihm zu entfremden und verdächtigen gesucht. Das war selbst in den Tagen des ersten Entsetzens über den Tod der Mutter und die Aussagen des Breitenfelder Gefangenen geschehen, obgleich es Robert kaum hätte überraschen können, wenn er nun grade die Dame als seine Gegnerin gefunden. Er hatte ihr nicht bloß als Verbündeter Bruno's erscheinen müssen, der, gleichviel wie man sein Handeln betrachtete, doch das Ende der alten Dame durch sein Auftreten herbeigeführt, sondern sie fand ihn auch in all die schlimmen Dinge eingeweiht, welche selbst ein so wenig liebevolles Kind, wie Gräfin Leonore, niemals mit Gleichgiltigkeit an den Eltern entdeckt sehen kann. Und endlich konnte selbst ihrer Leichtlebigkeit die Frage kaum fern geblieben sein, in welchem Licht sie persönlich den Männern erschienen sein müsse, die das böse, seit zwanzig Jahren gesponnene Netz endlich mit festem Griff zerrissen hatten.

Ein günstiges konnte dies Licht für Jemand nicht sein, der wie Robert damals ihr Urtheil über den alten Bruno vernommen, und noch weniger sogar für die Ihren, welche die Großmutter und Mutter in einem häufigen, intimen und geheimnißreichen Verkehr sahen und doch gut genug wußten, daß derselbe weder von der einen noch von der anderen Seite auf natürliche Zuneigung oder gar auf Liebe gegründet war. Wissen wir es doch selber nicht, die wir Mutter und Tochter mehr als einmal belauschen durften, wie weit Leonore in die Pläne und Intriguen der Alten eingeweiht worden, geschweige denn, ob sie hie und da vielleicht sogar an ihnen sich betheiligt, und dürfen wir doch selbst aus ihrer Unkenntniß der letzten Vorgänge nicht entscheidende Schlüsse ziehen. Denn was möchte sie weiter beweisen, als daß Gräfin Leonore entweder für den Augenblick zu sehr durch andere Interessen in Anspruch genommen worden, oder daß sie zu vorsichtig gewesen, um sich an den ihr bedenklich erscheinenden Plänen der Mutter zu betheiligen? Robert — denn er selber hegte das hier angedeutete Mißtrauen im vollsten Maße, — meinte wenigstens nach dem ersten Schrecken an Leonoren einen seltsamen Eifer und eine eigenthümliche Befriedigung wahrgenommen zu haben, mit denen sie häufiger als nöthig auf das Geschehene zurückkam, der Schuld ihrer Mutter gedachte, die Rück-

wirkung dieſer Schuld auf ihr und der Ihren Geſchick beklagte, den jungen Mann ſtets von Neuem darauf aufmerkſam machte, wie vernichtend dieſer Schlag für die unſchuldigen Hinterbliebenen.

Und nun war das Alles alſo plötzlich völlig verändert; anſtatt der Trauer und Klagen gab ſich überraſchend genug eine gewiſſe übermüthige — wir können gar kein ander Wort wählen als Nonchalance, im Reden, Urtheilen und dem ganzen täglichen Leben kund, und ſtatt des Entgegenkommens oder vielmehr der offenen und verſteckten Anerbietungen, fand der junge Mann ſich mit einem Male in einer halb ſpöttiſchen, halb gradezu feindſeligen, ganz und gar unhöflichen Weiſe zurückgewieſen, die, ſo wenig ſie in ihm auch Pläne durchkreuzte und Hoffnungen zerſtörte, dennoch zu ſcharf und plötzlich ihm entgegentrat, um ihn ſie gleichgiltig hinnehmen zu laſſen, oder ihn nicht mit geſteigertem Mißtrauen gegen diejenige zu erfüllen, der er keinen ihm bekannten Grund zu ſolchem Auftreten geboten hatte.

„Wir werden uns hier nicht wieder begegnen, Couſin," ſagte Leonore in kaltem und zugleich hohem Ton, als er bei einem Beſuch erklärte, daß er am nächſten Tage von der alten Stadt ſcheiden und zu ſeinem gewohnten ſtillen Leben zurückkehren werde. „Wir haben hier zu wenig gute Stunden verlebt, als daß wir es bedauern ſollten, dies troſtloſe Leben mit einem angenehmeren zu vertauſchen. Auch ich habe mich entſchloſſen fortzugehen, — nicht auf's Land, wie Sie; das entſpricht meinen Neigungen nicht und ebenſo wenig denen Conſtanzens."

„Ich glaube, Du läß'ſt bei Deinen Berechnungen meine Neigungen beſſer aus, Mama," wandte Conſtanze in einem eigenthümlich ſcharfen Tone ein, — „ſie machen nicht Anſpruch darauf, die Deinen zu beſtimmen; da Du ihrer aber einmal gedacht haſt, muß ich Dir widerſprechen. Ich würde unbedingt eine zufriedene Stille und Einfachheit dem glänzendſten und lärmvollſten Getreibe vorziehen. Aber es iſt wie geſagt von mir keine Rede."

„Wie ſchäferhaft!" ſprach Leonore mit dem hohnvollſten Ausdruck und indem ihr Auge über die Tochter und Robert mit einem Blick hinſtreifte, den der junge Mann nur als wirklich feindſelig auszulegen wußte: „Wie ſchäferhaft! Mit einem geliebten Schäfer ein Leben zu führen auf Triften, in Wäldern und an murmelnden Bächen, denn dieſer geliebte Schäfer gehört doch zu Deiner entzückenden, zufriedenen Einfachheit? Schade nur, —"

Und das Mädchen fiel, ernſt und feſt die Mutter anblickend, zum zweiten Mal ein: „Bitte, Mama, denke doch daran, daß wir geſtern ſchon ausführlich uns ausgeſprochen, und daß es daher wirklich nur peinlich ſein kann, das unglückliche Thema noch einmal durchzuſtreiten. Nur das Eine muß ich wiederholen — der Couſin hat ja ſo freundlich und getreu eine ſo böſe Zeit mit uns durchlebt, daß wir vor ihm mit keinem Geheimniß zu ſpielen brauchen, das ihm im Grunde doch keines mehr ſein kann! — wenn ich an einen Zweiten in jener Stille dächte, ſo würde derſelbe jedenfalls von mir ſelbſt gewählt werden oder überhaupt nicht hineingelangen. Ich denke aber auch nicht daran," fügte ſie hinzu und die Augen ſenkten ſich unter den leiſe zuſammenrückenden Brauen, — „ich kann nichts dafür, daß mir unſere Stille nach Allem, was geſchehen iſt, nicht mehr verlockend oder lohnend genug erſcheint für Jemand, der vom Leben mehr will als hohlen Glanz und betäubendes Vergnügen. Wir büßen unſchuldig, Mama, aber wir büßen darum nicht weniger."

Sie ſtand auf und verließ das Gemach.

Auch Robert erhob ſich, um ſich kühl zu verabſchieden. Die eigenthümliche, eben abgeſpielte Scene hatte ihn weniger überraſcht, als mit Widerwillen hier, mit trauervoller Theilnahme dort erfüllt. Wie war das Alles ſo fern von der Anmuth, Ruhe und Würde, die er bisher in ſeinem heimiſchen Familiencirkel kennen gelernt, die er, wenn er überhaupt einmal an den dereinſtigen eigenen Familienkreis dachte, ſich als die leitenden und behütenden Mächte deſſelben vorgeſtellt hatte!

„Ich will mich Ihnen empfehlen, gnädige Couſine," ſagte er mit kalter Höflichkeit, „und wenn es, wie Sie andeuteten, für lange oder auf immer ſein ſollte, ſo muß ich freilich leider zugeſtehen, daß unſere Begegnungen von zu viel trüben Umſtänden begleitet waren, als daß wir der nächſten anders als mit einer Art Scheu entgegenſehen könnten, was uns dann bevorſtehen möchte."

Die Dame hatte Bestürzung und Zorn, welche durch Constanzens schonungslose Offenheit freilich wohl gerechtfertigt waren, inzwischen überwunden und begegnete Robert's Auge mit einem von Hochmuth und Hohn widerstrahlenden Blick. „Diese Resignation muß ich wohl um so löblicher heißen," versetzte sie, „als sie mich auch von der letzten Sorge befreit, daß unsere Bahnen sich von Neuem kreuzen könnten, — unheilvoll, wie Sie selber finden."

„Gnädige Cousine irren sich," meinte Robert kalt sich verbeugend. „Eine Resignation findet nur da statt, wo man Hoffnungen und Wünschen entsagt, die ich zum mindesten nicht kühn genug war zu hegen, obschon sie mir nahe genug gelegt wurden."

„Wenn Sie Baron Bruno begegnen," sagte Gräfin Leonore, ohne seine herben Worte anscheinend zu beachten, obgleich ihre Wangen während derselben noch ein wenig röther geworden waren, — „bitte, sagen Sie ihm, daß seine und meine Bahn sich aber doch noch einmal, und zu meinem Bedauern kaum freundlich kreuzen dürften. Er hat sich so gewaltsam und schonungslos auf die unsere gedrängt, daß wir uns schon Revanche ausbitten müssen."

Und da entgegnete der junge Mann mit jener Kälte und vollendeten Höflichkeit, die den Gegner am Grausamsten treffen: „Meine Cousine, ich glaube gehört zu haben, daß die Frau Baumeister Regine Lehnert jetzt ihrem alten Fuhrmann in Breitenfeld Gesellschaft leistet und für's Erste schwerlich wieder nach Stocks gelangen wird." Er verbeugte sich nochmals und schritt langsam und stolz aus der Thür.

Auf der Treppe begegnete ihm die von unten heraufsteigende Constanze. Sie blieb stehen und bot ihm die Hand. „Cousin," sprach sie rasch und voll hörbar tiefer Bewegung, „mißkennen Sie mich nicht und verdammen mich nicht. Ich bin einmal übermüthig und leichtsinnig gewesen, aber die Sünde umher hat es todt gedrückt. Ich wehre mich so gut ich kann gegen all das — all das Elend und die Ehrlosigkeit. — Leben Sie wohl, Robert, und grüßen Sie das Dornröschen. Die Jahre sind um, der Zauber ist gelöst. Sie darf aufwachen. Gott behüte Sie, Robert. Ade auf immer."

XI.

Dornröschen.

Das alte Haus lag aber in seinem Waldthale und unter den hohen Bäumen so still und grau, als wisse nun gar kein Mensch mehr davon und selbst die Sonne habe es vergessen. Denn die wie die Blume und das Licht dieser Einsamkeit gewesen, die durch den Wald getanzt und gejubelt und drinnen die hohen dumpfen, dunkeln Gemächer mit dem Glanz ihrer Lieblichkeit und Fröhlichkeit erfüllt, die war still geworden und blaß, ernst und scheu, und das Träumen umfing sie oft und oft mit seinen weichen Schleiern und entzog sie den Getreuen, die mit Sorge und Wehmuth auf das geliebte Kind sahen, welches gar nicht mehr das glückselige Röschen war und ihnen täglich fremder wurde — nicht fern und doch auch nicht nahe, nicht krank und doch auch nicht gesund, — nicht traurig und doch niemals, niemals heiter, ohne Vertrauen, ohne Regsamkeit, immer müde, ohne das leiseste Verlangen, es wieder besser zu sehen, sich wieder des Daseins zu freuen, ohne den leisesten Trieb nach Glück und Freude.

„Laß Du mich nur hier, Verene," sagte sie wohl, wenn die treue Frau sie einmal bat, mit ihr hinauszugehen in den erwachenden Wald, wo nach und nach nicht mehr bloß das Moos grünte und die wilden Veilchen schüchtern hervorkamen, sondern alle Zweige ihre Knospen trieben und die kleinen Büsche immer grüner wurden, wo im Garten schon einzelne Frühlingsblumen zu duften begannen und die zurückkehrenden Wandervögel immer zahlreicher und fröhlicher ihre lustigen und hellen Stimmen erhoben. „Laß Du mich nur, Verene," sagte sie und saß am Fenster und stützte müde den Kopf auf das Gesims und die andere Hand lag bleich und matt auf dem alten Buch, das auch hier wieder ihr Begleiter, wie damals, als wir ihr zuerst begegneten. „Es ist hier so schön still und ruhig. Draußen hab' ich doch keine Freude, — man möchte mich wieder aufjagen und ängstigen. Die Thür ist doch verschlossen, Verene?"

Die Frau nickte dann wohl nur und wandte sich ab. Sie mochte den Liebling die bitteren Thränen nicht sehen lassen, die ihr in die Augen stürzten, und nicht durch

ihre Stimme den heißen Zorn verrathen, welcher ihr das Herz zusammenpreßte. Was hatte man an der da gesündigt, und was war die Strafe gewesen für diese himmelschreiende Sünde! —

„Es ist ja jetzt Alles gut und sicher, mein Herzblatt“, sprach sie auch wohl, wenn sie den ersten Schmerz überwunden, ein andermal. „Du hast nichts zu fürchten, meine Rose, und nicht Dich zu ängstigen. Das böse Weib, das uns so viel Unheil geschickt, ist des Herrgotts Hand erlegen, und nah und fern wachen wir Alle über Dich und möchten Dich so gern, so herzlich gern wieder frisch und lustig sehen. Es ist so schön draußen, mein Kind. Die Brust wird einem weit und das Herz leicht. Hier in den alten dumpfen Stuben kannst Du nicht wieder gesund werden, der Doctor sagt's auch jedesmal; und wenn es nun Sommer wird und der Herr von Steinheim mit seiner Tochter Dich abholen zu der großen Reise —“

Das Mädchen schüttelte mit trübem Lächeln den Kopf. „Ich reise nicht mit,“ entgegnete sie, „ich bleibe da. Ich habe keine Freude an dem da draußen, und die Menschen kenn' ich nicht. Da im Wald und bei Euch, da ist's am allerbesten. Und wenn nur der Großvater erst wieder mehr bei uns ist und Alles grün und voll Licht, dann werd' ich auch schon wieder lustig werden. Es ist so schön hier im Wald.“

Frau Verene schüttelte betrübt über die Widersprüche, welche selbst ihr in solchen Worten auffielen gleichfalls den Kopf und versuchte von Neuem das Kind aus dem müden Hinträumen, aus dem muthlosen Zurückweichen von Allem, was wie eine Unterbrechung des einförmigen Tageslebens erschien, herauszulocken. „Es ist freilich schön draußen und wird Dir wieder Kraft in die armen Gliederchen geben,“ sagte sie wohl. „Aber Du mußt dann auch hinaus. Wir wollen an den Bach gehen, da bist Du immer gern gesessen. Es grünt und blüht rings, als wolle der Wald Hochzeit machen.“

„Laß mich nur da, ich seh's ja auch von hier aus,“ lautete die stets gleiche Antwort. „Und siehst Du, liebe Alte, — zanke nicht mit mir,“ fügte sie scheu lächelnd hinzu; „ich fühle mich hier sicherer. Du sagst wohl, Verene, daß mir nun Alles wohl will — ich hab' ja auch keinem Menschen was zu Leide gethan. Aber siehst Du — wenn ich noch einmal den blauen Kittel sähe und das wilde grausame Gesicht —“

„Kind, Kind, er sitzt ja hinter Schloß und Riegel!“

„So kommt ein Anderer, Verene. Meine arme Mutter haben sie umgebracht und den Vater, und mir haben sie auch schon das Herz krank gemacht für alle Zeit meines Lebens. Und sie lassen nicht von mir, sag' ich Dir. Und das nächste Mal, dann ist's mein Tod.“ —

Und Verene zerdrückte dann eine neue Thräne und entwich, selbst fast so muthlos wie das arme Kind.

Es sagt vielleicht Dieser oder Jener von euch, die ihr dies leset: das ist nicht mehr krank, sondern krankhaft, da ist keine Spur von jugendlicher Kraft, Frische und Gesundheit, wie die Kleine sie uns vordem doch gezeigt und wie die Ihren sie ihr nachgerühmt. — Das läßt sich freilich leicht genug sagen, allein der Erzähler muß doch darauf erwiedern: und dennoch fand das Alles seine volle Berechtigung in den Schrecken, die über dies arme junge Leben hereingebrochen waren und es bis in seine Grundfesten erschüttert hatten. Röschen war auch längst nicht mehr krank, sondern in Wahrheit krankhaft an Körper und Seele; denn wenn der Erstere auch den Stoß, den seine Kraft und Gesundheit im Herbst erhalten, vielleicht unschwer und nachhaltig überwunden hätte, obgleich der Blutverlust von der Art gewesen, daß selbst die kraftvollste Natur ihn nur langsam und schwer zu ersetzen vermocht haben würde, — die Seele des unschuldigen und ahnungslosen Kindes war noch bei Weitem furchtbarer getroffen worden durch die Plötzlichkeit und Erbarmungslosigkeit des Angriffs und hatte, kaum sich erholend, den zweiten noch schlimmeren zu bestehen gehabt, während der Körper von neuer Krankheit erschöpft wurde. Da wäre auch wohl eine andere, stärkere Natur als das zwar gesunde, aber immerhin zarte Wesen sie besaß, vom Kranken nicht mehr ohne Weiteres zur Genesung gelangt, sondern ins Kränkeln gerathen, kraftlos hier, und muth- und vertrauenslos da.

Es ist ein böses Ding, wenn in ein junges, ahnungs- und furchtloses Leben plötzlich die Sorge und der Schrecken tritt,

wenn es die Reihe der Tage nicht mehr leichtherzig an sich vorüberziehen sieht, sondern zu berechnen beginnen muß, ob der nächste ihm denn auch noch erglänzen werde, wenn es endlich erkennt, daß das Vertrauen und die Liebe, die es selbst noch für Jedermann empfunden und denen es auch bei den Seinen begegnete, anderwärts auf Mißwollen und Haß stoßen, — Regungen, die es nie bisher geahnt, und Aeußerungen, die es nicht verschuldet!

Das hatte Röschen an sich selbst leider auf das Herbste und Schmerzhafteste erfahren müssen. Sie hatte niemals eine Kunde erhalten von dem, was es in der Welt draußen für sie Freundliches oder Feindliches geben mochte, und wenn sie sich auch wohl besonders behütet fand, und wenn sie auch zur Vorsicht ermahnt worden, und ihr Leben in Verborgenheit und Stille hinfließen sah, so hatte sie doch weder von den Gründen etwas vorher erfahren, noch sich eigentlich, wenn sie überhaupt an dergleichen dachte, lange bei ihrer Erklärung aufgehalten. Die Laune, welche sie vordem einmal zu einer Aeußerung darüber gegen Baron Bruno brachte, war doch nur eine augenblickliche, ein Einfall gewesen, wie er uns wohl einmal in der Einsamkeit und Stille zu kommen pflegt. Und nun mit einem Mal war das Unheil hereingebrochen und hatte sie aus ihrer Sicherheit und Ruhe aufgescheucht, erbarmungslos, und kehrte nochmals wieder.

Es war nicht dabei geblieben. Es war bisher von dem, was es draußen in der Welt gab, in Stocks so gut wie niemals die Rede gewesen; der Alte wie die Leute wußten jeder genau so viel davon, wie es für eines Jeden Stellung und zur Bewahrung der Verborgenheit genügend war, und wenn im Laufe der Jahre wirklich einmal etwas Neues und Bedenkliches in das stille alte Haus hinüberklang, bedurfte es keiner großen Verständigung, sondern Jeder wußte schon, wie er's zu nehmen, und wie er ihm zu begegnen habe. Das war nach dem schlimmen Ereigniß im Herbst nun nicht mehr ausführbar. Man mußte von dem Geschehenen reden und um das Kommende besorgt sein, und es hatte nicht ausbleiben können, daß zumal bei einem so engen Beieinandersein in den langen Krankheits- und Genesungswochen Röschen mancherlei zu Ohren gekommen war, was ihr bis dahin unbekannt geblieben. Ja es war genug gewesen und hatte sie tief genug ergriffen, um sie endlich zu dem stets gesteigerten Verlangen nach der vollen Wahrheit und dann zur offenen Frage zu veranlassen, einer Frage, der Baron Bruno halb nach eigenem Wunsch, halb nach dem Rath des Arztes die Antwort nicht länger verweigerte.

„Es ist besser, das Kind weiß Alles genau, als daß es sich auch ferner und immer bedenklicher in qualvollem Grübeln und finsteren Träumen aufreibt," hatte der Letztere gemeint; „sie trauert leichter um das wirkliche, volle, wenn auch noch so schwere Unglück, als um ein Etwas, das der kleine kranke Kopf mit phantastischen Schreckbildern ausstattet. Sie ist durch ihre bisherige Lebensart kräftiger geworden, als es ihrer Organisation nach bei einer gewöhnlichen Erziehung zu erreichen gewesen sein dürfte, und man darf sie nun nicht verweichlichen, wenn man nicht alles Gewonnene für immer verlieren will. Sie muß aufgerüttelt werden aus diesem Hinträumen und Hinsiechen, sei es auch durch einen großen Schmerz."

Und ein großer Schmerz war es für das arme Kind geworden, als der alte Herr nun wirklich von der Vergangenheit erzählte, von dem Glück der Eltern und von ihrem Leid und Ende, von der Feindschaft und Erbarmungslosigkeit der furchtbaren alten Frau und von Allem, was sein eigenes und des Kindes Leben bisher bestimmt und dasselbe zu einem so seltsamen und sorgenvollen gemacht. Sie hatte nun für ihre Träume wirkliche Gestalten gewonnen, und ihre Phantasien hatten, so zu sagen Grund und Boden erhalten, auf dem sie sich weiter und weiter emporbauen durften; allein was waren das für geliebte, trauervolle Gestalten, was war es für ein von Haß zerwühlter, von Blut durchtränkter Boden! Was war die Welt da draußen, die bisher doch in Traumesstunden wohl einmal wunderbar glänzend vor dem Auge des einsamen Kindes emporgestiegen, nun in Wirklichkeit so rauh, so kalt, so arm und feindlich! Wie hart, wie vernichtend hatte sie hineingegriffen in das junge Leben, in das ahnungslose, sorgen- und schmerzlose Dasein! — War es ein Wunder, daß Röschen's Schwermuth noch zunahm, daß sie zurückschrak vor dieser feind-

seligen Welt und nie mehr von ihr hören und nichts von ihr wissen wollte, daß sie noch immer dort nur die Feinde sah, und an den Frieden und das Glück, das man ihr jetzt verhieß, nicht zu glauben vermochte? —

Sie hatte überdies zu solchem Unglauben auch doch noch einen besseren Grund als die finsteren Vorstellungen, welche den kranken Kopf nicht verlassen wollten. Es konnte ihr nicht verborgen bleiben, daß mit der Verhaftung des Mörders und dem Tode der Gräfin Meeran doch noch nicht Alles zu Ende war, was ihr und der Ihren Leben überschattet. Baron Bruno war der Ruhe, der er sich nach der Rückkehr von seiner Reise zu überlassen gedacht, wenig froh geworden, da der Fortgang der Untersuchung in Breitenfeld seltsamer Weise plötzlich auf sonderbare Hindernisse stieß, an die man, zumal nachdem inzwischen auch Regine wirklich zur Haft gebracht worden und in ihrer Niedergeschlagenheit zu jedem Bekenntniß geneigt zu sein schien, am allerwenigsten hatte denken können. Es mußte ein Verkehr mit den Gefangenen angebahnt sein, dem man mit aller Mühe nicht auf die Spur zu kommen vermochte, den man aber nur zu deutlich aus dem veränderten Auftreten der bis dahin Nachgiebigen und aus den frech veränderten und festgehaltenen, übereinstimmenden Angaben erkennen mußte. Und es war damit noch nicht genug. Es drängte sich auch sonst ein Etwas in die Untersuchung, — „eine fremde, höhere Hand," hieß es kopfschüttelnd der alte Richter gegen Bruno, die versuchen zu wollen schien, das, was bisher offenbar geworden, wieder in Dunkel zu hüllen und besonders Alles für nichtig zu erklären, was die verstorbene Gräfin Meeran anzuschuldigen vermöge.

Im Gegentheil, es kamen dafür ganz andere, seltsame und schier unglaubliche Andeutungen und Anschuldigungen zum Vorschein, welche das frühere Leben des Barons Bruno betrafen, sich auf seine Stellung zu den anderen Verwandten, auf seinen Aufenthalt bei dem Ehepaare in Merkenau, auf die Verwaltung des Vermögens, die Erziehung des verwaisten Kindes bezogen, — abgeschmackt zum Theil oder sogleich als rein ersonnen zu erkennen, theils durch noch vorhandene Zeugen zu Gunsten des Alten aufzuklären oder durch die Bestimmungen der Testamente gerechtfertigt, welche vordem die Freiinnen Marie und Leonore, Arnold und seine Gattin hinterlassen. Und dennoch hätten all' diese — sagen wir Episoden vielleicht ihre Wirkung nicht verfehlt und den ehrenhaften Charakter des Alten überhaupt und sein jetziges Auftreten im Besonderen in zweifelhaftem Licht erscheinen lassen können, wären die Richter nicht theils zu klug, theils von jener alten, echt deutschen, ehrenhaften Art gewesen, die unbeugsam am Recht festhält und nicht davon wankt noch weicht, Niemand zu Liebe und Niemand zu Leide.

So achtete man der Einflüsse und Einflüsterungen, die von draußen heranschlichen, nur, um sie auf das Entschiedenste zurückzuweisen; so schritt man ohne Wanken fort auf dem rechten Wege und ließ sich nicht durch die Nebenpfade verlocken, welche hie und da sich aufzuthun schienen; so ehrte man den alten Baron durch alles Vertrauen und alle Theilnahme, die dieser Charakter verdiente, und so sah man endlich in dem plötzlichen Verschwinden des „starken Mannes" nicht eine bloße, ziemlich spät eintretende Erinnerung an seine Kräfte, welche durch Eisenstangen nicht zu bändigen seien, sondern fand die Helfer und die Anstifter — wenn diese auch in Regionen, wo sie nach der einmal geltenden Anschauung nicht zu erreichen waren.

Es wurde für den alten Baron und auch, soweit Robert eingeweiht wurde, für diesen Manches klar, was bisher für den Letzteren wenigstens völlig räthselhaft gewesen: Die Gräfin Leonore hatte sich nach dem ersten Schreck aufgerafft und den Kampf gegen Bruno nicht sowohl ihrer Mutter wegen, sondern um ihrer selbst willen von Neuem begonnen, da sie doch wohl zu tief in all' die alten und neuen Intriguen verwickelt gewesen sein mochte, um hoffen zu können, daß ihr Name nicht in der unliebsamsten Weise genannt werden möchte. Ein alter, sehr hoch stehender Freund hatte wie wir erfuhren, sich neuerdings ihrer und der Ihren erinnert und, der Himmel mag wissen, was mit ihnen im Sinne gehabt, vermuthlich aber an eine Stellung für Constanze gedacht, welche durch den Leumund, der für Großmutter und Mutter aus den Aussagen in Breitenfeld erwuchs, indessen unmöglich zu werden drohte.

Es ließ sich denken, daß Leonore für die Tochter eine Verbindung mit dem Grafen allen übrigen Aussichten vorgezogen haben würde und, da sie diese Hoffnung bald als eine vergebliche erkannte, sich um so entschiedener und erbitterter in die Arme des mächtigen Beschützers geworfen hatte, nun dessen Beistand für alle ihre Angelegenheiten aufrufend. Es hatte ihr selbstverständlich nicht schwer werden können, auch andere Familienglieder und vor allen den Bruder ihrer Mutter, den Majoratsherrn, für ihre Pläne zu interessiren, so entschieden sich Alle auch anfangs gegen die alte gefährliche Verwandte erklärt haben mochten. Man durfte denn doch kaum zugeben, daß das Ansehen der Familie durch so schlimme Dinge beeinträchtigt würde, wie sie in Breitenfeld über die Gräfin Meerau zu Platz kamen. Und wenn man auch nach dem altherkömmlichen Standesansichten Bruno's Auftreten gerechtfertigt fand, so sah man doch darin, daß er das gerichtliche Verfahren veranlaßt hatte und, wie man argwöhnte, mit Eifer beförderte, ein Verbrechen gegen die Sitte und Ehre des Hauses, dem auch er noch angehörte, obgleich man im Uebrigen längst nichts mehr von ihm gewußt.

Das Alles wurde, wie bemerkt, theils bei der Untersuchung in Breitenfeld klar, die vom Gericht ohne Menschenfurcht, nach Pflicht und Gewissen weiter geführt worden, theils offenbarte es sich noch deutlicher und einfacher durch die Versuche, welche von Seiten der Familie gemacht wurden, auch die ehrwürdige Baronin Mariane, die Großmutter Robert's, zum Anschluß an die Schritte der Uebrigen gegen Baron Bruno zu bewegen. Man täuschte sich in solchen Hoffnungen freilich auf das Allerernstlichste. Die alte Dame hatte längst ihre Position in dieser ganzen Angelegenheit genommen und war von echter Ehre und Würde, von einem untrüglichen Rechtsgefühl zu sehr durchdrungen, um sich Denen zu Liebe, mit welchen sie niemals in rechtem Verkehr gestanden und die sie nun obendrein im vollen Unrecht sah, nur aus Standes- und Familienrücksichten gegen jene Ehre und Würde grade verblenden zu lassen. Im Gegentheil wurde Baronin Mariane für die Familie und selbst für Leonorens Privatintriguen ein gefährlicherer Gegner als es der alte Bruno jemals gewesen. Es machte in den höchsten Kreisen das peinlichste Aufsehen, daß sie sich der Petition der Hagenbach, in welcher gegen das bisherige Gerichtsverfahren protestirt und neue Anklagen erhoben wurden, nicht nur nicht anschloß, sondern sogar durch eine gewichtige Stimme ihre und ihres Sohnes Leo gänzlich verschiedene Ansicht kund werden ließ. Man konnte, wie die Dame einmal war, das nicht, wie des Grafen Eugen Zurückhaltung, auf Krankheit und Indifferenz schieben. Und als nun gar die unberechtigten Einflüsse an's Licht kamen, die sich in Breitenfeld hatten geltend machen wollen, gab es in den höchsten Regionen „Scenen und Erklärungen, welche die Reise einer hohen Person in die fernsten Regionen der Erde zur Folge hatten" und die Uebersiedlung Leonoren's für's Erste wenigstens völlig unthunlich erscheinen ließen.

Alle diese Verhandlungen waren rascher vorwärts gegangen, als es sonst damals noch der Fall zu sein pflegte bei unseren deutschen Gerichten und noch mehr bei den höchsten entscheidenden Stellen, allein es war darüber doch völliger Frühling geworden, und für die Bewohner des Waldhauses waren diese Wochen weder schnell noch angenehm und beruhigend verflossen. Nicht um dessentwillen allein, was wir vorhin über den Zustand und die Stimmung Röschen's zu berichten hatten, sondern auch weil die gewohnte Ruhe und der stille Friede doch mehr als einmal durch ein grade nicht rücksichtsvolles Hereintreten der Außenwelt gestört wurden, sei es, daß es eine Vernehmung der Hausgenossen galt, sei es, daß man Röschen selbst nicht ganz unbefragt lassen konnte, und endlich auch, weil Baron Bruno fast niemals mehr ruhig daheim weilen konnte, dem Kinde stets der liebste und tröstlichste Gesellschafter, der beruhigendste Hüter, der Einzige, der, wenn er Bitterkeit und Zorn von der Stirn strich, Röschen gelegentlich noch einmal aus dem schwermüthigen Hinträumen hinauszulocken verstand in eine wieder friedliche Gegenwart, eine freundliche Zukunft. Und wenn man auch von diesem Allen hätte absehen wollen — der Kreis in Stocks war so klein, daß das Fehlen eines jeden Gliedes die empfindlichste Lücke fühlbar machen mußte.

Röschen hatte wohl Veranlassung, an

der Rückkehr des Friedens, des Glücks und der sorglosen Sicherheit zu zweifeln, wiederholen wir. Was wir erzählten, war ihr, wie gesagt, nicht verborgen geblieben, vielmehr hie und da fühlbar geworden. Von der Flucht des Verbrechers war indessen keine Kunde nach Stocks gelangt, und wenn man des Burschen auch nicht wieder habhaft wurde, so hatte Bruno im Verein mit der Behörde seine Spuren sorgfältig genug verfolgt, um überzeugt sein zu dürfen, daß man im Waldhause nichts von ihm zu fürchten habe. Es wurde daher in Röschen auch diese Angst wenigstens nicht durch neue Schrecken gesteigert, allein was brachte das dem armen Kinde für Vortheil, das, soviel wenigstens die Ihren hatten bemerken können, neben all' den trüben Vorstellungen und Bildern nicht eines in seinem Köpflein zu hegen schien, bei dem die Gedanken und Träume gern verweilen mochten. Und wenn es dennoch etwas Aehnliches gab, so ließ es zum Mindesten niemals die Stirn sich erheben und nie ein freundlich Lächeln aufleuchten in den matten blauen Augen.

Der Frühling war auch nicht so schön geworden, wie es seine frühesten Wochen hatten erhoffen lassen. Die Knospen kamen und die Blumen, und der Wald wurde grün, wie die Wiese, denn ihre Zeit war da und dann kommt Alles, wie immer, bald ein wenig fröhlicher und glänzender, bald gewissermaßen stiller und mühsamer und freudloser, und das war in diesem Jahre der Fall. Es war nicht nur immer wieder kalt geworden bis in die letzte Zeit, sondern der Himmel hatte auch nur selten in heiterem Blau gelächelt, die Sonne schien noch gar nicht zur Erde zurückkehren zu mögen, und der Regen kam schier Tag für Tag herab, er verhüllte die Berge mit feuchten, dunstigen Schleiern und ließ das alte Haus noch einsamer und düsterer in seiner Waldtiefe erscheinen, als es selbst seine Bewohner erblickt zu haben meinten. Da war Noth und Unlust überall. Die Vögel wußten nicht, sollten sie wie immer auch heuer bauen und brüten, und ließen ihre Stimmen nicht mehr wie sonst voll Vertrauen und Jubel durch den Wald schallen. Und die Menschen gingen mißmuthig ihren Geschäften nach, da ihnen nichts einen fröhlichen Lohn ihrer Arbeit verhieß.

Das war so fortgegangen Woche für Woche, und schien auch heut' noch nicht anders werden zu wollen, obgleich am gestrigen Abend wirklich einmal ein leises Abendroth das ewige melancholische Grau dort oben verdrängt und hernach hie und da ein Stern sichtbar geworden zwischen den langsam fortrückenden Wolken. Der Morgen schien indessen solchen Verheißungen nicht entsprechen zu wollen, denn der Himmel lag wieder grau über Gebirg und Wald, wie stets seither; allein wenn man sich durch diesen ersten Anblick nicht zurückschrecken ließ, sondern mit offenen Sinnen hinlauschte in die Natur, so mußte man dennoch eines erfreulichen Unterschiedes gewahr werden. Denn die Luft war trotz des geringen Lichtes wunderbar klar und von einer eigenthümlichen Milde und Ruhe, und diese Milde und Ruhe breitete sich auch über die Berge hin mit ihren dunklen Tannenkronen, und sie erfüllte den weiten Wald mit seinen majestätischen alten Stämmen und den lichtgrün umkleideten Gebüschen, und sie säumte auf der ganzen kleinen Lichtung und that den Blumen im Garten wohl, die zum ersten Mal beinah ihre bunten Köpfchen fröhlich und duftvoll zu erheben wagten. Es war einer jener wundervollen, echten Frühlingstage, die das Herz mit Sehnsucht erfüllen und zugleich mit einem süßen Frieden, daß kein Platz mehr in ihm bleibt für Zweifel, Sorgen und Gram.

Röschen saß auch heut' wieder einmal an ihrem Fenster und träumte hinaus in den wohligen rings herrschenden Frieden und zum ersten Mal seit langer, langer Zeit war es, als sei das junge Herz endlich wieder voll von zurückkehrendem Vertrauen und als möge das Aug' mit neu erwachender Freude hinausschauen in ein friedliches und glückliches Dasein.

Es war sehr still rings, im Haus und auf der Lichtung und im Walde. Die Leute waren einmal wieder alle fort auf die kleinen Felder, wo die seither durch das schlimme Wetter verzögerte Arbeit mit aller Kraft und allem Ernst nachzuholen war, und Caro hatte die Wache bei der Herrin übernommen, welche er zumal seit dem letzten Unfall fast nie mehr verließ. Er saß wie beinah' immer an ihrer Seite und hatte den Kopf auf das Fenstergesims gelegt, als wolle er auch die Umge-

bung des Hauses unter Augen haben. Aber seine Augen blinzelten und die langen zottigen Ohren hingen glatt herab, denn es war nichts da, was seine Aufmerksamkeit erregte. Es ging kein Hauch durch den Wald und kein Laut, als die Stimmen der wilden Vögel, die sich gleichfalls heut' nach langer Pause wieder wohl fühlen mochten und die heimlichen Reviere mit ihrem Jubel erfüllten. Und wenn sie einmal eine Pause machten, hörte man auch nichts Anderes als das Klopfen eines Spechts oder das Murmeln des durch die vielen Regen angeschwollenen Bächleins.

Es lag wie ein Zauber auf den Bergen und dem Wald, auf der Lichtung und dem grauen Hause, und wie Zauber umfing es auch das einsame Kind, daß seine Stirn immer klarer wurde und sein Aug' immer milder und inniger. Ja es huschte endlich sogar ein leises Lächeln hervor und suchte nach dem Grübchen in den freilich noch immer bleichen Wangen und spielte um die feinen rosigen Lippen, als woll' es sie verlocken zu einem fröhlichen Laut. Und siehe, sie öffneten sich auch, und Caro schaute sich ganz bestürzt nach der stummen Gebieterin um, als sich die zarte Hand auf seinen Kopf legte und die leisen Worte erklangen: „ja ja, Caro, das war noch gute Zeit und wir wußten nichts, du von Untreue, ich von Zittern und Angst. Was muß ich nur heut' gerade immerfort daran denken?"

Weiter wurde nichts laut und ihre Gedanken und Träume blieben in dem Köpfchen verschlossen. Und der Zauber wirkte inzwischen auch immer noch und fing an die Wangen zu röthen, aber das Lächeln verscheuchte er nicht von den leicht geöffneten Lippen, sondern ließ es noch freundlicher, noch glückseliger und süßer werden. Und dann senkte sich das goldene Köpfchen gegen das Polster des alten weichen und treuen Krankenstuhls, die Hand sank hinab vom Kopf des Hundes und ruhte lässig im Schooß, und die junge Brust hob sich in stets gleichmäßigeren und friedlichen Athemzügen.

Der Hund schaute seine Gebieterin mit einem seltsamen Ausdruck der großen braunen Augen an — hätte das Thier zu lächeln vermocht, so möcht' es wohl dazu gekommen sein. Nun aber konnte der Blick nur von der Treue sprechen und von der Freundlichkeit, mit der das arme Geschöpf seinen geliebten Schützling in ein immer süßeres und friedlicheres Glück sich hineinträumen sah. Dann erhob er sich langsam, um von dem Auftritt in der Fensternische hinabzusteigen und sich drunten auf den Boden zu strecken, eine getreue Wacht zu Röschen's Füßen.

Draußen blieb Alles, wie es gewesen, der Wald schwieg, die Vögel jubelten, der Bach murmelte. Aber die Wolken droben fingen an sich leise, leise zu verschieben, und an den blauen Fleckchen entlang schlüpfte hie und da ein einzelner Sonnenstrahl und sank herab in die magisch aufleuchtenden grünen Tiefen.

Es zogen Zwei durch den Wald hin, die freuten sich des wundervollen Tages und ließen ihre Pferde langsam gehen; die Reviere nahmen sie immer stiller und heimlicher in ihre tiefsten Gründe hinein, die Wiesen glänzten wie Smaragd, das Moos zu ihren Füßen breitete sich wie ein weicher Teppich aus, die Zweige verschränkten sich mit ihrem jungen Laube so dicht über ihren Häuptern, und die alten Kronen der Riesenbäume schatteten so tief über die Gründe, daß es sie trotz des blauen Himmels droben wie mit leiser Dämmerung umfloß. Denn sie zogen freilich nicht auf den gebahnten Wegen, sondern waren bei der Wettereiche in den Wald geritten, wie sie denn vorhin auch schon die Försterei umgangen hatten. „Es ist von mir genug die Rede," hatte Baron Bruno gesagt, „und es braucht wohl kaum noch eines Verstecks; aber was soll ich uns die Menschen und ihre Neugier auf den Hals ziehen? Laßt uns immerhin die alten Pfade reiten, die nur wir kennen."

Denn der alte Herr war's, der so steif und fest auf dem großen Rappen saß, und der neben ihm auf dem zierlichen Braunen war Robert, der auch in diesen letzten Wochen treulich zu ihm gehalten, sei es in Breitenfeld bei den letzten Verhandlungen, wo dem Alten Zeit und Weile lang geworden und ihn ohne den jungen Freund mehr als ein Mal der Grimm übermannt haben möchte; sei es in der Residenz, wo er mit rüstiger Kraft und festem Mannesstolz sich all' den Einflüssen und Intriguen entgegengeworfen hatte, welche die Entscheidung immer von Neuem verzögerten und wie wir erfuhren, selbst den alten Ba-

ron zu umgarnen versuchten. Bruno hatte den Verwandten dahin nicht begleitet — „ich bin zu steif für den Hofboden," meinte er, „und überdies muß ich hier meine Posten überwachen." Allein Robert hatte darum nur freier und energischer auftreten und wirken können, und nun war er von einem solchen Ausflug nach Breitenfeld mit der Nachricht zurückgekehrt, daß die Feinde wirklich Chamade schlügen. Da säumte der Alte nicht, zu seinem Liebling aufzubrechen. Nun wolle er Stocks nie wieder verlassen, meinte er.

Wenn er bisher einmal hinübergeritten war, hatte Robert ihn nicht begleitet, jetzt aber wollte er mit. Den Alten überraschte das sichtbar und er sah den Jüngling, da derselbe diesen Vorsatz aussprach, mit einem zweifelhaften Blicke an, schüttelte auch leise den Kopf, aber eine Einwendung machte er nicht.

„Wollt Ihr mich nicht, Oheim?" fragte der junge Mann ernst — der Ton zwischen den Beiden war allgemach ein vertraulicher und herzlicher geworden.

„Wollen — warum nicht, wenn's Euer Ernst?" entgegnete der Greis nachdenklich. „Aber das Kind ist noch immer krank."

„Eben d'rum möcht' ich nach ihr sehen," versetzte Robert einfach. Und da saßen sie auf und zogen gegen das Gebirge und den Wald und hinein. Und je weiter sie kamen, desto dichter und grüner wurde der Wald, desto blauer der Himmel; die Vögel sangen immer fröhlicher in allen Kronen und Büschen, das Wild kreuzte geruhig ihren Pfad oder stand vertraulich und schaut' ihnen nach, und das junge Laub duftete und die Wiesen waren wie gestickt mit leuchtenden kleinen Blumen, die Erdbeerblüthe überwucherte den ganzen Waldboden, das Geißblatt reichte ihnen von den Stauden seine duftvollen Kelche entgegen, und drunten unter den Büschen schimmerten die Maiblumen über dem Moose wie Perlen.

Und da lag nun das alte Haus vor ihnen, still die Lichtung, still der Bau selber im Schatten der gewaltigen Bäume, und es war kein Mensch zu sehen und kein Laut zu vernehmen, als das Murmeln des Baches und der Sang der Vögel. Und an der Thür zeigte sich nichts und nichts an den Fenstern. Es war schier, als schliefe Alles.

Ein trübes Lächeln flog über das faltige Gesicht des Greises, da er sein Pferd anhielt und abstieg. „Ich seh's, wie es ist," sprach er dann. „Sie sind auf dem Acker — es wird freilich Zeit, wenn wir nicht hungern sollen. Und das Kind wird drüben am Bach sitzen — jetzt darf sie's ja! — und vielleicht schlafen — der Doctor will's ja, sie solle sich gesund schlafen und freuen. Gott geb' es! — Gebt mir Euren Gaul, Vetter," fügte er hinzu, „ich weiß im Stalle besser Bescheid. Geht derweil hinein und wartet auf mich. Dann wollen wir auf die Suche."

Robert that, wie der Alte es wollte, denn gegen den harten Kopf desselben war nicht zu streiten. Er trat durch die kleine Thür in's Haus, das ihn kühl und still nach dem Glanz und der Wärme umfing, die draußen zu brüten begannen; es war ihm schier wie im Traum — so fühlte er sich zurückversetzt in jene Stunde, da er hier zuerst eingetreten und die stillen Räume durchwandert und die holdselige Schläferin gefunden — es war wirklich fast grade ein Jahr herum seit dem Tage. Und der andern Tage, wo er das arme kranke Kind gesehen, gedachte er jetzt kaum, sondern nur des ersten, wo die holdselige Erscheinung sein Herz bezauberte. Und der Zauber war seitdem nicht geschwunden, sondern hatte ihn immer mächtiger umsponnen. Wenn er sie wieder gesehen, war ihm das Herz immer voller geworden, und wenn er wieder fern von ihr weilte, merkte er wohl, daß es gar keinen Raum mehr hatte, in welchem er nicht sie gefunden — sie, Dornröschen. Denn anders mocht' er sie nicht nennen.

Er stand und sah sich um und lauschte — es war Alles still. Da ging er wie träumend weiter zu dem großen Gemach, wo er sie damals gefunden. Aber da war sie nicht, aber der Sonnenstrahl war wieder da und malte den Schatten des Laubes auf den Boden, als wolle auch er ihm sagen: Es ist Alles wie damals! — Und er ging wieder zurück und die Treppe hinauf, sachte, denn in solchem Schweigen mochte nicht er allein laut werden. Und er ging weiter auf die Thür zu, hinter der er seither die Kranke begrüßt, und öffnete sie. Der Hund hatte ihn kommen hören; der stand an der Thür und empfing ihn wedelnd, aber ohne einen Laut, und blickte

von dem Ankömmling zurück auf seine noch immer schlummernde Gebieterin. Das freilich hätte er nicht nöthig gehabt, denn Roberts Augen hatten sie längst gefunden und hafteten an ihr mit Wehmuth und Entzücken — wie rosig schimmerten ihre Wangen, wie innig und glücklich war das Lächeln, das den kleinen Mund umschwebte!

Und da schlug sie die Augen groß auf und sah ihn und schloß sie wieder, während ihre Wangen höher erglühten. „Ich träume!“ murmelte sie. — Aber dann schaute sie von Neuem auf und ihn an, zweifelnd, erschrocken — allein es war ein süßer Schreck! — und sprang auf und strich mit den Händen über die Stirn, als wolle sie den Traum vollends verscheuchen, von dem sie sich noch beherrscht wähnte, und flüsterte: „Aber wie ist mir denn? Hab' ich denn geschlafen? — Wie käme er hieher?“

Robert stand neben ihr, sein Aug' traf das ihre mit seinem tiefsten, weichsten, liebevollsten Blick, seine Hände hielten die ihren. „Ja, ja, Dornröschen,“ sagte er und dachte nicht nach, ob seine Worte auch schicklich und geziemend für die, welche er eigentlich kaum noch kannte, „ich bin da und habe Dich erweckt, und Du bist jetzt erlöst von dem bösen Zauber für alle Zeit. Darf ich Dich nun auch lieben und willst Du mich lieb haben für alle Zeit unseres Lebens?“

Und wie es bei ihm war, so war es auch bei ihr. Für das einsame Kind und seinen einsamen kleinen Kopf hatte der Fremdling, der sie damals belauscht, wenn sie ihn auch nur durch die Schilderungen der Ihren kannte, eine Bedeutung gewonnen, die sich, je stiller es ringsum war und je weniger sie von solchen Träumen und Vorstellungen abzog, leise und unaufhaltsam vertiefte und nicht verringert wurde, da er dann endlich wirklich ihr entgegentrat, dem Bilde entsprechend, das sich nach und nach in ihr von ihm gestaltet. Und in all den trüben, bangen Stunden seither war er heimlich — wußte sie's doch selber kaum und gestand es sich noch weniger! — ihr steter Begleiter gewesen und hatte immer mehr Leben gewonnen, als sei er wirklich da, der, der sie schützen und tragen könne durch alle Schrecken und Wirren; der, dem sie vertrauen, den sie lieben dürfe immerdar. Und nun — nun war es wirklich vor ihren wachen Augen, wie sie es eben noch im beglückenden Traum gesehen: er war wirklich da, er redete zu ihr, er hatte sie lieb. Und es war ihr, als könne das ja auch gar nicht anders sein — sie seien sich nicht fremd, er wisse von ihr und sie von ihm. Und sie ließ ihm die Hände und ihr Aug' weilte vertrauensvoll in dem seinen, und sie flüsterte: „Ja, ja, ich wache. Du hast mich erlöst, und ich will Dich lieb haben alle Zeit meines Lebens.“ —

„Wo steckt der Bursch' denn?“ fragte die tiefe Stimme des Barons Bruno, der zugleich die nur angelehnte Thür aufstieß und dann stand und mit überraschtem Blick auf das junge Paar sah, das Hand in Hand am Fenster weilte und nun ihm entgegenkam, holdselige Scham und helle Freude in den glänzenden Augen.

„Ja, ja, Oheim, ich habe sie erweckt,“ sprach Robert, und in seiner Stimme klang der Jubel des Herzens wieder; „sie ist nun erlöst und wird wach und gesund bleiben, denn der böse Zauber ist besiegt und sie wird nun nur noch das Glück kennen lernen und den Zauber der Liebe. Wollt Ihr ihn uns stören, Oheim?“

Der alte Herr war so bewegt, daß er nichts zu thun wußte, als Röschen, welche sich fest an ihn schmiegte, an das treue Herz zu drücken und dem Jüngling die harte Hand mit ungestümer Herzlichkeit hinzureichen. Und er murmelte nur etwas dazu wie einen heißen Segenswunsch. —

„Bist Du's aber auch wirklich?“ fragte Röschen am Abend dieses Tages, von Glück und Heiterkeit strahlend den Geliebten, dessen Auge mit stummem Entzücken auf der liebreizenden Braut weilte. „Denn daß Du's nur weißt, der, den ich liebe, ist mir bisher eigentlich doch nur im Traum bekannt geworden, wie er's mir zuerst auch im Traum angethan hat, als er mich belauscht. Bist Du der auch wirklich?“

„Da ist das Wahrzeichen, Prinzessin,“ versetzte er jubelnd vor Glückseligkeit und holte das Tüchlein hervor, das er seither auf dem Herzen getragen. „Erkennt Ihr's an?“ —

„Du bist mein und ich bin Dein,“ sagte sie, sich an seine Brust schmiegend. — —

Das ist nun schon lange her, und die Jahre sind über die Menschen hingezogen, wie sie eben kommen, leicht und schwer. Aber sie haben das Paar immer gefunden

in Treue und Liebe, in Heiterkeit und im innigen Bewußtsein seines Glücks — damit überwindet sich alles Schwere, und kein böser Zauber kann so Glückliche mehr schädigen. Er ist aber auch nicht mehr gegen sie versucht worden, und wohin sie nun schauen, sehen sie nichts um sich als Frieden, Segen und Freunde. Nur wenn sie einmal wieder in Stocks weilen, — sie thun's wohl hin und wieder, — das noch immer grau und einsam in seiner Waldtiefe liegt, steigen die alten traurigen Erinnerungen in ihnen auf, aber sie haben keine Gewalt mehr über sie. Das Glück und der Segen besiegt sie leicht, wie es damals den bösen Tagen ein Ziel gesetzt, und wenn Constanze, die grade hier gern das befreundete Ehepaar heimzusuchen pflegt, dann neckend meint: „Also hier war's, Cousin, wo ihr beide das Märchen begonnen und geendet? Erzählen Sie's uns noch einmal!" da lacht Robert halb bewegt und halb glückselig, er schließt die Frau in die Arme, die noch heut seine einzige, heiße Liebe, wie vor vierzig Jahren, und sagt: „Ja, hier hat es geschlafen, hier hab' ich's erweckt und erlöst, mein Dornröschen!"

Eine Nacht in einer Venta.

Erinnerungen

eines spanischen Flüchtlings aus dem Jahre 1814.

Von

Hedwig Henrich.

Ferdinand VII. war aus seiner Gefangenschaft in Valençay auf den spanischen Thron zurückgekehrt. Das getreue Volk der „sehr heroischen" Stadt Madrid hatte auf seinem Triumphzuge von Aranjuez bis zur Hauptstadt die Pferde vor des Königs Wagen ausgespannt, um den „geliebten und ersehnten" Monarchen wieder nach dem Throne seiner Väter zu geleiten. Das getreue und bethörte Volk, von dem der heuchlerische König selbst in einem Briefe an die Regentschaft geschrieben hatte: „daß es dem Weltall ein Beispiel der lautersten Fürstentreue und des tapfersten und großmüthigsten Charakters gebe," ahnte nicht, wie es sein eignes Verderben nach sich zog. Noch glaubte man ja an die Versprechungen des gleißnerischen Königs, und wenn auch hie und da eine Stimme des Mißtrauens sich regte, so wurde sie alsobald von dem patriotischen Aufschrei einer ganzen siegreichen Nation übertönt. Doch nicht lange sollte der schöne Wahn dauern. Ferdinand „der Undankbare" war nicht gesonnen, seine despotischen Neigungen lange zu maskiren, und die berüchtigte „Regierung der sechs Jahre" begann.

Alles, was die erfinderischste Grausamkeit, die abgefeimteste Bosheit und verstockteste Heuchelei an Verbrechen und Schandthaten je ersonnen, wurde in den kurzen Zeitraum dieser sechs Jahre zusammengedrängt. Schon dem Könige voraus war General Eguia (wegen seines altmodischen Haarputzes coletilla — Zöpfchen — genannt) ein verknöcherter Anhänger des Alten, nach Madrid gesandt worden, mit einer Anzahl heimlicher Haftbefehle in der Tasche, die er still in der Nacht ausführte, so daß, als das Decret vom vierten Mai erschien, welches wie zum Hohne allen Parteien Freiheit der Person und des Eigenthums zusicherte, bereits einundzwanzig Cortesdeputirte in dumpfen Kerkern lagen, und die bedeutendsten Männer des Landes, — dieselben, welche Spanien von der französischen Fremdherrschaft gerettet und dem Könige seinen Thron erhalten hatten, — mit Tod, Haft oder Verbannung bedroht waren.

Am ärgsten wüthete man gegen die Josephinos, die sogenannten afrancesados, worunter man alle diejenigen verstand, welche unter König Joseph Aemter oder Stellen bekleidet oder auch nur jenem „Eindringlinge, der sich König nannte," irgendwie nahe gestanden hatten; es wurden auf diese Weise, durch Decret vom 30. Mai, an einem Tage über zehntausend Menschen brot- und heimathlos. Die ruchloseste Camarilla, schamund sittenloser als selbst jene, welche unter dem faulen Regimente Godoi's, des berüchtigten Friedensfürsten, den Palast gefüllt hatte, drängte sich jetzt wieder an das Staatsruder und beherrschte durch alle Mittel roher Sinnengenüsse und abergläubischer Furcht die ebenso feige als wollüstig grausame Seele des Königs. Wie giftige Pilze schossen sie plötzlich aus

dem Boden wieder auf, alle die alten Mißbräuche, Rohheiten und Vorurtheile, worunter das spanische Volk Jahrhunderte lang geseufzt hatte, und wieder reckte und rührte sich allenthalben die schwarze Schaar der Pfaffen und Mönche, jene ewige Geißel dieses Landes, und schäumte ungescheut und ungehindert Wuth und Rache „den Galgen ohne Recht noch Spruch“ über „die Liberalen“ herab.

Zu spät sah die enttäuschte und mißhandelte Nation ihren Irrthum ein, es fluchten selbst bewährte, im Kampfe ergraute Patrioten dem Tage, an dem Ferdinand zum ersten Male wieder den heimathlichen Boden betreten, und wünschten die verhaßte Fremdherrschaft zurück.

Auch ich war unter den Vielen, welche damals, von dem Mißtrauen der Regierung als gefährlich bezeichnet, ihr Heil in freiwilliger Verbannung suchten. Verkleidet entfloh ich eines Nachts aus Madrid, indem ich, wie so Manche damals und vor und nach mir es gethan, mein Schicksal in die Hände und unter die Leitung eines Contrabandisten gab.

Dem Muthe und der Geschicklichkeit dieser Leute haben zu allen Zeiten und namentlich während der damaligen Schreckensperiode der sechs Jahre so Viele ihre Rettung verdankt, daß sie eines dankbaren Andenkens bei Mit- und Nachwelt sich wohl werth gemacht haben.

Der spanische Contrabandist ist eine der ausgeprägtesten und charakteristischsten Specialitäten seines Volkes und mit diesem Volke und seinen intimsten Lebensbeziehungen auf das Innigste verwebt. Sein Handwerk, das beim Lichte besehen doch eigentlich nicht zu den „ehrlichen Gewerben“ gehört, bringt ihm keinerlei Schande bei seinen Mitbürgern. Im Gegentheil verschafft es ihm vielmehr ein gewisses Ansehen, und betreibt er es mit einer Offenheit und Ungenirtheit, die in jedem andern Lande mindestens naiv sein würde. In Spanien aber, wo ein förmlich organisirtes Betrugssystem von den obersten Staatsbehörden aus durch alle Schichten der Gesellschaft geht, so zwar, daß die Regierung selbst ihre eignen und eigens in ihrem Dienste besoldeten Schmuggler (namentlich zur Tabackeinfuhr) unterhält, fallen derlei Bedenken weg. Der Contrabandist fühlt sich hier sicher; er ist sich seines Werthes bewußt und von seinem Rechte überzeugt. In fortwährender Auflehnung gegen das Gesetz, steht er auf freundschaftlichstem Fuße mit der Regierung, und wird er je auf frischer That überführt und muß nach den Landesgesetzen bestraft werden, so trägt er sein Schicksal mit Stolz und Selbstbewußtsein. Er weiß: er büßt im Kerker dasselbe Verbrechen, mit dessen Hilfe das gesammte Ministerium sich Ehren und Reichthümer erwirbt, und wofür Hunderte seiner Brüder von eben diesem Ministerium besoldet werden. Die einzigen natürlichen Feinde des Contrabandisten sind die Zollwächter, und auf sie häuft er denn auch die ganze Summe seines Hasses. Sie zu überlisten, ist allein ihm schon innere Genugthuung, ihnen zu schaden seine Freude, ihr Blut zu vergießen die einzige wirklich grausame Neigung des Contrabandisten. In Allem sonst ist er gutmüthig und von einem unverwüstlich heitern Humor, ein guter Vater, und wenn an der Seite seiner Gattin, auch exemplarischer Gatte, welches jedoch gar manche galanten Abenteuer auf seinen verschiednen Irr- und Wanderfahrten nicht ausschließt.

Diese gefährliche Vorliebe für das schöne Geschlecht und eine noch verderblichere Neigung zum Kartenspiel sind denn auch die Ursache, daß er, trotz seines sehr einträglichen Gewerbes, meist arm und elend in irgend einem entlegnen Winkel seiner Heimath stirbt. Das Geld rollt ihm durch die Finger; er weiß das Gewonnene nicht festzuhalten. — Feige und tapfer, abergläubisch und gottlos zugleich, theilt er seine letzte Habe mit einem Unglücklichen, den er am Wege findet, und plündert dafür ohne Bedenken den Reichen aus, sobald sich irgend Gelegenheit dazu bietet. Während es, wie bekannt, zu seinem Handwerke gehört, den Staat um seine Einkünfte zu betrügen, ist Keiner, der pünktlicher seine Steuern entrichtet, vorausgesetzt nämlich, daß sie nicht Gerechtsame der Douane seien. So ist er eine wunderliche Mischung, ein merkwürdiges Conglomerat der verschiedensten Eigenschaften und widersprechendsten Sitten. — Gesprächig im Uebermaß, wo es sich um gleichgiltige Dinge handelt, ist er verschwiegen wie das Grab, sobald man ihm ein Geheimniß anvertraut. Er kennt

darin keinen Unterschied der Parteien, noch Personen; er fragt nicht nach Recht und Pflicht der Betheiligten: das Vertrauen als solches ist ihm heilig und nie hat man von Verrath gehört. Diese Zuverlässigkeit eignet ihn, der in Friedenszeiten sich damit begnügt, Waarenballen zollfrei über die Grenze zu schaffen, in Sturm- und Drangperioden wie die damalige zu einem gewissen politischen Charakter; denn bekannt mit allen Kreuz- und Querpfaden und geheimsten Schlupfwinkeln, Freund und Gevatter fast aller Wirthsleute, ist er ein sichrer Führer in die Verbannung, ein wahrer Fels gegen alle Gefahr. Zwar läßt er seinen Schutz einem Jeden angedeihen, der denselben vertrauensvoll nachsucht; doch, ein Kind des Volkes und privilegirter Sohn der Freiheit, kann er eine gewisse Vorliebe für die „Liberalen" nicht verhehlen, und dient er diesen mit besonderm Eifer und seltner Uneigennützigkeit.

Außer den vielbenutzten Pyrenäenpässen im Norden waren es namentlich die gefährlichsten und unwirthsamsten Theile der Sierra Morena, welche unter der geschickten Leitung des andalusischen Contrabandisten damals so manchem Flüchtlinge zur sichern Heerstraße nach den südlichen Küstenstädten, besonders Gibraltar, wurden. Auch ich suchte auf diesem Wege den englischen Freihafen zu erreichen, der dort an der südwestlichsten Spitze Europa's seinen riesigen Felsenpanzer gegen die Brandung des Weltmeers stemmt, und mit kühl britannischem Stolze, mit eisiger Verachtung auf dies ganze erbärmliche Menschengetriebe herabzublicken scheint.

Meine Stimmung war düster wie der Himmel, der wolkenschwer über uns hing, und vergebens bot mein treuer Führer den ganzen Schwall andalusischer Beredtsamkeit auf, mich zu zerstreuen. Er erzählte — aus Dichtung und Wahrheit gemischt — manchen lustigen Schwank aus seinem vielbewegten Leben und würzte, in der piquanten Weise seiner Heimath, diese Erzählungen mit dem jedem Andalusier so ergiebigen Mutterwitze; allein auch der beste Wille mußte schließlich an meiner starren Theilnahmlosigkeit erlahmen. Die Zeit war zu ernst, um sie mit Humor auffassen zu können, meine eigne Lage so unsicher und gefahrdrohend wie möglich. Somit lieh ich nun zwar dem müßigen Geplauder meines Führers in so weit ein williges Ohr, als meine Seele keinen thätigen Antheil daran zu nehmen brauchte, fühlte mich aber dennoch wie von einer moralischen Last befreit, als schließlich die Natur selbst mir zu Hilfe kam, demselben ein Ende zu machen.

Einer jener gewaltigen Regengüsse, wie sie nur im Süden vorkommen, entlud sich grade über uns und rauschte in mächtig anschwellenden Gebirgswassern die verschiednen barancos*) hinab. Die schmalen, ohnedies gefährlichen Saumpfade, welche wir, möglichst abgelegen von der breiten Hauptstraße, hoch oben an den unzugänglichsten Bergabhängen absichtlich gewählt hatten, um jede lästige Begegnung mit Polizisten zu vermeiden, waren dadurch so schlüpfrig und für die Hufe unsrer Pferde haltlos geworden, daß wir bei jedem Schritte Gefahr liefen, mitsammt dem Thiere in die schwindelnde Tiefe zu stürzen. Wir mußten unsre ganze Aufmerksamkeit aufbieten, bald durch straffes Anziehen der Zügel einem todbringenden Fehltritte vorzubeugen, bald durch Nachlassen derselben und klugen Wechsel von Strafe und Liebkosungen dem sinkenden Muthe des Thieres aufzuhelfen. So arbeiteten wir uns mehrere Stunden unter fortwährender Lebensgefahr weiter, und der Selbsterhaltungstrieb, so mächtig in Thier und Menschen, bewirkte, was die Gesprächigkeit meines Führers nicht vermocht hatte: ich vergaß, was Schweres und Unsichres vor und hinter mir lag, um nur an die augenblickliche Gefahr zu denken.

Bis auf die Haut durchnäßt und todmüde langten wir gegen Abend vor einer venta (Schenke) an, welche an einen mächtigen Felskegel anlehnend und von wildem Buschwerke theilweise überwuchert, erst dann dem Blicke des Reisenden sichtbar wurde, als auch sein Fuß sie fast schon erreicht hatte, überhaupt weit eher einem heimlichen Versteck für Räuber- und Gaunerwesen, als einem gastlich sichern

*) Seitenthäler, welche durch eben diese Regengüsse nach und nach entstanden sind und von diesen so lange unterwühlt und ausgewaschen werden, bis alles lösbare Erdreich hinweggeschwemmt ist, und nur die nackten Felsmassen noch der Wucht des Wassers einen sichern Damm entgegensetzen.

Obdach für müde Wandrer glich. Auch das von Sonne und Regen halb verwitterte Schild über der Eingangsthüre, worauf in einzelnen noch übrig gebliebnen und anderen fast verwischten Lettern die Wirthschaft sich als „venta de los peligros“ („Wirthshaus der Gefahren“) gerirte, war eben nicht sehr einladend. Die einzige Beruhigung für den Reisenden lag in dem Umstande, daß in geringer Entfernung von der venta zwei Wege sich kreuzten, davon der eine — jener schmale Saumpfad, den wir geritten kamen — tiefer in's Gebirge, der andre breitere, ja schon für leichte Karren fahrbare, abwärts zwischen Hecken und Haidekraut nach einer sich weit ausdehnenden rambla (Fläche von Sand und Steingeröllen) führte, an deren fernstem Ende die Thürme einer volkreichen Stadt sich in matten Umrissen auf einem rothen Streifen abzeichneten, der soeben den westlichen Horizont mit den letzten Resleren der hinter schwarzen Wolken untergehenden Sonne säumte. Diese Kreuzung zweier Wege hier ließ mindestens auf eine friedliche Absicht bei Entstehung der venta an dieser sonst so einsamen Stätte schließen. Im Uebrigen war Alles so unheimlich wie möglich. Zornig heulte der Wind um die alten Felsen und ächzte ohnmächtig in den Wipfeln der drei einzigen Pappeln, welche drei Warnungszeichen gleich, hoch aus niedrigem Gestrüppe emporgeschossen waren. Bleiern senkte der Himmel sich auf sie nieder, nur von einzelnen milchweißen Flocken durchzogen, letzte Kraftäußerung eines hinsterbenden Tages. — Die Stunde, der Ort, die feuchte Schwere der Atmosphäre, die venta, Alles zusammen machte mir einen unbeschreiblich peinlichen Eindruck; und dennoch zog ich unwillkürlich die Zügel meines Pferdes an, wiewohl es dieser Mahnung gar nicht bedurft hätte. Das ermattete Thier stand von selbst still und hing die Ohren mit solch kläglicher Armesündermiene, als ob es eben unter mir zusammenbrechen wollte.

— „Wir werden die Nacht wohl hier zubringen müssen?“ — fragte ich meinen Führer in einem Tone, der jede Verneinung ausschloß.

Eine solche schien übrigens auch durchaus nicht von ihm beabsichtigt; denn er antwortete ebenso schnell, als bestimmt:

— „Und wo könnten wir es mit mehr Sicherheit, Herr? Hier wird uns Niemand suchen.“

— „Nein, hier wird uns Niemand suchen,“ — wiederholte ich mit einem starken Beigeschmacke von Bitterkeit, — „hier nicht!“ — und ein Bild vergangner bessrer Tage huschte traumhaft an meiner Seele vorüber. Ich warf einen flüchtigen Blick nach der großen Stadt, die jetzt kaum noch in blassen Nebelbildern an dem fernen Horizonte schwamm, und worin wohl Ueberfluß war an Allem, was auch mir einst das Leben angenehm gemacht, — und ein tiefer Seufzer entrang sich meiner Brust. Doch er sollte auch der letzte sein, — so gelobte ich mir's heilig in jenem Augenblicke und hielt Wort. Alle meine Willenskraft zusammenraffend, schüttelte ich mit einer heftigen Bewegung den Fieberfrost der Erinnerung von mir ab und kehrte entschlossen den Hals meines Thieres der greulichen venta zu.

Ein gewaltiger Wolfshund jener prächtigen Raçe, die hauptsächlich in der Mancha gezogen wird, stürzte mir mit lautem Gebelle und zornig mit dem wuchtigen Schweife die Erde peitschend daraus entgegen, und eine Alte mit stumpfsinnigem Gesichte und schmutziger zerlumpter Kleidung, und ein Mann von etwa fünfzig Jahren, groß, breitschultrig, mit harten, verwetterten Zügen, deren dunkle Farbe noch gehoben wurde durch einen buschigen grauen Schnurrbart und ein um den Kopf geschlungenes gelb und hochrothes Tuch, traten unter die Thüre. Diese beiden nichts weniger als vertrauenerweckenden Gestalten, welche auf dem rothen Hintergrunde, von der im Innern der venta prasselnden Kaminflamme erleuchtet, noch greller hervortraten, während sie von vorn das letzte unsichre Dämmerlicht empfingen, paßten so trefflich zu der ganzen übrigen Umgebung, daß ich mich nicht ohne heimliches Grauen zu der Frage anschickte:

— „Hat's Wirthschaft hier?“

Der Wirth und die Wirthin — denn dies waren die Beiden, die unter der Thüre standen — wechselten einen raschen Blick des Einverständnisses, wonach jener mit etwas unsicherm Tone erwiederte:

— „Was heute Nacht betrifft, so hat's keine ... weil ...“

— „Weil es nicht sein kann,“ — setzte

die Alte entſchloſſener hinzu. „Wir haben nichts im Hauſe und ...“

Bei dieſen Worten näherte ſich mein Contrabandiſt, der etwas zurückgeblieben war und von einer kleinen Anhöhe aus aufmerkſam die Gegend recognoscirt hatte, und hielt in dem dieſen Leuten geläufigen Kauderwelſch — ein Gemiſch von allen möglichen in- und ausländiſchen Dialekten, eine Art Zigeunerſprache, die Allem eher, als dem Caſtilianiſch gleicht und darum von keinem gebildeten Menſchen verſtanden wird — eine kurze Anrede an den Wirth, worauf dieſer, wie auf einen Zauberſchlag, plötzlich willfährig zu Allem wurde. Er trat vor, mir den Steigbügel zu halten, während die Alte meinem Führer behülflich war, unſre Flinten abzuſchnallen und unſre Decken und Proviantſäcke in's Haus zu bringen. Dann nahm ſie von der Wand ein kleines Oellicht herunter und leuchtete uns damit nach dem Stalle. Wir waren noch mit Abſchirren und Anbinden der Pferde beſchäftigt, als ſchon der Wirth den üblichen pienzo (Futter aus Stroh und Gerſte) in die Krippe ſchüttete.

Der Eingang zu dem Stalle geſchah, wie faſt in allen ſpaniſchen Bauernhäuſern, durch einen vordern, länglichviereckten und niedern Raum, der nebſt einer obern Bodenkammer gewöhnlich die ganze Wohnung der Hausinſaſſen bildet, und nicht nur Stube und Küche zugleich, ſondern auch Durchgang für alle Vierfüßler des Hauſes, und demgemäß von einer all dieſen verſchiednen Zwecken entſprechenden Reinlichkeit iſt. — Dieſer Raum war, als wir aus dem Stalle dahin zurückkehrten, mit dickem Rauch angefüllt; denn die Alte hatte unterdeſſen friſche Rosmarinſträucher in's Feuer geworfen und ſchürte mit dem Stiele einer alten verroſteten Bratpfanne die erlöſchende Flamme wieder auf. Auch praſſelte dieſelbe unter dem rußigen Rauchfange bald wieder luſtig in die Höhe und warf ihre grellen Streiflichter längs den mit Heiligenbildern und altem Haus- und Küchengeräthe bedeckten Wänden hin. In einer untern Ecke ſtanden etwa ein Halbdutzend Flinten beiſammen, welche die beſondere Aufmerkſamkeit meines Contrabandiſten erregten.

Ich ſetzte mich auf eine Steinbank dicht neben dem Kamine, um meine triefenden Kleider etwas zu trocknen, während der Wirth unter die Thüre trat und dem Hunde rief, der noch immer draußen bellte und nur knurrend endlich der beſchwichtigenden Mahnung ſeines Herrn ſich fügte.

Die Nacht hatte ſich indeſſen ſchwarz zuſammengezogen, der Regen, welcher eine Weile nachgelaſſen, fiel von Neuem in dicken ſchweren Tropfen auf das platte Dach, der Wind heulte ſtärker, und der Rauch in der Küche ward unerträglich.

Der Contrabandiſt fragte die Alte: „was es zum Nachteſſen gäbe?“ — und ſie antwortete:

— „Es iſt nichts im Hauſe als Wein, Schnaps, Brot, Pfeffer und Knoblauch.“

— „Keine Eier?“

— „Nichts.“

— „Reis? Stockfiſch?“

— „Nichts ... Vielleicht dort in dem Faſſe noch ein paar rückſtändige Oliven ... das iſt Alles.“ — Und die Alte wühlte bei dieſen Worten mit fünf langen, verſchrumpften, ſchmutztriefenden Fingern den Bodenſatz in einem alten halbverfaulten Faſſe auf, das deckellos in einer Ecke neben dem Kamine ſtand, und fiſchte aus ſchwarzer Brühe ein paar kleine ſchwarze Oliven auf eine große irdne Schüſſel.

Das ohnedies breite Geſicht des Contrabandiſten drückte ſich bei dieſem Anblick noch um ein Merkliches breiter, und ich ſchüttelte mich, — ich weiß nicht, ob mehr aus Ekel, mehr aus Hunger. Wir hatten zwölf ſpaniſche Meilen, etwa zwanzig Wegeſtunden an jenem Tage zurückgelegt, und uns dazwiſchen nur einmal eine kurze Raſt gegönnt, um unſern ſchwindenden Kräften durch etwas Brot, Wurſt und Käſe, welches wir als Proviant bei uns führten, aufzuhelfen. Die letzte Strecke namentlich hatte unſre Magennerven ſtark angegriffen und jene Oede und Leere in uns erzeugt, welche das Bedürfniß nach etwas Stoffhaltigem und Erwärmendem ſo fühlbar macht.

Der Wirth hatte endlich den Hund zum Schweigen gebracht und trat mit dieſem ein, die Thüre hinter ſich anlehnend.

— „Wo iſt Deine Tochter?“ — redete der Contrabandiſt ihn an, einen mißtrauiſchen Blick auf die Flinten werfend

— „Laß sie heraus! Es scheint, sie ist ja doch das einzig Gute, was ihr im Hause habt.“

— „Und auch die ist nicht hier,“ — warf schnell die Alte ein. — „Sie ist heute früh mit unsrer Eselin in die Stadt und kommt erst morgen wieder.“

— „Und der Knabe?“ — forschte der Contrabandist weiter.

— „Droben im Gebirg,“ antwortete der Wirth. „Er arbeitet dort in den Bleiminen und kommt nur Sonntags heim.“

Der Contrabandist räusperte sich stark.

— „So seid ihr ganz allein?“

— „Allein,“ — wiederholten Wirth und Wirthin zugleich.

Der Contrabandist aber wandte sich jetzt mit einem so langen und unzweideutigen Blicke nach dem Gewehrhaufen in der Ecke, daß die Alte hinausging „Holz holen,“ wie sie sagte, und der Wirth nach einigen Minuten sehr merklicher Verlegenheit dem Contrabandisten vertraulich auf die Schulter klopfte mit dem Ausrufe: „Was für ein Neuling Ihr seid!“

Darauf langte er von einem an der Wand hängenden Brettergestelle einen kleinen vierkantigen Krug und ein Schnapsglas herunter, füllte letzteres mit aguardiente*) und trank es dem Contrabandisten mit den Worten zu:

— „Es lebe die Freiheit!“

Der Contrabandist leerte das Glas auf einen Zug, der Wirth, nachdem er es von Neuem gefüllt, that desgleichen, und nun begann zwischen beiden eine sehr lebhafte Unterhaltung, von der ich jedoch nur die Artikel, Binde- und Hilfswörter verstand, und auch diese nur äußerst mangelhaft, während Haupt- und Zeitwörter mit keiner mir bekannten Sprache die entfernteste Aehnlichkeit hatten. Ich hörte darum auch bald auf, dem Gespräche irgendwelche Aufmerksamkeit zuzuwenden, sondern saß müde und hungrig da, meine Gedanken vergebens damit abmühend, wie für eines dieser beiden nagenden Uebel hier eine befriedigende Lösung zu finden wäre. An jedem Resultate meines Nachdenkens verzweifelnd, zündete ich mir mit jener Ergebung, die ein Werk der Nothwendigkeit, nicht der Demuth und darum keine Tugend ist, an dem verglimmenden Kaminfeuer eine Cigarre an — diesen duftigen Schmerzensstiller und besten Trost in so manchem Erdenleid — und streichelte den zottigen Hals des Hundes, der schon ganz freundschaftlich um mich herumschnüffelte und jedenfalls derjenige der Hausbewohner war, für den ich bis jetzt die meiste Sympathie empfunden hatte.

Der Wirth mußte sich sehr zur Zufriedenheit meines Führers erklärt haben; denn dieser schüttelte ihm wiederholt in beifälligster Weise die Hand und wandte sich dann mit vollkommen erheiterter Miene zu mir:

— „Nun heißt's: noch irgend einen Imbiß nehmen, wie sich's eben hier findet, und dann: Gute Nacht! Wir haben auf morgen einen scharfen Ritt vor, größer noch als der heutige und der war eben nicht klein. Also die Zeit zum Ausruhen benutzt! Ich habe soeben mit unserm Wirthe da verabredet, daß er Euer Gnaden in dem Zimmerchen droben ein Bett herrichtet, aus seiner eignen Matratze und meinem Pferdesattel und eurem Mantel, ein Bett, daß der Erzbischof selber drauf schlafen könnte!“ — Und die Wirthin bemerkend, die eben mit einem neuen Bündel Reisig eintrat, fuhr er in drängender Ungeduld fort:

— „Schnell, Alte, setzt eine Pfanne an's Feuer, und bratet etwas Knoblauch, ich gebe Euch Brot und Wurst, daraus macht Ihr uns eine Suppe! ... Meint Ihr nicht auch, Herr?“

— „Ich bin's zufrieden, bestellt, was Ihr wollt, nur sorgt, daß es bald fertig werde,“ — antwortete ich erfreut; denn in der That so wenig lockend auch die Knoblauchsuppe sein mochte, sie war immer besser als gar nichts, und mein Magen fing an, trotz krampfhaften Ziehens an der Cigarre und mancher betäubenden Rauchwolke, womit ich seine schreiende Forderung zu beschwichtigen suchte, sich ganz ernstlich gegen solch leeren Dunst zu empören. Er verlangte wenigstens eine Abschlagzahlung auf die große Summe, die ich ihm schuldig war.

— „Ja, sputet Euch!“ — drängte der Contrabandist die Alte und half ihr selbst, die unter dem nassen Holze nur schwach

*) Aus Wein gebrannter Schnaps, welcher hell wie Wasser und außerordentlich wohlschmeckend mit unserm deutschen Fusel nicht zu vergleichen ist.

fortglimmenden Kohlen wieder aufzuschüren, während sie mit einem Zipfel ihres Kleides die alte eiserne Pfanne von verjährtem Fett etwas zu säubern suchte, — ein Ding so unmöglich, als ob sie hätte der eignen pergamentartig vergilbten und im Schmutze verhärteten Haut den ursprünglichen Ton zurückgeben wollen.

— „Sputet Euch, — wir haben keine Zeit zu verlieren."

Letzteres sagte er mit einem eigenthümlichen Blick auf den Wirth, der mit einem ellenlangen Messer, welches er, wie Alle seines Volkes, stets in der faja (grellfarbige Leibbinde) bei sich trug, Wurst und Brot in kleine Scheiben zerschnitt.

Die Alte goß reichlich Oel in die Pfanne und schüttete, auf Kosten der Güte, so viel Brühe an die Suppe, daß eine ganze Gemeinde davon hätte zehren können. Auf meine Bemerkung deshalb antwortete sie nur:

— „Je größer der Segen Gottes, um so besser."

Der Contrabandist machte sich unterdessen, wie spielend und zum Zeitvertreib, mit unsern Flinten zu schaffen; doch bemerkte ich, wie er deren Ladung sorgfältig prüfte und sie dann den übrigen in der Ecke zugesellte.

Das Nachtessen war bald fertig. Ein niedrer Tisch, auf vier ungleichen Beinen hin und her schwankend, wurde an das Feuer gerückt, die Pfanne mitten darauf gepflanzt und deren ranziger Inhalt, vermittelst vier hölzerner Löffel, von den beiden Wirthsleuten, dem Contrabandisten und mir mit einem Heißhunger verschlungen, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Die Pfanne wurde bis auf ein Drittheil geleert, dieser Rest aber von der Alten vorsorglich wieder zur Wärme gestellt. Der saure Wein der Wirthschaft fand wenig Anklang, um so fleißiger aber kreiste der aguardiente, der nur mir noch aus dem kleinen Schnapsglase — dem einzigen der venta — gereicht, von den Uebrigen aus dem Kruge selbst in langen Zügen geschlürft wurde.

Man ließ, sobald die Suppe abgetragen war, mir grade noch Zeit, eine Cigarrette anzustecken und mit dem Hunde eine harte Käserinde zu theilen, die als Nachtisch war aufgetragen worden, als die drei, wie mit einer Stimme mir zuriefen: „Nun zur Ruhe und ausgeschlafen, und Gott schenke Euer Gnaden eine gute Nacht!"

Während die Alte eine elende Matratze, die in jeder Naht eine Legion Ungeziefer, als Wanzen, Flöhe ꝛc. zu beherbergen schien, die schmale Hühnertreppe hinan in's sogenannte obere Stockwerk schleifte, und mein Führer, mit Sattel, Mantel und Decken beladen, ihr mit einem kleinen dampfenden Oellichte dabei leuchtete, stotterte der Wirth, — denn die Zunge war ihm durch übermäßigen Zuspruch des aguardiente schwer geworden — indem er eine Cigarrette zwischen den Fingern drehte und seiner ledernen Physionomie einen Ausdruck von Gutherzigkeit zu geben versuchte, der ihm ungemein komisch anstand: — „Hier können Euer Gnaden mit vollem Vertrauen schlafen. Zwar haben wir's nicht, wie's Euer Gnaden verdienen; aber ich und meine Armuth wir stehen zu Diensten. Wollen Euer Gnaden nur über uns befehlen. Und nun schlafen Euer Gnaden wohl, und seien Sie ganz unbesorgt. Wer sich mir anvertraut, hat auf festen Grund gebaut."

Diese letzte etwas problematische Versicherung des Wirths wurde durch die Rückkehr des Contrabandisten unterbrochen, der schon von der obern Treppensprosse herab sehr laut schrie:

— „Nun auf und zur Ruhe, Herr! Euer Gnaden haben ein Bett, wie unser König droben in Frankreich sich manchmal eines gewünscht haben mag, und wenn er's heute besser hat, so ist dafür sein Gewissen um so schlechter."

Ich folgte meinem Führer und dem Wirthe, der sich's nicht nehmen ließ, mir selbst das Geleite zu geben, die schmale Treppe hinan in eine Kammer, so eng und niedrig wie möglich, und mit so vielen Sprüngen und Rissen in den Wänden und in der Decke, daß der Wind so ungehindert durch dieselben hereinblies, als ob man auf freiem Felde stände, und die Regentropfen niederfielen so dick und schwer, daß um sich hier unter Obdach zu fühlen, man mit aufgespanntem Regenschirme hätte eintreten müssen. Ohne Fenster, noch Läden, kam mir bei meinem Eintritte eine Zugluft entgegen, ausreichend um eine mittelgroße Windmühle damit zu treiben. Selbst mein sturmfester Führer schien das zu bemerken, denn er verstellte das Hauptzugloch

mit einem alten, wurmstichigen Madonnabilde, das in einem Winkel am Boden kauerte, und langte, trotz einiger Einrede der Wirthin, den geweihten Palmzweig über der Thüre herunter, um es damit festzumachen.

Ich richtete mich so bequem als thunlich auf meinem harten, unsaubern Lager ein, wonach alle drei im Chor mir eine „Gute Nacht" wünschten, indem sie mir noch dringend anempfahlen, die Zeit zu nützen und ja recht bald und unbesorgt einzuschlafen. Ich hörte, wie sie beim Weggehen von außen den Riegel vorschoben, und auf meinen sehr gerechten Einwand dagegen bemerkte mir mein Führer, wie die Thüre von innen kein Schloß habe, und offen gelassen die ganze Nacht auf- und zuklappen würde. Dem fügte er noch bei, daß er selbst frühzeitig am Morgen kommen und mich wecken würde, mit welcher Erklärung ich mich zufrieden gab und zwar um so lieber, als das Bedürfniß nach Ruhe jedes Bedenken und jede Lust des Widerstandes in mir überwog. Durch die Risse und Spalten drang noch eine kleine Weile der Schein des Oellämpchens, das die Alte wieder mit fortgenommen, und warf lange unregelmäßige Schatten längs der grauen Wände und des morschen Gebälkes der Decke hin. Dann erlosch auch dieses, die Schritte auf der Treppe verhallten, und Alles ward still und dunkel um mich her.

Bleiern senkte die Abspannung des Tages sich mir auf die Augenlider, und obwohl in jenem kurzen Uebergange vom Wachen zum Schlaf, wo wir mit Bewußtsein träumen, oder das Bewußte uns wie Traum erscheint, es mir war, als ob ich eine Thüre öffnen hörte, und dann wieder und wieder, und Stimmen vieler Menschen und Pferdegetrappel, so konnte doch dies Alles mich nicht aus meiner Lethargie aufrütteln, und immer fester sank ich dem Gotte Morpheus in die umspannenden Arme.

Mehrere Stunden mochte ich so geschlafen haben, als endlich das wüthende Gebell des Hundes mich erweckte. Ich schrak in die Höhe, und mußte, auf meinem Lager sitzend, mich einen Augenblick auf Ort und Umstände meines Hierseins besinnen. Ein Windstoß hatte das Madonnabild nebst dem dasselbe stützenden Palmzweige auf den Boden gejagt, und durch die wieder frei gewordene Oeffnung drang eben ein hinter zerrissenen Wolkenschleiern hervorbrechender Mondstreifen in die Kammer und half mit seiner wenn auch matten Helle meinem von Schlaf betäubten Gedächtnisse etwas nach. Der Anblick freilich war so unerfreulich wie möglich und die Kälte, die zugleich mit dem Mondlichte eindrang, empfindlich. Ich stand auf, jenes unwillkommne Luftloch auf's Neue zu verrammeln. Doch ein Blick durch dasselbe machte den schon erhobenen Arm wieder sinken. Ich konnte, von dem Mondlichte begünstigt, in weiter Ferne, da wo das Thal sich in die Ebene erweitete, deutlich sechs bis acht schwarze Gestalten unterscheiden, welche mit erhobenen und, wie nach ihrer Stellung sich vermuthen ließ, schußfertig gespannten Flintenläufen regungslos auf verschiednen Punkten an den Felsen hin postirt waren. Dann däuchte es mir, als ob ich gespenstige Schatten, in Form von Roß und Reiter, langsam über die Ebene herannahen sähe. Die Schatten kamen näher, — die Büchsen knallten, — ich schloß unwillkührlich mit jenem Instincte, der sich gegen den Anblick des Unschönen und Grauenhaften wehrt, einen Moment die Augen, und wie ich sie wieder öffnete, hatte sich das Bild bereits verwischt. Die schwarzen Jäger, die hier auf irgend ein Menschenwild gelauert, waren von ihren Posten verschwunden, und ich hörte nur noch den fernen Hufschlag der Pferde, die in rasender Eile über die Ebene sprengten.

Mit verhaltenem Athem stand ich noch eine Weile und starrte in's Weite, bis der Mond sich völlig wieder hinter das Gewölk versteckte, und Alles wieder still und dunkel ward wie zuvor. — So brachte auch ich endlich das Madonnabild wieder an seine Stelle und streckte mich, zähneklappernd vor Frost und Aufregung, von Neuem auf mein Lager.

Allein der erste feste und gesunde Schlaf wollte nicht wiederkehren. Das eben Gesehene umgaukelte mich in den schrecklichsten Bildern, und als endlich die körperliche Müdigkeit die Oberhand gewann, verfiel ich in einen leichten, unruhigen Halbschlummer, worin ich auf's Neue den Hufschlag von Pferden zu hören

meinte, dann Menſchenſtimmen, Hundegebelle, Todesröcheln, Flüche und Gelächter und endlich die Schläge von Hacke und Spaten, mit denen im Hofe ein Loch gegraben wurde; doch dies Alles ſo unklar, ſo wirr durcheinander, ſo ton- und formlos, daß ich Traum und Wahrheit nicht hätte unterſcheiden können.

Schon brach die Morgendämmrung durch alle Ritzen und Fugen der kleinen Kammer, als mein Contrabandiſt mich zu wecken kam. Er trieb zur Eile an, indem, wie er vorgab, auch er die Stunde des Aufbruchs verſchlafen habe, und wir nun durch Eile nachholen müßten, was wir an der Zeit verſäumt hätten. Gelegentlich fragte er noch, wie ich die Nacht zugebracht habe?

— „Schlecht," — war meine eben nicht ſehr freundliche Antwort. — „Außer Flöhen und Wanzen, die legionenweiſe mich faſt aufgefreſſen haben, und Ratten und Mäuſen, die nach Herzensluſt auf mir herumſpazierten, Wind und Regen, war ja ein wahrer Höllenlärm da unten... Was zum Teufel hat's denn heute Nacht in dieſer verfluchten Wirthſchaft gegeben?... Sind mehr Gäſte angekommen? und haben ſie untereinander eine Schlacht geſchlagen?... Was Teufel war denn los?

Worauf der Contrabandiſt mit größter Seelenruhe erwiederte:

— „Ich verſtehe Euer Gnaden nicht. Was haben Euer Gnaden denn gehört?"

— „Eine Kleinigkeit, nichts von Bedeutung... Schüſſe, Pferderennen, Hundegebelle, Stimmen, Wehklagen, Flüche, Todesröcheln, Gelächter... was weiß ich?!" —

— „Bah!" — entgegnete der Contrabandiſt womöglich noch ruhiger als zuvor. — „Euer Gnaden haben geſtern Abend einen Schluck zu viel gethan... das iſt Alles. Nichts iſt vorgefallen heute Nacht, und Niemand iſt hier geweſen. Euer Gnaden haben dieſe ſchrecklichen Dinge da nur geträumt."

— „Wie? geträumt!" — brauſte ich auf. — „Nein, Herr, ich war ſehr wach, als der Spektakel da unten losging; ich ſah und hörte die Schüſſe, erkannte die Stimme des Wirths... und auch die Eure..."

— „Nun denn, wenn dem ſo iſt," — unterbrach mich ſehr ernſt der Contrabandiſt, — „ſo machen Euer Gnaden ſich ſelbſt glauben, daß Sie bloß geträumt haben, weil es ſo am beſten für Sie taugt. Und hören Sie auf meinen Rath, und laſſen Sie ſich da unten nichts merken, und geben Sie um Alles in der Welt keiner Seele zu verſtehen, daß Sie nicht, mit ausgeſtreckten Vieren oder wie ein Maulwurf zuſammengerollt, die ganze Nacht hier oben verſchlafen haben."

— „Aber, Menſch, das iſt entſetzlich!" — rief ich abwehrend.

— „Ihr Leben hängt davon ab..." erwiederte er ebenſo leiſe als beſtimmt. „Sie kennen unſer Gebirgsvolk nicht, — wiſſen nicht, was ventas und venteros (Wirthe) hier zu Lande ſind." — Und mit lauter Stimme ſetzte er hinzu: — „Nun auf, Herr! Es iſt jetzt des Schlafens genug. Was Teufel, meint man nicht, Sie hätten Blei in den Gliedern!... Das nenne ich mir einen Schlaf! — An's Werk! an's Werk! Es iſt ſpät."

Wir ſtiegen zuſammen die ſchmale Treppe hinab. Die Alte kniete wieder am Kamin und that, als ob ſie die längſt erloſchnen Kohlen noch einmal aufſchüren wollte. Der Wirth ging wie ſchlafwandelnd ab und zu. Die Flinten in der Ecke waren verſchwunden, und dafür auf dem Boden die Spuren einer noch friſchen Blutlache, die man vergebens ganz wegzuwaſchen verſucht hatte.

In dem Stalle waren außer unſern eignen noch drei fremde Pferde angebunden, ohne Sattel, ſchweißtriefend und mit Koth bedeckt. Die unſern waren bereits vollſtändig aufgezäumt. Wir zahlten unſre Zeche und ſaßen auf. Der Wirth reichte mir zum Abſchied noch ein Glas aguardiente, und ich bemerkte dabei in der harten und ſchwieligen Hand Blutflecken und Blutflecken auf dem Hemde.

Schaudernd wandte ich mich ab, und unter einem: „Gehen Sie mit Gott! Gott gebe Euer Gnaden glückliche Reiſe!" womit Wirth und Wirthin uns bis vor die Thüre das Geleite gaben, verließen wir die venta.

Die Sonne, die nach ſtürmiſcher Nacht an dem wieder geklärten Himmel ſiegreich ihr Tagesrecht forderte, kündete ſich eben mit Flammenſchrift im Oſten an und zitterte, wie erſtes Liebesleben in jungen Mädchenherzen, ahnungsvoll dämmernd

über die Gipfel der Berge hin und hauchte sie rosig, wie Illusionen der Jugend, an. Nichts zeugte mehr von Kampf und Sturm, kein Lüftchen regte sich, der Jahrtausende lange Streit schien beendet, die Elemente alle einen ewigen Friedenspact untereinander geschlossen zu haben. Aus dem fernen Häusermeere der großen Stadt kräuselten behaglich die ersten Rauchwölkchen auf, und über dem allgemeinen Frieden der lautlosen Natur und rühriger Menschenstätte wölbte sich, groß und ruhig, die reinste Himmelsbläue.

Schweigend ritten mein Führer und ich wohl eine halbe Stunde hinter einander her, und schon war ich versucht, mich allen Ernstes glauben zu machen, daß Alles, was ich diese Nacht erlebt, nur ein Traum gewesen, als plötzlich eine schon vertrocknete Blutrinne, welche quer den Weg durchschnitt und in einem dichten Gestrüppe unter uns sich verlor, mich grauenvoll an die Wirklichkeit mahnte. Ich wollte der Blutspur folgen; allein mein Führer hielt mich zurück:

— „Wohin, Herr? Haben Sie meine Warnung schon vergessen? ... Forschen Sie dem Traume nicht nach! — Es war ein Traum, — lassen Sie's auf ewig Traum bleiben."

— „Aber bei allen Heiligen, so erklärt mir wenigstens ..."

— „Bah!" — unterbrach mich der Contrabandist fast verächtlich ... „Was ist's auch weiter? Dinge, wie sie bei den Großen dieser Welt alle Tage vorkommen, und nur bei uns armen Leuten möchte man gern Aufhebens davon machen. — Und nun fragen Euer Gnaden mich nichts weiter; denn ich müßte die Antwort schuldig bleiben. Schweigen ist meines Amtes."

— „Doch bedenkt, so etwas verschweigen ..." wandte ich ein.

— „Ja, Herr," — unterbrach er mich wieder. — „Und merken Sie sich: So wenig ich irgend Jemand — und wenn sie mich auf die Folter spannten oder von wüthenden Stieren viertheilen ließen — je verrathen würde, wer Sie sind, und welches Schicksal Euer Gnaden in diese unwirthlichen Berge verschlagen hat, weil Sie meiner Verschwiegenheit sich anvertraut haben — und das ist einem Contrabandisten genug, ihm auf ewig die Lippen zu verschließen; — so wenig werden Sie oder irgend ein Sterblicher je von mir erfahren, was sich heute Nacht in der venta de los peligros begeben, weil der Wirth sich mir anvertraute, — und mehr braucht es nicht. Oder haben Euer Gnaden je gehört, daß ein Contrabandist Verrath geübt hätte an seinen Freunden? — Somit, Herr, fragen Sie mich nichts weiter, es ist Alles umsonst."

Noch fünf Tage dauerte die Reise, während welcher Zeit sich mein Contrabandist als der zuverlässigste Führer, treueste Rathgeber und ergebenste Freund bewährte. An den Thoren von Gibraltar verabschiedeten wir uns; doch als ich, nun gerettet und in Sicherheit, seinen Eifer durch einige Goldstücke belohnen wollte, wies er sie stolz zurück, und kräftig meine Hand schüttelnd, sagte er mit einer eigenthümlichen Mischung von List und Treuherzigkeit:

— „Ich will für das, was ich für Euer Gnaden gethan habe, keinen andern Lohn, als daß Sie mir schwören und mit Ihrem Ehrenworte sich dafür verpfänden, daß Sie keiner lebendigen Seele je von der venta de los peligros und dem, was Sie darin geträumt haben, erzählen."

Ich gelobte es, und wir trennten uns. Ehe wir uns aus dem Gesichte verloren, wandte sich der Contrabandist noch einmal um und legte mit einem bedeutungsvollen „Chito" (Stille, schweige) den Zeigefinger seiner rechten Hand auf die Unterlippe.

Mehrere Wochen später las ich eines Abends auf dem Militär-Casino von Gibraltar in einer englischen Zeitung: „Hauptmann R..., Adjutant des Königs und einer der berüchtigtsten Servilen, wurde bei seiner Rückkehr von den südlichen Küstenhäfen, wohin er, das Zollwesen strenger zu regeln und so die heimliche Flucht der „Liberalen" zu erschweren, entsandt war, mit zweien seiner Begleiter in den Bergen der Sierra Morena, wahrscheinlich von umherstreifenden Guerillabanden, überfallen, ermordet und die Leichen in einem dichten Gestrüppe am Wege verborgen."

Die Thäter wurden nie entdeckt.

Literarisches.

Die neue Sündfluth. Roman in 4 Bänden. Von Julius Rodenberg. Berlin, Louis Gerschel.

Vor mehreren Jahren trat Rodenberg mit seinem ersten größeren Romane, der „Straßensängerin von London," auf und bewies schon damals eine besondere Begabung für Sittenschilderung und farbenreiche Ausführung effectvoller Situationen. Sein neues Werk zeigt diese Vorzüge in erhöhtem Maße und ist in jeder Hinsicht ein bedeutender Fortschritt, wenngleich die Aufgabe, die der Dichter sich gestellt, fast zu groß, zu gigantisch für eine kurze romanhafte Behandlung erscheint. Rodenberg hat Gelegenheit gehabt, die Eigenthümlichkeiten der englischen und französischen Nation an Ort und Stelle kennen zu lernen, darum enthalten seine Darstellungen so viel Unmittelbarkeit, so viel wirkliche Localfärbung. Alles, was ein poetisch begabtes Gemüth durch die äußerliche Anschauung einer gewaltigen historischen Epoche sich anzueignen vermag, hat Rodenberg in seiner „Neuen Sündfluth" vereinigt, indem er den Leser von dem lockeren Leben am Hofe des Prinzen von Wales, des first gentleman of Europe, nach Frankreich, mitten in die Gräuel der Revolution führt. Einzelne Gestalten, einzelne Gruppen gewinnen ein lebhaftes Colorit: der Prinz von Wales, der Herzog von Orleans, die Familie des unglücklichen Königs und andere Persönlichkeiten sind anziehende Bilder, aber fast alle diese Gestalten haben etwas Passives und interessiren nur durch ihre Schwächen oder Leiden. So ist auch die Heldin, mit welcher die Hergänge äußerlich verknüpft sind, eine durch Schuld angekränkelte Erscheinung, die wohl anziehend wirkt, aber nicht geeignet ist, als Mittelpunkt eines Romans von so bedeutender Grundlage zu gelten. Eine Magdalene kann durch ein Leben voll Buße Verzeihung erlangen, aber niemals die sittlichen Ideale einer großen Zeit ersetzen. Und das fehlt uns in Rodenberg's Roman: das Positive, irgend eine sittliche Wahrheit, die verkörpert darin waltet und mit dem Fortschritt der Begebenheiten sich zu höherer Bedeutung erhebt. Möchte dann ihr Schicksal ein tragisches sein oder nicht, wenn nur die höhere Idee in ein klares Licht tritt. Abgesehen von dieser höchsten künstlerischen Forderung erfüllt Rodenberg's Roman alle Ansprüche, die man an ein unterhaltendes, farbenreiches und von mannigfachen Kenntnissen Zeugniß gebendes Werk dieser Art stellen kann. Mit der Kunst der neufranzösischen Romanciers sind die Vorgänge effectvoll in Scene gesetzt und eine Fülle von fleißiger Beobachtung, Aufmerksamkeit und Routine wirkt zusammen, um den Leser zu fesseln. Ebenso lebendig wie anfangs die Feste in Carltonhouse, sind später in ihrer Art die schrecklichen Vorgänge zu Paris geschildert; die unglückliche Marie Antoinette, in welcher ohne ihre persönliche Schuld die alte Zeit so sehr verkörpert war, daß jedes Wort, jede Aeußerung, die sie in der besten Absicht that, ihr und den Ihrigen verderblich wurden, tritt uns in der ergreifenden Hoheit ihres königlichen Märtyrthums entgegen. Ueberhaupt sind die Ursachen der Sündfluth und diese selbst anschaulich und vielseitig geschildert — aber wo ist die Arche Noah, aus welcher die Taube später fliegen kann, um den Oelzweig eines neuen Lebens zurückzubringen?

Die Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft und die Staatsverfassungen der Cantone. Von Fürsprecher Heimann. Nidau, im Selbstverlage.

Ein Buch, wie das genannte, entzieht sich im Grunde einer Beurtheilung. Das Buch besteht lediglich aus einer authentischen Urkundensammlung ohne allen weiteren Zusatz und Commentar. Es enthält den Wortlaut der schweizerischen Staatsverfassungen, wie dieselben am 1. April 1864 in gesetzlicher Kraft bestanden. Zunächst wird die Bundesverfassung der schweizerischen Eidgenossenschaft vom Jahre 1848 gegeben, und daran reihen sich die Staatsverfassungen der Einzelcantone. Daß die Ereignisse des letzten Jahres eine Revision des Buches nothwendig gemacht haben, weiß jeder Zeitungsleser. Der Curiosität wegen sei erwähnt, daß der Herausgeber sich die getreue und richtige Uebersetzung der französisch abgefaßten Verfassungsurkunden von Tessin und Genf, von Waadt und Neuenburg durch die betreffenden Canzleibeamten officiell hat bescheinigen lassen, und daß diese amtliche Bescheinigung an der Spitze seines Buches prangt.

Neues vom Büchertisch.

Burow, J., Johannes Kepler. Historische Erzählung. 2. Abth. 3 Bde. 8. Geh. 2 Thlr.

Dahn, F., Die Könige der Germanen. 3. Abtheil. Verfassung des ostgothischen Reiches in Italien. gr. 8. 1866. Geh. 2 Thlr.

Polko, Elise, Briefblätter und Frauenbilder. 16. Geh. 1½ Thlr.; in engl. Einb. mit Goldschnitt 2 Thlr.

Schwartz, M. S., Meine Lebensschicksale. Eine Erzählung. 2 Thle. 8. Geh. 1½ Thlr.

Sybel, H. von, Geschichte der Revolutionszeit von 1789—1795. 3. Auflage. 4. Halbband. gr. 8. 1 Thlr.

Adolf Theodor von Kupffer.

Von

Hugo Schramm.

(Schluß.)

Das Gauß'sche Unifilar- und Bifilarmagnetometer, mit deren Hilfe nicht allein höchst genaue Resultate der Beobachtungen erzielt, sondern diese auch mit weit größerer Bequemlichkeit und Leichtigkeit angestellt werden konnten, veranlaßten Kupffer, dem Grafen Cancrin den Vorschlag zu machen, auf noch mehr Punkten des weitausgedehnten russischen Reiches regelmäßige magnetische Beobachtungen machen zu lassen, ein Vorschlag, der von dem 1835 eingetretenen Chef des Bergingenieurstabes, General Tschefkin, mit Energie unterstützt und mit dessen umsichtiger Hilfe auch ausgeführt ward. Die vortreffliche Organisation der russischen magnetischen Observatorien zog bald die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich und veranlaßte namentlich Alexander von Humboldt, in einem aus Berlin im April des Jahres 1836 an den Herzog von Sussex, den damaligen Präsidenten der Royal Society in London, gerichteten Schreiben „über die Mittel, den Erdmagnetismus durch permanente Anstalten und correspondirende Beobachtungen zu erforschen," England aufzufordern, es solle nach dem Beispiele Rußlands ähnliche Observatorien in seinen weitläufigen, in allen Welttheilen zerstreuten Besitzungen errichten lassen. Die Vorschläge Humboldt's wurden zwar von der Societät mit Wohlgefallen aufgenommen, und sie faßte bereits im Jahre 1836 den Beschluß, das Gouvernement um die pecuniären Mittel anzusprechen, welche die Gründung permanenter magnetischer Stationen erforderte, zur Ausführung schien es aber nicht kommen zu wollen. Erst die langerwünschte Rückkunft des Sir John F. W. Herschel vom Vorgebirge der guten Hoffnung belebte von Neuem diese wichtige Angelegenheit und erweiterte zugleich den Plan der Unternehmung dadurch großartig, daß der Bau magnetischer Häuser an eine neue, dem Capitän James Roß übertragene Seeexpedition geknüpft wurde, welche die magnetischen Curven der Abweichung, der Inclination und der Intensität bis gegen den Südpol hin bestimmen sollte.

Da man den Plan der Beobachtungen auf den zu gründenden Stationen nicht eher bestimmen wollte, als bis man sich mit den Magnetbeobachtern (Magneticians) auf dem Continente in Verbindung gesetzt hätte, so begaben sich zu diesem Behufe E. Sabine und W. Lloyd im Sommer 1839 nach Göttingen; aber auch Kupffer traf zu gleicher Zeit daselbst ein, und so konnte unter dem Vorsitze von Gauß ein gemeinschaftlicher Plan für die magnetischen Beobachtungen

ausgearbeitet werden. Nach diesem Plane sollten auch in Rußland die alten Observatorien, von denen nun bereits welche in Petersburg, Helsingfors, Ekatherinenburg (im Ural), Barnaul (am Fuße des Altai), Nertschinsk und Sitka (an der Nordwestküste des russischen Amerika) existirten, während eines sogar die russische Mission in Peking besaß, nicht allein vergrößert und mit neuen Instrumenten versehen, sondern auch vermehrt werden. In Folge dessen wurden dergleichen noch in Tiflis, Slatoust (im Süden vom Ural), Bogoslawsk (im Norden von Ekatherinenburg) und Lugan (in den Steppen des Don) errichtet, denen sich später auch ein Observatorium in Moskau anschloß. Für die englischen Beobachtungen ward, wie gesagt, bloß ein dreijähriger Termin gesetzt, dieser indessen nach seinem Ablauf, einer Aufforderung Kupffer's gemäß, noch um drei Jahre verlängert. Im Juni des Jahres 1845, dem letzten Jahre der englischen Beobachtungen, fand abermals eine magnetische Conferenz statt, und zwar diesmal in Cambridge, welcher Kupffer gleichfalls beiwohnte. Obgleich auf dieser Conferenz beschlossen wurde, die Unterstützung der englischen Regierung nicht mehr in Anspruch zu nehmen, so erhielten sich doch die meisten englischen Observatorien in ihrer Thätigkeit, da dieselben zum großen Theil aus den Mitteln bereits bestehender Anstalten (wie z. B. der königlichen Sternwarte in Greenwich ꝛc.) errichtet worden waren. Nach der Rückkehr Kupffer's machte auch die russische Regierung ihre provisorisch gegründeten magnetischen Observatorien zu beständigen Anstalten und reihte sie den übrigen wissenschaftlichen Instituten des Reiches an. Das magnetische Observatorium in Petersburg ward in den Garten des Bergcorps verlegt.

Mit den magnetischen Beobachtungen gingen aber auch, wie wir hier nachzutragen haben, und zwar ganz besonders in Rußland, hier auch von allem Anfang an, meteorologische Observationen Hand in Hand. Zwar war es nun höchst anerkennenswerth, daß die russische Regierung auch den meteorologischen Beobachtungen ihre Unterstützung gewährte, der für seine Wissenschaft begeisterte Kupffer strebte aber danach, die Regierung noch zur Ausführung eines weit großartigeren Planes zu bewegen, eines Planes, den er bereits im Jahre 1829 mit Humboldt besprochen hatte. Worin derselbe aber bestand, wird uns folgendes von Kupffer an Humboldt gerichtete Schreiben sagen:

„Herr Baron! *)

Nachdem ich über die Mittel nachgedacht habe, welche angewendet werden müßten, um die drei Vorschläge in Ausführung zu bringen, die Ew. Excellenz der Akademie in dem in der Sitzung vom 16. November gehaltenen Vortrage gemacht haben, bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieser Zweck nur auf eine mit dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaften übereinstimmende und meines Vaterlandes würdige Weise erreicht werden kann, nämlich durch die Gründung eines speciell dem Studium der magnetischen und meteorologischen Erscheinungen gewidmeten Observatoriums; und indem ich auf Ihre Nachsicht rechne, wenn ich mich getäuscht habe, wage ich es, Sie um Ihre Meinung in Bezug auf das Project zu befragen, dessen hauptsächlichste Punkte im Folgenden dargelegt werden sollen.

Ich habe nicht nöthig, Ihnen zu wiederholen, was Sie so trefflich in Ihrer Rede auseinandergesetzt haben, daß die große Ausdehnung des russischen Reiches für die Meteorologie die interessantesten Aufschlüsse über die Vertheilung der Temperaturen auf der Erdoberfläche verspricht; für die Theorie des Erdmagnetismus aber die werthvollsten Daten über die hundertjährigen Variationen der magnetischen Declination und Inclination, über die Retrogradation der Linien ohne Abweichung u. s. w. Seit langer Zeit hat man sich die größte Mühe gegeben, die auf einigen interessanten Punkten meines weiten Vaterlandes ausgeführten Beobachtungen zu sammeln; man hat sich mit unvollkommenen begnügt, weil man geglaubt hat, daß diese besser seien als gar keine; ausländische Gelehrte, die Rußland nach allen Richtungen durchstreiften, haben daraus für die Wissenschaft Vortheil gezogen, während wir selbst, wie wir zu unserer Schande gestehen müssen, nicht gewußt haben, unsere Lage zu benutzen. Es ist auch nicht nothwendig, zu Ihnen von der Nützlichkeit eines solchen

*) Wir geben den Brief in der Uebersetzung; das Original ist französisch abgefaßt.

Unternehmens zu sprechen,*) von den immensen Vortheilen, welche die Schifffahrt und die Bodencultur daraus ziehen könnten. Ich will daher gleich die einzelnen verschiedenen Theile aufzählen, aus denen das magnetische und meteorologische Observatorium bestehen soll.

1) Das für den Magnetismus und für die Meteorologie zu gründende Observatorium muß mit den Instrumenten ausgestattet werden, welche zu allen auf die Theorie des Erdmagnetismus, auf die meteorologischen Erscheinungen und auf die Physik der Erdkugel im Allgemeinen bezüglichen Beobachtungen erforderlich sind; um diese Instrumente aber aufbewahren und mit ihnen experimentiren zu können, muß es (das Observatorium) die dazu nöthigen Localitäten enthalten; desgleichen für eine Wohnung des Directors und seiner Assistenten. Außerdem muß der Director eine jährlich auszuzahlende Summe zur Unterhaltung des Observatoriums, zum Ankauf neuer Instrumente, zur Vornahme neuer Experimente u. s. w. zur Disposition haben.

2) Der Director muß verpflichtet sein, magnetische und meteorologische Beobachtungen im Observatorium anzustellen, meteorologische und magnetische Instrumente an instruirte Personen zu vertheilen, welche an interessanten Punkten im Innern des Reiches wohnen, die von solchen Personen einzuschickenden Beobachtungen zu berechnen und zu vergleichen, und endlich, den Lauf der Abweichungslinien, welche durch Rußland gehen, zu bestimmen und ihren Gang zu beobachten, indem er sie von Zeit zu Zeit in ihrer ganzen Länge untersucht. Der Director muß zwei bis drei Assistenten haben, welche unter ihm arbeiten werden.

3) Die im Observatorium anzustellenden meteorologischen Beobachtungen sind:

a) Beobachtungen mit dem Thermometer. Dasselbe ist wenigstens dreimal am Tage zu beobachten und außerdem das Maximum und Minimum der Wärme an jedem Tage. Auch muß man von Zeit zu Zeit stündliche Beobachtungen machen, und zwar Tag und Nacht an einem oder zwei Tagen. Man muß schließlich die Bodentemperatur mit Hilfe eines in den Boden gesteckten Thermometers beobachten. b) Beobachtungen mit dem Barometer. Die Stunden der Observationen sind derart zu vertheilen, daß man nicht nur den absoluten Barometerstand des Ortes, sondern zugleich auch dessen Variationen daraus ableiten kann. c) Beobachtungen über die Windrichtung. d) Beobachtungen über die Regen- und Schneemenge, welche jährlich fällt, über den hygrometrischen Stand der Luft u. s. f. Außerdem muß man neue Erfahrungen in Bezug auf Alles, was die Meteorologie betrifft, zu sammeln suchen — ebenso sehr, um die physikalischen und chemischen Processe zu studiren, durch die jene verschiedenen Erscheinungen herbeigeführt werden, als um neue Instrumente zu erfinden, welche dazu beitragen könnten, die Beobachtungen noch genauer zu machen.

4) Die magnetischen Beobachtungen müssen umfassen: a) die absolute Declination und die Inclination der Nadel. b) die stündlichen und jährlichen Variationen der Declination und Inclination und deren unregelmäßige Veränderungen. c) die Variationen der Intensität der Kräfte des Erdmagnetismus. d) man muß über gewisse Tage im Jahre übereinkommen, an denen man die Veränderungen der Declination und Inclination auf mehreren verschiedenen Punkten sowohl in Rußland, wie im Auslande beobachten will, an demselben Tage und zu denselben Stunden. e) es sind außerdem Versuche anzustellen, um die Theorie des Erdmagnetismus im Allgemeinen aufzuklären. f) man muß den Lauf der Declinationslinien, welche durch Rußland gehen, genau bestimmen, ebenso das Gesetz, nach welchem die Abweichung auf den beiden Seiten dieser Linie zunimmt; eine Arbeit, die alle zehn Jahre zu wiederholen ist, um den Weg jener Linien kennen zu lernen.

5) Die meteorologischen und magnetischen Instrumente, welche man in's Innere vertheilen wird, müssen sorgfältig verglichen worden sein mit denen des magnetischen Observatoriums zu St. Petersburg. Die im Innern gesammelten Beobachtungen sind mit denen von Petersburg zu ver-

*) Wenn man bedenkt, daß das russische Reich eine Festlandfläche ist, welche größer als die ganze uns zugekehrte Oberfläche des Mondes — dann wird man einsehen, welche bedeutenden Gesetze des Gesammterdlebens aus den gleichzeitigen und verglichenen Beobachtungen auf solchem weiten Erdraume gefolgert und verständlich werden können. — Anm. des Verf.

einigen und mit der Angabe der daraus gezogenen Resultate alljährlich zu veröffentlichen. Die Darlegung der anderen in Bezug auf die Theorie der magnetischen und meteorologischen Phänomene gemachten Erfahrungen ist beizufügen.

6) Sobald die Regierung die Unternehmung irgend einer wissenschaftlichen Expedition in das Innere des Reiches oder in ferne Länder anbefohlen hat, so hat der Director Sorge zu tragen, daß die physikalischen Instrumente, welche man mitnehmen wird, mit denen des Observatoriums verglichen werden, ja er wird selbst Instrumente für die Expedition liefern.

7) Der Director muß gehalten sein, allen Reisenden, welche darum bitten, detaillirte Unterweisungen in Bezug auf die Meteorologie und den Magnetismus zu ertheilen. Auch hat er jährlich einen kurzen Cursus von Vorlesungen über die Theorie des Magnetismus und der meteorologischen Erscheinungen zu geben, dem die Eleven der Seeschule, des Instituts der Ingenieure für die Communicationswege und des pädagogischen Instituts beiwohnen können.

Ich bitte Ew. Excellenz, aus diesem Projecte zu streichen oder demselben hinzuzufügen, was Sie für gut halten; seien Sie überzeugt, daß ich niemals vergessen werde, wie es Ihre Wünsche sind, denen ich Ausdruck gegeben, und daß es Ihre Ideen sind, die ich in Ausführung bringen will.

Ich habe die Ehre zu sein, Herr Baron, Ihr ganz ergebener A. T. Kupffer."

St. Petersburg, am 21. November 1829.

Nichts Anderes hatte demnach unser Gelehrter schon damals im Sinne, als die Errichtung einer großen Centralanstalt für alle magnetischen und meteorologischen Beobachtungen in Rußland. Kein Wunder, daß Humboldt darüber entzückt war, seine kundgegebenen Gedanken und Wünsche von einem der befähigtsten Köpfe und begeistertsten Jünger der Naturwissenschaften so erfaßt zu sehen. Seine Antwort ließ nicht lange auf sich warten, denn zwei Tage später schrieb er in französischer Sprache an Kupffer den folgenden, wörtlich übersetzten Brief:

„Sehr geehrter Herr College.

Der Brief, den Sie so gütig gewesen sind, an mich unter'm 21. November zu richten, enthält den Ausdruck der Wünsche, die ich seit langer Zeit hege. Zu dem, was Sie über die Nützlichkeit eines den Fortschritten der Erdkunde gewidmeten Observatoriums sagen, habe ich nichts hinzuzufügen. Nichts vermöchte so unmittelbar zu dem Ziele zu führen, welches wir uns setzen, als eine Anstalt, die Sie im Sinne haben. Dieselbe würde ein Mittelpunkt für die Thätigkeit in diesem weiten Reiche sein, nicht nur nutzenbringend für die Kenntniß der Erscheinungen, welche bei dieser Ausdehnung erforscht werden können, sondern auch vornehmlich dazu nützlich, um alles das zu leiten und zu überwachen, was im Innern und während der Umschiffungen der Erde, welche die Regierung innerhalb sehr kurzer Zeitabschnitte anordnet, vorzunehmen ist. Ich habe nicht erst nöthig, Ihnen zu sagen, wie sehr das übrige Europa der Ausführung dieses Projects Beifall spenden wird. Gleiche Methoden, gleichartige Instrumente, Mittheilungen der entferntesten Punkte unter einander, alles das würde durch eine stabile und permanente Anstalt leicht erzielt werden, in der Sie das regelmäßig fortzusetzen im Stande wären, was Sie trotz der durch die Localitäten in den Weg gelegten Hindernisse mit so viel Erfolg begonnen haben. — Die Umstände scheinen mir für diese edle Unternehmung günstig zu sein und Sie werden durch Mittheilung unserer Ideen an den trefflichen Herrn von Parrot (unsern Aeltesten in der Physik)*) in diesem eine mächtige Hilfe finden. Ich spreche nicht von unserem Präsidenten, der Alles beschützt und begünstigt, was dazu führt, den Stand unserer Kenntnisse auf eine hohe Stufe zu bringen.

Genehmigen Sie, mein verehrungswürdiger College, den Ausdruck meiner Zuneigung und Ergebenheit.

St. Petersburg, den 23. November 1829.

A. Humboldt."

Aber die Hoffnung", die Regierung für die Ausführung des bedeutungsvollen Projects zu gewinnen, sollte doch nicht so schnell in Erfüllung gehen. Der Kostenpunkt scheint große Schwierigkeiten gemacht

*) Georg Friedrich von Parrot (geb. den 5. Juli 1767 in Mömpelgard, gest. den 8. Juli 1852 auf einer Besuchsreise in Helsingfors) lebte seit 1826 als emeritirter Professor der Physik zu Dorpat in St. Petersburg und war Mitglied der Akademie.

zu haben, wie dies wenigstens aus einem vom 20. October 1836 datirten und an Humboldt gerichteten Briefe Kupffer's hervorgeht. Selbst die lebhafteste Befürwortung und die eifrigsten Bemühungen jenes in so hoher Gunst beim Kaiser Nikolaus stehenden Fürsten der Wissenschaft vermochten diesen Stein des Anstoßes nicht gleich aus dem Wege zu räumen, und unser Kupffer mußte sich daher, wie wir gesehen haben, immer nur damit begnügen, die einzelnen, kleinen Beobachtungswarten gut ausgestattet und vermehrt zu sehen. Aus dem die heißerwünschte Gründung eines Centralobservatoriums betreffenden Briefwechsel mit Humboldt seien hier noch folgende Briefe desselben an Kupffer mitgetheilt, aus denen zugleich hervorgeht, wie hoch jener diesen schätzte.

„Mein theurer und vortrefflicher Freund!

Ich habe in dieser Nacht, wo der Baron von Meyendorf unerwartet abreist, kaum Zeit, Ihnen den Ausdruck meiner lebhaften Dankbarkeit darzubringen sowohl für das kostbare Geschenk, welches Sie mir mit ihren magnetischen und meteorologischen Beobachtungen gemacht haben, als auch für all' das Liebenswürdige, das Ihr Brief vom 10. Januar für mich in sich schließt. Endlich habe ich Gelegenheit gehabt, direct an den Kaiser zu schreiben, und ich habe Sie ganz ausdrücklich auf eine Weise namhaft gemacht, welche (wie ich glaube) einige Wirkung hervorbringen wird. Ich schicke Ihnen das Concept des Briefes, der mit diesem hier zugleich abgeht. Auch habe ich auf das Wärmste und Dringendste an Herrn Cancrin geschrieben, und von Ihnen das gesagt, was mir mein Herz dictirt hat. A. Humboldt.

Berlin, den 11. August 1839."

* * *

„Ich habe soeben, mein trefflicher Freund, Ihren wichtigen Brief über die Munificenz des Kaisers erhalten!! Ich bin auf dem Gipfel meiner Wünsche. Sie werden große und schöne Dinge ausrichten. Ich habe keine Zeit, Ihnen heute ausführlicher zu schreiben. Dieser Brief hat keinen andern Zweck, als den, Ihrem sehr freundschaftlichen Interesse zwei ebenso geistreiche als liebenswürdige Geologen zu empfehlen, Herrn Murchison und Herrn de Verneuil. Beide sind Ihrer Aufmerksamkeit würdig. Ich erwarte den Grafen Cancrin, meinen und Ihren Protector, wie den Messias. Seien Sie versichert, daß ich bei ihm und in noch höheren Regionen das Unmögliche thun werde, um die Erbauung des physikalischen Observatoriums zu beschleunigen! Tausend herzliche Achtungsbezeugungen. Meine Ehrerbietung dem trefflichen General Tschefkin. A. Humboldt.

Berlin, den 27. Mai 1840."

Humboldt that „das Unmögliche" und mußte doch zu seinem und Kupffer's höchsten Leidwesen noch mehrere Jahre verstreichen sehen, bevor wirklich endlich das Project in seinem vollen Umfange genehmigt ward. Dies war nämlich nicht eher als im Jahre 1844 der Fall. Als aber endlich die Genehmigung durch die Regierung erfolgt war, erachtete es Kupffer für nothwendig, bevor an die Erbauung des Observatoriums geschritten werden sollte, sowohl mit Humboldt noch persönlich alles Nöthige zu besprechen, als auch die neuesten Fortschritte auf dem Gebiete der Beobachtungsmethoden kennen zu lernen und die jüngst in Deutschland erstandenen magnetischen Etablissements in Augenschein zu nehmen. Er schrieb daher an diesen, er möchte ihm die Erlaubniß (und natürlich auch die Mittel) zu einer Reise in's Ausland auswirken. Humboldt unternahm dies mit Freuden, und meldete es unserm Kupffer in folgenden Zeilen:

„Mein theurer Freund! Ich habe Ihren Wunsch erfüllt, einen zärtlichen Brief unter demselben Datum 10. April an den Finanzminister geschrieben. Ich habe die Motive Ihres Herkommens besonders gegründet auf die Veränderungen, die man in neueren Zeiten (Lamont in München und selbst Wilhelm Weber) zur Verkleinerung des Gaußischen Apparats vorgeschlagen, ja praktisch in Ausübung gebracht. Ich habe gezeigt, wie nothwendig und wichtig es wäre, Sie Berlin, wo ich fest bis August sein werde, das neue Etablissement von Wilhelm Weber in Leipzig und Lamont's magnetisch-meteorologisches Haus in München selbst sehen zu lassen. Ich hoffe, daß mein Brief Effect machen wird, da ich von Ihnen so spreche, wie S i e es verdienen. Zürnen Sie nicht, daß ich so spät schreibe, meine eigene Unpäßlichkeit und die Ungewißheit über die Lage unseres vortrefflichen Ministers haben mich zögern

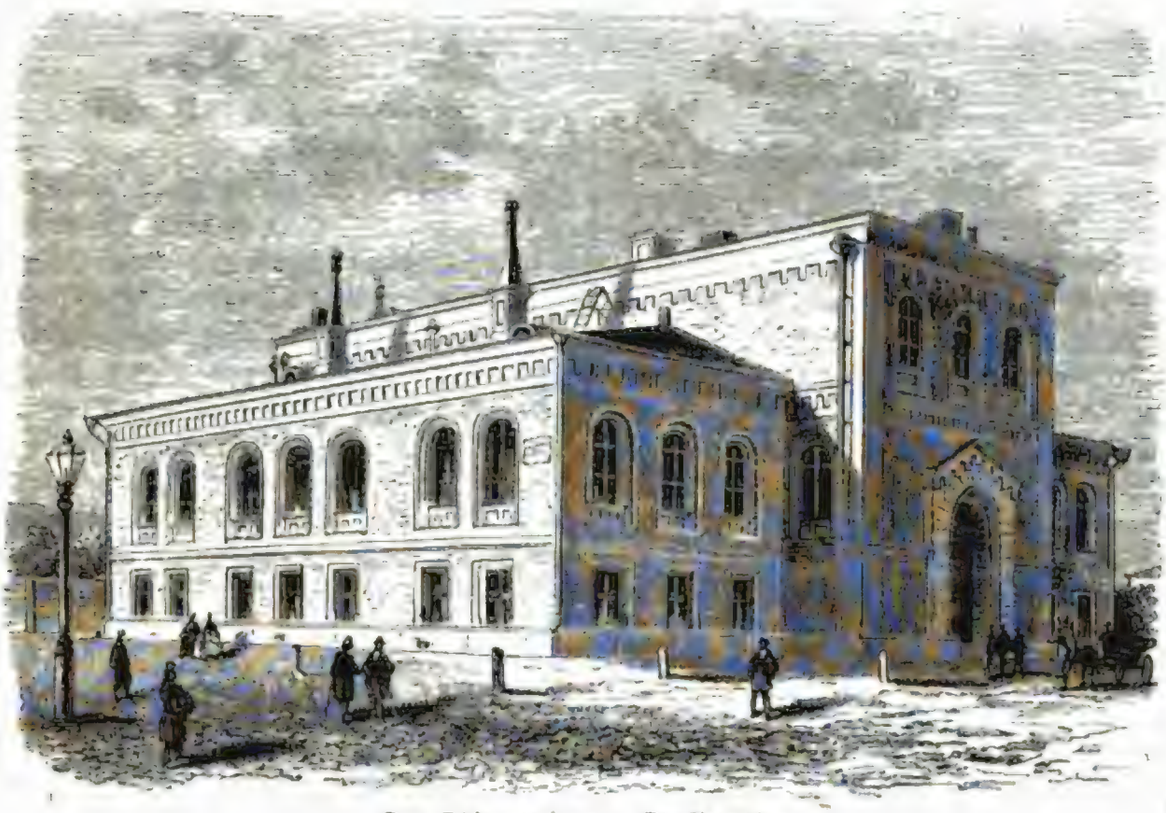
laſſen. Mit alter Anhänglichkeit und Freundſchaft Ihr A. Humboldt.

Berlin, den 10. April 1844.

Laſſen Sie Profeſſor Fiſcher vielen, vielen Dank ſagen für eine ſehr intereſſante topographiſche Notiz, die er mir mitgetheilt.

Rechnen Sie auf meine unverbrüchliche Freundſchaft."

Auch wie das „zärtliche" Schreiben an den Grafen Cancrin lautete, können wir unſeren Leſern mittheilen:



Das Obſervatorium zu St. Petersburg.

„Herr Graf!

Die Gründung eines phyſikaliſchen Obſervatoriums in der Hauptſtadt des weiten ruſſiſchen Reichs bezeichnet eine neue Aera in der Geſchichte der Wiſſenſchaften: es iſt eine Wohlthat, um welche diejenigen vermehrt werden, durch die das kaiſerliche Bergcorps vermittelſt einer des erhabenen Namens des Souveräns würdigen Freigebigkeit es verſtanden hat, ſolide und nützliche Kenntniſſe bis in die fernſten Provinzen zu verbreiten. Ich habe den Entwürfen, welche Ew. Excellenz die Gewogenheit gehabt haben mir mitzutheilen ſehr wenig hinzuzufügen. Es handelt ſich darum, ein Gebäude aufzuführen, welches dem geſtellten Zwecke angepaßt iſt und bei dem man Alles zu vermeiden hat, was lediglich zu prachtvollen Zierrathen dienen würde. Zu den Beobachtungen, denen der Bau angepaßt ſein muß, da ſie von ſehr verſchiedener Natur ſind, werde ich mir erlauben, für Eure Excellenz in aller Kürze einige ſpecielle Bemerkungen zu machen.

Erdmagnetismus. Der glückliche Impuls, den Herr Gauß (von Göttingen) der Art und Weiſe, die Meſſungen der ſtündlichen Declination und der Intenſität der magnetiſchen Kräfte zu vervollkommnen, gegeben, hat bei der Vornahme der Unterſuchungen ſelbſt verſchiedene Meinungen entſtehen laſſen. In einem neuen Etabliſſement iſt es nothwendig, die beziehendliche Nützlichkeit der Methoden des Herrn Lloyd zu Dublin und des Herrn Lamont zu München zu erwägen. Man hat ziemlich allgemein gedacht, daß es nützlich ſein würde, das Volumen der aufgehängten Stäbe zu verringern. Herr Weber ſogar, der dem Syſtem des Herrn Gauß ſo zugethan iſt, wird ſich in dem neuen magnetiſchen Etabliſſement zu Leipzig 1 Fuß langer Stäbe bedienen. Derſelbe Phyſiker hat eine indirecte Methode, die Inclination zu erkennen, welche präciſer iſt als die des Herrn Kreil zu Prag, bei welcher man einen vertikalen Stab von 3 Fuß Länge anwendet.

Meteorologie. Ich wünsche sehr, daß die Elektricität der Luft und die Wärme des Erdinnern, über welche bereits Herr Kupffer in seinen Geoisothermenlinien ein so helles Licht verbreitet hat, Gegenstände ernster Forschungen werden möchten; für die Erforschung der Elektricität in der Atmosphäre werden kleine, damit sich laden lassende Säulen,*) wie sich deren Herr Arago eine Zeit lang im Pariser Observatorium bedient hat, und festgehaltene Ballons eine gute Hilfe gewähren. Da der Erdmagnetismus vielleicht nichts Anderes als die Wirkung von Strömen ist, inducirt durch die Elektricität der Atmosphäre und durch die wärmeerzeugende Thätigkeit der Sonne, so müssen die beiden Arten von Beobachtungen, der Elektricität sowohl als des Magnetismus, Hand in Hand gehen. Dies wird besonders zu den Zeiten nöthig sein, in denen sich leider ziemlich selten Nordlichter, Lichtwirkungen magnetischer Ungewitter, zeigen. Wir werden heutzutage die Veränderungen des Magnetismus in seinen drei Aeußerungen der Declination, Inclination und Intensität der Kräfte äußerst genau messen: was besonders noch zu entdecken bleibt, ist die physische Ursache der Variationen und ob der Sitz der magnetischen Oscillationen sich im Erdkörper oder in der Luft befindet. Oft gibt sich ein magnetisches Ungewitter ohne Polarlicht kund; vielleicht wird die nördliche und südliche Lage von St. Petersburg eine örtliche Gelegenheit darbieten, um das zu entdecken, was bisher nur den Zweifel oder eine betrübende Vielfältigkeit gleich wahrscheinlicher Erklärungen geboten hat. Die Untersuchungen über die innere Wärme der Erde erfordern an dem Etablissement einen Garten, dessen Bezirk abgeschlossen ist, denn man muß darin mit Sicherheit Thermometerröhren 1, 2, 3 bis 30 Fuß tief placiren können. Dies ist ein sehr schwieriges Verfahren, über das man aber in Paris und Brüssel bei den Herren Arago und Quetelet gute Kenntnisse gesammelt hat. Herr Budberg hatte kaum angefangen, sich in Schweden damit zu beschäftigen, als er uns leider durch den Tod entrissen ward. Es ist wichtig, zu erfahren, bis zu welcher Tiefe der Boden gefriert und in welcher sich das Eis gegen den Monat Juli hin erhält. Es gibt selbst in Petersburg Orte, wo man nach der Versicherung der Baumeister zur Sommerzeit, im August und Anfang September, beim Graben von Brunnen oder des Grundes von Häusern immerwährendes Eis gefunden hat. Anomalien dieser Art würden, trotz der Breite des Ortes, nichts Unwahrscheinliches haben.*) Da wir so wenig die leitenden Eigenschaften der Wärme in den verschiedenen Erdreichen kennen, so sind kleine Summen dazu zu verwenden, Arbeiten vornehmen zu lassen, welche den Wärmestand der übereinanderliegenden Schichten von Monat zu Monat zur Wahrnehmung bringen, indem man ihn nicht bloß vermittelst langer Röhren beobachtet, sondern indem man gradezu in die Erde gräbt.

Ich habe im Obigen mehrere Probleme berührt, durch welche die Meteorologie auf die Bodencultur Einfluß ausübt. Ich habe ferner daran erinnert, daß in diesen letzten Jahren die Apparate des Herrn Gauß mehreren wichtigen Veränderungen unterworfen sind. Die Einrichtungen müssen nothwendiger Weise den Apparaten und den Beobachtungsmethoden, die angewendet werden sollen, angepaßt sein. Ich habe schließlich anführen müssen, was zweifelhaft bleibt und was die Arbeiten seit der Reise nach dem antarktischen Pole und der Gründung des schönen Etablissements zu München durch Herrn Lamont für die Wissenschaft der Beobachtung ergeben haben. Es könnte der gründlichen Art und Weise, mit der Ew. Excellenz die glückliche Gewohnheit haben, Ihre Unternehmungen zur Ausführung zu bringen, nur würdig sein, uns noch einmal auf einige Monate meinen gelehrten Freund, Herrn Kupffer, den Director Ihres zukünftigen Observatoriums, nach Deutschland zu schicken. Ich kann darauf zählen, mich wenigstens bis zum Monat August sehr ruhig in Berlin oder

*) Volta'sche Säulen.

*) So hatte Humboldt selbst in Bogoslawsk (im russischen Gouvernement Perm gelegen) mitten im Sommer einen Brunnen graben lassen und war schon bei sechs Fuß Tiefe auf Eis von zehntehalb Fuß Dicke gestoßen, wobei es merkwürdig bleibt, daß trotz dieser unterirdischen Eismassen die zwar kurze, aber starke Sommerwärme schnell den oberen Erdboden aufthaut und eine sehr fruchtreiche Ernte befördert. In Norwegen, das gleich hoch und höher gegen den Nordpol liegt, wächst selbst im Winter frisches Gras und Moos unter dem Schnee.

Sanssouci zu befinden, bevor ich vielleicht den König später nach den Provinzen begleite. Die Reise von St. Petersburg nach Berlin ist gegenwärtig so leicht. Herr Weber, der Theilnehmer aller großen magnetischen Arbeiten zu Göttingen, ist mit der Vollendung seines Etablissements zu Leipzig beschäftigt. Herr Kupffer würde demnach nur Berlin, Leipzig, Prag und München zu besuchen haben, um Rücksprache zu nehmen, um selbst zu sehen und sich über alle an den Apparaten vorzunehmenden Aenderungen zu entscheiden. Es ist so unbestimmt, einander zu hören, ohne sich zu sehen. Ich würde bei meinem Alter sehr glücklich sein, Herrn Kupffer wiederzusehen, in dem Sie einen außergewöhnlichen Menschen (un homme supérieur) besitzen. Ich wünschte ungemein, daß er selbst meine Ansichten kennen lernen möchte, und daß Ew. Excellenz den Wunsch günstig aufnehmen könnte, den ich ohne zu zögern ausspreche. Ich habe das 74. Jahr zurückgelegt und die Zeit eilt und Sie beehren mich mit Ihrer Freundschaft!

Genehmigen Sie, Herr Graf, ich bitte Sie, die Darbringung der hohen und ehrerbietigen Hochachtung wie der lebhaften Dankbarkeit, mit denen ich die Ehre habe zu sein, Herr Graf, Ew. Excellenz sehr ergebener und sehr gehorsamer Diener

A. v. Humboldt.

Berlin, den 10. April 1844."

Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß Humboldt obige Bitte in Betreff einer Reise Kupffer's nach Deutschland nicht vergeblich ausgesprochen hatte und daß auch alle seine übrigen, in Form von Bemerkungen kundgegebenen Wünsche erfüllt worden sind.

Zwar schon früher im Bau vollendet, begann das physikalische Observatorium im Juli des Jahres 1848 seine volle, großartige Wirksamkeit. Das schöne, unseren Lesern durch vorstehende Abbildung zur Anschauung gebrachte Gebäude desselben, liegt dem Bergcorps gegenüber am Anfange der 23. (also so ziemlich letzten) Linie der Vorstadt Wassili-Ostrow, nahe dem Ufer der Großen Newa. Die meteorologischen Beobachtungen werden theils auf der Plattform des Hauses, theils in dem Garten angestellt, in welchem auch vor ein Paar Jahren für die magnetischen Beobachtungen noch ein besonderes Häuschen erbaut worden ist.

Die Resultate aller in ganz Rußland angestellten und vom Director unter einander verglichenen magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, von welchen letzteren auch eine große Anzahl in Gymnasien, in landwirthschaftlichen und militärischen Anstalten, von Privatpersonen, von Officieren ꝛc. regelmäßig gemacht worden sind und noch gemacht werden (selbst in den Kirgisensteppen, an den Ufern des Kaspischen Meeres und Aralsees u. s. w.), sind alljährlich, und zwar am Ausführlichsten in den russisch und französisch abgefaßten „Annalen des physikalischen Centralobservatoriums" veröffentlicht und mit höchster Liberalität theils an in- und ausländische wissenschaftliche Gesellschaften und Anstalten, theils an viele Privatgelehrte vertheilt worden. Sie füllen jedesmal einen dicken Quartband! Da aber das späte Eintreffen von Beobachtungen an sehr entfernten Orten (so sind die in Sitka angestellten Observationen zuweilen erst fast nach Jahresfrist im Centralinstitut eingetroffen) auch ein spätes Erscheinen der Annalen zur Folge haben mußte, so hat Kupffer alle Vierteljahre sogenannte „meteorologische Correspondenzen" mit graphischen Darstellungen des Barometerstandes und der mittleren Temperatur derjenigen Orte veröffentlicht, von denen die Beobachtungen bereits eingelaufen waren. Es ist wohl unnöthig, auf das Verdienst- und Werthvolle einer solchen beschleunigten Veröffentlichung noch erst besonders hinzuweisen. Der rühmlichst bekannte Meteorolog W. Dove in Berlin schrieb daher auch einmal an Kupffer: „Die Wissenschaft kann Ihnen nicht genug Dank dafür wissen, daß die Herausgabe der meteorologischen Beobachtungen so rasch erfolgt, während in England die seit Jahren versprochenen Bände immer noch nicht erschienen sind; Van Diemensland ist immer noch nicht publicirt, obgleich, wie es hieß, seit vier Jahren fertig!" Außerdem war Kupffer als Director der Centralanstalt nach §. 11 des Reglements derselben gehalten, am Ende eines jeden Jahres ein gedrucktes Compte-rendu über die in sämmtlichen Anstalten ausgeführten Arbeiten an den Minister der Finanzen einzureichen.

Ein anderer Artikel des Reglements lautet: „Obgleich dieses Etablissement besonders der Erforschung Rußlands gewidmet

ist, so ist es doch seinem Director erlaubt, die Mittel, welche es ihm bietet, auch dazu anzuwenden, soviel es möglich ist, im Auslande an Allem theilzunehmen und mitzuwirken, was sich auf die Meteorologie und den Erdmagnetismus bezieht." Diesem Artikel zu Folge machte Kupffer im Jahre 1850 wieder eine Reise nach England, Frankreich und Deutschland, theils um seine neugewonnenen Ansichten und Erforschungen durch das lebendige Wort mit denen der ihm bereits auch persönlich bekannten Größen seiner Wissenschaft auszutauschen, theils um neue Bekanntschaften und Verbindungen anzuknüpfen, theils um der, in diesem Jahre grade in Edinburg tagenden „Britischen Gesellschaft" seine Dienste zur Ausführung eines von ihm entworfenen Projects anzubieten, nach welchem sich bald die ganze Oberfläche der Erde mit einem Netze meteorologischer Stationen überziehen sollte. Derartige wissenschaftliche Reisen nach dem Auslande, wie außerdem noch Inspectionsreisen im Innern Rußlands, machte Kupffer, namentlich später, fast alljährlich. Seine letzte im Jahre 1864 hatte hauptsächlich den Zweck, die nöthigen Verbindungen anzuknüpfen, um auch für die russischen Küsten und Hafenplätze die telegraphischen Witterungsberichte und Sturmsignale einzuführen, welche sich, zuerst in England vom verstorbenen Admiral Fitz-Roy aufgebracht, so vielfach bereits als segensbringend bewährt haben. Es sollte ihm aber nicht vergönnt sein, diese schöne Erfahrung in seinem eigenen Vaterlande zu machen, denn der Tod rief ihn noch vor der persönlichen Ausführung seines Planes ab. Wenigstens aber hat es Rußland Kupffer's Bemühungen und Vorarbeiten zu danken, daß es dieses hochwichtigen praktischen Nutzens der Meteorologie jetzt gleichfalls theilhaftig geworden ist.

Trotz des ungeheuren Aufwandes von Fleiß aber, welchen das Sammeln, Vergleichen und Berechnen der magnetischen und meteorologischen Beobachtungen fortwährend veranlaßt hat, einer Arbeit, der Kupffer auch stets mit höchster Gewissenhaftigkeit obgelegen, hat er doch noch Zeit gefunden, sich auch mit anderen, insbesondere auch praktischen physikalischen Fragen zu beschäftigen, wozu ihm durch das Centralobservatorium die reichsten Mittel geboten waren.

Fassen wir nun seine werthvollen Untersuchungen über die Elasticität der Metalle zuerst in's Auge.

Gegen den König Hieron den Jüngeren von Syrakus soll einst Archimedes, nachdem er zu dessen höchster Verwunderung mittelst eines Hebels ein Schiff zu Lande fortbewegt hatte, die bekannte Aeußerung gethan haben: „Gieb mir einen genügend festen Stützpunkt (außer der Erde) und ich will die Erde aus ihren Angeln heben!" Indem mit diesen kühnen Worten die Bedeutung des Hebels ausgedrückt wird, jener Elementarmaschine, auf die sich fast ausschließlich alle anderen Maschinen gründen, und deren Gesetz das Grundgesetz der ganzen Mechanik ist, wird zugleich diejenige Eigenschaft der Körper in das ihr gebührende Licht gestellt, auf welche deren Verwendung zu Constructionen aller Art beruht. Wir meinen die Festigkeit der Körper, oder den Widerstand, welchen diese einer Trennung ihrer Theile entgegensetzen. Daß hierbei nur von festen Körpern die Rede sein kann, versteht sich von selbst, da die diese Eigenschaft erzeugende Kraftquelle, die Cohäsion, den flüssigen Körpern nur in sehr geringem Grade innewohnt.

Aus dem Obigen ergibt es sich nun, wie ungemein wichtig das Studium der den verschiedenen Körpern eigenen Festigkeit sowohl für die Theorie als namentlich für die Praxis vieler Gewerbe ist.

Leider ist jedoch dieses Studium mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Es ist nämlich die Größe der Festigkeit nicht bloß, wie selbstverständlich, bei den verschiedenen Körpern verschieden, sondern auch je nach den Umständen bei einem und demselben Körper. Obgleich nun aber die Physiker schon seit Galilei sich bemüht haben, die Gesetze der Cohäsion zu ergründen, so ist doch die Lösung dieser wichtigen Frage bis auf die Gegenwart noch äußerst mangelhaft geblieben, und dies hat wiederum seinen Grund in der großen Schwierigkeit der Anstellung guter und vergleichbarer Versuche gehabt.

Das dringende Bedürfniß nun nach mehr oder minder genauen Abschätzungen der den verschiedenen Körpern verliehenen Festigkeit hat die Männer der Praxis genöthigt, sich damit zu beschäftigen, noch bevor die Physiker die nöthigen Unterlagen

dazu gegeben hatten; sie haben ihr Studium beim Ende, statt beim Anfang begonnen. Denn der von den Körpern geleistete Widerstand gegen eine Zerstörung ihrer Form ist bekanntlich schon die letzte Stufe einer Reihe von Erscheinungen, welche mit dem Widerstande anfangen, den die Körper der äußeren Einwirkung verhältnißmäßig sehr schwacher Kräfte entgegensetzen, also mit dem Widerstande, den wir Elasticität nennen, und der nur so lange kraftvoll ist, als sich die sogenannten Molecularkräfte, d. h. die gegenseitig wirkenden Anziehungs- oder Attractionskräfte und die Abstoßungs- oder Expansionskräfte der einzelnen Theilchen eines Körpers im Gleichgewicht befinden.

Aber hat man sich denn, wird man vielleicht fragen, nicht schon sehr viel mit dem Studium der Elasticität beschäftigt? Haben nicht schon die größten Geometer an der Analyse ihrer Erscheinungen gearbeitet? Allerdings, aber ohne ihren Berechnungen durch genaue Untersuchungen eine feste Basis geben zu können, denn sie haben die nöthigen Experimentirmethoden theils noch nicht gekannt, theils wegen ihrer schwierigen und überaus kostspieligen Ausführung nicht anwenden können; selbst die schärfsten Analysen und die geistvollsten Formeln verlieren aber an Werth, wenn sie sich nicht auf exacte Untersuchungen gründen und durch solche erprobt werden können.

Dergleichen genaue Experimente sind aber grade für das Studium der Elasticität sehr nöthig, wenn es für die Praxis von Nutzen sein soll. Denn dieser genügt es nicht, wie gesagt, daß nur die Festigkeit der zu Gebäuden oder Maschinen und Instrumenten verwendeten Materialien so groß sei, um unter gewissen Verhältnissen keinen Riß oder Bruch befürchten zu müssen, sondern sie muß auch schon alle möglichen Formveränderungen berücksichtigen, welche ein Ueberschreiten der Elasticitätsgrenze*) zur Folge hat, denn Jedermann weiß, daß allzu bedeutende Veränderungen der Form mit der Zeit so große Veränderungen auch in der Natur der Materialien hervorrufen, daß ihr Bruch doch früher oder später erfolgen kann. So ist die Kenntniß der Elasticitätsgrenze namentlich bei der Verarbeitung aller metallischen Producte eine der ersten Bedingungen; nach ihrer größeren oder geringeren Elasticität richtet sich ihr Werth. Der hohe Preis, den aber das Publicum bisher gewissen alten und bekannten Hüttenwerken und Fabriken für ihre Producte gezahlt hat, beruht nur darauf, daß es deren Werth mit der Länge der Zeit kennen gelernt hat. Es ist nun einleuchtend, daß es einer solchen Probezeit gar nicht erst bedarf, wenn man die Methoden kennt, vermittelst deren man zu einer sofortigen genauen Abschätzung der einem Körper verliehenen Elasticität zu gelangen vermag.

Und darin besteht denn das große Verdienst Kupffer's, daß er nicht allein für eine große Anzahl der verschiedensten Metalle den Elasticitätscoefficienten*) selbst schon bestimmt, sondern daß er auch die zur Bestimmung desselben nöthigen Methoden, und Formeln theils vervollkommnet, theils und zwar zumeist, erst aufgefunden hat. Es ist ihm dies hauptsächlich von der Zeit an möglich gewesen, wo unter seiner Leitung das von der russischen Regierung — zu deren Ruhme sei es gesagt — mit so reichen Mitteln bedachte physikalische Centralobservatorium seine großartige Thätigkeit begann. Gestattete es der Raum, so würden wir hier einige Apparate, mit denen Kupffer experimentirt hat, beschreiben, damit sich unsere Leser einen

*) Hierbei ist zu bemerken, daß es freilich streng genommen gar keine solche Grenze gibt, denn kein Körper ist vollkommen elastisch. Vielfache Untersuchungen haben ergeben, daß jeder Körper auch schon bei einer nur schwachen, aber länger anhaltenden Einwirkung einer äußeren mechanischen Kraft kleine bleibende Gestaltsveränderungen annimmt, wenn diese auch nur mit Hilfe sehr genauer Beobachtungsinstrumente wahrgenommen werden können, und daß diese Veränderungen von da an, wo sie meßbar werden, auf stetige Weise mit der von außen auf den Körper wirkenden Kraft wachsen. Um jedoch trotzdem mit dem Worte Elasticität einen ganz bestimmten Begriff zu verbinden, so nimmt man als Elasticitätsgrenze eines Körpers diejenige an, welche man durch das Gewicht zu bezeichnen pflegt, das eine bleibende Verlängerung um $^1/_{20000}$ (= 0.00005) seiner Länge, bewirkt d. h. man nennt Elasticität eines Körpers diejenige in seinem Innern wirkende Kraft, welche sich einer bleibenden, mehr als den 20000. Theil seiner Länge betragenden, durch Dehnung verursacht werdenden Verlängerung widersetzt.

*) D. h. diejenige Zahl, welche die Verlängerung angibt, die ein Stab oder Drath mit einem seiner Flächeneinheit gleichen Querschnitte und einer seiner Längeneinheit gleichen Länge durch Anhängung einer Gewichtseinheit erleidet.

Begriff von der Kostspieligkeit solcher Untersuchungen zu bilden vermöchten.

Wir haben nun noch eine andere wichtige Entdeckung und Erforschung Kupffer's auf demselben Gebiete zu erwähnen: die des Einflusses der Temperatur auf die Elasticität der Metalle. Dieser Einfluß, so bedeutend er auch ist, war zeither noch gar nicht in's Auge gefaßt worden; Kupffer entdeckte ihn zuerst im Jahre 1843 und bemühte sich von da an, ihn weiter zu erforschen. Seine Untersuchungen setzten ihn in den Stand, die im Jahre 1852 von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen aufgestellte Preisfrage zu lösen, welche den „Einfluß der Wärme auf die Elasticität der festen Körper (insbesondere auf die Metalle)" zum Gegenstand hatte. Seine Abhandlung ward in der Sitzung vom 18. November 1855 mit dem ausgeschriebenen Preise gekrönt.

Leider ist von Kupffer's Hauptwerk über die Elasticität der Metalle („Recherches sur l'élasticité des métaux" imprimées par ordre de l'Administration des Mines. St. Pétersbourg, 1860) nur der erste Band (groß 4° mit 9 Blatt Lithographien) erschienen. Einzelne Abhandlungen über dieselbe Materie sind theils in den Annalen und Rechenschaftsberichten des Observatoriums, theils in den Schriften der Akademie niedergelegt.

Doch es ist nun hohe Zeit, daß wir einen Blick auch auf ein anderes Feld werfen, auf dem Kupffer gleichfalls verdienstvoll thätig gewesen ist: wir meinen das der Metrologie, d. h. denjenigen Theil der praktischen Geometrie, welcher von den Maßen und Gewichten handelt. Die Metrologie weist die Größe des Normalmaßes und Normalgewichtes und deren Eintheilungen in einem bestimmten Lande nach, zeigt ferner die Bemühungen für die Ermittelung und Regulirung dieser Maße und Gewichte und lehrt endlich die gegenseitigen Verwandlungen der Gewichte und Maße verschiedener Länder und Orte.

Wenn schon im gewöhnlichen Handelsverkehre genaue Maße und Gewichte ein unabweisliches Bedürfniß sind, wie nothwendig muß erst eine exacte Bestimmung derselben für den geistigen Verkehr, für die Wissenschaft sein! Hier besonders wird verlangt, daß die Genauigkeit der Bestimmung so weit getrieben werde, als es nur immer bei unseren durch den menschlichen Erfindungsgeist und durch den jedesmaligen Stand der Wissenschaft bedingten Mitteln möglich ist. Die Naturwissenschaften, die förderndsten Mächte für die Entwicklung der Menschheit in den letzten zwei Jahrhunderten, haben ihre großartigen Erfolge fast lediglich der Anwendung richtiger Maß- und Gewichtsmethoden zu verdanken. Nicht Begeisterung, nicht berauschende Bilder der Phantasie, nicht die Gewährung überreicher Mittel, die überraschende Anschauung fremder, üppiger Landschaften, haben einen gleichen Theil an den Triumphen der exacten Forschung, wie ihn der verständige Gebrauch von Maßstab und Zirkel, Wage und Gewicht sich zuschreiben darf. Deshalb wurde auch, als der Finanzminister Graf Cancrin in einem der letzten Jahre seines thatenreichen Lebens in Paris weilte und einer, wie immer öffentlichen Sitzung der dortigen Akademie der Wissenschaften beiwohnte, in einer von deren damaligen beständigen Secretäre Arago an ihn gerichteten Ansprache die durch Cancrin bewirkte Bestimmung der russischen Maße und Gewichte als höchst rühmenswerth besonders hervorgehoben. Die Ausführung derselben ist aber wiederum Niemandem anders zu verdanken, als unserm Kupffer, der im October 1831 zum Präsidenten einer zu diesem Behufe niedergesetzten Commission ernannt worden war.

Wir können in diesen Blättern unmöglich die Thätigkeit dieser Commission näher in's Auge fassen und verweisen daher auf die darüber erschienene Schrift: „Travaux de la Commission pour fixer les poids et les mesures de l'Empire de Russie, rédigés par A. Th. Kupffer" (St. Pétersbourg 1841).

Um die Mustermaße und Mustergewichte aller Maße und Gewichte sicher aufzubewahren und so aufzustellen, daß sie jeden Augenblick zur Vergleichung mit anderen Maßen und Gewichten gebraucht werden können, wurde auf der St. Petersburger Festung nicht weit vom Münzhof ein eigenes Gebäude erbaut, ganz von Stein und Eisen. Dieses Depot*) steht

*) Dasselbe besitzt auch noch eine sehr vollständige Sammlung der Maße und Gewichte der europäischen

unter der Direction eines gelehrten Conservators, welche Function Kupffer bis zuletzt innegehabt hat.

Nachdem die Grundlage des russischen Maß- und Gewichtssystems auf das Genaueste festgestellt worden war, wurden diese Maße und Gewichte durch Versendung von Copien ihrer Normalmaße und Gewichte an die Magistrate der verschiedenen Gouvernementsstädte und Handelsplätze laut Ukas von 6. Juli 1844 im ganzen Reiche verbreitet.

Gegenwärtig steht indessen zu hoffen, daß das Maß- und Gewichtssystem, welches bisher das gesetzliche in Rußland gewesen, gleichfalls bald demjenigen Platz machen wird, dessen allseitige Einführung den Zweck so vieler Congresse in der neuesten Zeit gebildet hat: dem Metersysteme; es würde dies wenigstens der wünschenswerthe Erfolg der Bemühungen sein, die Kupffer auch hierin in den letzten Jahren seines Lebens angestrengt hat.

Nach dem letzten Pariser Frieden übersandte der internationale Verein zur Einführung gleicher Maße, Gewichte und Münzen, welcher 1855 bereits in Paris getagt hatte, auch an die St. Petersburger Akademie der Wissenschaften eine Adresse, um diese dringend aufzufordern, das Streben des Vereins in Bezug auf Rußland zu unterstützen. Die Akademie ernannte eine besondere Commission, welche die Frage berathen sollte, und diese empfahl der Regierung die Einführung des Metersystems auf das Angelegentlichste. Von der Commission dazu aufgefordert, sandte der Finanzminister unseren Kupffer als Delegirten nach Bradford, wo am 10. October 1859 abermals ein Congreß des internationalen Vereins stattfand. Von dort zurückgekehrt arbeitete Kupffer einen Bericht für den Finanzminister aus, in welchem die Lage der Angelegenheit ausführlich dargelegt wurde und welcher Vorschläge zur Ausführung enthielt. Dieser Bericht (s. „L'Association internationale pour l'uniformité des poids, des mesures et des monnaies dans tout le monde." Rapport addressé à Son Exc. Mr. de Knajévitch, Ministre des Finances, par A. Th. Kupffer. St. Pétersbourg 1860) wurde der Akademie zugeschickt, damit diese ein Gutachten darüber abgeben möchte; sie empfahl die Ausführung der darin gemachten Vorschläge mit wenigen unwesentlichen Abänderungen. Zwar hat sich das russische Finanzministerium, obgleich es Kupffer auch an dem im September 1863 zu Berlin tagenden internationalen statistischen Congreß theilnehmen ließ, der ebenfalls dem Gegenstande einige Sitzungen widmete, und obgleich bereits in England das Metersystem durch eine Parlamentsacte vom 29. Juli 1864 legalisirt, die Einführung desselben in Rußland auch schon vollständig durch Kupffer vorbereitet worden ist,*) noch nicht dafür entschieden, dem rollenden Rad der Zeit kann sich aber Niemand entziehen.

Es bleibt uns schließlich übrig, noch einige Worte über die alkoholometrische Thätigkeit Kupffer's zu sagen.

Schon seit der Eröffnung des Centralobservatoriums hatte sich Kupffer mit der Prüfung und Vergleichung der in den verschiedenen Staaten und Ländern gebräuchlichen Alkoholometer beschäftigt. Es war ihm gelungen, mehrfache Irrthümer und Mängel an den verschiedenen Alkoholometern aufzufinden und namentlich hatte er das durch Heß in Rußland eingeführte englische Alkoholometer als den Ansprüchen keineswegs genügend erkannt. Bei der großen Wichtigkeit, welche ein gutes Alkoholometer auch für die Verwaltung, zumal in Rußland hat, wo die Einnahmen aus der Getränkesteuer circa 100 Millionen Rubel Silber betragen, erachtete er es daher für geboten, die Regierung darauf aufmerksam zu machen, und ließ selbst ein Alkoholometer nach seinen Angaben construiren. Wenn damit auch nicht sogleich das alte verdrängt wurde, so hatte er doch wenigstens soviel erzielt, daß der Finanzminister im Jahre 1852 zwei Commis-

und selbst einiger außereuropäischen Staaten in Copien der Urmaße und Urgewichte, welche auf diplomatischem Wege erhalten und von den respectiven Regierungen beglaubigt worden sind, nebst Erklärungen über die Eintheilung derselben und über die in den respectiven Staaten bestehenden Gesetzgebungen in Bezug auf Maß und Gewicht.

*) So hat auch Kupffer durch verschiedene Artikel in Zeitblättern das Publicum über die nöthige Reform bereits aufzuklären gesucht; noch kurz vor seinem Tode brachte von ihm das Journal de St. Pétersbourg, (1865, Nr. 54) einen trefflichen Aufsatz darüber.

sionen unter seine Präsidentschaft stellte, deren eine die Controlapparate der Brennereien prüfen und verificiren, deren andere für ein neu einzuführendes, allen Anforderungen entsprechendes (metallisches) Alkoholometer sorgen sollte. Nachdem von den beiden Commissionen die Aufgaben gelöst worden waren (1864), wollte Kupffer ein, die wissenschaftlichen Grundlagen der Alkoholometrie auf's Gründlichste erörterndes und dadurch die richtige Ausführung in der Praxis förderndes Werk erscheinen lassen. Leider sollte ihn aber der Tod noch vor Beendigung des Druckes abrufen, und so fiel auf seinen eigenen Wunsch dem Verfasser Dieses die Aufgabe zu, die Herausgabe seines „Handbuches der Alkoholometrie" (mit achtzehn in den Text gedruckten Holzschnitten. Berlin bei Jul. Springer) weiter zu besorgen.

III.

Noch einige Briefe an Kupffer.

In diesem Abschnitt mögen nun noch einige Briefe zur Mittheilung kommen, welche theils wegen ihres Inhalts, theils wegen der Hand, die sie geschrieben, von Interesse sein werden. Wir beginnen mit einigen Briefen von Humboldt.

„Erlauben Sie, verehrungswerther Freund, daß ich, im festen Vertrauen auf Ihre Zuneigung zu mir, Ihre Wohlgewogenheit für den Ueberbringer dieser Zeilen, Herrn Dr. und Professor Knorr, in Anspruch nehme, dessen Schicksal mich lebhaft interessirt und der durch seine mathematischen und physikalischen Kenntnisse, wie durch Bescheidenheit und Gemüthlichkeit, gleich ausgezeichnet ist.

Mit dankbarer Freundschaft Ihr

A. Humboldt.

Berlin, den 25. Februar 1833.

Sie werden Encke und mich sehr erfreuen, theurer Freund, wenn Sie uns einmal wieder Ihre Solstit. und Equin. Beobachtungen von 24 Stund. Magnet. Abweichungen (St. Petersburg, Nikolajeff, Peking) schicken wollten. Die Instrumente sind nach der Havana abgegangen. Verzeihen Sie gütigst meine Bitte. Mille homages à l'aimable Madame Kupffer."

* * *

„Ich erfahre, mein theurer und vortrefflicher Freund, die Abreise des Herrn Grafen Ozeroff nach Petersburg so spät, daß ich Ihnen nur ein kleines Lebenszeichen geben kann und es wagen, Sie mit einigen unterthänigen Bitten zu belästigen. Ich weiß, wie sehr ich auf ihre Zuneigung zählen darf. Man druckt jetzt, sehr gegen meinen Willen, zu Paris eine neue Auflage meiner Asiatischen Fragmente und will ihnen die große Tabelle der mittleren Temperaturen beifügen, welche in Arceuil's Memoiren*) erschienen war. Lesen Sie gütigst in den Asiatischen Fragmenten das kleine Stück von S. 309 bis 396 und schreiben Sie mir, was ich ändern soll, was Ihnen am tadelnswerthesten vorkommt. Die Tabelle der mittleren Temperaturen wird natürlich gänzlich corrigirt werden. Ich werde aus Ihrer interessanten Reise nach dem Ural Nutzen ziehen, welche das große Verdienst hat, allein mit Geschmack und einer glücklichen Bündigkeit geschrieben zu sein. Ich weiß, daß Sie für jetzt keines der alten Resultate als sehr zufriedenstellend erkennen müssen, aber es gibt Besseres und Schlechtes. 1) Haben Sie die Gewogenheit, mir zu sagen, woran ich mich für Petersburg halten soll. Kämtz**) hat als jährliches Mittel + 2,59; für den Winter — 9,03; für den Frühling + 0,56; für den Sommer + 16,02; für den Herbst + 2,80 Centigrad, aber Alles dies ist aus den Jahren 1783—1792. Geben Sie mir neuere Zahlen, aber ohne sich in Rechnungen zu stürzen. Könnte ich wohl auch einen Punkt für die Krim haben, Odessa oder Nikolajeff? Für die Tabelle brauche ich nur die 5 Zahlen, nicht alle Monate. 2) Eine andere Gunstbezeugung, um welche ich Sie, mein theurer Freund, bitte, besteht darin, mir die Barometerbeobachtungen von St. Petersburg, nebst den Angaben des mit dem Barometer verbundenen Thermometers, bloß für die Tage vom 8./20. Mai bis zum 16./28. Mai 1829 zu verschaffen; ich brauche sie nämlich zu meinen den Waldai betreffenden Rechnungen. Ich glaube, daß

*) Ein französisches Journal, in dem Humboldt 1817 seine Abhandlung „über die Vertheilung der Wärme und die isothermischen Linien" veröffentlicht hatte.

**) Kämtz war bisher Professor in Dorpat und ist gegenwärtig zum Nachfolger [illegible]'s ernannt worden.

Herr Fedorow am Balkaschsee*) gewesen ist und die Berge des Ural gemessen hat, welche man um Bogoslawsk herum sieht. Hat er nicht diese Höhen separat veröffentlicht oder irgend eine Stelle auf der langen Strecke seiner großen Reise? Es ist ein des ganzen Vertrauens würdiger Beobachter. Schreiben Sie mir bald ein paar Worte, die Sie mir durch die preußische Gesandtschaft in St. Petersburg zukommen lassen können, und wenn Herr Fuß,**) der chinesische Reisende, der mich hier lebhaft interessirt hat, im Besitze eines Duplicats der hypsometrischen Karte***) ist, welche er vom südöstlichen Sibirien veröffentlicht hat, so bitten Sie ihn, mir damit ein Geschenk zu machen. Sie würden sie in Briefform zusammenlegen können, denn es ist unmöglich, eine Rolle oder Bücher zu schicken. Ich bin sehr erfreut gewesen, dem General Tschefkin in Jena wieder zu begegnen und ihn mit Allem vertraut zu finden, was für die physische Geographie von Interesse ist, und Herrn Kupffer sehr zugethan. Er weiß, was Rußland in Ihnen besitzt! Wollen Sie meine tiefste Ehrerbietung darbringen der liebenswürdigen Madame Kupffer, Sr. Excellenz dem Herrn Grafen von Cancrin, dem ich viel Dank schulde, Herrn Fuß, Bär†) und Herrn Ostrogradsky.††) Ich arbeite seit dem Tode meines Bruders in einer peinlichen und traurigen Einsamkeit. Arago befindet sich besser. Wenn das moralische Glück „eine Genugthuung ist, welche der Besitz eines physischen Gutes zur Folge hat," so muß Ihr großer Geometer einen König von Frankreich auf seinem Throne nicht sehr beglückt finden. Wir erwarten mit Ungeduld die Beschreibung Ihres meteorologisch-magnetischen Etablissements. Das ist eine Anstalt, die nicht ihres Gleichen hat, zumal in diesem Tannenwalde, der größer ist als der Mond ohne und mit dem, was uns von ihm sein Schwanken um seine Axe (la libration) zeigt. Tausend herzliche Freundschaftsversicherungen. Wie 60,000 Seelen in Berlin, so leide auch ich sehr an der Grippe.

Berlin, den 12. Januar 1837.

A. Humboldt.

Man muß ein Mensch vom Orinoko sein, um den Muth zu haben, Sie so zu belästigen."

* * *

„Ich freue mich außerordentlich über Ihre Ankunft, mein theurer und liebenswürdiger College. Obgleich ich noch immer einen starken Schnupfen habe und an einer heftigen Grippe leide, so würde es mir doch ein sehr großes Vergnügen sein, Sie morgen Freitag um 2 Uhr im Institut (Cabinet des Herrn Mignet) zu empfangen, wenn Ihnen diese Stunde genehm ist. Tausend herzliche Grüße. Humboldt.

Am Donnerstag."*)

* * *

„Ich hatte Ihnen gesagt, mein vortrefflicher Freund, daß sich Ihr Name auf allen Seiten meines Buches fände. Ich biete Ihnen einen Beweis davon in einem Blatte, das ich so eben corrigirt habe, und von dem Sie die S. 476 lesen müssen, da sie für die Realisation unserer Projecte in Bezug auf den Finanzminister dienlich sein wird. Ich denke, daß das ganze Stück von Leibnitz, welches Herr Pertz aufgefunden und ganz übersetzt hat, Sie interessiren wird. Meinen Gruß!

Seien Sie so gütig, mir das Blatt wohl versiegelt morgen Abend als am Dienstag

*) Der Balkasch ist ein von Felswänden durchschnittener Binnensee im nordwestlichen China (in der Dzungarei), etwa 30 Meilen lang und 12—15 Meilen breit. Der Verfasser.

**) Georg von Fuß (1806—1854), dem man u. A. die astronomische Ortsbestimmung mehrerer Punkte im südöstlichen Sibirien am Flusse Amur verdankt, und der an der Expedition zur Bestimmung des Niveaus des Kaspischen und Schwarzen Meeres theilgenommen hat.

***) Humboldt beabsichtigte eine neue hypsometrische Karte von den Gebirgsketten und Vulcanen Centralasiens zu zeichnen, um sie der völlig umgearbeiteten Ausgabe seiner Forschungen über Asien beizugeben. Die Karte ward von ihm aber erst in den Jahren 1839 und 1840 mit bewundernswürdiger Genauigkeit entworfen und ausgeführt.

†) Karl Ernst von Bär, der seit 1835 ordentlicher Akademiker für das Fach der Anatomie in St. Petersburg ist.

††) Michail Ostrogradskij (1801—1862), aus Paschemaja im Gouvernement Poltawa, war ein ausgezeichneter Mathematiker; hatte in Charkow, so wie 1822—26 in Paris studirt, wurde darauf Adjunct der Petersburger Akademie und 1829 ordentlicher Akademiker, nachher Generalinspector des mathematischen Unterrichts an den russischen Militäranstalten.

*) Der Brief ist ohne Datum und aus dem Poststempel geht nur hervor, daß er am 20. October (selbstverständlich in Paris) geschrieben ist.

unter der Adresse: Petits Augustins Nr. 3 im Hotel de Londres zurückzuschicken.

Humboldt.

Montag Nachts."*)

* * *

„Der Zweck der Reise des englischen Schiffslieutenants Pim,**) eines kühnen, angesehenen Mannes, ist Ihnen zu bekannt, als daß er meiner Empfehlung bedürfe. Schenken Sie ihm, edler Freund, Ihren Beistand, Ihren Rath, Ihr Wohlwollen aus Liebe für Sabine und mich. Setzen Sie ihn in Contact mit Baer und Middendorf! Ich habe eben meinen dritten Theil vollendet und hoffe, ihn Ihnen bald senden zu können, als ein erneuertes Zeichen meiner treuen Anhänglichkeit und innigen Hochachtung für Geist und Charakter.

In größter Eile. A. Humboldt.

Potsdam, den 24. November 1851."

* * *

„Ich fühle mich Herrn von Blangaly, Capitän im Bergcorps, gegenüber sehr schuldig. Indem ich heute Morgen glaubte, daß es sich um eine gedruckte und gebundene Brochüre handelte, hat mich mein Greisengedächtniß getäuscht. Ich verwechselte außerdem den geschickten Geologen mit dem sehr jungen Fürsten Blangali, der mir von Paris aus empfohlen worden war und der eine philosophische Abhandlung über die Abderiten geschrieben hat.***) Es handelt sich aber um den liebenswürdigen Brief, den der Herr Bergingenieur im Mai 1853 von Petersburg aus an mich gerichtet hat und der interessante Beobachtungen enthält über den Tarbazatui, den Balkasch, die Wahrscheinlichkeit, in der Kirgisensteppe Steinkohlen zu finden. . . . Ich habe diesen Brief im Jahre 1853 mit viel Aufmerksamkeit gelesen und nur ein kleiner Wirrwarr, der in eine Correspondenz von jährlich drei- bis viertausend Briefen gekommen ist, die ich der Stellung bei einem der Wissenschaft und Kunst zugethanen König verdanke, läßt mich oft fehlen. Ich werde mich bei Herrn von Blangaly entschuldigen; sein Brief liegt in diesem Augenblicke auf meinem Tische und habe ich die Stellen, welche mich am meisten überrascht haben, mit dem Bleistift bezeichnet. Tausend innige Grüße an Sie, mein theurer und vortrefflicher Freund, und an die geistreiche Frau von Kupffer.

A. Humboldt.

In großer Eile. Am 24. September 1854."

* * *

„Der Ueberbringer dieser Zeilen, Don Carlos Aguirre-Monticifar, sein Bruder und junger Verwandter gehen als sehr unterrichtete Reisende von Quito über Neapel und den Vesuv nach Petersburg und Moskau. Der erstgenannte, Schüler von Boussingault, ist der Verfasser einer gedruckten, sehr merkwürdigen Arbeit: „Meteorologische Beobachtungen (ein volles Jahr) aus der Hochebene von Antisana, 4060 Meter hoch, eine Abhandlung, welche das Institut für die Mémoires des Savans étrangers ehrenvoll bestimmt hat. Die vortrefflichen jungen Leute sind Enkel des Marquis Monticifar de Silvalgne, dessen unglücklicher Sohn mein Reisebegleiter war. Ich kann, theurer Freund und College, mit solchem Vertrauen auf Ihre Anhänglichkeit und das gnädige Wohlwollen Ihrer geistreichen und liebenswürdigen Gattin rechnen, daß Sie beide mir gewiß die Bitte verzeihen, sich meiner Landsleute an dem Vulcan Rucu Pichincha und den Llanos de Antisana anzunehmen. Innigen Dank für die thermischen Mittheilungen über ganz Rußland. Die unvorhergesehene Abreise der Aequatorialmenschen zwingt mich zu großer Eile.

Mit inniger Verehrung Ihr treuer

A. Humboldt.

Potsdam, Stadtschloß, den 27. Mai 1855."

Hierauf mag noch ein Brief von Gauß folgen.

„Recht sehr muß ich Sie, mein hochge-

*) Auch hier fehlt das nähere Datum.

**) Bedford Pim beabsichtigte damals eine Expedition nach Sibirien zu machen, während er im Jahre 1857 eine solche im Interesse Franklin's und seiner Gefährten nach dem Nordpol unternahm.

***) Die Bewohner von Abdera auf der Küste von Thrazien waren bekanntlich, obgleich die Stadt die Heimath des Hekatäos, Demokritos, Protagoras und anderer Weisen war, wegen ihrer Albernheit berüchtigt. Es befiel sie nämlich oft ein periodischer Wahnsinn und der um Rath befragte Hippokrates soll die Nießwurz dagegen empfohlen haben. Bekanntlich hat Wieland die Albernheit der Abderiten des Alterthums und der neueren Zeit in dem gleichnamigen Roman (nach Lucian) geschildert. D. Verf.

schätzter Freund, um Verzeihung bitten, daß ich so spät erst meinen herzlichen Dank abstatte für die gütige Uebersendung des Reiff'schen etymologischen russischen Wörterbuchs, welches mir schon vor einigen Monaten richtig zugekommen ist. Erst vor Kurzem habe ich etwas wieder zu der Beschäftigung mit der russischen Sprache kommen können, die aber immer mehr Reiz für mich gewinnt, und da habe ich mich denn überzeugt, daß jenes Wörterbuch ein höchst vortreffliches Beförderungsmittel ist. Sie würden meine Dankbarkeit noch mehr erhöhen, und mich ermuthigen, Sie um Vermittelung russische Lectüre zu bekommen zu bitten, wenn Sie mir den Betrag Ihrer Auslage oder noch besser, wenn Sie etwa Herrn Meierstein darauf an mich anweisen wollten.

Nach den letzten Briefen aus England hatte man dort nur erst eine Nachricht von der Roß'schen Expedition vom Anfang November, von Teneriffa ab; es scheint dies eine etwas langsame Fahrt zu sein, und so wird die Expedition wohl erst ziemlich spät die Gegend des magnetischen Südpols erreichen können. Angenehm ist dagegen die Aussicht auf magnetische Beobachtungen aus dem Innern von Afrika, wohin eine englische Expedition mit Dampfschiffen einzudringen suchen wird. Mit großem Vergnügen erfuhr ich auch aus England, daß Ihr Gouvernement die magnetischen Beobachtungen in dem weiten russischen Reiche und selbst in Pekin kräftig fördern wird.

Es gereicht mir zu besonderm Vergnügen, Ihnen anzuzeigen, daß die hiesige Societät der Wissenschaften Sie am 15. d. einstimmig zum Correspondirenden Mitgliede gewählt hat, und ich hoffe, daß Sie darin eine Veranlassung finden werden, uns oft mit wissenschaftlichen Mittheilungen zu beehren und zu erfreuen. Das Diplom werden Sie baldmöglichst durch Herrn Hausmann, der gegenwärtig das Secretariat übernommen hat, zugefertigt erhalten. Sein Vorgänger Blumenbach, dem am 21. Januar, fast 88 Jahr alt, eine wahre Euthanasie zu Theil geworden ist, war in den letzten Jahren sehr vergeßlich, und ich glaube, es werden sich noch Diplome von Ernennungen, die vor Jahren geschehen, unexpedirt vorfinden.

Ihrem freundschaftlichen Andenken mich bestens empfehlend, bin ich stets mit aufrichtigster Hochachtung Ihr ergebenster

C. F. Gauß.

Göttingen, 18. Februar 1840."

Der folgende Brief ist aus dem Französischen übersetzt und rührt von dem namhaften Botaniker Jacques Gay her.

„Paris, den 27. Mai 1852.

Mein Herr.

Obgleich ich fast tausend Meilen von St. Petersburg entfernt bin, so glauben Sie doch ja nicht, daß mir etwa die Gefühle der Hochachtung und Freundschaft, welche Sie mir eingeflößt haben, seitdem mir das Glück Ihrer Bekanntschaft zu Theil geworden ist, nur einen einzigen Augenblick lang gefehlt haben könnten. Ich gedenke fortwährend der ehrenvollen Aufnahme, deren Sie mich für werth gehalten, und all' der Güte, mit der Sie mich überhäuft haben. Daher nehme ich mir auch bloß deshalb die Freiheit, Ihnen zu schreiben, um Ihnen noch einmal meinen wärmsten Dank auszudrücken, wobei ich der Hoffnung lebe, daß es mir vergönnt sein wird, dies mündlich zu wiederholen, wenn, wie es mein größter Wunsch ist, mein Project einer Reise nach Astrachan, Tiflis und Teheran zur Ausführung kommt; es beherrscht mich fortwährend ein so lebhafter und quälender Forschensdrang, daß es mir unmöglich ist, nur kurze Zeit ruhig an einem Orte zu bleiben; kaum war ich in Paris angekommen, als ich mich auch schon wieder auf den Weg machte, um einen Theil des Winters in Italien zu verleben, und gegenwärtig treffe ich die Vorbereitungen für eine Reise nach Schottland, welches ich bereits kenne, und nach Norwegen, das mir noch unbekannt ist, vielleicht dehne ich meine Excursion bis nach Lappland aus, wenn es die Zeit und die Saison erlaubt, in jedem Falle aber würde ich mein Möglichstes thun, um gegen Ende September wieder hier zu sein und mich dann recht ordentlich an die Fortsetzung meines umfangreichen Werkes über Chili zu machen, welches anfängt, mir recht lästig zu werden. Es drängt mich auch, meine Arbeit über physische Geographie, für die ich ein reiches Material gesammelt habe, zum Druck zu bringen; dabei könnte es möglich sein, daß ich zu Ihrer Güte und Ihren ausgezeichneten Kenntnissen meine Zuflucht nähme, um Schwierigkeiten

zu überwinden oder Zweifel zu beseitigen: das ist nun einmal das Loos derjenigen, welche sich wie Sie, Verehrtester, an die Spitze eines Theiles unserer Wissenschaften stellen, ein Loos, dem Sie sich übrigens mit der hochherzigsten und edelsten Ergebung unterworfen. Da ich in jene Arbeit Alles aufnehmen möchte, was sich auf die botanische und zoologische Geographie bezieht, so habe ich erst den definitiven Abschluß meiner Fauna und Flora abwarten wollen, um dann besser diese Fragen behandeln zu können, und dies hat die Publication so lange hinausgeschoben.

Unser unglückliches Frankreich fängt an, sich wieder etwas zu erholen, Dank sei es der Energie seines Leiters und den bestimmten und strengen Gesetzen, welche gegen die Journale und unsere elenden Journalisten veröffentlicht worden sind. Wird dieser Zustand lange derselbe bleiben? Hellsehende Personen ziehen das wegen der zahllosen Gebrechen, an denen unsere Gesellschaft krankt, und die man weder verringern noch heilen kann, sehr stark in Zweifel. Durch seine Erziehung wird der Franzose etwas zu revolutionär gesinnt, als daß er lange ein so friedliches und ruhiges Leben zu führen vermöchte, wie es sich für eine große Nation paßt; er bedarf fortwährend der Bewegung, der Agitation und folglich jener außerordentlichen Ereignisse, welche den Schauplatz eines ganzen Landes verändern, glücklich noch, wenn sich nicht die Propaganda in ihre Vorgänge mischt. Auch selbst die extravagantesten Ideen, Ideen allgemeinen Umsturzes und völliger Auflösung werden hier mit dem lebhaftesten Enthusiasmus aufgenommen, sogar dann, wenn sie von den verhungertsten Menschen ausgehen; immer finden sie Advocaten, welche sie vertheidigen, und die größten Fanatiker, welche sie in Umlauf setzen und ihnen nach Bedürfniß Glauben und Unterstützung zu verschaffen suchen. Und dazu ist heutzutage die Beschaffenheit unserer Gesellschaft der Art, daß man unmöglich auf viel Glück rechnen darf. Die Zukunft ist nichts, die Gegenwart ist Alles; Jeder hascht und jagt nach neuen Zerstreuungen, nach neuen Vergnügungen, und selbst nach heftigen Erregungen, die mit ebenso viel Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit von Einem zum Andern gehen, als wenn diese Contraste die Dosis ihres Glückes vermehren müßten. Seit Langem schon gilt der Franzose für wankelmüthig, flatterhaft und sorglos, niemals aber hat er, ich versichere Sie, diese Bezeichnungen mit so viel Recht verdient, wie gegenwärtig, natürlich, wie Sie sich wohl denken können, zum größten Bedauern der ruhigen und verständigen Männer. Was mich betrifft, so beklage ich tief diese Richtung und wünschte ich sehr, daß bei uns diese kräftige und absolute Regierung herrschend bliebe, welche unser Land jetzt und noch lange glücklich machen wird. Trotz aller Befürchtungen übrigens, und trotz aller Brandstoffe, die man mehr oder weniger offen unter uns verbreitet, läßt sich Paris keineswegs darin stören, Bälle, Lustfahrten und dergleichen mit ebenso viel Eifer zu veranstalten, wie in seinem normalen Zustande. Es stellt daher die Fremden zufrieden, indem uns diese ein Volk von Kindern, ja zuweilen von Narren nennen. Die Stadt selbst scheint ganz ebenso einer völligen Metamorphose entgegen gehen zu wollen, indem täglich (!?) ganze Stadttheile unter den Händen mehrerer Tausende von Maurern ꝛc. fallen und durch große und elegante Straßen oder durch öffentliche Gärten ersetzt werden, welche vermöge ihrer schönen Lage den gewöhnlichen Ort des Stelldicheins aller geschäftslosen, immer vergnügungssüchtigen Personen bilden; kurz, der Franzose muß, wohl oder übel, sich amusiren oder thätig sein, die Ruhe ist ihm vollständig unbekannt.

Entschuldigen Sie, ich bitte darum, verehrter Herr, die Länge dieses Briefes und haben Sie die Güte, an Frau von Kupffer meine angelegentlichsten Empfehlungen auszurichten. Leben Sie lange und glücklich: das ist der Wunsch Ihres Ihnen ganz ergebenen Dieners Gay."

Aus dem Bassutolande.

Eine südafrikanische Skizze.

Von

Ludwig Hollaender.

Ueber Sand, Gebüsch und hohe kahle Berge geht der Weg. Sandig an der Küste vom Landungsplatze Port-Elisabeth

bis zum mimoſenumrandeten Fiſchfluſſe, gebüſchig weiter hinein bis zum Zuurgebirge, über das eine prachtvolle Straße führt — und dann bis hinauf zum Oranjefluſſe, nichts als kahle, tafelförmige oder zuckerhutähnliche Berge, die, majeſtätiſch allein ſtehend, die monotone Großartigkeit der grasbedeckten Flächen unterbrechen. Eine breite Fähre führt uns über den Oranjefluß. Wir ſind in Bethulie — bis noch vor drei Jahren die blühende Miſſionsſtation eines Bechuanaſtammes — ſeit dieſer Zeit durch die Oranjerepublik von der franzöſiſchen Miſſionsgeſellſchaft theilweiſe der Oranjefluß, der es von der engliſchen Colonie des Caps der guten Hoffnung trennt — nach Oſten wird es durch das Drachengebirge von Natal geſchieden, und die Ausläufer deſſelben Gebirges bilden die nördliche und weſtliche Grenze, nur heißen die nördlichen Grenzſcheiden Witteberge und die weſtlichen Langenberge. Es verſteht ſich daher von ſelbſt, daß Baſſutoland eine ganz andere Anſicht darbietet als das es nördlich und weſtlich umgebende Land der Oranjerepublik. Während letzteres meiſt aus großen Grasflächen beſteht, die eine vor-

Moſeß, der Kaffirkönig.

angekauft und zur Stadt umgewandelt, die heute bereits fünfzig aus Stein gemauerte Häuſer zählt, einen Richter und Magiſtrat enthält, ein Gefängniß beſitzt und ſich eines Arztes rühmt, als welcher der frühere Miſſionär fungirt. Je weiter wir jetzt reiſen, deſto mehr entfernen wir uns von einer gewiſſen Cultur und ſobald wir nur noch einige deutſche Meilen weiter nach Oſten den Caledonfluß durchritten haben, ſind wir aus dem Gebiete der Republik hinaus, im Baſſutolande, beherrſcht vom Kaffirkönige Moſeß und den ihm untergebenen Häuptlingen, die theils aus ſeinen Söhnen, theils aus ſeinen Schwiegerſöhnen beſtehen.

Baſſutoland liegt zwiſchen dem 27. und 29. Grade öſtlicher Länge (Greenwich) und 28. und 30. Grade ſüdlicher Breite. Seine Grenze nach Süden bildet treffliche Weide für Schafe, Pferde, Ochſen, Gnus, Zebras, Quaggas und wenigſtens zwanzig verſchiedene Arten von prächtig gehörnten Antilopen bilden, iſt das Baſſutoland vorzüglich Gebirgsland. Die höchſte Spitze bildet der 10,000 Fuß hohe Mont aux sources, aus dem die beiden größten Flüſſe Südafrika's, der Oranjefluß und der Caledon, ihren Urſprung nehmen. In den Sand des letzteren hatten im Jahre 1854, als die Engländer die jetzige Oranjerepublik freigegeben, einige ſpeculative Yankees einige Goldkörner in der Nähe von Smithfield hineingethan und dann ausgeſprengt, daß der Caledon Gold führe, um die engliſche Regierung zu bewegen, das Land wieder unter ihre Oberhoheit zu nehmen. Aber die Regierung war durch ihre Geologen beſſer unterrichtet; ſie überließ das reiche!

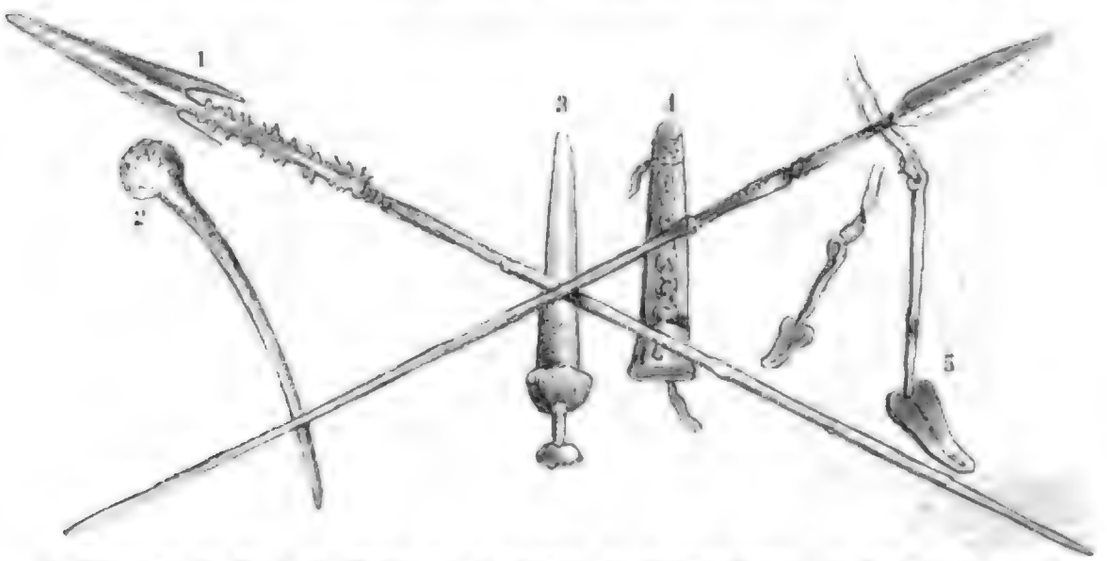
Land getrost den rebellischen Bauern und seit der Zeit ist kein Gold mehr dort gefunden worden — wohl aber bleibt der Caledon in den Geographien immer noch ein Gold führender Fluß. Auf einem der hohen Tafelberge, Thaba Bossiou, wohnt Mosseß, der Kaffirkönig, umgeben von seinen Räthen, seiner Leibgarde und seinen Weibern, deren er ungefähr 200 besitzen soll. Und darin besteht eben sein Reichthum und sein Ansehen. Da der Kaffir seine Frau oder Frauen kaufen und dafür je nachdem 5—10 Ochsen zahlen muß, Mosseß jedoch für seine eigenen Töchter mehr als jeder seiner Unterthanen fordern darf, so hat er sich schon

Körbe aus Gras geflochten. Hölzerne Töpfe. Schnupftabacksdose. Thönerne Milchtöpfe. Geschnitzter Löffel.

dadurch eine bedeutende Menge Ochsen erworben, abgesehen von den auf den Streifzügen seiner Untergebenen gestohlenen Heerden. Diese von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Diebereien, die Mosseß natürlich stets in Abrede stellt, sind auch die stete Ursache der Kriege mit der Oranjerepublik und ist der gegenwärtige wieder aus demselben Grunde entstanden.

Aber nur durch seinen Reichthum unterscheidet sich Mosseß von seinen dunkelhäutigen Unterthanen. Wie diese geht er meist halbnackt, den Rücken mit einer Ochsen oder Leopardenhaut bedeckt umher — wie diese wohnt und schläft er in einer ungefähr 4 Fuß im Durchmesser großen und 5 Fuß hohen, einem Bienenkorb ähnlichen Hütte, deren Oeffnung stets nach Sonnenaufgang gerichtet ist, und wie diese beschmiert er seinen Körper täglich mit der üblichen Kaffirpomade, — einer aus Fett und rother Erde zusammengesetzten Masse. Wie diese, begrüßt er jeden Weißen, der ihn besucht, mit einer Bettelei um Tabak oder irgend einen anderen, ihm grade passenden Gegenstand, und wie diese, erfreut er sich, trotz seiner sonstigen Schlauheit und nicht ungewöhnlichen geistigen Begabung jedes bunten Tandes, den er sich als Schmuck um seinen Hals hängen kann. Denn Mosseß war früher eigentlich nur ein ganz untergeordneter Häuptling, als noch vor ungefähr vierzig Jahren ein anderer Stamm der Bechuanas unter Moselikatse in seinem jetzigen Lande wohnte. Nachdem er sich mit anderen Häuptlingen seines Stammes verbunden und denselben verdrängt hatte, schwang er sich zum Alleinherrscher auf, vertrieb die in den Höhlen und Schlupfwinkeln seiner Berge hausenden Buschmänner oder rottete sie aus und hat seit dieser Zeit der englischen Regierung so wie der Oranjerepublik nicht wenig Schwierigkeiten bereitet. Ueber seine Untergebenen übt er eine unbeschränkte Macht aus, keiner wagt dem alten Mosseß, dem in hundert Schlachten ergrauten und durch tausend nächtliche Raubzüge abgefeimten Anführer zu widersprechen. Dazu kommt, daß der alte Mann ein vorzügliches Gedächtniß und eine außerordentliche Geschichtskenntniß besitzt. Letztere haben ihm die französischen Missionäre, von denen einer unten am Thaba-Bossiou-Berge wohnt, beigebracht und seine diplomatischen Kniffe haben die englische wie die republikanische Regierung zu ihrem eigenen Nachtheil oft genug empfunden. Mosseß hat unstreitig, so sehr er auch selbst noch in seinen heidnischen

Gebräuchen befangen iſt, ſehr viele Mißbräuche bei den Baſſutos abgeſchafft. Cannibalismus (Menſchenfreſſerei) war früher dort gang und gebe, — wenigſtens ſoll noch ein engliſcher Major im letzten Kriege der Engländer unter General Catheart, im Jahre 1849, lebendig aufgefreſſen worden ſein, aber ſeit dieſer Zeit ſind keine derartigen Beiſpiele mehr conſtatirt. Ebenſo war es früher Sitte, die alten zum Stehlen und zur Arbeit untauglichen Männer und Weiber auszuſetzen und auch dem zu ſteuern hat Moſſeß ſein Beſtes gethan. Außerdem iſt er nach Kräften bemüht, Recht zu üben — wenn auch in der Regel



1) Aſſagaien, 2) Kirin, 3) Meſſer mit 4) Scheide, 5) Eiſerne Spatel, als Taſchentuch dienend.

Kläger und Verklagter vorher einen Ochſen für den Richter ſtellen müſſen. Todesſtrafe ſoll von ihm nur einmal verhängt worden ſein und zwar über eine ſeiner Frauen, die ſich des Ehebruchs ſchuldig gemacht hatte. Sie wurde von dem höchſten Punkte des Berges nach Südoſten, wo derſelbe eine ſteile abſchüſſige Felſenwand bildet, lebendig hinuntergeſtürzt.

Seine eigene Hütte ſteht hoch oben am Berge mitten unter den anderen, vor denen ſie ſich einzig und allein nur dadurch auszeichnet, daß vor derſelben ſechs große Steine ſtehen, die ſeinen Räthen als Seſſel dienen, wenn großer Rath gehalten wird. Sonſt ſieht es auf Thaba Boſſiou wie in jedem anderen Kraale (Dorfe) im Baſſutolande aus. Eine Hütte iſt von der anderen ungefähr 15 Fuß entfernt und hinter jeder iſt ein viereckiger, zur Küche verwendeter Raum, durch Strohmatten abgetheilt, die an Pfähle befeſtigt ſind.

Die gewöhnliche Nahrung iſt in Waſſer gekochter Mais, oder Kaffirhirſe (Holcus sorghum). Fleiſch gibt es nur ſelten und wird dann auf glühendem, vorher ausgetrockneten Kuhmiſt geröſtet. Die Kaffir haben daher keine Kochöfen nöthig und unter freiem Himmel in thönernen Töpfen eigenen Fabricats gekocht, ſchmecken die aufgeſprungenen Mais- oder feſten Kaffirhirſenkörner noch beſſer als bei uns die feinſten Delicateſſen in patentirtem Geſchirr bereitet. Fiſche ißt der Kaffir niemals und ebenſo wenig Schweinefleiſch — eine Eigenthümlichkeit, die er beibehält, ſelbſt wenn er bereits länger unter Weißen gelebt hat, und für die ſich durchaus kein Motiv religiöſer oder ſanitariſcher Natur nachweiſen läßt.

Moſſeß hat außerdem ein feines im engliſchen Stile und mit allem engliſchen Comfort eingerichtetes Haus, das in der Regel jedem Fremden, der zum Beſuch dort ankommt, zur Wohnung angewieſen wird. Doch wehe dem Unwiſſenden, der dieſe ſtattlich ausſehende Villa der beſcheidenen Wohnung des franzöſiſchen Miſſionärs unten am Berge als Nachtquartier vorgezogen hat. Südafrikaniſche Wanzen, Flöhe, Hühnerläuſe und Ameiſen haben noch ganz andere Gebiſſe, als unſere vergleichungsweiſe zahmen, lichtſcheuen Ritzen- und Eckenbewohner. Schaudernd wird er nach ſchrecklich durchbrachter Nacht ein Bad miſſen und dem Himmel danken zur Linderung ſeiner Schmerzen etwas

Kaffirpomade in den Körper reiben zu dürfen.

Für außergewöhnliche Feſte hat Moſſeß eine beſondere Kleidung, die er theils vom Gouverneur des Caplandes zum Geſchenk erhalten, theils ſich ſelber von alten Trödlern, die mitunter zu ihm kommen — und wo kommen dieſe nicht hin — eingehandelt hat. Dieſelbe beſteht aus einem rothen Rock, blauen Hoſen mit goldenen Und wie kleinlich nahmen ſich alle die koſtbaren Feſtlichkeiten aus, die die Capſtadt dem jungen Prinzen veranſtaltete und wie verblaßt und verbraucht erſchienen die in Gold und Scharlach glitzernden Uniformen des Gefolges vom Gouverneur, als plötzlich auf einen Wink von Moſſeß die Hälfte der Mannſchaft von ihren Pferden ſprang und ein entſetzliches Geheul ausſtoßend, einen Kriegstanz vor den erſtaunten Herr-

Thaba Boſſiou.

Streifen, einer weißen Schlafmütze, deren beſchmutzte Enden halb verſchämt unter einem franzöſiſchen Hute herausſchauen, und einem grauen, langen, bis an die Füße reichenden Kutſchermantel. So lächerlich auch Moſſeß in dieſem Aufzuge im Jahre 1859 dem Gouverneur Sir George Grey und dem Prinzen Alfred erſchien, zu deren Begrüßung er mit 3000 Mann zu Pferde in Aliwal — der nördlichſten Stadt der Colonie am Oranjefluſſe — eintraf, um ſo impoſanter ſahen ſeine Begleiter aus, die in der Kleidung, die ihnen der liebe Gott gegeben, die Cultur, die der Hoſe bedarf, zähneflettſchend ignorirten. ſchaften aufführte — deſſen Beſchreibung der Wirklichkeit wohl nie gerecht werden könnte. Man kann die verſchiedenen Bewegungen des Tanzes, die Gliederverrenkungen, das Füßeſtampfen, das Herumwerfen der Aſſagaien, einer ſieben Fuß langen Lanze, die mit einer einen halben Fuß langen dünnen eiſernen Spitze verſehen iſt — das Wuthſchnauben, Vorwärtsdringen und Zurücklaufen wohl leicht ſich ausmalen — aber welche Feder kann die Muſik des Geheuls wiedergeben, das auf ein Mal aus ſo vielen tauſend Kehlen erſcholl und ſo lange anhielt, als der Tanz dauerte. Es waren dies Laute und Töne,

Digitized by Google

wie sie von keinem anderen Thiere oder von irgend einem Instrumente nachgeahmt werden können.

Ungefähr 500 seiner berittenen Krieger haben eine gewisse Uniform. Sie besteht aus einem über den Rücken geschlungenen Leoparden- oder Löwenfell, das vorn am Halse durch einen Ring befestigt ist, und neben der Assagai, aus einem Schilde, das aus gedörrter Ochsenhaut gefertigt ist. Da zufolge der Einführung von Schießgewehren Leoparden und Löwen selten geworden sind, so ist obige Kleidung ziemlich werthvoll.

Aber anders ist der Kriegertanz und die Kriegführung der Bassutos. Da ist von einem Angreifen und Frontmachen im europäischen Sinne keine Rede — sondern die Kriegführung besteht darin, daß sich einzelne Partien des Nachts in des Feindes Länder schleichen, jedes einzelnstehende Farmhaus anzünden, die Bewohner desselben überfallen und tödten und dann alles Vieh mit sich fortschleppen. Folgt ihnen der Feind auf den Fersen, so reißen sie stets aus, und da ihnen kein Weißer mit gleicher Schnelligkeit in die Schlupfwinkel ihrer Berge folgen kann, so ist ein Kaffirkrieg stets ein sehr langwieriger Feldzug. Das war auch der Grund, daß sich die Bassutos so lange mitten unter den anderen Staaten, die um sie herum liegen, erhalten haben. Doch werden die nächsten Kriege, die die Oranjerepublik mit ihnen führen wird, wohl ein anderes Ende nehmen. Erstens sind die Bauern, d. h. die Republikaner, jetzt nicht mehr die Feiglinge, die sie früher waren, andererseits steht jetzt ein Mann an ihrer Spitze — Präsident Brand, früher Advocat in der Capstadt — der durch sein Talent und durch seine Kenntnisse wohl geeignet ist, sich seiner Republikaner Respect zu verschaffen und dem alten Mosseß Furcht einzuflößen. Es gilt von nun an Kampf auf Leben und Tod. Denn es ist unmöglich, daß eine weiße Bevölkerung neben einer unabhängigen schwarzen in Südafrika bestehen könne. Der ungebildetste Weiße muß arbeiten, um sich seinen Lebensunterhalt zu erwerben — er braucht dazu nicht nur Brot und Fleisch, sondern die ihm angeborene Schamhaftigkeit und die mehr als tausendjährige Civilisation, deren Kind er immer bleibt, läßt es nicht zu, daß er ohne Kleidung einhergeht. Freiwillig oder unfreiwillig zollt jeder Weiße seinen Beitrag zu den Kosten der Civilisation, der je nach seinem Bildungsgrade bemessen ist. Je mehr Seife, Kleidungsstoffe, feinere und kräftigere Nahrung eine Nation verbraucht, um so civilisirter ist sie. Des Kaffirs einziges Kleid ist ein Ochsen-, Leoparden- oder Löwenfell und von Mais und Kaffirhirse und der Milch seiner Kühe lebt er Jahr aus Jahr ein ruhig und zufrieden mit sich selbst. Faullenzen ist seine höchste Lust — Arbeiten, des Lebens größte Qual. Er ist der Herr der Schöpfung und seine Frau muß für ihn arbeiten. Er sitzt nur, gedörrten Dacha (Cannabis indica) aus einem Knochen rauchend bei seinen Freunden, um mit ihnen so lange zu schwatzen, bis er betäubt von dem Genusse hinsinkt — oder er liegt auf dem Bauche, seinen Rücken in der Sonne bratend, während die Frau das Feld bestellt, den Mais erntet, die Kühe melkt und die Kinder reinigt, d. h. sie mit Fett einreibt. Hat ihm die erste Frau, die meist jedoch die Favoritin bleibt, so viel verdient, daß er sich mit dem Erworbenen eine zweite kaufen kann, so wird damit nicht lange gezögert und die vereinigte Arbeit dieser Beiden erwirbt ihm schnell eine dritte. Der Kaffir arbeitet nur dann, wenn er von Hause aus arm, die ersten zur Anschaffung einer Frau nöthigen Ochsen braucht. Dann wandert er in eine Stadt der Colonie oder Oranjerepublik, oder zu irgend einem Farmer, dem er sich als Schafhirt vermiethet. Und wehe dem Herrn, der seinem freien Schwarzen nicht täglich fünfzehn bis zwanzig Pfund Fleisch zu essen gibt. Dann fehlen wöchentlich zwei der feinsten Merinoschafe aus der Heerde und kein Mensch weiß, wo sie hingekommen. Der Kaffir ist schon deshalb keiner Cultur und Civilisation fähig, weil er mit der Gewöhnung an europäische Kleider und europäische Lebensweise seinen eigenen höchsten Vergnügungen — das Faullenzen und das Stehlen aufgeben muß.

Freilich gehen von Jahr zu Jahr die schönsten Berichte der verschiedenen Missionsgesellschaften nach der Heimath ab — aber thatsächlich bekehrt ist noch kein Kaffir worden. Wie pomphaft wurde vor mehreren Jahren die Bekehrung zweier Söhne

des Moſſeß, George und Jeremiah in Umlauf geſetzt, und wie ſchön nahmen ſich die zwei ſchwarzen Prinzen in ihrer europäiſchen Dandygarderobe aus, als ſie aus der Capſtadt zurück in's Baſſutoland reiſten — aber nicht drei Wochen darnach ſtolzirten ſie bereits in urwüchſiger Nacktheit unter ihren Unterthanen einher und hatten bereits drei Weiber zu ihrer Verfügung, die ihnen Vater Moſſeß geſchenkt hatte. Davon iſt wahrſcheinlich in die öffentlichen Miſſionsberichte nichts aufgenommen worden. Es iſt eine feſtſtehende Thatſache, daß die ſogenannten bekehrten Kaffirn, d. h. die, die ſchreiben und leſen können und die in die Kirche gehen, die ſchlechteſten Subjecte ſind. Mit den erſten Bildungselementen der Weißen haben ſie alle Laſter derſelben angenommen, ohne ihre eigenen Niederträchtigkeiten aufzugeben. Seit mehr als dreißig Jahren bemühen ſich die proteſtantiſch-franzöſiſchen Miſſionäre, ſehr ernſte, aufopferungsfähige und ehrenwerthe Männer, denen ſpäter engliſche und in neueſter Zeit katholiſche Miſſionen gefolgt ſind, dem Volke Zucht und Sitte beizubringen, aber bis jetzt ſind alle Verſuche geſcheitert — war alle Arbeit vergebens.*)

Denn erſtens hat der Kaffir, unähnlich allen anderen wilden Völkerſtämmen, auch nicht die geringſte Idee von einer Gottheit, und zweitens liegt es zu ſehr im Intereſſe der Häuptlinge, daß ſie keine Chriſten werden. Mit der Annahme des Chriſtenthums müßten ſie ihre Weiber und den daraus reſultirenden Reichthum aufgeben und ſelbſt zu arbeiten anfangen. Dazu einen Kaffir zu bringen, das erfordert mehr, als Miſſionäre vermögen. Auf der anderen Seite ſehen auch viele Miſſionäre dies bald ein. Da ſie jedoch ein Mal dahin verſchlagen ſind und ſich im Laufe der Jahre mit der heranwachſenden Familie ihre Ausgaben mehren, ſo benutzen ſie ihre Stellung dazu, Schafzucht zu treiben, oder irgend einen kleinen Handel anzulegen. Natürlicher Weiſe bemühen ſie ſich, ſo viel ſie können, den Pflichten ihres Amtes zu genügen — ſie halten täglich einige Stunden mit den Kindern Unterrichtsübungen, und ſie predigen Sonntags zweimal vor einer ziemlichen Anzahl Zuhörer, die in der Regel ſich beſonders an den der Predigt vorangehenden und ihr folgenden Geſängen betheiligen. Aber dabei hat es ſein Bewenden. Verläßt der Miſſionär aus irgend einem Grunde ein Mal ſeine Station, ſo iſt innerhalb vier Wochen von ſeinem jahrelangen Wirken nichts mehr zu ſpüren.

Das einzige Element, welches vielleicht auf eine dereinſtige Cultur des Kaffirs ſchließen ließe, wäre ſeine Vorliebe zum Geſange und zur Muſik. Er betheiligt ſich ſtets in der Kirche an den Geſängen oder geht nur der Geſänge wegen in die Kirche. So eigenthümlich ſchön mitunter die Melodien ſind, die er täglich, bei der Arbeit oder auf der Reiſe vor ſich hinſummt, ſo entſetzlich iſt der Inhalt derſelben. Wir ſind an ziemlich kräftige Natürlichkeiten orientaliſcher erotiſcher Poeſie gewöhnt — aber die obſcönen Gedanken eines Kaffirliedes laſſen ſich nicht einmal in Worten andeuten. Alles, was in der Natur, im menſchlichen Leben vulgär iſt, ſcheint darin verherrlicht zu werden. Und von Poeſie iſt dabei keine Spur. Ob ein derartiges Talent, das ſchon in den Uranfängen an dem Gemeinen, nicht an dem Natürlichen Geſchmack findet, je cultivirt werden kann, das überlaſſe ich Anderen zu entſcheiden.

Es würde zu weit führen, noch näher auf die Wirkſamkeit der franzöſiſchen Miſſionäre einzugehen. Es iſt faſt unglaublich, welch' ungeheuren Mühſeligkeiten dieſelben ſich unterworfen, wie ſie zuerſt den Löwen und Buſchmännern das Gebiet abgerungen, dann die Baſſutoſprache erlernt, und das Erlernte ſpäter zur Ueberſetzung der Bibel angewendet haben, — wie ſie ſich zuerſt, ununterſtützt von den Eingeborenen, mit eigener Hand unter glühender Sonnenhitze die erſte Hütte gebaut und weiter fortſchreitend allmählig den einmal von ihnen begründeten Platz gewiſſermaßen zu einem Paradieſe in der Wildniß umgeſchaffen haben — und trotz alles deſſen haben ſie wenig

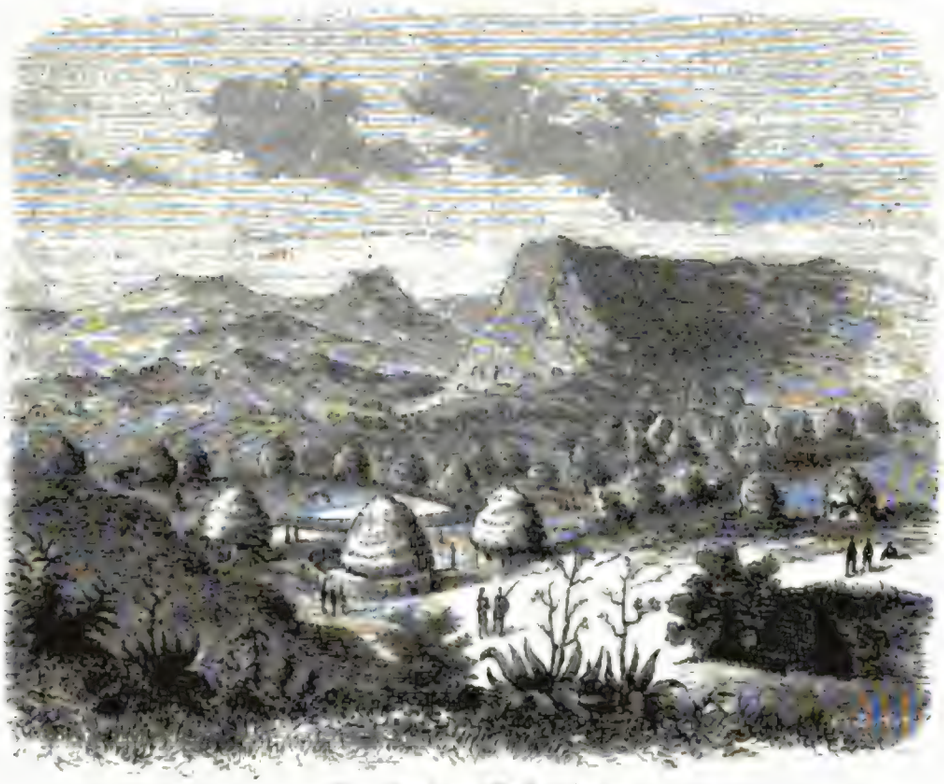
*) Und hier muß ich auch einen Tribut darbringen jenen hochherzigen Frauen dieſer Miſſionäre, die vor mehr als dreißig Jahren alle Gefahren der erſten Einrichtung und Niederlaſſung mit ihren Männern theilend — denſelben ſtets im Miſſionswerke mit der größten Aufopferung beigeſtanden haben. Die Namen der Damen Rolland, Daumas, Beliſſier und Lemue, werden wohl ſo lange im Baſſutolande exiſtiren, als eben noch Menſchen da ſein werden, um dieſelben auszuſprechen. Denn nicht allein waren und ſind ſie Gehülfinnen ihrer Männer — ſie ſind gewiſſermaßen mit die erſten friedlichen Eroberer des Landes geweſen.

Mr. Bell's invention, which was the first practical application of steam to navigation, was a small vessel of 40 tons, with a 3 horse-power engine, which plied between Glasgow and Greenock. Her speed was about 6 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Comet*, a vessel of 120 tons, with a 30 horse-power engine, which plied between Glasgow and Fort William, and was the first steamer to navigate the Caledonian Canal. Her speed was about 7 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Elizabeth*, a vessel of 160 tons, with a 40 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 8 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Rob Roy*, a vessel of 90 tons, with a 30 horse-power engine, which plied between Glasgow and Belfast. Her speed was about 9 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Talbot*, a vessel of 160 tons, with a 40 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 10 miles an hour.

Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Clyde*, a vessel of 200 tons, with a 50 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 11 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Thames*, a vessel of 250 tons, with a 60 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 12 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Mersey*, a vessel of 300 tons, with a 70 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 13 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Severn*, a vessel of 350 tons, with a 80 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 14 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Trent*, a vessel of 400 tons, with a 90 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 15 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Humber*, a vessel of 450 tons, with a 100 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 16 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Ouse*, a vessel of 500 tons, with a 110 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 17 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Tyne*, a vessel of 550 tons, with a 120 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 18 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Wear*, a vessel of 600 tons, with a 130 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 19 miles an hour. Mr. Bell's invention was followed by the construction of the *Tees*, a vessel of 650 tons, with a 140 horse-power engine, which plied between Glasgow and Liverpool. Her speed was about 20 miles an hour.

jungen Kaffirmädchens ſich producirt, ſo entſetzlich erſcheinen die lang herabhängenden Schläuche der Frauen, die bereits geboren haben. Die Kinder bleiben in der Regel drei bis vier Jahre an der Mutter Bruſt und ebenſo lange, ja von dem Augenblick an, wo die Frau ſich Mutter fühlt, verläßt ſie der Mann vollſtändig. Trotz der vielen Frauen haben die Kaffirn verhältnißmäßig wenig Kinder. Die Kleinen bleiben, bis ſie mannbar werden, unter der Pflege der Mutter — nach dieſer Zeit wird die Circumciſion verrichtet, die mit einem ſcharfgeſchliffenen Steine bewerkſtelligt wird, und dann erſt werden die jungen Leute als Männer betrachtet. Die Mädchen heirathen nicht ſo früh, als man es von dem ſüdlichen Klima erwarten ſollte; aber einerſeits iſt es im Baſſutolande, wegen der ſehr hohen gebirgigen Lage nicht ſo warm wie im übrigen Südafrika, andererſeits ſuchen die Väter ihre Mädchen, beſonders wenn ſie ſich durch ſchöne Formen auszeichnen, recht lange auszubieten, um einen größeren Preis zu erzielen. Oft kommt es dann vor, daß das Mädchen von einem ganz alten Knaben erhandelt wird, den ſie nicht leiden kann. Will ſie dann bei ihrem Manne nicht bleiben, oder verläßt ihn gar, ſo müſſen dem Verlaſſenen die eingelieferten Ochſen zurückerſtattet werden. Daſſelbe iſt der Fall, wenn die Braut, die ſich am Tage vor der Hochzeit einer Unterſuchung von der Schwiegermutter unterziehen muß, von derſelben nicht mehr als Jungfrau befunden wird.

Hochzeiten, und zwar nur die mit der erſten Frau, werden in der Regel mit großem Pomp gefeiert. Nachdem Tags zuvor der Bräutigam ſeinen Freunden einen fetten Ochſen zum Schlachten übergeben, wird er von ſeinen ſchön eingeſchmierten und ſtark duftenden Genoſſen in



Ein Dorf im Baſſutolande.

feierlicher Proceſſion aus ſeiner Hütte abgeholt und zu dem für ähnliche Feſtlichkeiten beſtimmten Platze geführt. Zugleich mit ihm erſcheint aber auch ſchon von der anderen Seite die Braut, begleitet von ihren ſämmtlichen Freundinnen und anderen verheiratheten und unverheiratheten Damen des Dorfes. Die Schönen haben dieſes Mal große Toilette gemacht. Abgeſehen davon, daß ihr ganzer Körper wieder durchaus mit der rothen Pomade eingerieben iſt, haben ſie meſſingene Ringe überall da angebracht, wo es nur möglich war. So ſtecken die Arme bis oben hinauf zur Schulter und die Füße von unten bis zum Kniegelenk in dieſen Ringen, Ein breites ledernes Band mit bunten Perlen verziert, von dem vorn ein ziem-

lich viereckiger Streifen herunterhängt, bildet die ganze Bekleidung und der Schamhaftigkeit ist genügt. Die Herren haben nichts Derartiges. Ihr einziger Schmuck ist eine um den Hals hängende, aus einer getrockneten Kürbisschale gemachte Schnupftabacksdose und ein löffelartiges Stück Eisen, von der Form eines Pfeiles. Letzteres dient zum Taschentuche. Mit demselben kratzt sich der Kaffir den Schweiß von Stirn und Gesicht und reinigt seine Nasenhöhlen, wenn sie dessen bedürfen.

Schnell haben sich die Tanzenden aufgestellt, die Herren in mehreren Reihen hinter einander, auf der einen Seite — die Frauen ihnen gegenüber in derselben Weise. Die Idee des Tanzes ist ungefähr die, daß der Bräutigam seine erkorene Braut zu erhaschen sucht. Seine Freunde suchen ihm dabei behilflich zu sein, während die Freundinnen der Braut es zu verhindern sich bemühen. Der Tanz besteht daher in einem fortwährenden Hin- und Herdrängen, während die Füße den Boden zu zerstampfen suchen und die Hände mit der Kirie — einem kurzen Stock mit dickem Knopf bewaffnet — in die Luft hinein schlagen. Musik machen sich Tänzer und Tänzerinnen durch ein unaufhörliches monotones Geheul von selbst. Ein Tambourin, das aus einem Thongefäß besteht, über das eine Schafhaut so stramm wie möglich gezogen — wird von den Umstehenden behämmert. Dasselbe begleitet ein Virtuose auf der Tumo — einem gekrümmten Bambusstock, dessen Enden durch eine starke Schnur verbunden sind. In der Mitte des Bambus ist eine Kürbisschale mit einem Loche in der Mitte und während der Musikant mit einem Stöckchen auf den strammen Strick schlägt, schwillt der Schall an, während er durch das Loch des Kürbisses geht, — wunderbare Laute hervorbringend. Mit dem linken Daumen und Zeigefinger wird der Strick hier und da berührt, um Modificationen des Tones hervorzubringen. Wenn der Tanz einige Stunden lang gedauert hat und sämmtliche alte und junge Weiber und Mädchen vor Erschöpfung nicht mehr aufrecht stehen können, dann ergreift der gierige Liebhaber seine Braut und schleppt die nicht mehr zögernde in seine Hütte. Die andere Gesellschaft stärkt sich unterdessen am Ochsenfleisch — und ehe man sich's versieht, ist der vollständige Ochse, dem nur die Haut abgezogen wird, verschwunden. Während der eine Theil am Feuer geröstet wird, wird der andere bereits roh verzehrt. Es ist erstaunlich, welche Mengen Fleisch ein Kaffir essen kann, um so mehr, als er doch für gewöhnlich nur von vegetabilischer Nahrung lebt. Ich brauche wohl hierbei nicht hinzuzufügen, daß das Fleisch ohne Brot und ohne alle Zugabe gegessen wird.

Brot kennt überhaupt der Kaffir nicht. Aus seinen Feldfrüchten, Mais und Kaffirhirse, macht er kein Mehl, sondern ißt die einfach gekochte Frucht. Das einzige sogenannte Brot, das er sich im Bassutolande bereitet, ist aus Heuschrecken gefertigt. Wie bekannt, erscheinen diese Thiere ungefähr alle sieben Jahre in Südafrika. Man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Aber plötzlich sind sie da und wehe dem Landstrich, auf dem sie sich niederlassen. In einem Tage ist das schönste Grasland vernichtet und keine Nahrung gibt es bis zum nächsten Regen für Ochsen, Pferd und Schaf. Des Nachts ziehen sie sich stets in dicken Schwärmen zum Schlaf zusammen und das ist die Zeit, in der Kaffirfrauen und Kinder mit großen aus Stroh geflochtenen Säcken, ausgehen, um sie zu fangen. Hat man nun die genügende Anzahl Thiere, so werden dieselben den Dämpfen von brennendem getrockneten Kuhmist ausgesetzt und so getödtet. Dann werden sie in der Sonne gedörrt, die gedörrte Masse wird zu Pulver zwischen zwei Steinen, einem runden und einem flachen, verrieben und aus dieser Masse wird dann ein Brotteig geknetet, der in optima forma gebacken wird. Eingeweihte Gourmands erzählen Wunderbares von dieser Speise und die Kaffirn schwärmen Jahre lang von dem Hochgenusse. Uebrigens verspeisen sämmtliche Hausthiere Südafrika's besonders die jungen Heuschrecken gern, Pferde und Schafe schnappen gierig nach ihnen und Federvieh, Hühner und Enten werden sehr fett davon. Eine eigenthümliche rothe Farbe nimmt das Eidotter der Eier dabei an, welche diese Thiere später legen, und in der That schmecken Eier von Hühnern, die sich an Heuschrecken gemästet haben, vorzüglich gut.

Der ganze Bassutostamm ist ein vor-

züglich wohl und ſchön gebauter Menſchenſchlag. Männer wie Frauen ſind ſchlank, höchſt graziös in ihren Bewegungen und mit wohlgeformter Muskelmaſſe verſehen. Das Geſicht zeigt nicht immer die den Negern eigenthümlichen vorſpringenden Backenknochen und noch viel weniger die aufgeworfenen Lippen. Ja, es gibt Mädchen im Baſſutolande, deren regelmäßig geformten Geſichtszüge an die kaukaſiſche Race erinnern würden, wenn eben die Farbe nicht gar zu auffallend wäre, denn die Farbe der Haut iſt dunkelbraun, grau in den Hand- und Fußflächen. Wird der Kaffir von einer ernſten Krankheit befallen, ſo nimmt die ganze Haut eine unangenehme, aſchgraue, fahle Farbe an — und dies nebſt dem veränderten Pulſe iſt oft das einzige Zeichen, daß der Kaffir wirklich krank iſt. Sein Appetit bleibt derſelbe nach wie vor.

Wie bei allen ſüdafrikaniſchen Völkerſchaften, beſteht des Baſſuto Haupthaar aus kleinen wolligen Löckchen, die in der Regel ziemlich bis dicht an die Haut abgeſchnitten ſind. Es iſt dies eine beſondere Eigenthümlichkeit der Baſſuto-Kaffirn, während andere Stämme, wie die Zulu-Kaffirn im Norden von Natal, ihr Haar ſtruppig in die Höhe wachſen laſſen und es dann durch allerhand Fettigkeiten ſo zuſammendrehen, daß es wie ein Turban ausſieht. Kindern wird ſtets der Kopf ganz kahl geſchoren und derſelbe dann mit rother Pomade eingerieben.

Die Sprache der Baſſutos iſt ein Dialekt der Bechuanaſprache und würde jedenfalls einem Philologen von Fach des Intereſſanten ſehr Vieles bieten. Sie iſt ſehr reich an Vocalen, hat weder Declinaton noch Conjugation, jedenfalls aber mit dem ſemitiſchen Sprachſtamme ſehr viele Aehnlichkeit. So heißt z. B. das Land, Leſſuto, die Einwohner deſſelben Moſſuto, Plural Baſſuto, und die Sprachen, die ſie reden Seſſuto, u. ſ. f. Die franzöſiſchen Miſſionäre haben ſich auch um Erforſchung und Aufklärung dieſer Sprache große Verdienſte erworben.

Baſſutoland hat indeſſen auch manche weiße Einwohner. Aber dieſe dürfen ebenſo wenig wie die ſchwarzen Eingeborenen Grund und Boden beſitzen. Es iſt dies eine weiſe Politik von Moſſeß. Allen ſeinen Unterthanen und ebenſo den weißen Einwanderen weiſt derſelbe ein Grundſtück an, um darauf zu wohnen, daſſelbe zu bebauen, oder auf Ort und Stelle Handel zu treiben. Aber Beſitztitel erhält Niemand, damit das Grundſtück nicht verkauft werden und ſo ein wirkliches Vordrängen und Fußfaſſen weißer Bevölkerung möglich gemacht werden könne. Die dortigen weißen Einwohner, mit Ausnahme der Miſſionäre, können aber eben nur da exiſtiren, da ihnen der Aufenthalt in der engliſchen Colonie ſowohl, wie in der Oranjerepublik unmöglich gemacht wird. Sie gehören meiſtens zu den verworfenſten Schichten der Geſellſchaft, die ſich aus den oben genannten Ländern haben flüchten müſſen. Spitzbuben, Wechſelfälſcher, Deſerteure von der deutſchen Legion, die ſich irgend eines Verbrechens ſchuldig gemacht haben, ſind die anſtändigſten Beſtandtheile dieſer weißen Bevölkerung. Sie haben in der Regel zwei bis drei Kaffirfrauen und man iſt froh, auf einer Reiſe in's Baſſutoland dieſer Herren nicht anſichtig zu werden, ſo ſehr man ſich auch ſonſt auf den weiten Flächen Südafrika's freut, einem weißen Menſchen zu begegnen.

Da Baſſutoland für Jagden kein günſtig gelegenes Land iſt, ſo verirren ſich Jäger oder Reiſende ſelten dahin. Dagegen findet man hier und da allerhand Trödler und Hauſirer, die unter dem Vorgeben, mit wollenen Decken, Perlen und Meſſern zu handeln, Gewehre und Pulver, trotz aller Vorſicht der engliſchen und der republikaniſchen Regierungen in das Land hineinſchmuggeln, und wofür Moſſeß ſehr hohe Preiſe bezahlt, obgleich er von ſeinen eigenen Leuten auch Pulver fabriciren läßt. Dies Kunſtſtück hat er von einigen Deſerteuren der deutſchen Legion gelernt. Das Pulver fällt jedoch ſo ſchlecht aus, daß ein Kaffir damit trotz des beſten Gewehres vollkommen unſchädlich wird. Mitunter ſchmuggeln auch die Hauſirer Branntwein durch, und obgleich Moſſeß dies ſtreng beſtraft und den aufgegriffenen Branntwein ausgießen läßt, ſo finden ſich doch immer noch Leute, die das Wagniß des Schmuggelns unternehmen. Und wunderbar genug ſieht es dann in einem ſolchen Dorfe aus, in das der Branntweinhauſirer hineingekommen iſt. Der Kaffir trinkt nie, er ſäuft aber, wenn die

Jason, the son of Æson, King of Iolcos, in Thessaly, was brought up by the Centaur Chiron, who taught him all the arts of peace and war. Pelias, the brother of Æson, had usurped the throne, and Jason, when he grew up, went to claim his father's kingdom.

But Pelias, who feared the power of Jason, sent him on the quest of the Golden Fleece. This fleece was the skin of a ram which had carried Phrixus and Helle through the air to Colchis, on the shores of the Black Sea. Phrixus had sacrificed the ram to Zeus, and had hung the fleece in a grove sacred to Ares, where it was guarded by a dragon that never slept.

Jason built a ship called the Argo, and sailed in it to Colchis. He was accompanied by a number of heroes, who were known as the Argonauts. Among them were Hercules, Orpheus, Castor and Pollux, Peleus, Telamon, Theseus, Meleager, Atalanta, and Nestor.

Abend bis auf zwei und drei Grad Reaumur fällt. Des Nachts wird es mitunter noch bedeutend kälter, dem Reiſenden hängen ſtarre Eiszapfen vom Barte herab, und ein guter Pelz wäre in dem für heiß verſchrienen Südafrika eben ſo wünſchenswerth, wie er bei uns in der gemäßigten Zone im Winter nöthig iſt. Von den in Südafrika eintretenden Dürren und Trockenheiten leidet Baſſutoland jedoch weniger als die angrenzenden Länder. In Folge der hohen Berge ſammelt ſich in den Thälern und Tiefen Feuchtigkeit leichter an und verdunſtet nicht ſo ſchnell, wie auf den großen weiten Flächen der benachbarten Oranjerepublik.

Ein Baſſutomädchen.

Die Lebensweiſe der Baſſutos und ihre Beſchäftigung iſt die aller eingeborenen Stämme Südafrika's. Wie jene leben ſie auch nur meiſt von Viehzucht. Ochſen machen ihren Reichthum aus und Ochſen ſind die klingende, einzige Münze des Landes. Wer keine Ochſen beſitzt — iſt ein Bettler. Von ihrer früheſten Kindheit an prägt ſich ihrer Einbildungskraft nichts als die Form und Farbe von Kühen und Ochſen ein. Kinder vergeſſen ihre Spielereien, um über die Vorzüge einer gewiſſen Kuh zu argumentiren, und ihr höchſtes Vergnügen beſteht darin, Ochſen aus Thon zu modelliren. Heerden zu weiden iſt eine noble Paſſion — und die einzige Arbeit, der der Baſſuto ſich unterzieht. Von dem Anbau des Mais und der Kaffirhirſe haben wir bereits oben geſprochen. Erſt in neuerer Zeit haben die Baſſutos angefangen, unſere Cerealien und beſonders Weizen anzubauen, und iſt das Korn, das aus dem Baſſutolande in die Colonie gebracht wird, durch beſondere Reinheit ausgezeichnet.

Handel existirt in einem Lande und Haushalte, wo fast gar nichts Anderes als einzelne Körbe von Stroh, hölzerne Löffel, ein paar thönerne Töpfe, einige eiserne Messer und Lanzenspitzen und Nasenlöffel, die sich jeder einzelne Haushalt von selber mit großer Mühe bereitet, gebraucht werden, natürlich nicht. Aller Handel, der da vorkommt, besteht in Tauschgeschäften mit der umwohnenden weißen Bevölkerung, und wenn auch früherhin die Bassutos häufig einen Ochsen für ein nichtsnutziges Federmesser oder rothe Mütze bezahlten, so haben sie im Laufe der Zeit gar wohl den Werth der einzelnen für sie brauchbaren Gegenstände kennen gelernt.

Eine kleine Tour in's Bassutoland ist daher nicht nur höchst ungefährlich, sondern im Gegentheil in jeder Beziehung interessant und angenehm. Die Stationen der französischen Missionäre, die fast alle alttestamentarische Namen führen, wie Hebron, Bethesda, Berseba, Moriah ꝛc., sind so angelegt, daß man sicher ist, wenn man sich nur irgend wie auf Kaffirwege versteht, jeden Abend bei einer gebildeten Missionärfamilie einzutreffen, von der man so freundlich aufgenommen und so sehr zum längern Aufenthalt gedrängt wird, daß es schwer hält, sich von dem schnell lieb gewonnenen Herde zu trennen. Und sitzt man erst Abends gemüthlich im trauten Familienkreise zusammen, so glaubt man nicht im Innern Südafrika's, sondern in der Wohnung eines wirklich durchgebildeten, von seinem Berufe durchgeistigten Landpfarrers in Europa sich zu befinden. Kleinliche Unterhaltungen über kleinliche Verhältnisse, unnöthige Anspielungen auf Persönlichkeiten existiren da nicht — einen weiteren Gesichtskreis hat der Mann, der erst den Atlantischen Ocean durchsegelt hat, und viel zu ernst und viel zu bedeutungsvoll ist das tägliche Wirken der im Hause Versammelten. Natürlich jedoch bilden am Abend, sobald der einfache Hausgottesdienst vorüber ist, die Heimath, die süße Heimath und die letzten Nachrichten aus Europa das Hauptgespräch, und wohl jeden beseligt die Hoffnung, wieder einmal rückkehren zu können in das alte Vaterland, zu den Seinen. Denn etwas Andres ist es, in Südafrika zu leben, — und etwas Andres, eine Beschreibung darüber zu lesen. Was Einem in der Lectüre oft höchst unterhaltend und pikant vorkommt, ist schaurig genug in der Wirklichkeit. Darum Adieu, Mosseß, — adieu, Bassutoland!

Die Turkmanen von Merw.

Bei dem unglücklichen Feldzuge der Perser gegen Merw wurde ein Franzose, Herr von Bloqueville, der sich dem Heere des Königs der Könige angeschlossen hatte, gefangen genommen. Nach einer vierzehnmonatlichen Haft losgekauft, hat er der Zeitschrift der Pariser geographischen Gesellschaft Notizen über die Bevölkerung von Merw mitgetheilt, die trotz ihrer Unvollständigkeit Werth besitzen, da wir seit Sir John Macdonald und Alexander Burnes über Merw nichts mehr gehört haben.

Man streitet darüber, ob die Turkmanen mongolischen oder indo-tatarischen Ursprungs seien. Ohne die Frage entscheiden zu wollen, bemerkt Bloqueville, daß ihr Typus dem der Kirgisen und Tataren am ähnlichsten ist. Alle turkmanischen Stämme haben denselben Typus, wenn auch in der Form des Kopfes wie in den Gesichtszügen nicht unerhebliche Unterschiede bestehen. Den Bocharen gleichen sie nicht, und zwischen diesen und den Einwohnern von Khiwa besteht wieder ein Unterschied, wie zwischen den Kirgisen vom Ural und den Kalmücken. Der turkmanische Typus ist der folgende: Der Mann ist gewöhnlich mehr als mittelgroß. Er ist wohlgebaut und hat er auch keine stark entwickelten Muskeln, so ist er darum doch stark und erfreut sich gewöhnlich einer guten Gesundheit, die ihn Anstrengungen und Entbehrungen ertragen läßt. Er hat eine weiße und wenig behaarte Haut, ein rundes Gesicht, vorspringende Backenknochen

und eine breite Stirn. Sein kleines, lebhaftes und kluges Auge ist mandelförmig gespalten, die Nase gewöhnlich klein und gestülpt. Der untere Theil des Gesichts tritt etwas zurück, die Lippen sind ziemlich dick, der Bart auf der Oberlippe klein, am Kinn und auf den Backen spärlich. Die Ohren sind sehr entwickelt und stehen vom Kopfe ab.

Die Tracht der Turkmanen besteht aus Beinkleidern, die auf den Fuß niederfallen und an den Knöcheln zusammengebunden werden, aus einem Hemd ohne Kragen, das auf der rechten Seite bis zum Gürtel offen ist, und aus mehreren Oberkleidern, die über der Brust leicht über einander geschlagen und mit einem wollenen oder baumwollenen Gürtel befestigt werden. Die Aermel dieser Kleider sind sehr lang und breit. Den kahlgeschorenen Kopf schützt eine Mütze, über der ein Talbock von der Form eines stumpfen Kegels getragen wird. Derselbe besteht entweder aus dem Lammfell, das wir Astrachan nennen, obgleich es in der That von Bochara kommt, oder aus gewöhnlichem Schaffell. Die gewöhnliche Fußbekleidung ist ein Filzpantoffel, oder einfach eine Sohle von Roß- oder Kameelleder, die mit einem wollenen Bande befestigt wird. Im Winter oder wenn sie zu Pferde steigen, tragen die Turkmanen, Männer wie Frauen, Stiefel.

Die Frauen haben dieselben Körperverhältnisse wie die Männer, und tritt der Typus des Stammes bei ihnen noch stärker hervor. Ihre Backenknochen springen weit hervor, ihre Haut ist sehr weiß, obgleich sie mit dem Bade keinen Mißbrauch treiben. Ihr Haar ist sehr dicht, aber auch sehr kurz und sie verlängern ihre Flechten daher durch Schnüre von Ziegenleder und Bänder, an die Perlen von Glas und Silber befestigt werden. Die Tracht der Frauen besteht aus einem weiten Hemde mit einem Schlitz unter dem Halse, auf dessen Ränder flache Silberstücke von ovaler Form aufgenäht werden. Manche Frau trägt sechs bis acht Reihen solcher Silberstücke, in jeder Reihe acht bis zehn. Ueber den weiten Beinkleidern, die bis zu den Knöcheln reichen, wird ein Ueberwurf getragen, der aber nur bis zum halben Bein hinuntergeht. Auf dem Kopfe sitzt eine runde Mütze, von der ein seidener oder baumwollener Schleier auf den Rücken niederfällt, und darüber eine Art von Turban, drei Finger breit und mit silbernen Platten benäht. Eine der Seiten des Schleiers wird von rechts nach links unter das Kinn gezogen und mit einem silbernen Kettchen und einem Haken befestigt.

Die Ohrringe sind von massivem Silber und haben die Form eines Dreiecks. Von der Basis hängen Kettchen nieder und enden in einem Silberblech von Rautenform. Um diese Ohrringe, die mindestens 200 Gran wiegen, dem Ohr nicht zu schwer werden zu lassen, werden sie von einer silbernen Kette getragen, die oben auf dem Turban befestigt ist. Die Armbänder sind von Silber, mit Gold und Carneolen eingelegt, das Halsband trägt ein rautenförmiges Blech, so groß wie eine Hand und mit eingefaßten Carneolen, von denen abermals Kettchen herunterhängen, die in einem Silberblech enden. Gehen mehrere Frauen zusammen zum Brunnen, so entsteht durch ihren Schmuck ein Geräusch, daß man die Glöckchen einer Maulthierheerde zu hören glaubt. Die Männer tragen nicht den geringsten Schmuck, aber Frauen, die von Schmutz starren, die nichts haben, womit sie sich des Nachts bedecken können, und in deren Zelt man weiter nichts sieht, als einen kleinen Sack Mehl zur Ernährung der Familie, tragen die oben beschriebenen Silbersachen und trennen sich selbst in der höchsten Noth nur dann von ihnen, wenn der Mann sie dazu zwingt. Die Kinder tragen Winter und Sommer nichts als ein Hemd von Baumwolle oder Seide.

Die Turkmanen von Merw sind vom Stamme der Tekhas und den Athals an der Grenze von Khorassan nahe verwandt. Reines Blut ist unter ihnen selten anzutreffen, denn viele Kriegsgefangene aus Afghanistan und Persien haben sich unter ihnen niedergelassen und verheirathet, wie auch viele Frauen aus Bochara, Herat und Khorassan geraubt worden sind. Die Zahl der Tekhas läßt sich nur ungefähr nach den 30,000 Zelten schätzen, in denen sie wohnen. In jedem Zelte wohnt eine Familie oder eine Anzahl junger unverheiratheter Männer. Da sie häufig Krieg führen und die Sterblichkeit in ruhigen Zeiten groß ist, so nimmt ihre Zahl nicht merklich zu.

Die Tekhas von Merw theilen sich in

vierundzwanzig Stämme, von denen jeder den Bezirk bewohnt, der ihm bei der Theilung zugefallen ist. Jeder Stamm wählt seinen Häuptling, „Weißbart“ genannt. Obgleich es Chane gibt, die zu alten Familien gehören und einen gewissen Einfluß üben, so werden sie doch nicht immer zu Häuptlingen gewählt. Der Weißbart muß ein kluger, möglichst rechtliebender Mann sein und die Interessen des Stammes wahrzunehmen verstehen. Alle Häuptlinge versammeln sich zuweilen und berathen gemeinschaftliche Geschäfte, wie Raubzüge, Berieselungsarbeiten, Damm- und Canalbauten u. dgl. Einer, ein besonders schlauer und vornehmer Mann, übt eine gewisse Autorität, doch kann er ohne die Einwilligung der übrigen nichts unternehmen. Der Rath der Häuptlinge ist zugleich ein Schiedsgericht, das über Streitigkeiten entscheidet. Geringere Fälle werden dem Mollah vorgelegt. Innerhalb des Stammes herrscht Gleichheit der Rechte. Jeder Schäfer erscheint in den Versammlungen und spricht und entscheidet mit. Die Frauen ziehen bloß den Schleier über das Kinn, wenn fremde Männer erscheinen. Sie gehen allein von einem Stamm zum andern und machen die weitesten Wege, ohne daß sie eine Beleidigung zu fürchten haben.

Es dauert oft Monate lang, ehe Turkmanen über ein Geschäft sich einigen. Ist ein Vertrag zu Stande gekommen, so wird er unverbrüchlich gehalten. Fremden glauben sie nicht Treue und Glauben zu schulden und überlisten sie nach Kräften. Jeder liebt seinen Stamm und fürchtet für ihn den Tod nicht. Ihre Sitten sind einfach, sie sind tapfer, klug und der Begeisterung fähig. Ihre schlimmste Seite ist ihre Habsucht, die durch immerwährende Raubzüge bis tief nach Persien hinein stets genährt wird. Ihr höchstes Ziel ist, Geld zusammenzuscharren und den Geldsack, auf dem sie schlafen, bloß zu öffnen, um den Schatz zu zählen und zu vermehren. Von dem Kinde, das kaum die Kraft hat, einen Gegenstand fortzutragen und im Sande zu vergraben, bis zum zitternden Greise strebt Alles nach fremdem Eigenthum. Der Sohn bestiehlt die Mutter, die Frau den Mann, die Schwester den Bruder, aber der Diebstahl wird immer in der eigenen Familie verübt, denn da alle Turkmanen gleich arge Spitzbuben sind, so sind alle gleich sehr auf ihrer Hut, und außerdem ist der Dieb rechtlos, wenn er in einem fremden Zelte ertappt wird. Dieser schlimmen Nachbaren sich zu entledigen, ist immer das Ziel der Perser gewesen, aber alle ihre Versuche sind gleich dem Feldzuge von 1860 schmählich mißlungen.

Kleine Naturbeobachtungen.

Von

Ew. Schröder.

Die Spinne und der Spinnenfaden.

Auch ein häßliches, verachtetes Thier kann Einem lieb werden.

Habe ich doch zwei Sommer lang die verschiedensten Spinnenthiere in Händen gehabt, um sie einer näheren Beobachtung zu unterziehen. Meistens trug ich einige derselben in Schächtelchen in der Tasche mit mir herum, während ich früher eine Spinne kaum anfassen konnte. Oft ist es mir auch gelungen, Andere für meine augenblicklichen Lieblinge zu interessiren.

In größerer Gesellschaft saßen wir vor dem Curhause in Ems Nachmittags bei einer Tasse Kaffe um einen Tisch. Ich öffne also ein Schächtelchen und nehme eins von meinen Spinnenthieren auf meine Hand — eine kleine, grüne Spinne, vor der sich auch die Damen nicht fürchteten — sie fanden sie sogar hübsch — und lasse sie ihr Experiment machen.

Von meinem erhobenen Zeigefinger läßt sich das Thierchen etwa eine Spanne lang an einem Faden herab. Aller Augen sind auf dasselbe hingerichtet. Plötzlich läuft es unter einem rechten Winkel von mir fort, gleichsam durch die Luft quer über den Tisch hin, um sich auf den Hutrand der mir gegenübersitzenden Dame niederzulassen. Alle sind über diese Luftreise erstaunt. Da es meine Frau ist, zu der hin das Thierchen gelaufen, so wird darüber gescherzt: „Das geht nicht mit rechten Dingen zu“ — sagte man, „das ist eine abgekartete Sache zwischen Ihnen beiden.“

Als ich aber aufstand, das Experiment wiederholte, das Spinnchen an den untern Zweig des mir gegenüberstehenden Baumes spazieren ließ, da wurde doch die

Neugierde lebhaft erregt, wie ich dies anstelle.

Natürlich machte ich mir ein Vergnügen daraus zu erzählen, durch welchen Zufall ich dies gelernt habe.

Selbstverständlich wandert die Spinne nicht durch die bloße Luft; es ist ein Faden vorhanden, der ihr zur Brücke dient. Um den zu sehen, muß man freilich die Augen recht aufthun; scheint indeß grade die Sonne darauf, so ist er leicht wahrzunehmen, indem dann der Lichtstrahl sich regenbogenfarbig daran bricht.

Allein wie ist der wenigstens zehn Fuß lange Faden so schnell vom Finger bis an den Baumzweig hingezaubert worden? Darum handelt es sich.

Spinnchen wollte von mir fort. Es hat dann nichts zu thun, als an einem kurzen Faden hängend seine Spinndrüse dem Luftzuge hinzuhalten, der sogleich einen Faden daraus nimmt, denselben länger und länger zieht, bis er durch sein Flackern mit irgend einem Gegenstande in Berührung kommt und daran haftet. Diesen Moment gewahrt die Spinne sogleich, zieht den Faden an, bis er straff ist, und tritt alsbald ihre Luftreise an.

* * *

Ich will noch erzählen, wie ich eine Spinne rettete. Sie saß an dem weißen Fenstervorhang eines Zimmers, wo die Hausfrau sie nicht leiden wollte.

Ich nehme sie auf die Hand und halte sie in das geöffnete Fenster. Drei Schritte weit ab steht ein Pflaumenbaum; dahin soll sie gehen.

Wiederholt läßt sie sich von meiner Fingerspitze eine kurze Strecke an einem Faden herab, aber nach einer kleinen Pause läuft sie immer wieder dahin zurück. Sie kann so noch nicht fort. Jetzt wird die Zimmerthür geöffnet; es entsteht eine Luftbewegung. Einen Luftstrom habe ich nöthig, um mein Rettungswerk auszuführen.

Rasch läßt sich Spinnchen nochmals hernieder und jetzt mit Erfolg. Im Nu ist ein Faden bis zu der vorstehenden Zweigspitze geführt; das Thier wandert hinüber, setzt sich auf einem Blatt zurecht, und mich freut es, grade auf diese Weise das Geschöpf gerettet zu haben.

Weht kein Wind, so kommt man dem Thier durch fortgesetztes Blasen mit dem Munde zu Hilfe.

* * *

Bei einem anderen Versuche im Freien trieb der Faden einmal grade aufwärts in die Höhe bis an den überhängenden Zweig einer sehr hohen Akazie. Von da konnte ich mein Spinnchen nicht wiederhaben, aber mit einem eigenthümlichen Gefühl sah ich es immer höher und höher in die Luft emporsteigen, bis es endlich meinen Blicken entschwunden war.

* * *

Bei meinen großen Spinnen sehe ich schon mit bloßen Augen, daß der beim Blasen hervorkommende Faden nicht einfach ist; er kommt wie im Strahl heraus, den ich leicht in einzelne sichtbare Fäden bis zu fünfzig auseinanderbringen kann. Ich habe auch bemerkt, daß das Thier bald sein ganzes Spinnorgan, bald nur einen Theil desselben wirksam sein läßt, der Faden also bald stärker bald schwächer erscheint; es kommt darauf an, ein wie großer Theil der Spinndrüse an einen Gegenstand angedrückt wird.

Wohin eine solche Spinne laufen mag, immer läßt sie einen Faden hinter sich zurück, wenn man ihr Zeit gelassen, ihn vorher anzuheften. Man sieht das leicht, wenn man sich eine Spinne über den dunkelfarbigen Rockärmel laufen läßt und sich damit gegen das Licht stellt.

* * *

Eine meiner größten Spinnen ließ ich aus dem Glase, worin ich sie aufbewahrte, an den Fenstervorhang laufen. Mit dem Rande des Glases blieb sie nun noch durch einen Faden verbunden.

Dem Fenster gegenüber, wo ich meine Spinne an den Vorhang gesetzt hatte, befindet sich in einer Entfernung von vierzehn Fuß ein Bücherschrank. Auf diesen Schrank stelle ich das Glas. Ich wollte wissen, wie stark der Spinnenfaden sei, der vom Schrank quer durch das Zimmer bis an das Fenster lief. Zu dem Ende hing ich ein Stückchen seidenes Band nach dem andern darauf, fügte noch ein Endchen Zwirnfaden nach dem andern hinzu, und noch immer brach der Faden nicht ab, wenn er sich auch in der Mitte zu einem Bogen senkte.

Der Anblick der bunten Bändchen und Fäden überraschte Jeden, der es sah und nicht zugleich den Spinnenfaden entdeckte.

Die Gegenstände wurden gemessen; erstere waren zusammen neun Fuß sieben Zoll lang, letztere hatten eine Länge von zwölf Fuß drei Zoll. Uebrigens war es keine schwere Seide, woraus die Bändchen gewebt waren.

* * *

Was ich bis jetzt von meinen Spinnen erzählt habe, mag immerhin als Spielerei angesehen werden. Jedenfalls ist es ein unschuldiges Vergnügen, was ich mir mache; — aber nicht unwichtig ist es, daß mit dieser Entdeckung die Entstehung der Fäden des sogenannten „fliegenden Sommers" sich leicht richtig erklären läßt. Ziemlich heftig streicht der Wind durch eine Gruppe hoher canadischer Pappeln über die weite Ebene hinweg. Auf die vorhin beschriebene Art sucht eine Spinne dort ihren Aufenthalt zu ändern. Allein es ist da nirgends ein erhöhter Gegenstand, an den der ausgesendete Faden sich anhängen könnte. Immer wieder muß der flatternde Faden von der Spinne eingezogen werden, der sich dann kräuselt und wie ein weißes Flöckchen erscheint, mit dem das Thier zu seinem Aufhängepunkt zurückläuft, um sogleich einen zweiten und dritten vergeblichen Versuch zur Herstellung einer Brücke zu machen. Die Flöckchen bleiben vorerst auf den Zweigen und Blättern liegen. In dieser Weise arbeiteten eine Menge von Spinnen an den erwähnten Bäumen in der Nähe von Bornheim bei Bonn.

Als wir Morgens gegen zehn Uhr dahin kamen, bemerkten wir Hunderte von Fäden und Flöckchen, die alle der Rheinebene zustrebten. Bald hier bald dort riß der Wind einen Faden los und trug ihn davon dem Rheine zu. Wir halfen mit unsern Stöcken nach, so hoch wir damit reichen konnten, trennten noch manchen Faden und manches Flöckchen los, die dann unter dem Namen „Fäden des fliegenden Sommers" lustig dahin fuhren.

Wenn ein Flöckchen losreißt, auf dem grade eine Spinne sitzt, so erreicht diese die Absicht einer Ortsveränderung besser, als sie gewollt hat. Wie auf einem Kahn segelt sie durch die Lüfte.

Ein einziges Mal sah ich eine solche Fahrt mit an; es war in der Nähe der Sonnborner Sandgruben bei Elberfeld.

Der Morgenwind war nicht sehr stark; ich konnte so rasch laufen, als Spinnchen auf seinem Kahn dahinfuhr. Ein gutes Stück lief ich nebenher und sah dem Thierchen dann noch lange mit Theilnahme nach.

Bei unserer Beobachtung an den Pappeln an jenem Morgen dachten wir nicht daran, sonst hätten wir leicht ein paar Spinnchen per Luftschiff weiter befördern können. — Im vorigen September gelang es mir wiederholt, eine kleine Spinne zur Luftschifferin zu machen. Leichter war es noch, eine todte Mücke aus einem Spinnennetze dazu zu verwenden.

* * *

Früher fanden wir einmal über einen stark dahin strömenden, mehrere Fuß breiten Bach, der von senkrechten Mauern eingeschlossen war, ein großes Spinnennetz parallel mit der Wasserfläche ausgespannt. Wir standen lange dabei, und es beunruhigte uns sehr, denn Keiner konnte das genügend erklären. Jetzt wissen wir ja, daß die Spinne nur einen einzigen Luftzug nöthig hat, um einen Faden hinüberzusenden, von wo aus das Thier sein Kunstwerk über dem strömenden Wasser weiter ausbauen kann. Es war dies keine ungeeignete Stelle zur Anlage eines Fangnetzes; in großer Zahl waren die über dem Wasser spielenden Mücken und Fliegen hineingegangen. Die Spinne hatte durch die reichliche Nahrung einen großen Umfang gewonnen, so daß der dicke Hinterleib bis über die Kopfbrust hinüberreichte.

* * *

Wer sich nur einmal die Zeit nehmen will, eine Spinne bei Anlegung eines Netzes aufmerksam zu beobachten, der muß staunen über die große Geschicklichkeit, mit welcher dies geschieht, wie namentlich die beiden Hinterfüße so wunderbare Arbeitswerkzeuge sind.

Man versäume dann nicht, einen dunklen Gegenstand, etwa einen Hut dahinter zu halten, weil man dann alles viel deutlicher sehen kann.

Nicht minder, als die Arbeit selbst, ist zu bewundern, wie die Spinne, die Oertlichkeit berücksichtigend, jeden sich darbietenden Vortheil klüglich zu benutzen weiß.

Nach vielerlei vergeblichen Experimenten ist es mir doch endlich gelungen, eine Spinne zu veranlassen, in einem Holzrähmchen ein Netz zu spinnen, und nun habe ich ein solches Kunstwerk, das transportabel ist.

* * *

Nachdem ich vorstehende Aufzeichnung gemacht, saß ich in einer ländlichen Wohnung bei einer Tasse Kaffe mit Freunden und Bekannten, als sich ein Spinnchen von der Zimmerdecke bis dicht vor meine Nase herunterließ.

„Es ist ja spaßhaft," sagte man, „wie die Thierchen Sie verfolgen."

Zu Hause angekommen, nahm ich meine Versuche, noch ein Fangnetz zu bekommen, wieder auf, und siehe! es gelang sogleich. Diese jungen Spinnen sind nicht so scheu und widerspenstig als die alten, großen.

Von einer runden Pappschachtel nahm ich den Deckel, entfernte den Boden daraus und hatte so einen $3^1/_2$ Zoll im Durchmesser weiten Ring.

Den Ring befestigte ich aufrechtstehend mit Siegellack auf den Stöpsel eines kleinen Glases und stellte dies in eine Schüssel mit Wasser.

Nach einigen Minuten der Untersuchung der örtlichen Verhältnisse entschloß sich das Spinnchen, das ich an den Ring gesetzt hatte, darin ihr Fangnetz anzulegen.

Nachdem der Anfang dazu gemacht war, konnte ich das Glas mit dem Ringe in die Hand nehmen, ohne daß das Thier sich bei seiner Arbeit stören ließ.

Ich stellte mich damit in das beste Licht am Fenster, nahm eine Lupe zur Hand und sah dem kleinen Wesen mit dem höchsten Erstaunen zu, bis Alles fest und richtig war.

Es dauerte ungefähr $^3/_4$ Stunden.

Andern Tags holte ich mir in dem genannten Hause, wo schon ein Spinnennest ausgelaufen war, noch mehrere Thierchen. Ich hatte gar keine Mühe, eins nach dem andern zu bewegen, sein Netz unter meinen Augen anzufertigen.

Ein so kleines Geschöpf, eben dem Ei entschlüpft, das auch noch nicht die geringste Nahrung zu sich genommen, arbeitet ein solch wunderbares Kunstwerk. Erst wenn dieses fertig ist, und ein geeignetes winziges Insect sich in das Netz verirrt hat, kann das junge Thier zum ersten Mal sein Nahrungsbedürfniß befriedigen. Es ist staunenswerth!

Ich meine, ein Jeder müsse das Experiment, was ja so leicht anzustellen ist, einmal selbst machen.

Eine so kleine Spinne, Glücksspinne nennen sie die Leute, mag ja wohl Jeder ohne Scheu anfassen.

Literarisches.

Die Winter'sche Verlagshandlung in Leipzig und Heidelberg bringt alljährlich eine reiche Anzahl trefflicher Werke im naturwissenschaftlichen Fache, die meistens reich illustrirt und überhaupt in der äußeren Ausstattung geschmackvoll gehalten sind. Vor uns liegt ein neues Buch aus diesem Verlage: „Charakterzeichnungen der vorzüglichsten deutschen Singvögel, von Karl und Adolf Müller" betitelt, in welchem wir die bedeutendsten in Deutschland einheimischen Singvögel geschildert finden. Dazu sind elf große Illustrationen und acht in den Text gedruckte Figuren gegeben, die von Adolf Müller auf Holz gezeichnet wurden und in sehr charakteristischer Weise eine Reihe gefiederter Sänger vorführen. Der Text dazu ist in genügender Klarheit von beiden Verfassern gemeinschaftlich gegeben, so daß Karl Müller und Adolf Müller abwechselnd die einzelnen Schilderungen bestimmter Singvögel übernommen haben und dies in dem gefälligen conversationellen Tone ausführen, der neuerdings für solche Belehrungen aus dem Thierreiche in Aufnahme gekommen ist. Die Einleitung „Der Gesang der Vögel," ist durch die Erklärung des Mechanismus beim Singen, wie auch durch die gemüthvollen Betrachtungen über den Gegenstand sehr anziehend.

Neues vom Büchertisch.

Brehm, A. E., Illustrirtes Thierleben. Eine allgemeine Kunde des Thierreichs. 50. Heft. Lex.-8. $^1/_4$ Thlr.

Flora von Deutschland, herausgegeben von D. F. L. von Schlechtendal, J. E. Langenthal und E. Schenk. 20. Bd. 9. u. 10. Lfg. 8. à $^1/_3$ Thlr.

Littrow, J. J. v., Wunder des Himmels. 5. Aufl. 18. u. 19. Lfg. Lex.-8. Geh. à $^1/_6$ Thlr.

Zimmermann, W. F. A., Wunder der Urwelt. Eine populäre Darstellung der Geschichte der Schöpfung und des Urzustandes der Erde 24. Aufl. 1. Lfg. gr. 8. Geh. $^1/_6$ Thlr.

Frauenlob.

Von

J. Bamberger.*)

Im Namen ruht ein geheimnißvoller Zauber. Mag er ſich auf Dinge, Orte, Perſonen beziehen, allerwärts und allezeit übt ein gewiſſer Name eine eigenthümliche Anziehungskraft, eine magiſche Wirkung.

Es ſei beiſpielsweiſe nur die Rede vom Wein und es werde der Name „Liebfrauenmilch“ ausgeſprochen, ſo erfüllt ſich unwillkürlich unſere Phantaſie mit der Vorſtellung alles Lieblichen und Anmuthigen und wir bringen dieſe Stimmung willig dem Getränke entgegen, das freilich derſelben nicht immer entſpricht, denn leider, auch Namen werden adoptirt!

Andererſeits genügt es, die „blaue Grotte von Capri“ zu nennen, oder die „Fingalshöhle auf Staffa,“ um in uns die Sehnſucht zu wecken, dort in das blaue Wunder unter dem heiteren Himmel des Mittelmeers uns zu verſenken, und hier den düſteren Bildern und Geſtalten uns hinzugeben, die geheimnißvoll und nebelhaft vorüberſchweben aus den Regionen Oſſian'ſcher Geſänge.

Hat doch ein Name den periodiſchen politiſchen Wirbeltanz der großen Nation gebannt. Der Name „Napoleon“ war die Formel, welcher die aufgeregten Geiſter Frankreichs lähmte und die unruhigen Körper in Feſſeln ſchlug. Wie viel Hohn und Spott ergoß ſich über die Candidatur des abenteuerlichen Prinzen, wie ſchien er unbedeutend neben dem tugendhaften, heldenmäßigen Cavaignac. Aber der Abenteurer hieß — „Napoleon“ und die Republik war zu Ende.

Wer da aber hört von dem „goldnen Mainz“ und ſeinem „Frauenlob,“ an deſſen Ohr rauſchen heran die grünen Wellen des Rheinſtroms und die Minnelieder fahrender Sänger einer romantiſchen Zeit; vor deſſen Auge entrollt ſich der wonnige Rheingau mit ſeinen grünen Rebenhügeln, ſeinen Zinnen alter Burgen, ſeinen Domen alter Städte und ſeinem regen, munteren Leben und Treiben. Und wallende Frauengeſtalten ſieht er einherziehen, ſtattlich von Wuchs und anmuthig von Geſicht, in ihren Händen flammende Kerzen tragend, Blumen und Kränze. Andere Frauen folgen gebeugten Hauptes, die Bahre ſtützend, auf welcher in ſchimmerndes Weiß gekleidet, das Haupt geſchmückt mit einem Kranze friſcher Roſen und auf Blumen gebettet hingeſtreckt liegt — „Frauenlob,“ der Sänger, der Liebling der Frauen. So ſchildert uns die Sage den letzten Weg eines Dichters vergangener Zeiten, ein wahrhaft poetiſches

*) Dem Verfaſſer war geſtattet, das von Profeſſor Gredy hinterlaſſene Material zu ſeiner Arbeit zu benutzen.

Bild von unvergleichlicher Schönheit, ein beneidenswerthes Loos.

Indem wir aber dieses Bild vor unserer Seele hervorrufen, das etwa noch gekräftigt und befestigt wird durch das entsprechende Bildwerk eines Künstlers; indem wir uns in jene Stimmung versenken, die zusammenklingt mit dem Klange der Glocken und den Gesängen, welche dem Todten das Geleite gebend die Luft durchzittern, und indem wir endlich diese Schwingungen austönen lassen — da kann es leicht geschehen, daß eine auffallende Leere an die Stelle des vorherigen Vollgefühls tritt. Denn viel genannt und wenig bekannt ist doch in der That Frauenlob, selbst an der Stätte, wo er früher gewandelt und wo von den Wänden herab Denkmäler erinnernd hinweisen auf den gefeierten Dichter. Man frage nur nach Zeit, Leben und Schicksal desselben, nach dem Geist und Gehalt, nach Form und Laut seiner Lieder und man wird betroffen sein, wie wenig Wissen jener reichen Empfindung gegenübersteht.

So mag es denn nicht unverdienstvoll sein, wenn der alte Stoff auf's Neue angeregt, wenn es versucht wird, aus dem Banne der Literaturgeschichte und der kritischen Sprach- und Geschichtsforschung und der ästhetischen Abwägung das Bild Frauenlob's herauszurücken in weitere, freiere Kreise. Wird auch immerhin manche Thatsache und mancher Zug aus dem Leben und Wesen des alten Sängers im Halbdunkel schwankender Sage verbleiben, so treten doch lichtvoll und freundlich aus den noch bewahrten und bewährten Sprüchen und Liedern die innigen und anmuthigen Seiten eines treuherzigen Dichtergemüthes an uns heran und mögen auch wohl dem geneigten Leser vermehrte Theilnahme und Liebe für den Gegenstand dieser Darstellung gewinnen.

Im sechsten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts wurde unser Dichter zu Meißen, in der altberühmten, von Heinrich dem Finkler gegründeten sächsischen Stadt geboren. In der Taufe wurde ihm der Name Heinrich gegeben. Ueber seine Eltern finden wir nichts aufgezeichnet; aber was wir von dem Sohne wissen, wirft auf sie ein günstiges Licht zurück. Sie scheinen nicht in Verhältnissen gewesen zu sein, daß sie auf die Erziehung und Ausbildung Heinrich's größeren Einfluß ausüben konnten. Früh schon entwickelten sich in Heinrich die schönsten Talente und der mit lebhafter Phantasie und manchen Vorzügen des Geistes reich ausgestattete Knabe wurde einer gelehrten Schule übergeben, wo er von Geistlichen nicht allein in den ernsteren Wissenschaften, sondern auch in Gesang und Musik unterwiesen wurde. Von einer solchen Schule in Meißen spricht wenigstens der Chronist Fabricius in den Annalen der Stadt Meißen zum Jahr 1206: „Der Bischof Dieterich errichtete in dem Kloster St. Afra eine Schule von 12 Knaben, welche daselbst auf seine Kosten lebten und eine wissenschaftliche und musikalische Bildung erhielten. Dieser Stiftsschule in Meißen, „welche, wie andere solcher Schulen, zwar ursprünglich zur Bildung für den Dienst der Kirche bestimmt, jedoch ohne Zweifel auch für andere Jünglinge zugänglich war, die sich keineswegs dem Dienste der Kirche zu widmen gedachten," verdankt Heinrich, wie auch ein anderer Sohn seiner Stadt, ein älterer Zeitgenosse unseres Dichters, welcher ebenfalls als Minnesänger bekannt ist, seine Ausbildung. So erklärt sich bei Heinrich die keineswegs gewöhnliche Gelehrsamkeit, welche außerhalb des geistlichen Standes damals sehr selten gefunden werden mochte. Die Nachwirkung einer solchen Klosterschule ist überhaupt bei ihm, auch nach der ungünstigen Seite, nicht zu verkennen. Die Tiefen und Abgründe der Mystik, die Spitzfindigkeiten und Künsteleien einer scholastischen Gelehrsamkeit, welche wir in vielen Gedichten Frauenlob's finden, scheinen, der Richtung jener Zeit gemäß, in dieser Schule gelehrt und so des späteren Dichters Eigenthum geworden zu sein. Er hat ohne Zweifel bereits in früher Jugend die Dichtkunst eifrig betrieben und wahrscheinlich, weil er mit Eifer und Geschick das Lob der Frauen, vielleicht besonders das der heiligen Jungfrau pries, den Beinamen Frauenlob (Vrowenlop oder Vrouwenlop) erhalten. Es behaupten zwar Einige, es sei dieses sein Familienname gewesen; doch wohl mit Unrecht, wenn auch dieser Name, aus etwas späterer Zeit, als Familienname nachgewiesen werden kann. Nach damaliger Sitte und Gewohnheit wurde der Künstler, Gelehrte, Geistliche u. s. w. nach seinem Taufnamen und Geburtsorte ge-

nannt, wie: Gottfried von Straßburg, Conrad von Würzburg, Berthold von Regensburg u. s. w.; zuweilen wurde ihm ein Beinamen gegeben, der dann als ehrender fortgeführt wurde, so aus damaliger Zeit: Frauenpreis, Nachtigall, Maienschein, Lilienfein und Andere. So hieß denn auch unser junger Dichter eigentlich Heinrich von Meißen oder der Meißner (der Mizenaere); da aber mit ihm oder nicht lange vor ihm zwei andere Meißner lebten, die ebenfalls Heinrich hießen und zu den Minnesängern gerechnet wurden, nämlich Markgraf Heinrich von Meißen und der ältere Meißner, so wurde er auch der junge Meißner genannt. Daß sein Beiname „Frauenlob" ein ihm Ehren halber gegebener war, sagt die bis in die erste Hälfte des 14. Jahrhunderts zurückgehende Ueberlieferung der alten Meistersänger; es deutet dies ferner an nicht allein die gegenwärtig in München befindliche Würzburger Handschrift der Frauenlob'schen Gedichte, indem sie zum Marienleich bemerkt: „Hie hebt sich an cantica canticorum meister Heinrichs von Missen, des frowenlobs, der ze Mentze ist begraben," und an einer andern Stelle: „Meister Heinrich von Missen, der frouwenlop genannt;" sondern auch eine Stelle bei dem Chronisten Albert von Straßburg, wo es heißt: „Henricus dictus Frouwenlop," d. h. Heinrich, der Frauenlob genannt. Noch zweifelloser aber geht es hervor aus einigen Versen, worin der Minnesänger Heinrich der Damen, der ältere Freund, vielleicht auch Lehrer Heinrichs, diesen darauf hinweist;

Wie viel Ehren habe der Name!

und es gradezu ausspricht, daß dem Jünglinge deshalb der Name gegeben worden sei:

Uns thät Herr Reinmar kund
Der Frauen Lob sei reines Leben.
Du trifft gar glücklichen Fund.
Ist Dir der Name um das gegeben,
So sollst Du Frauen Minne preisen,
Und ihre Weibheit ehren,
Ihr Lob mit Sange mehren!
Will Dir dies Jemand wehren,
So wird er sich als Thor erweisen!

Wie jung aber damals Frauenlob war, geht daraus hervor, daß ihn Hermann wiederholt „Kind" nennt und von seinen „Kindesjahren" spricht. Zugleich warnt ihn derselbe, er möge sich von einem absprechenden Urtheile in Hinsicht auf die Geheimnisse der Religion und der Natur, wie von Einbildung und Uebermuth fern halten. Frauenlob gedenkt in einem seiner Gedichte dieses älteren Sängers in ehrender Weise. Seinem freundschaftlichen Rathe scheint er denn auch in sofern gefolgt zu sein, als er von nun an zum Stoff seiner Gedichte wieder mehr das Lob der Frauen wählte, ein Gegenstand, der in jenen romantischen Zeiten überaus beliebt war und Ehre und Anerkennung, daneben auch reichen Lohn eintragen konnte, welch letzteren auch Heinrich, wie mehrere seiner Gedichte beweisen, nicht verschmähte, dessen er sogar bedurfte. Daß er nämlich, besonders in früheren Jahren, Armuth zur Genossin hatte, sagt er selbst an verschiedenen Stellen, z. B. Spruch 201 (nach Ettmüller's Ausgabe der Frauenlob'schen Gedichte, Quedlinburg und Leipzig 1842):

Armuth, ich will's nicht wissen,
Was Du mir Leides hast gethan!

oder Spr. 357:

Dazu verläßt mich Mangel nicht!

Solche Klagen kommen in seinen späteren Gedichten nicht mehr vor, wohl ein Beweis, daß er mit der Zeit sich eine sichere Lebensstellung errungen hatte.

So viel ist es, was wir über die Herkunft und die früheste Jugend Frauenlob's wissen. Daß er aber wirklich aus Meißen war oder daß der Dichter Frauenlob mit dem jungen Meißner identisch ist, geht außer den erwähnten handschriftlichen Stellen auch hervor aus seinem Dialekte, besonders dem seiner älteren Gedichte, so wie aus seiner Bekanntschaft mit vielen norddeutschen Fürsten und Edlen.

Hat nach dem Gesagten Heinrich schon in jungen Jahren in der Dichtkunst sich ausgezeichnet und einen ehrenvollen Beinamen erworben, so würden wir dies in noch weit auffallenderer Weise annehmen müssen, wenn wir das Fragment eines Sängerstreites, das sich unter den Frauenlob'schen Gedichten findet, auf diesen selbst beziehen wollten, wie gewöhnlich geschieht. Es macht da nämlich ein Sänger dem andern spöttische Vorwürfe, Spr. 266:

Wo warst Du auf der Schule,
Daß Du so hoch schon bist gelahrt?
Du gleichst so sehr noch einem Kinde,
Daß in der Reue ist Dein Bart.

Du hast noch dreizehn Jahre nicht.
Gott lasse vierzehn Dich mit Ehren leben!
Du magst auf Meisters Stuhle
Wohl sitzen, hör' ich sagen.
Und daß von Deinen Jahren
Nie Deinesgleichen ward gesehen.

Darnach müßte Frauenlob, wenn sich das Gesagte aus dem Munde eines Gegners auf ihn selbst bezöge und wörtlich zu nehmen wäre, in frühester Jugend zu hohem dichterischen Ruf gekommen sein; er müßte gradezu der Classe jener seltenen Wunderkinder angehören, welche auch in reiferem Alter den frühe erregten Erwartungen entsprachen. Das würde nun freilich nicht zu unserer bisherigen Darlegung stimmen, wonach wir uns den jungen Heinrich in so zartem Alter noch auf der Domschule zu Meißen zu denken haben. Aber gegen jene Auffassung spricht, außer der innern Unwahrscheinlichkeit, auch der Umstand, daß es in einer Frauenlob'schen Weise, dem sogenannten grünen Ton, gedichtet ist, was vielmehr an die Abfassung desselben durch Frauenlob selbst denken läßt. Der angegriffene Gegner ist also ein anderer. Aus dem Munde Frauenlob's, der sich auch sonst auf seine gelehrte Bildung etwas zu Gute zu thun scheint, wäre auch die spöttische Eingangsfrage nicht unerwartet.

Daß Frauenlob von bürgerlichem Stande war, ist wohl nicht zu bezweifeln, da eben nirgends von einer adeligen Abstammung desselben die Rede ist. Man setzte zwar später wohl vor seinen Namen die Bezeichnung „Herr," welche zur Zeit der Blüthe des höfischen Gesanges nur eine Auszeichnung der adeligen Sänger gewesen war. So sagt sein Gegner Regenbogen:

Ich sang vor edeln Fürsten und vor dem Kaiser reich,
Herr Frauenlob, laßt euern Neid und euren Uebermuth.
Ja, eure Kunst ist nicht der meinen gleich.
Ich darf singen vor edelen Fürsten gut.

Die bürgerlichen Sänger waren bisher stets Meister genannt worden. Wie sie nun immer mehr den höfischen Dichtern sich anschlossen, so wurden sie auch der Ehren ihrer adeligen Genossen theilhaftig und darum selbst Herren titulirt. Aehnliches geschah und geschieht noch jetzt mit vielen Titulaturen. Das Wort Meister nahm aber, eben um und nach der Zeit Frauenlob's noch die andere Bedeutung an, daß es als die oberste Rang- und Ehrenstufe in den städtischen Sängerschulen galt. Darum ziemt diese Benennung vor Allen unserem Dichter, der ja in der Ueberlieferung als der Gründer der ersten und somit der Meistersängerschulen überhaupt erscheint. Mit Recht nennt ihn darum auch sein Denkmal in Mainz: „Meister Heinrich Frauenlob."

Das Wappenbild aber, welches in der zu Paris aufbewahrten sogenannten Manessischen Sammlung, einer mit vielen Zeichnungen schön verzierten Handschrift, bei dem Minnesänger Frauenlob abgebildet ist, die heilige Jungfrau mit der Krone vorstellend, deutet nicht auf eine adelige Abkunft des Dichters, sondern ist ihm vielmehr offenbar seines Namens und des Inhalts vieler seiner Gedichte wegen beigegeben worden.

Kehren wir nun zu einer Schilderung des Lebensgangs unseres Dichters zurück. Durch seine bisherigen Erfolge ermuntert, begeistert für die Dichtkunst, beschloß Heinrich, ihr sein ganzes Leben zu widmen. Noch jung an Jahren machte er sich auf, um auf einer „Fahrt durch's Land" die kunst- und prachtliebenden Fürsten und Edelhöfe zu besuchen, andere berühmte Meister seiner Kunst kennen zu lernen, im Wettkampfe mit ihnen zu streiten, Ehre, Ruhm und Gold zu gewinnen. Er wurde ein „fahrender Sänger." Wir unterscheiden die Dichter und Sänger des 12. und 13. Jahrhunderts vorzüglich in zwei Classen, die sogenannten „fahrenden Leute" oder kurzweg „Spielleute" genannt, welche entweder einzeln oder in Gesellschaft in Städten und Dörfern umherzogen, um bei Versammlungen und Volksfesten ihre der feineren Kunst entbehrenden, dem Leben und den fortgepflanzten Sagen des Volks entnommenen Lieder vor willigen Zuhörern aus dem Volke hören zu lassen; und in die „höfischen Dichter," welche selbst adelig oder doch aus angesehener Familie, oft fürstlichen Standes, ihren Zuhörerkreis zunächst unter ihren eigenen Standesgenossen fanden und in den glänzenden Versammlungen des Adels in kunstreichen neuen Liedern und Erzählungen zumeist die Herrlichkeiten ihres eigenen ritterlichen Lebens priesen. Aber auch die Lebensweise vieler dieser höfischen Dichter war eine unstäte und wandernde; ihr Aufenthalt wechselnd bei fürstlichen Gönnern und Freunden. So

hat Walther von der Vogelweide, der berühmteste unter ihnen, die Länder im Norden und Süden, im Osten und Westen des deutschen Reiches kennen gelernt, und er verweilte auf der Wartburg bei dem Landgrafen von Thüringen, ferner bei drei aufeinanderfolgenden Kaisern und an den Höfen zu Wien und Kärnthen. In die Fußtapfen dieser Dichter trat nun auch Heinrich von Meißen. Leider hat er uns keine Erzählung und Beschreibung seiner gewiß an interessanten Wechselfällen reichen Fahrten gegeben. Aber wie weit er herumgekommen, beweisen seine Lobgedichte auf verschiedene Fürsten, welche uns erhalten sind. An manchem prachtvollen Hofe und vor manchem herrlichen Kreis stattlicher Ritter und geschmückter Frauen mag er Proben seiner Kunst gegeben haben. Eines seiner Lieder beginnt (386):

So steh ich hier vor werthen Frauen reine,
Ich lobe die zarten Frauen schön,
Die ich mit Treuen meine;
Sie tragen wohl der Ehren Kron!
Wo ward auf Erden noch ihr hohes Lob vollmessen?

So finden wir in der schon erwähnten Manessischen Sammlung Frauenlob dargestellt, wie er, umgeben von mehreren Künstlern, vor einem auf hohem Sitze zuhörenden Fürsten die Fiedel ertönen läßt. Wer mit dem Fürsten und den übrigen Personen gemeint sei, ist nirgends angedeutet, auch nicht zu errathen, und es mögen wohl überhaupt gar keine bestimmten Personen gemeint sein, sondern das Bild nur die Art des Auftretens eines solchen Sängers überhaupt veranschaulichen wollen.

Dabei konnte es nun nicht fehlen, daß wenn ein Fest oder irgend welche Gelegenheit mehrere dieser Sänger an einem Orte vereinigte, sie sich zum Wettkampfe in Gesang und Musik herausforderten; wie die Ritter sich im Kampf der Waffen, im Turniere zu messen pflegten. Allgemein bekannt ist die Erzählung von dem Sängerkrieg auf der Wartburg, welcher um das Jahr 1207 am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen zwischen den berühmtesten Dichtern der Zeit stattgefunden und wobei der Unterliegende zur Strafe enthauptet werden sollte. Es ist freilich das kein Bericht über einen wirklichen Vorgang, sondern eine Sage oder vielmehr bewußte Dichtung der späteren Zeit, manche der dabei aufgeführten Meister, wie Klinsor aus Ungarland und Heinrich von Osterdingen werden sogar in ihrer Persönlichkeit mit Grund angezweifelt und viele der dabei erzählten Umstände sind gänzlich romantischer und märchenhafter Art. Auch erwähnt kein gleichzeitiger oder als betheiligt genannter Dichter jemals einen solchen Vorgang, und schwerlich hätten sie wohl auch Lust gehabt, ihr Leben an den Ausgang eines Wettsingens zu setzen. — Aber wie die Erzählung entstanden ist, ist wohl zu denken. Die hochberühmten Meister eines verflossenen Jahrhunderts zu einem Wettkampfe zu vereinigen und einander gegenüberzustellen, das konnte einem Dichter der späteren Zeit wohl in den Sinn kommen, wo eben solche Wettkämpfe vorkamen, wo nach Art der provencalischen Tenzonen Streitgedichte gefertigt wurden (etwa seit 1250). Dazu gehörte dann ein selbstbewußter Mann, der es sich wohl zutraute, die alten Meister in einer ihrer würdigen Sprache reden zu lassen, ja in neuen, kunstreichen Weisen ihr Lied noch zu verschönern, „zu vergolden." Kurz, ein Dichter aus der Zeit und von der Art Frauenlob's muß es gewesen sein, der das Gedicht vom „Wartburgkrieg" verfaßt hat, welches dann in jenen unkritischen Zeiten zur historischen Quelle wurde. Und in der That hält Ettmüller, der verdienstvolle Herausgeber der Gedichte Frauenlob's, auch aus sprachlichen und metrischen Gründen Frauenlob für den Verfasser jenes Gedichts und somit für den Urheber der Sage vom „Sängerkrieg auf der Wartburg."

Auf seinen mancherlei Fahrten lernte Heinrich gewiß viele und die bedeutendsten Sänger seiner Zeit kennen und hatte Gelegenheit, von ihrem Rath und Beispiel Nutzen zu ziehen und sich mit ihnen zu messen. So war es wohl bei einer solchen Gelegenheit, wo er den oben erwähnten Heinrich der Damen kennen lernte. Sein berühmtester Zeitgenosse, der ihn selber an dichterischem Ruhme überstrahlt, ist Konrad von Würzburg, gest. 1287, der Verfasser eines trojanischen Kriegs, so wie lieblicher Legenden und Erzählungen. In einem von dessen Gedichten heißt es:

Der Meißner hat Sanges Schatz in seines Herzens Schreine.
Sein Ton fährt über allen Tönen hoch im Ehrenscheine.
Damit legt er bei Rheine
Die Sänger all in seinen Zwang! u. s. w.

Freilich scheint dies Gedicht als ein ironisches aufgefaßt werden zu müssen und sich auch gar nicht auf Frauenlob, sondern den älteren Meißner zu beziehen. Letztere Ungewißheit gilt auch von den Worten eines anderen gleichzeitigen Dichters:

Der Meißner und Meister Kuonrad,
Die zween sind nun die besten;
Ihr Sang gemessen und ebene stât.

Doch verhielt es sich in der That so, daß Konrad von Würzburg und Frauenlob in jener Epigonenzeit, in welcher sie lebten, als die besten Dichter gelten konnten.

Nach dem Tode Konrad's von Würzburg widmete Frauenlob demselben eines seiner künstlichsten Gedichte (313), worin es heißt:

Ach, Kunst ist todt, nun klage mit mir, Harmonie!
Planetenschaar! die Klage nicht verzieh!...
Durchstrahlt war seines Sinnes Himmel,
All seine Blüthe war wie lautres Gold.

Wann und in welcher Folge er die in seinen Lobsprüchen besungenen Fürsten und Edlen besucht hat, wann und wo er die aus einzelnen Anführungen hervorgehende Bekanntschaft mit dem Könige Rudolph, den Herzögen Otto von Niederbaiern, Meinhard von Kärnthen, Heinrich von Breslau gemacht hat, läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben. Die früheste Zeitandeutung in dieser Hinsicht fällt in das Jahr 1278, wo er in Böhmen anwesend war, als König Rudolf (von Habsburg) vor der Schlacht gegen Ottokar mehreren Edlen die Ritterwürde verlieh (135). Um diese Zeit ist er wohl auch mit Wenzel II., König von Böhmen, dem Sohne Ottokar's und späterem Schwiegersohn Rudolf's von Habsburg bekannt geworden. Er war in Prag zugegen, als dieser fürstliche Jüngling die Ritterwürde erhielt. Derselbe wurde später selbst den Minnesängern zugezählt und seine Gedichte bewahrt die Manessische Liedersammlung. An dem Hofe dieses fürstlichen Gönners hielt er sich einige Zeit auf und wurde von ihm gern gesehen und beschenkt. Den Tod desselben beklagte er, wie es scheint als Augenzeuge, in Gedichten, die uns nicht erhalten sind. Wir erfahren dies aus der gleichzeitigen österreichischen Reimchronik Ottokar's von Steiermark, wo es heißt:

Die er (Wenzel) bereichert hatte je
Und mild von Armuth schied,
Die sangen manches Klagelied,
Mit vielen heißen Zähren
Sein hohes Lob zu mehren,
Klagevoll und löblich.
Frauenlob Meister Heinrich,
Der in der Kunst ist klug,
Und andere Sänger genug.

Nicht minder freigebig erwiesen sich wohl auch die anderen Herren, die er besuchte und besang. Von diesen kennen wir in Süddeutschland nur einen, den Grafen Ludwig von Oettingen, den Stifter des deutschen Hauses zu Oettingen, der im Heerlager Rudolf's von Habsburg eines hohen Ansehens genoß und bis ungefähr 1295 lebte (445):

Des Edlen Quell, vollkommen, ganz an Ehren,
An Treue fest, gleich wie ein Adamas (Diamant).
Gott müsse allzeit ihm die Freude mehren,
Er ist der Ehren lautres Spiegelglas.

Die übrigen Fürsten und Herren, deren Preis aus dem Munde des dankbaren Meißners erscholl, gehören dem nördlichen Deutschland an. Es sind folgende.

Der Fürstbischof Giselbrecht von Bremen (128):

All Deine Thaten sind zu Deinem Ruhme,
Auf heilig Leben ist Dein Sinn gewandt,
In mannigfalt'gen Tugenden erkannt. —
Die angelegt des Rechtes Kleid,
Dein Schirm ist ihnen stets bereit:
Fürst Giselbrecht, Du bist der Pfaffen Blume.

Daß das Wort „Pfaffe" damals allgemein zur Bezeichnung der Geistlichen gebraucht wurde, ohne eine schlimme Nebenbedeutung, darf wohl als allgemein bekannt angenommen werden.

Der westfälische Graf Otto von Ravensberg, welcher seine Tochter im Jahre 1303 nach Lübeck brachte und dem Mareschalk des Königs von Schweden zur Gemahlin gab. Er ist (129):

In sonnenfarbnes Lob gekleidet,
Kein Tropfen aus der Schande Traufe,
Fiel je auf seinen Leib; wo er was fand zu Kaufe,
Das ihm zur Ehre nützlich schien,
Das war zu theuer ihm nie!

Auch der ältere Minnesänger, Heinrich der Damen, hatte ein Loblied auf diesen Grafen gedichtet.

Der aus seinen Fehden mit Osnabrück bekannte Graf Gerhard von der Hoye (130):

Ihm ist die Tugend an die Stirn gemalet
Und Weisheit ihm im Geiste strahlet.

Fürst Wizlaw von Rügen, einer

der letzten Minnesänger fürstlichen Standes (131):

Ihn färbet Scham, wenn er Schlimmes sieht, wie Drachenblut.
Eines Engels Muth
Hat er zu guten Werken.
Tugend läßt er in sich stärken.

Herzog Heinrich von Mecklenburg, mit dem vorigen verschwägert. Er war auf einem Kreuzzuge in Gefangenschaft gerathen und kam erst nach 26jähriger Gefangenschaft wieder nach Hause. Er starb 1302 (132):

Ein Kranz, den Ehre geblümet hat,
Eine Krone tugendlicher That,
Und auch ein Wat (Gewand),
An welchem jede Nath
Zu preisen und zu ehren stät,
Ein Herz, woraus nie falscher Rath
Herauskam, das ist von Mecklenburg
Herr Heinrich, dem ich schalle! (den ich preise.)

Graf Otto von Altenburg oder Oldenburg (133):

Der Bäume Blüthe
Und auch des Maies Zierde
Verschwinden ganz
Vor seinem wohlgezierten Lobe.
Seht nur sein Antlitz an,
Es strahlt mehr als der Sonne Glanz.

Des Zusammenhangs wegen fügen wir hier gleich auch die beiden letzten Lobgedichte dieser Art aus späterer Zeit bei.

König Erich von Dänemark, welchen Frauenlob ohne Zweifel bei den Festlichkeiten traf, welche jener im Jahre 1311 mit dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg bei Rostock veranstaltete (370. 71):

Er darf sich ehrenreicher Werke rühmen,
(Anspielung auf den Namen Erich)
Seine Rede ist wie ein blühender Kranz,
Sein Lob bleibet sicher ganz ...
Ein stolzer Leib gar wonnesam
Zum Dienst der zarten Minne,
Der kann sein ritterlicher Muth sich neigen.

Und endlich:

Der Markgraf Waldemar von Brandenburg († 1319). Wie schon erwähnt, wurde im Jahre 1311 vor Rostock ein äußerst glänzendes Ritterfest gefeiert, von welchem eine Lübecker Chronik Vieles zu erzählen weiß, daß seines Gleichen im Lande nicht sei gesehen worden. Auch Frauenlob war zugegen und besang die Feier und den genannten Fürsten in einem längeren Lobgedicht (137):

Gegrüßet sei der hochgeehrte Waldemar,
Der also gar
Im Preis der Ritterschaft
Wohl zeigen konnte seine Kraft.
Seine Würde und auch sein hoher Name ward siegehaft ...
Er ist der siebente Winkelstein,
Worauf das Reich sich setzet,
Wenn es im höchsten Ehreng'anze sich erheben mag.
(Der 7. Kurfürst.)
Der Tugenden ein Blüthenhag.

So hatte Heinrich Frauenlob eine wechselvolle, farbenreiche Jugend gehabt. Im Umgang mit den Großen und Edeln des Reiches, bei manchem frohen Feste, das er durch Gesang verschönerte, auf mancher frischen Wanderung durch die Gauen des deutschen Landes hatte sich ihm die heiterste Seite des Lebens erschlossen. Wie lange er seine Wanderzüge fortgesetzt, wissen wir nicht mit Bestimmtheit. Aber er mochte endlich daran denken, daß es Zeit sei, eine dauernde Stätte, einen festen Wohnsitz sich zu begründen. Seiner eigentlichen Heimath durch langjährige Abwesenheit entfremdet, wandte er seinen Blick nach den rheinischen Gegenden, von denen es hieß, daß dort die besten Sänger seien, und wo er hoffen konnte, für seine Kunst einen günstigen Boden und geneigte Aufnahme zu finden. Er kam nach Mainz, das er vielleicht schon früher kennen gelernt hatte, und wurde so ein Bürger dieser Stadt.

Es war aber diese Stadt, welche durch Größe und Ansehen, durch die Zahl und Wohlhabenheit ihrer Bewohner als eine der ersten in Deutschland galt, wohl geeignet, einen fahrenden Sänger anzuziehen und festzuhalten. War sie doch der Sitz des angesehensten Kurfürsten, oft die Stätte glänzender Reichstage und fürstlicher Versammlungen, vor Kurzem noch der Mittelpunkt des rheinischen Städtebundes, der Sammelplatz von Gelehrten und Künstlern, und mit Recht aurea Moguntia, das goldene Mainz, genannt.

Auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Mainz saßen damals Gerhard von Epstein (1288—1305) und nach ihm Peter von Aichspalt oder Aßpelt (1306—1320).

Mit dem Aufenthalte Frauenlob's zu Mainz beginnt ein neuer Abschnitt seines Lebens und seiner Wirksamkeit. Er ist daselbst bis zu seinem Tode geblieben, jedoch, wie es scheint, nicht ohne Unterbrechung.

Denn eben das zuletzt erwähnte große Fest bei Rostock, dem er beiwohnte, fällt in den Sommer des Jahres 1311, also nur sieben Jahre vor seinem Tode. Wir müssen uns wohl vorstellen, daß auf die Nachricht von dem glänzenden, viele Monate dauernden Feste in dem mehr als fünfzigjährigen Sänger die alte Wanderlust erwacht und er dahin gezogen sei, um dann wieder reich beschenkt und geehrt nach Hause zurückzukehren.

Daß er sich verehelichte, erfahren wir aus seinen eigenen Worten. In einem größeren Gedichte (424—444), worin er die Welt und die Minne mit einander um ihre Vorzüglichkeit streiten läßt, sagt er nämlich, um die Welt zu rühmen:

Die Welt gab mir so lieb ein Weib,
Nie süßer Art ist worden kund.

Dagegen erwiedert die Minne:

Was dankest Du der Welt? laß mich die Würde haben!
Gab Dir die Liebe ein schönes Weib,
So kams von Lust, das ist mein Amt,
Und wirket nicht, als wenn ich will. u. s. w.

Und in einem andern Gedichte heißt es (4. Lied):

Heida, wie blüht der Anger meiner Augen,
Den ich für alle Augen-Weide hab erkoren! . . .

und:

So lieb in aller Welt ein Weib
Ward nie geboren und wird auch nimmer. Zarter Leib,
Meine Freude, mein Trost und meiner Sorgen Leidvertreib,
Meine Lust, meine Maienaue,
Herzensfraue,
Um Deiner Güte willen gut stets bleib!

Ob er seine Gattin in Mainz genommen, ist nur zu muthmaßen, da alle sonstigen Zeugnisse fehlen. Zu erwarten ist, daß dem Dichter, welcher ja die Achtung und Liebe der Mainzer Frauen in so hohem Grade sich zu erwerben gewußt hat, das Glück auch bei den einzelnen günstig gewesen sein mag.

Was das Wirken Frauenlob's in Mainz betrifft, so begegnen wir zuerst der verbreiteten Ueberlieferung, er sei der Gründer der Mainzer Meistersängerschule, der ersten ihrer Art, gewesen. Dies veranlaßt uns, von dem ganzen merkwürdigen Institut einige Worte vorauszuschicken.

Gegen den Schluß des 13. Jahrhunderts hatte sich bei dem ritterlichen Adel die Lust am höfischen Gesange allmälig verloren; wie denn das Ritterthum selbst in seiner Bedeutung gesunken war. Dagegen hoben sich zu Reichthum und Ansehn die Städte des Reichs, in welchen der beste Kern des Volks, die Bürger, wohnten. Auch die Dichtkunst fand Aufnahme und Pflege bei ihnen, obschon sie es hier nicht zu einer besonderen Blüthe brachte. An der Stelle der Minnelieder wurden religiöse und moralische Stoffe der Hauptgegenstand der von den bürgerlichen Sängern gefertigten Gedichte; die Anforderungen an die äußere Kunstfertigkeit steigerten sich. Wie der Geist des Mittelalters überall geschlossene Gemeinschaften, Ritterorden, Zünfte und dergleichen hervorrief, so erweckte er auch in den Bürgern die Lust, sich zur Pflege der Dichtkunst in Vereine mit bestimmten Satzungen und Formen zusammenzuthun. Die Gesellschafter oder die Mitglieder einer solchen Meistersängerschule unterschieden sich, nach dem Grade ihrer Fähigkeiten, in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dichter und Meister. Der Schüler mußte erst noch die von den Meistern aufgestellten, zum Theil von der höfischen Dichtkunst herrührenden Regeln lernen. Der Inbegriff dieser Regeln hieß Tabulatur. Meister war, wer einen neuen Ton (ein Reimgebäude oder eine Singstrophe von neuer Stellung und Zahl der Reime) nebst passender Weise erfand und fehlerfrei vortragen konnte. Solcher Töne oder Weisen gab es aber eine erstaunliche Menge und sie erhielten ihre eigenen, oft höchst sonderbaren Namen; z. B. der zarte Ton, der grüne Ton, der gekrönte Ton, die gelb Vielen Weis, die gestreifte Safran-Blümelein Weis, die warme Winterweis, die Gelblöwenhautweis, die fette Dachsweis u. s. w. Die Gesellschafter versammelten sich regelmäßig an Sonntag-Nachmittagen in ihrer „Schaustube," um sich, ihre Genossen und sonstigen Zuhörer mit ihren Gesängen zu erfreuen; oft zu größeren Festlichkeiten, dem Meistersingen. Dann saßen die Merker oder Richter auf einem Gerüste (dem Gemerke), merkten sorgfältig jeden Fehler an und gaben am Schlusse ihr Urtheil über den Sänger ab. Die besten Sänger wurden mit Preisen geehrt, mit einem reichverzierten Kranze oder einer Schaumünze an silberner Kette. Nur ehrbaren, rechtschaffenen Bürgern stand

The Egyptian, as a rule, was not a builder of temples, but of tombs. Temples were built of wood, and have perished; tombs were built of stone, and have survived. The Egyptian temple was a mere shrine, a place for the statue of the god, and for the offerings of the faithful. The tomb was a house for the dead, and was built to last for ever.

Fig. 1. Mastaba of Ti, Sakkara. Ti and his wife Nefer-hetep-es seated before a table of offerings. Behind them their son Ka-em-ankh-ptah. Behind the table, a priest performing the ceremony of the Opening of the Mouth. Behind him, a priest pouring a libation. Behind him, a priest burning incense. Behind him, a priest reciting a prayer. Behind him, a priest holding a sacrificial knife. Behind him, a priest holding a sacrificial bowl. Behind him, a priest holding a sacrificial vase. Behind him, a priest holding a sacrificial basket. Behind him, a priest holding a sacrificial fan. Behind him, a priest holding a sacrificial mirror. Behind him, a priest holding a sacrificial staff. Behind him, a priest holding a sacrificial wand. Behind him, a priest holding a sacrificial crook. Behind him, a priest holding a sacrificial flail. Behind him, a priest holding a sacrificial whip. Behind him, a priest holding a sacrificial scourge. Behind him, a priest holding a sacrificial rod. Behind him, a priest holding a sacrificial staff. Behind him, a priest holding a sacrificial wand. Behind him, a priest holding a sacrificial crook. Behind him, a priest holding a sacrificial flail. Behind him, a priest holding a sacrificial whip. Behind him, a priest holding a sacrificial scourge. Behind him, a priest holding a sacrificial rod.

Zwickau, Prag; im 15. zu Nürnberg, Augsburg; im 16. zu Regensburg, Ulm, München, in Steiermark, Mähren, Breslau, Görlitz, bis nach Danzig; im 17. in Memmingen, Basel u. s. w. Noch 1770 gefeierten großen Feste zur Enthüllung des Gutenbergdenkmals und zogen durch ihr ehrwürdiges Ansehen und ihre in dem Festzug getragene kostbar verzierte Fahne die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich.

Figur 2

Denkmal Frauenlob's von Schwanthaler.

wurde in Nürnberg die letzte Singschule gehalten, während in Mainz der Meistergesang, wo er zuerst geblüht, auch zuerst wieder erloschen war. Ja, in Ulm waren im Jahre 1830 noch 12 alte Singemeister übrig; die letzten vier von ihnen erschienen noch bei dem im Jahre 1837 zu Mainz Zwei Jahre später, 1839, schlossen sie feierlich ihre Schule und damit den alten Meistergesang und übergaben durch förmliche Urkunde ihr Eigenthum dem Ulmer Liederkranze mit den Worten: „Daß, gleich wie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer

Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen und seine Lieder späten Enkeln tönen möchten (Allg. Zeitung 1839, Nr. 311).

Gehen wir nun auf die Zeit der Entstehung dieser Meistersängerschulen zurück, so finden wir, daß ihre Anfänge sich in Unbestimmtheit und das Dunkel der Sage verlieren. Zwölf Meister, so hieß es (welche Zahl offenbar der Zwölfzahl der Apostel nachgebildet ist), hätten unter dem Kaiser Otto I., um 962, zugleich und ohne daß der eine um den andern gewußt, nach einem vor dem Papst Leo VIII. bestandenen Examen über ihre Rechtgläubigkeit und Tüchtigkeit den Meistergesang erfunden. Diese zwölf Meister werden nicht überall gleichmäßig genannt. Es befinden sich unter ihnen aber die Namen wirklicher Minnesänger des 13. Jahrhunderts, auch die berühmtesten, wie Walther von der Vogelweide, Wolfgang von Eschenbach (der freilich hier als Wolfgang Rohn erscheint), Reinmar von Zweter (der Römer von Zwickau), der Marner, Regenbogen und vor Allen Frauenlob, der dann gewöhnlich Doctor oder Doctor der Theologie genannt wird und in der Tradition als ein Domherr erscheint.

So heißt es in einem späteren Meistergesang (bei Wagenseil de phonascis Germ. S. 505):

Der Erste hieß sanftmüthig
Heinrich Frauenlob gütig.
Zu Mainz saß er mit Segen

Und in der Meisterfreiung von Metzger (Wagenseil S. 549):

So viel ich hab Bericht davon
Durch das Lesen bekommen,
Hat die Kunst schon
In Mainz der Stadt ihren Anfang genommen.
Durch einen Domherrn prächtig,
Der viel schöne Lieder gedichtet

(Braun. Quartalblätter des Vereins für Literatur und Kunst in Mainz. 1832. 4.)

Was ist nun von diesen Berichten als Erdichtung zu beseitigen, was als geschichtlich festzuhalten?

Daß erstlich Frauenlob kein Geistlicher war, geht zur Genüge aus seinem von uns geschilderten Leben als fahrender Sänger hervor und wird durch die Kunde von seiner Verehelichung ganz und gar festgestellt. Wir vermöchten uns auch von vornherein einen zur Ehelosigkeit verpflichteten Geistlichen nicht als Sänger der Frauen und der Liebe zu denken. Seine Ausbildung in der Meißner Klosterschule macht die an manchen Orten zu Tag tretende Kenntniß theologischen Wissens begreiflich, und sein Grab im Kreuzgang des Domes zu Mainz spricht nicht mit Nothwendigkeit gegen seinen Stand als Laie. Endlich finden sich sogar unter seinen Gedichten eine Reihe scharfer Sprüche gegen manche Ausartungen des geistlichen Standes zu seiner Zeit.

Wie Frauenlob in der alten Ueberlieferung Doctor der Theologie genannt wird, so erscheinen in dem Verzeichniß der zwölf Meister noch weiter: Heinrich von Müglin, ein adeliger Minnesänger aus der Mitte des 14. Jahrhunderts, als Doctor der Theologie zu Prag; Klingsor, eine ganz mythische Person, als magister artium; ein anderer, Poppe, ebenfalls als magister artium oder wenigstens studiosus. Man gedachte die alten Meister zu ehren durch solche Beifügung eines Titels und besonders bei Frauenlob ist derselbe so sehr haften geblieben, daß sich daraus dann auch die Umwandlung zum Domherrn, auf welchen ohnedies seine Begräbnißstätte zu deuten schien, leicht einstellte.

Dagegen ist die Nachricht, Frauenlob sei der Gründer einer Mainzer Meistersängerschule gewesen, sicherlich nicht ohne historischen Werth. Freilich dürfen wir uns dies nicht in der Weise vorstellen, als ob durch ihn sogleich die regelrechte und steife Tabulatur der späteren Schulen aufgestellt worden wäre. Wenn sich in seinen Gedichten der Ausdruck „Merker“ findet, so ist darunter nur Kunstrichter, Kritiker überhaupt zu verstehen. Vielmehr ist es wohl in der Art aufzufassen, daß in der durch Wohlstand blühenden und von einer lebens- und gesangeslustigen Bevölkerung bewohnten Stadt sich ein Kreis von Männern fand, der sich um den in seiner Mitte lebenden berühmten und erfahrenen Sänger schaarte und die Regeln und Weisen der Kunst aus seinem Munde empfing. Eine Belehrung darin war unerläßlich, besonders da diese Dichtkunst zugleich Lyrik war, d. h. zum Gesangesvortrag ausdrücklich bestimmt. Der Ruf dieser Gesellschaft, die so der Kern der späteren Meistersängerschulen wurde, mag sich rasch nach Außen verbreitet, dort Aehnliches hervorgerufen und auch fremde Sänger nach Mainz ge-

führt haben, wie wir dies namentlich von dem Schmied Barthel Regenbogen wissen, welcher mit Frauenlob einen in den späteren Meistersängerschulen berühmten Streit über die Benennung Frau oder Weib bestand. Noch ein anderer Handwerker wird genannt, Hans Rosengart aus Mainz, ein Schuster, der die Freudweise erfand. War so eine anfangs wohl ganz freie und ungezwungene Vereinigung gebildet, welche um der Vortrefflichkeit der Sache willen auch den Tod des ersten Stifters überdauerte und sich nach und nach immer mehr erweiterte, so fanden sich äußere Ordnungen und Gebräuche wohl bald von selbst ein; den älteren Meistern standen die jüngeren Anfänger als Schüler und Schulfreunde gegenüber, Zeit und Ort und Sitte der regelmäßig werdenden Versammlungen wurden bestimmt, und so konnten alsbald nach Frauenlob's Zeit die Meistersängerschulen als gegründet angesehen werden. Auch tragen Frauenlob's Gedichte in ihren künstlichen Formen schon ganz das Gepräge der späteren Meistersängerlieder und wurden in den Schulen als Muster angesehen und benutzt.

Für die Bildung der Meistersängerschulen erinnert Ettmüller mit Recht auch an den Einfluß der weit ältern kirchlichen Singschulen, welche mit allen großen Stiftern und vielen Klöstern verbunden waren; was wohl auch bei dem Dome in Mainz der Fall gewesen sein wird. Die Vermuthung liegt nahe, daß man auch hier Frauenlob's Talente in Anspruch genommen habe. Von dem Leiter einer solchen Anstalt wäre es dann um so begreiflicher, wie er neben der Thüre der Domschule im Kreuzgange bestattet werden und in der späteren Ueberlieferung als Domherr gelten konnte.

So verlebte denn Frauenlob in Mainz ein, wie wir nicht zweifeln dürfen, glückliches Mannesalter. „Persönlich muß er in hohem Grad einnehmend und gewinnend gewesen sein.“ Aus seinen Gedichten tritt uns das Abbild eines liebenswürdigen Charakters entgegen. Mit weicher Empfänglichkeit für das Schöne in Natur und Menschheit begabt, ein begeisterter Sänger der Frauen und der Liebe, dabei von warm religiöser Gesinnung, die sich in vielen Gebeten ausspricht, wendet er sich andererseits mit großer Entschiedenheit und Schärfe gegen Alles, was ihm in Staat und Kirche verwerflich scheint. Es zog ihm das auch Gegner zu. So führt er einmal an (401):

Man sagt, es sei ein Theil zu scharfer Worte
In meinem Sang.

Auch an Tadlern seiner Kunst mag es ihm so wenig als jedem andern Dichter gefehlt haben (173):

Den Guten wohl gefällt mein Sang,
Die geben mir ihr Habedank.
Ist dann ein Falscher auch dabei,
Der bringt mich um der Guten Gunst
Mit mancher Rede, so wird dann meine Kunst
Gar selten Ungemaches frei.

In manchen Gedichten, wohl seiner letzten Zeit, finden wir auch Klagen über die Vergänglichkeit aller irdischen Dinge und die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens. Aber Alles in Allem genommen, will Frauenlob die Welt nicht schelten. Sie hat (425):

„so williglichen Lohn
An manchen Enden ihm gegeben,
Daß Herz und Muth, und Leib und Sinn durchwonnet ward.“

Und wohl mochte er so sprechen: Seine Jugendzeit als fahrender Sänger bot ihm reiche und glänzende Erinnerungen, als Mann sah er sich hochgeehrt und geliebt in der schönen rheinischen Stadt, die seine zweite Heimath geworden war, und daß sein Andenken auch in der Zukunft nicht erlöschen und manches Jahrhundert überdauern werde, das sagte ihm mit Zuversicht sein dichterisches Selbstgefühl.

Wenden wir uns zu einer Betrachtung der Gedichte Frauenlob's. Sie unterscheiden sich in vier Arten: Leiche, Sprüche, Streitgedichte und Lieder.

Die größten seiner Gedichte sind die Leiche. Unter Leich versteht man ein zum Gesang bestimmtes Gedicht, das, wie die Cantate, aus mehreren Absätzen von verschiedenem Bau besteht. Die uns erhaltenen drei Leiche haben die Ueberschrift: „Unserer Frauen Leich,“ „der Kreuzleich“ und „der Minneleich.“ Der erste ist ein großes Gedicht in zwanzig Abschnitten zum Lob und Preis der heiligen Jungfrau, in der kirchlichen Sprache „Unsere Frau“ geheißen. In ihr, in welcher zugleich die drei Namen Magd, Weib und Frau im höchsten Sinne vereinigt erscheinen, erblickt der Dichter das Urbild aller Weiblichkeit.

Die Liebe Gottes zu ihr ist der Inhalt des Gedichts. Es beginnt mit den Worten:

Ich sah auf einem Throne
Eine Frau, an Segen reich,
Die trug eine Wunderkrone
In meines Auges Bereich.

Es ist eine Umdichtung des Hohelieds, welches ja ebenfalls von der Kirche in mystischem Sinne gefaßt und auf die Liebe Christi zu seiner Braut, der Kirche, gedeutet wird. Die eigenthümlichsten Bilder aus der Natur und den poetischen Schriften des Alten Testaments und der Offenbarung werden gehäuft, um die göttliche Frau, die auf dem Throne des Himmels sitzt, zu verherrlichen. So spricht an einer Stelle Maria:

Ich bin's, ein zuckersüßer Bronne
Des Lebens und der Welt eine Wonne;
Ich bin's, ein Spiegel klarster Reinigkeit,
Darin sich Gott zuerst besah;
Ich war mit ihm, da er die Schöpfungen entwarf.
Er sah mich allzeit an in seinem ewigen Begehr.
Wie wohl that ich ihm in den Augen,
Ich zarter, wohlgemuther Rosengarten;
Kommt Alle her zu mir, die mein begehren,
Ich will, ich kann, ich muß gewähren;
Ich bin's, der lebende Leitestern,
Deß Niemand soll, noch mag entbehren. u. s. w.

Das Gedicht bekundet die Belesenheit Frauenlob's in der heiligen Schrift und seine Bewandertheit in theologischen Gegenständen. Es hat seine Lobredner, aber auch harte Tadler gefunden. Der überschwengliche, in seiner mystischen Sinnlichkeit oft gradezu unserm Gefühl widerstrebende Inhalt ist in eine Sprache und Form gekleidet, welche die wunderlichste Künstlichkeit auf die Spitze treibt. Darum bietet es auch der Uebertragung und Erklärung die größten Schwierigkeiten. Im Mittelalter war es das berühmteste Gedicht Frauenlob's; was wir ihm zum Fehler zu rechnen geneigt sind, galt damals eher noch als Vorzug.

Der zweite Leich besingt in zweiundzwanzig Abschnitten das Kreuz Christi; und der dritte, der Minneleich, die Frauen. Es ist darin viel Schönes zum Lobe derselben enthalten. Er nennt dieselben:

Getreu und weis,
Keusch, züchtig Reis,
Gehorsam, mitleidsvoll; ihrer Thränen Zoll
Erweicht des harten Mannes Groll.

Sie sind ihm unter Anderm: „Der Magnetstein zarter Liebe, süßer als ein kühler Wind dem heißen Pilgerim, als dem durst'gen Ackersmann ein frischer Quell; als ein Schatten scheint in Sommers hitz'ger Gluth, als neue Harmonien dem Ohr erklingen, süßer, als dem Einhorn eine stolze Maid, als dem Adler ein klarer Brunnen, als dem Phönix seine Verwandlung im Feuer."

Was ist es, das Dich höher je entzückt,
Als freud'ger Tag, der Dir aus Weibes Bilde blickt
Durch Deine Augen in Deines Herzens Eigen!
So ganz durchleuchtet ist ihr lieblich Zeigen! ...
Wer kann nach Ungemaches Bade
Der Sorgen Schwall mit sanfter Hand zertheilen;
Wer kann nach Widermuthes Pfade
Verwundeten Sinn mit linden Worten heilen! u. s. w.

Bei Weitem am zahlreichsten sind, dem Geiste seiner Zeit gemäß, die Sprüche Frauenlob's, und in ihnen, wo er sich dem praktischen Leben unmittelbar gegenüberstellt, zeigt sich sein Charakter von der vortheilhaftesten Seite. Ueber 400 derselben hat Ettmüller gesammelt. Einige Lobsprüche auf verschiedene Fürsten und Herren haben wir bereits angeführt. Andere enthalten Tadel, Klage; bald im Allgemeinen:

Die Welt die nimmt an Treue ab
Und trägt ein falsch Gemüthe;

bald gegen einzelne Stände. So tadelt er die geistlichen Fürsten wegen allzugroßer Ausdehnung ihrer Macht und fordert den König auf, die Laienfürsten zu heben, da er mehr auf sie vertrauen dürfe (299):

Die Pfaffenfürsten sind gestiegen;
Man hat geschwiegen
Von den Laien; die sehen ihre Macht versiegen.
Wo man eh' milde Herren fand,
Da hat der Bischof beide, Leute und auch ihr Land.

(300):

Herr König, ihr sollt Laienfürsten reichen (bereichern).
In rechter Noth die Pfaffen von Euch weichen.

(301):

Der Pfaffen Reichthum breitet sich auf Erden.
Die Lande müssen ihnen endlich werden!

Auch gegen den Papst, wahrscheinlich bei Gelegenheit der Unruhen, welche durch die zwiespältige Kaiserwahl Friedrich's des Schönen und Ludwig's von Baiern entstanden, erhebt er seine Stimme (337):

Des Stuhles Wolf bedroht des Reiches Schafe.

gegen die zu Rom herrschende Simonie:

Zu Rom ist jetzt der Glaube feil,
Es glühen sehr der Simonie Kohlen.

gegen mancherlei Ausartungen des geistlichen Standes, gegen die Klöster (53) und die Bettelmönche (255):

Ihr lehret gut und minnet falsche That! —

Er eifert ferner gegen die Abnahme der ritterlichen Gesinnung und den Verfall der Hofzucht:

Ich spür' es wohl, der Hof nimmt ab von Tag zu Tage.

In andern Sprüchen zeigt er verschiedenen Ständen ihre Pflichten; so dem Adel (65):

Wollt ihr sein edel, fleißet euch der edlen That!
That Adel hat,
Und Adel nur nach That sich schreibet.

Seine Mahnung an die Fürsten (65):

Ihr hohen Fürsten, seht, was Gott euch hat gegeben,
Groß Gut, reich Leben,
Und Herrschaft mancher Dinge.
Merket, was ich singe:
Je höhrer Muth, je schwinder Fall, kömmt ein Ungelinge.
Je mehr euch Gott gegeben hat, je mehr er von euch heischet.

und:

Je höher der Mann, je weiter kommt, was er für Dinge treibet.
Der Rauch thut kund des Feuers Wesen.

Den Reichen ruft er zu (423):

Ei, reicher Mann, Gott lieh Dir Gut, er hat Dir's nicht gegeben,
Er nimmt Dir's wieder, wann er will, das sollst Du merken eben.
Dieweil Du's hast, so gib's zu seiner Ehre.
Zum ersten wend' es schön bei Deinen armen Freunden an,
Denen theil es willig mit, nicht baß ich rathen kann.
Das andre gib nach Deines Beicht'gers Lehre,
So kaufst Du Gottes Himmelreich.

Der Jugend empfiehlt er Männlichkeit und Ehrbarkeit, Festigkeit und Bescheidenheit (125):

Ich geb euch Rath, wer mir will folgen, sonder Spott,
Der minne Gott,
Und meide falsche Räthe,
Eh' daß er es verspäte,
So kleid er seinen jungen Leib in Ehren Wäte (Gewand).

und:

Ein Jüngling soll schon in der Jugend heben an,
Was gut gethan,
Dazu sich zu bequemen.
Er soll sich ernstlich schämen
Wenn er Untugend übt. Kann er das vernehmen,
So folg' er meiner Lehre, sein Lob wird sich verbreiten.
Er soll auch haben milden Muth,
Den Dürft'gen theilen hier sein Gut,
Sein auf der Hut
Vor Schande Glut.
Er hüte sich, daß böse Wort ihm nicht entgleiten.

In andern Sprüchen preist er die Tugend, die Treue in allen Verhältnissen des Lebens (121):

Treue ist der wahren Minne Schwester, wisset das.
Ich sage euch, was?
Die Mutter auch des Glaubens.

(122):

Treue und Recht ein jeder Mensch wohl sollte haben
Gänzlich begraben
In Herzen und in Sinnen.
Treue ist ein Beginnen,
Da Christen-, Heiden-, Juden-Glauben ist beschlossen innen.

Der Ehre der Frauen sind zahlreiche Sprüche Frauenlob's gewidmet. Von vielen andern Minnesängern unterscheidet er sich auf's Vortheilhafteste dadurch, daß er nur die reine, keusche, treue und eheliche Minne preist (209):

Ich spreche es wohl auf meinen Eid,
Daß auf der Erde doch nichts ist,
Das alle Sorge und alles Leid
Verscheuchen mag mit süßer List,
Mehr, als ein rein, traut, selig Weib.
Ei, wie so wohlgemuth ein Mann
Muß sein, wenn sie ihn lachet an!
Den Spiegel heiß ich Leidvertreib.

Doch scheut er sich nicht, ihnen auch warnende Worte zuzurufen (208):

Ihr hohen Frauen, Weiber rein,
Ich hab' das Recht, daß ich euch sage,
Was mag euch Zierde wohl verlei'hn
Stets mehr und mehr von Tag zu Tage,
Als daß eine von der andern nicht
Mit Willen höre ein schwaches Wort!
Beschützet hier und decket dort,
Das gibt erst süße Zuversicht.

So sind die Sprüche Frauenlob's von mannigfaltigem wechselnden Inhalt.

Von seinen Streitgedichten ist das berühmteste das über die Benennung Frau oder Weib. Die letztere Benennung war die früher allgemein übliche, sie bedeutete die angetraute, eheliche Gemahlin, auch das Geschlecht im Allgemeinen, dagegen Frau (im Althochdeutschen frouwa oder frowa, im Mittelhochdeutschen frouwe oder frowe, eigentlich Herrin, von fro oder frowo oder froho, Herr) die Dame des Herzens, der man Huldigungen darbrachte. In einem Gedichte Walther's von der Vogelweide heißt es:

„Weib" muß stets der Frauen höchster Name sein,
Der mehr als „Frau" sie, dünkt mich, ziert und kleidet.
Wenn etwa eine meint, es klinge Weib nicht fein,
Die höre diesen Sang, eh' sie entscheidet.

Die Streitfrage war also schon früher angeregt und von Walther in anderem Sinne entschieden worden, als später von Frauenlob; denn, sagt jener:

Weibes Name, Weibes Brauch
Ist voll Zartheit und voll Reine ...
Zweifellob, das höhnet,
Wie oft der Name „Fraue;"
Weib ist ein Wort, das alle krönet.

Nun trat, offenbar in Mainz, ein anderer Meister dem Frauenlob zu einem dichterischen Wettkampfe entgegen, der, wie es scheint, von Frauenlob aufgezeichnet wurde und so erhalten ist. Es ist dies der schon erwähnte Schmied Barthel Regenbogen, der aus Liebe zur Dichtkunst sein Gewerbe aufgegeben hatte und nach Mainz gekommen war. Er sagt von sich selbst:

Um Singens willen wollt' ich ziehen an den Rhein,
Da sollen, wie mir ward gesagt, die besten Sänger sein.
Und ist das wahr, das laßt an mir hier werden Schein.
Seid ihr's, der Meister, den man nennet Frauenlob?
Mit eurer Kunst so siegtet ihr schon manchem Sänger ob!
Um Singens willen wollt' ich zieh'n nach Ungerland.
Nun habet ihr die weite Reise von mir abgewandt.
Gewiß, Gott hat euch selbst hierher zu mir gesandt!

Der Ruf Frauenlob's hatte ihn also nach Mainz gezogen. Regenbogen ist, wenn auch seinem talentvolleren und gebildeteren Gegner nicht gewachsen, eine ganz interessante Erscheinung jener Zeit. Ein redliches Gemüth und eine wackere Meisterschaft blickt aus jedem seiner Gedichte hervor und er ist schon ganz ein Repräsentant jener späteren Meister, die neben ihrem ehrlichen Handwerk auch die Dichtkunst nach ihrer Weise betrieben, wobei freilich auch manche ihrer Reime wie auf dem Ambos mit harten Schlägen zusammengeschweißt erscheinen. Er sagt von sich:

An Reimen leid' ich keine Noth
Die kann ich wohl bemessen.

Regenbogen erscheint mit unter der Zahl der zwölf Gründer des Meistergesangs. Er vertritt, mehr noch als Frauenlob selbst, das bürgerliche Element in der Poesie; ein Hans Sachs seiner Zeit. Auf Frauenlob, dessen geistige Ueberlegenheit ihn gedrückt zu haben scheint, kommt er in mehreren seiner Gedichte zurück.

Noch ein anderer Sänger nimmt an dem Streite schlichtend und vermittelnd Theil, der Sachse Rumesland oder Raumland. Frauenlob vertheidigt die Benennung Frau als die ehrenvollere. Dabei fehlt es nicht an weit hergeholten Anspielungen verschiedener Art. So wird die Etymologie zu Hülfe genommen und Frau, frowe, hergeleitet aus frob und weh, wegen der Minne Lust und Leid, die sie geben. Aehnlich spielt Rückert mit dem Worte:

Frauen sind genannt vom Freuen,
Weil sich freuen kann kein Mann
Ohn' ein Weib, die stets vom neuen
Seel und Leib erfreuen kann.

Wohl gefraut ist wohl gefreuet
Ungefraut ist ungefreut,
Wer der Frauen Auge scheuet,
Hat die Freude nie geschaut. u. s. w.

Auch die alte Sagengeschichte wird herbeigezogen; aber bei alledem von beiden Seiten wenig zur Sache Gehöriges beigebracht.

Einmal sagt der Gegner:

Heinrich, eh' Deiner Zeit ist Frauenlob gewest,
Viel schöner als jetzt.
Walther, in Deinem Sange!
Ihres Lobes goldne Spange
War Reinmar alle seine Jahr. u. s. w.

und mit großem Stolze erwiedert ihm Frauenlob:

Was jemals sang Reinmar und der von Eschenbach,
Was jemals sprach
Der von der Vogelweide,
Daß es den Frauen werd' zum gold'nen Kleide.
Ich Frauenlob vergolde ihren Sang, wie ich euch bescheide.
Sie haben von dem Schaum am Rande nur gesungen,
Aus Kessels Grund ist meine Kunst emporgedrungen.

Man hat aus diesen und ähnlichen Aeußerungen dem Dichter den schweren Vorwurf der Selbstüberschätzung gemacht. Doch läßt sich seine Vertheidigung wohl führen. Jedem Dichter pflegen wir ja ein gewisses Maß des Selbstgefühls zu gute zu halten. Nun lebte Frauenlob in einer Zeit, welcher unerreichbar scheinende Meister vorhergegangen waren, deren Namen denn nun immer wieder dem jüngeren strebenden Geschlechte wie ein Vorwurf vorgehalten wurden.

Ist es dem Dichter zu verargen, wenn er im Gefühle seines Werthes auch sein Recht auf den Namen eines Meisters gel-

tend zu machen sucht? Warum sollte mit jenen großen Geistern auch der Quell der Poesie erschöpft und die lebendige Triebkraft der Natur, die immer neue Blüthen hervorzubringen weiß, erloschen sein. So sagt auch Frauenlob an einem andern Orte (321):

„Es meinen Sehensblinde, die höchsten Meister seien gewesen; ihrer Kunst Würze sei nimmermehr zu erreichen. Aber sie täuschen sich. Sehet doch Regen und Winde an; sie haben durch Gottes Kraft heute so große Gewalt als vor 2000 Jahren. Dem ist Meisterschaft zu vergleichen. Der hohen Weisheit Quell kann nimmermehr versiegen; je mehr man aus seiner Fluth schöpft, desto reicher ergießt er sich. Wem Natur es gibt, der schöpft jetzt noch so viel als er mag und Gottes Wille wirkt es."

Daß der Dichter nicht, wie vielfach geglaubt wird, erst von der Bevorzugung des Wortes „Frau" gegenüber dem „Weib" seinen Beinamen erhalten, wie auch nicht von dem Leich auf die heilige Jungfrau, sondern daß er ihn seit früher Jugend geführt, geht aus allem Gesagten schon hervor!

Von anderen Streitgedichten sind uns nur Bruchstücke erhalten. Aehnlich diesen ist das schon erwähnte Gedicht: „Welt und Minne," worin der Dichter die Vorzüge der einen gegen die andere in wechselnden Strophen abwägt.

Von seinen Liedern sind uns nur dreizehn erhalten. Es sind Minnelieder, ganz in der Weise des alten Minnegesangs. Mehrere beginnen, wie bei älteren Dichtern, mit einem Lobe des Frühlings oder einer Klage über den harten Winter, z. B. Lied 12:

Der Mai ist wieder da mit neuer Blüthe,
Deß bin ich froh, er gibt uns Hochgemüthe.
Man hört die Vöglein wieder schallen zu wonnereicher Zeit.
Der Berg, das Thal mit Blumen herrlich strahlet,
Es grünt der Wald, die Haide ist bemalet,
Mit Blüthen mancherlei, die uns der süße Mai verleiht.
Dessen freut sich Jung und Alt,
Da der Anger und die Haide,
Beide sind voll holder Blümelein!
So ziert der Mai die Kinder sein.

Ach Minne, daß Du bist so gar gewaltig,
Daß Deine Bande sind so mannigfaltig,
Du thörest manchen weisen Mann, doch sind Dir Jung und Alte hold!
Wer mag die Wunder all' beschreiben,
Die Du begehst an Mann und Weiber,
Wen Du beglückst, der dünkt sich reich an Macht und Gold.
Süße Minne minniglich
Liebliches Gebilde!
Milde bist Du Allen, das ist wahr,
Kühner doch als der stolze Aar!

Endlich werden Frauenlob von neueren Gelehrten noch einige andere Gedichte zugeschrieben, so der früher erwähnte „Wartburgkrieg," welchen Ettmüller nach Sprache, Form und Inhalt für ein Werk Frauenlob's ansehen zu müssen glaubt; und der „Lohengrin," von Görres 1813 herausgegeben.

„Mit Vorliebe ist dort am Rheine verweilt, Alles dem Dichter bis auf Kleinigkeiten bekannt; besonders in Mainz kennt er genau den Durst der Rheinschiffer, wie das Herumrutschen der Bettler am Dome zu Köln. Durch treues Anschließen an vaterländische Sitte und Gesinnungsart ist das Werk ein klarer Spiegel der Zeit und läßt einen Blick in das häusliche und öffentliche Leben thun." (Braun. Quartalblatt 1833, 1.)

So viel über die Arten und den Inhalt der Frauenlob'schen Gedichte. Was ihre Form betrifft, so ist die große Künstlichkeit derselben schon erwähnt worden. Der Dichter zeigt große Gewandtheit und Fertigkeit in der Behandlung der Sprache und des Reims. In einem Register über die Töne der Meistersänger, welches eine alte Handschrift (zu Straßburg in der Universitätsbibliothek) aufbewahrt hat, werden 32 Töne angegeben, welche Frauenlob erfunden haben soll; so der lange Ton und der kurze Ton, der Zugton und der Flugton, der überzarte Ton, der Leidton, der neue Ton, der Kupferton, der blühende Ton, der süße Ton, der Spiegelton, der Kaufton u. s. w. Um sich von diesen Tönen eine Vorstellung zu machen, denke man etwa an das Sonett der Italiener oder die Canzone der Spanier. Der lange Ton, in welchem ein großer Theil der Sprüche Frauenlob's gedichtet ist, ist eine wie gewöhnlich aus drei Theilen bestehende Strophe. Die beiden ersten Theile heißen Stollen und stimmen in ihrem Baue mit einander überein, der dritte Theil heißt der Abgesang. Die Reimstellung in den beiden Stollen ist a a b b b c; in dem Abgesang kehrt derselbe Reim sechsmal wieder. Das ganze Reimgebäude wird dadurch zusammengehalten, daß die letzten Verse aller drei Theile auf einander reimen. Die Verse sind von un-

gleicher Länge, meist jambisch, doch mit anderen Rhythmen wechselnd. Und dies ist noch nicht die künstlichste Form. Es kommen Anfangsreime verschiedener Art vor; das Endwort einer Strophe klingt an den Anfang der nächsten an, oder Anfangs- und Endwort der nämlichen Strophe reimen auf einander und dergleichen mehr.

Diese Kunstfertigkeit der Form sicherte Frauenlob's Gedichten den ersten Rang in den Schulen der späteren Meistersänger. Wir sehen so deutlich, wie Frauenlob auf der Grenze zweier Perioden steht, indem er die Minnedichtung in die Formen der Meistersänger hinüberleitet. Was aber dem Dichter die Liebe seiner Zeitgenossen und Ehre und Ruhm bei der Nachwelt erwarb, das ist die überall in seinen Gedichten durchleuchtende edle und biedere Gesinnung, die herzliche Sprache, die darin erklingt und die wieder zu Herzen spricht, die Lauterkeit und Frömmigkeit, wovon sie Zeuge sind; und vor Allem als häufig wiederkehrender Grundton die Verherrlichung der Frauen, deren Preis nunmehr unzertrennbar mit seinem Namen verknüpft ist und diesem ein bleibendes Andenken sichert.

Frauenlob ist gestorben zu Mainz im Jahre 1318 und wurde daselbst am St. Andreasabend, das heißt am 29. November, im Kreuzgange des Domes, links neben der Thüre der Domschule, neben dem sogenannten Wendelstein, einem schön verzierten, jetzt noch vorhandenen steinernen Lichthäuschen, ehrenvoll begraben. „Frauen der Stadt trugen unter vielen Thränen und Wehklagen ihren Sänger von seiner Wohnung bis in den Dom zur Grabstätte, und wie sie ihm oftmals während seines Lebens Wein verehrt hatten, gossen sie jetzt auf sein Grab eine solche Menge Weines, daß derselbe im ganzen Gange der Kirche herumfloß." So erzählt Cyriakus Spangenberg in seinem 1598 veröffentlichten Buche: „Von der edlen und hochberühmten Kunst der Musica;" nach der Angabe einer die Jahre 1270—1378 umfassenden lateinischen Chronik des Albert von Straßburg.

Konnte dem edlen Dichter eine würdigere und ehrenvollere Bestattung zu Theil werden, als von Denjenigen, deren Lob und Preis er von früher Jugend sich zur Aufgabe gemacht hatte, nicht bloß zu Grabe geleitet, sondern von ihnen selbst dahin verbracht zu werden! Statt der Rosen, die sie ihm nicht auf's Grab streuen konnten, begossen sie es mit dem edlen und kostbaren rheinischen Weine, als Todtenopfer und letzte Liebesspende.

Neuere Gelehrten haben zwar die geschichtliche Wahrheit dieses Ereignisses in Zweifel gezogen. Doch ist in dem Vorgange nichts, was dem Geist der damaligen Zeit widerspräche, so ungewöhnlich er uns jetzt erscheinen mag. Wir haben keinen stichhaltigen Grund ausfindig machen können, an der Glaubwürdigkeit des Chronisten, der hier so genau Ort und Zeit, ja den Tag anzugeben weiß, grade bei diesem schönsten und interessantesten Zuge zu zweifeln.

Selbst wenn es eine Dichtung wäre, sie verdiente als der schönste und lebendigste Ausdruck des Gefühls der Liebe und Verehrung, die man dem verblichenen Sänger zollte, wie eine Wahrheit in der Erinnerung der Nachwelt festgehalten zu werden.

Aus dem Orte des Grabes wollten, wie schon oben angedeutet, Manche auf den geistlichen Stand des Verstorbenen schließen; gewiß aber mit Unrecht. Innerhalb der Domkirche selbst, in den Haupt- und Nebenschiffen, wie in den verbundenen Hallen pflegte man zwar nur Geistliche zu beerdigen, in dem Kreuzgange aber auch Nichtgeistliche, und so finden wir namentlich im Domkreuzgange zu Mainz gleich neben dem Grabe Frauenlob's das Grabmal des Dombaumeisters Johannes Weckerlin.

An der Stelle des Grabes wurde zur Erinnerung an den Bestatteten in die Wand ein Denkstein eingemauert, welchen Gudenus (codex diplom. II., p. 896) so beschreibt: „Neben der Thüre der Domschule ist an der Mauer ein großer Stein aufgerichtet, welcher erblicken läßt einen Kopf mit einem Kranz (serto) umwunden, mit Blumen um den Umfang des Halses verbreitet; mit der lateinischen Umschrift: Im Jahre des Herrn 1318 ist gestorben Heinrich Frauenlob, am Vorabend des heiligen Andreas des Apostels." — Ganz ebenso eine Beschreibung der Domepitaphien von Bourdon aus dem Jahre 1727: „Hierneben und bei dem Grabstein Nr. 180 links vom Eingang zur Schule ist ein Monument oder Grabstein in die Mauer ein-

gelaſſen, auf welchem vorgeſtellt iſt ein Kopf mit einer Krone oder vielmehr mit einem Kranze (corona seu potius serto) umwunden. Hals und Schultern mit Blumen geziert." Die Randinſchrift ganz wie bei Gudenus.

Leider wurde dieſer alte, echte Grabſtein Frauenlob's, der ihm wahrſcheinlich von ſeinen Zeitgenoſſen ſelbſt geſetzt worden war, im Jahre 1774 bei einer Bauveränderung von den Arbeitern, die eine Thüre durch die Mauer brechen wollten, zertrümmert. Zwar ließ das Domcapitel im Jahre 1783 durch den Bildhauer Eſchenbach etwa zwanzig Schritte von dem urſprünglichen Denkmal einen rothen Sandſtein von der nämlichen Größe errichten, welcher dieſelben Darſtellungen enthalten ſollte (es wurde eingemeißelt: nach der alten Form wiederhergeſtellt im Jahre 1783, welche Worte gegenwärtig nicht mehr ſichtbar ſind). Allein der Unterſchied zwiſchen dieſem jetzt noch erhaltenen Denkſtein (Figur 1) und dem von Gudenus beſchriebenen urſprünglichen iſt, wie Braun (Quartalbl. 1832, 4) nachgewieſen, ſo groß, daß wir nach dieſem Denkmal uns keine genügende Vorſtellung von dem urſprünglichen machen können. Der auf dem nachgebildeten Denkmale ſichtbare Kopf, mit einer Krone geſchmückt, ſcheint nach dem in Frauenlob's Wappen vorkommenden Frauenkopfe gebildet zu ſein. Es fehlten auf dem urſprünglichen Denkmal die hier ſich findenden Worte: Dem Gott genadt; es fehlte namentlich auch die unten vorkommende Gruppe der den Sarg tragenden Frauen, welche ſchon durch die Arbeit und den Widerſpruch gegen die Sitte der Zeit in den Gewändern der Frauen und in den auf den Sarg geſetzten Todtenkronen den neueren Urſprung deutlich zeigt. Der Dichter wurde wohl auch gar nicht in einem Sarge, ſondern wie damals üblich, mit einem ſchwarzen ſeidenen Tuche bedeckt auf der Bahre zu Grabe getragen. — Das Ungetreue, Ungenügende, Rohe dieſes Denkmals veranlaßte Mainzer Kunſtfreunde zu lebhaftem Wunſche nach einem neuen, allgemein zugänglichen, den Geſetzen der Schönheit entſprechenden Erinnerungsmal für den edlen Sänger.

Dem vortrefflichen Meiſter Schwanthaler in München war es vorbehalten, dieſen Wunſch endlich in Erfüllung zu bringen, indem durch ihn ein neues, ebenſo geſchmackvolles als ſinniges Denkmal Frauenlob's angefertigt wurde (Figur 2), wozu die Koſten in Mainz durch Subſcription aufgebracht wurden. In ſchönem weißen Marmor iſt eine prachtvoll gewandete weibliche Figur dargeſtellt, welche auf den Sarg des Dichters einen Lorbeerkranz legt. Ueber dem hellgrauen Steine, der den Marmor umgibt, erhebt ſich das Haupt des Sängers, dem auf dem älteren Denkmale befindlichen nachgebildet; als Aufſchrift aber ſteht oben:

Dem frommen Sänger der heiligen Jungfrau
Weiblicher Zucht und Frömmigkeit
Meiſter Heinrich Frauenlob
Das dankbare Mainz.

links:

o. (biit) an. dom. MCCCXVIII.

rechts:

in vigilia b. Andreae ap.

Das Monument wurde 1842 vollendet und alsdann an einer von dem wirklichen Begräbnißplatze ziemlich weit entfernten Stelle des Kreuzgangs, wo es dem Beſchauer gleich beim Eintritt in denſelben in die Augen fällt, unter entſprechender Feierlichkeit aufgerichtet.

Dichter und Maler haben das Andenken Frauenlob's und ſeiner merkwürdigen Beſtattung vielfach gefeiert. Sehr anmuthig und ergreifend iſt dieſe Scene der Beerdigung durch die Frauen in einem Bilde des Herrn L. Lindenſchmit, Director des römiſch-germaniſchen Centralmuſeums in Mainz, dargeſtellt.

Zum Schluſſe fügen wir noch ein ebenfalls darauf ſich beziehendes Gedicht von Auersperg bei:

Heinrich Frauenlob.

In Mainz iſt's öd' und ſtille, die Straßen wüſt' und leer,
Nur Schmerzgeſtalten ziehen im Trauerkleid einher,
Nur Glockentöne ſchwirren gar bange durch die Luft,
Nur Eine Straße füllt ſich, und die führt in die Gruft.

Und wie der Ruf vom Thurme verklingt in leiſem Flug,
Da naht dem heil'gen Dome ein ſtiller, ernſter Zug,
Viel Männer, Greiſ' und Kinder, der Frauen holde Zahl,
Jedwed' im Auge Thränen, im Buſen herbe Qual.

Sechs Jungfrau'n in der Mitte, die tragen Sarg und Bahr',
Und nah'n mit dumpfem Leide dem reichen Hochaltar;
Der gibt ſtatt Heil'genbilder der Menſchheit Wappen kund:
Ein weißes Kreuz ganz einfach auf rabenſchwarzem Grund.

Auf schwarzem Sargtuch ruhet ein frisches Lorbeerreis,
Die grüne Sängerkrone, der hohen Lieder Preis,
Und eine goldne Harfe, die lispelt leis' und lind,
Die Saiten beben trauernd, durchweht vom Abendwind.

Wer ruht wohl in dem Sarge von Todeshand erfaßt?
Starb euch ein lieber König', daß Alt und Jung erblaßt?
Ein König wohl der Lieder, der Frauenlob genannt,
Ihn ehret noch im Grabe das deutsche Vaterland.

Der schönsten Himmelsblume, die mild auf Erden blüht,
Dem holden Preis der Frauen klang einst sein heilig Lied;
Drum, ist auch welk die Hülle, und kalt der Sängesmann,
Sie lohnen doch, was Liebes der Lebende gethan.

Und selbst das hohle Auge der schwarzen Mitternacht
Sieht weinend manches Mädchen, das an dem Sarge wacht;
Sei klanglos auch die Harfe, vom Trauerflor umhüllt,
Es klingen doch die Lieder, es lebt des Sängers Bild.

Literarisches.

Die im Verlage des bibliographischen Instituts zu Hildburghausen erscheinende „Bibliothek ausländischer Classiker" erhebt sich immer mehr zu wirklicher Bedeutung, und wenngleich das periodenweise Erscheinen Vielen nicht erwünscht ist, so erleichtert es auf der anderen Seite die Anschaffung und entspricht somit dem Hauptzwecke des Unternehmens, als welcher möglichste Verbreitung, größere Popularisirung der fremden Literatur in's Auge gefaßt ist. Obwohl in dieser Richtung schon Manches geschehen, so dürfte doch eine so großartige Ausführung der Idee einer Herausgabe der classischen Hauptwerke aus allen Literaturen und zwar in Musterübersetzungen bis jetzt noch nicht stattgefunden haben. Die Werke von Shakspeare, Byron, Molière, Le Sage, Dante, Cervantes, Camoens, Björnson, Hollberg, Puschkin, um nur einige Namen zu nennen, werden hier in Uebersetzungen von Jordan, Simrock, Dingelstedt, Schücking und Anderen zu billigem Preise in guter Ausstattung geboten, so daß das Ganze, wenn es erst seine abgerundete Vollendung erreicht haben wird, gewiß als Hausschatz von großem Werthe gelten kann. Uebrigens darf man auch den einzelnen Abtheilungen Verbreitung wünschen und das Unternehmen in allen Fällen als wirksames Mittel zur Erweckung lebhafteren Interesses an der ausländischen Literatur willkommen heißen.

Im Beginne des Jahres 1865 eröffnete Hermann Grimm eine „Zeitschrift über Künstler und Kunstwerke," welche er bei F. Dümmler in Berlin in zwanglosen Heften ein Jahr lang durchzuführen versprach. Die Hefte wurden dann sehr zwanglos, bald in monatlichen, bald in zweimonatlichen Lieferungen ausgegeben, und man begreift eigentlich nicht recht, wie das ganze Unternehmen überhaupt zu einer Eintheilung nach bestimmten Zeitabschnitten kam, da es ganz ohne Rücksicht auf Zeit und Ort nur größere und kleinere Aufsätze über kunstwissenschaftliche Gegenstände, namentlich aus Italien, zuweilen durch photographische Nachbildungen erläutert, bietet. Hermann Grimm hat Gelegenheit gehabt, während seines Aufenthaltes in Italien viele wenig bekannte Quellen zu studiren, sowie durch eigene Ansicht der Werke und Einsicht in die Archive manche interessante Einzelheit über das Leben und Schaffen der großen Meister kennen zu lernen: daß es daher seinen Veröffentlichungen nach dieser Seite hin nicht an Bedeutung mangelt, ist unbestreitbar. Das Werk über „Kunst und Künstler" wird stets selbst als eine werthvolle Quelle gelten müssen und in späterer Zeit gewiß oft citirt werden. Mit Vergnügen werden die sich dafür Interessirenden daher vernehmen, daß Grimm seine Absicht, das Erscheinen dieser Aufsätze nur ein Jahr lang durchzuführen, geändert hat und auch für 1866 eine Reihe von Heften in Aussicht stellt.

William Shakspeare's Sonette sind eigentlich erst durch die Uebertragung von Bodenstedt dem deutschen Publicum in größeren Kreisen zugeführt worden. Neuerdings ist nun die zweite, vielfach verbesserte Auflage der Volksausgabe dieser Sonette in der Decker'schen geheimen Ober-Hofbuchdruckerei erschienen, und derselben ein treffliches Photographieporträt Shakspeare's beigegeben worden. Wir können zur Empfehlung dieser Ausgabe nichts sagen, als was bereits allgemein anerkannt ist, daß Bodenstedt in vollkommen abgerundeter Form den Geist des englischen Dichters in seinen Sonetten mit seltener Treue und genialer Auffassung wiedergibt.

Neues vom Büchertisch.

Archiv für die zeichnenden Künste mit besonderer Beziehung auf Kupferstecher- u. Holzschneidekunst u. ihre Geschichte. Hrsg. von R. Naumann. 11. Bd. 2—4. Hft. Leipzig, R. Weigel. gr. 8. 2 Thlr.

Grimm, Brüder, Deutsche Sagen. 2. Aufl. 5. u. 6. Lfg. gr. 16. Berlin, Nicolai'sche Verlagshandlung. Geh. à ⅓ Thlr.

Teniers, A., Vetöfi. Ein Lebensbild. 16. Wien, Lafi's Verlagsexpedition. Geh. ⅓ Thlr.

Die chemiſchen

Proceſſe in der Photographie.

Von

K. Birnbaum.

Unter den zahlreichen großartigen Erfindungen unſeres Jahrhunderts nimmt in wiſſenſchaftlicher wie in ſocialer Hinſicht die Photographie entſchieden einen der erſten Plätze ein. Wohl keine Kunſt hat in ſo kurzer Zeit eine ſo allgemeine Bedeutung erlangt und iſt dadurch ſo populär geworden, wie ſie. Im Anfange unſeres Jahrhunderts finden wir die erſten Verſuche auf dieſem Felde, allmälig entwickelte ſich das Verfahren, bis um das Jahr 1840 die erſten brauchbaren Lichtbilder zu Stande gebracht wurden. Alſo nur ein Vierteljahrhundert iſt ſeit dieſer ſchönen Erfindung verfloſſen und ſchon jetzt hat die Photographie eine Verbreitung, eine Anwendung gefunden, daß es faſt kein Gebiet im Leben der Menſchen gibt, wo ſie nicht ſchon Großes geleiſtet hätte oder doch fruchtbringend eintreten könnte. Eine Kunſt von ſo vielſeitiger Anwendung muß jeden Gebildeten intereſſiren. Jeder Denkende darf ſich nicht damit begnügen, den Manipulationen des Photographen zuzuſehen und die geheimnißvollen Kräfte zu bewundern, über die er gebietet; jeder Denkende muß vielmehr dahin ſtreben, das Weſen dieſer Kräfte und ihr Wirken zu verſtehen.

Zweierlei Arten von Kräften ſind nun in der Photographie wirkſam, phyſikaliſche und chemiſche. Die Einrichtung der camera obscura und ihre Anwendung ſtützt ſich auf phyſikaliſche Geſetze, die Wirkung des Lichtes aber in der camera obscura und die nachherige Behandlung des Bildes, dieſe umfaſſen eine Reihe von chemiſchen Proceſſen und in den folgenden Zeilen wollen wir den Verſuch machen, uns Rechenſchaft von dieſen chemiſchen Vorgängen zu geben.

Nicht etwa durch Zufall, dem bei ſo mancher Erfindung eine große Rolle zugetheilt wird, iſt man zu der Photographie gekommen, langjährige, unermüdliche Arbeit hat dazu gehört, die Kunſt überhaupt zu ſchaffen, Schritt für Schritt hat ſie ſich dann entwickelt und erſt dem anſtrengenden Studium vieler Forſcher iſt es gelungen, dieſelbe auf ihre heutige Höhe zu erheben.

Eine ſchon längſt bekannte Thatſache iſt es, daß das Chlorſilber ſich am Lichte ſchwärzt, aber erſt zu Anfang unſeres Jahrhunderts ſehen wir dieſe Erſcheinung benutzt, um Bilder anzufertigen. Zwei engliſche Chemiker, Wedgwood und H. Davy waren es, die im Jahre 1801 zuerſt ſolche Verſuche anſtellten. Auf Papier, das mit Chlorſilber durchdrungen war, legten ſie geölte Kupferſtiche und ließen dann das

Licht durch die Kupferstiche auf das Papier fallen. An den Stellen nun, wo der geölte Kupferstich durch die Druckerschwärze undurchsichtig war, konnte das Licht nicht zu dem empfindlichen Papier dringen, unter den Schatten der Kupferstiche blieb also das Chlorsilber unverändert; da aber, wo der Kupferstich frei war von Druckerschwärze, konnten die Sonnenstrahlen natürlich ihre Wirkung auf das Chlorsilber ausüben, unter den Lichtpartien des Kupferstiches wurde also das Chlorsilber schwarz. So bekamen sie getreue Abbildungen der Kupferstiche, aber natürlich umgekehrt, eine weiße Zeichnung auf schwarzem Grunde. Ihnen gelang es aber nicht, diese Bilder zu fixiren, d. h. sie so zu behandeln, daß sie nachher für das Licht unempfindlich wurden. Das bei der ersten Belichtung noch nicht geschwärzte Chlorsilber wurde natürlich, später dem Licht ausgesetzt, auch bald schwarz, das Bild wurde also wieder zerstört. Erst zwei Franzosen, Niépce und Daguerre brachten es dahin, solche Bilder zu verfertigen, die auch am Lichte sich nicht veränderten.

Interessant ist es, daß Niépce bei seinen ersten Versuchen (von 1814 an) keine Silbersalze benutzte, er wandte eine andere chemische Wirkung des Lichtes an. Gewisse Harze, in dünner Schicht dem Lichte ausgesetzt, verlieren nämlich die Eigenschaft, sich in ihren gewöhnlichen Lösungsmitteln zu lösen. Er breitete nun auf einer ganz blank geputzten Kupferplatte in dünner Schicht eine Lösung von Asphalt in Lavendelöl aus, ließ im Dunkeln trocknen und brachte dann die Platte in eine camera obscura. Hier fiel ein Bild auf die Platte, Licht und Schatten lagen neben einander und dadurch wurde an den Lichtstellen das Harz verändert, in den Schatten aber nicht. Nach der Belichtung behandelte er die Platte wieder mit Lavendelöl und löste dadurch von den Schattenstellen den unveränderten Asphalt auf, den Lichtpartien entsprechend blieb aber natürlich jetzt das Harz ungelöst. Die blosgelegten Stellen der Kupferplatten gaben nun spiegelnde Schatten, die noch auf der Platte haftenden Asphalttheilchen aber gaben die Lichter. So war es ihm gelungen, zuerst ein wirklich haltbares Lichtbild zu schaffen.

Im Jahre 1829 wurde Niépce mit Daguerre bekannt. Auch dieser hatte sich schon seit 1824 mit ähnlichen Versuchen befaßt, aber mit weniger Erfolg. Immerhin hatte er sich jedoch viele Erfahrungen gesammelt und beide suchten nun mit vereinten Kräften das Verfahren von Niépce zu vervollkommnen. Zunächst beseitigten sie die unangenehmen spiegelnden Schatten durch Behandlung mit Schwefelwasserstoff, Joddämpfen ꝛc., allmälig aber erkannten sie das Mangelhafte der ganzen Methode und kehrten zu der Benutzung der Silbersalze zurück. Erst nach zehn Jahren mühevoller Arbeit waren sie dann so weit gekommen, daß Daguerre 1839 in Gemeinschaft mit Niépce, dem Sohne, (der Vater starb 1834) der Akademie in Paris sein bekanntes Verfahren vorlegen konnte. Durch eine Nationalbelohnung für seine Zukunft gesichert, konnte er das Verfahren veröffentlichen und es ist ja allgemein bekannt, was für ein Aufsehen, was für eine Bewunderung es damals in der ganzen Welt hervorgerufen hat. Von allen Seiten erkannte man die große Bedeutung der Lichtbilder, schon lange hatte man allgemein gewünscht, die schönen Bilder, die die Sonne in der camera obscura zeichnet, fixiren zu können, hier hatte man die Lösung dieser Aufgabe; überall arbeitete man nun nach dem Verfahren von Daguerre, überall suchte man es zu vervollkommnen und nur in diesem allgemeinen Interesse kann man den Grund suchen für die rasche Entwicklung dieser neuen Erfindung. Selbst die bedeutendsten Männer der Wissenschaft, wie Arago, Becquerell, Biot, Berard, Herrschel u. A. verschmähten es nicht, sich eingehend mit dem Gegenstande zu befassen.

Allerdings war aber auch noch eine große Vervollkommnung des Daguerrischen Verfahrens nöthig. Daguerre hatte einen Weg gezeigt, auf dem man Lichtbilder anfertigen konnte, aber viel fehlte noch, um das Verfahren praktisch zu machen und in's Leben einzuführen. Eben um diese Mängel besser zu erkennen, wollen wir nur in kurzen Zügen seine Methode beschreiben. Eine ganz blank geputzte Silberplatte wurde in einem dunkeln Raume Joddämpfen ausgesetzt und dadurch mit einer Schicht lichtempfindlichen Jodsilbers überzogen. So kam die Platte in die camera obscura. Nach dem Belichten

brachte man ſie wieder in das dunkele Zimmer zurück und legte ſie in ein geſchloſſenes Gefäß, das mit Queckſilberdämpfen angefüllt war. An den Stellen nun, wo das Licht gewirkt hatte, ſchlugen ſich zuerſt die Queckſilberdämpfe in unendlich kleinen Kügelchen nieder und zwar um ſo mehr, je ſtärker das Licht gewirkt hatte. So ſah man ein Bild entſtehen, in dem genau Licht und Schatten wiedergegeben war. Sobald das Bild deutlich geworden war, nahm man es aus dem Queckſilberkaſten heraus und behandelte die Platte ſchließlich mit einer Löſung von unterſchwefligſaurem Natrium, wodurch ſämmtliches Jodſilber aufgelöſt, die lichtempfindliche Schicht alſo entfernt wurde. Auf dieſe Weiſe wurde die Silberplatte an den Stellen wieder bloßgelegt, wo das Licht nicht gewirkt hatte, an den vom Licht getroffnen Stellen aber haftete das Queckſilber. Hier haben wir alſo, wie vorher bei Niépce, ſpiegelnde Schatten mit heller Zeichnung.

Zwei Unvollkommenheiten kann man nun an dieſem Verfahren ausſetzen. Erſtens mußte man die Platte zu lange dem Lichte ausſetzen, erſt nach fünfzehn Minuten hatte das Licht hinreichend auf das Jodſilber gewirkt, ſo daß z. B. an ein Portraitiren gar nicht zu denken war. Sodann aber waren die Bilder auch zu vergänglicher Art, die leiſeſte Berührung der Queckſilberſchicht zerſtörte die Zeichnung. Dieſe beiden Mängel hat ein Franzoſe, Fizeau, beſeitigt. Den erſten, indem er im Brom eine wirkſame Hilfe für das Jod fand. Die Silberplatte ſetzte er einem Gemiſch von Jod- und Bromdämpfen aus und bekam dadurch eine ſo empfindliche Schicht, daß kaum eine Minute Beleuchtung nöthig war, um ein ſcharfes Bild hervorzubringen. Haltbarer machte er die Bilder aber dadurch, daß er ſie auf chemiſchem Wege mit einem unendlich feinen zuſammenhängenden Ueberzug von Gold verſah, Selbſt durch leiſes Abwiſchen konnte man ein ſo behandeltes Bild nicht zerſtören.

Doch genug von dem Daguerreotypverfahren, nur ſelten begegnet man ja noch ſolchen Bildern und die chemiſchen Proceſſe, die bei ihm vorkommen, finden wir nachher alle wieder bei der Photographie.

Nachdem Talbot die Photographien erfunden hatte, die es möglich machten, mit einer Aufnahme eine beliebigen Anzahl von Bildern zu fertigen, die zugleich die gewöhnliche Form von Zeichnungen auf Papier haben, war nichts natürlicher, als daß dieſes Verfahren bald die Daguerreotypien verdrängte und in dieſem jetzt allgemein verbreiteten Verfahren wollen wir die chemiſchen Vorgänge zu erklären ſuchen.

Folgen wir zunächſt einem Photographen in ſein Atelier und ſehen, welche Operationen auszuführen ſind, bis uns das Bild, das das Sonnenlicht in der Camera obscura zeichnet, unter Glas und Rahmen übergeben werden kann.

Zuerſt überzieht der Photograph in einem dunkeln Zimmer eine ganz rein geputzte, möglichſt ebene Glasplatte mit einer Schicht von Collodium. Dazu gießt er auf die wagerecht gehaltene Platte eine gewiſſe Menge des flüſſigen Collodiums und weiß dieſe dann durch eine geſchickte Handbewegung gleichmäßig auf der Glastafel zu vertheilen. Dieſe Collodiumſchicht trocknet nun ungeheuer raſch, der Photograph achtet daher auf, daß ſie nicht zu trocken werde; ſobald das Collodium ſich ſo verdickt hat, das es, an einer Ecke der Glasplatte berührt, zu einem Faden ſich ausziehen läßt, kommt die Tafel in das Silberbad, d. h. in eine Auflöſung von ſalpeterſaurem Silber (Höllenſtein) in Waſſer. Sehr bald bemerkt man nun an der Collodiumſchicht eine Veränderung. Vorher war ſie freilich gelb gefärbt, aber doch klar, durchſichtig, hier im Silberbad wird die Platte aber bald undurchſichtig, die Collodiumhaut erſcheint rahmartig, gelblich weiß. Jetzt iſt die Platte lichtempfindlich geworden, noch feucht wird ſie in die Camera obscura gebracht und nach der gehörigen Belichtung wieder zurück in das dunkele Zimmer getragen. Bei näherer Betrachtung ſieht nun die Glastafel noch grade ebenſo aus, wie vor der Beleuchtung, von einem Bilde iſt keine Spur zu entdecken. Der Photograph weiß es aber hervorzuzaubern, er legt die Platte einfach in die Hervorrufungsflüſſigkeit, eine mit Eſſigſäure ſchwach angeſäuerte Löſung von Eiſenvitriol. Kaum iſt die Platte von dieſer Flüſſigkeit benetzt, ſo ſehen wir ſchon hier und da die am meiſten vom Licht getroffenen Stellen des Bildes hervortreten und kaum einige Minuten

sind vergangen, so ist das ganze Bild klar und deutlich zu sehen. Würde man nun die Platte noch längere Zeit in der Hervorrufungsflüssigkeit lassen, so würde sie bald wieder ganz gleichmäßig erscheinen. Sobald daher Licht und Schatten im Bilde scharf neben einander zu sehen sind, nimmt der Photograph dasselbe aus dem Hervorrufer, wäscht ordentlich mit Wasser ab und bringt es endlich in die Fixirflüssigkeit, eine Lösung von unterschwefligsaurem Natrium in Wasser. Diese hat die Eigenschaft, die lichtempfindlichen Silbersalze, die nicht vorher verändert waren, zu lösen, das Bild wird also hier gegen das Licht unempfindlich gemacht. Nach gehörigem Waschen mit Wasser braucht man die Platte nicht mehr vor dem Lichte zu schützen und in diesem Zustande zeigen uns die Photographen gewöhnlich die Bilder unmittelbar nach der Aufnahme. — Jetzt haben wir das Bild auf der Glasplatte in einer Collodiumschicht und zwar ein negatives Bild, die Schatten sind frei, die Lichter durch metallisches Silber gezeichnet. Wie bekommt man denn nun ein positives Bild, das wie eine Zeichnung dunkle Schatten und helle Lichter besitzt? Nichts ist einfacher als das. Die negative Platte wird nur auf ein Papier gelegt, das mit lichtempfindlichem Silbersalz imprägnirt ist und so dem Lichte ausgesetzt, der Photograph macht es also grade so, wie wir es früher bei Wedgwood und Davy gesehen haben. Hier wirkt nun das Sonnenlicht durch die freien Schatten des Negativs und erzeugt dadurch dunkele Schatten auf dem empfindlichen Papier, die undurchsichtigen Lichtpartien des Negativs halten aber die Sonnenstrahlen von dem lichtempfindlichen Papier ab, unter ihnen bleibt dasselbe also weiß. Im unterschwefligsauren Natrium hat man dann schließlich das Mittel, das entstandene positive Bild zu fixiren, also das nicht veränderte lichtempfindliche Silbersalz zu entfernen. Nach gehörigem Auswaschen mit Wasser und Trocknen ist das Bild dann zum Einrahmen fertig.

Das sind wenigstens die Hauptzüge des Verfahrens, die Hauptprocesse, die jedes Bild durchmachen muß; fast jeder Photograph hat dann aber natürlich noch seine besondern Kunstgriffe, um dem Bilde die richtige Färbung zu ertheilen u. s. w. Das müssen wir jedem Photographen als sein Geheimniß überlassen. Uns kommt es hier ja nur auf die wesentlichen Punkte an, um eben die chemischen Processe bei der Entstehung einer Photographie zu verstehen. Fünf Punkte sind es nun, die wir hier zu betrachten haben:

1) Die Erzeugung der lichtempfindlichen Schicht.
2) Die Wirkung des Lichtes auf diese Schicht.
3) Das Hervorrufen des Bildes.
4) Das Fixiren desselben, und
5) Das Copiren des negativen Bildes.

Die lichtempfindliche Schicht entsteht im Silberbade, was für ein chemischer Proceß geht dabei vor sich?

Die Glasplatte war vorher mit einer Collodiumhaut überzogen. Gewöhnliches Collodium, wie man es in der Chirurgie anwendet, ist eine einfache Lösung von Schießbaumwolle in einem Gemisch von Aether und Alkohol; ein solches reines Collodium würde aber dem Photographen nichts nützen können, die wirksamen Substanzen darin sind anderer Art, sie sind gewisse Salze, die nur durch die Collodiumschicht auf der Glasplatte fein vertheilt werden. Jede beliebige andere Substanz, die sich in Form eines feinen Häutchens auf einer Glasplatte ausbreiten ließe, z. B. Eiweiß, würde ganz dieselben Dienste thun, wie das Collodium. Die wirksamen Salze nun sind besonders Jodkalium und Bromkalium. Diese leisten hier dieselben Dienste wie in der Daguerreotypie die Jod und Brombämpfe. Kommen nämlich diese Salze im Silberbad mit der Lösung von salpetersaurem Silber in Berührung, so beginnt sofort eine chemische Umlagerung. Das Kalium trennt sich von dem Jod und Brom und tritt an die Salpetersäure in der Silberlösung, das Kalium verdrängt also das Silber aus seiner Verbindung, nimmt dessen Stelle ein; das Silber geht aber seinerseits an das Jod und Brom, das vorher mit dem Kalium verbunden war. So geben z. B. Bromkalium und salpetersaures Silber: Bromsilber und salpetersaures Kalium. Diese letzte Verbindung ist der gewöhnliche Salpeter, also leicht löslich in Wasser und geht daher gleich in das Silberbad über. Die Verbindungen von Silber mit Brom und Jod sind aber in Wasser unlöslich, sie

ſcheiden ſich ab an der Stelle, wo ſie entſtehen, und machen ſo die Collodiumſchicht undurchſichtig, gelblich weiß. Ganz dieſelben Subſtanzen, die ſich in der Daguerreotypie durch die Wirkung der Brom- und Joddämpfe auf der Silberplatte bildeten, entſtehen hier durch die chemiſche Umlagerung, wir haben alſo in der Photographie ganz dieſelben lichtempfindlichen Körper, wie in der Daguerreotypie, nur ſind ſie auf einem andern Wege erzeugt.

Noch feucht wird die Platte in die Camera obscura gebracht und da dem Lichte ausgeſetzt. Da kommt uns die Frage, was für eine chemiſche Wirkung übt hier nun das Licht aus?

Ein ſehr intereſſantes Capitel der Chemie iſt das über die chemiſche Wirkung des Lichtes. Dieſe Wirkung iſt der Knotenpunkt in der ganzen Photographie; grade das geheimnißvolle Wirken des Lichtes in der Camera obscura iſt dem Laien ſo unbegreiflich. Aber nicht nur dem Laien, auch dem Naturforſcher, dem Chemiker war dieſes Wirken lange ein Geheimniß, ja iſt es zum Theil noch. Man wußte wohl, das Licht ſchwärzt die Verbindungen des Silbers mit Chlor, Brom ꝛc., aber man kannte den chemiſchen Prozeß nicht, der dabei vorging. Eine große Anzahl von Arbeiten ſind über dieſen Punkt veröffentlicht, in allen erkannte man das Bedürfniß an, daß die Wiſſenſchaft dem praktiſchen Photographen eine theoretiſche Erklärung ſeiner Manipulationen ſchuldig ſei, alle aber waren mehr oder weniger unklar und verſchiedene einander ſo widerſprechend, daß man nicht wußte, was man für das Richtige halten ſollte. Endlich erſt in neueſter Zeit hat ein Chemiker in Berlin, Hermann Vogel, Licht verbreitet über dieſes Feld, viele früher falſche Angaben hat er berichtigt, neue Fragen hat er aufgeworfen und beantwortet, aber doch iſt es ihm nicht gelungen, von allen den Geheimniſſen den Schleier zu heben, noch immer gibt es unerklärte Thatſachen in der Photographie, noch immer iſt hier die Theorie hinter der Praxis zurück.

Natürlich iſt es, daß man ſchon früh die Schwärzung der Silberſalze zu erklären verſucht hat. In den älteren Zeiten war nun von dieſen Silberſalzen nur das Chlorſilber bekannt, auf dieſe Verbindung beziehen ſich daher die meiſten Arbeiten. Den erſten Verſuch, die Schwärzung des Chlorſilbers zu erklären, finden wir in den Werken des berühmten engliſchen Chemikers Boyle, der im 17. Jahrhundert lebte. Er ſchrieb aber dieſe Veränderung des Chlorſilbers noch der Wirkung der Luft zu, er war alſo noch weit von der richtigen Erklärung entfernt. Aber bald nach ihm muß man im Licht die wahre Urſache der Schwärzung erkannt haben; als wenigſtens der bekannte ſchwediſche Chemiker Scheele dieſe Frage wieder aufgriff, ſetzte dieſer ſchon als bekannt voraus, daß die Schwärzung durch das Licht veranlaßt werde. Er war der Erſte, der dieſen Gegenſtand eingehend ſtudirte. Ganz reines Chlorſilber, das durch anhaltendes Waſchen mit Waſſer von allen fremden Beimengungen befreit und dann getrocknet war, breitete er in dünner Schicht auf Papier aus und legte es in die Sonne. Sobald die Oberfläche ſchwarz erſchien, rührte er das Ganze um und brachte es auf dieſe Weiſe bald dahin, ein ganz ſchwarzes Pulver zu bekommen. Aber immer nur ſehr oberflächlich iſt dieſe Schwärzung, immer iſt noch viel weißes unverändertes Chlorſilber unter der ſchwarzen Hülle. Mechaniſch waren dieſe beiden Körper natürlich nicht zu trennen, er mußte einen chemiſchen Weg ſuchen, den ſchwarzen Körper zu iſoliren; das unveränderte Chlorſilber mußte er entfernen, und da hatte er ein Mittel im Ammoniak (Salmiakſpiritus); in dieſem löſt ſich Chlorſilber mit der größten Leichtigkeit auf. In der That konnte er aus dem ſchwarzen Pulver eine Menge Chlorſilber extrahiren mit Ammoniak und es blieb dann ein in dieſer Flüſſigkeit unlöslicher Reſt übrig. Dieſer Reſt war ein zartes ſchwarzes Pulver; mit einem harten Gegenſtande gerieben, wurde es weiß und metallglänzend; in Salpeterſäure löſte es ſich leicht auf und erwies ſich ſo als metalliſches Silber. Aber Scheele ging noch weiter. Chlorſilber beſteht aus Chlor und Silber, wenn nun durch die chemiſche Wirkung des Lichtes das Silber abgeſchieden wurde, ſo mußte zugleich Chlor frei werden, auch das wies er nach. Das Chlor, ein an ſich gasförmiges Element, wird von Waſſer leicht abſorbirt. Daher brachte er reines Chlorſilber unter eine Schicht von reinem Waſſer und ließ nun das Silberſalz unter dem Waſſer vom Licht verändert werden. Nachher war es

ihm leicht, mit den gewöhnlichen chemischen Hilfsmitteln die Gegenwart von Chlor in dem Wasser nachzuweisen.

Somit war Scheele zu dem Ausspruch gekommen, Chlorsilber wird durch das Licht zerlegt in seine Elemente, in Silber und Chlor. Seine Ansicht über das Ganze war allerdings nicht so einfach, er war ganz in der damals herrschenden chemischen Theorie befangen, aber es würde außer dem Bereiche unserer Betrachtungen liegen, darauf weiter einzugehen, für unsere Zwecke genügt der obige Satz.

Unmittelbar durch seine Versuche war Scheele zu dem Resultate gekommen und fast könnte es scheinen, als ob kein Zweifel, kein Widerspruch dagegen erhoben werden könnte. Und doch hat er in der Reihe seiner Schlüsse eine Lücke gelassen. Ohne Weiteres hat er angenommen, nur auf das unveränderte Chlorsilber wirke die Ammoniakflüssigkeit, ohne Weiters hat er vorausgesetzt, das schwarze Pulver, das nach der Behandlung des beleuchteten Chlorsilbers mit Ammoniak zurückblieb, sei dasselbe, welches dem vom Licht getroffenen Chlorsilber die schwarze Farbe ertheile, er hat nicht daran gedacht, daß möglicher Weise erst durch die Behandlung mit Ammoniak das metallische Silber abgeschieden sein könnte. Allerdings wies ihn der damalige Stand der Chemie wenig auf diese Möglichkeit hin, aber ein einfacher Versuch hätte diese Lücke ausgefüllt. Wenn nämlich wirklich das Chlorsilber durch das Licht zerlegt wird in metallisches Silber und Chlor, so muß sich das abgeschiedene Silber unmittelbar in der durch das Licht veränderten Masse nachweisen lassen, es muß aus dieser Masse durch seine gewöhnlichen Lösungsmittel, wie Salpetersäure, ausgezogen werden können. Das Chlorsilber ist nun absolut unlöslich in Salpetersäure, er brauchte also einfach das beleuchtete Chlorsilber mit Salpetersäure zu übergießen und nachher mit den gewöhnlichen chemischen Mitteln zu prüfen, ob Silber dadurch gelöst war. Diesen einfachen Versuch hat er nun aber nicht angestellt und dadurch hat er die wahre Erkenntniß des chemischen Vorganges bei der Schwärzung des Chlorsilbers durch das Licht fast um ein Jahrhundert hinausgeschoben.

Lange Zeit reichte die Autorität Scheele's hin, um jeden Zweifel an seinem Ausspruche zu zerstreuen; aber als durch die Erfindung der Lichtbilder die Aufmerksamkeit mehr auf diesen Gegenstand gelenkt wurde, da erkannte man bald die eben bezeichnete Lücke in seinen Beobachtungen und wiederholt hat man dieselbe auszufüllen gesucht. Manche Forscher wollten da nun wirklich durch Salpetersäure aus dem beleuchteten Chlorsilber Silber ausgezogen haben, andere widersprachen, diese hatten grade das Gegentheil beobachtet und zweifelten in Folge davon die ganzen Untersuchungen von Scheele an. Wie schon oben angedeutet, wurde auf diese Weise eine ganze Reihe von Arbeiten hervorgerufen, man kam dadurch aber der Wahrheit nicht näher. Endlich hat denn H. Vogel, der sich große Verdienste erworben hat in der theoretischen Erklärung der Photographie, auch diesen Gegenstand studirt.

Er behandelte ganz reines Chlorsilber im Licht grade wie Scheele und wies auch nach, daß Chlor dabei durch die chemische Wirkung des Sonnenlichtes frei werde, daß also eine Reduction des Chlorsilbers erfolge; es fragte sich aber, ob wirklich, wie Scheele behauptet hatte, diese Reduction so weit ging, daß metallisches Silber abgeschieden wurde, oder ob eine neue chemische Verbindung von Silber und Chlor entstände, die weniger Chlor auf dieselbe Menge Silber enthielte, als das Chlorsilber. Einfach durch Behandlung des veränderten Chlorsilbers mit Salpetersäure wies er nun nach, daß dasselbe keine Spur von metallischem Silber enthielt, der Schluß von Scheele war also unrichtig gewesen, es mußte eine niedere Chlorstufe des Silbers entstanden sein; jetzt aber kamen natürlich die Fragen, was für eine Chlorverbindung ist das, wie ist sie zusammengesetzt? was für Eigenschaften hat sie? Auch er suchte zunächst das nicht veränderte Chlorsilber zu entfernen, auch er behandelte die schwarze Masse mit Ammoniak, auch ihm blieb dabei ein zartes schwarzes Pulver zurück und dies erwies sich, grade wie Scheele beobachtet hatte, als metallisches Silber, keine Spur von Chlor war darin enthalten. Jetzt machte aber Vogel nicht wieder den Fehler wie Scheele, er nahm

nicht an, dieſes metalliſche Silber ſei gleich als ſolches in dem beleuchteten Chlorſilber enthalten, von der Unrichtigkeit dieſes Schluſſes hatte er ſich ja überzeugt, er zog vielmehr den Schluß, daß durch das Licht eine Verbindung von Chlor und Silber entſtanden ſein müſſe, die nicht, wie das Chlorſilber in Ammoniak ſich löſe, ſondern von Ammoniak zerſetzt werde. Eine ſolche Verbindung hat aber vor nicht langer Zeit Wöhler beſchrieben in ſeinem Silberchlorür. Während das Chlorſilber auf 108 Theile Silber 35 Theile Chlor enthält, bindet das Silberchlorür 216 Theile Silber an 35 Theile Chlor. Das Ammoniak kann aber dieſe beiden Elemente nur in dem Verhältniß aufnehmen, wie ſie im Chlorſilber enthalten ſind, in dieſem Verhältniß nimmt es ſie aber ſogar aus dem Silberchlorür heraus. Wenn aber mit den 35 Theilen Chlor aus dem Silberchlorür nur 108 Theile Silber gelöſt werden, ſo bleiben natürlich noch 108 Theile Silber übrig, dieſe ſcheiden ſich metalliſch ab, dieſes Silber, alſo die Hälfte von dem im beleuchteten Chlorſilber enthaltene, iſt das, was Scheele, was Vogel nach der Einwirkung des Ammoniaks beobachtet haben. Durch dieſe Verſuche iſt nun alſo nachgewieſen:

Das Chlorſilber wird in der Art vom Lichte zerſetzt, daß es die Hälfte ſeines Chlors abgibt, während zugleich eine ſchwarze Verbindung von Chlor und Silber entſteht, die noch einmal ſo viel Silber auf dieſelbe Menge Chlor enthält, als das Chlorſilber.

Aber wie wir ſahen, beſteht die lichtempfindliche Schicht, die in der Camera obscura exponirt wird, nicht aus Chlorſilber, ſondern aus einem Gemiſch von Brom- und Jodſilber, wie wirkt das Licht nun auf dieſe?

Zunächſt gegen das Bromſilber verhält ſich das Licht in chemiſcher Beziehung grade ſo, wie gegen das Chlorſilber, auch hier wird Brom frei und es entſteht Silberbromür; die Einwirkung iſt hier aber langſamer, längere Zeit muß das Bromſilber dem Lichte ausgeſetzt werden, damit dieſe Veränderung deutlich zu beobachten iſt.

Ganz abweichend verhält ſich aber das Jodſilber. Vogel iſt es nicht gelungen nachzuweiſen, daß durch Beleuchtung Jod aus dem Jodſilber frei würde, ſelbſt nach tagelangem Liegen im directen Sonnenlichte zeigte ſich keine Veränderung am Jodſilber.

Aus dieſen Unterſuchungen folgt nun, daß das metalliſche Silber, das die negativen Bilder zeichnet, nicht ſchon durch die chemiſche Wirkung des Lichtes in der Camera obscura abgeſchieden ſein kann, wie man früher nach Scheele's Vorgange annahm; das Silber der negativen Bilder muß erſt durch die ſpätere Behandlung der Platte iſolirt werden, alſo durch die Hervorrufungsflüſſigkeit und das Fixirbad.

In dem Hervorrufer ſehen wir das Bild entſtehen, wir ſehen da das metalliſche Silber zuerſt auftreten, welcher chemiſche Proceß tritt da ein? Die Flüſſigkeit, die hier auf das Bild wirkt, iſt eine ſaure Löſung von Eiſenvitriol, dieſe übt aber eine ſtarke reducirende Wirkung aus. Bringen wir ſie in eine Gold- oder Silberlöſung, ſo werden die Metalle als ſolche abgeſchieden. Es fragte ſich nun, übt der Hervorrufer vielleicht eine ähnliche Wirkung auf die vom Lichte veränderten Silberſalze aus? wird etwa die begonnene Reduction weiter geführt, wird z. B. dem Silberbromür, das ja ſchon die Hälfte Brom weniger enthält als das Bromſilber, auch dieſe zweite Hälfte Brom entzogen? Wieder war es Vogel, der dieſe Frage beantwortete. Er hat durch directe Verſuche gefunden, daß die Hervorrufungsflüſſigkeit auf die vom Licht veränderten Silberſalze gar keinen Einfluß ausübt, dieſe bleiben im Hervorrufer ganz unverändert. Woher aber, höre ich den Leſer fragen, kommt denn das metalliſche Silber, das wir doch bei dem Hervorrufen des Bildes entſtehen ſehen? Aus dem der empfindlichgemachten Platte noch anhängenden ſalpeterſauren Silber. Noch feucht, unmittelbar wie ſie aus dem Silberbad kam, wurde die Platte exponirt, wir haben alſo noch anhängende Flüſſigkeit, alſo anhängendes ſalpeterſaures Silber auf der Platte. Auf dieſe Löſung von ſalpeterſaurem Silber kann nun aber die Eiſenvitriollöſung ihre reducirende Wirkung ausüben, aus dieſer ſchlägt ſie metalliſches Silber nieder. Die vom Licht getroffnen Stellen des Bildes haben nun die Eigenſchaft, das abgeſchiedene Silber an-

zuziehen, auf sich haften zu machen. So werden sie zuerst von den unendlich kleinen Silbertheilchen bedeckt, erst allmälig überzieht sich damit die ganze Platte. Würde man die Wirkung aber so weit gehen lassen, so wäre ja das Bild wieder vernichtet, das war der Grund, weshalb der Photograph durch Waschen mit Wasser die anhaftenden Salze entfernt, sobald das Bild deutlich hervorgerufen war. — Interessant ist es, daß wir so hier bei der Photographie ganz derselben Erscheinung begegnen, wie bei der Daguerreotypie. Wie die beleuchteten Stellen der Daguerreotypplatte die Eigenschaft hatten, die Quecksilberdämpfe zuerst auf sich zu condensiren, so ziehen die vom Licht veränderten Stellen der Collodiumschicht zuerst die vom Hervorrufer reducirten Silbertheilchen an. Worin aber diese Eigenschaft der Platten ihren Grund hat, was für eine Veränderung in der empfindlichen Schicht dabei eintritt, das ist noch ein Geheimniß, das ist noch eine Frage, auf die uns die Zukunft hoffentlich bald Antwort bringen wird.

Nachdem wir gesehen haben, wie das Bild entsteht, müssen wir betrachten, wie wird es fixirt. Das geschieht durch Eintauchen der Platte in eine Lösung von unterschwefligsaurem Natrium. Im Jahre 1819 hat John Herrschel dieses Salz zuerst so angewandt. Das unterschwefligsaure Natrium hat eine große Neigung, Doppelsalze zu bilden, d. h. Verbindungen, in denen die unterschweflige Säure außer an Natrium auch noch an ein anderes Metall gebunden ist. Bringen wir nun z. B. Bromsilber mit einer Lösung von unterschwefligsaurem Natrium zusammen, so tritt ein Theil des Natriums aus der Verbindung mit der unterschwefligen Säure heraus und nimmt die Stelle des Silbers neben dem Brom ein, das Silber aber geht seinerseits an die Stelle des Natriums, verbindet sich also mit einem Theil der unterschwefligen Säure. So entsteht aus Bromsilber und unterschwefligsaurem Natrium: Bromnatrium und unterschwefligsaures Silber-Natrium. Die entstehenden chemischen Verbindungen sind leicht löslich in Wasser, sie gehen gleich in das Fixirbad oder werden nachher durch Waschen entfernt. So haben wir ein Mittel im unterschwefligsauren Natrium, die unveränderten Silbersalze zu entfernen, wie aber verhält sich die Fixirflüssigkeit gegen die vom Licht veränderten Verbindungen? Wie das Ammoniak, so kann das unterschwefligsaure Natrium Silber und Chlor oder Brom nur in dem Verhältniß in Lösung bringen, in dem es im Chlorsilber oder Bromsilber enthalten ist, in diesem Verhältniß nimmt es die Elemente aber auch aus den veränderten Silbersalzen auf, auch hier wird also die Hälfte des in den Salzen enthaltenen Silbers metallisch ausgeschieden.

So haben wir jetzt erkannt: Das metallische Silber, aus dem die negativen Bilder zusammengesetzt sind, stammt theils aus dem der lichtempfindlichen Platte anhängenden salpetersauren Silber und wird aus diesem in dem Hervorrufer abgeschieden, theils aus den vom Licht veränderten Silbersalzen isolirt.

Wie der Photograph die negativen Bilder macht, das haben wir jetzt gelernt, wenige Worte werden auch seine Manipulationen bei dem Copiren erklären. Dabei braucht er lichtempfindliches Papier, das stellt er sich aber einfach her, indem er Papierstreifen zuerst in eine Lösung von Chlornatrium, nachher in eine andere von salpetersaurem Silber taucht. Dabei geht derselbe chemische Proceß vor sich, wie wir ihn betrachtet haben bei der Herstellung der lichtempfindlichen Collodiumschicht, er bekommt also auf dem Papier und in den Poren des Papiers Niederschläge von Chlorsilber, das ganze Papier ist davon imprägnirt. Nach dem Trocknen legt er nun auf solches Papier das negative Bild und läßt von der Sonne einen Abdruck machen. Nachdem das positive Bild deutlich geworden ist, hat er ja im unterschwefligsauren Natrium wieder das Mittel, das Papier für's Licht unempfindlich zu machen. Erst durch die Behandlung mit unterschwefligsaurem Natrium wird dann das metallische Silber abgeschieden, das uns der Photograph in dem Bilde verkauft.

Soweit ist die Theorie der Photographie bis heute entwickelt. Die Hauptsachen sind erklärt, einige Punkte allerdings müssen wir noch der Zukunft als zu lösende Fragen überlassen und hoffentlich ist es uns bald möglich, von jedem Vorgange in der Photographie Rechenschaft zu geben.

Neueſtes aus der Ferne.

Pinang und Malakka.

Die engliſchen Beſitzungen im Lande der Malayen ſind mit Ausnahme von Singapur wenig bekannt. Sie begreifen jenen berühmten Freihafen nebſt der gleichnamigen Inſel, Pinang, Malakka und die Provinz Wellesley, welche einen Verwaltungsbezirk bilden, und außerdem gehören zu ihnen noch verſchiedene Inſeln, von denen einige unbewohnt ſind, während andere eine wohlhabende Bevölkerung haben, die unter eigenen Radſchas ſteht, aber ein Recht auf engliſchen Schutz zu haben glaubt. Alle dieſe Beſitzungen ſind nach und nach an England gekommen, Pinang im Jahre 1786, Wellesley 1800, Singapur 1824, Malakka 1825. Man erwarb dieſe Beſitzungen größtentheils durch Kauf von ihren Radſchas. Pinang und Singapur ſollten dem holländiſchen Handel Concurrenz machen, Wellesley wurde angekauft, weil es ein Piratenneſt geworden war. Die Holländer haben ſich den raſchen Aufſchwung der engliſchen Niederlaſſungen, der der Handelsfreiheit zu danken war, zur Lehre dienen laſſen und ihrerſeits im Archipel ein halbes Dutzend Freihäfen gegründet, von denen einer bloß vierzehn deutſche Meilen von Singapur entfernt iſt. Wie ſich die drei engliſchen Haupthäfen innerhalb eines Zeitraums von dreißig Jahren gehoben haben, zeigen die folgenden amtlichen Angaben über den Geldwerth ihres Handels von 1833 und von 1863:

	1833	1863	
Singapur	3,748,000	12,017,000	Pf. St.
Pinang .	867,000	4,076,000	„ „
Malakka	162,000	813,000	„ „
	4,777,000	16,906,000	Pf. St.

Die Inſel Pinang und die Provinz Wellesley können an landſchaftlicher Schönheit und an Fruchtbarkeit mit jedem Theile des Archipels wetteifern. Der europäiſche Anſiedler wird ſich wohl befinden, wenn er von acht Uhr Morgens bis vier Uhr Nachmittags im Hauſe bleibt und bei jedem Ausgange den Kopf bedeckt hält. Der Archipel liefert mehrere vegetabiliſche Subſtanzen, die anderswo nicht zu haben ſind, und geſtattet den Anbau aller tropiſchen und der meiſten halbtropiſchen Früchte. Einer ſeiner wichtigſten Ausfuhrartikel iſt Guttapercha, doch wird dieſes für unſere Gewerbe ſo wichtige Product mit der Zeit aufhören, wenn man bei der jetzigen Art des Einſammelns bleibt. Statt nämlich Einſchnitte zu machen und nur ſo viel Saft abzuzapfen, als der Baum ohne Schaden zu liefern im Stande iſt, fällt man die Bäume. Die großen Mengen Guttapercha, die alljährlich in den Handel kommen, geben eine Idee der Verwüſtung, die man unter den Bäumen anrichtet, denn um einen Centner Guttapercha zu bekommen, muß man zehn Bäume fällen. Die Chineſen kaufen von den engliſchen Anſiedlungen an der Meerenge verſchiedene Arten Bauholz, die ſich alle durch Dauerhaftigkeit auszeichnen. Viele von ihnen leben als Gärtner in Pinang und Malakka

und pflegen besonders den Terra-Japonica-Busch und die Pfefferranke. Ein kleiner Garten, der mit beiden Pflanzen bepflanzt wird, liefert einen Ertrag, von dem eine Familie zu leben im Stande ist. Einen werthvollen Artikel bilden Muskatnüsse. Der Baum ist zugleich eine große Zierde des Gartens; Stamm, Zweige und Blätter haben anmuthige Formen und schöne Farben, Blüthen und Früchte erscheinen gleichzeitig und die letzteren bieten reifend den prächtigsten Anblick, wenn die Schale platzt und die carmoisinrothe Hülle des Kerns theilweise sichtbar werden läßt. Neuerdings ist der Muskatbaum aber von einer Krankheit — von einem Mehlthau, sagen die Eingeborenen — befallen worden, welche reißende Fortschritte macht und die ganze Cultur bedroht. Auf ganzen Geviertmeilen wird Betel gewonnen, und noch ausgedehnter sind die Pflanzungen von Cocospalmen, deren Früchte der Malaye auf die verschiedenste Art verwendet. In der Provinz Wellesley widmet man sich jetzt besonders dem Anbau von Zuckerrohr und hofft, binnen Kurzem dadurch einen wichtigen Handelsartikel zu erlangen.

Von Metallen kommen zwei vor. Das sogenannte Bankazinn kommt nicht bloß von der Insel, nach der es benannt wird, sondern wird auch an vielen andern Orten des malayischen Indiens gewonnen, und zwar in großen Mengen und von der vorzüglichsten Beschaffenheit. An der ganzen Meerenge findet man Zinnerz und der Vorrath scheint unerschöpflich zu sein. Die malayischen Gebiete sind die reichsten Zinnbezirke der Welt; man hat die Erzadern 1400 englische Meilen weit verfolgen können. Der größte Theil der Fundstätten wird noch nicht benutzt. Das ganze Zinn liegt in angeschwemmtem Lande und das bloße Auswaschen des Bodens gibt einen so reichen Ertrag, daß man bisher noch an keinen regelrechten Bergbau gedacht hat. Das zweite werthvolle Metall ist Antimon. Man glaubte den Vorrath erschöpft zu haben, doch es haben sich neue Gänge gefunden. Der Schiffer hat das Antimon gern als Fracht, da es fast dieselbe specifische Schwere wie Granit besitzt und als Ballast verladen werden kann.

Die englischen Bewohner des malayischen Indiens sind mit der Regierung unzufrieden. Ein Werk von John Cameron verficht ihre Forderung, daß man die Gebiete an der Meerenge zu einer eigenen Colonie mit eigener Verwaltung erhebe. Jetzt stehen sie unter der ostindischen Regierung, die ihre Bedürfnisse nicht kennt und ihnen viel zu wenig Rücksicht schenkt.

Das Klima Australiens.

Klimatische Veränderungen vollziehen sich in vielen Gegenden der Erde, theils mit Beihilfe des Menschen, theils ohne dieselbe durch geheimnißvolle Einflüsse der Natur. Ganze Länder des Orients und Südeuropa's haben durch Entwaldung ein Wüstenklima bekommen, andere ebenfalls sehr ausgedehnte Gegenden im Norden sind durch Entwaldungen und Entsumpfungen wärmer geworden. Um bei der neuesten Zeit stehen zu bleiben, sind die Winter in England milder, in Australien die Sommer kühler geworden. Das Letztere behaupten nicht bloß alle Ansiedler, sondern auch Thermometerbeobachtungen haben diese Thatsache ergeben. Eine Erklärung läßt sich für diese wohlthätige Veränderung des australischen Klimas nicht aufstellen. Die Thätigkeit des Menschen ist noch nicht so bedeutend gewesen, daß wir uns auf sie berufen könnten, und die Waldrodungen, welche die Ansiedler an tausend und abertausend Stellen im ausgedehntesten Maßstabe vorgenommen haben, sollten vielmehr eine größere Wärme hervorgerufen haben. Eine klimatische Geißel besteht noch fort, der ausdörrende heiße Wind nämlich, der aus dem Innern kommt. Dieser Wind übt auf alle Pflanzen den nachtheiligsten Einfluß, obgleich seine Herrschaft immer nur kurze Zeit dauert. Alle Gräser und Leguminosen werden von ihm gesengt, die Früchte des Feigenbaumes und des Weinstocks fallen ab. Die rothen und blauen Weintrauben verlieren ihre Farbe und alle ihre Wasserbestandtheile, die grünen Blätter werden gelb und dürr. Die Ernten werden schlecht, wenn der heiße Wind lange geherrscht hat, ganze Getreide- und Kartoffelfelder leeren sich von Pflanzen. Die Wirkungen, welche dieser Wind auf den menschlichen Körper übt, gleichen denen, welche man vom Sirocco und vom Samum Aegyptens und der Mittelmeerküsten kennt. Doch ist dieser heiße Wind nicht mehr so häufig wie früher und in

Städten mit ſteinernen Häuſern und Waſſerleitungen in allen Straßen hat man wenig von ihm zu leiden.

Einige bevorzugte Bezirke zeichnen ſich durch ein vorzügliches Klima aus. Beſonders gilt dies von Tasmanien, welches die engliſchen Aerzte deshalb als Station für Schwindſüchtige empfehlen. Es hat gemäßigte Sommer und milde Winter. In Auſtralien gelten ſeine beſiedelten Theile für die geſündeſten, und auch die landſchaftlichen Reize fehlen nicht, wo die Schneeſpitzen hoher Berge auf geſchützte Thäler mit Obſtgärten, Hopfenpflanzungen und üppigen Wieſen niederblicken. Zur beſondern Empfehlung gereicht Tasmanien die große Anzahl ſeiner Greiſe und Greiſinnen mit rothen Wangen und elaſtiſchem Gange, deren Geiſteskräfte ſich ungeſchwächt erhalten haben. In Neuſüdwales iſt der Bezirk Illawarra die bevorzugteſte Gegend. Hier vertreten Bäume mit breiten hellgrünen jährlich abfallenden Blättern die düſtern immergrünen Myrten und Gummibäume, die in den übrigen Theilen von Neuſüdwales vorherrſchen, und in den Bergen öffnen ſich Schluchten, über die vier Arten von Baumfarn niederhängen, deren hohe Wedel ſich gleich der zarteſten Filigranarbeit von der hellen Luft abheben. In Menge wachſen zwei Palmenarten, die auſtraliſche Kohlpalme mit fächerartigen Blättern, und der Bangalee, eine der Areka verwandte Palme mit einer Federkrone, während der ganze Wald von Schlinggewächſen, ähnlich den braſiliſchen Lianen, durchzogen wird und die Stämme mit Schmarotzerpflanzen überzogen ſind. Der zu dieſem Bezirk gehörende Keraberg trägt auſtraliſche Feigen, die mit den amerikaniſchen Oribas und den afrikaniſchen Baobabs faſt an Größe wetteifern. Doch nicht bloß der Botaniker, auch der Ornitholog findet ſeine Rechnung, denn der Wald wird von den ſchönſten Vögeln belebt, von denen einige zu den ſeltenſten Arten gehören.

Die Maron-Neger.

In den Berichten über den neulichen Negeraufſtand auf Jamaika werden Maron- oder Buſchneger erwähnt, denen, wie Gouverneur Eyre wörtlich ſagt, zu verdanken iſt, daß der Aufſtand keine längere Dauer gewonnen hat und die Inſurgenten raſch aus ihren Schlupfwinkeln in den unwegſamſten Gebirgen vertrieben worden ſind. Dieſe Maronneger ſtammen von ehemaligen Sclaven der Spanier, die, als ihre Herren durch die Engländer vertrieben wurden (1655), in die Wälder flohen. Lange Jahre führten ſie gegen die noch wenig zahlreichen engliſchen Pflanzer einen höchſt läſtigen und nachtheiligen Krieg, begünſtigten Aufſtände der Sclaven und nahmen alle Flüchtlinge auf. Ihr Anführer Juan de Bolas, der ſie in den Gebirgen von Clarendon um ſich verſammelte, war Meiſter in nächtlichen Ueberfällen. Um ſich gegen ihn zu ſchützen, verwandelten die Pflanzer ihre Häuſer in kleine Feſtungen, doch büßten ſie noch immer ganze Heerden ein, die Bolas von den Triften fortführte. Als er ſtarb, zertheilten ſich die Buſchneger in kleine Banden, deren jede auf eigene Fauſt Krieg führte. Der Plan eines engliſchen Officiers, dieſe Banden eine nach der andern aufzureiben, trieb die Bedrohten an, ſich wieder zu vereinigen, und ſie wurden nun furchtbarer denn je. Die engliſchen Geſchichtſchreiber Weſtindiens ſchreiben die großen Fortſchritte, welche die gefährlichen Feinde der Pflanzer machten, zwei neuen Elementen zu, für deren Zuführung die Engländer durch ihren Sclavenhandel ſelbſt ſorgten. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts brachte man nämlich Angehörige zweier weſtafrikaniſcher Stämme auf die Pflanzungen, von denen dieſe bisher unbekannten Neger bald entkamen. Die einen waren Coromantis, wilde und erfahrene Krieger, die andern waren für die Pflanzer ein noch jetzt ungelöſtes Räthſel. Schwärzer als alle andern Neger, glichen ſie in allem Uebrigen den Europäern und hatten auch das krauſe Wollhaar der Neger nicht. Von Körperbau waren ſie zart und klein an Wuchs, aber wenn ſie es an Körperkraft und Abhärtung den übrigen Negern bei Weitem nicht gleich thaten, übertrafen ſie dieſelben an geiſtiger Energie und Behendigkeit der Bewegungen bedeutend. Durch dieſe Schwarzen und die Coromantis wurden die Buſchneger geſchult und an eine Art von regelrechtem Krieg gewöhnt. Sie bekamen nun in der Art das Uebergewicht, daß ſie ſich vom Clarendonbezirk über Trelawny, Montijobai, Spring Vale und andere bewaldete Theile der Inſel ausdehn-

ten. Sie schossen besser als die weißen Soldaten und folgten der Taktik, ihre Bewegungen hinter einer langen Plänklerlinie zu verbergen und plötzlich an einem bestimmten Punkte mit überlegener Macht hervorzubrechen. Da man sie auf keine Weise besiegen konnte, schloß man mit ihnen Frieden und wies ihnen in der Nähe der Stadt Trelawny einen großen Landstrich an, den sie ohne Abgaben bebauen und dessen Erzeugnisse sie auf allen Märkten verkaufen durften. Sie leisteten bei dem Einfangen entlaufener Sclaven die besten Dienste und lebten lange mit den Engländern in Frieden. 1795 griffen sie plötzlich zu den Waffen, jedoch nicht alle, denn die Accompongs, wie ein Theil der Buschneger nach einem ehemaligen Führer genannt wurde, blieben treu und schlugen sich an der Seite der Engländer gegen ihre Brüder. Dank ihnen und den spanischen Bluthunden, die man von Cuba kommen ließ, wurden die Aufrührer nach einem längeren, sehr blutigen Kampf besiegt. Den größten Theil schaffte man nach Neuschottland und von da, weil die Neger ohne Ausnahme die Arbeit verweigerten, nach Sierra Leone. Drei Jahre später begannen die Zurückgebliebenen einen neuen Krieg, der wieder sehr gefährlich wurde, da sie von den Pflanzungen viel Zulauf erhielten, und in dem die Accompongs wieder die besten Dienste leisteten. Seitdem haben die Buschneger sich ruhig verhalten.

Reisen auf Madagaskar.

Zwei Engländer, Capitain Rooke und W. Ellis, der bekannte Missionär, haben der Londoner geographischen Gesellschaft über die größte der afrikanischen Inseln berichtet. Capitän Rooke machte eine Botfahrt auf den Küstenseen des östlichen Madagaskars, um festzustellen, ob die gewöhnliche Angabe, die er auch auf Mauritius gehört hatte, richtig sei, nämlich daß man die Kette von Seen südlich von Tamatave mehrere hundert englische Meilen weit befahren könne, wenn man ein Bot habe, das leicht genug sei, um über die wenigen kurzen Tragstellen weggetragen werden zu können. Er ließ sich zu dieser Fahrt ein besonderes Bot bauen und begann seine Fahrt am nördlichen Endpunkte der Seen im April 1865 mit drei europäischen Gefährten und einigen eingeborenen Ruderern. Die ganze Fahrt, die von Norden gegen den Süden ging, nahm zweiunddreißig Tage in Anspruch und in dieser Zeit wurden fast vierhundert englische Meilen zurückgelegt, theils auf Seen von größerem und geringerem Umfang, theils und hauptsächlich auf gewundenen Canälen und Flüssen, welche die Seen mit einander in Verbindung setzten. Die Kette der Seen und Canäle liegt der Küste entlang in einem Gürtel niedrigen Landes und wird häufig bloß durch Sandbänke vom Meer getrennt. Die großen Flüsse, welche aus dem höher liegenden Innern kommen, treten mit diesem Netzwerk in Verbindung, so wie sie den Küstengürtel erreichen. Während der Fahrt berührten die Reisenden zahlreiche Dörfer und verschiedene große Städte, von denen einige über tausend Einwohner hatten. Ihre Reise endete in Manzanari, wo sie von dem Hovastatthalter freundlich aufgenommen wurden. Sie sahen wenig bestelltes Land, und die Eingeborenen schienen ungebildete und träge, wenn auch gutmüthige Leute zu sein. Bei den meisten Seen und Canälen waren die Ufer mit einer prachtvollen tropischen Vegetation bekleidet, welche die engeren Durchfahrten völlig überwölbte und viel zur Schönheit der Landschaft beitrug. In Manzanari sah Rooke verschiedene Angehörige des Akongostammes, dessen Gebiet gegen Süden liegt und dem es gelungen ist, seine Unabhängigkeit gegen die Hovas zu behaupten. Die Hauptstadt der Akongos ist in südwestlicher Richtung mehrere Tagereisen von Manzanari entfernt und liegt auf einem hohen Berge, dessen Abhänge abgestochen sind, um leichter vertheidigt werden zu können.

Der Bericht des Missionärs W. Ellis verbreitet sich über Ankova, die Centralprovinz von Madagaskar, in der die königlichen oder heiligen Städte liegen. Das Land ist theils hügelig, theils gebirgig, aber die Berge bilden keine fortlaufenden Ketten, sondern erheben sich als einzelne Kegel oder höchstens als isolirte Gebirgsmassen. Der Berg Ankaratra im Südwesten der Provinz ist eine der bedeutendsten Erhebungen und steigt mindestens 13,000 Fuß über das Meer auf. Noch nie ist er von einem Europäer erstiegen worden, und wahrscheinlich auch nie von

einem Eingeborenen, obgleich dieſe erzählen, daß man in der kalten Jahreszeit in Vertiefungen nahe beim Gipfel Schnee finde. Zwiſchen den einzelnen Kegeln und iſolirten Gebirgsmaſſen liegen fruchtbare Ebenen, von denen einige eine bedeutende Ausdehnung haben. Die Provinz iſt gut bewäſſert und die Flüſſe, die freilich nicht groß ſind, verſiegen in der langen Sommerwärme nicht ganz. Wälder begrenzen die Provinz auf drei Seiten und verſorgen ſie mit Bauholz von der beſten Beſchaffenheit, aber der Centralbezirk iſt von Bäumen faſt entblößt. Man hat indeſſen Euphorbien und Fruchtbäume eingeführt, die vortrefflich gedeihen. Hornvieh iſt zahlreich und vermehrt ſich beſtändig. Es iſt eine merkwürdige Thatſache, daß der zahme Ochſe der indiſchen Art mit dem Höcker angehört, während die Rinder der zahlreichen wilden Heerden alle einen graden Rücken haben. Der heiligen Städte von Ankova gibt es zwölf an der Zahl; ihre Bedeutung ſchreibt ſich daher, daß ſie die Geburtsorte, Wohnungen oder Begräbnißſtätten von Monarchen ſind. Der Glaube an den Einfluß der Geiſter verſtorbener Monarchen iſt einer der Hauptzüge der madagaſſiſchen Religion; er ſpielt bei ihren wichtigſten Ceremonien eine Rolle und wirkt auf die Politik ein. Europäer dürfen die heiligen Städte nicht betreten, und obgleich einige eine ziemliche Größe haben, ſind ſie auf unſern Karten nicht eingetragen.

New-Brunswick.

Die Entwicklung der britiſchen Colonie New-Brunswick iſt noch eine geringe, weil die Colonie ſelbſt noch jung iſt. Die Cultur iſt daher bis jetzt faſt allein auf die beiden größeren Städte Fredericton und St. John beſchränkt. Obwohl erſtere die politiſche Hauptſtadt iſt, ſo herrſcht doch in der letzteren ein weit regeres Leben, da ſie die Verbindung mit dem Mutterlande und allen Import und Export vermittelt. Sonſt iſt das Land noch größtentheils von unwegſamen Urwäldern bedeckt. Erſt neuerdings beginnt die Cultur ſich mehr und mehr auszubreiten und zwar hat man zur Beförderung derſelben unlängſt die erſte Eiſenbahn im Lande durch die Urwälder gebaut, während man bei uns Eiſenbahnen nur erſt dann baut, wenn es die Ausdehnung der Erwerbszweige einer Gegend gebieteriſch fordert. Zu beiden Seiten der Eiſenbahn ſinken jetzt die Wälder nach und nach in Aſche, aus der ſich grob gezimmerte Blockhäuſer und plumpe Umzäunungen erheben. Dicht neben einander ſind hier alle Stufen der Cultur von dem brennenden Walde an vertreten. In den fruchtbaren Thälern des Peticoudiac, des Mameramcook und des St. John River und an der Küſte der Bay of Fundy ſind die Blockhäuſer jedoch ſchon ſeit längerer Zeit in freundliche Farmhäuſer, denen man die Wohlhabenheit anſieht, verwandelt worden.

Das Klima iſt beſonders in dem nördlichen Theile rauh und kalt, der Winter lang und der Sommer kurz, aber heiß. Der ganze Charakter dieſes nördlichen Theiles erinnert ſowohl in ſeiner Oberflächenbeſchaffenheit und den Formen ſeiner Berge, wie dem Ausſehen ſeiner mit Schindeln gedeckten Anſiedlungen, der Bewaldung und der Wieſenflora ganz auffallend an die höher gelegenen Partien Thüringens und des Harzes.

Die ſüdliche Küſte, die Umgebung der Bay of Fundy iſt reich an romantiſchen Schönheiten. Für den Fremden übt dieſe Bucht durch das intereſſante Phänomen des jedesmal um 60 Fuß wechſelnden Niveauunterſchiedes der Ebbe und Fluth noch eine beſondere Anziehungskraft aus. Der Einfluß dieſer hohen Fluth erſtreckt ſich bis weit hinauf in die Flüſſe. Der Peticoudiac und Mameramcook, die man bei der Ebbe faſt durchwaten kann, werden durch die ſchnell hereinbrechenden, trüben, rothen Wogen in breite Ströme verwandelt. Dadurch werden große Schiffe ſtromauf mitgetrieben, die aber bei der Ebbe trocken gelegt werden, ſo daß ſich der Fremde verwundert fragt, wie jene Fahrzeuge dort hingekommen ſeien. So groß auch der Nutzen dieſer hohen Fluth durch den Abſatz von Marſchland, durch die zeitweilige Schiffbarmachung der kleinen Flüſſe ſein mag, eben ſo ſtörend wirkt ſie aber auf den gegenſeitigen Verkehr und ſomit auf den Handel und die Entwickelung der Cultur dadurch ein, daß ſie den Bau von Brücken unmöglich oder doch ſehr koſtſpielig macht, — und ein directes Ueberſetzen in Kähnen nur zweimal in 24 Stunden und dann nur auf einige Minuten erlaubt.

Von beſonderem landwirthſchaftlichen

Interesse sind die Anschwemmungen und Marschbildungen der größeren Flüsse, welche einerseits dem Absatz von dem oberen Laufe entstammenden Theilchen, andererseits der bereits erwähnten hohen Fluth ihren Ursprung verdanken. Letztere führt nämlich einen feinen, rothen, fruchtbaren Schlamm mit sich und läßt denselben größtentheils bei ihrem langsamen Abfließen zurück.

Obgleich die Gebilde der Kohlenformation sich über den bei Weitem größten Theil der Provinz erstrecken, so umfaßt das productive Kohlengebirge doch nur einige schwache, nur stellenweise, z. B. in der Gegend des Grand Lake im Norden von St. John, abbauwürdige, 18 bis 20 Zoll mächtige Flötze einer bituminösen Kohle. Eine kleinere isolirte Partie des productiven Kohlengebirges kommt noch an der Küste der Bay of Fundy vor. In der Nähe von Hillsborough wird ein gangartig auftretender Asphalt, dessen Mächtigkeit 2 bis 18 Fuß beträgt, abgebaut. Lange war man in Zweifel darüber, ob man wirklich Asphalt oder Kohle vor sich habe. Diese Gangausfüllung, so wie die Bildung von in allen Farben des Regenbogens schillernden Oelspiegeln auf den stehenden Gewässern in dieser Gegend deuten auf unterirdische Oelansammlungen hin. In der That hat man bereits aus einigen Bohrlöchern Petroleum gewonnen.

Der Sclavenhandel im Orient.

Seitdem durch Musa Pascha, den verstorbenen Generalgouverneur vom Sudan, der Sclavenhandel auf dem weißen Flusse gänzlich in's Stocken gerathen ist, wird derselbe über Abyssinien mit verdoppelter Kraft betrieben und seit dieser Zeit ziehen alle Sclavenhändler nach Matemma, wo sie einen ungemein reich versorgten Markt vorfinden. Während der 14 Tage, die Dr. Schweinfurth an der Gandua zubrachte, verging kaum ein Tag, an welchem nicht ganze Züge von Sclaven diesen Fluß passirt hätten. Die käuflichen Sclaven, fast ausschließlich den Gallusländern entstammend (Neger gewahrte Dr. Schweinfurth nur vereinzelt), gehörten jeder Altersstufe an, doch bildeten Kinder beiderlei Geschlechts die überwiegende Mehrzahl. Auf's Elendeste versorgt und meist mit einem alten Fetzen bekleidet, werden diese Schaaren gleich dem dummen Vieh von den Treibern, welche mit einer Peitsche den Marsch der Säumigen zu beschleunigen wissen, des Weges einhergetrieben, wobei die jungen gewöhnlich lärmen und scherzen und die älteren dagegen meist mürrisch und widerstrebend einherziehen. Sehr selten kommt es vor, daß man bevorzugten Mädchen verstattet, auf Maulthieren zu reiten.

Von der Schwunghaftigkeit, mit welcher dieser schmähliche Handel in Matemma betrieben wird, liefert die Thatsache eine richtige Darstellung, daß daselbst seit dem Ende der vorhergehenden Regenzeit bis zum Juni 1865 über 12,000 Sclaven ein- und wieder ausgeführt worden sind. Hier ist dem schändlichen Gewerbe Thor und Thür geöffnet, da keine Gesetze existiren, welche demselben auch nur die geringste Beschränkung auferlegen. Selbst christliche Sclaven, was sowohl gegen die Gesetze Abyssiniens, als auch gegen die von Aegypten verstößt, werden nicht selten trotz der lebhaftesten Proteste der Unglücklichen verhandelt und fortgeschleppt. Die Missionäre in Matemma haben bislang nur vergebliche Schritte gethan, um diesem Unwesen Einhalt zu thun, da der so schwunghaft betriebene Sclavenhandel eine reiche Einnahmequelle für den Schah abgibt. Jeder Sclave muß nämlich einen Thaler Eingangs- und ebenso viel Ausgangszoll zahlen.

Außer in Matemma wird der Sclavenhandel noch in Massaua, Tadjuira und Zeila betrieben.

Schluß des neunzehnten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber George Westermann.

Redacteur Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Verlag von Otto Wigand.

Friedr. Wilh. Hackländer's Werke.

Neue Ausgabe letzter Hand.

Sämmtliche Romane und Novellen.

Zehn Bände.

Mit Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Adolph Menzel.

Gr. 8. Geheftet. Preis 10 Thlr.

Auch in 10 Lieferungen à 1 Thlr.

Sämmtliche Romane und Novellen.

Illustrirte Prachtausgabe.

Mit Stahlstichen nach Originalzeichnungen von Adolph Menzel.

Gr. 8. Geheftet. Preis 10 Thlr.

Auch in 10 Lieferungen à 1 Thlr.

Neue Romane und Novellen.

Drei Bände.

Gr. 8. Geheftet. Preis 3 Thlr.

Auch in 3 Lieferungen à 1 Thlr.

Einzelne Bände.

Gr. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Auch in 1 Lieferung à 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

Soeben erschien:

Der Roman meines Lebens.

Gr. 8. Geheftet. Preis 1 Thlr.

Auch in 1 Lieferung à 1 Thlr.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

form 410

Digitized by Google